This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

D20.W3

Weltgeschichte

von

Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß,
k. k. Hofrath, Mitglied des österr. Herrenhauses, Ritter des Ordens der eis. Krone,
Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.

Zweite und dritte Auflage.

Zwanzigster Band.

Allgemeine Geschichte von 1800 bis 1806.

Graz und Leipzig.
Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung ‚Styria'
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.
1896.

LOAN STACK

Alle Rechte vorbehalten.

D20
W463
v.20

Vorwort.

Der vorliegende Band umfasst nur sechs Jahre (1800—1806), aber diese sind mit hochwichtigen Ereignissen überfüllt. Zwar Frankreich hat seinen Bändiger gefunden, aber die Revolution macht sich jetzt unter ihrem genialen Führer auf, die Welt zu erobern und umzugestalten, sie stürzt alte Throne, sie erringt über die gefürchtetsten Heere des Festlandes Sieg auf Sieg. Nur das meerumgürtete England hält stolz seine Fahne hoch und setzt der drohenden Weltherrschaft zähen und muthvollen Widerstand entgegen.

In der deutschen Geschichte füllt diese Zeit ein trauriges Blatt. Nur mit gepresstem Herzen kann man die Berichte aus jener Zeit lesen, nur mit Wehmuth erzählen, was geschah. Man vermisst die edle Thatkraft und den Seelenstolz der Vorfahren. Einst hieß es: „Imperium translatum est ad Alamannos et ideo fons nobilitatis pollet in Germanis.“ Jetzt mangelt jenes patriotische Hochgefühl. Manche schwärmen für den Helden der Revolution als den Messias einer besseren Zeit, bei der Mehrzahl finden wir nur die todtenähnliche Ruhe des Gehorsams, bei den Fürsten überwiegt die Selbstsucht das Pflichtgefühl, für Landgewinn und Standeserhöhung verhandeln sie ihre Landeskinder an den Eroberer, welcher deutsche Regimenter in den Kampf gegen den deutschen Kaiser zu führen vermag, der solange mit Gut und Blut das Reich vertheidigt hatte. Das heilige römische Reich, Jahrhunderte hindurch der Hort der wichtigsten Interessen, nahm ein Ende. Deutschland wurde verheert, ausgeraubt, zertreten; übermüthig wurde an fremden Tischen über deutsche Länder und Stätten alter Bildung gewürfelt. Wer diese Zeiten und ihr Elend kennt, möchte den Österreichern und Deutschen immer zurufen: „Seid einig, dann bildet ihr den Schwerpunkt der europäischen Politik und wahrt die Segnungen des Friedens!“ Diese Anschauungen haben sich mir durch meine weiteren Studien in der merkwürdigen Geschichte der Revolutionszeit nur bestätigt.

Ausführlich ist der Herzog von Enghien behandelt, nicht bloß weil ich in meiner Jugend in meiner Heimat viel über ihn von Männern hörte,

die den Heldenjüngling kannten, liebten und bewunderten, sondern weil sein Mord den Wendepunkt im Leben Napoleons bildet. Glühte er früher von Eifer, Großes und Gutes zu vollbringen, so ist er fortan den bösen Mächten seiner Brust verfallen. Der tüchtigste der Bourbonen schien ihm eine Gefahr für seinen Thron. Darum musste er vernichtet werden „nach seiner Politik". Die Verhaftung durch Überfall bei Nacht, die gehudelte Gerichtsverhandlung, das unbegründete Todesurtheil, die Hinrichtung im Dunkel der Nacht im Schlossgraben von Vincennes setzen Napoleon in die Reihe der Schreckensmänner hinab, von denen Frankreich befreit zu haben er sich doch oft rühmte.

Diesem Vorwort habe ich beizufügen, dass ich wie bei der früheren auch bei dieser neuen Auflage mich zum Dank verpflichtet fühle dem Herrn Professor Vockenhuber für Besorgung der Correctur, dem Herrn Professor Dr. Zwiedineck, Vorstand der Landes-Bibliothek am Joanneum, für viele Gefälligkeiten, nicht minder dem früheren Vorstand der Universitäts-Bibliothek, Herrn Dr. Müller. Zur Schilderung des Parteitreibens in der Schweiz konnte ich die jetzt in Innsbruck befindliche Broschüren-Sammlung meines Collegen Professor Bidermann benützen, der leider zu früh der hiesigen Universität durch den Tod entrissen wurde. Ein günstiger Stern waltete über die Universitäts-Bibliothek, sie bekam durch die Gnade des Kaisers ihr eigenes schönes Haus, in dessen weiten, nach dem Plan des Bibliothekars Dr. Haas sinnreich eingerichteten Räumen die studierende Jugend wie die Professoren die großen Schätze der Bücher und Manuscripte viel leichter und ausgiebiger als früher benützen können.

Graz, 15. August 1896.

Dr. J. B. v. Weiß.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Anfänge der neuen Regierung . . . . . 1—38
Die vierte Verfassung 4
Bonaparte und die Bourbonen 12
Klugheit auf dem Wege zur Monarchie 14
Frieden mit der Vendée und Bretagne 17
Das Heer in Ägypten. Klebers Sieg bei Heliopolis 21
Bonaparte bietet Georg III. und Franz II. den Frieden an 27
Paul I. geht weg von der zweiten Coalition 31

Der Feldzug vom Jahre 1800 . . . . . 39—148
Moreau 42
Bonaparte geht über die Alpen, 15. bis 22. Mai 1800 47
Montebello und Marengo 55
Bonapartes Heimkehr. Papstwahl. Pius VII. und Consalvi. Der Krieg in Deutschland 67
Vergebliche Unterhandlungen über den Frieden. Kaiser Paul I. Die Neutralität zur See. Die Engländer überfallen Kopenhagen 74
Spanien und Portugal, Nordamerika 79
Die Schlacht bei Hohenlinden, 3. December 1800 88
Der Krieg in Italien 1800 bis 1801 91
Der Friede von Lunéville 95
Wie Bonaparte regiert. Finanzen, Straßen, Gottesdienst, Emigranten. Ceracchi. Lucian 98
Der Norden und England. Rücktritt Pitts. Ministerium Addington 108
Die Seeschlacht bei Kopenhagen 108
Der Tod Pauls I. in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 111
Kaiser Alexander I. 120
Deutschland nach dem Frieden von Lunéville. Der Reichsdeputations-Hauptschluss 123
Verluste der katholischen Kirche durch die Säcularisation 132
Die ersten Jahre der Regierung Kaiser Alexanders I. 141

Neapel . . . . . 149—193
Cardinal Ruffo 151
Widerstand der Republikaner 156
Der Kampf um Neapel 163
Nelson 170
Der König kommt 175
Die Neapolitaner wieder in Rom. Friede mit Frankreich 183

Der Friede zu Amiens . . . . . 194—213
Die Höllenmaschine, 24. December 1800 202
Der Orden der Ehrenlegion, 4. Mai 1801 210

Seite

Ägypten und Domingo . . . . . 214—239
Domingo 218

Das Concordat . . . . . 240—288
Die constitutionellen Bischöfe 263
Osterfeier 1802. — Chateaubriands Geist des Christenthums 268
Die constitutionellen Pfarrer 276
Bonaparte ordnet das Schulwesen 286

Bonaparte wird erster Consul auf Lebenszeit . . . . . 289—356
Opposition im Tribunat 289
Bonaparte Präsident der italienischen Republik 295
Die Elimination der Gegner. — Amnestierung der Emigranten 298
Bonaparte erster Consul auf Lebenszeit 302
Die fünfte Verfassung 309
Bonaparte als Friedensstifter der Schweiz, Médiateur de la Suisse 318
Allgemeiner Aufstand gegen die helvetische Regierung 330
Bonaparte als Friedensstifter 333
Johann Heinrich Pestalozzi 343

Bruch mit England . . . . . 357—427
Rüstungen 368
Verschwörung 372
Herzog von Enghien 381
Verhaftung und Hinrichtung Enghiens 401
Stimmen über Enghiens Tod 417

Das Kaiserthum . . . . . 428—471
Die Verfassung des Kaiserreiches 439
Der Senat ruft Napoleon zum Kaiser aus 445
Der Prozeß der verschworenen Royalisten 452

Die Krönung . . . . . 472—513
Verhandlungen zur Krönung 472
Boulogne, Aachen, Mainz 475
Der 2. December 1804 491
England 496
Das Königreich Italien 499
Pius VII. nach der Krönung 501
Napoleons Aufenthalt in Italien 1805 506

Die dritte Coalition und der Krieg von 1805 . . . . . 514—636
Rüstungen zur englischen Heerfahrt; — sie wird vertagt wegen Villeneuves Muthlosigkeit 521
Die Feldzugspläne 529
Mack in Ulm. Erzherzog Ferdinand. Karl Fürst zu Schwarzenberg 544
Erzherzog Ferdinand, Schwarzenberg, Werneck 554
Napoleon und Mack. Übergabe Ulms 557
Trafalgar 562
Italien, Caldiero, Neapel 574
Napoleons Marsch gegen Wien 586
Tirol während des dritten Coalitionskrieges 591
Merveldts Zug in die Steiermark 597
Vormarsch nach Wien. Kampf bei Dürrenstein 603
Verhandlungen. Die Franzosen in Wien. Die Taborbrücke. Die Schlacht bei Hollabrunn 605
Die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz 618
Der Waffenstillstand. Ausbeutung des Sieges. Sorge um fürstliche Verwandtschaft 632

Seite

Der Vertrag von Schönbrunn 636
Der Friede zu Preſsburg 641
Neapel 643
Pitts Tod 657

Bruch mit Preußen. Der Rheinbund . . . . . 667—724
Bruch mit Preußen 673
Die Cattarofrage. Friedensverhandlungen mit Rußland. Lage Öſterreichs . . 680
Abſchluſs des Rheinbundes 686
Vertheilung von Ländern an Vertraute und Freunde 696
Holland 697
Napoleon als Rheinbunddirector. Mord Palms. Miſsbrauch des Katechismus 702
Bruch mit Preußen 707

Regiſter . . . . . 725—748

Die Anfänge der neuen Regierung.

Der Staatsstreich war geschehen, er war von einer Wirksamkeit, v der man in Deutschland keine Ahnung hatte, die man aber nur zu b empfinden sollte. Er setzte zunächst die Gewalt an die Stelle einer schwankend von parlamentarischen Majoritäten abhängigen, und wegen ihrer Schwäc wie wegen ihres Eigennutzes verrufenen Advocaten-Regierung. — Bign macht über diesen Staatsstreich die richtige Bemerkung: „Das Unternehm gehört zu jenen, die jedem, der es wagt, drei Würfel zeigen: Bürgerkro Thron und Blutgerüst. Bei dem General Bonaparte sollten alle drei ihrer Weise an die Reihe kommen; anfangs schmückt die Bürgerkrone sei republikanische Stirne; dann erhebt sich ein Thron für ihn, der den Gla aller Throne verdunkelt. Sollte der Felsen von Helena, wenn auch nicht d Hochgerüst für seinen Ruhm und seinen Genius, doch das Hochgerüst se wo sich der Tod eines Tages für achtzehn Jahre voll Sieges seine Ra nimmt?“ [1]) Gewiss ist, dass der Staatsstreich mit größter Gunst von d öffentlichen Meinung aufgenommen wurde, dass er in den Franzosen wiel Selbstzuversicht und unbegrenzte Hoffnungen erweckte, und dass die ne Regierung lange hielt, was sie versprach. Bonaparte wollte damals das Gu wollte es leidenschaftlich, und wirkte für das Wohl Frankreichs mit der voll Kraft und Ursprünglichkeit seines reichen Geistes.

Das Gesetz vom 20. Brumaire bekleidete die drei Consuln mit der voll Directorialgewalt, sie sollten die Ruhe im Innern herstellen und Fra reich mit Europa einen dauernden Frieden geben, und im Verein mit den zu gesetzgebenden Versammlungen von je fünfundzwanzig Mitgliedern, welche a dem Rath der Alten und der Fünfhundert gewählt waren, die Veränderung vorbereiten, welche den organischen Anordnungen des Verfassungsvertrag zu geben wären, deren Fehler und Unzulänglichkeiten die Erfahrung g zeigt habe. Sollte die neue Verfassung bis zum nächsten 1. Ventose v

[1]) Bignon, Histoire de France depuis le 18 Brumaire jusqu'a la pa de Tilsit. Paris 1829. Vol. I, p. 1.

Volk nicht angenommen sein, so hätten die Räthe der Alten und der Fünfhundert, mit Ausnahme von sechzig Mitgliedern, die namentlich bezeichnet waren, aus eigener Machtvollkommenheit wieder zusammen zu treten. Die beiden Hauptpersonen der neuen Regierung theilten sich nun in ihre Arbeit derart, dass Bonaparte regieren und Siéyès sich mit der Verfassung beschäftigen sollte. Bonaparte bewies augenblicklich schöpferische Kraft, Maß und Herrschertalent.

Bonaparte.

Das Ministerium.

Die Wahl der Minister fiel auf geschickte Männer: der gewandte Talleyrand bekam das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten,[1]) Berthier das des Krieges, der schlaue Fouché das der Polizei, der berühmte Gelehrte Laplace[2]) das des Innern, Forfait, ein geschickter Seebaumeister, bekam die Marine, Gaudin die Finanzen, Maret wurde Staatssecretär. So traten tüchtige Männer in den öffentlichen Dienst, während früher die wichtigsten Stellen aus der Hand der Unfähigkeit in die Hand der Mittelmäßigkeit übergegangen waren. Bonaparte hielt viel bei seinen Ministern auf Pünktlichkeit und Kenntnisse, über den Kopf wuchs ihm keiner, sie wurden nur Werkzeuge seiner Ideen; er wollte sein eigener Louvois und Turenne, sein eigener Colbert und Sully sein. Lefèvre bekam die Gouverneurstelle von Paris, Moreau den Befehl über die Armee am Rhein und in der Schweiz, und Massena ward zur italienischen Armee geschickt.

Ordnung der Finanzen.

Am schreiendsten war die Noth im Finanzwesen, die Zwangsanleihe ward mit dem Geiselngesetz dem Directorium am meisten zum Vorwurf gemacht; sie wurde darum alsbald abgeschafft und durch einen Kriegsbeitrag, bestehend in einer Erhöhung der Grund-, Vermögens- und Personensteuer um 25 Centimes ersetzt. Den drückendsten Bedürfnissen half ein Aufruf an die Banquiers der Hauptstadt ab; sie schossen der Regierung zwölf Millionen vor, die mit den ersten eingehenden Kriegssteuern bezahlt werden sollten. Die bisherige Finanznoth kam zum Theile daher, dass die Revolution alle indirecten Steuern abgeschafft hatte, und nur Eigenthums- und Personensteuern erhoben wurden; theils daher, dass noch gar kein Cataster bestand und

Steuern.

die Erhebung der Steuern im Abschlag denen zugeschlagen wurde, welche sich erboten, die Steuern mit dem geringsten Aufwande zu erheben; dass man den Ortsverwaltungen überlassen hatte, sich selbst zu besteuern, und dass Betrug und Wucherspiel das Staatseinkommen allenthalben schmälerten. Jetzt wurden ein Director und Inspector in jedem Departement, und 840 Controleurs aufgestellt, in kurzer Zeit ein Cataster geschaffen, und Sicherheit des Einkommens, sowie gleichmäßige Vertheilung der Staatslasten bewirkt. Die Generaleinnehmer mussten für die Steuern monatlich fällige Schuldscheine ausstellen, und, um diese in Cours zu erhalten, beim Antritt ihres Amtes eine Caution in barem

Amortisationscasse.

Geld erlegen, das man in eine Amortisationscasse niederlegte. Jeder Schuldschein sollte zur Verfallzeit von der Casse des Generaleinnehmers, oder

[1]) Anfangs Reinhard, ein Wirtemberger, Sohn eines protestantischen Geistlichen in Schorndorf.

[2]) Laplaces Ernennung zum Minister war eine der Wissenschaft dargebrachte Huldigung; doch der Mann, welcher Keplers und Newtons Gesetze erklärte und in seinem weiten Geist das Weltsystem umspannte, erwies sich als ganz mittelmäßiger Kopf in der Verwaltung und unfähig auch zu den kleinsten Geschäften. Daher kam Lucian an seine Stelle. Bourrienne, Mémoires, III, p. 120.

Alten und der Fünf-
namentlich bezeichnet
mmen zu treten. Die
ch nun in ihre Arbeit
it der Verfassung be-
öpferische Kraft, Maß

der gewandte Talley-
genheiten,[1]) Berthier
der berühmte Gelehrte
r Seebaumeister, bekam
taatssecretär. So traten
r die wichtigsten Stellen
mäßigkeit übergegangen
Pünktlichkeit und Kennt-
Werkzeuge seiner Ideen;
ner Colbert und Sully
Moreau den Befehl
Massena ward zur

esen, die Zwangs-
torium am meisten zum
nd durch einen Kriegs-
-, Vermögens- und
ndsten Bedürfnissen half
schossen der Regierung
gssteuern bezahlt werden
er, dass die Revolution
enthums- und Personen-
in Cataster bestand und
lagen wurde, welche sich
erheben; dass man den
euern, und dass Betrug
mälerten. Jetzt wurden
) 840 Controleurs auf-
herheit des Einkommens,
. Die Generaleinnehmer
ne ausstellen, und, um
eine Caution in barem
asse niederlegte. Jeder
Generaleinnehmers, oder

protestantischen Geistlichen

Wissenschaft dargebrachte
ete erklärte und in seinem
mittelmäßiger Kopf in der
her kam Lucian an seine

wenn dieser nicht Zahlung leiste, von der Amortisationscas
welche das zurückgewiesene Papier sofort mit der Caution
einlöste. So bekam die Regierung sogleich viele Millionen zu
ihre Papiere hatten eine sichere Geltung. — Nun konnte d
Armeen Geld senden und der Noth der Truppen ein E
der Alpenarmee war die Noth so groß gewesen, dass Champ
eigenthum antasten musste (der Kummer darüber verbitterte se
er starb in Antibes am 9. Januar 1800); dass die Soldaten
Fahnen verließen und als Räuber ihren Unterhalt suchten. Bon
erließ zugleich eine schöne Mahnung an das Heer: „Das Haup
Soldaten ist Standhaftigkeit im Ertragen der Strapazen und
die Tapferkeit nimmt erst die zweite Stelle ein. Mehrere Cor
Stellungen verlassen und sind taub gewesen gegen die Stimme
Sind sie denn alle die Tapferen gefallen von Castiglione, Rivoli
Sie wären lieber gestorben, ehedenn sie ihre Fahnen verlassen,
ihre jungen Kameraden zurückgeführt zur Ehre und zur Pflicht.
angefangen, wenn ihr euch wie die 4. und 22. leichte, wie di
Liniendivision befunden hättet mitten in der Wüste, ohne Brot un
bei Pferde- und Maulthierfleisch? Der Sieg wird uns Brot
jene — und ihr, ihr konntet eure Fahnen verlassen!“ Und in de
die Soldaten zur Ordnung zurück.

Unter allgemeiner Zustimmung des französischen Volkes
am 13. November 1799 das Geiselngesetz auf, ja er bega
das Templegefängnis, um die Fesseln der Gefangenen zu lösen.
lich war die Entlassung der verhafteten Geistlichen
weisung vieler Auswanderer, die, in der Absicht, in d
Kampf zu beginnen, bei Calais Schiffbruch gelitten hatten und
der Hinrichtung entgegensahen.[1]) Da sich die Stimme der Na
Abführung der sechzig Deputierten nach Cayenne
Jourdan schon von der Liste gestrichen — lebhaft äußerte,
die Vollstreckung des Strafbefehles. An die Stelle der Verbann
Überwachung, und auch diese ward bald aufgehoben. Der Ei
gegen das Königthum und die traurige Feier des 21. Ja
abgeschafft.

Dies weckte in vielen Royalisten die Hoffnung, der erste
wohl, ein anderer Monk, die Bourbonen zurückrufen. Bonapar
auf royalistische Anmuthungen derart, dass er den Verfolgungen ei
alle Parteien einander nähern, aber keine andere siegen lassen
der Revolution in ihrem besseren Sinne.

Die Leiche Pius VI. lag noch immer ohne Bestattung
Bonaparte befahl, gemäß der Stellung des Verstorbenen, die
eingenommen hatte, die ehrenvollste Bestattung, worüber die
ganzen Welt sich beifällig aussprachen. Ein Denkmal sol
richtet werden, welches die Würde des beerdigten Fürsten
Verordnung erfloss am 30. December 1799, sechs Monate n

[1]) 9. December 1799, darunter waren der Prinz Talmont, Montmorency, ein Choiseul.

dieses Märtyrers; eine ungeheure Menschenmenge strömte nach Valence, um der Leichenfeier beizuwohnen. Am 28. December wurde Cultfreiheit angeordnet: jetzt konnte der Sonntag wieder gefeiert werden — und die Feier der Decadis hörte von selber auf. Die Kirchen dagegen waren am Sonntag gedrängt voll: wie Schiffbrüchige einem Felsen zuschwimmen, so suchten die Gemüther Rettung und Trost im alten Glauben.

Lafayette. Carnot.

In den früher erwähnten Präliminarien von Leoben hatte Bonaparte die Freilassung Lafayettes, Latour-Maubourgs und anderer vom Wiener Hof erwirkt. Das Directorium hatte ihnen jedoch die Erlaubnis, nach Frankreich zurückzukehren, versagt; jetzt durften sie wieder zurückkehren. Carnot erhilt bald das Kriegsministerium; Lafayette aber, noch immer an den Ideen von 1789 hängend, schlug die Stellung eines Gesandten in Nordamerika und eines Platzes im Senate gleichmäßig aus. —

Die vierte Verfassung.

Siéyès und die neue Verfassung.

An der neuen Verfassung indes hatte Siéyès unabläßig gearbeitet; er meinte, darin allen billigen Forderungen der Freiheit wie der Ordnung gerecht zu werden und ein Werk zu liefern, womit er alle früheren Staatsweisen übertreffen und das die Jahrhunderte überdauern würde. Hauptabsicht dabei war Ausgleichung der Gewalten und Sicherung einer Freiheit, die von Pöbelunruhen nicht mehr bedroht wäre. Der Grundgedanke derselben ist: das Vertrauen muss von unten und die Macht von oben kommen.

Bürgerrechte.

Jeder Franzose mit einundzwanzig Jahren, der sich in ein Bürgerverzeichnis eintragen ließ, ist vollberechtigt zur Wahl. Die fünf Millionen wahlbefähigter Bürger sollen, nach Arrondissements getheilt, ein Zehntel von sich auswählen, und so entsteht ein Verzeichnis von 500.000; diese sollen nach Departements sich versammeln und wieder ein Zehntel aus sich wählen und so entsteht ein Verzeichnis von 50.000, und diese 50.000 wählen wieder ein Zehntel aus sich aus und so entsteht ein Verzeichnis von 5000. Dies sind die drei Vertrauens- oder Notabilitätslisten, listes de confidence. Aus der ersten oder Gemeinde-Notabilitätsliste werden die Mitglieder der Gemeindeverwaltung, die Unterpräfecten und Richter, aus der zweiten oder Departements-Notabilitätsliste werden die Departementsräthe, die Präfecten, die Appellationsrichter; aus der dritten oder National-Notabilitätsliste werden die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, alle Beamten höheren Ranges, die Staatsräthe, Minister, Cassationsräthe gewählt. Also die Nation stellt Verzeichnisse auf, die Regierung aber wählt daraus. Jährlich kommen die Bürger zusammen, um die Namen von den Listen zu streichen, welche des Vertrauens nicht mehr würdig sind, und andere an ihre Stelle zu setzen. Vom früheren Einkammersystem gieng man jetzt in Frankreich vollständig ab, die gesetzgebende Gewalt zerlegte Siéyès in drei Körperschaften: 1. ein gesetzgebender Körper aus 300 Mitgliedern sollte bloß die Erörterung der

Notabilitätslisten.

Dreikammersystem.

Gesetze stillschweigend anhören und darüber abstimmen; 2. ein Tribunat von 100 Mitgliedern sollte öffentlich über neue Gesetze berathen, und jene, welche es für geeignet halte, durch drei Mitglieder vor dem gesetzgebenden Körper befürworten; 3. ein Staatsrath sollte beim Tribunat neue Gesetzentwürfe vorlegen, für sie vor dem gesetzgebenden Körper sprechen und, wenn dieser durch seine Annahme ihnen Gesetzeskraft verlieh, sie durch die zur Ausführung nöthigen Verordnungen vervollständigen. — Das erhaltende Element im Staatsleben bildet der Senat Conservateur, aus 100 Mitgliedern bestehend; er hat die Aufsicht über die Verfassung, er kann jedes Gesetz und jede Verfügung der Regierung, die ihm gegen die Verfassung zu verstoßen scheint, für ungiltig erklären; er ergänzt sich selbst aus der Notabilitätsliste; wer aber einmal im Senat ist, kann kein anderes Amt mehr im Staate erlangen. Er ernennt die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats und des Cassationsgerichtes aus den National-Notabilitätslisten durch geheime Abstimmung. Die Minister ernennen die Beamten aus den Listen, werden aber selber wieder von einem Consul des Krieges und des Friedens, und diese wieder vom obersten Wahlherren, Grand electeur, ernannt. Er ist das zeugende Princip der Regierung und ihr äußerer Vertreter. In seinem Namen wird Recht gesprochen, werden die Gesetze verkündet, bei ihm die fremden Gesandten beglaubigt und von ihm die Verträge unterzeichnet. Er hat einen Gehalt von sechs Millionen, bewohnt die Tuilerien und das Schloss in Versailles und ist beschützt durch eine Leibwache von 3000 Mann; er wird vom Senat ernannt, aber auch, wenn er gefährlich erscheint, seines Amtes wieder entkleidet, indem man ihn zum Senator ernennt oder indem ihn der Senat absorbiert. Jeden Beamten der Republik kann der Senat dadurch unschädlich machen, dass er ihn zu seinem Mitglied ernennt.

Corps législatif. Tribunat. Sénat conservateur. Grand electeur.

Dies ist also der Entwurf, mit dem Siéyès das höchste politische Problem gelöst zu haben vermeinte. Näher besehen ist diese Verfassung eigentlich nur ein mattes Nachbild der englischen Verfassung. Dem Großwahlherrn fehlt zum König nur die Erblichkeit. Der Senat ist nur ein anderes Oberhaus und der gesetzgebende Körper, das Tribunat und der Staatsrath bilden zusammen eine Art Unterhaus. Gehalten hätte sich diese Verfassung schwerlich, entweder hätte sich aus dem Großwahlherrn ein wahrer König oder aus dem Senat eine Aristokratie, ähnlich der venetianischen, entwickelt. Für Bonaparte paßte sie nicht und bei der ersten Berathung schieden er und Siéyès in Groll voneinander. Erst im December fanden neue gemeinsame Berathungen statt und benahm sich Bonaparte gemäßigter. Siéyès trug mit Wärme seinen Plan vor, Bonaparte fand alles schön und tief gedacht, aber manches unpraktisch, und jetzt wurde an den einzelnen Punkten ergänzt, geändert, gestrichen. Der Grundgedanke: das Vertrauen kommt von unten, die Macht von oben, blieb, nur bekam das Ganze einen ziemlich monarchischen Schlusstein. Bonaparte nahm die Communal-Departements- und National-Notabilitätslisten an, nur beschloss man, diesmal durch eine Maßregel der constituierenden Gewalt sämmtliche Oberbehörden des Staates zu ernennen und die Ernannten sogleich in die erste Liste aufzunehmen. Eine Revision der Listen sollte nicht jährlich, sondern nur alle drei Jahre stattfinden mit Ergänzung und Ausscheidung, die Listen sollten Vertrauenslisten, nicht Notabilitätslisten heißen. Statt 100 Senatoren nahm man für den Augenblick nur 60, für später 80 an; das Recht, zu absorbieren, ward gestrichen, wohl aber dem Senat das

Kritik der Verfassung. Bonaparte ändert den Entwurf, ernennt alle Beamten.

Der Senat, der gesetzgebende Körper und das Tribunat besoldet.

Recht zuerkannt, verfassungswidrige Gesetze oder Verfügungen der Regierung zu verwerfen; seine Mitglieder durften kein Staatsamt verwalten. Der gesetzgebende Körper sollte aus 300, das Tribunat aus 100 Mitgliedern bestehen und beide jährlich ein neues Fünftel erhalten, die Zahl der Zuhörer auf den Gallerien auf 200 beschränkt werden. Die Senatoren sollten 25.000, die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers 10.000 und die Tribunen 15.000 Francs jährlichen Gehaltes haben. Den Großwahlherrn bespöttelte Bonaparte: „Das ist ein Faulenzerkönig und die Zeit solcher Taugenichtse ist vorüber!“[1]) Welcher Mann von Geist und Herz möchte sich wie ein Mastschwein auf sechs Millionen herumwälzen; es ist ein Unsinn, zum Handeln ernennen und nicht selbst handeln. Wäre ich Großwahlherr, so würde ich dem Kriegs- und Friedensconsul sagen: wenn Sie nicht das und das thun, so setze ich Sie ab — und der Senat sollte mich absorbieren wollen!“[2])

Der erste Consul.

So fiel denn der Großwahlherr und an seine Stelle trat ein erster Consul, zu dem Bonaparte bestimmt wurde, mit monarchischer Gewalt. Er ernannte die Mitglieder der allgemeinen Staatsverwaltung, der Departements und Municipalitäten, die Land- und See-Officiere, die Staatsräthe, Gesandten, Civil- und Criminalrichter; einmal ernannte Richter sollte er aber nicht wieder absetzen dürfen; er hatte also die ganze innere Regierung, die Leitung der Diplomatie und des Krieges, 500.000 Francs Gehalt, Wohnung in den Tuilerien und eine Leibwache. Um seine unumschränkte Gewalt etwas zu verdecken, wurden ihm noch zwei Consuln mit je 150.000 Francs Gehalt mit berathender Stimme und dem Recht, ihre besondere Ansicht im Protokoll niederzulegen, beigegeben. Diese drei Consuln wurden auf zehn Jahre gewählt mit dem Rechte, nachher wieder gewählt zu werden. Da Siéyès keine Lust hatte, eine Nebenrolle zu spielen, so schlug er die Stelle des zweiten Consuls aus; an seine Stelle trat Cambacérès und Lebrun an die Stelle von Roger Ducos. Dafür erhielt Siéyès aber als Geschenk für seine Arbeit das fette Landgut Crosne, wurde Präsident des Senates und erhielt mit Roger Ducos, Cambacérès und Lebrun das Recht, die 31 ersten Senatoren zu wählen, diese sollten dann 29 weitere wählen und dann diese 60 Senatoren aus den Listen den gesetzgebenden Körper, das Tribunat und den Cassationshof bilden.

Die zwei andern Consuln.

Siéyès.

Wahl der Senatoren.

Die Verfassung tritt in Kraft.

Von Pressfreiheit war in der neuen Verfassung die Rede nicht, auch nicht von Öffentlichkeit der Rechtspflege, dagegen wurden die Minister für verantwortlich erklärt und der Besitz von Nationalgütern gewährleistet. Am 14. December 1799 wurde die Verfassung unterzeichnet, am 15. December den Bürgern zur Abstimmung vorgelegt, am 7. Februar 1800 die Abstimmung bekannt gemacht, 3,012.569 hatten dafür, 12.569 dagegen gestimmt. Am 24. December hatte aber der erste Consul

[1]) L'ombre décharnée d'un roi fainéant.
[2]) Thiers, Französische Revolution, Capitel 59.

schon verkündet, dass die Constitution in Kraft trete. Der Senat tagte im Luxembourg, das Tribunat im Palais Royal, der gesetzgebende Körper im Palais Bourbon.

Die Revolution hatte aus ganz Frankreich ein Chaos gemacht, die Verwirrung war unsäglich. Der ganze Staat musste neu geschaffen werden. Bonaparte konnte hier wohl sagen:

„Gewichen ist die Welt aus den Gelenken,
Weh mir, dass ich geboren bin, sie wieder einzurenken!"

Er bewies dabei nicht bloß einen scharfen Blick für das, was Frankreich noth that, einen glühenden Eifer für das Gute, eine seltene Arbeitskraft, sondern auch eigentlich organisatorisches Talent. Durch ihn hat Frankreich die Verwaltung erhalten, welche jetzt noch besteht.

Den Regierungsantritt bezeichneten eine Reihe wohlthätiger Verfügungen. Am 1. Januar 1800 hatte der Senat, der gesetzgebende Körper und das Tribunat ihre erste Sitzung; die des Tribunats erregte ein unangenehmes Aufsehen durch die Opposition, die da zum erstenmale sich aussprach, während die allgemeine Stimmung der Aufregung müde war und sich nach Ruhe sehnte. Tribunat.

Der allgemeine Wunsch zielte nach einer kräftigen Staatsgewalt und einer vernünftigen Freiheit. Es gab aber mehrere im Tribunat, welche Sorge hatten, die Freiheit möchte durch den neuen Machthaber gekränkt werden; solche Männer waren Chénier, Ginguené, Daunou, Tracy, Cabanis, Benjamin Constant, die wir von früher her kennen. Frau von Staël, die von Napoleon gekränkte Tochter Neckers, hätte gern Einfluss auf die Regierung gehabt und war von Bonaparte beleidigt worden, als sie mit der Frage: „Wen halten Sie für die erste Frau Frankreichs?" vor ihn trat und die derbe Antwort erhielt: „Diejenige, welche dem Staate die meisten Söhne geboren hat"; — sie hatte zum Unglücke nur einen einzigen Sohn und hatte doch erwartet, dass er sie für die erste Frau Frankreichs erkläre. Die Männer, welche gegen die bestehende Regierung waren, versammelten sich gern in ihrem Salon, wo die Maßregeln Bonapartes in der Regel eine bittere Kritik erfuhren. Das Luxembourg war der Sitz des Senats, das Palais de Bourbon wurde dem gesetzgebenden Körper zugewiesen; das Tribunat dagegen sollte seine Sitzungen im Palais Royal halten — dies verletzte. In der ersten Sitzung sagte schon der Tribun Duveyrier, das Palais Royal sei früher der Sitz der Unordnungen und Ausschweifungen allerdings gewesen, aber auch der Zeuge vom ersten Triumphe der Freiheit; von hier sei die Nationalcocarde ausgegangen, das schönste Siegeszeichen, unter dem so viele Wunderthaten geschahen. Wenn man einen Götzen von vierzehn Tagen erheben wolle, so erinnere das Palais Royal an den Sturz eines Götzen von vierzehn Jahrhunderten. Er fühle sich also nicht dadurch beleidigt, dass man das Palais Royal dem Tribunat zum Sitze seiner Berathungen anwies. Bonaparte verstand sogleich den Sinn dieser Rede und äußerte sich sehr bitter darüber. Im Tribunat selber hatte man das Gefühl, dass diese Worte einen ungeeigneten Angriff gegen den ersten Consul enthielten, und Girardin schlug darum am nächsten Tag einen Eid der An- Opposition. Madame de Staël. Im Palais Royal. Duveyrier. Bonaparte.

Girardin. hänglichkeit an die neue Verfassung vor: das Tribunat sollte nicht ein geordneter Widerstand gegen die Regierung sein, sondern ein Sitz der Einsicht; es sollte die Handlungen der Regierung nicht um jeden Preis bekämpfen, sondern bereit sein, dieselben anzunehmen, wenn sie übereinstimmen mit dem öffentlichen Wohl; es sollte sich nicht bemühen, die Leidenschaften anzuschüren, sondern zu beruhigen. Der 18. Brumaire sei ein heilbringender und ruhmvoller Tag, welcher Frankreich errettete vor der Anarchie und dem Einbruch der Fremden. Der Friede müsse ohne Unterlass die Gedanken der Tribunen beschäftigen, Duveyrier habe ungeschickt am vorhergehenden Tage von Götzen gesprochen. „Wir kennen in Frankreich keine Götzen!“ Aus diesen Worten sprach Hochachtung und Wohlwollen für den ersten Consul, der dennoch fortan vor dem Tribunat einen Abscheu hegte.

Form der Erörterung. Nun sollten die Formen geregelt werden, welche bei der Vorlage, der Erörterung und Annahme von Gesetzentwürfen zu beobachten wären, und da hatte die Verfassung bestimmt, dass die beantragten Gesetze durch drei Staatsräthe dem gesetzgebenden Körper überbracht, dann dem Tribunat mitgetheilt werden und dass an einem von der Regierung bestimmten Tage das Tribunat bereit sein solle, dieselben durch drei seiner Redner vor dem gesetzgebenden Körper zu verhandeln. Das missfiel: ob man denn einer berathenden Versammlung den Tag der Erörterung vorschreiben dürfe? Der Entwurf wurde bekämpft. Die Verfassung gestattete übrigens, dass das Tribunat den gesetzgebenden Körper um einen Aufschub. Aufschub bitten dürfe. Dieser Beisatz missfiel noch mehr. Benjamin Constant hob hervor, warum man sich so große Mühe gebe, so schnell mit dem Benjamin Constant. Tribunat fertig zu werden; offenbar gehe man von der falschen Annahme aus, dass das Tribunat weiter nichts sei, als ein Oppositionskörper, der nur der Regierung fortwährend Hindernisse in den Weg legen wolle; man gedenke, was Gesetz werden solle, dem Tribunat nur im Flug zu zeigen und Gesetze bewilligen zu lassen, die das Tribunat noch gar keine Zeit gehabt habe, anzutasten. Das Riouffe. war ein feiner Angriff auf Bonaparte. — Riouffe, den wir als Freund der Gironde kennen,[1]) wollte durch ein Lob auf Bonaparte dem Tribunat gutes Wetter bereiten: er wollte kein verschwörerisches Schweigen beobachten, weder den Camille Desmoulins, noch den Convent preisen, sondern den, welchen der Erdkreis preise. Habe er früher in den Girondisten die geächtete Tugend gefeiert, so wolle er jetzt seinen Muth dadurch beweisen, das Genie im Schoße der Macht und des Sieges zu feiern. Er sei stolz darauf, dass der Mann an der Spitze der Republik stehe, welcher den Franzosen den Titel der großen Nation errungen habe; er wolle verkünden, wie groß, wie mild und gerecht dieser Mann sei. — Dieses Lob war ebenso taktlos, als der Tadel Duveyriers. Das vorgeschlagene Gesetz wurde übrigens von den Tribunen beim gesetzgebenden Körper unterstützt und dieser nahm es mit 103 gegen 23 Stimmen an. Was konnte die Regierung da noch mehr wünschen!

Bonaparte tadelt das Tribunat. Dennoch fühlte sich Bonaparte verletzt und gab selber am 8. Januar einen Artikel in den „Moniteur“ gegen das Tribunat: man sehe aus allem heraus, dass keine planmäßige, wirkliche Opposition darin bestehe, aber jeder dürfte nach Ruhm, jeder wünschte seinen Namen verbreitet zu machen durch die hundertstimmige Göttin des Rufes, und einige Leute wüssten es noch

[1]) Vgl. Bd. XVII dieses Werkes, d. H.

immer nicht, dass man durch das Bestreben, schön zu reden, minder sicher zum Ansehen gelange, als durch die Beharrlichkeit im nützlichen, ja selbst unbemerkten Dienste des Publicums, welches Beifall zolle und richte. — Dass Bonaparte den Artikel geschrieben habe, wurde bekannt. Man fühlte, die Gereiztheit hatte ihn zu einer verächtlichen Behandlung eines Staatskörpers misleitet. Übrigens verschwand diese Missstimmung vor der Anerkennung der wichtigen und vortrefflichen Gesetzentwürfe, welche die Regierung rasch nacheinander den Staatskörpern zur Beurtheilung und Annahme vorlegte. Einer der wichtigsten betraf die Departements- und Municipalitäts-Verwaltung.

Die Revolution hatte den König ohnmächtig gemacht, die Centralgewalt gelähmt, überhaupt jede Kraft der Regierung gebrochen und alle Gewalt dem in den Urversammlungen vereinigten Volke ertheilt. Die Folge davon war, dass Frankreich eigentlich in so viel kleine Republiken zerfiel, als Gemeinden da waren, d. h. 40.000, in welche nur wieder die Gebote des Convents und die Allmacht seiner Sendlinge mit Todesurtheilen oder Raub eingriff. Diese Gemeinden regierten sich selber; in allen war Wirrwarr, Feindschaft und Verschwendung, und die Folge war, dass fast keine Steuern eingiengen, dass Frankreich nicht so viele Soldaten aufbrachte, als es konnte, und dass es den Heeren, welche für die Freiheit stritten, den Sold nicht bezahlen konnte. In dieser Weise durfte es nicht fortgehen. Die neue Verfassung sagte, die Macht kommt von oben, das Vertrauen von unten. Der urkräftige Bonaparte übte die Centralgewalt und ertheilte sie für jedes Departement dem Präfecten und für jedes Arrondissement dem Unterpräfecten und für jede Gemeinde dem Maire. Die Beamten alle wurden von der Regierung gewählt aus den Vertrauenslisten, welche das Volk zusammengestellt hatte.

Ende der Unordnung.

Bonaparte war sehr gewissenhaft in der Auswahl seiner Beamten. Das zeigt sich in einer Reihe von Noten über Männer, welche man ihm zu hohen Stellen vorschlug und über die er die genauesten Charakterzeichnungen verlangte. Er forderte vor allem Ehrlichkeit, Tüchtigkeit und Verschwiegenheit, und dass der Empfehlende für den Empfohlenen einstehe. Sein Sprichwort war: „Ich will mehr Kopf und weniger Zunge wahrnehmen." Nach diesen Verzeichnissen sah er die Revolution als eine große Verirrung, als eine Geisteskrankheit an, wollte aber, dass man die Vergangenheit eines Mannes vergesse, wenn er sich immer ehrlich geholfen habe. Alle Parteien müssen dem Vaterland dienen, man dürfe keinem seine Vergangenheit vorwerfen, aber müsse sich vor der Partei Orleans hüten, die noch einmal recht gefährlich werden könnte. In die Kammern hätte er am liebsten geschäftstüchtige Männer gewonnen, voll Talent und Rechtschaffenheit, denen man unbedingt vertrauen könne. Männer, die während der Revolution Anhänglichkeit an den König und Muth bewiesen hatten, zog er gern anderen vor.

Sorgfalt in der Wahl der Beamten.

So heißt es von Chauveau-Lagarde: „Vertheidiger von amtswegen im Seine-Departement; ein muthiger, gemäßigter Patriot und ausgezeichneter

Redner in peinlichen Fällen." So über Tarbé, den er zum Staatsrath machte: „Tarbé — vormaliger Finanzminister. Er weiß, wie man Steuern anlegen und erheben lassen muss, ist wegen seiner Sittlichkeit und Bescheidenheit bekannt, und lebt in Dunkelheit im Departement Yonne." So wird von Röderer bemerkt, sein Benehmen am 10. August 1792 sei sehr bedenklich gewesen. So wird von Voidel gesagt, er habe den Marquis de Favras verhaften lassen und dadurch den Hof in große Unruhe versetzt.

Bonaparte arbeitete an der Neuordnung Frankreichs mit glühendem Eifer und seltener Kraft der Ausdauer. Wir fragen begreiflich, wie er lebte, um all das zustande zu bringen.

Zeitbenutzung. Bourrienne, welcher von 1796 bis 1804 als sein Secretär stets um ihn war, gibt uns einige Züge von seiner Art zu arbeiten. Um sieben Uhr musste er ihn wecken. Hin und wieder hörte er von dem noch Schlafenden die Bitte: „Lassen Sie mich nur noch ein wenig ruhen." Traf eine gute Nachricht ein, so wollte Bonaparte während der Nacht nicht aus dem Schlafe gestört werden; traf aber eine schlimme Nachricht ein, so solle man ihn zu jeder Stunde wecken. Während der erste Consul sich ankleidete, musste ihm Bourrienne die neuesten Zeitungen vorlesen — nicht die französischen, denn er wisse schon, was darin stehe, aber die englischen und deutschen. Dann musste er ihm die in der Nacht eingelaufenen Briefe und Berichte vorlegen, über die sogleich entschieden wurde; Bonaparte dictierte meist die Antwort, hin und wieder schrieb er sie selber. Um zehn Uhr war Frühstück. Lieblingsessen Napoleons war ein kaltes Huhn mit Essig und Öl; es schloss mit einer Tasse schwarzen Kaffees. Das Frühstück wurde in der Familie genommen, die Adjutanten wohnten bei und häufig Monge und Berthollet, auch seine Brüder Joseph und Lucian. Cambacérès kam gewöhnlich gegen Mittag und blieb lange bei ihm. Lebrun kam nur selten, er erschien Bonaparte zu gemäßigt, weil er ihm stets abrieth, seine Macht zu vergrößern. In der Regel sagte dann Bonaparte, indem er von Josephine und Hortense sich verabschiedete: „Vorwärts, Bourrienne, nun wollen wir arbeiten!" Drei bis viermal wöchentlich war Staatsrath; wenn er denselben verlassen hatte, trat Bonaparte in der Regel singend in sein Arbeitszimmer. Bourrienne meint: „Gott weiß, ob er falsch sang; jedenfalls lautete es nicht wie eine Arie aus der Oper." Dann untersuchte der Consul, ob das fertig war, was er angeordnet hatte, unterschrieb und las eingelangte Briefe und Tagesschriften.

Zeitungen. Frühstück. Cambacérès Lebrun.

Hin und wieder war auch Revue oder Vorstellung von Fremden. Eine solche schildert ein dänischer Staatsmann sehr anschaulich.[1]) Zuerst musste nach Gebrauch der Minister Talleyrand die Fremden vorstellen; Rist schildert jenen nicht günstig: „Dieser Mann, der Schrecken und das Vorbild aller neuen Diplomaten, einer der verruchtesten Geister, die Frankreichs Boden erzeugt hat, hochmüthig, unersättlich, treulos, abgestumpft durch das Übermaß jedes Genusses, konnte, wie ich mich auch geberdete, mir in seiner Erscheinung mit dem nichtssagenden, aufgedunsenen Gesicht, den halbgeschlossenen Augen und dem Klumpfuß, kaum den mäßigsten Respect, geschweige denn Bewunderung abgewinnen." — Zahlreiche Fremde waren da, viele Generale, Senatoren, Minister. Ein Geräusch kündigte plötzlich die Ankunft des ersten Consuls an. Alles drängte sich ehrerbietig zur Seite. Von einem zahlreichen Stab begleitet, unter Vortragung

Talleyrand.

[1]) Johann Georg Rists Lebenserinnungen, Bd. I, S. 267—271.

sämmtlicher Fahnen, schritt der kleine, einfach gekleidete Mann, fast verdeckt von den größeren Generalen und Adjutanten, in raschem Schritt einher. „Ich hatte kaum Zeit, ihn ins Auge zu fassen, mit dem ich ihn hätte verschlingen mögen. Ihn begleiteten meine frühern Bekannten Duroc, Lauriston, Caulincourt. Im Hofe waren 20.000 Mann Truppen von allen Waffen aufgestellt. Bonaparte warf sich auf ein weißes Pferd, durchritt unter lautem Vivat die Reihen, commandierte die Manövers, ließ defilieren und abschwenken und kehrte dann in seine Zimmer zurück, um den Generalen Audienz zu geben. Es lag in dem ganzen Schauspiel übrigens eine Größe und ein Ernst, die sich theils an Erinnerungen knüpfen mochten, doch aber in der Sache selbst begründet waren." Revue.

Die Fremden begaben sich dann in die für das diplomatische Corps bestimmten drei Zimmer der Tuilerien, wo sie mit Chocolate, Wein, Backwerk bewirtet wurden. Der Palastpräfect zeigte hierauf die Eröffnung der Audienz an und unter donnerndem Trommelschlag der Wachen giengen die Geladenen in den Audienzsaal. Dort sahen sie im Hintergrunde den ersten Consul in rothseidenem, goldgesticktem Staatsrock, weißen Unterkleidern und Schuhen; zu beiden Seiten die beiden andern Consuln, hinter ihnen die Minister, die Adjutanten, die Staatsräthe in feierlicher Haltung aufgestellt. Ehrfurchtsvoll und schweigend stellten sich die Fremden und Botschafter in zwei Reihen auf. Bonaparte, der sich zwar vornehm und feierlich, aber zugleich ungezwungen benahm, begann rechts im Kreise umherzugehen, während seine ganze Umgebung säulenähnlich stehen blieb, an jeden der Gesandten einige Fragen zu richten, ein anderes Wort zu sagen, durch einen Wink zu begrüßen. „Wer soll dies leugnen, dass mir das Herz nicht wenig klopfte, als er sich uns näherte? Er stand da in seiner ganzen Frische, ein wunderbarer Sohn des Schicksals, eine geheimnisvolle Macht, außer der Reihe der gewöhnlichen Dinge durch seine Thaten, durch seine Persönlichkeit, durch seine Stellung. Der Jüngling, den nicht ein eigenes behagliches Bangen ergriffe, wenn er vor den ersten Mann der Zeit sich gestellt, ihm ins Auge sieht und zu ihm redet, der wäre ein Kind oder ein Greis." — Waren diese Audienzen vorüber, so konnte er wieder singend in sein Arbeitszimmer kommen, mit dem Federmesser in seinen Armstuhl schneiden. „Auf einmal raffte er sich dann auf, entwarf den Plan eines zu errichtenden Denkmals, oder dictierte etwas von den unermesslichen Sachen, welche die Welt in Bewunderung setzten oder erschreckten. Oft wurde er dann der Mann, welcher unter den Mauern von Saint-Jean d'Acre sich ein Weltreich für seinen Ehrgeiz geträumt hatte." [1] Audienzen. Macht seiner Person. Kleines und Großes.

Um fünf Uhr war Mittagsmahl, nachher empfieng Bonaparte Besuche von den Ministern; dann wurde wieder ernst gearbeitet, erst um Mitternacht gieng er in der Regel zu Bett. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig; er trank wenig Wein, stets nur Bordeaux oder Burgunder, letzteren zog er jedoch vor. In seiner Kleidung war er sehr sorgfältig und hielt viel auf Reinlichkeit. Wenn er bis spät in die Nacht arbeitete, ließ er sich nie Kaffee, wohl aber Chocolate bringen; oft arbeitete er bis zwei oder drei Uhr Morgens. „Er hatte zwei, ihn sehr beherrschende Leidenschaften: für Ruhm und Krieg. Er war nie aufgeräumter, als im Lager. Auch Denkmäler ergriffen seine Einbildungskraft, und Entwürfe riesenhafter Bauten. Er wusste, dass die Denkmäler einen Theil der Geschichte der Völker bilden, dass ihre lange Dauer ihre Civilisation bezeugt, lange nachdem sie selber von der Erde verschwunden sind, und dass sie bisweilen Liebe zu Ruhm und Krieg.

[1]) Bourrienne, Mémoires, III, chap. 13.

den fernsten Geschlechtern fabelhaft geglaubte Eroberungen als wahr darstellen. Auf Denkmälern brachte er gern seinen Namenszug, seine Adler, seine Siegeszeichen an. „Ein großer Ruf", sagte er oft, „macht vielen Lärm; je größer er ist, desto mehr verbreitet er sich. Die Gesetze, die Verfassung, die Denkmäler, die Nationen, alle sinken am Ende in Vergessenheit. Aber der Ruf bleibt und erschallt auch unter den fernsten Geschlechtern." — Zu Bourrienne sagte er öfter: „Meine Macht hängt von meinem Ruhme ab, mein Ruhm von meinen erfochtenen Siegen; meine Macht würde sinken, wenn ich ihren Grund nicht durch neue Siege unterstützte. Die Eroberung machte mich zu dem, was ich bin, die Eroberung allein kann mich erhalten." — Daher seine steten Kriege. Er wähnte, dass er fallen würde, wenn er still stände. Daher war er so geneigt, stets vorwärts zu schreiten, und glaubte nur zu handeln, wenn er groß und stark auftrat. Dies Bedürfnis war ihm angeboren und trennte sich nie von ihm. „Eine neugeborne Regierung muss glänzen und in Erstaunen setzen; sobald sie nicht mehr Glanz verbreitet, geräth sie in Verfall." — Von einem Manne, welcher die Beweglichkeit selber war, konnte man keine Ruhe erwarten.[1]) —

Bonaparte und die Bourbonen.

Der erste Consul hatte das Fest der Hinrichtung Ludwigs XVI. abgeschafft und hatte noch vieles andere gethan, was auf den Gedanken bringen konnte, er beabsichtige die alte Dynastie wieder auf den Thron zu setzen. Darum trat Ludwig XVIII. mit einem Schreiben vom 20. Februar 1800, welches durch den Abbé Montesquiou ihm überreicht wurde, mit ihm in Unterhandlung.

Erster Brief von Ludwig XVIII.

Das Schreiben, wie es Bourrienne mittheilt,[2]) lautet also: „Was auch immer Ihr anscheinendes Benehmen sein möge, Männer, wie Sie, mein Herr, flößen niemals Besorgnis ein. Sie haben einen hohen Posten angenommen, ich weiß Ihnen Dank dafür. Sie wissen besser als irgend jemand, dass man Stärke und Macht nöthig hat, um das Glück einer großen Nation zu begründen. Schützen Sie Frankreich gegen seine eigene Wuth, Sie werden dadurch den ersten Wunsch meines Herzens erfüllen; geben Sie ihm seinen König wieder und die künftigen Geschlechter werden Ihr Andenken segnen. Sie werden immer dem Staate zu nothwendig sein, als dass ich nicht durch wichtige Stellen die Schuld meines Großvaters und die meinige abtragen könnte. Ludwig."

Artois

Zu gleicher Zeit suchte Artois durch seine Vertraute, die Herzogin von Guise, auf Josephine zu wirken; sie und ihre Tochter Hortense beschworen Bonaparte, dem König wenigstens Hoffnung zu geben; denn dies mache ihn zu nichts verbindlich; auch gebe es ihm Zeit, einzusehen, ob es nicht besser sei, die Rolle eines Monk zu spielen.

und Josephine.

Josephine hatte nämlich immer böse Ahnungen, wie Calpurnia, die Gattin Cäsars: sie sah in Träumen ihren Gemahl erstochen, wie Cäsar von den

[1]) Bourrienne, Mémoires, III, p. 212—213.
[2]) Ibid. IV, chap. 5.

Verschworenen, zu ihren Füßen liegen. Sie besuchte die Lenormand und andere Wahrsagerinnen; die Villeneuve soll ihr früher schon geweissagt haben: „Madame, Sie sind die Frau eines großen Generals, der noch größer werden wird. Er wird über die Meere setzen, die ihn entfernt halten, und Sie werden einst den ersten Platz in Frankreich einnehmen, aber nur auf kurze Zeit.“ — Bonaparte war aber nicht geneigt, die Rolle eines Monk zu spielen, eher die eines Cromwell, wurde erregt durch den Brief und ärgerlich auf seine Gemahlin und Stieftochter und sagte zu Bourrienne: „Diese verfluchten Weiber sind närrisch, die Vorstadt Saint-Germain hat ihnen den Kopf verdreht; sie haben einen Schutzengel der Royalisten aus mir gemacht, aber das thut mir nichts; ich will nichts von ihnen wissen.“ Er ließ übrigens diesen Brief unbeantwortet auf seinem Tische liegen. Da kam ein zweiter Brief von Ludwig, ohne Datum, der also lautete: Bonaparte kein zweiter Monk.

„Seit langer Zeit, General, Sie sollen es wissen, ist Ihnen meine Achtung geworden. Wenn Sie nur irgend in meine Erkenntlichkeit Vertrauen setzen, so bezeichnen Sie Ihre Stelle und bestimmen Sie das Los Ihrer Freunde. Was meine Grundsätze betrifft — ich bin ein Franzose; mild von Charakter, werde ich es noch mehr aus Gründen sein. — Nein, der Sieger von Lodi, Castiglione und Arcole kann nicht dem Ruhme eine nichtige Berühmtheit vorziehen. Indessen, Sie verlieren eine kostbare Zeit. Wir können Frankreichs Ruhm begründen. Ich sage: wir, weil ich dazu Bonapartes Hilfe bedarf, sowie er es ohne mich nicht können würde. General, Europa beobachtet Sie, Ruhm erwartet Sie — und ich bin ungeduldig, meinem Volke den Frieden wiederzugeben. Ludwig.“ Zweiter Brief Ludwigs XVIII.

Lange ließ Bonaparte auch diesen Brief unbeantwortet. Zuletzt wollte er eine Antwort dictieren, doch Bourrienne sagte ihm, da Ludwig XVIII. eigenhändig geschrieben, so sei es angemessen, dass er selber schreibe. Da schrieb Bonaparte folgenden Brief: „Mein Herr! Ich habe Ihr Schreiben erhalten. Ich sage Ihnen meinen Dank für die Artigkeiten, die Sie darin gegen mich äußern. — Sie dürfen nicht den Wunsch nähren, nach Frankreich zurückzukehren, Sie würden über hunderttausend Leichen gehen müssen. — Opfern Sie Ihre Interessen der Ruhe und dem Glück Frankreichs. Die Geschichte wird es Ihnen in Rechnung bringen. — Ich bin nicht unempfindlich gegen das Unglück Ihrer Familie. Es wird mir Freude machen, wenn ich erfahren werde, dass Ihre Lage gesichert ist, und ich werde gern dazu beitragen, Ihnen eine ruhige Zurückgezogenheit zu sichern. Antwort Bonapartes.

Bonaparte.“

Auf die Frage, ob er den Brief gut finde, antwortete Bourrienne mit einigen Bemerkungen über den Stil; der erste Consul aber änderte den Satz, „dass er gern dazu beitragen werde zur Annehmlichkeit und Ruhe in der Zurückgezogenheit“ dahin, „es werde ihn freuen, wenn er höre, dass er von all dem umgeben sei, was zu seiner Ruhe und Zurückgezogenheit beitragen könne.“ Er wollte also gar kein Versprechen einer Unterstützung auf sich nehmen. Die Antwort ward erst nach sieben Monaten abgesendet.

Nun fragte Bonaparte eines Tages Bourrienne: „Warum wünschen denn Sie die Rückkehr der Bourbonen? Sie sind ja nicht von hoher Geburt, Sie werden nichts von ihnen erlangen, Sie können nie etwas unter ihnen werden?“ Bourrienne entgegnete, er denke nicht an sich, sondern an ganz Frankreich: „Ich will glauben, dass Sie so lange Ihre Macht behalten werden, als Sie leben. Aber Sie haben keine Kinder und allem Anschein nach werden Sie von Josephine keine erhalten. Was sollen wir nach Ihnen thun? Was soll aus uns werden? Bourriennes Rath.

Sie erinnern mich an die Zukunft. Nun, was wird mit Frankreich geschehen, das Sie berufen hat, um seine Ruhe zu sichern? Sie haben mir oft gesagt, Ihre Brüder wären nicht geeignet." — Bonaparte unterbrach ihn lebhaft: „Ja, in dieser Hinsicht haben Sie Recht; wenn ich nicht dreißig Jahre lebe, um mein Werk zu vollenden, so wird es nach mir lange Bürgerkriege geben, denn meine Brüder würden nicht für Frankreich passen. Es wird einen heftigen Kampf unter den ausgezeichneten Generalen geben, von denen jeder sich für berechtigt halten wird, meinen Platz einzunehmen." — Bourrienne fragte: „Nun, warum wollen Sie diesen Übeln nicht abhelfen, die Sie voraussehen?" — Bonaparte antwortete: „Glauben Sie denn, dass ich nicht daran denke? Aber erwägen Sie wohl alle Schwierigkeiten, welche der Ausführung des gethanen Vorschlages im Wege stehen! Wie wird man so viele erworbene Rechte, so viele materielle Resultate gegen die Eingriffe einer Familie schützen können, die von ihrer ehemaligen Gewalt Besitz nimmt und mit 80.000 Emigranten und dem Einflusse des Fanatismus zurückkehrt? Was wird aus denen werden, die für den Tod des Königs gestimmt, und aus den Männern, die sich mit Begeisterung für die Revolution ausgesprochen haben? Was wird mit den Nationaldomänen geschehen und einer Menge seit zwölf Jahren geschlossener Vergleiche? Können Sie voraussehen, wie weit die Reaction gehen wird?"

Bonapartes Brüder.

Die Emigranten.

Bourrienne entgegnete: „Nach dem Brief Ludwigs XVIII. steht es ja in Ihrer Gewalt, Bedingungen festzusetzen, wie Sie dieselben für gut finden. Gewähren Sie auf diese Bedingungen hin; was man von Ihnen verlangt, und geben Sie indes Frankreich drei oder vier Jahre hindurch neue Einrichtungen. — Da antwortete Bonaparte: „Das ist alles nichts. Die Bourbonen würden sich einbilden, sie hätten ihr Erbtheil wieder errungen und dürften nach Lust und Belieben darüber verfügen. Die heiligsten Verpflichtungen und bestimmtesten Versprechungen würden vor der Gewalt verstummen. Es wäre thöricht, Vertrauen in sie zu setzen. Mein Entschluss ist gefasst, wir sprechen nicht weiter davon. Die Weiber sollen stricken und mich in Ruhe lassen."

Keine Abfindung.

Jetzt wussten die Bourbonen, woran sie mit Bonaparte waren. Als er später ihnen Anerbietungen machen ließ mit einem Königreich Algier, das er für sie erobern wolle, beharrten sie klug und stolz auf ihren historischen Rechten und gaben abweisende Antwort. —

Klugheit auf dem Wege zur Monarchie.

Es gieng der Monarchie zu. Bourrienne sagt: „Damals zeigte Bonaparte zwei verschiedene Naturen in einem Menschen: den republikanischen General, der sich vor dem Volk als einen Freund der Freiheit und der von der Revolution anerkannten Grundsätze darstellt, und den Ehrgeizigen, welcher in der Stille diese Freiheit und diese Grundsätze untergräbt. Oft war ich verwundert, wenn ich die beiden, in Bonaparte kämpfenden Naturen beobachtete und die unbegreifliche Schlauheit wahrnahm, womit er diejenigen täuschte, welche seine Pläne hätten durchschauen können." [1])

[1]) Bourrienne, Mémoires, III, p. 252.

„Die Preſsfreiheit paſste nicht in ſeine Pläne, ſie war eine Gefahr für ihn. Darum erſchien am 27. Nivoſe (17. Januar 1800) ein Erlaſs der Conſuln gegen einen Theil der Zeitſchriften, als ‚Werkzeuge in den Händen der Feinde der Republik'. Nur dreizehn Zeitſchriften durften von nun an erſcheinen, die erſte darunter war der ‚Moniteur', der fortan Regierungsblatt war, dann das ‚Journal des Débats' und eilf andere. Eine beträchtliche Anzahl von Blättern wurde unterdrückt. Aber auch jene Blätter, die erſcheinen durften, wurden gemahnt, daſs auch ſie verboten würden, wenn ſie Aufſätze gegen die Verfaſſung, gegen die Heere und ihren Ruhm oder ihren Vortheil, oder beleidigende Äußerungen gegen fremde, mit Frankreich verbündete Regierungen veröffentlichen würden." [1]) — Dieſe Maßregel wurde ohne Murren hingenommen. Man war der Hetzblätter der Revolution ſo ſatt, man ſehnte ſich, den Frieden zu bewahren; man fürchtete Annäherungsverſuche könnten durch böſe Artikel gegen das Ausland verhindert werden.

Bonaparte beſchloſs, bis zum 19. Februar die Tuilerien zu beziehen. Es war dies ein kühner, kitzlicher Schritt. Durch die Feier eines republikaniſchen Helden gedachte er eine Aufregung darüber zu beſchwichtigen.

Am 14. December 1799 ſtarb Waſhington. Auf die Nachricht hievon ergieng ein Tagesbefehl an das Heer: „Waſhington iſt nicht mehr. Dieſer große Mann hat gekämpft gegen die Tyrannei, er hat die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes begründet, ſein Andenken wird dem franzöſiſchen Volke ſtets theuer ſein, ſowie allen freien Männern der beiden Länder, beſonders aber den franzöſiſchen Kriegern, welche gleich ihm und den Kriegern Amerikas kämpfen für Freiheit und Gleichheit." — Darum ward an alle Fahnen der Republik ein ſchwarzer Flor befeſtigt; zehn Tage ſollte die Trauer währen. In der Invalidenkirche, welche damals der Marstempel hieß, wurde die Haupttrauerfeier am 9. Februar abgehalten. Lannes überreichte dem Kriegsminiſter Berthier, welcher zwiſchen zwei hundertjährigen Invaliden ſtand, gegenüber der Büſte Waſhingtons, 96 Fahnen, welche in der Schlacht bei den Pyramiden, am Berge Tabor und bei Abukir erobert worden waren. Beide hielten paſſende Anreden. Dann hielt Fontanes die Trauerrede für den Helden Amerikas, welche einige ſehr ſchöne Gedanken enthält.[2]) Waſhington ward als Krieger, als Staatsmann, als Charakter geprieſen und darum an die erſte Begeiſterung Frankreichs für freiere Zuſtände mit Wärme erinnert. Auch Franklin ward geprieſen und der Entſchluſs der Regierung Ludwigs XVI., in Nordamerika zu helfen. Auf Bonaparte deuteten die Worte hin: „Es gibt wunderbare Menſchen, welche von Zeit zu Zeit auf der Bühne der Welt erſcheinen, ausgeſtattet mit dem Charakter der Größe und beſtimmt zur Herrſchaft. Eine unbekannte und überwältigende Urſache ſendet ſie, wenn die Zeit dazu da iſt, um die Wiege der Reiche zu gründen oder ihre Schäden zu heilen. Umſonſt halten ſich ſolche Männer ihrer Beſtimmung fern oder verbergen ſich unter der großen Menge: die Hand des Glückes erhebt ſie plötzlich und trägt ſie raſch von einem Hindernis über das andere hinweg und von Triumph zu Triumph bis auf den Gipfel der Macht. Die Menge ſucht ſie

[1]) Bourrienne, l. c. III, p. 254, 278.

[2]) Sie iſt vollkommen mitgetheilt im Anhang zu Bourrienne, Mémoires, III, p. 365—377, in jener reinen franzöſiſchen Sprache, die — nach Thiers Zugeſtändnis — „einſt ſo vollkommen geweſen iſt, jetzt aber herabgeſunken iſt in den Abgrund der Vergangenheit". Thiers, Consulat et Empire, livre II, gegen Schluſs.

in ihrer Mitte, findet sie aber nicht, erhebt die Augen und schaut aufwärts und sieht in einer glänzenden Sphäre von Licht und Ruhm denjenigen, welcher in ihren Augen voll Unwissenheit und Neid nur als ein Waghals erschien. — Washington hatte diese stolzen und packenden Züge nicht, er hatte mehr Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit, als Kraft und Schwung der Gedanken. Er besaß vor allem in einem höhern Grade jene Eigenschaft, die man für gewöhnlich hält, und die doch so selten ist, jene nicht minder der Regierung der Staaten, als dem Leben des Einzelnen nützliche Eigenschaft, welche denen, so sie besitzen, mehr Ruhe als Beweglichkeit, und mehr Glück als Ruhm denen verleiht, welche ihre Wirkung fühlen, nämlich jenen frischen Sinn, von dem ich sprechen will, jenen gesunden Menschenverstand, dessen alte Regeln der Hochmuth allzusehr verworfen hat, und den wieder in die alten Rechte einzuführen an der Zeit ist. Die Kühnheit zerstört, das Genie erhebt, der gesunde Sinn erhellt und vervollkommnet. Das Genie ist geschmückt mit dem Ruhme der Gründung der Reiche, die Ehrlichkeit allein kann ihre Ruhe und ihre Dauer sichern." — Am Schlusse sagte er:[1] „Es scheint mir, dass von den Höhen dieses großartigen Domes Washington ganz Frankreich zuruft: ‚Hochherziges Volk! welches du so wohl den Ruhm zu ehren verstehst! ich habe gesiegt für die Unabhängigkeit; doch das Glück meines Vaterlandes war der Preis dieses Sieges. Begnüge dich nicht damit, die erste Hälfte meines Lebens nachzuahmen; die zweite ist es, die mich dem Lobe der Nachwelt empfiehlt'. — Ja, dein Rath soll befolgt werden, o Washington, du Krieger, du Gesetzgeber, du Bürger ohne Makel! Derjenige, welcher, obschon noch so jung, dich in Schlachten übertraf, wird wie du mit seiner siegenden Hand die Wunden des Vaterlandes schließen. Bald wird — dafür bürgt uns sein Wille, sein kriegerisches Genie, wenn es dessen bedürfte — bald wird der Gesang des Friedens wieder in diesem Tempel des Krieges ertönen; dann soll das allgemeine Gefühl der Freude die Erinnerung an alle Ungerechtigkeit und Bedrückungen auslöschen; ja, schon vergessen selbst die Unterdrückten ihre Leiden und überlassen sich mit Vertrauen der Zukunft. Der Beifallsruf aller Jahrhunderte wird endlich den Helden begleiten, welcher Frankreich diese Wohlthat und der Welt spendete, welche es schon allzulange in Erschütterung brachte."[2]

und Washingtons.

Mäßigung.

Weise Lehren in gewählter Sprache! Thiers bemerkt dazu: „Was fehlte diesem Pomp zur Erhabenheit jener Trauerfeste, bei denen Ludwig XIV. erschien, um aus dem Munde eines Fléchier oder Bossuet die Lobrede eines seiner Krieger zu vernehmen? Sicherlich nicht die Größe und die Verhältnisse der Männer. — Was fehlte dieser Feier zur rechten Größe? Es fehlte zunächst das, was auch der größte der Menschen nicht hätte hineinlegen können, die Religion; nicht die, welche man zu haben sich bemüht, sondern die, welche man wirklich fühlt, und ohne welche die Todten immer nur kühl gefeiert werden. Es fehlte das Genie eines Bossuet; denn es gibt Größen, welche ein Volk nicht zweimal besitzt; wenn Männer wie Turenne und Condé auch Nachfolger haben, Bossuet hat keinen. Es fehlte endlich eine gewisse Aufrichtigkeit; denn diese Huldigung, dargebracht einem Helden, der besonders durch die Uneigennützigkeit seines Strebens berühmt war, diese Huldigung war sicherlich erkünstelt. Doch war nicht alles reine Heuchelei, es war noch eine Täuschung der Zeit und aller Zeiten dabei. Gleich den Römern unter Augustus glaubten noch viele Franzosen

Was dem Feste fehlt.

Religion.

Genie Bossuets.

Täuschung.

---

[1] Bourrienne, Mémoires, III, p. 373.
[2] Ibid. III, p. 376.

an die Republik, weil man angelegentlich ihren Namen aussprach, und es steht noch dahin, ob Bonaparte sich nicht selber einer Täuschung hingab, indem er Washington feierte, ob er nicht wirklich glaubte, man könne in Frankreich wie in Amerika der erste sein, ohne Kaiser oder König zu werden."

Am 19. Februar war der Umzug in die Tuilerien, ganz ein Militärfest.

Die schönsten Regimenter marschierten voraus, dann kamen die Minister, der Staatsrath, die öffentlichen Behörden, dann die drei Consuln in einem schönen, von sechs Schimmeln gezogenen Wagen, welche Kaiser Franz II. nach dem Frieden von Campo Formio dem General Bonaparte geschenkt hatte. Auf dem Carroussel-platz harrte des Wagens der Consuln die Consulargarde. Auf den beiden Wach-häusern des Palastthores rechts und links stand noch die alte Inschrift: „Das Königthum ist in Frankreich abgeschafft und soll sich nie wieder erheben." — Im Hofe schwang sich Bonaparte auf ein Pferd und musterte die Truppen, die ihn begeistert begrüßten; er durchritt die Reihen und ließ sie dann an sich vorbei-ziehen, wobei er vor den zerschossenen Fahnen dreier Divisionen den Hut abzog. Dann betrat er den Palast, in welchem ihm der ehemalige Minister Benezech die Behörden, dann die Gesandten vorstellte, welche sich nachher auch der Frau Bonaparte vorstellen ließen. Dann durcheilte der erste Consul mit Bourrienne die Zimmer und sagte zu ihm: „Jetzt sind wir in den Tuilerien, wir müssen jetzt nur machen, dass wir darin bleiben." Fest.

Die Tuilerien hießen nicht Palast des ersten Consuls, sondern Palast der Regierung. Mit großem Vorbedacht wählte Bonaparte die Statuen, welche den-selben schmücken sollten: Demosthenes und Alexander, den Genius der Beredsamkeit und der Eroberung; Hannibal, den Vertheidiger seines Vater-landes gegen Rom, das durch Scipio, Cicero, Cato, Brutus und Cäsar vertreten war. Unter den Männern der neueren Zeit waren Turenne und Condé, die Feldherren der Bourbonen, Duquai-Trouin, als Vertreter des französischen Seewesens, Marlborough und Prinz Eugen bezeichneten die Unfälle Ludwigs XIV., der Marschall von Sachsen, um auch an die Siege Ludwigs XV. zu erinnern; Friedrich II. stand dem Bilde Washingtons gegenüber. In Dugommier, Joubert, Dampierre waren die Waffen-brüder geehrt.[1]) — Stand-bilder.

Frieden mit der Vendée und Bretagne.

Noch wichtiger war die Befriedigung der Vendée und der Bretagne, wo mit Unterstützung Englands im Jahre 1800 der Kampf wieder beginnen sollte. Die Fortdauer des Bürgerkrieges war nicht nur eine ernste Gefahr für Frankreich, sie schien auch Bonaparte ein Schimpf für seine Regierung. Darum wandte er Ernst wie Milde an, um ihn zu beenden. Die 60.000 Mann aus Holland wurden in die Richtung der Vendée und Bretagne herabgezogen und zugleich durch General Hédouville Angebote des Friedens gemacht. — Also Vernichtung oder Frieden und mit diesem erträgliche Zu- Die Vendée.

[1]) Bourrienne, Mémoires, III, chap. 15, p. 259.

stände! Durften die Vendéer und Bretagner hoffen, den Besieger Italiens und die ganze Macht Frankreichs zu überwältigen? Nein! sie wurden daher
Stillstand. geneigt zu einem Ausgleich, zunächst zu einem Waffenstillstand. Chatillon, Autichamp und Bourmont schlossen ihn für die Vendée und einen Theil der Bretagne ab, mit Georges Cadoudal und Frotté wurde unterhandelt; das war noch im Brumaire, drei Wochen nach Einsetzung der provisorischen Consuln.

Aufruf vom 28. December 1799. Von London aus ward aber zum Krieg geschürt und deshalb zögerten die Häupter, Frieden zu schließen. Darum erließ Bonaparte am 28. December einen Aufruf: „Die Regierung will verzeihen, sie will der Reue Gnade angedeihen lassen; die Nachsicht soll vollständig und unbeschränkt sein, aber Jeden wird sie züchtigen, der es nach dieser Erklärung noch wagen wird, sich gegen die Souveränität der Nation zu erheben. Doch nein, wir werden nur ein Gefühl kennen, die Liebe zum Vaterland. Die Diener eines Gottes des Friedens werden die Hauptbeförderer der Versöhnung und der Eintracht sein. Mögen sie sich in jener Sprache an die Herzen wenden, die sie gelernt von ihrem Meister; mögen sie eintreten in die Tempel, die sich wieder für sie aufthun, und das Opfer darbringen, welches die Verbrechen des Krieges und das durch ihn vergossene Blut sühnen kann!“ [1])

Abbé Bernier. Die Zeit des Waffenstillstandes gieng dem Ende zu: die Häupter mussten sich entschließen zum Frieden oder zum Vernichtungskrieg, denn 60.000 Mann standen an der Grenze. Abbé Bernier, der Pfarrer von Saint-Claude, hielt die Sache der Bourbonen, wenigstens vorderhand, für verloren und glaubte, man müsse durch Unterwerfung die Freiheit des Gottesdienstes und den Frieden und die Erhaltung des Volkes retten, und rieth deshalb bei einer Zusammenkunft der Häuptlinge auf dem linken Ufer der Loire in Montfaucon zur Versöhnung.

Friede zu Montfaucon. Der Friede wurde hier am 18. Januar unterzeichnet: die Republik versprach vollständige Amnestie, Achtung des Gottesdienstes, Abgabenerlass auf einige Zeit für die verwüsteten Provinzen und Streichung der Häuptlinge aus der Emigrantenlisten, das heißt Zurückgabe ihrer Güter. Die Royalisten versprachen ihre Waffen auszuliefern und sich gänzlich zu unterwerfen.

Bernier. Bernier schrieb an Hédouville dankend: „Dieser Friede ist Ihr Werk; erhalten Sie ihn, General, durch Gerechtigkeit und Milde. Ihr Ruhm und Ihr Glück sind mit demselben innig verbunden. Ich will alles thun, um Ihre heilbringenden Strebungen zu verwirklichen, alles, was in meinen Kräften steht: die Weisheit gebietet, die Menschlichkeit verlangt es ... Mein Herz gehört ganz meinem Heimatland und sein Glück ist der erste meiner Wünsche.“ [2])

Bretagne. Aber in der Bretagne und der Normandie lebte noch der Muth zum Widerstand und war die Erschöpfung nicht so groß wie in der Vendée,

[1]) Correspondance de Napoléon I, vol. V, p. 62—64, 70—72, 78.
[2]) Ibid. V, p. 131—132. — Buchez et Roux, Hist. parlem., XXXVIII, p. 322—326.

darum wollte George Cadoudal vom Frieden nichts wissen, den man in der Vendée mit Freuden annahm, wo man gern die Waffen streckte und die royalistischen Häuptlinge, welche mit der dreifarbigen Cocarde am Hut in die Städte einzogen, wie Brüder aufnahm. In der Bretagne aber waren die Chouans an den Krieg so gewöhnt, dass sie nicht davon ablassen mochten. Darum kündete am 21. Januar General Chabot den Waffenstillstand und begann den Kampf gegen die Scharen im Inneren unter Bourmont und La Prevalaye.

Bourmont.

Bei Melay wurde Bourmont geschlagen und entkam, nachdem viele der Seinen gefallen, mit genauer Noth. Da er einsah, dass die Sache verloren sei, so streckte er am 24. Januar die Waffen. Aber auch Georges Cadoudal konnte gegen die Übermacht nicht aufkommen, bei Grandchamp wurden, 22. Januar, ihm 400 Mann getödtet, darunter mehrere Officiere. Am 26. Januar wurden bei Hennebou 300 Chouans erschossen. Mit Mühe entkamen viele Royalisten auf ein englisches Schiff in der Nähe. Jetzt sah auch Georges ein, dass die Sache der Royalisten vorderhand verloren sei, versprach den Frieden zu halten und lieferte 20.000 Gewehre und 20 Kanonen aus. In der untern Normandie stand ein junger, kühner Edelmann, Frotté, an der Spitze der Royalisten. Er wurde aber am 25. Januar von den Generalen Gardanne und Chamberlac mit Übermacht angegriffen und geschlagen und erlitt am 26. Januar einen ähnlichen Verlust. Solche rasche, sichere und fürchterliche Schläge mussten auch den Muthigsten betäuben. Frotté sandte an Hédouville zu unterhandeln, wollte aber die Waffen nicht abliefern, rieth sogar in Briefen seinen Officieren, sich zu ergeben, aber die Gewehre zu behalten. Darum beschloss Bonaparte, ihm keine Gnade zu gewähren, sondern an ihm ein Beispiel zu vollziehen. Als Frotté mit sechs der Seinen, um zu unterhandeln, zu General Guidal kam, wurde er verhaftet. Die genannten Briefe, die man bei ihm fand, galten als Zeichen der Verrätherei und er wurde darum vor ein Kriegsgericht gestellt. Dieses hatte Befehl, binnen 36 Stunden sein Urtheil zu fällen und vollziehen zu lassen. Frotté wurde erschossen. Er starb mit hohem Muth, als Märtyrer für seine Sache. Ein neuer Befehl, die Vorgerichtstellung aufzuschieben — was so viel hieß, als ihn begnadigen — kam zu spät an. Manche, die ihn kannten, hatten nämlich beim ersten Consul Fürsprache eingelegt.

Georges Cadoudal.

Frotté.

Angebote.

Bonaparte kannte die Gemüther so kühner Männer zu gut, um nicht zu begreifen, dass sie sich nicht plötzlich in den Frieden zu finden vermöchten. Er lud sie darum nach Paris zu einer Besprechung ein. Hier wandte er seine ganze Beredsamkeit an, um sie zum Eintritt in den Kriegsdienst zu bewegen. Manche giengen darauf ein. Nur Georges Cadoudal war nicht empfänglich für die Worte „Vaterland und Ruhm“ und das Versprechen, ihn zum Divisionsgeneral zu erheben.

Cadoudal bei Bonaparte.

Von der ersten Audienz, in welcher Cadoudal von Bonaparte empfangen wurde, erzählt Bourrienne:[1]) „Georges wurde durch Rapp, damals Adjutant Bonapartes, in den großen Salon eingeführt, der in den Garten gieng.

[1]) Bourrienne, Mémoires, IV, chap. 1.

Rapp ließ ihn mit dem ersten Consul allein, ließ aber beide Thüren offen. Wir sahen den ersten Consul und Georges vom Fenster bis in den Hintergrund des Saales lange Zeit hin und hergehen. Die Unterredung schien sehr lebhaft zu sein und wir hörten viele Dinge, aber ohne Zusammmhang, wobei die Gesten und Worte oft eine üble Stimmung verriethen."

Die Unterredung führte jedoch zu nichts. Als der erste Consul bemerkte, dass Georges einige Besorgnis wegen seiner Sicherheit hegte, beruhigte er ihn auf die edelste Weise: „Sie betrachten", sagte er zu ihm, „die Sache von der unrechten Seite und thun sehr übel daran, dass Sie sich zu keinem Vergleiche verstehen wollen; aber wenn Sie darauf beharren, in Ihr Land zurückzukehren, so werden Sie ebenso sicher dahin gehen können, als Sie nach Paris gekommen sind."

Rapp. Als Bonaparte in sein Cabinet zurückgekommen war, sagte er: „Sagen Sie mir doch, Rapp, warum Sie die Thüren offen gelassen haben und bei Bourrienne geblieben sind?" — „Und wenn Sie die Thüren zugemacht hätten, würde ich sie wieder geöffnet haben. — Nicht wahr? ich sollte Sie mit einem solchen Manne allein lassen? es war nichts dabei zu befürchten?" — „Ei, nicht doch, Rapp, wo denken Sie hin!" erwiderte Bonaparte. — „Als wir wieder allein waren, konnte ich bemerken, dass der erste Consul diesen Beweis von Ergebenheit sehr wohl aufnahm, aber über Georges Weigerung sehr missvergnügt war. — ‚Er hat nicht die rechte Ansicht von dem Stande der Dinge', sagte er zu mir, ‚aber seine überspannten Grundsätze haben ihre Quelle in edlen Gesinnungen, die ihm großen Einfluss auf die Seinigen verschaffen müssen. Demungeachtet wird er genöthigt sein, ablassen zu müssen.'"[1])

Am Scheideweg. Am 5. März 1800 hatte Georges eine zweite Besprechung mit Bonaparte, aber wieder ließ er vergebens an sein Ohr die Worte „Ruhm und Vaterland" ertönen. Ruhm und Vaterland — war etwas ganz anderes für Georges als für Bonaparte. — „Ich brauche Männer von Thatkraft, wie Sie einer sind; ich biete Ihnen den Rang eines Divisionsgenerals unter Moreau an." — Vor Cadoudal standen also zwei Wege: Ehrenstellen und Ruhm im Dienst des Dictators auf der einen Seite — Verfolgung, Unglück und der Tod auf der andern. Er wies die Bahn der Ehren zurück und entschloss sich in diesem Augenblick, wie es seine Überzeugung und sein Gewissen geboten, für seinen schweren

Neues Angebot. Beruf. Nun bot ihm Bonaparte 100.000 Livres Rente an, wenn er ruhig bleibe und ohne jede Theilnahme an der Politik. Aber für Geld hatte Georges noch weniger Sinn als für Ehrenstellen. Er verließ den ersten Consul, ohne seine Angebote anzunehmen. Kaum war er aus den Tuilerien, so glaubte er schon, dass Häscher ihm folgten.[2]) Sein Biograph erzählt, es sei vom Polizeiminister der Befehl gegeben worden, ihn zu verhaften. Aber Georges wusste nach London

Thiers Angabe. zu entkommen. Thiers erzählt: „Als er zu seinem Reisegefährten von der Zusammenkunft mit Bonaparte sprach, habe er mehrmals seine muskelvollen Arme ausgestreckt und gerufen: „Welch ein Fehler von mir, dass ich diesen Menschen nicht in meinen Armen erwürgt habe!" — Nach Thiers war sein Reisegefährte Hugo de Neuville. Dieser aber betheuerte in einem eigenen Schreiben, Georges habe diese Worte nicht gesprochen und Thiers habe ihm versprochen, diese Stelle zu ändern in der zweiten Auflage seines Werkes, habe es aber nicht

[1]) Georges Cadoudal et la Chouannerie, par son neveu Georges de Cadoudal, Paris 1857, chap. XVI.

[2]) Ibid. p. 234.

gethan. Georges sei sehr erregt gewesen, als er von Bonaparte kam, und habe von ihm gesagt: „Bonaparte sprach mit Wohlwollen zu mir, er redet übrigens jetzt anders, seit die stolzen Republikaner, die früher nur riefen „Freiheit oder Tod!", sich zu seinen Füßen werfen, und Priester und Royalisten von uns zu ihm übertreten. O ja, er ändert den Ton, seine Macht berauscht ihn; dieser kleine Mensch, den ich hätte in meinen Armen ersticken können, er hat mich nicht verleitet, in seinen Dienst zu treten; er rieth, er befahl, er sprach als Herr.[1]) Aber Friede, Amnestie, das ist alles nur Lockung. Wenn wir warten, so werden wir bald hinter dem Riegel sein." — Georges wanderte nach London aus. Hier erhielt er ein Schreiben von Ludwig XVIII. aus Mietau vom 6. Juni 1800, welches also lautet: „Mit der größten Befriedigung habe ich vernommen, dass Ihr den Händen des Tyrannen entronnen seid, der Euch so sehr verkannte, dass er Euch noch einen Dienst anbieten wollte. Ich habe über die unglücklichen Verhältnisse geseufzt, welche Euch gezwungen haben, mit ihm zu unterhandeln; aber ich war nie im geringsten darüber beunruhigt; das Herz meiner treuen Bretonen und das Eure insbesondere ist mir zu gut bekannt. Jetzt seid Ihr frei und alle meine Hoffnungen blühen von neuem. Ich brauche einem alten Bretonen, wie Ihr einer seid, nichts weiter davon zu sagen. Seid Ihr meiner Achtung, meines Vertrauens und meiner Liebe zu Euch versichert." Cadoudal vergaß die Wahrhaftigkeit nicht, auch wo er mit Mitgliedern der alten Dynastie in Berührung kam. Ludwig XVIII.

Im Mai 1800 war der Aufstand zu Ende, dank der Kraft und Umsicht des ersten Consuls. Die Einwohner athmeten wieder auf und genossen die Segnungen des Friedens. Ganz Frankreich war froh über das Ende des Bürgerkriegs. Die 60.000 Mann, welche die Vendée hatten umstellen müssen, konnten jetzt gegen das Ausland verwendet werden, denn Frankreich war ja noch im Krieg gegen die zweite Coalition — und das Frühjahr nahte, wo der Kampf im großen Maßstab wieder beginnen sollte. Der erste Consul musste an sein Heer denken. Doch lag ihm das Heer in Ägypten und diese Eroberung gar sehr am Herzen. — Ruhe der Vendée.

Das Heer in Ägypten. Klebers Sieg bei Heliopolis.

Kleber war von Bonaparte zu seinem Nachfolger bestimmt und bald nach Bonapartes Abreise als solcher öffentlich ausgerufen worden, desungeachtet aber auf die Nachricht von Bonapartes Abreise ebenso schmerzlich überrascht, als die anderen Officiere und Kameraden. Ein leidenschaftliches Heimweh erfasste die Franzosen und bald war allgemein das Gerede, Bonaparte habe, die Unmöglichkeit einer Colonisation einsehend, sich treuloserweise aus dem Staube gemacht und die schändliche Grausamkeit begangen, diejenigen im Stiche zu lassen, die er über das Meer geführt; die Eroberung Ägyptens sei ein unsinniges Unternehmen, das man sobald als möglich aufgeben müsse. Nur wenige, Desaix, Davoust, Menou, Lanusse wagten, dieser Ansicht zu Kleber. Unmuth der Armee.

[1]) Georges Cadoudal, l. c. p. 440—441.

Colonisten. widersprechen; sie bekamen davon den Namen Colonisten, während ihre Gegner die Anticolonisten hießen. Kleber, welcher, dem Befehle gehorsam, den Unmuth seiner Soldaten hätte dämpfen sollen, zeigte die allerverbittertste Stimmung und sprach den Wunsch, nach Frankreich zurückzukehren, am allerlautesten aus. Von seiner Leidenschaft fortgerissen, schrieb er am 26. September 1799 eine Depesche an das Directorium voller Unwahrheiten und Anklagen gegen Bonaparte.

Klebers Bericht. Während das Heer 28.500 Mann stark war und mindestens 22.000 kampffähige Streiter zählte, gab er darin an, es sei auf 15.000 Mann zusammengeschmolzen; während die Soldaten gut gekleidet waren, sagte er in seiner Depesche, sie giengen fast nackt; während sie Lebensmittel in Überfluss hatten, gab er an, sie sterben vor Hunger; während sie Gewehre, Kanonen, Kriegsbedarf aller Art für zweijährigen Krieg zum Vorrath hatten, sagte er, es fehle an Kanonen, Gewehren, Kugeln und Pulver, und alle diese Dinge seien in Ägypten schwer zu ersetzen, weil es an den nöthigen Stoffen fehle. Während die Geldmittel vorräthig waren und die Abgaben eingiengen, sagte Kleber, man könne den rückständigen Sold nicht bezahlen, es giengen keine Steuern ein und Bonaparte habe zwei Millionen noch mitgenommen; Türken, Russen und Engländer rückten gegen Ägypten heran, es sei nicht zu halten, und die Überzeugung davon der Grund von Bonapartes übereilter Abreise. Kleber ahnte nicht, dass die Regierung, vor der er Bonaparte anklagte, in demselben Augenblicke, wo seine Depesche anlangte, in der Hand Bonapartes selber sei.[1])

Briefe der Soldaten. Wie Kleber, so klagten auch andere, die sich nach Bonapartes Abzug für verloren hielten, in ihren Briefen nach der Heimat über Bonaparte. Diese Briefe, die durch das Directorium den Adressaten zugesendet werden sollten, kamen alle, indem jetzt das Directorium gestürzt war, in die Hände Bonapartes. Hätte er bei der Landung zuerst Quarantaine halten lassen, so wären diese Briefe in die Hände des Directoriums gekommen und eine mächtige Waffe gegen Bonaparte, seine Anklage möglich, seine Enthebung wahrscheinlich — und er wäre nie erster Consul geworden. Wie sehr begünstigte ihn das Glück und wie begreiflich ist es, dass er an seinen besondern Stern glaubte![2])

Die Depesche ward in zwei Abschriften nach Europa gesandt, die eine fiel den Engländern in die Hände und ward in den englischen Zeitungen abgedruckt, die andere kam richtig nach Frankreich. Bonaparte kannte Kleber zu gut, um über diese Lügen und Leidenschaftlichkeit zu zürnen. „Wäre Kleber hier", sagte er zu seinem Bruder, „so würde ich ihn zum Gouverneur von Paris machen und er würde mir gute Dienste leisten."[3]) Übrigens soll den Kleber namentlich Tallien gegen Bonaparte aufgehetzt haben durch Vorstelluug einer politischen Rolle, die ihm gebüre.

Bonapartes Urtheil.

Bonaparte war so sehr über sich Herr, dass er, nachdem er die Anklagen Klebers gelesen hatte, sogleich folgende Proclamation an die Armee in Ägypten

[1]) Bourrienne, Mémoires, III, p. 188—197.
[2]) Ibid. V, p. 188.
[3]) Ibid. V, p. 200.

diktierte: „Soldaten! Die Consuln der Republik beschäftigen sich oft mit der Armee im Orient. Frankreich kennt den ganzen Einfluss Eurer Eroberung auf die Herstellung seines Handels und der Civilisation der Welt. Ganz Europa blickt auf Euch, ich bin oft in Gedanken bei Euch. In welche Lage Euch auch die Schicksale des Krieges stellen mögen, seid stets die Soldaten von Rivoli und Abukir — und Ihr werdet unüberwindlich sein. — Heget stets für Kleber das grenzenlose Zutrauen, das Ihr in mich setztet, er verdient es. — Soldaten! Denkt an den Tag, da Ihr siegreich nach Eurem heiligen Vaterlande heimkehren werdet, es wird ein Tag des Ruhmes für das ganze Volk sein." — Bonaparte versäumte keine Gelegenheit, durch griechische oder algierische Schiffe Geld, Arzneien, Waffen, Bücher, Zeitungen nach Ägypten zu senden. Manche kamen glücklich an, trotzdem die Engländer das Mittelmeer beherrschten. Am schmerzlichsten war für Bonaparte der Vorwurf in Klebers Bericht, er habe bei seiner Abreise nichts in der Casse hinterlassen und nichts, was etwa zu Geld gemacht werden könnte, wohl aber eine rückständige Schuld von fast zwölf Millionen Francs. Bourrienne weist nach, dass er, statt Geld aus der Casse fortzunehmen, nicht einmal seinen ganzen Gehalt bezogen hatte, dass er geldarm nach Frankreich kam; diese Lüge habe ihn am empfindlichsten verletzt.[1]) Brief an das Heer.

Bonaparte hatte aus Ägypten scheidend die Weisung hinterlassen: „Ich gehe nach Frankreich und werde entweder als Privat- oder als Staatsmann es durchzusetzen wissen, dass man Euch Hilfe schickt. Wenn Ihr aber im künftigen Frühling weder Verstärkungen, noch Anweisungen erhaltet, wenn die Pest außer den Kriegsverlusten über 1500 Mann fortgerafft haben sollte, wenn eine ansehnliche Macht, der zu widerstehen Ihr nicht im Stande wäret, Euch heftig bedrängt: dann unterhandelt mit dem Vezir, bewilligt selbst, wenn es sein muss, die Räumung mit dem Vorbehalt, die französische Regierung zu befragen, und haltet, bis dies geschehen ist, das Land besetzt; so werdet Ihr Zeit gewinnen und inzwischen müsst Ihr unfehlbar Verstärkung erhalten." Von allen diesen Bedingungen war noch keine in Erfüllung gegangen. Zwar hatte Sidney Smith auf englischen Schiffen am 1. November 1799 4000 Janitscharen bei Damiette gelandet, der General Verdier dieselben jedoch theils vernichtet, theils ins Meer geworfen. Desaix hatte die Unterwerfung Oberägyptens vollendet. Desungeachtet beschloss Kleber im ersten Unmuth, über die Übergabe Ägyptens zu unterhandeln und die tapferen, der Republik unentbehrlichen Soldaten nach der Heimat zu führen, und sandte Boten an den Großvezir Yussuf Pascha, der mit einem Heere in Syrien lagerte und mit ungemessenem Stolz die Eröffnungen aufnahm. Bonapartes Weisung für Kleber. Kleber unterhandelt.

In seinem Bericht an das Directorium sagte Kleber, er wolle die Abtretung Ägyptens unter folgenden Bedingungen versprechen: „Der Großherr wird einen Paschah hiehersenden, welcher den Miri, wie früher der Fall war, erheben Bedingungen.

[1]) Bourrienne, Mémoires, V, p. 187—188, 199. — Correspondance, VI, p. 24—25.

wird. Der Handel wird zwischen Ägypten und Syrien gegenseitig frei sein. Die Franzosen bleiben im Lande, besetzen die Festungen und die Forts und beziehen die Zölle und andere Einkünfte, bis ihre Regierung mit England Frieden geschlossen haben wird. — Wenn diese vorläufigen und kurzen Bedingungen angenommen werden, so glaube ich für das Vaterland mehr als durch den glänzendsten Sieg errungen zu haben; aber ich zweifle, dass diese Vorschläge angenommen werden. Widersetzte sich auch nicht der Stolz der Türken, solche Bedingungen einzugehen, so würde ich stets den Einfluss der Engländer zu fürchten haben. In allen Fällen werde ich nach den Umständen handeln. Ich kenne die ganze Wichtigkeit des Besitzes von Ägypten. Ich sagte in Europa, dass dasselbe für Frankreich der Stützpunkt sei, wodurch dasselbe das System des Handels aller vier Welttheile in Schwung setzen könnte, aber um das zu vermögen, bedürfen wir als Hebel die Marine; — die unsrige hat aber existiert. Seitdem hat sich alles verändert, und der Friede mit der Pforte kann uns allein, wie mir scheint, einen ehrenvollen Ausweg anbieten, um uns aus einer Unternehmung herauszuziehen, welche nicht mehr das erreichen kann, was man vorhatte." [1])

Sidney Smith.

Nun mischte sich aber auch Sidney Smith in die Verhandlungen, der sich den Titel beilegte „bevollmächtigter Gesandter Seiner britischen Majestät bei der ottomanischen Pforte und Befehlshaber der Flotte in den Gewässern der Levante". Er wusste aus aufgefangenen Briefen, dass die Franzosen von Heimweh verzehrt seien, und wollte den Augenblick der Schwäche benutzen, um sie zu einer Capitulation zu verleiten und ihnen Ägypten zu entreißen. Desaix und Boussielque unterhandelten für Kleber; jener suchte einen Vertrag unmöglich zu machen, um Zeit zu gewinnen, dieser war einer der Eifrigsten für die Räumung. Darum verlangte Desaix Unmögliches, das Heer sollte zum Beispiel nicht allein mit allen kriegerischen Ehren abziehen, sondern auch an jedem beliebigen Punkte landen dürfen, die Pforte sollte Frankreich die Jonischen Inseln zurückgeben, England aufhören, Malta zu bedrängen, der Bund zwischen der Pforte, Russland und England aufgelöst werden. Natürlich musste man im Verlauf der Verhandlungen diese Punkte fallen lassen, dabei kam es jedoch zu einem Waffenstillstand zwischen dem herannahenden Großvezir und den Franzosen und zur Einschiffung der Verwundeten und Gelehrten, für welche Sidney Smith Pässe ausstellte. [2])

Desaix Verhandlungen.

El-Arisch.

Indes wurden die Verhandlungen in das Hauptquartier des Großvezirs verlegt; selbst eine Greuelthat der türkischen Armee war nicht im Stande, Kleber die Augen zu öffnen. Die Türken waren nämlich bis vor El-Arisch gekommen: ein Theil der Besatzung wollte sich vertheidigen, der andere, vom Heimweh getrieben, diese für den Besitz Ägyptens so wichtige Grenzveste übergeben und ließ die Türken ein. Diese metzelten aber die Besatzung treulos nieder, nur Wenige wurden durch englische Officiere gerettet.

Räumungsvertrag

Nach langen Verhandlungen wurde die Räumung unter den Bedingungen abgeschlossen: „Drei Monate lang sollte jede Feindseligkeit aufhören, der Pascha indes die zur Überfahrt nöthigen Schiffe in den Häfen von Rosette, Abukir und Alexandrien zusammenbringen, Kleber seine Truppen zusammenziehen, die Franzosen alsdann mit Waffen und Gepäck und allen

[1]) Das Schreiben Klebers an das Directorium ist abgedruckt im Anhang zum 12. Capitel des III. Bandes der Mémoires von Bourrienne, p. 188—198.

[2]) Correspondance, VI, p. 35, 113, 281—282.

Kriegsehren und überdies drei Millionen Francs, mit Pässen des englischen und französischen Gesandten in ihre Heimat übergeführt werden." Nur Davoust widersprach im Kriegsrath. Am 28. Januar 1800 wurde der Vertrag in El-Arisch von Desaix und dem Pascha, jedoch nicht von Smith, unterzeichnet. Desaix fuhr mit Pässen von Sidney Smith nach Europa. Kleber zog die Truppen zusammen.[1] von El-Arisch.

Am 20. Februar erhielt jedoch Sidney Smith vom Admiral Keith den ausdrücklichen Befehl der britischen Regierung, den Franzosen keine Capitulation zu bewilligen, wenn sie sich nicht kriegsgefangen ergäben. Dies war die Wirkung von Klebers Depesche, die in den englischen Blättern abgedruckt worden war. Sidney Smith war trostlos darüber, meldete es sogleich an Kleber und rieth ihm, die Übergabe der Festungen an den Großvezir — die Festung am rechten Arm des Nil war schon überliefert — sofort einzustellen. Zu gleicher Zeit bekam Kleber eine Depesche des ersten Consuls aus Frankreich; der Mann, den er angeklagt, versprach ihm jetzt als Oberhaupt des Staates Zusendung von Hilfe. Tief beschämt sah Kleber die Größe seines Fehlers ein: er musste sich jetzt gefangen geben oder sich vertheidigen in einer schweren Lage, denn die wichtigsten Vorwerke waren ausgeliefert, die Bevölkerung in Kairo, durch das Erscheinen des Großvezirs gereizt, rüstete sich zur Empörung. Der Großvezir stand mit 80.000 Mann vor ihm, Kairo mit 300.000 zur Empörung Geneigten hinter ihm — die Lage war verzweifelt. In diesem Augenblick aber erhob sich Klebers Heldenseele zu ihrer vollen Größe: den Befehl des Admirals Keith, dass die Franzosen die Waffen strecken, sich kriegsgefangen ergeben und alle im Hafen von Alexandrien befindlichen Kriegsschiffe ausliefern sollten, theilte er der Armee mit und fügte nur den kühnen Tagesbefehl hinzu: „Soldaten! Auf solche Unverschämtheiten antwortet man nur mit Siegen, rüstet euch zur Schlacht!"[2] Vergebens wollte Sidney Smith einen Waffenstillstand auf so lange vermitteln, bis andere Befehle aus London eingetroffen seien. Kleber forderte: der Großvezir solle bis zur Grenze zurückkehren; der Türke verlangte, man solle ihm Kairo übergeben. verworfen. gebrochen. Klebers Reue.

So kam es denn am 20. März 1800 bei Heliopolis, der alten Sonnenstadt On, zur Entscheidung. Mit 10.000 Mann, die er gerade bei der Hand hatte, wagte Kleber den Kampf gegen 80.000 Feinde. Seinen Soldaten rief er am Morgen die großen Worte zu: „Freunde, ihr besitzt in Ägypten nichts mehr, als den Boden, den ihr unter den Füßen habt; weicht ihr auch nur einen Schritt, so seid ihr verloren!" — Zuerst wurden 6000 Janitscharen aus dem Dorfe El-Matarieh vertrieben und dort glänzende Beute gemacht, dann rückte das Heer über die Ruinen von Heliopolis hinaus. Eine gewaltige Staubwolke kam näher und näher; als ein Windstoß sie zerstreute, erblickten die Franzosen die lange Linie des türkischen Heeres und die Reiter des Großvezirs im Sonnenglanze funkelnd. Kleber bildete als rechten und linken Flügel zwei große Carrés und ein drittes als Reserve, in der Schlacht bei Heliopolis.

[1] Las Cases, Tagebuch oder Napoleons Leben, I, S. 131—132.

[2] „Soldats! nous saurons répondre à une telle insolence par des victoires, préparez-vous à combattre!" — Las Cases, l. c. II, S. 83.

Mitte stand die Reiterei und das Geschütz, dessen Kartätschen die Reihen der Feinde lichteten, während die türkische Artillerie zu hoch schoss. Nun entspann sich ein wilder Kampf; ruhig, mit gefälltem Bajonnett und sicheren Schüssen hielten die französischen Vierecke den Ansturm der türkischen Reiterei aus, keines wurde gesprengt. Als ein Windstoß die Staub- und Pulverwolken zerstreute, sahen sich die Franzosen umgeben von einem Wall von Leichen und Sterbenden und das türkische Heer in wilder Flucht begriffen. Es war ein ruhmvoller Sieg.[1]

Größe des Sieges.

Die Franzosen hatten nur 300 Todte und Verwundete. Ein Theil des Heeres brach sogleich auf zur Verfolgung des Feindes, der andere kehrte nach Kairo zurück, aus dem man Kanonendonner vernahm, denn der Aufstand hatte, unterstützt von 20.000 Türken, die während der Schlacht dort eindrangen, begonnen. Belbeis wurde wieder genommen, glänzende Beute gemacht, Salahieh erstürmt. Der Großvezir floh mit den Resten seines Heeres in größter Unordnung. In kurzer Zeit war sogar wieder El-Arisch in dem Besitze der Franzosen, Damiette und alle Orte des Delta. Schwerer war die Bezwingung Kairos; zwanzig Tage währte der Kampf, das Blut floss in Strömen, erst als die Vorstadt Bulaq eingeäschert war, kam es durch Vermittlung Murad Beys, der sich den Franzosen genähert hatte, zu einer Capitulation. Am 25. April zogen die Türken ab und Kairo zahlte eine Kriegssteuer von 10 Millionen, die übrigen aufständischen Orte 8 Millionen; die 70 türkischen Schiffe, welche zur Überfahrt in den Hafen von Alexandrien eingelaufen waren, fand man reich beladen mit Waren.[2]

Aufstand in Kairo.

Kriegssteuer.

So hatte denn Kleber durch einen glänzenden Sieg seinen großen Fehler gesühnt, Ägypten war gerettet, sein Besitz sicher und Kleber traf jetzt ebenso vortreffliche Anstalten zur Behauptung des Landes. Er gab Murad Bey, der fortan treu zu den Franzosen hielt, Oberägypten zu Lehen; er verstärkte das Heer durch eine Legion Kopten; er nahm Syrer und Neger in die Armee auf, er deckte Kairo und die Küsten durch Forts, er feuerte das Ägyptische Institut zu neuer Thätigkeit an. Ruhe und Sicherheit kehrten zurück und das Land warf 25 Millionen Francs ab, während man nur 20 Millionen für die Bedürfnisse der Armee brauchte.

Ägypten gesichert.

Erträgnis.

Da traf am 14. Juni fast zur selben Stunde, in der Desaix fiel, der Dolch eines Fanatikers die Brust des Helden von Heliopolis.

Klebers Tod.

Ein junger Mann von überspanntem Geiste, Suleiman von Aleppo, der in der Universität El-Azahr zu Kairo studiert, Reisen nach Mekka und Medinah gemacht und auf der Heimkehr die Leiden und die Verzweiflung der von Kleber geschlagenen Glaubensgenossen mitangesehen hatte, beschloss, „am Sultan der Franzosen“ dafür Rache zu nehmen. Als Kleber am 14. Juni mit seinem Baumeister im Garten des Hauptquartiers Ausbesserungen anordnete, gieng Suleiman auf ihn zu, als wollte er ihn um ein Almosen bitten, und bohrte ihm

[1] Las Cases, l. c. I, S. 132; II, S. 83, 85.
[2] Marmont, Denkwürdigkeiten, II, S. 113.

seinen Dolch mehreremale ins Herz. Der Mörder wurde nach den Landesgesetzen gepfählt, seine vier Lehrer, denen er seinen Plan mitgetheilt, die denselben missrathen, aber nicht angezeigt hatten, wurden enthauptet.[1])

Kleber war der schönste Mann der Armee, man hat ihn nicht mit Unrecht den Ajax derselben genannt; launisch, weder zum Befehlen, noch zum Gehorchen geeignet, wenig gebildet, seine Phantasie nur an den Heldengestalten des Plutarch und Curtius nährend, wusste er im Augenblick der höchsten Gefahr durch ein zündendes Wort, durch heroisches Beispiel alles mit sich fortzureißen. Er war der Liebling des Heeres. Auch die Ägypter bedauerten seinen Tod und hoben immer hervor, dass sein Mörder nicht an den Ufern des Nil geboren sei. Das Heer hielt seinem Helden eine Todtenfeier. Todtenfeier. Fournier, der große Mathematiker, damals der Vorstand des Ägyptischen Instituts, hielt die Festrede von einer kürzlich erstürmten Schanze herab vor dem in Schlachtordnung aufgestellten Heere. — Nachdem er in herrlicher Weise den Helden geschildert und die heimtückische Art des Mordes dargestellt, rief er: „Wie viele unter euch hätten gebuhlt um die Ehre, sich zwischen Kleber und seinen Mörder zu werfen! Ich nehme euch zu Zeugen, ihr unerschrockene Schwadronen, die ihr herbeisprengtet, um ihn auf den Höhen von Koraim zu retten, und schnell wie der Blitz die feindliche Menge zerstreutet, von welcher er umringt war." — Bei diesen Worten durchzuckte ein elektrischer Strahl die ganze Armee, die Fahnen neigten sich, die Reihen drängten sich, die Waffen klirrten — ein langer Schmerzensschrei dringt aus der Brust vieler Tausende, und die Stimme des Redners verliert sich unter lautem Schluchzen![2]) Fournier.

Bonaparte hatte Ägypten genial erobert, Kleber es heldenmüthig vertheidigt; sein Tod bedeutete die ernste Gefahr für dessen Besitz. —

Bonaparte bietet Georg III. und Franz II. den Frieden an.

Die Consuln hatten Frankreich versprochen, Ordnung und Ruhe im Innern und Frieden mit dem Ausland zu verschaffen. Die Ruhe im Innern war hergestellt, die Verwaltung des Landes war geordnet. Jetzt gieng Bonaparte an die Lösung der zweiten Aufgabe: Frieden zu stiften statt des Krieges, dessen Frankreich müde war. Zugleich wollte er dem König von England und dem Kaiser von Österreich in zuvorkommender Weise den Antritt seiner Regierung kundgeben.

Der erste Consul schrieb an Georg III., König von England: „Paris, 26. December 1799. Sire! Durch den Willen der französischen Nation zum obersten Amt der Republik berufen, halte ich es beim Antritt dieser Stelle für geziemend, Eure Majestät unmittelbar davon zu benachrichtigen. — Der Krieg, welcher seit acht Jahren die vier Welttheile verheert, soll er ewig dauern? Sollte es kein Mittel geben, sich zu verständigen? — Wie ist es möglich, dass die beiden aufgeklärtesten Völker Europas, beide mächtiger und stärker, als ihre Sicherheit und Unabhängigkeit es erheischt, eiteln Gedanken der Größe das Gedeihen des Handels, den inneren Wohlstand und das Glück der Familien zum Opfer bringen? Schreiben an Georg III.

[1]) Las Cases, l. c. I, S. 133—134.
[2]) Biographie von Fournier. Vgl. Arago, Sämmtliche Werke, I, S. 258.

Sollten sie nicht einsehen, daſs der Friede das höchste Bedürfnis und der höchste Ruhm ist? — Diese Gesinnung kann Eurer Majestät nicht fremd sein, welche ein freies Volk beherrscht in der einzigen Absicht, es glücklich zu machen. — Eure Majestät wird in dieser Gesinnung nichts anderes sehen, als meinen aufrichtigen Wunsch, zum zweitenmale durch einen schnell zum Ziele führenden, vertrauensvollen Schritt, der sich jener Formen überhebt, welche vielleicht nothwendig sein mögen, um die Abhängigkeit schwacher Staaten zu verschleiern, aber bei starken Staaten nur den gegenseitigen Wunsch verrathen, einander zu täuschen, wirksam beizutragen zur Herstellung des allgemeinen Friedens. — Noch lange können Frankreich und England ihre Kräfte misbrauchen zum Unglück aller Völker und die Erschöpfung derselben länger hinziehen; aber ich wage es auszusprechen: das Schicksal aller gebildeten Nationen ist innig betheiligt bei der Beendigung eines Krieges, welcher die ganze Welt in Flammen setzt." [1])

an Franz II.

An den Römischen Kaiser Franz II. schrieb der erste Consul folgenden Brief: „Zurückgekehrt nach Europa nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit, finde ich den Krieg wieder entbrannt zwischen der französischen Republik und Eurer Majestät. Die französische Nation beruft mich zum obersten Staatsamte. — Jede eitle Ruhmsucht ist mir fremd und der erste meiner Wünsche geht dahin, dem Blutvergießen, welches bevorsteht, Einhalt zu thun. Alles läst vermuthen, daſs im bevorstehenden Feldzuge zahlreiche Heere unter geschickter Leitung die Menge der Schlachtopfer verdreifachen werden, welche der Wiederbeginn der Feindseligkeiten bereits gekostet hat. Der bekannte Charakter Eurer Majestät läst mir keinen Zweifel an dem Wunsche Ihres Herzens. Erhält nun dieser Wunsch Gehör, so sehe ich die Möglichkeit, die Interessen der beiden Völker miteinander zu versöhnen. — In den Beziehungen, die ich früher zu Eurer Majestät gehabt, hat dieselbe mir persönlich einige Rücksicht geschenkt. Ich bitte Sie, in dem Schritt, den ich jetzt thue, den Wunsch zu erkennen, dies zu erwidern und Sie mehr und mehr zu überzeugen von der ganz besonderen Hochachtung, die ich für Sie hege.

Bonaparte, erster Consul der französischen Republik." [2])

König Georg III. antwortete nicht selber, sondern an seiner Stelle Grenville, der Minister des Äußern:

Grenville antwortet.

„Mein Herr! Ich habe die beiden mir übersandten Briefe empfangen und dem König vorgelegt. Seine Majestät finden unnöthig, sich von den Formen zu entfernen, welche in Europa seit langer Zeit herkömmlich sind, um mit den fremden Staaten über Geschäfte zu verhandeln, und haben mir befohlen, in Ihrem Namen Ihnen die einliegende amtliche Antwort zu übersenden. Ich habe die Ehre, mit hoher Achtung zu verharren, mein Herr! Ihr gehorsamster Diener Grenville."

Note

Nicht minder verletzend für Bonaparte wie die Antwort, war die Note, welche dem Schreiben des Ministers beigelegt war: Der König habe häufige Beweise seines aufrichtigen Wunsches gegeben, eine sichere und bleibende Ruhe in Europa wieder herzustellen; er habe sich nie eines eitlen und falschen Ruhmes wegen in einen Krieg eingelassen, sondern immer nur die Rechte und das Glück seiner Unterthanen gegen alle Eingriffe zu schützen gesucht; dafür kämpfe er auch jetzt noch. Unterhandlungen mit einer durch die Revolution eingesetzten neuen

---

[1]) Correspondance, V, p. 46. — Buchez et Roux, Histoire parlement., XXXVIII, p. 320–322.

[2]) Correspondance, V, p. 47.

Regierung böten keine Gewähr für einen allgemeinen Frieden, sondern nur das Aufhören jenes Systems, welches die langen und zerstörenden Kriege hervorrief, die ganz Europa verwüsten. Für dieses System seien die Hilfsquellen Frankreichs, mitten in einem beispiellosen Elend, von einem Ort zum andern verschwendet und erschöpft worden. Frankreich habe für dieses System die Niederlande, Holland, die Schweiz, lauter Verbündete Englands, verwüstet, desgleichen Deutschland und Italien; für die Unabhängigkeit seiner Königreiche endlich habe König Georg einen schweren und lästigen Kampf führen müssen. Selbst die entferntesten Theile der Erde seien in diesen vernichtenden Krieg verwickelt worden. Die feierlichsten Friedensschlüsse hätten nur neue Gewaltthaten zur Folge gehabt; nur dem tapfersten Widerstand habe das übrige Europa das Bestehen des Eigenthums, der persönlichen Freiheit und der freien Religionsübung zu verdanken. Die europäischen Regierungen haben darum erklärt, es sei ihnen nicht möglich, mit der französischen Regierung freundschaftliche und friedliche Verhältnisse anzuknüpfen, bis in Frankreich bessere Grundsätze herrschen und die riesenhaften Entwürfe des Ehrgeizes und die gewaltigen Zerstörungspläne aufgegeben sind. „Das beste und sicherste Pfand der Veränderung der Gesinnung wäre die Herstellung jener Linie der Fürsten, welche im Lauf so vieler Jahrhunderte der französischen Nation ihr inneres Glück, wie Achtung und Ehrfurcht im Auslande erhielt. Eine solche Begebenheit würde die Hindernisse der Unterhandlung über den Frieden entfernt haben und wird sie entfernen. Solche würde Frankreich den ruhigen Genuss seines alten Gebietes wieder verschaffen und allen andern Nationen durch Ruhe und Frieden jene Sicherheit gewähren, welche sie jetzt auf andern Wegen suchen müssen. So wünschenswert aber auch eine solche Begebenheit für Frankreich und die übrige Welt sein möchte, so will doch Seine Majestät auf diese Form nicht ausschließend die Möglichkeit einer festen und sichern Friedensstiftung begründen. Seine Majestät will Frankreich nicht seine Regierungsform vorschreiben und ebenso wenig, in welchen Händen die nothwendige Gewalt sich befinden muss, um die Angelegenheiten einer großen und mächtigen Nation zu leiten. Unglücklicherweise bestehe jetzt noch keine solche Sicherheit und Seiner Majestät bleibe nichts übrig, als im Verein mit andern Mächten den gerechten Vertheidigungskrieg fortzusetzen.[1])

gegen die Revolution.

für die Bourbonen.

Nun antwortete Bonaparte selber in einer Note für Grenville: „Mit Verwunderung habe der erste Consul wahrgenommen, dass die englische Regierung den Ursprung und die Folge des jetzigen Krieges nicht richtig angibt; Frankreich habe den Krieg nicht herbeigeführt, vielmehr am Anfang der Revolution seine Liebe zum Frieden erklärt: es wolle keine Eroberung machen und anerkenne die Unabhängigkeit aller andern Regierungen. Ganz Europa aber habe sich vereinigt wegen einer entgegengesetzten Meinung, um Frankreich zu vernichten; zuerst durch geheime Antriebe, indem man Unruhen im Innern erregte und diejenigen freundlich aufnahm, welche sie angefacht hatten; dann durch öffentliche, indem man die Vertreter Frankreichs verachtete. England gab durch die Entfernung des französischen Gesandten das Beispiel. Man griff Frankreich in seiner Ehre, Unabhängigkeit und Sicherheit an, ehe der Krieg erklärt wurde; es musste zur Vertheidigung und Behauptung seiner Unabhängigkeit die größte Kraft entfalten. Die Regierung bewies dabei Mäßigung, die Nation Muth. Die Ordnung seiner innern Angelegenheiten ist Frankreichs eigenste Sache. England hat sich nicht um die Verfassung der Republik zu bekümmern, so wenig als Frankreich die Republik, welche schon

Bonapartes Antwort.

[1]) Bourrienne, Mémoires, III, p. 165–168.

einmal im siebzehnten Jahrhundert in England bestand, auf der Insel neu zu beleben oder die Stuarts zurückzuführen drohte. Die Stimme der Völker und der Menschlichkeit von beiden Seiten verlangt das Ende eines Krieges, welcher schon so viel Unglück angerichtet hat und dessen Verlängerung Europa mit einer allgemeinen Umwälzung und unermesslichem Unheil bedroht. Darum hat der erste Consul dem Fortschritt dieser Übel durch das Angebot des Friedens einen Damm entgegenzusetzen gesucht und ist bereit, ein Ende der Feindseligkeiten eintreten zu lassen und einen Waffenstillstand zu schließen, damit man von beiden Seiten Unterhändler für den Frieden senden kann."

Antwort Grenvilles.

Grenville antwortete mit einer Note, welche die früheren Behauptungen wiederholte. Pitt sagte, Talleyrand verspreche viel, halte aber wenig.

Bonaparte konnte diese Unterhandlung der Nation mit der sichern Erwartung vorlegen, dass sie einsehe, er habe den Frieden gewollt, aber nur nicht erlangen können, und dass sie ihm die Mittel zum Kriege liefere, den er eigentlich zu führen wünschte; denn Krieg zu führen, war seine Lust, nie war er eifriger und thätiger als im Feldlager. Seine Phantasie war am regsten im Entwerfen von Bildern von Schlachten und stürzenden Thronen. Zugleich bot er der englischen Opposition Mittel zum Angriff ihres Ministeriums an.

Kaiser Franz II.

Auch der Kaiser beantwortete den Brief des ersten Consuls nicht eigenhändig, sondern durch eine Note des Ministers Thugut an Talleyrand vom 15. Januar 1800. Auch hier wurde erklärt, man führe den Krieg nur, um Europa vor einem allgemeinen Umsturz zu schützen; erfreulich sei, dass Frankreich sich zum Frieden geneigt erkläre.[1]) Aber welche Bürgschaft könne man haben für einen festen und dauerhaften Frieden?

Angebot Bonapartes.

Bonaparte wollte, dass Österreich entschieden den Frieden annehme oder ausschlage. Talleyrand musste darum in der Antwort an Thugut anbieten, der Friede von Campo Formio solle Grundlage der Verhandlungen sein; obschon er 1797 vor den Thoren von Wien gestanden, habe Bonaparte doch nur mäßige Vortheile gefordert, wodurch er sich den Tadel des Directoriums zuzog. Österreich solle die gewünschten Entschädigungen, die ihm der Vertrag versprach, in Italien erhalten; Belgien müsse bei Frankreich verbleiben, wenn auch Österreich in Italien eine bessere Stellung erhalten könne. Zu diesem Zweck möge alsbald ein Waffenstillstand nicht nur am Rhein, sondern auch auf den Alpen und Apenninen eintreten. Aus Thuguts Gegenantwort schloss der erste Consul, dass Österreich an England festhalte und es auf den Krieg ankommen lasse. —

---

[1]) Bourrienne, Mémoires, III, p. 168—184.

Paul I. geht weg von der zweiten Coalition.

Der Grund der Erkaltung zwischen Russland und Österreich lag einmal in dem Umstand, dass man als Ziel des Bundes nur im allgemeinen bestimmt hatte — „den Kampf gegen die Revolution". Man hatte große Siege davongetragen — sollte aber jetzt alles wiederhergestellt werden, wie es vor der Revolution war? Das war die Ansicht Kaiser Pauls I., nicht aber die Ansicht Thuguts. Dieser fieng zu fürchten an, dass der Krieg zu einer russischen Hegemonie führe. Im Osten hatten sich die Russen der Jonischen Inseln bemächtigt, in Italien wollten sie das große Wort führen, in Ancona ihre Fahne aufpflanzen. Sie strebten nach dem Besitz der Insel Malta, sie traten in die innigste Verbindung mit dem vertriebenen König von Sardinien. — Thugut erinnerte sich, wie Katharina II. zum Kampf gegen die Revolution getrieben hatte, um sich unterdessen Polens zu bemächtigen. Nun war Paul allerdings ein ganz anderer Charakter, enthusiastisch, ohne Arglist. Aber etwas anderes war doch das Streben des Kaisers und das Streben der russischen Staatsmänner. Wo der Russe einmal festsitzt, ist er schwer wieder wegzubringen. Thugut wollte nicht für Russland gearbeitet haben. Das gebieterische Wesen Suworows trug nicht wenig zu Thuguts Besorgnis bei. In Wien erregte er ein unheimliches Grauen „durch seine Mischung von Genie und Narrheit, von Scharfsinn und Grimasse, durch das undurchdringliche Geheimhalten seiner Vorhaben und Pläne."[1]

Gründe zum Bruch.

Suworow.

Ein österreichischer Staatsmann schrieb damals: „Wenn wir glauben, Suworow festhalten und gehörig ausholen zu können, so entwischt er uns immer wieder durch eine ebenso unerwartete als bizarre Pasquinade und wir sind plötzlich hundert Meilen weit von unserm Ziel. Seine und Pauls Rückgedanken sind wohl dieselben, wie in dem Brief an Charette,[2] unbedingte Wiederherstellung alles Alten, der vertriebenen Fürsten, aller alten Staaten und Freistaaten, etwa gar auch unseres Venedig, Unterdrückung aller revolutionären Ideen, aller neuerungsdurstigen Geister, keinerlei Usurpation, keine Systeme der Convenienz mehr, sondern eine freisinnige, großmüthige, christliche und durchaus uninteressierte Politik. Wer ist so thöricht, zu glauben, dass die Engländer alle französischen und andern Colonien wieder herausgeben werden? Wer kann bei solchen Gesinnungen glauben, dass der Bund des Czaren mit Österreich und England auch nur ein einziges Jahr dauern könne? Aber vorderhand brauchen wir große militärische Erfolge. Dieses legt uns leider viele Rücksichten gegen Russland auf. Haben wir nur einmal die Erfolge, so wird man sehen, was sich thun lässt."[3]

Österreichs Sorge.

Die Erfolge kamen sehr schnell. Die Russen waren stolz darauf. — Am 10. Mai klagte aber schon ein Vertrauter Suworows, der Oberst Lowarow,[4]

[1] Hormayr, Lebensbilder aus den Befreiungskriegen, III, S. 100.
[2] Vgl. Bd. XIX dieses Werkes, S. 264.
[3] Hormayr, l. c. III, S. 100.
[4] Ibid. III, p. 101.

Klagen der Russen.

in einem französischen Schreiben an Rostoptschin: „Unsere ruhmvollen Kriegsthaten werden gerade durch die gehemmt, die dabei am meisten zu gewinnen haben. Fern davon, dem glänzenden Triumph unserer Waffen Beifall zu spenden, möchte dieses verfluchte österreichische Cabinet den Vorschritt derselben verhindern. Es verlangt schon, dass unser großer Suworow sein Heer theile und es zugleich an mehreren Punkten verwende, wodurch es schwach und Moreau vor einer nahen und gänzlichen Vernichtung gerettet wird. Dieses Cabinet fürchtet eine rasche Eroberung Italiens und hat gewiss heimliche Absichten, die es aber nicht offen eingestehen mag, denn es kennt sehr gut die Absichten unseres hochherzigen Kaisers; es verbirgt dieselben hinter kleinlichen Besorgnissen und lässt durch den Hofkriegsrath, welcher die Österreicher schon oft um die Früchte eines Feldzuges gebracht hat und der auch jetzt den Prinzen Karl zwingt, unthätig zu sein — es lässt unserm unvergleichlichen Anführer anempfehlen, er solle die schon gemachten Eroberungen eher sichern, als weiter ausdehnen, das heißt, er solle Zeit und Mannschaft mit der Einnahme von Festungen verlieren, die sonst von selber fallen würden, sobald alle französischen Heere besiegt sind. Was aber das Wiener Cabinet am meisten fürchtet, ist die entworfene und angekündete Folge dieses Feldzuges und der edle Entschluss, jedem das zurückzugeben, was ihm gehört. Der tugendhafte Kaiser Franz II., welcher nicht weiß, dass Kühnheit ihre Klugheit hat und die Vorsicht ihre Irrthümer, wird von seinen Ministern betrogen und schreibt selber unserm General, um ihm Langsamkeit in seinen Kriegsbewegungen anzuempfehlen, deren Schnelligkeit ihn schreckt. Und obschon wir keine Hindernisse mehr zu überwinden haben, so machen wir doch, dass sie wieder gegen uns erstehen, indem wir unsere Armee im Angesicht eines geschickten Feindes zersplittern, welcher sein eigenes Heer gewiss nicht theilen wird."

Verdacht gegen Thugut.

Kaiser Franz II.

Die sardinische Frage.

Kaiser Paul glaubte sich bald von Österreich getäuscht hinsichtlich der Wiederherstellung des Hauses Savoyen und meinte, Österreich wolle nicht nur die Lombardei wieder haben, sondern ganz Piemont behalten, während man in Wien noch ganz wohl in Erinnerung hatte, dass der rasche Friedensschluss Karl Emanuels IV. im Jahre 1796 Kaiser Franz II. um die Lombardei gebracht habe.[1]) Man wollte im Besitz seiner Festungen eine Garantie dafür haben, dass Sardinien beim ersten besten Anlass sich nicht wieder mit Frankreich gegen Österreich verbinde. Dabei war Kaiser Paul sehr empfindlich bei den Klagen der sardinischen Königsfamilie über das Verfahren der Österreicher:

Klage der Piemontesen.

Eine Menge Festungen seien schon von den Österreichern besetzt und doch erlaubten sie keinen Aufruf im Namen des Königs an die tapfern Soldaten und getreuen Unterthanen, die sich für ihren Herrn erhoben haben, und stritten sogar mit aller Kraft dem Geist entgegen, welcher sich nach der glücklichen Befreiung von der französischen Tyrannei von neuem belebte; sie beobachten das größte Stillschweigen über die Hilfsmittel zur Erhaltung der Armee und über die Mittel, wie sie sich dieselben verschafft. Aus den Cassen ziehen sie die gewöhnlichen jährlichen Einkünfte.[2])

---

[1]) Vgl. Bd. XIX dieses Werkes, S. 353.
[2]) Correspondenz des Suworow, II, S. 276.

Suworow hatte offenbar nach den ersten Siegen den König von Sardinien eingeladen, schnellstens in sein Land zurückzukehren. Wer war froher als Karl Emanuel IV., aus seinem elenden Cagliari wieder nach Turin zurückkehren zu können. Da musste ihm aber auf einmal Suworow bange machen vor den französischen Schiffen, die auf dem Mittelmeere kreuzten: und als zwei sardinische Prinzen statt des Königs kamen, wurden sie auf einmal von allem Verkehr wie Gefangene abgesperrt gehalten. Einer von ihnen soll aus Ärger darüber sogar gestorben sein. Suworow. Karl Emanuel IV.

Den Riss zwischen Österreich und Russland zu erweitern, trug nicht wenig der Dünkel Korsakows bei. Alexander Michailowitsch Korsakow, der hochmüthige Sohn eines Günstlings Katharinas II., hatte 1794 den niederländischen Feldzug und die Schlacht bei Fleurus mitgemacht und alles Unglück der österreichischen Taktik zugeschoben und dem Czar immer geschmeichelt, es sei den Russen etwas Leichtes, die Franzosen zu besiegen. Darum erhielt er jetzt das Commando über 40.000 Mann, mit denen er die Linie von Zürich bis Basel halten und ganz unabhängig vom Erzherzog operieren sollte. Er trat bei Zürich nicht in die treffliche Stellung ein, welche der Erzherzog gewählt hatte; als Karl ihm vertraulich die Orte bezeichnete, auf welchen ein Rückzug zu nehmen sei, schien er verletzt und sagte dummdreist: „Ganz unnütz, die Russen retirieren nie; wo ein Bataillon Österreicher stand, ist eine Compagnie Russen genug!“ — So ließ ihn denn der Erzherzog machen, wie er wollte, und die Prahlerei endete mit der schrecklichen Niederlage bei Zürich, 25. bis 26. September 1799. Suworow aber meinte, Korsakow sei vom Erzherzog geopfert worden.[1] Korsakow.

So meldete Suworow an Rasumowsky: „Der Erzherzog ist aus der Schweiz abgerückt, er hat Korsakow aufgelehnt, er opfert mich und den hohen Bundesgenossen, er opfert in jeder Hinsicht das allgemeine Wohl. Alle Vorgesetzten sind Söldlinge und Spione in Thuguts Dienst; sie waren aus Dienstpflicht und Freundschaft so lange meine Anhänger, als dadurch Siege und Eroberungen für mich wahrscheinlich wurden. Die Wuth kann man leicht bändigen, wenn man sich mit Gott und seinem Gewissen berathet.“[2] — Suworow wusste nicht, dass der Erzherzog gebunden war durch Befehle, und dass es nicht seine Schuld war, dass er nicht vereint mit den Schweizern und Russen in Ostfrankreich eindrang und gegen Paris vorrückte. Suworow grollte: „Ich habe sechzig Tage krank gelegen und man hat nicht nach mir gefragt.“ Er warf dem Erzherzog vor, dass er mit Korsakow nicht gemeinsam vorgehe. Aber wie sollte der Erzherzog Lust dazu haben, mit dem anmaßenden Korsakow nur zu verhandeln. „Der Erzherzog lehnt alles ab“, klagte Suworow. Aus den Briefen des russischen Generalissimus geht aber hervor, dass er selber alles ablehnte. Der Erzherzog lud ihn ein,[3] zu einer Berathung nach Donaueschingen zu kommen. Suworow lehnte es ab. Die Einladung wurde wiederholt gemacht und abgelehnt. Schließlich bat der Erzherzog, Suworow möge die Linie von Bregenz bis Hohen- Karl und Suworow.

[1] Correspondenz des Suworow, II, S. 251.
[2] Ibid. II, p. 252.
[3] Ibid. II, p. 232.

embs vertheidigen, und schrieb: „Wir beide kämpfen gegen einen Feind, der Altäre und gesetzliche Macht über den Haufen werfen will. Wir haben also beide die Verpflichtung, in Eintracht und unerschütterlichem Ringen nach dem Hauptziel mit all unsern Kräften anzustreben“ und mahnte ihn, wenn er offensiv in der Schweiz vorgehen wolle, ja Nachricht zu geben. Alles umsonst. Suworow antwortete schließlich mit einem Knittelvers:

„Hier ein Kaiserheer, dort ein Kaiserheer.
Sie Feldmarschall, ich Feldmarschall,
Erzherzog Karl jung, Suworow alt,
Können auch zu mir kommen.“

Woronzow. In seiner Ansicht ward Suworow bestärkt durch ein Schreiben Woronzows aus London, worin es hieß:[1] „Indem man diese Armee drei Monate in völliger Unthätigkeit gelassen und Massena Zeit gegeben hat, alle Verstärkungen nach Wunsch heranzuziehen, hat man dieselbe aus der Schweiz entfernt, welche sie befreien konnte, aber nicht wollte; entfernt, um den Franzosen die kleine Anzahl Russen preiszugeben, welche sich in der Schweiz einer dreimal stärkeren feindlichen Armee gegenüber befindet.“ — Woronzow unterließ nicht, Suworow durch Schmeichelei zu stacheln: „Erlauchtester Fürst! Ihre Gegenwart ersetzt eine ganze Suworow. Armee und Ihre hohen Talente beruhigen uns.“ — Der Generalissimus erlässt dann einen Armeebefehl in Bregenz, worin er kurzweg sagt: „Während wir fochten und den Gotthardt überstiegen, verließ die große österreichische Armee die Schweiz“, und hebt zugleich hervor, was die Russen ausgestanden. „Im heftigsten Regen, bei hartem Frost, des Nachts, auf engen Pfaden, über ungeheuer steile Berge, die Wolken zu unsern Füßen, giengen wir im Angesicht des Feindes vor; in tiefem Schnee überstiegen wir den Wichlerberg und Rindskopf auf fast unpraktikabeln Wegen, zwischen Abgründen, oft ohne Brot; unsere Maulthiere sogar blieben zurück — nur Kartoffeln waren unsere Nahrung und überall, Tag und Nacht fochten wir mit dem Feinde. Endlich kamen wir nach Chur!“ — Das ist alles wahr, aber Erzherzog Karl trägt keine Schuld am Misgeschick!

Kaiser Paul I. kündet den Bund. In ähnlichem Sinne schreibt Suworow an den Czaren, der in einemfort in phantastischen Kriegsplänen sich ergeht, Dinge verlangt, die unmöglich sind, und die Unmöglichkeit den Ränken der Österreicher zuschreibt. Paul I. wähnt, Österreich habe einen geheimen Friedensschluss mit Frankreich eingegangen; Suworow solle ja recht vorsichtig bei seinem Einmarsch in Frankreich vorgehen, sonst schneiden ihm die Österreicher den Rückzug ab. Die Folge von all dem war, dass Paul in einem eigenen Schreiben an Kaiser Franz II. den Vertrag kündete.[2]

Schreiben an Franz II. „Indem ich auf diese Weise Meine Truppen verlassen und dem Feinde preisgegeben, und der Meinen Ansichten und dem Wohlstande Europas entgegenstrebenden Politik zum Opfer gebracht sehe und volle Ursache zum Unwillen über das Benehmen Ihres Ministeriums habe, dessen Veranlassungen hiezu ich gar nicht zu wünschen wisse, erkläre ich Euer Majestät mit derselben Aufrichtigkeit, welche mich veranlaßte, Ihnen zuhilfe zu eilen und die Fortschritte Ihrer

[1] Correspondenz des Suworow, II, S. 270.
[2] Ibid. II, p. 282.

Waffen zu beschleunigen, dass Ich von heute an die allgemeine Sache aufgebe, um den Triumph der bösen Sache nicht zu bekräftigen."

Demgemäß rüstete sich Suworow zur Heimreise und bat den Kurfürsten von Bayern um eine Million Gulden Vorschuss, die Kaiser Paul zurückstellen werde. Der Kurfürst konnte nur mit 200.000 Gulden aushelfen.

Paul I. an Georg III.

An Georg III. schrieb Paul:[1]) „Im Gefühl der Pflicht nahm ich die schwere Last auf mich, gegen Frankreich Krieg zu führen; im Glauben aber, dass wir gegen Frankreich unserer drei aufgestanden seien, sind wir nur unserer zwei geworden." Und nun warf er Österreich vor, es habe in der Schweiz die russischen Truppen schlecht behandelt, es habe den Sieg der Bundesgenossen und den Triumph der guten Sache verhindert. Georg III. bedauerte in der Antwort die unglückliche Politik des Wiener Cabinetes,[2]) unter Umständen, wo die ganze Aufmerksamkeit desselben ausschließlich nur auf die Beschützung der Religion, der allgemeinen Ordnung und der innern Ruhe gerichtet sein sollte. Der Erzherzog Karl hoffte noch auf Suworow zu wirken, indem er diesem schilderte,[3]) wie schön der gemeinsame Krieg begonnen habe: „Sieg folgte auf Sieg, Festung auf Festung fiel, die Tempel öffneten sich, die Religion leuchtete in ihrer früheren Glorie und in weniger als sechs Monaten war ganz Italien vom Feind gesäubert. Vor den Augen der Welt erstand wieder die Gesinnung der Leute aus ihrer Erniedrigung; viele Provinzen, durch die revolutionäre Umwälzung Frankreichs unterjocht, rüsteten sich gegen dasselbe in der Hoffnung auf baldige Hilfe." Er könne nicht glauben, dass Suworow die gemeinsame Sache verlassen wolle, und beschwor ihn, wenigstens noch drei Wochen seine Abreise zu verschieben.

Erzherzog Karl an Suworow.

Doch Suworow zog ab. „Geht mit Gott an unsere Grenzen", schrieb ihm Paul I. am 9. November.[4]) Suworow gieng über Prag. Alle Schreiben des Kaisers ließen ihn den wärmsten Empfang erwarten. Von Franz II. erhielt er noch mit der Ernennung zum Generalfeldmarschall auf Lebenszeit den Gehalt von 12.000 Gulden. Der Kaiser suchte ihn zu bewegen, über den Winter zu bleiben und im Frühjahr den Feldzug fortzusetzen. Alles vergebens! Suworow reiste mit einem kleinen Gefolge über Krakau und Wilna nach Petersburg, wo im kaiserlichen Palast Zimmer für ihn bereitet wurden und ein Triumphzug abgehalten werden sollte. Da traf ihn wie ein Blitz aus heiterm Himmel plötzlich die Nachricht von der Ungnade des Kaisers.

Suworow zieht heim.

Plötzliche Ungnade.

Paul hatte ihm früher befohlen, jeden Tag einen andern als General du jour zu behandeln. Der Czar meinte, jeder General solle dadurch, dass er einen Tag hindurch Adjutant sei, in seinem Geist und militärischen Wissen etwas gewinnen. Suworow aber meinte, er müsse sich auf seine Generaladjutanten verlassen können, und gebrauchte daher jeden Tag nur den Fürsten Bagration, welcher dieses Vertrauen in den größten Gefahren durch Umsicht und Treue auf das glänzendste bewährte. Nun klagten mehrere Generale, Suworow habe ihnen

warum?

[1]) Correspondenz des Suworow, II, S. 299—300.
[2]) Ibid. II, p. 301—302.
[3]) Ibid. II, p. 303—304.
[4]) Ibid. II, p. 282, 313, 318.

dadurch jede Gelegenheit abgeschnitten, sich auszuzeichnen, und nicht einmal der Befehl des Selbstherrschers habe die Ungerechtigkeit von ihnen abwenden können. Alsbald loderte Pauls Zorn hoch auf und er ließ vor der Front aller Regimenter unter Trommelschlag stracks verkünden, der Generalissimus Fürst Italinsky habe wegen Nichtbefolgung kaiserlicher Befehle strengen Tadel und des Czaren Ungnade verdient. Suworow erfuhr in Riga die Ungnade, die ihn tief ergriff und seinen leidenden Zustand — er litt an der Flictäna, einem Ausschlag — steigerte. Am 2. Mai abends zehn Uhr schlich er in aller Stille, statt im Triumphzug, in das Dunkel eines entlegenen Stadtviertels in Petersburg zu seiner Nichte Chwostow, legte sich sogleich zu Bett, um nie mehr aufzustehen. Er nahm keine Arznei mehr, keine Speise, er wollte nur sterben. „Ach, ich bin zu alt geworden", rief er unter heftigen Schmerzen öfters aus. Am 17. Mai abends begehrte er einen Geistlichen, betete lang mit ihm, empfieng die Sacramente, ertheilte noch einige Befehle an seine Generale und hauchte den letzten Seufzer aus am 18. Mai 1800 um Mitternacht. Paul äußerte bei der Nachricht von seinem Tod: „Der Held hat der Natur seinen Tribut gezahlt, sein Ungehorsam hat mich nur deshalb so sehr geschmerzt, weil er seine Lorbeern befleckte." Nach dem Wunsche des Helden trägt sein Grabstein nur die Worte: „Hier liegt Suworow."

Suworow krank in Petersburg, stirbt 18. Mai 1800. Grabschrift.

Suworow wünscht Vollmacht.

Suworow wollte immer unabhängig vom Wiener Hofkriegsrath den Feldzug leiten, um so, wie er sich ausdrückt, die Schildkröte in ein Rennthier zu verwandeln, und war gereizt, dass man ihn nicht nach seinem Willen schalten und walten ließ.

In einem Schreiben an Rasumowski, den russischen Gesandten in Wien, vom 8. Juli 1799 hatte er in seiner derben Weise gesagt: „Seine Römisch Kaiserliche Majestät wünscht, dass, wenn ich morgen eine Schlacht liefern will, ich mich vorher erst nach Wien wenden soll: im Kriege ändern sich aber die Verhältnisse in einem Augenblick; demnach kann für dieselben niemals ein Plan im voraus unumstößlich fest sein. Ich träumte weder am Tidone noch an der Trebbia, in Hannibals Fußstapfen zu treten, noch bei Turin, als ein Zufall uns die Mittel verschaffte, die dortigen Schätze zu benutzen, selbst nicht in Mailand, dessen Thore Vaprio oder Cassano uns geöffnet hatten. Fortuna hat einen bloßen Nacken, und auf der Stirn lang herabhängende Haare — ergreifst du sie nicht bei den Haaren, so ist sie bald entflohen. Ist eine Campagne nicht besser als zehn zusammen? oder ist es nicht besser, als Ziel den baldigen Weg nach Paris zu haben, als durch sehr weise Schritte sich den Weg mit seinen eigenen Thüren zu verschließen? Zur Feier des Sieges hatten die Franzosen bei Turin ein berühmtes Feuerwerk bereitet, welches wir jetzt durch unsere Bomben gesprengt haben. Mein Wohlthäter! mein Freund! geben Sie mir Vollmacht oder die Freiheit ꝛc. Suworow."

Suworow über den Feldzug.

Suworow gibt seine letzte Übersicht über den gesammten Feldzug am 18. März 1800 in einem Schreiben an den Staatsrath Fuchs, der auch später seine Briefe herausgab. Dieses letzte Schreiben ist durchdrungen von Selbstgefühl, zugleich will der greise Feldherr sich rechtfertigen vor der Nachwelt.

Nachdem in seiner Krankheit eine kleine Besserung eingetreten war, spricht er sich aus in den Zeilen: „Meine Taktik ist Kühnheit, Tapferkeit, Scharfsinn, Scharfblick, Ordnung, Maß, Richtung, Augenmaß, Schnelligkeit, Nachdruck, Menschlichkeit, Friede, Vergessenheit. Alle Kriege sind unter sich verschieden. In Polen

war Masse nöthig, in Italien musste „der Blitz überall einschlagen". — Der Stärke seiner Truppen muss man fortwährend gewiss sein. In Verona gab ich meinen Truppen sogleich Regeln für die Campagne nach meiner Erfahrung. Ich wurde in meinen Erwartungen übertroffen und täuschte mich nicht über ihre Stärke. — Ich strebte dahin, den Feind durch Schlachten zu vernichten, ihn von seinen Festungen abzuschneiden und seine Communication mit denselben aufzuheben. Von meiner Armee detachierte ich so viel, als gerade hinreichend war, um eine Befestigung einzunehmen, und behielt eine geringere Zahl gegen den Feind bei mir, um ihn zu besiegen. Auf diese Weise siegten bei Vaprio, als die Flügel der Armee von allen Seiten umfasst waren, bei den Übergängen über die Adda, rechts von Cassano, 8000 Österreicher über 16.000 bis 18.000 Feinde und einen Augenblick darauf zeigten wir uns in Mailand."

Dann schildert Suworow den Sieg bei Marengo, den Einmarsch in Turin, die Wegnahme mehrerer Festungen, den Angriff Macdonalds mit 33.000 Mann und erzählt, wie jener geschlagen wurde und kaum 8000 unter den Waffen behielt. — „Toscana und die Romagna fielen uns zu, Genua war geneigt, sich mit den Verbündeten zu vertragen. Schon war alles bereit, den Feind von dort zu vertreiben, als ich gezwungen wurde, ein starkes Corps meiner Armee auf Mantua zu dirigieren, welches ich bis zum letzten Athemzug aushauchen ließ." — Dann fährt er in seinen Klagen gegen Österreich fort: „Wenigstens war alles im Siegen, als die besten Regimenter meines Corps auf Toscana dirigiert wurden, unter dem Vorwand, jene Gegend zu vertheidigen, wo der Feind längst nicht mehr war. — Als ich nach Alessandria zurückkehrte, wollte das Wiener Cabinet, dass ich Turin räumen sollte, obgleich die Citadelle bereits von uns besetzt war. So wollte es früher auch, dass ich nicht über den Po gehen sollte, als ich denselben bereits überschritten hatte. Vor Alessandria wurde mir gesagt, dass ich weder an Frankreich, noch an Savoyen denken möchte. Während man mich auf diese Weise bedrückte, ergab sich die Citadelle von Mailand. Mir blieb nur noch die Citadelle von Tortona zu nehmen übrig, allein das Cabinet schrieb mir vor, die Eroberungen aufzugeben. Tortona bahnte uns den Weg zum Gewinn der blutigen Schlacht von Novi, wo 38.000 Mann der Unsrigen 43.000 Feinde schlugen. Der Feind, allerwärts geschlagen, hatte weiter keine Hoffnung, als auf seine Conscribierten — sofort unterwarf sich uns Tortona. — Wir bedurften nicht mehr zwei Wochen Zeit, um Italien zu säubern. Da trieben sie mich von da nach der Schweiz, um dort aufzuräumen. Der Erzherzog gab beim Erscheinen des russischen Corps in der Schweiz, obgleich seine Armee um ein Drittheil stärker war, die Beobachtung all seiner Posten auf und entfernte sich kaltblütig, ohne sich umzusehen. Ich wurde abgeschnitten und Tag und Nacht umringt. Wir waren in Front und Rücken des Feindes; wir nahmen ihm Kanonen ab, welche aus Mangel an Transportmitteln in die Abgründe gestürzt wurden; er verlor viermal mehr als wir. — Wir schlugen ihn überall auf das Haupt, sammelten uns bei Chur und giengen von da über Bregenz, Lindau, um den Constanzer See. Von der Seite des ... war nichts zu erwarten, als Demonstrationen und Neid; ich zog die russischen Truppen aus Schaffhausen an mich und marschierte nach Schwaben, in die Erholungsquartiere bei Augsburg. — So hatte denn der Berg eine Maus geboren! — Unser verständiges Benehmen in Piemont hatte anfangs sogar Einfluss auf Lyon, später auf Paris selbst. Ohne Kenntnis von der Kunst, weder des Krieges, noch des Friedens, anstatt Frankreich zu fangen, trieb das Cabinet ein Spiel, welches uns

zuletzt zwang, alles aufzugeben und nach Hause zu gehen. Der letzte Streich ihrer Hinterlist in Prag war der, mich wieder nach Franken zurück vexieren zu wollen, aber nach derselben Regel wie in der Schweiz; ich erwiderte ihnen jedoch, dass ich hierin nicht eher willigen würde, als bis ich 100.000 Mann unter meinen Fahnen sehe. — Es ist wahr, dass durch die Verlängerung des Krieges nicht eine einzige Nation so viel gewinnt als England. Wollen aber Euer Excellenz nach dem Verlust der Niederlande gefälligst in Rechnung bringen die Zurückerlangung von Mailand, Toscana, Venedig, die Eroberung der Romagna und besonders die Besitznahme Piemonts, so werden sie ersehen, dass Österreich dreimal stärker als früher geworden ist, und als wenn es den Krieg mit England allein fortsetzte. Suworow.“[1])

Man sieht, von welch großen Erfolgen seiner Kunst der alte Feldherr träumte, und wie tief das Misslingen seiner Pläne ihm ins Herz schnitt. Man kann aber auch leicht errathen, wie seine Berichte eine Hauptschuld tragen an Pauls Abfall von der Coalition. Insofern war Suworow, trotz seiner anfänglichen Siege, ein gefährlicher Helfer für Österreich. Die Klagen des greisen Feldherrn gegen den Erzherzog Karl, gegen Thugut und selbst gegen den Kaiser Franz II. hallen noch in russischen, französischen und sogar in manchen deutschen Schriftstellern nach, die sich nicht danach erkundigten, ob diese Klagen auch in den Verhältnissen begründet waren.

[1]) Correspondenz des Suworow, II, S. 341—344.

Der Feldzug vom Jahre 1800.

Also die große Coalition war zerrissen, Rußland war ausgetreten; Paul I., in allem leidenschaftlich, haßte jetzt Österreich, bald auch England. Von dieser Stimmung erfuhr Bonaparte. Er hatte Duroc nach Berlin gesendet, um seinen Regierungsantritt kundzugeben. Duroc war jung, schön, geschickt im Schildern der Schlachten, der Zustände in Ägypten: er gefiel in der preußischen Hauptstadt, er galt als der Parmenio des neuen Alexander. Durch Duroc erhielt Bonaparte Bericht von der Wendung in der Stimmung des Czaren und baute darauf den Plan, ihn ganz für sich zu gewinnen. Duroc in Berlin.

Also Krieg war die Losung, ein großer Krieg, der in Italien und in Deutschland zu gleicher Zeit geführt wurde, nicht mehr in der Schweiz, wie im letzten Jahre; von der Theorie, daſs, wer die Alpen habe, auch das Land zwischen denselben habe, war man abgekommen. In Wien wurde Frankreichs Macht unterschätzt, man glaubte nicht, daſs es von den Schlägen des letzten Jahres sich so schnell erholen könne; man brachte das Feldherrntalent Bonapartes und seine Kunst, einen Krieg vorzubereiten und alle Hilfsmittel zu sammeln, um auf ein Ziel hinzuarbeiten, viel zu wenig in Anschlag. Ein Übergang Bonapartes über die Alpen wurde gar nicht in Erwägung gezogen. Sein Plan wurde auch so genau geheim gehalten und die Gegner wurden so schlau getäuscht, wie es nur dem findigen Corsen möglich war. Rechnung auf Paul I.

„In Dijon", so war im „Moniteur" ein Beschluſs der Consuln zu lesen, „soll ein Reserveheer zusammengezogen werden." Bonaparte war überzeugt, daſs sogleich die Spione seiner Feinde nach Dijon schleichen würden, darum ließ er nur Recruten und alte Soldaten dahin kommen. Alsbald berichteten die Spione, von einem Reserveheer sei nichts zu sehen, es sei das reine Täuschung. In London wurden Bilder verkauft, worauf ein Kind einem Invaliden mit einem Stelzfuß die Hand reicht, und darunter stand das Wort: „Die Reserve-Armee". Die Spione achteten nicht darauf, daſs unweit Dijon an einigen Orten aus allen Theilen Frankreichs kleine Heerhaufen zusammenkamen, die vereinigt eine Armee von 60.000 Mann bilden konnten. An Melas wurde geschrieben, das Reservecorps sei eine Finte, er sei sicher im Rücken. Reserve-Armee. Täuschung der Spione.

zuletzt zwang, alles aufzugeben und nach Hause zu gehen. Der letzte Streich ihrer Hinterlist in Prag war der, mich wieder nach Franken zurück vexieren zu wollen, aber nach derselben Regel wie in der Schweiz; ich erwiderte ihnen jedoch, dass ich hierin nicht eher willigen würde, als bis ich 100.000 Mann unter meinen Fahnen sehe. — Es ist wahr, dass durch die Verlängerung des Krieges nicht eine einzige Nation so viel gewinnt als England. Wollen aber Euer Excellenz nach dem Verlust der Niederlande gefälligst in Rechnung bringen die Zurückerlangung von Mailand, Toscana, Venedig, die Eroberung der Romagna und besonders die Besitznahme Piemonts, so werden sie ersehen, dass Österreich dreimal stärker als früher geworden ist, und als wenn es den Krieg mit England allein fortsetzte. Suworow."[1])

Man sieht, von welch großen Erfolgen seiner Kunst der alte Feldherr träumte, und wie tief das Misslingen seiner Pläne ihm ins Herz schnitt. Man kann aber auch leicht errathen, wie seine Berichte eine Hauptschuld tragen an Pauls Abfall von der Coalition. Insofern war Suworow, trotz seiner anfänglichen Siege, ein gefährlicher Helfer für Österreich. Die Klagen des greisen Feldherrn gegen den Erzherzog Karl, gegen Thugut und selbst gegen den Kaiser Franz II. hallen noch in russischen, französischen und sogar in manchen deutschen Schriftstellern nach, die sich nicht danach erkundigten, ob diese Klagen auch in den Verhältnissen begründet waren.

[1]) Correspondenz des Suworow, II, S. 341—344.

Der Feldzug vom Jahre 1800.

Also die große Coalition war zerrissen, Rußland war ausgetreten; Paul I., in allem leidenschaftlich, haßte jetzt Österreich, bald auch England. Von dieser Stimmung erfuhr Bonaparte. Er hatte Duroc nach Berlin gesendet, um seinen Regierungsantritt kundzugeben. Duroc war jung, schön, geschickt im Schildern der Schlachten, der Zustände in Ägypten: er gefiel in der preußischen Hauptstadt, er galt als der Parmenio des neuen Alexander. Durch Duroc erhielt Bonaparte Bericht von der Wendung in der Stimmung des Czaren und baute darauf den Plan, ihn ganz für sich zu gewinnen. Duroc in Berlin.

Also Krieg war die Losung, ein großer Krieg, der in Italien und in Deutschland zu gleicher Zeit geführt wurde, nicht mehr in der Schweiz, wie im letzten Jahre; von der Theorie, daſs, wer die Alpen habe, auch das Land zwischen denselben habe, war man abgekommen. In Wien wurde Frankreichs Macht unterschätzt, man glaubte nicht, daſs es von den Schlägen des letzten Jahres sich so schnell erholen könne; man brachte das Feldherrntalent Bonapartes und seine Kunst, einen Krieg vorzubereiten und alle Hilfsmittel zu sammeln, um auf ein Ziel hinzuarbeiten, viel zu wenig in Anschlag. Ein Übergang Bonapartes über die Alpen wurde gar nicht in Erwägung gezogen. Sein Plan wurde auch so genau geheim gehalten und die Gegner wurden so schlau getäuscht, wie es nur dem findigen Corsen möglich war. Rechnung auf Paul I.

„In Dijon", so war im „Moniteur" ein Beschluſs der Consuln zu lesen, „soll ein Reserveheer zusammengezogen werden." Bonaparte war überzeugt, daſs sogleich die Spione seiner Feinde nach Dijon schleichen würden, darum ließ er nur Recruten und alte Soldaten dahin kommen. Alsbald berichteten die Spione, von einem Reserveheer sei nichts zu sehen, es sei das reine Täuschung. In London wurden Bilder verkauft, worauf ein Kind einem Invaliden mit einem Stelzfuß die Hand reicht, und darunter stand das Wort: „Die Reserve-Armee". Die Spione achteten nicht darauf, daſs unweit Dijon an einigen Orten aus allen Theilen Frankreichs kleine Heerhaufen zusammenkamen, die vereinigt eine Armee von 60.000 Mann bilden konnten. An Melas wurde geschrieben, das Reservecorps sei eine Finte, er sei sicher im Rücken. Reserve-Armee. Täuschung der Spione.

Plan der Österreicher. Nach dem Plan der verbündeten Österreicher und Engländer sollte Melas entlang der Riviera gegen den Var vordringen, dann gegen Toulon, welches zugleich die in Mahon stehende englische Flotte zur See angreifen würde. Gern hätten die Engländer diesen wichtigen Seehafen in Besitz genommen, und 20.000 Mann englische Truppen und Emigranten standen dazu Toulon. in Mahon bereit. Sei Toulon genommen, so solle Melas nach Norden vorrücken, das französische Heer am Rhein würde dann schnell zum Schutz der bedrohten Heimat abziehen, und Kray könne dann ihnen nach über den Rhein gehen und sich mit Melas vereinigen.

Erzherzog Karl. Kray. Der Erzherzog Karl stand aber nicht mehr an der Spitze des deutschen Heeres, er war als Statthalter nach Böhmen versetzt. Der tapfere und findige Kray befehligte an seiner Stelle in Deutschland, sein Hauptquartier war in Donaueschingen. Gelang der Plan, so mussten die Franzosen ihre Truppen aus der Schweiz zurückziehen, war also von einer Nothwendigkeit, den Krieg in diesem Alpenland zu führen, dessen Schwierigkeit man im letzten Kriege in schweren Kämpfen so gründlich kennen gelernt hatte, nicht mehr die Rede. Kray sollte sich nur in der Defensive halten, kein französisches Heer über den Schwarzwald kommen lassen, bis Toulon erobert sei. Um dann Krays Schläge recht wirksam Wickham. zu machen, hatte England mit Bayern, Wirtemberg und Kurmainz unterhandelt und durch Zahlungen erwirkt, dass Bayern außer seinem Reichscontingent 12.000 Mann, Wirtemberg 6000 Mann, Mainz 4000 Mann insbesondere stellte. Es war ihnen zugleich versprochen, dass man ihnen bei einem Frieden, wie auch der Krieg ausfalle, den Vollbesitz ihrer Staaten auswirken werde, wogegen sie versprechen mussten, auf keinen Vorschlag zu einem besondern Frieden mit Frankreich einzugehen. Die Bauern des Schwarzwaldes, welche am Kaiserhaus hiengen und die Franzosen wegen ihrer Erpressungen gründlich hassten, waren bereit, sich zu erheben und den kleinen Krieg zu führen.

Fehler. Der Fehler in diesem Plane, dass, durch die Schweiz und Piemont getrennt, das Heer von Melas und von Kray in keiner Verbindung miteinander standen, ließ sich allerdings nicht vermeiden, wurde aber durch Bonapartes unerwarteten Alpenübergang verhängnisvoll.

Plan Bonapartes. Genial und erfolgreich war Bonapartes Kriegsplan. Massena sollte sich im leicht zu vertheidigenden Genua und in der Riviera mit 40.000 Mann um jeden Preis halten und das österreichische Heer auf sich ziehen, am Einmarsch in Frankreich verhindern und sich behaupten, solange als möglich, auch in der höchsten Noth, bis Bonaparte durch seinen Alpenübergang den Österreichern in den Rücken komme und in der Ebene Lombardiens die Schlacht schlagen könne, welche über den Besitz Italiens entscheide. Über den Großen Moreau. Bernhard wollte Bonaparte nach Italien ziehen, aber erst wenn Moreau durch einen Rheinübergang zwischen Schaffhausen und dem Bodensee Kray in die linke Flanke gefallen sei — und ihn von der Donau und Ulm abgedrängt, von seinen Hilfsmitteln abgeschnitten und es ihm unmöglich gemacht habe, auf dem Wege durch die Alpen dem österreichischen Heere in

Italien zuhilfe zu kommen. Moreau sollte also den Krieg auf französischer Seite beginnen.

Durch einen Scheinversuch bei Straßburg, als wolle er da übergehen, sollte Moreau Kray verleiten, seine Truppen vom Schwarzwald herab in das Rheinthal zu werfen. Sei Moreau glücklich in Bayern angelangt, dann erst wolle Bonaparte über die Alpen den Österreichern in den Rücken kommen. Für diesen Zweck sollte dann Moreau ihm zur Verstärkung 20.000 Mann Kerntruppen unter Lecourbe über die Alpen nachsenden. Zu Bourrienne sagte Bonaparte:[1] „Ich gedenke, Melas im Nacken zu sein, ehe er es noch vermuthet, dass ich in Italien bin. Allein vorausgesetzt, dass Genua sich hält; — doch Massena vertheidigt es." Vorausblick. Bourrienne erzählt weiter: „Am 17. März musste ich ihm in seinem Arbeitscabinet die große Karte von Italien aufrollen; er bog sich darüber hin und ließ mich zur Seite stehen; dann steckte er Stecknadeln darauf, die an den Köpfen mit rothem und schwarzem Wachs bezeichnet waren. Ich sah ihm mit tiefstem Stillschweigen zu, was aus diesem unblutigen Feldzuge werden sollte; als er die feindlichen Corps und die Nadeln mit den rothen Köpfen aufgestellt hatte, wohin er seine Truppen zu führen gedachte, sagte er zu mir: ‚Wo glauben Sie, dass ich Melas schlagen werde? Sehen Sie her! Melas steht zu Alessandria, wo er sein Hauptquartier hat. Er wird so lange dort bleiben, als sich Genua nicht ergeben hat. Er hat zu Alessandria seine Magazine und Lazarethe, seine Artillerie und Reserve. Hier gehe ich über die Alpen', wobei er auf den Großen Sanct Bernhard hinwies, ‚wende mich gegen Melas, schneide ihm die Verbindung mit Österreich ab und erreiche ihn in der Ebene der Scrivia' — und dabei stellte er eine rothe Stecknadel nach San Giuliano. Als ich mich drei Monate nachher mit ihm in San Giuliano befand, gab ich ihm offen meine Bewunderung über seine militärische Voraussicht zu erkennen. Er lächelte selbst über die Richtigkeit seiner Vorausbestimmung."

Rasch gieng es nun mit der Zurüstung zum Krieg.

Berthier. Berthier, bisher Kriegsminister, hatte beim Abschluss von Geschäften seine Schwäche gezeigt und war allzu willfährig bei den zu leistenden Zahlungen und bei den Verträgen mit den Lieferanten gewesen. Darum wurde er jetzt unter dem Vorwand, seine militärischen Talente verdienten ein Commando, nach Dijon gesendet und Carnot, dem Bonaparte mehr Festigkeit und Rechtschaffenheit zutraute, zum Kriegsminister ernannt.[2] Carnot Kriegsminister. Nun ward mit seltener Thätigkeit alles zum Krieg Nöthige vorbereitet. Gerne bewilligten die Kammern die Aushebung von 100.000 Mann. Das waren Recruten, die aber klug unter altgeübte Soldaten vertheilt oder zum Dienste in Festungen verwendet wurden. Die Befriedigung der Vendée und der Bretagne machte es möglich, den größten Theil des Heeres unter Brune wegzuziehen, davon eine Reserve für das Heer Moreaus zu bilden und andere Divisionen der Verstärkung der Reserve-Armee zuzuwenden. Brune. Armee Moreaus. Dem Heere Moreaus wurden die besten Truppen und sehr tüchtige Officiere zugewiesen, wie Lecourbe, Richepanse, Saint-Cyr und der junge Ney, in welchem ein großer General heranwuchs. Brückengeräth, Geld, Lebensmittel, alles Nöthige wurde Moreau für seine schwere Aufgabe zugesendet.

[1] Bourrienne, Mémoires, IV, p. 85–86.
[2] Ibid. IV, p. 87.

Verbesserungen. Es fehlte an Pferden; eine außerordentliche Aushebung jedes dreißigsten Pferdes im Lande ward darum anbefohlen. Wichtig war, daſs zu Führern der Pferde bei den Kanonen Soldaten verwendet wurden; bisher waren es Bauern, die bei der ersten Gefahr die Stränge der Pferde abschnitten und sogleich davonritten und die Kanonen in den Händen des Feindes ließen. Nun wurden uniformierte Soldaten die Geschützkutscher. Die Pflicht und die Ehre gebot ihnen jetzt, wie den Kanonieren, bei den Geschützen zu bleiben.[1]) Carnot, der Kriegsminister, wurde selber an Moreau gesendet, um ihn vollkommen in den Plan des ersten Consuls einzuweihen und von ihm das schriftliche Versprechen zu erhalten, daſs er 20.000 Mann unter Lecourbe nach Italien senden werde, sobald er in Bayern eingedrungen sei. Moreau war ein schwer zu behandelnder Mann, aber in der Gefahr muthvoll und zuverlässig. Bonaparte sandte ihm Desolles. noch den General Desolles, einen feinen Kopf, der zugleich immer geneigt war, seine Obern zu versöhnen, um diesen General im rechten Fahrwasser zu erhalten. Moreau begriff nicht ganz den kühnen Plan des ersten Consuls. Desolles schrieb aber an Bonaparte: „Lassen Sie Moreau walten, wenn er auch einen Plan hat, der nicht so hoch ist wie der Ihrige, aber auch gut; er wird etwas langsam, aber sicher verfahren und Ihnen so viele Erfolge verschaffen, als Sie zum Gelingen des Ganzen brauchen.“ — Bonaparte antwortete: „Moreau mag thun, wie er will, wenn er nur Kray nach Ulm und Regensburg zurückwirft. Was er am Rhein wagt, will ich an den Alpen wagen; es wird ihm dann leid sein um den Ruhm, den er mir abgetreten.“ —

Moreau.

Bei Bonaparte war Plan und Handeln beisammen. Moreau war ein Zauderer, er wollte seines Erfolges immer sicher sein — und da vergieng viel Zeit, bis er alle Bedenken eines Rheinüberganges mit 130.000 Mann überwunden hatte. Man muſste ihn von Paris bei seinem Patriotismus beschwören, endlich über den Rhein zu gehen: Massena bestehe seit vierzehn Tagen mit seinen halbverhungerten Soldaten einen verzweifelten Kampf.

Allerdings fehlte es Moreau noch an Lebensmitteln, an Artillerie und Pferden, wenigstens nach seiner Berechnung. Aber endlich überwand er doch diese Aufbruch 25. April. Bedenken und brach auf, er hatte 130.000 Mann unter sich. Am 25. April 1800 erschien er in Straßburg beim Corps Sainte-Suzannes, um glauben zu machen, er wolle auf der geraden Straße von Straßburg durch den Schwarzwald vordringen. Sainte-Suzanne stieß auf vereinzelte Corps zwischen Kehl Offenburg. und Offenburg, warf sie zurück und that, als ob er durch das Renchthal und Kinzigthal vorrücken wollte. Am gleichen Tage drang Saint-Cyr von Freiburg. Breisach bis Freiburg vor. Österreichische Soldaten und Schwarzwälder Bauern hatten die Höhen um die Stadt verschanzt, wurden aber zurückgeworfen und Freiburg besetzt. Am selben Tage drang die Reserve über die Brücke von Basel nach Schliengen und Kandern vor, um Saint-Cyr die Hand zu reichen. Es schien, als ob die Franzosen durch das Kinzigthal und das Höllen-

[1]) Marmont, Denkwürdigkeiten, II, S. 89, 94.

thal vordringen wollten, und Kray entsandte Truppen, um ihnen zu begegnen. In der Nacht vom 27. auf den 28. April kehrten jedoch die Franzosen unter Sainte-Suzanne von Offenburg nach Straßburg zurück, giengen am linken Rheinufer aufwärts bis Breisach und von da bis Freiburg, als wollten sie von da ins Höllenthal, während Saint-Cyr gegen Todtnau und Sanct Blasien zog. Bei Säckingen giengen Delmas und Leclerc über den Rhein. Am 30. April erschien Sainte-Suzanne im Höllenthal. Da sah Kray die List des Feindes ein und sandte den Truppen, die er zerstreut hatte, Befehl, zu ihm zu stoßen. Aber es war schon zu spät. Am 1. Mai 1800 giengen die Franzosen unter Lecourbe bei Schaffhausen über den Rhein. Die Festung Hohentwiel bei Singen stach ihnen in die Augen, sie gehörte Wirtemberg und hatte sich im dreißigjährigen Kriege glänzend behauptet; einst war sie der Sitz der Herzoge Alamanniens. Aber der jetzige Commandant Wolf war kein Befehlshaber von der Natur jenes kühnen Wirtembergers Wiederhold und übergab die Festung mit allen Kanonen und mit Lebensmitteln für ein Jahr auf die erste Aufforderung an 108 Franzosen, die denn nicht unterließen, beim Abzug, am 2. Mai, sie zu sprengen. Wolf kam dafür auf den Asperg in schwere Haft.

Säckingen. Höllenthal. Hohentwiel.

Lecourbe zog 3. Mai mit 25.000 Mann gen Stockach, Moreau nach Engen in Schlachtordnung, den Rhein im Rücken, den Bodensee zur Rechten, die Pässe des Schwarzwaldes zur Linken, in einer Front, welche fünfzehn Stunden breit war. Krays Armee war aber noch weiter zerstreut. In Stockach hatten die Österreicher große Lebensmittelvorräthe zu schützen: darum stellten sie sich bei Steußlingen zur Wehr, und als sie hier durch Übermacht zurückgedrängt wurden, suchten sie sich bei Neuzingen zu behaupten, und als sie auch aus dieser Stellung verdrängt wurden, hinter Stockach, doch auch hier mußten sie der zweimal so starken Übermacht weichen. Die Franzosen bemächtigten sich der Vorräthe in Stockach am 3. Mai. Am gleichen Tage zwang Moreau nach blutigem Kampfe bei Engen Kray zum Rückzug. Bei Ehingen hielten die Österreicher wacker Stand gegen die Division Richepanse, der gegen Abend Moreau zuhilfe kam. Kray fürchtete, über Stockach umgangen zu werden, und gab darum Befehl zum Rückzug, um über Tuttlingen und Liptingen die Donau zu erreichen. Dann wählt Kray klug eine sehr feste Stellung bei Mößkirch, von der aus er die mit Übermacht heandrängenden Franzosen mit Kugeln überschüttete und ihnen 15 Kanonen zuschanden schoss. Alsbald drangen die Österreicher vor und ein erbitterter Kampf entspann sich bei Heudorf, den die Ankunft der Brigaden Vandamme und Montrichard zu Gunsten der Franzosen wendete (6. Mai). Auf dem Rückzuge stellte sich Kray nochmals in einer mit Scharfblick gewählten Stellung bei Krumbach. Ein furchtbarer Kampf entspann sich wieder, beide Parteien wetteiferten in Tapferkeit. Die Ankunft Moreaus mit der Reserve entschied am Abend den Sieg. Saint-Cyr, der in der Nähe stand, hätte den Österreichern schwer schaden können, wenn er angegriffen hätte. Auf Moreaus Vorwurf, er habe ihm mehrere Befehle gesendet, entgegnete Saint-Cyr, er wäre gekommen, wenn man ihm auch nur einen einzigen Officier geschickt hätte. Eifersucht waltete zwischen beiden. Die Kriegskundigen sagen, ein guter General müsse dem Befehle zuvorzukommen wissen, sobald er den Donner der Kanonen vernehme. Die Verluste waren an diesem Tage auf beiden Seiten groß, die Österreicher verloren aber durch den steten Rückzug auch ihre Zuversicht und Festigkeit. Kray suchte jetzt hinter der Donau sein Heer zu

Kampf bei Engen. Steußlingen. Neuzingen. Stockach Engen. Mößkirch. Heudorf Krumbach.

sammeln und zu kräftigen; doch nahm er der Magazine wegen, 9. Mai, hinter
Biberach. Biberach noch einmal den Kampf auf. Hier that sich Saint-Cyr durch Schnelligkeit und Kraft im Angriff hervor. Die Österreicher zogen sich am Abend
Memmingen. in Unordnung zurück. Memmingen wurde von den Franzosen genommen, die Magazine erobert. Am 11. und 12. Mai zog sich Kray nach Ulm in ein verschanztes Lager zurück und gieng Moreau über die Iller in eine gesicherte
Carnot. Stellung. Carnot, der Kriegsminister, traf im französischen Lager ein, mit dem
Lecourbe. Befehl, Moreau sollte Lecourbe mit 17.000 Mann zu Bonaparte über die Alpen senden. Saint-Cyr trieb zu einem Sturm auf Krays Lager, Moreau
Saint-Cyr. verweigerte ihn, in Sorge vor einer Niederlage. Da verließ Saint-Cyr gekränkt das Heer. Von Babenhausen sandte Moreau ein Schreiben an Bonaparte: „Wir erwarten mit Ungeduld, Bürger-Consul, die Nachricht von Ihren Erfolgen. Herr von Kray und ich tappen hier herum, er, um sich bei Ulm zu behaupten, ich, um ihn aus dieser Stellung zu vertreiben."

Nur Österreich und England hatte Bonaparte also zu bekämpfen. Gegen Österreich aber gedachte er im Frühjahre 1800 den Hauptschlag zu führen. Das österreichische Heer stand zunächst seit 1799 noch den Franzosen in Italien gegenüber. — Wir sahen früher, wie am 11. September 1799 Tortona in die Hände der Österreicher fiel, und wie die Russen dann in die Schweiz
Melas. zogen. Melas blieb nun selbständiger Oberbefehlshaber der Österreicher in Italien. Sein Heer betrug ungefähr 40.000 Mann. Gleich groß war das Heer der Franzosen unter Moreau und Championnet. Verstärkungen mußten erst eintreffen, ehe Melas seinen Plan ausführen konnte, das sehr feste Cuneo zu bezwingen. Darum begann er den Kampf erst am 14. September 1799.

Es ist ein an Schlachten reicher Krieg. Eine Menge Gefechte giengen
Cuneo. der Eroberung von Cuneo voraus, meist glücklich für die Österreicher; so am 18. September bei Saviglione, wo die Franzosen bei 1200 Mann an Todten und Verwundeten und 23 Officiere verloren; so die Erstürmung von Bainale am 19. October; so die Gefechte bei Mondovi vom 21. bis 28. October; so die Schlacht bei Genola am 4. November, wo den Franzosen 180 Officiere und 4000 Mann gefangen wurden und ebensoviele todt auf dem Platze blieben. Dann die Belagerung von Cuneo, welches sich nach vierzehntägigem Kampfe und Widerstand am 5. December ergeben mußte. Fürst
Liechtenstein. Liechtenstein zeichnete sich hier aus nicht bloß durch seine Tapferkeit und seine Thatkraft, sondern auch durch seine Freigebigkeit gegen die Soldaten. Als die Einwohner ihn bitten ließen, die Stadt nicht weiter zu beschießen, ihre Häuser zu schonen, da sie ja nicht kämpfen, gab er die kurze soldatische Antwort: „Der französische General capituliere und das Feuer wird aufhören." — Clement mußte am 5. December capitulieren; die Garnison durfte nach Kriegsgebrauch ehrenvoll ausziehen, mußte auf dem Glacis das Gewehr strecken und ward hierauf gefangen nach den Erbstaaten abgeführt; für die Kranken und Verwundeten versprachen die Österreicher Sorge zu tragen. Der Winter machte weiterer Thätigkeit ein Ende.

Am 8. December bezog Melas seine Winterquartiere. Italien war für die Franzosen verloren bis auf die Riviera und Genua. Die lange Dauer

des Winters machte es Melas unmöglich, vor dem April in die Riviera zu ziehen. Die sieben Wochen, welche dadurch für Melas' Pläne verloren giengen, waren von großer Wichtigkeit für die endliche Entscheidung. Deshalb darf man Melas aber nicht anklagen,[1])

Das Heer von Ligurien bestand aus 38.000 Mann und war also vertheilt: 14.000 Mann behielten den Pass von Tenda und die Linie des Var besetzt, 4000 Mann unter Turreau hielten den Mont Cenis besetzt. 12.000 Mann unter Soult standen an der oberen Bormida bis Savona und hüteten den Pass von Bocchetta, 8000 Mann unter Miollis hielten Genua besetzt. Massena hatte die Oberleitung des vierzig Stunden weiten Küstengebietes von Nizza bis Genua. Ligurische Armee

Melas stand jenseits der Berge zwischen Coni, Ceva und Gavi mit 70.000 Mann. Die Gefahr für Massena war, dass Melas einen Scheinangriff auf einen Punkt mache, die Vertheidigungslinie in Ligurien durchschneide und einen Theil der Gegner vollständig vernichte. Darum rieth Bonaparte seinem Feldherrn: einen von zwei solchen Angriffen nicht zu beachten und sich mit ganzer Kraft auf die andere Colonne zu werfen. Artillerie und Reiterei sei in dieser Gebirgsgegeend von weniger Bedeutung, die eigentliche Stärke liege im Fußvolk; ferner: „Wenn Melas bei Nizza erscheint, während Sie bei Genua sind, so lassen Sie ihn marschieren und rühren Sie sich nicht; er wird es nicht wagen weit vorzudringen, wenn Sie in Ligurien bleiben, und sich bereit halten, ihm in die Flanken zu fallen oder über die in Piemont zurückgelassenen Truppen herzufallen.“[2]) — Es war aber, als hätte Bonaparte in Melas' Seele seinen Plan gelesen.

Aber Massena hatte sein Heer noch nicht gesammelt und Genua mit den nöthigen Lebensmitteln noch nicht versehen, als Melas am 5. April aufbrach, um die Apenninenkette zu durchbrechen. Ott kam mit 15.000 Mann die Trebbia hinauf durch die Pässe, welche östlich von Genua ausmünden. Hohenzollern bedrohte mit 10.000 Mann den Pass von Bocchetta, welcher links von Genua ausmündet. Melas zog nun die Bormida hinauf und kam auf der Straße in die Riviera, die bei Savona ausmündet. Unter schweren Kämpfen, oft Mann gegen Mann, mit Kolben und Bajonnett, bei Rocca Barbenna, Sette Pani, Melogno, Monte Legino, Stella, Cadibona gelang es den Österreichern, die französische Linie zu durchschneiden, die eine Hälfte des Ligurischen Heeres nach Nizza zu werfen und die andere zu zwingen, sich in Genua einzuschließen, alle die Stadt deckenden Forts zu umschließen; zugleich erhoben sich auch auf Azzerettos, eines genuesischen Edlen, Mahnung die Bauern der Berge für die Österreicher und segelte die englische Flotte von Minorca heran. Am Abend des 6. April sahen die Genuesen die Wachfeuer der Feinde ringsum auf den Bergen. Melas an die Genuesen.

Melas richtete an die Genuesen folgenden Aufruf: „Genueser, ich komme nicht in Euer Vaterland, um zu erobern, noch um Euch zu unterjochen, sondern

[1]) Diese Kämpfe sind eingehend behandelt im 18. und 19. Buch von Botta und in der „Österr. Militär-Zeitschrift“, 1822—1823.

[2]) Correspondance, VI, p. 209—211. Instructions.

um einen Feind zu schlagen, der Euch Freiheit und Gleichheit versprochen, Euch aber, wie so viele andere unglückliche Völker, in Elend und Verzweiflung gestürzt hat. Der Kaiser, mein Herr, wünscht keine Eroberungen, sondern er will nur das Joch von Eurem Nacken nehmen, welches ein zügelloser Eroberer Euch aufgelegt hat; seinem Willen zufolge sollen Eigenthum und Recht gewahrt und die Völker geschützt und glücklich gemacht werden. Er will und wird es vollführen. Seht die durch unsere Waffen der Freiheit zurückgegebenen Provinzen an. Ebenso liebevoll ist er für Euer Vaterland gesinnt. In seinem Namen werde ich die tugendhaftesten, weisesten Bürger, die unter Euch sind, zur Regierung berufen. Frei sollen die Häfen sein und frei sein der Handel, diese wahre und einzige Quelle Eures Wohlstandes; das Elend soll sich in Reichthum, die Unterdrückung in Freiheit verwandeln — ich, der Sieger, verspreche, versichere Euch das." [1])

Genua. Genua ist jedoch schon an und für sich leicht zu vertheidigen. Die Straßen sind eng, die Häuser hoch, von harten Steinen; die Berge bilden ein Dreieck um die Stadt, dessen Spitze die Apenninen berührt und dessen Seiten mit Forts gedeckt waren. Die Wege die Apenninen hinauf sind in die Felsen gehauen, schmal, so dass man den hier andringenden Feind leicht schädigen kann. Der Hafen ist groß, aber durch zwei mächtige Molos vor dem Sturm und gegen eine heransegelnde Flotte geschützt. Hätte Massena rechtzeitig Lebensmittel genug in die Stadt gebracht, so hätte er Genua das ganze Jahr hindurch ruhig behaupten können. So aber musste er suchen, die Umschließung zu durchbrechen, sich Luft zu machen, um Lebensmittel zu holen und die Feinde über die Apenninen zurückzuwerfen.

Ausfall 7. April und 8. April. Darum brach Massena schon 7. April durch das Bisagnothal auf und drang bis in die Nähe von Col di Scofera unter steten erbitterten Kämpfen und brachte trotz großer Verluste 1500 Gefangene nach Genua. Am nächsten Tag machte er einen Versuch nach Westen, suchte Savona auf der Straße entlang dem Meer zu erreichen, während Soult ihm zur Rechten auf den Höhen vordringen sollte, kam aber diesmal mit den Österreichern in so erbitterten Streit,

Suchet. dass er am Abend Mühe hatte, Genua wieder zu erreichen. Suchet hätte die Österreicher von Nizza her angreifen sollen, wurde aber blutig zurückgeworfen. Nach französischen Berichten hätte Massena abends 4000 gefangene Österreicher nach Genua gebracht, was jedoch schwer zu glauben ist. Fortan war Massena in Genua fest eingeschlossen. Wir hören, dass nur noch 12.000 kampffähige Soldaten ihm zur Verfügung standen, als er den Genuesen befahl, alle Getreidevorräthe ihm zu überliefern, um Volk und Soldaten zu ernähren, das heißt auf schmale Kost zu setzen. So hielt er sich vierzehn Tage; dann lieferte eine genaue Durchsuchung der Häuser Lebensmittel auf weitere vierzehn Tage.

Mangel an Lebensmitteln. Dann blieb nichts zur Nahrung übrig als Cacao, der in den Magazinen in Menge vorhanden war, Lein und Hanfsamen, der geröstet und mit Honig gegessen wurde. Am 30. April griffen die Österreicher vom Bisagnothal her an, dann von der Hochebene her, auf welcher das Fort Diamant stand; zu gleicher Zeit eröffneten sie ein mächtiges Feuer auf die Stellung der Franzosen

[1]) Correspondance, VI, p. 271—274, 325—326, 354.

bei Pietro d'Arena. Auf beiden Seiten wurde heldenmüthig gestritten, am Abend nahmen die Franzosen wieder die meisten Stellungen, die sie am Morgen verloren hatten. 11. Mai war die letzte verzweifelte Anstrengung gegen den Monte Cento, der die Stadt beherrscht; der Angriff war wüthend, der Widerstand heldenmüthig; Soult wurde gefangen. Ein Schiff brachte Lebensmittel für fünf Tage. Nachher aber wütheten unter der Bevölkerung alle Qualen des Hungers, dem 17.000 Genuesen erlegen sein sollen. Nach den Pferden aß man Hunde, Katzen, Mäuse; man nährte sich von Lattich, Sauerampfer, Malven, Eibisch, Cichorien, Zucker. Das Dutzend Eier wurde mit 14 Liren bezahlt, ein schwarzes Brot mit 13 Franken. Doch bald fehlte es an allem. Männer und Frauen erfüllten die Luft mit Wehklagen, sanken' unter Zuckungen auf der Straße zusammen, Kinder fand man am Morgen todt in den Betten, die Väter gaben sich den Tod mit eigener Hand. Einige Franzosen erschossen sich, andere flüchteten in das österreichische Lager und und baten um Mitleid und Speise. — Zuletzt rafften bösartige Fieber- und eine pestartige Krankheit Tausende hinweg. Franceschi, Massenas Adjutant, erreichte auf einem Nachen Nizza, um zum ersten Consul zu gelangen, und ihn von der Noth und den Heldenthaten der Armee zu unterrichten. — Hungersnoth.

Bonaparte geht über die Alpen, 15.—22. Mai 1800.

Sehnsüchtig harrte Bonaparte auf glückliche Nachrichten vom Kriegsschauplatze aus Deutschland, um selber den Zug nach Italien zu unternehmen, denn Massenà befand sich in Genua in der höchsten Noth. Vergebens hatte er also Versuche gemacht, die österreichische Linie zu durchbrechen und Lebensmittel zu gewinnen, jeden Tag wurde die Umschließung enger und die Noth in der Stadt größer. Massena.

Am 10. Mai 1800 hatte Massena zum letztenmale einen kraftvollen Sturm unternommen und 1500 Gefangene dabei gemacht, ein Ausfall am 13. Mai dagegen misslang völlig. Seine Soldaten wurden zurückgetrieben, sie waren vom Hunger so erschöpft, dass sie kaum die Waffen tragen konnten. Indes fand in der Stadt ein Auflauf der Weiber statt, die mit Schellen durch die Straßen liefen und nach Brot schrien. Die Genuesen litten bitterlich Hunger. Massena legte den Reichen eine Steuer auf für die Armen; er selber gab das Beispiel der Entsagung, er ließ aus Hafer, Bohnen und allen Mehlfrüchten ein Brot backen, welches kaum genießbar war. Bittern Hunger litten auch die österreichischen Gefangenen, die auf den Schiffen im Hafen eingesperrt waren. Hin und wieder schlich ein Bote durch die Umwallung und brachte Bonaparte nach Paris Nachricht vom kläglichen Zustand in Genua, Massena könne sich höchstens bis zum 20. Mai halten. Noth in Genua.

Indes traf Nachricht ein, dass bei den verschiedenen Alpenübergängen die französische Mannschaft im Zug sei. Bonaparte beschloss, nun selber nach dem großen Bernhard sich auf den Weg zu machen, um dem Heer des Melas in den Rücken zu kommen und die Schlacht zu schlagen, die über das Schicksal Italiens entscheiden musste. Dass der erste Consul selbst Der erste Consul.

zu Felde zog, war eigentlich gegen die Verfassung, aber nach dem Sinne der Nation, und so sprach eine Botschaft des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers den Wunsch aus, dass er als Sieger und Friedensstifter zurückkehren möge.

Ernst der Lage.

Bonaparte traute der Ruhe in Paris noch nicht ganz; darum ließ er die Nachricht verbreiten, er verlasse Paris nur auf einige Tage; seinen Brüdern trug er auf, ihn von allem in Kenntnis zu erhalten und wenn seine Gegenwart unumgänglich nothwendig wäre, ihm das Zeichen zur Rückkehr zu geben. Den beiden Consuln trug er auf, sich fest zu zeigen und durch kein Gerede irre machen zu lassen. „Ich werde zurückkommen wie der Blitz und die Verwegenen niederschmettern, welche es wagen sollten, Hand an die Regierung zu legen!“

Bonaparte reist ab 6. Mai 1800.

Am Morgen des 6. Mai reiste er mit Duroc und Bourrienne von Paris ab nach Genf. Jetzt zeigte es sich, dass das Heer in Dijon mehr sei als eine bloße Sammlung von Krüppeln; plötzlich waren 60.000 Mann sieggewohnte Soldaten unter tüchtigen Officieren beisammen.

Die Fahrt durch Burgund nach Genf erinnerte Bonaparte an die Schlachtfelder Cäsars und da fragte sein Begleiter Bourrienne, der sein besonderes Studium der alten Kriegsführung wohl kannte: „Wen schätzen Sie höher, Alexander oder Cäsar?“ — „Ich gebe Alexander den Vorzug“, war seine Antwort; „doch bewundere ich Cäsars schönen Feldzug in Afrika. Aber der Grund, weshalb ich den König von Makedonien vorziehe, liegt in der Unternehmung und besonders in der Ausführung seines Zuges nach Asien. Man hat nicht die geringste Idee von dem Kriege, wenn man diesen Fürsten deshalb tadelt, dass er sieben Monate mit der Belagerung von Tyrus zubrachte. Ich, meinestheils, würde sieben Jahre davor geblieben sein, wenn es nöthig gewesen wäre. Man stellt darüber in den Schulen große Erörterungen an. Ich aber betrachte die Belagerung von Tyrus, die Eroberung von Ägypten und den Zug nach der Oase des Ammon als Thatsachen, wodurch dieser große Feldherr sein Genie bekundete. Am Granikus und bei Issus hatte er nur, um so zu sagen, eine schwache Avantgarde des Königs von Persien geschlagen. Daher wollte er ihm Zeit lassen, alle seine Streitkräfte zu versammeln, damit er dann diesen Kolos, den er nur eben erst erschüttert hatte, durch einen einzigen Streich zu Boden stürzen könnte. Wenn Alexander dem Darius sogleich in das Innere des Landes nachgesetzt hätte, so würde er sich zu früh von den Punkten entfernt haben, wo er leicht Verstärkungen erhalten konnte; er würde nur zerstreute Truppenabtheilungen angetroffen haben und in die Wüste gerathen sein, wo seine Armee leicht ihr Grab gefunden hätte. Indem er aber auf der Eroberung von Tyrus bestand, sicherte er sich die Communication mit Griechenland, dem Lande, das er so sehr liebte, für welches er alles that, wie ich für Frankreich, und dessen Ruhm er zu dem seinigen machte. — Dadurch, dass Alexander das reiche Ägypten, diese damals so mächtige Landschaft, in seine Gewalt brachte, zwang er den Darius, entweder zur Vertheidigung dieses Landes herbeizueilen oder es preiszugeben, und ihm im ersten Falle den halben Weg entgegenzukommen. Dadurch aber, dass er sich für den Sohn Jupiters erklären ließ, brachte er auf die Gemüther der immer exaltierten Orientalen einen Reiz

Alexander ist mehr als Cäsar.

Tyrus.

Ägypten.

hervor, der seiner Sache günstig war. Man weiß, wie gute Wirkung das gethan hat. Und welchen Namen hat er zugleich bei seinem Tode in einem Alter von dreiunddreißig Jahren hinterlassen!"

In Genf hatte Bonaparte eine Zusammenkunft mit Necker, über den er nachher sagte: „Ich fand Herrn Necker weit unter seinem Ruhm; er hat durchaus nicht der Idee entsprochen, die ich mir von ihm gemacht hatte. Ich sprach viel mit ihm, um ihn zur Offenheit zu bringen; er hat mir nichts Merkwürdiges gesagt, er ist ein Ideologe, ein Banquier, diese Art Leute müssen nothwendig beschränkte Ansichten haben."[1]) — Ganz anders urtheilte Necker über diese Zusammenkunft, wie uns Frau von Staël erzählt: „Necker hatte eine Unterhaltung mit Bonaparte bei seinem Übergang über den Sanct Bernhard nach Italien, wenige Tage vor der Schlacht bei Marengo. Bei dieser Unterredung, welche zwei Stunden dauerte, machte der erste Consul einen sehr angenehmen Eindruck auf meinen Vater durch die Offenheit, mit welcher er sich gegen ihn über seine künftigen Pläne äußerte." Necker

In einem Kriegsrath, den Bonaparte hielt, sagte Marescot, welcher die Wege erkundet hatte: „Der Übergang über den Großen Bernhard sei möglich, aber nur mit außerordentlichen Anstrengungen." — „Wohlan denn, vorwärts!" entschied Bonaparte. Er war ja der größte Meister darin, einen Krieg vorzubereiten und alle Mittel zu ersinnen und beizuschaffen. Der eigentliche Übergang war nur zwanzig Stunden Weges gefährlich, von Villeneuve bis Martinac, dann kam man in das Thal von Aosta bei Ivrea den Österreichern in den Rücken zwischen den Straßen von Turin und Mailand und konnte die Truppen, die auf vier Straßen von den Alpen herabkamen, über den St. Gotthard, den Großen und Kleinen Bernhard und den Mont-Cenis zusammenziehen und mit einem Heer von mindestens 60.000 Mann den Kampf beginnen. Gefahr des Weges

Das Brot für die Mannschaft und das Futter für die Pferde war beisammen. Die Straße von Villeneuve bis Martinac und von Martinac bis St. Peter war wegsam für Fuhrwerk; dann war der Weg nur zwei bis drei Fuß breit und, wenn die Sonne wirkte, Lawinenfällen ausgesetzt. Nur eine Schwierigkeit sei bei der Festung Bard, doch sei das Hindernis zu überwinden. Um Geld bekam man Bauern und Wagen genug und Maulesel und lebendes Vieh. Die Geschütze wurden auseinander genommen und die Lafetten wohl beziffert in Stücke zerlegt.[2]) In kleinen Kisten wurde die Munition für das Fußvolk und die Geschütze auf Maulesel verpackt. Handwerker waren schon beordert, welche die Wagen wieder zusammenstellen mussten. In das berühmte Kloster auf dem Bernhard, dessen Mönche sich dem edlen Zweck widmen, die Reisenden, welche ein Unwetter überrascht und unter dem Schnee vergraben Bard

[1]) Bourrienne, Mémoires, IV, p. 75.

[2]) Marmont berichtet: „Die innere und äußere Seite der als Futterale dienenden Fichtenstämme war glatt behauen und das vordere Ende so abgerundet, dass es fortgezogen werden konnte, ohne in die Erde hineinzutreiben; ein krummer Hebebaum, der von einem Kanonier gehalten wurde und in der Mündung des Geschützes stak, hielt dasselbe und verhinderte es am Umstürzen. All unsere Kanonenläufe wurden in wenig Tagen über die Alpen geschleift." Denkwürdigkeiten, II, S. 94.

hat, mit Hilfe ihrer berühmten Hunde aufzusuchen, um sie zu retten, hatte der erste Consul schon früher eine namhafte Summe Geldes geschickt, damit sie eine Menge Brot, Wein und Käse zusammenbringen könnten. Auch Spitäler zur Pflege der Verwundeten und Kranken waren schon errichtet. Sattler waren in Menge versammelt, um das Geschirr für die Pferde auszubessern. Zur Ermuthigung musste die Regimentsmusik unterwegs fröhliche Marschstücke spielen.

Nachrichten aus Italien.

Nachrichten aus Italien trafen ein, dass Genua sich noch halte und die österreichische Armee unter Ott beschäftige, dass Melas noch nicht aus seiner Täuschung gerissen und noch immer auf seinem Marsch gegen den Var, den Grenzstrom Frankreichs, sei. So brach denn die erste Abtheilung unter dem tapfern und umsichtigen Lannes am 15. Mai um zwei Uhr morgens auf.

Marsch über den Großen Bernhard, 16. bis 20. Mai 1800.

In acht Stunden, noch ehe die Sonne den Schnee schmolz, war die Vorhut bei der Herberge auf dem Bernhard. Die Soldaten waren fröhlich im Vertrauen auf Bonaparte und im Vorgefühl des Sieges, obschon sie Zwieback für mehrere Tage und ihre Patronen tragen mussten. Gefährlicher war der Übergang für die Reiter, die zu Fuß gehen und ihr Pferd am Zügel nachführen mussten. Wenn das Ross auf dem schmalen Wege, den sonst nur Ziegenhirten betraten, strauchelte, stürzte auch der Reiter mit ihm in den Abgrund. Einige derartige Fälle kamen vor. Vor der Herberge waren Tische aufgestellt und lieferten die Mönche jedem Soldaten ein Glas Wein, ein Stück Brot und Käse; er nahm es und überließ seinen Platz einem andern. Die Geschütze wurden in gespaltenen und ausgehöhlten Fichtenstämmen geschleift. Den Landleuten wurde für glückliches Hinüberbringen von je einem Geschütz 1000 Francs gezahlt, und sie brachten wirklich einige Geschütze unverdorben über den Berg, wollten sich aber nicht zur Wiederholung der Arbeit hergeben. Da machte man es den Artilleristen zur Ehrenpflicht, ihre Kanonen hinüberzuschaffen, und bei der freudigen Stimmung und dem hohen Lohn war von ihnen alles zu erlangen.

So wurde der Übergang bewerkstelligt zwischen dem 16. und 20. Mai. Lannes besetzte am 17. Mai schon Aosta, am 18. Chatillon, da stockte der Zug auf einmal vor der Festung Bard, die von Kanonen starrte. Der Befehlshaber, ein Österreicher, Bernkopf, war ein pflichtgetreuer und entschlossener Mann. Das Schloss war auf einem steilen Felsen im Thal, durch welches auf der rechten Seite ein reißender Fluss, die Dora Baltea, strömt, auf der linken Seite war der Ort Bard, der aus einer einzigen Straße bestand. Felsen steigen steil links vom Ort und rechts von der Dora Baltea empor. Die Kanonen der Festung bestrichen den Fluss und die enge Straße der Stadt, deren Ein- und Ausgang eine Zugbrücke verschloss. Die Franzosen schlugen die Zugbrücken herab unter dem Feuer der Granaten von der Festung. Marescot erklärte, die Abhänge des Felsens seien nicht zu ersteigen. Die Soldaten erkletterten nun eine der benachbarten Höhen, auf die sie zwei leichte Geschütze hinaufzogen, von denen aus sie auf die Festung schossen; diese erwiderte das Feuer und zerschoss bald eine der Kanonen. Nun war man rathlos. Sollte man umkehren, um einen andern Weg zu versuchen? — das war mühevoll und nahm viele Zeit in Anspruch. Man sandte an Bonaparte, der drei Tage im Kloster Martinach dem Durchzug des Heeres zusah und auf die üble Nachricht hin sogleich aufbrach. Der Maler David hat in seinem berühmten Bild Bonaparte dargestellt, wie

Bard. Bernkopf.

Marescot.

Bonaparte.

er über die Alpen reitet, das Pferd bäumt sich unter dem Unerschrockenen, der, gleichsam als Bändiger der Revolution und Natur gefeiert, mit der rechten Hand nach oben deutet. In Wahrheit kam Bonaparte nicht zu Pferd, sondern, viel prosaischer, in seinem grauen Überrock über die Alpen auf einem Maulthier, welches ein junger Landmann am Zügel führte. Dieser wusste nicht, wer der Officier sei, der ihn über jede Kleinigkeit des Weges, über die Anzeichen des guten und schlechten Wetters, über die Vorboten des Sturmes, über die Erwerbsquellen der Einwohner und ihre Unfälle ausfragte. Der Bauer wurde redselig und erzählte auch, was sein Herz bedrückte: er liebe ein schönes und vermögliches Mädchen in einem nahen Thal, das ihm aber deren Eltern versagten, weil er keinen eigenen Besitz habe. In der Herberge noch schrieb Bonaparte einen Brief und befahl dem Führer, nach der Rückkehr ihn dem Heerzahlmeister zu übergeben. Erst bei der Abgabe des Schreibens erfuhr er, dass sein Officier Bonaparte gewesen sei, und dass er ihm das Geld für den Ankauf eines Hauses und Gutes angewiesen habe, damit er seine Geliebte heiraten könne. Thiers erzählt diese Wohlthat, die der Mann, der so viele Menschenleben opferte, einem armen jungen Bauern erwies, mit der Bemerkung, er sehe darin nicht eine große Herrscherlaune, sondern den Beweis, dass in ernsten Schicksalslagen der Mensch geneigt sei, Gutes zu thun, um selbst von der Vorsehung das zu erlangen, was er glühend wünsche.[1])

Bard umgangen.

Bonapartes Ankunft vor Bard entschied: man müsse das Fort nehmen oder umgehen. Er ließ in der Nacht die Straße durch das Städtchen mit Stroh bedecken, die Kanonen mit Linnen oder dünnem Reisig, die Hufe der Pferde mit Tuch umwickeln, und so wurden in der Nacht die Geschütze und die Pferde durch die Straße neben der Festung vorbeigebracht, ohne dass die Österreicher, die wohl einen gewissen Lärm hörten, mit ihren Schüssen vielen Schaden anrichteten: nur sieben Mann wurden getödtet. Bonaparte hatte einen bessern Platz gefunden, auf dem man eine Batterie wirksamer aufstellen könne. Es geschah, und die Festung musste sich am 1. Juni ergeben. Bonaparte erhielt die Nachricht in Ivrea.

erobert.

Der Zug über das Gebirg gelang vollständig und eine französische Armee stand auf einmal den Österreichern im Rücken. Das Land war fast entblößt von Truppen, die den Marsch nach Mailand nicht aufzuhalten vermochten, dessen Schloss sogleich umlagert wurde. Die Bewohner nahmen Bonaparte mit demselben Jubel auf, mit dem sie Melas empfangen hatten; die Mailänder wissen zu schmeicheln, sie empfiengen Bonaparte als Triumphator, als außerordentlichen Helden, als Erretter: er sei gekommen, um seinem geliebten cisalpinischen Volk die Freiheit von neuem zu geben.

Jubel in Mailand.

Klagen wider Österreich.

Waren sie denn so gedrückt von den Österreichern, dass sie so sehr nach Rettung schmachteten? Marmont, Napoleons Freund, sagt darüber:[2]) „Die so sanfte, väterliche, österreichische Regierung ist, obschon mit Unrecht, von den Italienern stets angeschuldigt worden, gegen Italien hart und fiscalisch zu sein. Das ist eine Thatsache, deren Falschheit ich bestätigen kann. Allein die geringe Sympathie, welche zwischen dem Charakter der Deutschen und dem der Italiener herrscht, genügt, um die Ungerechtigkeit und Unehrlichkeit ihrer Klagen zu erklären.“ —

[1]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire. Leipzig 1845, I, p. 276 bis 296, 334—351.

[2]) Marmont, Denkwürdigkeiten, II, S. 99.

Dieser Schriftsteller führt noch einen andern Grund an, warum die Rückkehr der Franzosen den Mailändern eine so große Freude machte: „Wir vertheidigten die Unabhängigkeit Italiens; sie erinnerten sich wohl der Opfer und der durch die erste Eroberung herbeigeführten Unordnung. Aber bei uns hatten sie stets die Hoffnung, diese Opfer durch die Bildung eines unabhängigen Staates in Norditalien bezahlt zu sehen, während bei den Österreichern Italien stets wieder eine österreichische Provinz wurde.“ [1])

Pavia. Der unerwartete Anmarsch hatte auch die Folge, dass die Franzosen sich Pavias rasch bemächtigen konnten, wo die Österreicher ihr großes Artillerie-Depot aufgestellt hatten; nicht bloß eine große Anzahl Feuerschlünde, sondern auch Munition und Verproviantierung aller Art kam dort in ihre Gewalt. Des-

Briefe. gleichen fiengen sie auch wichtige Briefe ab, so einen vom Fürsten von Hohenzollern, der vor Genua stand: dass der Widerstand Massenas dem Ende nahe sei, dass man sich von seinen Ausfällen nicht täuschen lasse.

Noch wichtiger für einen Sieg war dem ersten Consul damals ein Spion, der ihm während des frühern italienischen Feldzuges manchmal Dienste geleistet hatte.

Bourrienne. Das Zusammentreffen mit diesem fand in Mailand statt, und Bourrienne berichtet darüber, wie Bonaparte den Mann erstaunt anredete: „Du hier? Du bist noch nicht erschossen?“ — Dieser antwortete: „General! Als der Krieg wieder anfieng, fasste ich den Entschluss, den Österreichern zu dienen, weil Sie fern von Europa waren. Ich halte es mit dem Glücke und habe mich immer wohl dabei befunden; aber ich bin des Handwerks müde, ich betreibe es jetzt zum letztenmale, thue den letzten Schritt zur Begründung meines kleinen Glückes,

Melas. um ferner in Ruhe zu leben. Ich bin vom General Melas in Ihre Linien abgeschickt worden und kann Ihnen einen großen Dienst leisten. Ich will Ihnen genaue Auskunft über alle Corps, ihre Stärke, ihre Stellung und die Namen aller ihrer Chefs geben. Ich will Ihnen sagen, in welcher Lage Alessandria sich befindet. Sie kennen mich, ich habe Zutrauen zu Ihnen und ich werde Sie nicht hintergehen. Aber ich muss meinem General einen Bericht bringen. Sie sind stark genug, dass Sie mir ohne Gefahr einige wahre Angaben mittheilen können, die ich ihm dann hinterbringen werde.“ — „Das kann wohl geschehen“, sagte ihm der erste Consul, „es ist mir gleichgiltig, ob man meine Stärke und Stellung kennt oder nicht, wenn ich nur die Stärke und die Stellungen meines Feindes kenne und er nichts von meinem Vorhaben weiß. Du verlangst tausend Louisdor von mir, du sollst sie haben, wenn du mich gut bedienst.“ — „Nun schrieb ich“, fährt Bourrienne fort, „nach der Angabe des Spions, die Namen

Bonaparte der Generale auf. Bonaparte bezeichnete alles, was ihm der Spion über die Localitäten angab, mit Stecknadeln auf einer Karte. Der Spion setzte hierauf hinzu: Alessandria wäre nicht mit Proviant versehen und Melas erwarte nichts weniger als eine Belagerung, er habe viele Kranke, es fehle an Medicin und dergleichen. — Der Generalmajor Berthier wurde nun beauftragt, dem Spion eine der Wahrheit nahe kommende Übersicht über unsere Stellung zu geben. — Die Angaben dieses Mannes, mit welchem der Consul bei seinen ersten Campagnen äußerst zufrieden gewesen war, wurden so richtig befunden und brachten ihm so großen Nutzen, dass er sogleich nach seiner Rückkehr von

[1]) Marmont, l. c. II, p. 99.

Marengo mir Befehl gab, ihm die versprochene Summe auszuzahlen. — Der Spion sagte ihm, Melas wäre über die Art und Weise, wie er ihn bei dieser Angelegenheit bedient habe, ganz entzückt gewesen und hätte ihn gut belohnt. Zugleich erklärte er uns, dass er nun sein schlechtes Handwerk aufgeben wolle. Der erste Consul betrachtete diesen Vorfall als eine der Begünstigungen seines Glückes." [1])

wird conservativer.

Übrigens merkten die feinen Italiener doch bald heraus, dass Bonaparte conservativer geworden sei; der Jakobinismus, den er früher herauskehrt hatte, gieng mit seinen Herrschaftsplänen nicht mehr zusammen: er sprach viel von Frieden und Religion, Literatur und Wissenschaft.

Universität Pavia.

Er eröffnete die Universität Pavia wieder, welche die Österreicher aus Misstrauen gegen die Lehren, die dort verkündet wurden, geschlossen hatten. Um die Professoren zu gewinnen, wies er ihnen ehrenhafte Besoldungen an, berief übrigens wirklich gelehrte Männer. In Mailand setzte er eine Consulta ein mit gesetzgebender Gewalt und einen Regierungs-Ausschuss mit ausübender Macht. Als Leiter des Staates berief er den Franzosen Claude Petiet, der zur Zeit des Directoriums Kriegsminister gewesen war. Die Demokraten merkten bald heraus, dass er Männer von gemäßigter Denkungsart vorzog; insgeheim, unter sich, nannten sie ihn einen Tyrannen.

Petiet.

Die Besatzung in Genua litt indes bittere Noth.

Hunger in Genua.

Massena und seine Officiere nährten sich und litten Hunger wie der gemeine Mann, er beugte sich nicht vor dem Geschick: er wollte ausharren bis Bonaparte ihn rette. „Bevor er sich ergibt", sagten seine Soldaten, „wird er uns noch seine Stiefeln essen lassen." Die Ermattung war so groß, dass man den Wachen erlauben musste, zu sitzen. Die Soldaten sagten, es sei Zeit, sich zu ergeben; im offenen Kampf wollten sie gern bis auf den letzten Mann sterben, aber nicht durch Hunger und Krankheiten. Massena sah ein, dass es höchste Zeit sei, zu unterhandeln. Am 3. Juni wurde ein Vertrag mit Ott verhandelt: Convention, nicht Capitulation, frei mit Waffen, Gepäck und fliegenden Fahnen wolle er mit seinen 8000 Mann abziehen; wolle man das nicht zugeben, so werde er mit den Waffen in der Hand ausfallen und im Kampf der Verzweiflung sich durchschlagen oder sterben. Ott hatte schon Befehl, die Belagerung von Genua aufzuheben und sich nach Alessandria zurückzuziehen. So kam 4. Juni der Vertrag zustande: Massena und die Seinen haben freien und sicheren Abzug und können zu Land nach Frankreich zurückkehren; diejenigen, welche nicht zu gehen vermögen, werden auf englischen Schiffen nach Antibes oder nach dem Golf Juan gebracht. Die deutschen Gefangenen werden zurückgegeben. Niemand kann wegen früherer Handlungen zur Rechenschaft gezogen werden; wer sich hinwegbegeben will, hat Erlaubnis, es zu thun. Es werden Lebensmittel geliefert und man wird für die Kranken Sorge tragen. Genua wird den Österreichern und Engländern gemeinsam übergeben.

Convention von Genua.

Ott.

Österreicher in Genua.

Die Österreicher zogen am 5. Juni in die Stadt ein, die Engländer besetzten den Hafen. Die eifrigen Demokraten Morando, Abt Cuneo, die Brüder Boccardi giengen mit den Franzosen fort. Die Glocken schallten beim Einzug

[1]) Bourrienne, Mémoires, IV, p. 105—107.

der Österreicher, das Volk zündete Freudenfeuer an, die Adeligen riefen: „Es lebe der Kaiser!“ Der Pöbel wollte die Häuser der Demokraten plündern, aber Hohenzollern, dem das Commando über die Stadt anvertraut war, machte dem Raube schnell ein Ende; auch setzte er aus bewährten Edelleuten eine kaiserlich-königliche Regierung ein. Brot, Fleisch, Gemüse, Betten kamen jetzt in Menge in die Stadt, viele aber, die ihre Gier nicht zu zügeln wussten, starben an allzu schneller Sättigung. Den abziehenden Franzosen reichten die Österreicher Lebensmittel. Massena bestieg ein Boot, um schneller auf der Fahrt gen Nizza sich mit Suchet zu vereinigen; schon in Savona traf er ihn in seinem Hauptquartier.

Suchet. Suchet war früher von Melas nach Westen gedrängt worden und hatte hinter dem Var sich decken müssen. Melas war in Nizza eingezogen, an den Var sandte er den General Elsnitz. Bourrienne macht ihm einen Vorwurf daraus, dass er nicht über den Var und nach Lyon vorgedrungen sei. Er wirft

Was Bourrienne, ihm nicht bloß Mangel an Genie, sondern auch Mangel an Festigkeit vor. „Hätte er die Stellungen verglichen und dabei in Betrachtung gezogen, dass es nicht mehr Zeit sei, seine Operationslinie wieder einzunehmen und sich mit den Erbstaaten wieder in Communication zu setzen; hätte er bedacht, dass er Heer aller festen Plätze von Italien sei und daher von Massena nichts zu fürchten habe, und dass ihm Suchet keinen Widerstand entgegensetzen könne; hätte er jetzt, sich an Bonaparte ein Beispiel nehmend, sozusagen seine Schiffe verbrannt, und wäre er geraden Weges gegen Lyon marschiert: — was hätte dann der erste Consul thun wollen? — Melas würde wenig Hindernisse und fast überall offene Städte gefunden haben, während die französische Armee aus Mangel an zu bekämpfenden Feinden sich in sich selbst verzehrt haben würde.[1]) Dies alles würde Bonaparte ohne Zweifel gethan haben, wenn er an Melas Stelle gewesen wäre; aber glücklicherweise für uns war Melas kein Bonaparte.“

was Botta Melas vorwirft. Botta aber wirft Melas vor,[2]) dass er zu kühn gewesen sei, er habe Bonapartes Raschheit und den guten Willen der Franzosen nicht hinlänglich in Erwägung gezogen; darum habe er in vollem Eifer, den Feind von beiden Rivieren und von Genua zu vertreiben, seine ganze Macht gegen einen äußersten Flügel der französischen Streitkräfte, gegen schwierige Pässe und gegen Felsen gerichtet und auf diese Art seinem Gegner den Weg offen gelassen, mit der ganzen Macht seines Centrums in die fetten, leicht zu durchschneidenden Ebenen der Lombardei hinabzukommen, und habe in seiner Kühnheit gerade das gethan, was Bonaparte wollte. Genua habe ja gar keine Wichtigkeit für Österreich und ebensowenig die Riviera. Österreich konnte und wollte sie nicht behalten; auch sei die Berechnung auf einen Aufstand in Südfrankreich irrig gewesen. Nicht auf den ligurischen Felsen, sondern auf den fruchtbaren Ebenen Piemonts in der Lombardei musste der Streit über Italien entschieden werden. Indem Melas auf der einen Seite gegen Genua, von der andern gegen Nizza vorrückte, habe er ja Bonaparte, welcher von Dijon kam, den Rücken zugekehrt; entweder habe er also zu viel auf sich selbst vertraut, oder er habe die Absichten seines großen Gegners zu wenig gekannt.

Melas gebunden Letzteres war allerdings der Fall. Beide Schriftsteller ziehen aber nicht in Erwägung, dass England und Österreich Verbündete waren, dass Eng-

[1]) Bourrienne, Mémoires, IV, p. 104.
[2]) Botta, Geschichte Italiens von 1789 bis 1814, VI, S. 165—166.

land Toulon haben wollte, und dass der ganze Kriegsplan, zwischen beiden Staaten in Wien verabredet, Melas gegeben war, dass er gehorchen musste, dass der tapfere Feldherr und das tapfere Heer also das Opfer eines Kriegsplanes waren. Auch ist falsch, dass der Übergang über den Var so leicht gewesen wäre. Das ganze rechte Ufer des Flusses von den Bergen bis zur Mündung war mit Batterien bedeckt, die Forts Montalban und Ventimille vor dem Var waren mit französischen Truppen besetzt; auf Montalban war ein Holztelegraph, welcher Suchet von jeder Bewegung der Österreicher unterrichtete. Aus den südlichen Departements waren alle Truppen zusammengezogen und unter Suchet gestellt, so dass er mit 14.000 Mann dem General Elsnitz in seiner festen Stellung die größte Schwierigkeit entgegenstellen konnte. Sobald Melas sichere Nachrichten von Bonapartes Alpenübergang und von der Bedeutung der Reserve-Armee bekam, brach er sogleich auf, um sich in die Lombardei durchzuschlagen. Nun rückte ihm aber Suchet nach, zu dessen Mannschaft noch die 8000 Franzosen aus Genua kamen, und Melas musste durch schwierige Pässe sich durchkämpfen; er bewies große Thatkraft und einen richtigen Blick, dass er all die zerstreuten Corps nach der Festung Alessandria bringen wollte. Jedem seine Ehre und sein Verdienst! Das Schicksal des österreichischen Heeres hatte also auf einmal eine furchtbare Wendung genommen. — und gerechtfertigt.

Montebello und Marengo.

Die Lage des österreichischen Heeres unter Melas war also höchst bedenklich. 24.000 Mann unter Massena und Suchet standen in seinem Rücken, vor ihm Bonaparte, zu dem jetzt von allen Seiten her die Truppen stießen, welche über den Gotthard, den Mont-Cenis, den Kleinen Bernhard gekommen waren, und der ein Meister darin war, ein Heer zu vereinigen und zu zertheilen, um ein Netz zu bilden, in welchem der Gegner unausweichlich gefangen wurde. Angesichts dieses Mannes und dieses Heeres, welches Napoleon zur höchsten Tapferkeit zu entflammen wusste, sollte Melas jetzt mitten durch die Lombardei hindurchbrechen, um Mantua zu erreichen und dadurch die Straße nach Tirol oder nach Friaul zu gewinnen, wo er geborgen gewesen wäre und wieder Verstärkung hätte an sich ziehen können. Er gebot darum den zerstreuten Corps, sich in Alessandria und in Piacenza zu sammeln. Melas' Lage.

Nach Alessandria sollten die Truppen aus dem obern Piemont unter Keim und Haddick von Turin über Asti marschieren, die unter Elsnitz über Ceva und Cherasco; sobald sie in Alessandria beisammen wären, sollten sie von da sich nach Piacenza begeben. — Ott sollte von Genua weg über Tortona, ebenso Graf Oreilly, und das kleine Corps in Toscana sollte über Parma nach Piacenza ziehen. Alessandria. Piacenza.

Bonaparte. Bonaparte war noch in Mailand, im Mittelpunkt der Posten. Da fieng er die Berichte von Melas und die Befehle Thuguts ab. Letzterer trieb den General, die Barlinie zu nehmen und keine Angst zu haben vor der Fabel vom Reserveheer in Dijon. Die Briefe von Melas zeigten Besorgnis. Hier erhielt er auch die Nachricht, dass Genua am 4. Juni capituliert habe, was ihn jetzt wenig mehr beunruhigte. Das Ziel, welches die Vertheidigung von Genua erreichen sollte, war erlangt. Die Österreicher waren in der Riviera und in den Bergen so lange aufgehalten worden, bis Bonaparte nach Mailand kam. Jetzt galt es zunächst, die Linie des Po von Pavia bis Piacenza und Cremona zu besetzen und bei Piacenza den Österreichern unter Ott zuvorzukommen. Lannes war am 6. Juni bei Belgiojoso über den Strom gekommen und bedrohte die Straße von Alessandria bis Piacenza. Murat griff am selben Tage Piacenza an, wo ein tapferer österreichischer Officier mit wenig Mannschaft den Brückenkopf gegen Übermacht vertheidigte. Am 7. Juni kam Graf Oreilly in Piacenza an mit Reiterei, aber die Mannschaft war zu schwach gegen die französische Übermacht. Oreilly suchte nur den Artilleriepark zu retten, die Schiffbrücke ließ er abtragen und gieng dann nach Alessandria zurück. Dies war verhängnisvoll für die andern Züge, welche nach und nach vor Piacenza eintreffen sollten. Das Regiment Klebeck, das eintraf, als Vorhut von Gottesheims Corps, über Bobbio den Trentino entlang, wurde fast vernichtet; das Regiment, das auf der Straße von Parma herkam, gerieth unerwartet unter die feindliche Übermacht und wurde zurückgeworfen. So waren drei österreichische Abtheilungen zurückgeworfen, weil sie vereinzelt eintrafen. Piacenza war schon besetzt, ebenso die Hauptübergänge von Pavia bis Piacenza. Am 8. Juni nahmen die Franzosen auch Cremona, welches in Römerzeit einer der Riegel der keltischen Nation hieß, dort eroberten sie auch viel Kriegsmaterial. Ein Bedenken war nur noch bei Bonaparte: Melas möchte doch nach Genua umkehren und von da auf Umwegen nach Mantua durchbrechen. Darum beschloss er, eine Stellung bei Stradella zu wählen, so dass er den Po und den Tessin zu gleicher Zeit beherrsche, und von hier aus seine Truppen so zu stellen, dass er sie schnell gegen den heranziehenden Melas vereinigen könne. Darum schrieb er an Berthier, Lannes und Murat, bei Stradella Stellung zu nehmen, denn sie würden 15.000 bis 18.000 Mann Österreicher, die aus Genua heranrückten, am 9. Juni auf den Hals bekommen, die sollten sie vernichten, denn sie würden dann am Tage der Entscheidung umso weniger Truppen gegen sich haben.

Lannes. Piacenza. Stradella.

Wirklich traf Feldmarschall-Lieutenant Ott am 9. Juni in Stradella ein mit 18.000 Mann. Die Generale Oreilly und Gottesheim hatte er unterwegs begegnet und wieder mit sich genommen. Der Sieg über diese österreichischen Truppen sollte, nach Bonapartes Plan, seine jungen Soldaten mit Muth beleben und die Entscheidung vorbereiten; zugleich wurde ihm dadurch der Entschluss klar, den Melas gefasst, nämlich auf dem rechten Po-Ufer entweder den Franzosen zu folgen oder, es koste was es wolle, sich durch eine Schlacht den Weg nach Mantua zu öffnen. Am 9. Juni traf darum auch Bonaparte aus Mailand in Stradella ein.[1])

[1]) „Österreichische Militär-Zeitschrift", Jahrgang 1823, III, S 124.

Lannes erhielt sogleich den Befehl, am 9. Juni gen Casteggio aufzubrechen, und Victor, ihm zur Unterstützung nachzufolgen. Von Casteggio, von dem die Schlacht am 9. Juni ausgieng, hat sie den Namen oder von Montebello, wo der Kampf abends endete. Ott suchte sich Bahn zu brechen nach Piacenza und stieß dabei auf die Truppen von Lannes. Nach einem hartnäckigen Kampf mussten die Österreicher von den Höhen von Casteggio, die sie erstiegen hatten, weichen, dann nahm Gottesheim mit sechs Bataillonen die verlorenen Höhen wieder. Indes waren aber die Divisionen Monnier und Victor eingetroffen und konnte Lannes die österreichische Stellung durch einen zweiten verstärkten Angriff erschüttern. Die Schlacht wurde jetzt allgemein; Ott fühlte bald, dass er die Hauptmacht der französischen Reserve-Armee gegen sich habe, nicht bloß einen kleinen Theil, wie ihm anfangs berichtet war, und dass er auf den Plan, nach Piacenza vorzudringen, verzichten müsse. Er bereitete sich daher zum Rückzug vor, und zog sein Fußvolk unter dem Schutz von 32 Kanonen und der Reiterei aus dem Feuer. Bonaparte befahl nun allgemeine Vorrückung auf Casteggio, welche die Österreicher mit kalter Entschlossenheit bekämpften, bis sie in Gefahr waren, umgangen zu werden. Da zog sich Ott über Voghera und die Scrivia zurück und versammelte seine Truppen im Lager bei Castel Nuovo. Die Nacht machte der Schlacht ein Ende. Die Österreicher verloren an diesem Tage, an welchem sie sich mit dem größten Heldenmuth schlugen, 4275 Mann und zwei Kanonen; an Todten hatten sie 659 Gemeine, 6 Officiere; verwundet wurden 1445 Gemeine und 53 Officiere; 2171 Gemeine mussten sich gefangen ergeben und 45 Officiere. Nach ihrem Bulletin wollen die Franzosen an diesem Tage nur 600 Mann verloren haben, was aber falsch ist.

Ott in Casteggio.

Montebello 9. Juni 1800.

Otts Rückzug.

Jetzt war für Melas, der am 10. Juni in Alessandria eintraf, der Plan Bonapartes vollkommen klar. Er war von einem Netz feindlicher Corps umstrickt, von allen Verbindungen abgeschnitten, ihm konnten die unentbehrlichsten Lebensmittel abgeschnitten werden; er rechnete aber auf die Stärke seiner Reiterei und Artillerie, und mahnte seine brave Armee in einem kraftvollen Tagesbefehl, den entscheidenden Kampf für ihre Rettung mit dem gewohnten Heldenmuth zu beginnen, damit er entweder siegreich oder doch ruhmvoll ende. An den englischen Vice-Admiral Keith meldete er das Vorgefallene und seinen Vorsatz zu einer entscheidenden Schlacht, aber auch, wenn sie unglücklich verlaufe, seinen Entschluss, mit der Armee nach Genua zurückzukehren, und ersuchte ihn, diesen einzigen Zufluchtsort eiligst mit Lebensmitteln zu versehen. Keith versprach ihm, alles zu besorgen und den Aufenthalt in Genua sicher und nützlich zu machen.

Melas

und Keith.

So verlief die Schlacht bei Montebello, von welcher Lannes später den Titel „Herzog von Montebello“ bekam. Den 10. und 11. Juni verwandten beide, einander zu beobachten, das Heer ausruhen zu lassen und sich zum Kampf der Entscheidung vorzubereiten. Am Abend des 11. Juni traf Desaix bei Bonaparte ein, er war nach dem Vertrag von El-Arisch von Alexandrien abgereist und in der Nähe der französischen Küste lange von den Engländern aufgehalten worden. In Toulon hatte er dann den Stand der europäischen Angelegenheiten erfahren und war alsbald abgereist, um an der Entscheidung

Desaix.

theilzunehmen. Er war Bonaparte treu ergeben, und dieser liebte ihn wie einen Freund, der, uneigennützig und mit hoher militärischer Begabung ausgestattet, sich mit der Rolle des zweiten Feldherren begnügen und ihm nie gefährlich sein würde. Bonaparte soll sogar den Plan gehegt haben, ihn mit seiner schönsten Schwester Pauline zu vermählen; sicher wäre Desaix bei längerem Leben ein König geworden. Sie brachten eine ganze Nacht miteinander zu: Desaix erzählte alles, was in Ägypten geschehen war; Bonaparte erzählte, was in Frankreich seit ihrer Trennung vorgefallen war. Am andern Morgen machte Bonaparte Desaix' Ankunft der Armee bekannt, er ernannte ihn zum Generallieutenant und stellte die Divisionen Boudet und Monnier unter seinen Befehl.

Bonaparte rückt vor.

Erstaunt, dass die Österreicher noch nicht anrückten, glaubte Bonaparte, sie seien entwischt, um nach Genua zu kommen, oder sie seien an den obern Po gegangen, um den Tessin zu übersteigen. Er rückte daher mit seinem ganzen Heer bis vor die Höhen von Tortona vor und nahm sein Hauptquartier in Voghera. Victor sandte an den Commandanten von Tortona wegen einer Übereinkunft zur Schonung der Stadt. Der Genenalmajor Brigido antwortete, er könne die Stadt selbst noch schützen und werde erst auf Unterhandlungen hören, wenn dies der Fall nicht mehr sei. Am 13. Juni führte Bonaparte all seine Divisionen über die Scrivia, denn hier in der Ebene, die sich von da bis Alessandria ausdehnt, sollte die Entscheidungsschlacht stattfinden, wenn die Österreicher nicht nach Genua abgezogen wären. Voll Verwunderung, dass er kein feindliches Heer vor sich fand, gab er Desaix den Auftrag, gen Rivalta zu ziehen, bei Novi zu streifen und die Verbindungen der Österreicher mit Genua zu beobachten. Endlich fand er bei Marengo den österreichischen Vortrab und gab Victor den Befehl, diesen anzugreifen und mit den Österreichern zugleich über die Bormida zu bringen.

Marengo.

Indes waren am 11. Juni nachmittags die Divisionen Haddik, Melas. Keim und Elsnitz in Alessandria eingetroffen. Am 12. Juni hielt Melas Kriegsrath. einen Kriegsrath, er schilderte den versammelten Generalen die Lage der Armee — und nun wurde einmüthig der Beschluss gefasst, mit Aufgebot aller Kraft sich durchzuschlagen. Zu gleicher Zeit traf der Generalmajor Sommariva aus Florenz mit der Nachricht ein, dass der toscanische Senat ein allgemeines Aufgebot und die Verschanzung und Vertheidigung der Landesgrenzen befohlen habe, was die Österreicher sehr ermuthigte. Die österreichische Reiterei war ausgezeichnet, die Artillerie der französischen überlegen: die Ebene zwischen der Bormida und Scrivia war demnach zur Schlacht für die Österreicher sehr geeignet und konnte also zum Siege führen.

Die österreichische Armee, welche die Schlacht der Entscheidung schlagen sollte, zählte 30.837 Mann, darunter 7343 Reiter, außer dem gewöhnlichen Schlachtplan. Liniengeschütz hatte man noch 92 Stück Reservegeschütze. Ott sollte mit dem linken Flügel auf Salé losziehen und dort den Feind, sei seine Macht groß oder klein, angreifen. Die Mitte sollte über Marengo nach San Giuliano vordringen, dort links abschwenken und den bei Salé stehenden Feind in Flanke und Rücken fassen. Gelinge das Unternehmen, so sei die französische Armee ohne einen Rückzugsweg an den Po geworfen, jedenfalls habe das Heer dann die Aussicht, den Weg nach den Erblanden einzuschlagen. Stoße Ott auf Übermacht, so solle er

sich hinter die Bormida zurückziehen. Hohenzollern in Genua erhielt den Befehl, alles aufzubieten, damit das Heer von dort aus und über Bobbio verpflegt werden könne. An der Bormida war ein fester Brückenkopf angebracht, den Übergang ermöglichten zwei Schiffbrücken. Ein Tagesbefehl schilderte den Österreichern die Größe der Gefahr, aber auch den Ruhm, der die Sieger erwarte, und erhöhte den Muth der Armee, die vom besten Geist beseelt war. Für ihre Bedürfnisse, Rüstung, Kleidung, Beschuhung war aus den Vorräthen in Alessandria bestens gesorgt. Melas ließ Fleisch, Reis und Wein unter seine Tapfern austheilen.[1])

So war man für den 14. Juni zur Schlacht gerüstet, da vernahm man 13. Juni abends. am 13. Juni abends fünf Uhr heftigen Kanonendonner vom Dorfe Marengo her, welches Graf Oreilly gegen den General Victor vertheidigte. Oreilly hatte der Übermacht gegenüber nicht genug Mannschaft und mußte sich zurückziehen. General Zach machte einen Ausfall aus dem Brückenkopf, dem die Franzosen schon nahten, und zwang sie, von einem Angriff abzulassen. Der Fontanonebach und Marengo waren jetzt im Besitz der Franzosen. Die Österreicher, welche in der Frühe des nächsten Tages aufbrechen wollten, mußten nun lange kämpfen, um sich freie Bahn zu machen und sich in Schlachtordnung aufzustellen. Die Franzosen hatten aber Zeit, den Plan ihres Gegners abzuwarten und ihre Divisionen indes zu sammeln.

Am 14. Juni fand nun der Entscheidungskampf statt, der sich um 14. Juni 1800. Marengo drehte. Erst um acht Uhr begannen die Österreicher aus dem Brückenkopf vorzubrechen gegen die hier operierende französische Armee, welche 28.169 Mann zählte: die ganze französische Reserve-Armee betrug jedoch 47.157 Streiter, die gesammte französische Macht in Italien aber 80.845 Krieger. Wie Thiers meldet,[2]) fand am 13. Juni abends noch eine Vor der Schlacht. Besprechung in Alessandria statt, in welcher die österreichischen Generale gegen den Vorschlag, sich über den oberen Po und den Tessin zurückzuziehen, als tapfere Männer vorzogen, dem Gebot der Ehre zu folgen — und sich durchzuschlagen: sie hätten seit achtzehn Monaten als gute Soldaten gekämpft, Italien wieder erobert und seien gegen die Grenzen Frankreichs marschiert; die Regierung habe sie dazu getrieben, sie hätte sie auch von der Gefahr benachrichtigen sollen, welche sie im Rücken bedrohte. Darum gelte es jetzt, sich den Weg nach Piacenza und Mantua zu erkämpfen; gelinge es nicht, so hätten sie wenigstens ihre Pflicht gethan. Thiers zeiht aber Melas eines Fehler des Melas. Fehlers: er habe sich zwar als ein Soldat von Ehrgefühl benommen, aber sich zuschulden kommen lassen, 25.000 Mann in den Festungen Coni, Turin, Tortona, Genua, Acqui, Gavi und Alessandria zu lassen. So habe er zu wenig Mannschaft gehabt für das Schlachtfeld, auf welchem sich das Schicksal Italiens entscheiden mußte. Auch habe er noch Mannschaft hinter Alessandria zurückgelassen, um Suchet zu beobachten.

---

[1]) „Österreichische Militär-Zeitschrift", Jahrgang 1823, III, S. 136—143.
[2]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, I, p. 323—350.

Am 14. Juni um acht Uhr zogen die Österreicher „mit gewohnter Fassung und ruhiger Entschlossenheit“ [1]) über die beiden Brücken der Bormida. Oreilly zwang die Vorhut der Franzosen unter Gardanne sich in das Dorf Marengo zurückzuziehen; dann musste er halten, bis Haddik und Keim vorgerückt wären, um ihn zu unterstützen. Der Brückenausgang war eng, darum verloren die Österreicher eine kostbare Zeit. General Ott brach links gegen Ceriolo auf, um die Franzosen zu überflügeln. General Victor suchte Marengo zu behaupten und meldete Bonaparte, das ganze österreichische Heer sei im Anmarsch zur Schlacht. Vor Marengo fließt ein tiefer und sumpfiger Bach, Fontanone, der sich zuletzt nördlich in den Tanaro hineinwindet. Um den Übergang über diesen Bach wurde hartnäckig gestritten. Rivaud stand am rechten Ufer und suchte die Österreicher am Übergang über denselben zu hindern; Haddik wurde beim Versuch schwer verwundet. Melas sandte Verstärkung. Die Österreicher griffen zum zweitenmal an, wurden aber wieder zurückgeworfen. Piladi zog weiter südlich mit 2000 Kaiserdragonern über den Bach, wurde aber von Kellermann, der an diesem Tage einen hervorragenden Antheil an der Schlacht nahm, über den Fontanone mit vielfacher Übermacht wiederum zurückgeworfen; Mann und Ross stürzten übereinander in den Bach hinab. Melas aber trieb

Lattermann. mit aller Macht vorwärts, seine Krieger schlugen sich wie Helden. Lattermann setzte mit seinen Grenadieren über den Bach, über welchen schnell einige Bockbrücken geschlagen wurden, und behauptete sich auf dem rechten Ufer. — Rivaud, welcher ihn trotz einem entsetzlichen Artilleriefeuer zurückwerfen wollte, wurde schwer verwundet und nach einem entsetzlichen Kampf wurde die Abtheilung Chambarlac niedergeschmettert und das Dorf Marengo von den Öster-

Ott. reichern besetzt. Ott hatte indes Castell Ceriolo erreicht und Lannes überflügelt, welcher, nachdem er vergebens die Seinen zur höchsten Tapferkeit be-

Erster Sieg der Österreicher. geistert hatte, sich zurückziehen musste. Die Österreicher hatten gesiegt, die Franzosen wichen; es war zehn Uhr morgens. Eine Menge Verwundete und Todte bedeckten schon das Schlachtfeld.

Bonaparte. Da erschien Bonaparte mit der Consulargarde, einer tapferen Schar, und der Division Monnier, welcher zwei Reiterregimenter folgten. An Desaix hatte er, auf die erste Nachricht vom Anzug der Österreicher, Couriere gesandt: er solle herbeieilen zum Kampfe der Entscheidung. Desaix sandte die Meldung, er hoffe zuverlässig die Division Boudet gesammelt zu haben, und um vier Uhr bei San Giuliano einzutreffen. Bonaparte gab sogleich die besten Befehle, er sandte dem rechten Flügel Hilfe zu fester Stellung in Castell Ceriolo. Er verzichtete auf die Straße von Marengo nach Giuliano, suchte aber seine Rückzugslinie nach Pavia zu sichern. So gewann er eine feste Stellung in der linken Flanke der Österreicher, wenn sie auf der großen Straße von Marengo

Zweite Schlacht. nach San Giuliano vorbrächen — und nun begann der zweite Theil der Schlacht. Die Grenadiere der Consulargarde sollten die Lobkowitzischen Dragoner aufhalten, die Division Monnier sollte Castell Ceriolo wieder besetzen; er selber suchte das Corps Victor wieder zu sammeln und mit dem linken Flügel vorzudringen. Der Kampf beginnt mit neuer Wuth. Das Infanterieregiment Stuart zwingt die Franzosen, Castell Ceriolo wieder zu räumen. Vergebens versuchte jedoch Gardanne, Marengo wieder zu erobern. Die Consulargarde kämpft wie eine lebendige Festung und hält lange die Angriffe der Reiterei aus. Oreilly wirft

[1]) „Österreichische Militär-Zeitschrift“, Jahrgang 1823, III, S. 235.

mit Kartätschen die Abtheilung Chambarlac nieder, Melas bricht mit dem Muth der Verzweiflung aus Marengo hervor. Die Franzosen können nicht mehr standhalten, Bonaparte gibt seiner Mannschaft Befehl, in fester Haltung sich zurückzuziehen, immer seine Rückzugslinie festhaltend und sehnsüchtig der Ankunft Desaix' harrend; er bleibt nur im Besitz der Straße von Castell Ceriolo nach Salé. Ein rascher Angriff der Reiterei Frimonts auf die Garde vernichtet dieses tapfere Corps, das die Flucht aufhalten sollte, fast vollständig, nur wenige entrinnen dem Tode oder der Gefangenschaft, ihre Geschütze fallen in die Hände der Österreicher. Frimont.

Die Österreicher haben also zum zweitenmal den Weg zum Rückzug erstritten. Melas hält sich für den Sieger: er meint, es bedürfe nur eines letzten Druckes, um die Vernichtung des Feindes vollständig zu machen. Dieser wäre möglich gewesen, wenn er nicht 2341 Reiter unter Nimptsch gegen Suchet und Massena entsendet hätte, um seinen Rücken vor ihnen zu sichern. Diese prächtigen Reiter fehlten jetzt zur Vollendung des Sieges. Blutend aus zwei Wunden, zwei Pferde waren ihm unter dem Leib erschossen worden, zieht sich Melas vom Kampf ermattet nach Alessandria zurück, übergibt den Oberbefehl an den Generalquartiermeister Zach, er sollte in langer Colonne den Weg nach San Giuliano fortsetzen. Nach allen Seiten entsendet er noch Couriere, um seinen Sieg und die Niederlage Bonapartes bei Marengo zu melden. Melas' Glaube an den Sieg war ein Unglück. Schon manche Schlacht gieng zweimal verloren und wurde erst beim dritten Angriff gewonnen. Ein letzter kraftvoller Angriff am Abend entschied oft den Sieg. Das Ende ist die Hauptsache bei einer Schlacht. Zweiter Sieg. Melas verwundet, zieht sich zurück.

Zach bildete eine große Marschcolonne; an die Spitze stellte er zwei Regimenter Infanterie, dann die Grenadiere Lattermanns, dahinter das Gepäck. So zog er getrost in langer Linie, links gedeckt durch Oreilly, rechts durch Keim und Haddik, auf der Straße von Marengo nach Giuliano voran, keine weitere Gefahr ahnend. Es war fünf Uhr nachmittags. Da erscheint Desaix. Noch ehe die Couriere ihn trafen, hatte er beim Kanonendonner Halt gemacht, umkehren lassen und war in der Richtung, woher er ihn vernahm, gegen Marengo aufgebrochen und den ganzen Tag marschiert. Eben traf er in San Giuliano ein — und mit seinem Erscheinen kam die Wendung. Er sprengt zu Bonaparte, die Generale schließen einen Kreis um ihn, der erste Consul schildert ihm den Ernst der Lage und fragt ihn um seine Meinung. Desaix überblickt das mit Leichen und Verwundeten bedeckte Schlachtfeld, zieht die Uhr heraus und sagt: „Die Schlacht ist allerdings verloren, aber es ist erst fünf Uhr und wir haben noch Zeit, eine neue zu gewinnen." Am Heldenfeuer seines Freundes erwachte die Kampflust Bonapartes. Er stellte die 6000 Mann frische Truppen, die Desaix über San Giuliano hergebracht hatte, den Österreichern, die wegen einer wellenförmigen Erhöhung des Bodens dies nicht bemerken konnten, in den Weg. Zur Linken sammelte er sein Heer, um den Österreichern in die Flanken zu fallen. Seine Soldaten fassen von neuem Zuversicht. Zach. Desaix erscheint. Kriegsrath zu Pferd.

Überraschung der Österreicher.

Die Österreicher nahen siegesfreudig mit klingender Musik, ohne eine Ahnung der Gefahr. Da schmettert Marmont mit zwölf Geschützen einen Kartätschenhagel auf die Spitze des Zuges. Plötzlich empfangen die Grenadiere von der Seite durch Desaix' Soldaten eine Musketensalve, sie erwidern sie — und,

Desaix' Tod.

einer der ersten, fällt Desaix, von einer Kugel in den Hinterkopf getroffen, er war sogleich todt und hat keines der Worte mehr gesprochen, die man ihm zuschreibt, wie zum Beispiel: „Verbergen Sie meinen Tod, denn er könnte die Truppen wankend machen." — Die Österreicher, stutzend über den unerwarteten Angriff, weichen in Unordnung auf die zweite Linie zurück, und verschwinden in ihren Reihen. Die Lattermannischen Grenadiere halten tapfer Stand, als plötzlich von einer andern Seite Kellermann auf sie einsprengt. Die Marschcolonne wird dadurch entzwei geschnitten, 2000 Mann sind umrungen und müssen sich gefangen geben, an ihrer Spitze der General Zach, der den Abmarsch leiten sollte. Nun fehlt die Einheit des Befehles. Melas ist in Alessandria, ohne das Unglück seiner Tapfern zu ahnen, auf die von einer andern Seite Lannes im Sturmschritt losstürzt. Die ganze Linie der Franzosen rückt siegestrunken voran. Saint-Cyr erobert Ceriolo wieder, ein panischer Schrecken kommt über die österreichische Reiterei, jetzt wären die 2341 Reiter unter Nimptsch unschätzbar gewesen! — Ott muss sich durchschlagen, um die Brücke über die Bormida zu erreichen. Keim und Haddick bemühen sich

Rückzug der Österreicher

vergebens, standzuhalten. In Verwirrung suchen die Österreicher über den Fontanonebach, dann über die Bormida zu kommen. Melas war beim Kanonendonner, der sich Alessandria immer mehr näherte, an die Bormida geeilt, überblickte in Verzweiflung die Verwirrung der Seinen und die Wendung der Schlacht von einem zweimaligen Sieg in eine fürchterliche Niederlage. Mit Mühe behaupteten sich die Österreicher hinter der Bormida. Nach diesem Fluss

über die Bormida.

drängte sich alles in Verwirrung durcheinander: Kanonen, Reiter, Fußvolk, Karren, alles wollte zuerst der Gefahr entrinnen. Die Brücken waren zu eng. Ein Knecht fuhr mit einer Kanone in die Bormida und erreichte glücklich das andere Ufer; andere folgten seinem Beispiel. Doch der schlammige Boden trug nicht die immer wachsende Last und so blieben zwanzig bis dreißig Geschütze im Schlamm stecken.[1]) Die Franzosen drängten nach, doch Weidenfeld empfieng sie mit lebhaftem Flinten- und Kanonenfeuer und machte der Verfolgung ein Ende. Einem Versuch Otts, den vordringenden Feind in der Flanke zu nehmen, machte das Dunkel der Nacht ein Ende; er zog erst in finsterer Nacht über den Brückenkopf ins Lager zurück.

Die Kaiserlichen hatten 8000 Mann an Todten und Verwundeten und 4000 an Gefangenen verloren, die Franzosen 6000 an Todten und Verwundeten und 1000 an Gefangenen. Der Tod hatte unter den Officieren entsetzlich auf-

Desaix

geräumt. Der schwerste Verlust für die Franzosen war Desaix: „Ein schöner Tag!" sagte Bonaparte, „hätte ich heute Abend Desaix auf dem Schlachtfeld umarmen können; ich hätte ihn zum Kriegsminister, ich hätte ihn zum Fürsten gemacht, wenn ich gekonnt hätte!" Noch auf Helena gedachte er seiner mit Schmerz,

und Kleber.

und Klebers, der am gleichen Tage gefallen war, mit Wehmuth: „Kleber hatte natürliches Talent; Desaix war durch Erziehung und Studium gebildet. Klebers Genie sprudelte nur in einzelnen Momenten auf, wenn die Wichtigkeit des Anlasses ihn aufregte, aber er schlief sehr bald im Schoße der Weichlichkeit

[1]) „Österreichische Militär-Zeitschrift", Jahrgang 1823, III, 7. bis 9. Heft, S. 253.

und der Vergnügungen wieder ein. Desaix' Talent aber war immerwährend rege. Er lebte und athmete einzig in den edelsten Gefühlen der Ehre und des Ruhms, wodurch sein Charakter ganz den Helden des Alterthums glich." — Bonaparte sagte noch: Sein Tod war der größte Verlust, der ihm widerfahren konnte. Das Uebereinstimmende in ihrer Erziehung und in ihren Grundsätzen sei die Ursache gewesen, dass sie sich stets verstanden hätten. Desaix würde sich mit dem zweiten Rang begnügt haben und ihm doch immer treu und ergeben gewesen sein. Wäre er nicht bei Marengo geblieben, so hätte der erste Consul ihm das Commando der Armee in Deutschland, anstatt es Moreau zu lassen, übertragen. — Übrigens ist es ein höchst sonderbarer Umstand in den Schicksalen dieser beiden großen Heerführer, dass nämlich an dem gleichen Tage und zur gleichen Stunde, da Kleber in Kairo ermordet wurde, Desaix bei Marengo durch eine Flintenkugel fiel.[1])

Bonapartes Bericht über Marengo.

Der Sieg bei Marengo war Sache eines unerhörten Glückes für Bonaparte. Mittags war er geschlagen durch die Tapferkeit der Österreicher und in schmerzlicher Stimmung; die unerwartete Ankunft von Desaix, die Ermüdung der durch den Kampf am Vormittag erschöpften Österreicher, ihre Bestürzung über den unerwarteten Angriff durch Desaix und Kellermann, die Kurzsichtigkeit Zachs waren schuld an ihrer Niederlage. Erst am Muth des Desaix erhob sich die Seele Bonapartes wieder zur Hoffnung. Aber wie schildert Bonaparte all das in dem Bericht, den er nach der Schlacht dictierte! Hier tritt der für ihn verhängnisvolle Zug der Unwahrhaftigkeit hervor; er ist nicht zufrieden mit dem Sieg, er stellt die ganze Schlacht anders dar, als sie geschlagen wurde; er hat im Verlaufe seines Lebens vier Berichte über die Schlacht bei Marengo gemacht und jeder lautet anders.

oft geändert.

Da ist für den Geschichtschreiber der einfache österreichische Bericht[2]) viel mehr wert, als die glänzende Darstellung Bonapartes von der Schlacht. Bonaparte gesteht nicht ein, dass die Franzosen mittags die Geschlagenen waren; er sagt nur: „Viermal während der Schlacht waren wir auf dem Rückzuge und viermal drangen wir wieder vorwärts. Mehr als sechzig Kanonen wurden an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Stunden genommen und wieder genommen. Die Reiterei griff mehr als zwölfmal mit verschiedenem Erfolge an." Die Schlacht währt nach ihm in einemfort, während sie mittags ruhte, weil die Österreicher gesiegt hatten. Bonaparte sagt dann: „Schon machte der Feind Fehler, welche sein Unglück voraussagten; er dehnte seine Flügel allzuweit aus. Da belebte die Gegenwart des ersten Consuls wieder den Muth der Soldaten. ‚Kinder', sagte er zu ihnen, ‚erinnert euch, dass es meine Gewohnheit ist, auf dem Schlachtfeld zu übernachten.' Während die Soldaten riefen: ‚Es lebe die Republik! es lebe der erste Consul!' durchbrach Desaix im Sturmschritt die Reihen der Feinde und in einem Augenblicke sind sie niedergeworfen. Unsere ganze Armee rückte voran. — Doch ein tief empfundener Verlust wird von der ganzen Republik betrauert werden und verschließt unser Herz der Freude. Desaix wurde gleich beim Beginn seines Angriffes von einer Kugel getroffen und konnte dem jungen Lebrun nur noch

[1]) Las Cases, Tagebuch oder Napoleons Leben, I. S. 134.
[2]) „Österreichische Militär-Zeitschrift", Jahrgang 1823, III, 7. bis 9. Heft.

zurufen: ‚Sagen Sie dem ersten Consul, dass ich mit dem Bedauern sterbe, nicht genug gethan zu haben, um in der Nachwelt zu leben!'" — Desaix hat jedoch kein Wort mehr gesprochen, er war sogleich todt; er bekam einen Schuss in den Kopf, vielleicht von hinten. Es ist schön, dass Bonaparte seines Freundes warm gedenkt: „Ihm ist viermal das Pferd unter dem Leibe erschossen worden, er hat vier Narben an sich gehabt; er traf erst seit drei Tagen im Hauptquartier ein, entbrannt vor Kampflust, und sagte mehrmals zu seinen Adjutanten: „Es ist schon lange, dass ich mich in Europa schlug, die Kugeln kennen mich nicht mehr; heute trifft mich vielleicht ein Unglück." — Als man mitten im heftigsten Feuer dem ersten Consul den Tod Desaix' meldete, entrang sich seinem Munde nur das Wort: „Ach, warum ist es mir jetzt nicht gestattet, zu weinen!" [1]) — Man sieht, dass alles theatralisch zugestutzt ist.

und Brief an Franz II.

Theatralisch ist auch der Brief an den Kaiser Franz II. vom 16. Juni 1800, am zweiten Tage nach der Schlacht. Wir heben nur einige Stellen daraus hervor.

„Also musste es wieder zum Kriege kommen, Tausende von Franzosen und Österreichern sind nicht mehr, Tausende von guten Familien rufen nach ihren Vätern, ihren Gatten, ihren Söhnen. Aber für dieses Leid gibt es keine Arznei. Möge es uns aber belehren, dass wir das aufgeben, was zur Fortdauer der Feindseligkeiten führen wird! Diese Aussicht schlägt mein Herz derart nieder, dass ich, um die Nutzlosigkeit meines ersten Schritts nicht zu beklagen, mich nochmals an Eure Majestät wende, und Sie beschwöre, dem Jammer Europas ein Ende zu machen. Auf dem Schlachtfelde von Marengo, inmitten von Verwundeten und von 15.000 Leichen umgeben, beschwöre ich Eure Majestät, auf den Ruf der Menschlichkeit zu hören und nicht zu gestatten, dass die kriegstüchtige Bevölkerung zweier mächtiger Nationen einander erwürge für Vortheile, die ihnen fremd sind. An mir ist es, Eure Majestät zu drängen, denn ich bin dem Kriegsschauplatze näher als Sie; Ihr Herz kann nicht so sehr ergriffen sein, wie das meine. Die Waffen Ihrer Majestät haben ja Raum genug und Sie beherrschen eine große Zahl von Staaten. Was können also diejenigen vorbringen, die im Cabinet Ihrer Majestät auf Fortsetzung der Feindseligkeiten dringen? — Den Vortheil der Religion und der Kirche? — Warum räth man dann Eurer Majestät nicht, die Engländer, die Russen, die Preußen zu bekriegen? Diese sind doch noch weiter von der Kirche entfernt als wir! — Oder die Form der französischen Regierung, die nicht erblich, sondern einfach Wahlregierung ist? Aber die Regierung des Reiches ist auch wählbar und Eure Majestät ist doch überzeugt von der Ohnmacht der ganzen Welt gegen die Neigung des französischen Volkes, sich jene Form der Regierung zu geben, die es will. — Warum gibt man Eurer Majestät nicht den Rath, vom König von England die Unterdrückung des Parlamentes zu fordern? — und von den Vereinigten Staaten die Zerstörung ihres Congresses? — Oder der Vortheil des deutschen Reiches? — Aber Eure Majestät hat uns ja Mainz abgetreten und das Reich schreit seit lange nach Frieden, der es allein vor dem gänzlichen Untergang retten kann, und selbst die Staaten des Königs von England (Hannover), der allein zum Kriege treibt, sind im Frieden mit der französischen Republik. — Oder ein Gebietszuwachs in

Vorwand zum Krieg.

Religion.

Form der Regierung.

Vortheil des Reichs.

[1]) „Pourquoi il ne m'est pas permis de pleurer!" Correspondance, VI, p. 452—456, vom 15. Juni. Der Brief an den Kaiser Franz, l. c. VI, p. 456—458.

Italien für Ihre Majestät? Doch der Friede von Campo Formio gab ja das, was beständig der Gegenstand des Ehrgeizes Ihrer Vorfahren war. — Oder das Gleichgewicht Europas? Der letzte Feldzug zeigt deutlich, daſs das Gleichgewicht Europas nicht von Frankreich bedroht ist. Die täglichen Ereignisse beweisen, daſs es durch die englische Macht bedroht ist, welche sich des Welthandels und der Seeherrschaft derart bemächtigt hat, daſs es heutzutage der vereinigten Macht der Russen, Dänen und Schweden, der Franzosen, Spanier und Holländer allein widerstehen kann. Ihrer Majestät jedoch, welche heutzutage über einen großen Handel verfügt, muſs die Unabhängigkeit und Freiheit der Meere am Herzen liegen. — Oder die Zerstörung der revolutionären Grundsätze? Wenn Ihre Majestät nach den Folgen des Krieges forschen, so werden Sie finden, daſs diese Europa in Empörung bringen, indem sie allenthalben die Staatsschulden und die Unzufriedenheit der Völker vergrößern. Indem man das französische Volk zwingt, Krieg zu führen, zwingt man es auch, nur vom Kriege zu leben — und die französischen Legionen sind zahlreich und tapfer.

Gebietszuwachs. Europäisches Gleichgewicht.

„Wenn Eure Majestät den Frieden will, so ist er da. Führen wir beide nur den Vertrag von Campo Formio aus und setzen wir als Ergänzung die Garantie der kleinen Mächte fest, die namentlich den Bruch des Friedens veranlaſst zu haben scheint! Geben wir dem gegenwärtigen Menschengeschlecht Ruhe und Friede. Wenn die zukünftigen Generationen närrisch genug sind, sich zu schlagen, so werden sie nach wenigen Jahren lernen, weise zu sein und im Frieden zu leben. Ich könnte die ganze Armee Eurer Majestät gefangennehmen. Ich habe mich mit einem Waffenstillstand begnügt, in der Hoffnung, daſs dies der erste Schritt sei zur Ruhe der Welt, die mir umsomehr am Herzen liegt, als man von mir, der ich im Kriege erzogen und aufgewachsen bin, den Verdacht hegen könnte, daſs ich an die Leiden, die er mit sich bringt, gewöhnt sei. Doch fühlt Eure Majestät selber, daſs, wenn der jetzige Waffenstillstand nicht zum Frieden führen muſs, er ohne Ziel ist und gegen den Vortheil meiner Nation. — Darum glaube ich Eurer Majestät vorschlagen zu müssen: 1. daſs der Waffenstillstand für alle Heere gelte; 2. daſs Unterhändler beiderseits, insgeheim oder öffentlich, nach dem Willen Ihrer Majestät, nach einem Platze zwischen dem Mincio und der Chiesa abgesandt werden, um sich über die Art einer Garantie der kleinen Staaten zu vereinbaren, die Artikel des Vertrages von Campo Formio in der Art zu erklären, welche die Erfahrung als nothwendig erwiesen haben. Wenn Ihre Majestät diese Vorschläge zurückwiese, so würden die Feindseligkeiten wieder beginnen und Ihre Majestät wären, ich wage es frei herauszusagen, in den Augen der Welt allein verantwortlich für diesen Krieg. Ich bitte Ihre Majestät, dieses Schreiben mit denselben Gefühlen zu lesen, die mich dasselbe schreiben hießen, und überzeugt zu sein, daſs nach dem Glück und dem Vortheil des französischen Volkes nichts mir mehr am Herzen liegt, als das Glück der kriegerischen Nation (der Österreicher), deren Muth und militärische Tugenden ich seit acht Jahren bewundere."

Friede von Campo Formio. Nur ein Stillstand. Bedingungen.

Man sieht, Bonaparte führt Krieg mit der Feder, wenn er mit den Kanonen gesiegt hat, und zwar in schlauer Weise und mit allem Glanz der Rhetorik. Der Brief ist für Frankreich und Europa gleichmäßig berechnet, wie für den Kaiser. Franz II. soll dastehen als der größte Störefried, wenn er nicht thut, was Bonaparte will. Bonaparte thut, als habe Frankreich den

Krieg mit der Feder.

Vertrag von Campo Formio nicht überschritten, als habe es nicht den König von Sardinien aus Piemont vertrieben, die Schweiz zu einem Einheitsstaat gemacht und in Besitz genommen, als habe es nicht den Kirchenstaat in eine Republik verwandelt und Neapel in eine parthenopeische, als habe es nicht den Großherzog Ferdinand fortgetrieben und Toscana besetzt und gezeigt, dass man Frankreich gegenüber nicht auf die Dauer eines Vertrags rechnen dürfe, sondern nur auf seine Eroberungsgier; endlich, als ob der Kaiser nicht auch an Verträge, die er mit andern Mächten geschlossen, gebunden sei. Ihm selber kam bald die Überzeugung, dass er in der Aufregung des Sieges zu weit gegangen sei und den Kaiser beleidigt habe. So schrieb er denn am 22. Juli an die beiden andern Consuln: „Ich habe an den Kaiser einen Brief gesandt, Sie werden denselben etwas originell finden, aber er ist auf dem Schlachtfeld geschrieben.“ [1])

Noch bedeutsamer als durch die Massen der Streiter, die Wendung des Glückes, die Menge der Todten und Verwundeten, ist die Schlacht von Marengo durch ihre Folgen. Melas musste capitulieren und sandte darum den Grafen Neipperg in das französische Hauptquartier, wo Bonaparte schon den Generalquartiermeister Zach empfangen hatte. Um keine That der Verzweiflung hervorzurufen, forderte Bonaparte nicht, dass das österreichische Heer sich kriegsgefangen ergebe, vielmehr sollte es mit allen Kriegsehren abziehen; dagegen verlangte er aber, dass die Österreicher Italien bis an den Mincio räumten und alle festen Plätze Liguriens, Piemonts, der Lombardei, der Legationen an Frankreich übergäben. Melas musste diese Bedingungen annehmen und sich bis Mantua zurückziehen.[2])

Melas will Stillstand.

Der Vertrag, welchen der durch das Unglück gebeugte Melas am 16. Juni 1800 mit Bonaparte abschloss, bedingte: 1. Es soll Amnestie und Waffenstillstand bis zur Antwort aus Wien zwischen beiden Heeren in Italien stattfinden; 2. die Armee des Kaisers wird alle Länder innerhalb des Mincio, der Fossa Maëstra und des Po besetzt halten, das heißt Peschiera, Mantua, Borgoforte und von da das linke Ufer des Po und am rechten Ufer die Stadt und Citadelle von Ferrara; 3. desgleichen wird die kaiserliche Armee Toscana und Ancona besetzt halten; 4. die französische Armee wird das Land innerhalb der Chiesa, des Oglio und des Po besetzt halten; dagegen wird 5. das Land zwischen der Chiesa und dem Po von keiner der beiden Armeen besetzt werden. Die Österreicher können Lebensmittel aus dem frühern Herzogthum Mantua beziehen, die Franzosen dagegen aus dem Gebiete von Brescia. 6. Die Citadellen von Tortona, Alessandria, Mailand, Turin, Pizzighetone, Ariona, Piacenza sollen vom 16. bis 20. Juni den Franzosen übergeben werden; 7. Coni, Ceva, Savona, Genua werden den Franzosen vom 16. bis 24. Juni übergeben; 8. das Fort Urbino am 26. Juni. Von den Geschützen dieser Plätze werden alle von österreichischem

Vertrag nach der Schlacht bei Marengo.

[1]) Correspondance de Napoléon I, vol. VI, p. 482.
[2]) Ibid. VI, p. 456–459. — Jomini, l. c. XIII, p. 296–301.

Kaliber dem österreichischen Heer überlassen. Alle Stücke aus italienischen, piemontesischen und französischen Gießereien werden den Franzosen überlassen. — Die Mundvorräthe werden zwischen beide Heere getheilt. Die Besatzungen ziehen mit allen kriegerischen Ehren aus und begeben sich mit Waffen und Gepäck auf dem kürzesten Wege nach Mantua. Die österreichische Armee begibt sich in drei Colonnen, die erste vom 16. bis 20. Juni, die zweite vom 21. bis 24. Juni, und die dritte vom 24. bis 26. Juni über Piacenza nach Mantua. Niemand soll wegen der Dienste, die er der österreichischen Armee geleistet hat, oder wegen einer politischen Meinung misshandelt werden. Die Österreicher hingegen geben jedermann frei, der wegen politischer Meinung in der cisalpinischen Republik verhaftet worden ist. Welche Antwort auch von Wien kommen mag, so soll doch keine der beiden Armeen vor zehntägiger Aufkündigung die Feindseligkeiten wieder beginnen. Während des Waffenstillstandes soll keine Armee irgend eine Abtheilung nach Deutschland entsenden. — Diese Bedingungen wurden vom Kriegsrath einstimmig angenommen, „in Anbetracht, dass man wohl Schlachten auf Schlachten häufen könne, diese jedoch alle nutzlos bleiben und selbst ein erkämpfter Sieg keinen so entscheidenden Vortheil bringen würde, dass nicht zur Rettung der kaiserlichen Armee ein neuer Vertrag nothwendig wäre!“ — Die Meinung war also: retten wir dem Kaiser das Heer, die Lombardei werden wir bei einer andern Gelegenheit schon wieder erobern.[1]) Der österreichische Kriegsrath.

Der Graf Saint-Julien nahm mit dem Berichte von der Schlacht bei Marengo und dem Vertrag von Alessandria den Brief Bonapartes an den Kaiser Franz II. mit. —

Bonapartes Heimkehr. Papstwahl. Pius VII. und Consalvi. Der Krieg in Deutschland.

Von Marengo eilte Bonaparte nach Mailand, wo er eine vorläufige Regierung einsetzte, bis durch den Frieden die Grenze der cisalpinischen Republik wieder festgestellt werden könnte. Den König von Sardinien setzte er nicht wieder in den Besitz Piemonts, diese Frage sollte noch offen bleiben, dagegen setzte er in Turin eine vorläufige Regierung ein, die er dem General Jourdan übergab. Jourdan war nach dem Staatsstreich zur Deportation bestimmt, wurde jedoch gestrichen und jetzt auf diesen hohen Posten erhoben. Bonaparte glaubte es den militärischen Verdiensten dieses Mannes schuldig zu sein. Toscana blieb von einer Abtheilung Österreicher besetzt. Auch hinsichtlich Neapels traf Bonaparte noch keine Verfügung, er wollte der Regierung Zeit lassen, sich zu besinnen. Rom aber sollte wieder der Mittelpunkt eines Kirchenstaates werden und der neue Papst Pius VII. sollte ihm helfen, so plante er, den kirchlichen Frieden in Frankreich herzustellen.[2]) Cisalpinische Republik. Piemont. Jourdan. Rom.

Die Wahl eines neuen Papstes fand nämlich in Venedig statt: 35 Cardinäle hatten sich dort zu einem Conclave zusammengefunden. Monsignore Con- Conclave in Venedig.

[1]) „Österreichische Militär-Zeitschrift“, Jahrgang 1823, III, S. 261.
[2]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, I, p. 359—360.

salvi, ein junger Mann von großem Scharfsinn, war der Secretär desselben. 22 Mitglieder gedachten den ehrwürdigen Bellisomi, Bischof von Cesena, auf den heiligen Stuhl zu erheben. 13 Stimmen waren für den Cardinal Mattei, denselben, welcher den Friedensvertrag von Tolentino unterzeichnet hatte. Lange kamen jedoch nicht die zur Giltigkeit einer Wahl nöthigen zwei Drittel der Stimmen auf einen Cardinal. Da wurde der gelehrte Cardinal Gerdil aus Savoyen vorgeschlagen, welches jetzt unter Frankreich stand. Gegen diesen machte Österreich von seinem Ausschließungsrecht Gebrauch. Sofort giengen zwei Stimmen von Mattei auf Bellisomi über. Somit hätte dieser die zur Wahl nöthigen zwei Drittel der Stimmen besessen. Man meldete dies nach Wien, um eine stillschweigende Genehmigung zu erhalten. Von dort kam aber über einen Monat lang keine Antwort, wahrscheinlich hielt Thugut die römische Frage noch nicht reif zur Entscheidung. Darob zerfielen die Stimmen von neuem, so dass auch Bellisomi nicht mehr gewählt werden konnte.[1])

Chiaramonti. Nun stellte Monsignore Consalvi einen neuen Candidaten auf, und zwar den Bischof von Imola, Cardinal Chiaramonti. Seine Gründe waren: auf die katholischen Staaten könne man sich nicht mehr verlassen; dagegen könne wohl von Frankreich, welches die Kirche seit zehn Jahren so bitter verfolgt, wieder Rettung und Hilfe kommen. Dort habe jetzt ein junger, ganz außerordentlicher Mann die Gewalt in Händen, welcher wahrscheinlich ganz Italien wieder erobern werde. 1797 habe dieser als General der Republik die Priester in Schutz genommen. Kaum war er in Frankreich zur Gewalt gekommen, habe er den verstorbenen Papst Pius VI. ehrenvoll bestatten lassen. Äußerungen, die er gethan, ließen hoffen, dass er auf die Religion und die Ordnung der Kirche einen hohen Wert lege. Man möge darum einen Papst wählen, der nicht als feindselig gegen Frankreich gelte, dies sei der Bischof von Imola, der früher mit dem General Bonaparte in freundschaftliche Beziehung gekommen sei. In der That hatte der Bischof von Imola mit General Bonaparte manche Geschäfte zu regeln gehabt und war dabei erstaunt über die viel tieferen Ansichten dieses Heerführers von der Religion, als er bei andern französischen Generalen, mit denen er wegen seiner Diöcesanen zu thun hatte, wahrgenommen hatte. Hingegen war der junge General erstaunt über die Gelehrsamkeit, die Hoheit und zugleich die Milde, mit welcher sich dieser Bischof über die Vorgänge in Frankreich aussprach. Der Inhalt des Hirtenbriefes, den der Bischof von Imola erließ, als seine Diöcese zur cisalpinischen Republik geschlagen wurde, ist oben mitgetheilt worden. Chiaramonti war gebürtig aus Cesena, war ein Verwandter Pius VI. und hatte durch seine Gelehrsamkeit, seine priesterlichen Tugenden, seine Standhaftigkeit in Vertheidigung der wahren Sache der Religion hohes Ansehen gewonnen. Für diesen Candidaten war auch der Cardinal Maury und er verfügte über sechs Stimmen. So wurde Chiaramonti zum Papst gewählt und gab sich aus Verehrung für den Märtyrer Pius VI. den Namen Pius VII. In der Marcuskirche sollte er gekrönt werden.

Bonaparte.

Pius VII.

Von einer Einflussnahme auf die Papstwahl sagt Consalvi kein Wort, im Gegentheil betheuert er, dass er auf seiner Hut war, sich in etwas einzumischen, was nicht seines Amtes war. „Kein Cardinal kann sagen, dass ich innerhalb dieser dreiundeinhalb Monate — so lange dauerte die Papst-

[1]) Thiers, l. c. I, p. 362—363.

wahl — mit ihm gesprochen hätte."[1]) Am Abend des 13. März 1801 vereinigten die wahlberechtigten Cardinäle ihre Stimmen auf Chiaramonti, küssten ihm die Hand, um ihn in der Wahlversammlung des nächsten Tages feierlich aufzurufen. Die Wahl traf, wie von der Vorsehung geleitet, einen Mann, der, wie kein anderer, für die Schicksale, die ihn treffen sollten, vorbereitet war.

Bildungsgang.

Cardinal Pacca nennt Pius VII. den mildesten der Menschen, er war der Sohn einer vornehmen Familie. Seine Jugend war geschmückt mit der „Schönheit eines unbefleckten Lebens". Von seinem Vater erbte er den Adel und ein gutes Vermögen, von seiner Mutter eine seltene Frömmigkeit. Nachdem sie die Erziehung all ihrer Kinder vollendet, trat sie in ein Kloster der Karmeliterinnen, in welchem sie 1771 im Rufe der Heiligkeit starb. Sie soll ihm, wie Pius VII. später zu erzählen pflegte, mit großer Bestimmtheit seine zukünftige Erhebung zum Papst vorausgesagt haben, sowie die lange Reihenfolge von Leiden, welche dieselbe mit sich führen würde. Eigene Neigung brachte ihn in seinem sechzehnten Jahre zu den Benedictinern von Santa Maria del Monte, wo er als Mönch auf alle Erinnerungen an Adel und irdisches Wohlergehen, an Luxus und Geld verzichtete, und zur rauhen Gleichheit mit dem Bauern- und Handwerkersohn herabstieg, sich selber bedienen und seine Zeit, seine Handlungen, seinen Willen der Regel unterwerfen musste — und mit bereitwilliger Freudigkeit gehorchte.[2]) — Wiseman macht die gute Bemerkung: „Die fröhlichen Gesichter und die funkelnden Augen verkünden die künftigen Mönche weit sicherer als die gravitätischen Mienen und die verstohlenen Blicke." Als Jüngling wollte er bei der Krönung von Clemens XIV. dem ersten Segen, den der Papst von der Loggia aus ertheilte, beiwohnen, und stieg, um den Ellenbogenstößen zu entgehen, hinten auf einen leeren Wagen. Der Kutscher sagte gutmüthig zu ihm: „Mein liebes Mönchlein, warum quält Ihr Euch so, um eine Verrichtung zu sehen, die Euch eines Tages selber zufallen wird?" — Güte und Wohlwollen, Nachsicht und Weichheit wurde vielfach diesem Papste zugeschrieben, weniger aber Talent. Dagegen sagt Pacca, der ihn doch so genau kannte, in seinen berühmten Memoiren:[3]) „Ich habe lang und aufmerksam seinen Charakter und seine Anlagen studiert und kann versichern, dass es ihm keineswegs an Talent gebrach, und dass seine Natur nicht schwach und kleinmüthig war. Im Gegentheil, er war ein Mann von schnellem Witz, lebhaft, ungewöhnlich bewandert in den heiligen Wissenschaften, und er besaß insbesondere jene eigenthümliche Art von gesundem Menschenverstand, welche in Geschäftssachen die zu überwältigenden Schwierigkeiten durch unmittelbare Wahrnehmung erkennt und alles in seinem wirklichen Lichte erblickt." Die Macht seines Wesens lag in der Harmonie seiner Seelenkräfte und in seinem Gottvertrauen. Chiaramonti wurde öffentlicher Professor in Parma, dann in Rom, mit dreißig Jahren Doctor der Theologie, dann hatte er sechs Jahre den Lehrstuhl des canonischen Rechts inne.[4])

Begabung.

---

[1]) Memoiren des Cardinals Herkules Consalvi, Staatssecretär Sr. Heiligkeit Pius VII, Paderborn 1870.

[2]) Erinnerungen an die vier letzten Päpste und an Rom, während ihrer Regierungszeit. Von Sr. Eminenz Cardinal Wiseman. Aus dem Englischen von Dr. G. Fink. Schaffhausen 1858, S. 26.

[3]) Memoiren des Cardinals Pacca. Augsburg 1831. I, S. 43; II, S. 117.

[4]) Wiseman, l. c. S. 27—38.

Anerkennung.

Von allen, die in seine Nähe kamen, wurde Chiaramonti verehrt und geliebt, und nicht minder wegen seines Fleißes und seiner Fähigkeiten in Staatsgeschäften hochgeachtet. Dieser bescheidene Mann war also bestimmt, dem Unglauben der Zeit und der Habsucht, dann der Staatsgewalt gegenüber die Rechte des Heiligen Stuhles zu wahren, und in einem Jahrhundert, wo alles geneigt war, das Papstthum zu verhöhnen, die Achtung der Gebildeten zu gewinnen, den Kirchenstaat der Kirche zurückzustellen und selbst die Herzen der Engländer zu erobern. Während früher bei einem Aufzuge in London der Papst in jedem Jahr verhöhnt wurde, sandte der König von England den ersten Maler seines Landes, um das Porträt Pius VII. für die Gemäldegallerie zu Windsor zu bekommen. Aber harte Tage waren von der Wahl bis zur allgemeinen Anerkennung Europas und der Wiederherstellung des Kirchenstaates zu bestehen. Ein glücklicher Griff des Neugewählten war, dass er den Secretär des Concils, den scharfsinnigen und charakterfesten Herkules Consalvi zwang, sein Staatssecretär zu sein.

Ercole Consalvi.

Consalvi wollte sich unbedingt in die Stille zurückziehen. Der Papst aber sprach mit seiner natürlichen Liebenswürdigkeit sein bestimmtes „Nein" aus, trotz des Schmerzes und der Angst, die Consalvi quälten. Er warf sich dem Heiligen Vater zu Füßen, er sei für den schwierigen Posten nicht gewachsen — Consalvi kannte sein großes diplomatisches Talent selber noch nicht. Die Lage des Heiligen Stuhles war in der That sehr schlimm. Österreich hatte die drei Legationen, die Neapolitaner hatten Rom besetzt, desungeachtet sprach Pius VII. seinen Entschluss aus, in seine Staaten zurückzukehren. Man verpflichtete ihn jedoch, in der einzigen Fregatte, die damals in Venedig war, die Reise zur See anzutreten. Ende Mai wurden die Anker gelichtet. Die Fahrt war mühevoll, die Schiffer ungeschickt, der Wind schlecht. Nach eilf Tagen Fahrt kam man erst in die Nähe von Pesaro, von da an aber war die Reise bis Rom ein wahrer Triumphzug. Das Volk kam dem Papst einige Meilen vor der Hauptstadt der Christenheit entgegen. Die Patricier empfiengen ihn ehrfurchtsvoll bei einem Triumphbogen, den sie ihm errichtet hatten. Im Quirinal wurde abgestiegen. Die erste Verwaltungsaufgabe war der Wiederaufbau des Kirchenstaates, der durch die vorangegangene Revolution vollständig zerrüttet war. Hiebei war Consalvi unschätzbar. Nie hatte ein Papst einen bessern Staatssecretär als Pius VII. an Consalvi. Dieser war gleichfalls aus vornehmer Familie, geboren 1757 in Rom; seine Studien machte er in Frascati, wo er durch seine Fortschritte und sein feines Wesen die Aufmerksamkeit des letzten Stuart auf sich zog, des Herzogs von York. Dieser that viel für das geistliche Collegium seiner Diöcese und hatte seine Freude an einer lernbegierigen Jugend. Es ist noch ein Gedicht von Consalvi vorhanden, das er am Schlusse des Studienjahres bei der Preisaustheilung vortrug. Es schließt mit den Worten:[1])

Pius VII. in Rom.

Der letzte Stuart.

Ich weiß es, meiner warten Ruhm und Ehre
Und Reichthum, wohl ein Sporn zu schönem Schaffen
Und meiner lauten Wünsche bester Lohn.

[1]) Wiseman, l. c. S. 22. — Memoiren Consalvis, S. 1—83.

Man sieht, der Jüngling träumte von Ruhm und Reichthümern, die er einst sich erwerben könnte. Als Staatssecretär war er jetzt in der besten Lage, solche zu gewinnen; aber niemand schlug entschiedener ein Geschenk aus, als Consalvi. So hatte er auch einst als Mitglied der Rota, als ihm sein Gönner, der Cardinal-Herzog, sein Testament zeigte, worin er ihn zum Testamentsvollstrecker ernannte, mit unerschütterlicher Festigkeit erklärt, dass er das Amt nur annehme, wenn er die Legate, die darin für ihn bestimmt wären, streiche. Es war Gebrauch, einen, der zum Cardinal ernannt wurde, zu beschenken. „Ich konnte mir nicht verhehlen, wie viel ich erhalten, wenn ich nur gewollt hätte. Allein, da ich grundsätzlich in allen meinen bisherigen Verwaltungen auch nie das geringste Geschenk angenommen hatte, so glaubte ich jetzt ebenso handeln zu sollen. Ich lehnte daher alle Geschenke, große und kleine, sogar die von meinen intimsten Freunden ab, um auf Grund dessen in Anbetracht meines Grundsatzes, alle übrigen ohne Beleidigung zurückweisen zu können.“ Nur mit reiner Hand konnte er seine hohe Aufgabe erfüllen, den Kirchenstaat wieder aufzubauen. „Die Sorgen und Plagen infolge der zu überwindenden Hindernisse und Schwierigkeiten, um zum Ziele zu gelangen, waren unzählige. Ich begreife nicht, wie meine Gesundheit es aushalten konnte. Die Nächte, wo ich höchstens länger als vier Stunden schlafen konnte, waren selten; noch seltener die Tage, wo meine Arbeit nicht 17 bis 18 Stunden innerhalb der 24 Stunden dauerte.“ — Desungeachtet zeigte er sich nie finster, nie anspruchsvoll, immer gewinnend, oft großartig; seine Staatsschriften waren Meisterstücke von Scharfsinn und sprachlicher Schönheit; er war bald als einer der ersten Staatsmänner seiner Zeit bekannt.

Jugendträume.

Reine Hand.

Zähe Arbeit.

Staatsschriften.

Bonaparte sprach sich in Mailand für Papst Pius VII. aus in einem Gespräch mit Martiniani, dem Bischof von Vercelli: er sei entschlossen, im Einvernehmen mit dem Heiligen Stuhl zu leben, die französische Nation mit der Kirche zu versöhnen und sogar letztere zu schützen gegen ihre Feinde, wenn der neue Papst zeige, dass er die jetzige Lage Frankreichs und der Welt begreife. Martiniani versäumte nicht, den Papst durch seinen eigenen Neffen, den Grafen Alciati, sogleich davon zu benachrichtigen, damit Unterhandlungen angeknüpft werden könnten. Ein anderes wichtiges Zeichen für eine Wendung der Angelegenheiten der Kirche war, dass Bonaparte am 18. Juni 1801 dem Tedeum, welches die Mailänder im Dome wegen seines Sieges bei Marengo veranstalteten, mit seinem Generalstab beiwohnte. Er schrieb am gleichen Tage an die beiden andern Consuln: „Heute gehe ich, was auch unsere Atheisten in Paris dazu sagen mögen, in großem Aufzug zum Tedeum, das im Dome zu Mailand gehalten wird.“ [1])

Martiniani.

Tedeum in Mailand.

Dann eilte der Sieger nach Paris, nachdem er Massena den Oberbefehl über das italienische Heer ertheilt hatte. Wie unersättlich seine Liebe zum Ruhm war, zeigt sein damaliges Wort an seinen Reisegefährten: „Ja, ich habe in zwei Jahren Kairo, Mailand und Paris erobert, und doch, wenn ich morgen stürbe, würde die Weltgeschichte mir noch keine halbe Seite widmen.“ Überall wurde er mit Begeisterung empfangen. In Lyon musste

Bonaparte in Paris.

Ehrgeiz.

[1]) Correspondance, VI, p. 469. — Thiers, l. c. I, p. 363—365.

er sich der herrschenden Menge vom Halse zu schaffen. Am Tage darauf legte er auf dem Platze Belleyour den Grundstein zu seiner Kaiserin. An die Mitregentin schrieb er: „Ich hoffe, dass der Handel meiner Stadt auf den ganzen Europa stolz sein, in einem Jahre seiner Flor wieder erreicht haben wird.“[1] Am 3. Juli war er wieder in Paris. Dort hatte man zuerst die Nachricht gehört, er sei besiegt oder getödtet; man hatte Moreau gewonnen, Carnot oder Lafayette zum Präsidenten der Republik zu machen. Dies war schuld, dass Bonaparte seinen Carnot das Kommando des Kriegs nahm und es an Berthier zurückgab. Am Abend des 3. Juli war Paris beleuchtet, die Hoffnungen der Menge waren herrlich.

Krieg in Deutschland beginnt.

Hochstädt

Indes hatte der Krieg in Deutschland Mitte Juni wieder begonnen, hatte Lecourbe bei Hochstädt am 19. Juni über Starray einen Sieg errungen, durch welchen die Franzosen die Niederlage am 13. August 1704 an dieser Stelle gerächt wähnten. Kray musste jetzt seine Stellung bei Ulm aufgeben und sich zurückziehen.

Gefecht bei Neuburg

Latour d'Auvergne

Während beide Heere auf dem Marsch nach der Iller waren, kam es am 28. Juni bei Neuburg noch einmal zu einem hartnäckigen Gefechte, in welchem der tapfere Latour d'Auvergne durch einen Lanzenstich ins Herz schwer verwundet wurde: Bonaparte hatte diesen tapferen Soldaten früher durch den Titel: „Erster Grenadier Frankreichs“ geehrt, ein Ehrensäbel oder Gewehr schien ihm zu wenig für einen solchen Mann. Jetzt wurde er bestattet, wie wenn er ein Heerführer wäre, und das Gesicht so gerichtet, wie er immer dem Feinde gegenüber gestanden und ihn noch bekämpfen wollte.

Théophile Malo Corret de Latour d'Auvergne, geboren zu Carhaix 1743, stammte von einem Seitenzweig der Familie Bouillon, welcher auch der Marschall Turenne angehörte, und machte seine ersten Studien in Lumper, wo er sich durch sein Talent für alte und neue Sprachen hervorthat. Dann bezog er die Militärschule, 1767 finden wir ihn als Lieutenant in einem Infanterieregiment; 1781 nahm er Antheil an der Belagerung von Mahon als Freiwilliger in der spanischen Armee, wo er sich durch seine Tapferkeit und sein Geschick bemerkbar machte. Daneben war seine Hauptbeschäftigung das Studium der alten Sprachen und die Geschichte der Kelten. 1789 schloss er sich der Revolution an, die ihm die Stelle eines Hauptmanns anbot, er wollte jedoch keinen Vorzug haben. Er diente unter Montesquiou in Savoyen, dann unter Servan in den Westpyrenäen, meist bei der Vorhut, welche der Schrecken der Spanier wurde. Bei seinen Kameraden war Latour sehr beliebt, seine Obern hatten hohe Achtung vor ihm und zogen ihn immer mit zum Kriegsrath. Wo er war, schien der Sieg zu sein. Er half ein spanisches Corps zersprengen und war anwesend beim Abschluss des Friedens. Von Paris aus wollte man ihn als Edelmann entlassen, die Soldaten widersetzten sich dem Befehl. Der Conventscommissär machte ihm den Vorwurf, dass er nie zu ihm komme. Latour gab die Antwort, er mache niemand den Hof; er kenne keine andere Pflicht als zu kämpfen und den Feind zu besiegen: „Sage dem, der dich gesandt hat, wenn

[1] Bourrienne, l. c. IV, p. 164, 171, 181. — Botta, Geschichte Italiens,

er allmächtig ist, wie du sagst, so möge er doch endlich die Spanier in die Flucht jagen!“ — Ein anderesmal sagte er, als ihm ein Conventscommissär das Commando eines Bataillons, ja eines Regiments antrug: „Nein, nein, gib mir nur ein paar Schuhe!“ — Die Franzosen litten damals sehr an Mangel. Um sie zu ärgern, häuften die Spanier am andern Ufer Lebensmittel auf. Da rief Latour seinen Kameraden zu: „Wer geht mit mir zum Mittagessen?“ — stürzte sich in den Fluss, wobei mehrere seinem Beispiel folgten, und landete am andern Ufer; die Spanier hatten keinen Muth, Widerstand zu leisten, und die Franzosen verzehrten lachend das Mahl. Nach dem Frieden von Basel trat Latour aus der Armee aus, um seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, wurde aber in der Nähe von Brest von einem englischen Corsaren gefangen und nach Cornwallis hinübergeführt. Diesen Aufenthalt benützte er namentlich zum Studium der keltischen Sprache. Kaum war er frei, so berief ihn das Directorium zur Einübung der Truppen mit einem Gehalt von 800 Francs, den er jedoch meist vertheilte, denn er hatte ein edelmüthiges Herz und ein tiefes Gefühl für die Noth seiner Kameraden. Er selber lebte sehr einfach, meist von Milch und Brot. In dieser Zeit erschien sein Buch: „Die Urgeschichte der Kelten“, ein Werk voll Verdienst. Die keltischen Studien waren damals noch in ihren Anfängen. Latour kam auf manche Behauptungen, die sich bei gründlichem Studium als vollkommen richtig erwiesen, zum Beispiel, dass die Namen von Bergen, Flüssen, Städten und Dörfern, Landschaften heute noch keltische Wurzeln haben, die nur aus der Ansiedelung von keltischen Bewohnern zu erklären seien. In manchen Behauptungen geht er zu weit, wie er zum Beispiel immer von Kelto-Skythen spricht, während die Kelten zum indo-germanischen und nicht zum skytho-mongolischen Stamme gehören.[1]) Seiner Uneigennützigkeit blieb Latour sein ganzes Leben hindurch getreu. Seine Fürsprache war schuld, dass der Herzog von Bouillon aus der Liste der Emigranten gestrichen wurde und seine großen Güter zurückbekam In Dankbarkeit wollte er ihm ein Landgut in Beaumont-sur-Eure schenken, das 10.000 Francs Jahresertrag abwarf, Latour jedoch nahm dies Geschenk nicht an. Einer Mutter, die um ihr großes Vermögen gekommen war und mit ihren Kindern Noth litt, überließ er die Hälfte seines eigenen Einkommens. Als er hörte, dass der jüngste Sohn seines Freundes Le Brigant, welcher von schwächlicher Gesundheit und doch der einzige Trost seines Vaters war, für den Kriegsdienst ausgehoben wurde, reiste Latour wieder zu seinem Regiment zurück, um diesen zu ersetzen. So machte er den Feldzug in der Schweiz 1798 bis 1799 mit und benützte noch die Gelegenheit, Inschriften zu sammeln, Alterthümer zu studieren. Auf den Antrag des Kriegsministers Carnot bewilligte ihm der erste Consul einen Ehrensäbel und ernannte ihn zum „ersten Grenadier Frankreichs“. Das war nicht nach dem Geschmack Latours: „Das heißt mich in den Tod senden; unter Soldaten gibt es keinen ersten und keinen letzten“; er wollte nur der älteste Grenadier Frankreichs heißen. So machte er den Feldzug in Deutschland im Jahre 1800 unter Moreau mit. In der Schlacht bei Neuburg wurde er durch die Lanze eines österreichischen Uhlanen tödlich verwundet. „Ich sterbe zufrieden,“ sagte er, „ich wünschte in einem siegreichen Gefecht mein Leben zu enden.“ Die ganze Armee legte drei Tage Trauer an. Jeder Soldat opferte einen Tag von seinem Sold zum Ankauf einer silbernen

Uneigennützigkeit.

Ehrung.

[1]) Das Werk, das 1802 in Hamburg in dritter Auflage erschien, hat den Titel: Nouvelles recherches sur la langue, l'origine et les antiquités des Bretons, pour servir à l'histoire de ce peuple, avec un glossaire breton polyglotte.

Urne, in welcher das Herz Latours eingeschlossen wurde. Beim Verlesen seines Regiments wurde immer sein Name zuerst aufgerufen, worauf ein Sergeant antworten musste: „Gefallen auf dem Felde der Ehre!“ Dieser Brauch hörte erst im Jahre 1814 auf. Moreau ließ ihm auf dem Platz, auf dem er gefallen war, ein Denkmal errichten, welches er „unter den Schutz der Tapfern aller Völker stellt“. 1837 ließ es der König von Bayern erneuern. Die Urne mit dem Herzen wurde im Pantheon beigesetzt. Als das Pantheon wieder Genovefenkirche wurde und also der Unterbau von allen Särgen geräumt wurde, wollte Ludwig XVIII. dem General Latour d'Auvergne-Lauragois die Urne mit dem Herzen zurückgeben, allein die dem Todten näherstehende Familie Kersausié machte ihr Anrecht daran geltend. In einem Prozess, der darob entstand, entschieden die Richter für die letztere, aber da konnte man die Urne mit dem Herzen nicht mehr finden. Präsident Carnot ließ August 1889 seine Gebeine ausgraben, um sie im Pantheon beizusetzen.[1]) —

Vergebliche Unterhandlungen über den Frieden. Kaiser Paul I. Die Neutralität zur See. Die Engländer überfallen Kopenhagen.

Kaum vom zweimonatlichen Feldzug als Sieger heimgekehrt, begann Bonaparte Unterhandlungen, um das Gebiet Frankreichs zu erweitern und dessen Feinde zu schädigen.

Die französische Flotte.

Die Behauptung Ägyptens lag dem ersten Consul namentlich am Herzen, darum ersuchte er die spanische Regierung, ihre Generale Gravina und Mazzaredo an den Bewegungen der französischen Flotte Antheil nehmen zu lassen, die in Brest von den Engländern blockiert war, um sie freizumachen, sich dann mit den Schiffen, die in L'Orient, Rochefort, Toulon, sowie in Ferrol, Cadix und Charthagena bereit lagen, zu vereinigen und die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich zu ziehen. Unterdessen sollte der Admiral Gantheaume mit den besten Seglern sich durchschleichen, 6000 Mann Kerntruppen, viele Handwerker und ein beträchtliches Material nach Ägypten bringen. Trotz dem großen Geldmangel, der die alte spanische Regierung und die junge Regierung des ersten Consuls drückte, wurden doch bald die Schiffe mit dem Nothwendigen versehen.[2])

Sorge um Ägypten

Unterdes suchte er dem Heer in Ägypten alle fünf bis sechs Tage Nachrichten aus Frankreich durch Kriegs- und Kauffarteischiffe, nebst Kugeln, Bomben, Blei, Pulver, Gewehren, Geschirrholz, Arzneimitteln, Chinin, Wein, kurz alles zu senden, was Ägypten fehlte. Jedes dieser Schiffe sollte einige Handwerker, Maurer oder Schmiede, einige Artilleristen und gute Reiter mitnehmen. Auch für eine Schauspielergesellschaft und Theatergeräthe sorgte er; kurz er that alles, um dem Heer in Ägypten zu zeigen, dass er beständig an es denke, um seinen guten Muth zu erhalten. Einige von diesen Schiffen wurden von den Eng-

[1]) Jomini, Guerres de la Révolution, XIII, p. 350—357. — Napoléon I, Mémoires, I. p. 178—179.

[2]) Thiers, l. c. II, p. 58—59. — Napoléon I, Mém., II, p. 2—3.

ländern genommen, andere aber gelangten wirklich nach Ägypten. Die Schiffe, welche er zur Hilfe gegen Malta sandte, hatten jedoch nicht das gleiche Glück. Die Festung war von den Engländern umschlossen, und so sah der brave Commandant Vaubois täglich die für seine Soldaten bestimmten Vorräthe schwinden, und den Tag immer näher kommen, wo er aus Mangel an Nahrungsmitteln sich ergeben müsste. und Malta.

Indes kam Antwort vom Kaiser Franz II. auf das Schreiben Bonapartes nach der Schlacht bei Marengo; es war in Wien zu spät eingetroffen. Zwei Tage vorher hatte man hier in einem neuen Vertrag mit den Engländern gegen 2,500.000 Pfund oder 25 Millionen Gulden Hilfsgelder sich verpflichtet, vor dem künftigen Februar mit Frankreich keinen Frieden zu schließen, ausgenommen den Fall, dass dieser Friede für Österreich und England gemeinschaftlich wäre. Österreich hatte sich damit auf sieben Monat an das Schicksal Englands gebunden, hoffte aber, den Sommer mit Unterhandlungen hinzubringen und den Winter zu erreichen, bevor die Feindseligkeiten wieder beginnen würden.[1] Österreich.

Der Kaiser sandte darum den Grafen Saint-Julien mit einem eigenhändigen Schreiben an Bonaparte, wonach er den zweifachen, für Deutschland und Italien abgeschlossenen Waffenstillstand genehmigte, und den ersten Consul aufforderte, sich im Vertrauen und mit vollkommener Offenheit über die Grundlagen eines neuen Friedens auszusprechen; denn es sei wesentlich nothwendig, erst dann zu öffentlichen Unterhandlungen zu schreiten, wenn man vorher über die Grundlagen des Friedens, der so wünschenswert sei, sich geeinigt habe. Der Friede sollte aber für Österreich und England, an welches man noch durch einen Vertrag gebunden sei, gemeinsam werden. Franz II. an Bonaparte.

Seit lange war kein Gesandter des Kaisers mehr in Paris erschienen; Saint-Julien wurde darum, als er am 21. Juli dort eintraf, warm empfangen, als Bote des Friedens, sowohl vom ersten Consul, der schon genug Kriegsruhm hatte und jetzt leidenschaftlich den Frieden stiften wollte, wie von seinem Minister des Äußern, Talleyrand, der als Diplomat voll Mäßigung gelten wollte. Schon am nächsten Tage war erste Berathung. Sain-Julien ließ die Wünsche des Kaisers nach Frieden deutlich erkennen: er war ein guter Soldat, bewegte sich aber zum erstenmal auf dem glatten Boden der Diplomatie, und ergoss sich in Wünschen nach Frieden derart, dass Talleyrand glaubte, er habe geheime Vollmacht, die Vorartikel des Friedens abzufassen. — Talleyrand schlug ihm daher vor, man solle sich nicht auf bloße Unterhandlung beschränken, sondern auf Abfassung von Vorartikeln denken, die mit Vorbehalt der Genehmigung von beiden Seiten unterzeichnet werden könnten. Saint-Julien entschuldigte sich, er habe keine Vollmacht zur Abschließung eines Vertrages; auch kenne er die Formen eines solchen nicht, und fragte, was Talleyrand an seiner Stelle thun würde. „Ich würde unterzeichnen", antwortete Talleyrand; „denn zwischen Völkern hat keine Verpflichtung Giltigkeit, als diejenige, welche genehmigt ist." — „Gut, so will ich unterzeichnen", sagte Saint-Julien, „mit Vorbehalt der Genehmigung meines Kaisers." — Vier Tage hindurch, vom 23. bis 28. Juli, ward nun verhandelt, der Vertrag von Campo Formio wurde als Grund- Saint-Julien. Talleyrand.

[1] Thiers, l. c. II, p. 62–64.

Präliminarien. lage angenommen. Also die Rheinlinie für Frankreich, nur verlangte Saint-Julien, dass statt des Satzes: „der Kaiser tritt die Rheinlinie ab", der Satz stehe: „der Kaiser ist nicht dagegen, dass die französische Republik die Rheinlinie behält." So wollte Saint-Julien dem Vorwurf des Reiches begegnen, der Kaiser gebe das Bundesgebiet den Franzosen preis. Frankreich forderte aber, dass Kehl, Castel und Ehrenbreitstein geschleift würden, und dass auf dem rechten Rheinufer, drei Stunden weit vom Strom, keine Verschanzung angelegt werde. Für Gebiete, die der Kaiser auf dem linken Rheinufer abgetreten, sollte er durch das Bisthum Salzburg entschädigt werden, während doch dem Kaiser eine Entschädigung in Italien lieber gewesen wäre. Statt der Etsch verlangte Saint-Julien den Mincio als Grenze in Italien, Mantua und die Legationen. Von letzterem wollte aber Bonaparte nur, dass sie entweder dem Herzog von Toscana gegeben würden, dafür dass dieser sein Land an Parma, und Parma sein Gebiet an die cisalpinische Republik abgebe. Saint-Julien verlangte noch die Unabhängigkeit der Schweiz, stellte aber keinen Antrag auf Rückgabe Piemonts an Karl Emanuel IV. Endlich möge ein Congress auf der Stelle eintreten, und sollten während der Verhandlungen desselben die Feindseligkeiten ruhen.[1])

Die Legationen. Toscana. Parma Congress.

Saint-Julien wollte die Genehmigung dieser Vorbedingungen nicht in Paris abwarten, sondern sie selber nach Wien bringen. Er reiste am 30. Juli von Paris ab, mit ihm Duroc, den der erste Consul jetzt an den Kaiser senden wollte, wie er ihn früher nach Berlin gesandt hatte, um den Hof zu sehen und dessen Wünsche zu vernehmen. Beim Abschied sagte Bonaparte dem Grafen Saint-Julien, dass der Friede, wenn man ihn ernstlich wolle, binnen vierundzwanzig Stunden unterzeichnet werden könne; Österreich müsse sich aber mit dem Mincio, mit der Fossa Maëstra und mit dem Po begnügen; die Legationen wolle er dem Großherzog von Toscana geben, Toscana aber dem Herzog von Parma und Parma der cisalpinischen Republik. Duroc bekam für Wien schriftliche Weisungen, wie er sich dort zu benehmen habe: er solle auf keinen Scherz gegen Preußen und auf keinen Spott gegen den Kaiser Paul eingehen; er solle vom König von Preußen viel Gutes sagen und den Großherzog von Toscana besuchen;[2]) er solle ferner keine Feindschaft gegen die Emigranten zeigen; er solle den ersten Consul schildern, als einen von Vorurtheilen freien Mann. Als Duroc jedoch mit Saint-Julien nach Passau kam, durfte er nicht weiterreisen, weil dieser seine Vollmacht überschritten hätte; auch fuhr Saint-Julien nach Wien mit dem Versprechen, Duroc die Pässe zu erwirken; dieser aber musste umkehren — also der Krieg mit Österreich und England währte fort.

Bonaparte. Duroc.

Kaiser Paul I.

Dagegen kam Bonaparte in dieser Zeit ins innigste Einvernehmen mit dem Czaren; Haugwitz unterrichtete damals Beurnonville, den französischen Gesandten, täglich von den schnellen Fortschritten der Gunst, in der Bonaparte bei Kaiser Paul stehe. Die Freundschaft für Österreich und England hätte sich für ihn in Hass gegen beide Mächte verwandelt. Begreiflich, dass Bonaparte jetzt vollkommen das Herz das Czaren Paul I. zu besitzen trachtete und von der Vermittlung Preußens unabhängig werden wollte.

[1]) Thiers, l. c. II, p. 61—67.
[2]) Ibid. II, p. 68—69.

Da griff er zu einem packenden Mittel. In Frankreich waren noch seit dem Krieg von 1799 etwa 7000 russische Gefangene. Bonaparte hatte nun Österreich und England angeboten, diese Russen für ebensoviele gefangene Franzosen auszutauschen. Beide Regierungen hatten sich aber geweigert, auf diesen Austausch einzugehen, obschon diese Russen für die Interessen Österreichs und Englands gekämpft hatten. Nun kam Bonaparte auf den Gedanken, diese Gefangenen ohne Bedingung als Geschenk an Kaiser Paul zurückzuschicken und zwar ließ er sie in die Farben ihres Herrschers neu kleiden, gab ihnen ihre Officiere, Fahnen und Waffen zurück und zeigte in einem Brief an Paul I. an, er wolle ihm diese braven Leute aus Achtung für das russische Heer, das die Franzosen in vielen Schlachten schätzen gelernt hätten, zurücksenden. Bourgoing, der französische Gesandte in Dänemark, übergab dieses Schreiben dem russischen Gesandten Murawiew in Hamburg, der sich jedoch weigerte, den Brief zu übernehmen, weil er an den frühern Hass des Kaisers gegen die Revolution dachte, und noch kein Friede zwischen Frankreich und Russland geschlossen war. Er meldete bloß den Inhalt des Briefes nach Petersburg.[1])

gewonnen durch 7000 Russen.

Murawiew.

Ein noch feinerer Kunstgriff, welcher den Czaren Paul I. mit England unversöhnlich entzweien musste, war folgender: Bonaparte sandte durch einen gefangenen russischen Officier, den er frei ließ und der sofort nach Petersburg reiste, dem Czaren ein eigenhändiges Schreiben, in welchem er ihm, als dem jetzigen Großmeister des Ordens, die Insel Malta schenkte. Bonaparte wusste, dass diese Insel bald in die Hände der Engländer fallen musste, und Paul I. war so sehr für den Orden eingenommen, dass er der unversöhnliche Feind Englands wurde, wenn die Engländer nach der Eroberung Maltas die Felseninsel ihm nicht zustellten. Wie war Paul I. gerührt durch dieses Geschenk und durch die wohlwollende Behandlung seiner gefangenen Russen! Er sprach feurig seine Bewunderung für den ersten Consul aus; er merkte nicht die Arglist, die in dem Geschenk Maltas lag, sondern sandte sogleich den General Sprengporten, der bei ihm in hoher Gunst stand, nach Paris, mit dem Befehl, sich an die Spitze der 7000 Gefangenen zu stellen, mit ihnen nach Malta zu ziehen und die Insel in Besitz zu nehmen.[2]) Dem ersten Consul solle er im Namen des Czaren öffentlich danken. Zugleich wies er seinen Gesandten in Berlin, von Krüdener, an, mit dem französischen Gesandten daselbst, mit Beurnonville, in unmittelbare Verbindung zu treten, und gab ihm die Vollmacht, mit Frankreich Frieden zu schließen. Bisher hatten diese beiden Gesandten in den Gesellschaften Berlins sich oft begegnet, ohne ein Wort miteinander zu reden. Haugwis lud jetzt beide zu Tisch und ließ sie nach dem Mahl allein im Garten beisammen. Krüdener drückte die Bewunderung seines Herrschers für den ersten Consul aus und dessen Dank für die Freilassung der Gefangenen und das Geschenk von Malta. Zwischen beiden Staaten sei ferner kein Grund des Streites, sie brauchten nur einen Artikel zu schreiben: es sei Friede zwischen ihnen. Paul I. wünsche nur Schonung für seine Verbündeten, Bayern, Wirtemberg, Neapel und Sardinien, das heißt, dass die ersteren für das, was sie auf dem linken Rheinufer allenfalls verloren, auf dem rechten jedenfalls entschädigt würden, nämlich durch Säcularisation. Diesem Wunsche stand von Seite Frankreichs nichts entgegen. Sardinien, das Nizza und

Schenkung Maltas.

Sprengporten.

Krüdener.

Beurnonville.

Friede mit Russland.

---

[1]) Theodor von Bernhardi, Geschichte Russlands, II, 2. Abth., S. 409—410.
[2]) Thiers, l. c. II, p. 70—72

Savoyen verloren, konnte ja in Oberitalien entschädigt werden; für die Schonung
Neapel. Neapels verlangte Frankreich bloß, dass es vollständig mit England breche und diesem seine Häfen verschließe. Paul I. war derart aufgebracht gegen seinen ehemaligen Verbündeten, den Kaiser Franz II., dass er erklären ließ, man müsse Österreich die Spitze bieten und ihm nur so viel überlassen, als man ihm nicht abschlagen könne. Sprengportens Ankunft in Paris bewies, dass der Friede zwischen Frankreich und Russland vollständig sei.[1])

Bund der Neutralen. Das war ein schwerer Schlag für Österreich wie für England. Bonaparte gieng aber in seiner Gewandtheit noch weiter; er ermunterte Paul I., Schweden, Dänemark und Preußen zum Krieg gegen England zu treiben. Den Anlass gab das Verfahren der Engländer gegen die Neutralen.

Schon 1780, wie wir früher sahen, hatte Katharina II. während des Krieges zwischen Nordamerika und England ein Bündnis mit den Neutralen geschlossen, das die russische, preußische, dänische und schwedische Seemacht gegen
Hauptsätze England vereinigte — zur Behauptung von vier Grundsätzen: 1. die Flagge deckt die Ware, das heißt an Bord eines neutralen Schiffes darf keine Aufsuchung von Waren aus Feindeshand stattfinden; 2. nur Kriegscontrebande ist verboten, und diese besteht nur in den für das Heer fertig zubereiteten Gegenständen; 3. nur das Einlaufen in einen wirklich blockierten Hafen darf verboten werden; 4. kein Schiff eines Staates, das von einem Kriegsschiff begleitet ist, dessen Befehlshaber erklärt, dass es keine Kriegscontrebande enthalte, darf durchsucht werden.

England. Die Engländer aber, welche damals die Herrschaft zur See besaßen, ließen diese Sätze nicht gelten. Die Neutralen sollten nicht ungehindert alle Häfen der Welt besuchen oder gar zwischen den Häfen der kriegführenden Völker hinüber und herüber wichtige Waren schaffen. Sie mochten es nicht ansehen, dass die Neutralen ihre Flagge dem Handel Frankreichs und Spaniens darboten; sie erklärten oft einen Hafen für blockiert, in dessen Nähe nur eines ihrer Schiffe stand.[2])

Seeherrschaft. England wollte französische oder spanische Waren auf jedem Fahrzeug in Beschlag nehmen, auf dem sie sich befinden mochten; die Schätze Mexikos und Perus sollten nicht auf neutralen Schiffen nach Spanien gelangen, Zucker und Kaffee nicht nach Frankreich, und Holz, Eisen und Hanf sollten beiden nicht aus dem Norden durch dänische oder schwedische Schiffe zugeführt werden. So wäre denn der Krieg für die handeltreibenden neutralen Völker ein wahrer Nothstand geworden, und durch den Alleinhandel und den Reichthum, den dieser abwarf, wäre der beständige Krieg für England ein Vortheil gewesen. Die neutralen Staaten hatten gegen die Gewaltthätigkeiten der Engländer bisher nur das Hilfsmittel benutzt, die Handelsschiffe durch Kriegsschiffe unter ihrer Flagge zu geleiten, aber die Engländer bestanden darauf, trotz des Geleites, die Fahrzeuge zu untersuchen.[3])

[1]) Thiers, l. c. II, p. 73—77.
[2]) Parliamentary history, XXXVI, p. 211—212.
[3]) Thiers, l, c. II, p. 75—80.

So hatten die Engländer 1799, trotz zweier Kriegsschiffe, schwedische Handels- 1799.
schiffe gezwungen, sich die Durchsuchung gefallen zu lassen. Der König von Schweden hatte sofort die beiden Capitäne vor ein Kriegsgericht gestellt, weil sie sich nicht vertheidigt hatten. Ähnlich behandelten sie im Mittelmeer dänische Kriegsschiffe. Der Capitän der Fregatte „Freya" setzte sich zur Wehr, sein Schiff wurde leck geschossen und er musste sich der Übermacht fügen, da sechs englische Kriegsschiffe ihm gegenüberstanden. Im Jahr 1800 überraschten die Engländer eine schwedische Galeasse, die vor dem Hafen von Barcelona lag, und zwangen die Mannschaft unter Todesdrohung, in den Hafen einzufahren, vermochten dadurch zwei spanische Fregatten, die von ihrer Mannschaft nahezu entblößt waren, zu überwältigen und abzuführen. Schweden und Spanien waren durch dieses seeräuberische Verfahren bitter gekränkt. Schweden forderte Genugthuung, Dänemark hatte dies schon gethan, ganz Europa war empört über diese Gewaltthaten. Der dänische Minister Bernstorff fragte das britische Cabinet, warum denn ein ganzes Ge- Bernstorff.
schwader verpflichtet sein solle, der Aufforderung des erbärmlichsten Kapers Folge zu leisten und sich untersuchen zu lassen? Warum denn das Wort eines Admirals, der auf die Ehre seiner Nation eine Erklärung abgebe, nicht giltig sein solle gegen die Bedenken eines Kapercapitäns? Russland war daran, den Bund der Neutralen von 1780 zu erneuern gegen die Seetyrannei der Engländer.[1])

Da erschienen plötzlich sechzehn englische Kriegsschiffe im Sund; Kopen- England droht.
hagen war nicht gedeckt gegen ein Bombardement — und so wurde Dänemark am 29. August 1800 zu einem Übereinkommen genöthigt, wonach es vorderhand seine Kauffarteischiffe nicht weiter geleiten wolle, dafür aber die wieder instand gesetzte „Freya" zurückerhielt. Gustav IV. von Schweden Gustav IV.
fühlte jedoch das ihm angethane Unrecht tief, machte eine Reise nach Petersburg, damit der Neutralitätsbund erneuert werde, und Paul I. gieng sogleich Paul I.
entschieden voran. Als er das Einlaufen einer englischen Kriegsflotte in den Sund erfuhr, legte er Beschlag auf die den Engländern gehörigen Capitalien, um eine Sicherheit gegen die Verluste zu haben, welche der russische Handel durch das Verfahren der Engländer erleiden könnte, und diese Maßregel sollte in Kraft bleiben, bis man klar sei über die Absichten der englischen Regierung. —

Spanien und Portugal, Nordamerika.

Während also im Norden sich ein Bund zum Schutze der Neutralen gegen England bildete, dem beizutreten auch Preußen nicht abgeneigt war, that Bonaparte Schritte, um den Engländern auch Portugal zu verschließen. Das Mittel hiezu bot in eigenthümlicher Weise Spanien, welches nach einem Spanien.
verlustreichen Krieg gegen die Revolution 1795 mit der Republik Frieden geschlossen hatte und jetzt, seit Bonaparte zur Gewalt gelangt war, in inniger Verbindung mit dem gewaltigen Heerführer sich gefiel.[2])

[1]) Thiers, l. c. II, p. 81—84. — Bignon, Hist. de France, I, p. 287—297.
[2]) Thiers, l. c. II, p. 81—90, auf Grundlage von Gesandschaftsberichten.

Anerkennung.

Von allen, die in seine Nähe kamen, wurde Chiaramonti verehrt und geliebt, und nicht minder wegen seines Fleißes und seiner Fähigkeiten in Staatsgeschäften hochgeachtet. Dieser bescheidene Mann war also bestimmt, dem Unglauben der Zeit und der Habsucht, dann der Staatsgewalt gegenüber die Rechte des Heiligen Stuhles zu wahren, und in einem Jahrhundert, wo alles geneigt war, das Papstthum zu verhöhnen, die Achtung der Gebildeten zu gewinnen, den Kirchenstaat der Kirche zurückzustellen und selbst die Herzen der Engländer zu erobern. Während früher bei einem Aufzuge in London der Papst in jedem Jahr verhöhnt wurde, sandte der König von England den ersten Maler seines Landes, um das Porträt Pius VII. für die Gemäldegallerie zu Windsor zu bekommen. Aber harte Tage waren von der Wahl bis zur allgemeinen Anerkennung Europas und der Wiederherstellung des Kirchenstaates zu bestehen. Ein glücklicher Griff des Neugewählten war, dass er den Secretär des Concils, den scharfsinnigen und charakterfesten Herkules Consalvi zwang, sein Staatssecretär zu sein.

Ercole Consalvi.

Consalvi wollte sich unbedingt in die Stille zurückziehen. Der Papst aber sprach mit seiner natürlichen Liebenswürdigkeit sein bestimmtes „Nein" aus, trotz des Schmerzes und der Angst, die Consalvi quälten. Er warf sich dem Heiligen Vater zu Füßen, er sei für den schwierigen Posten nicht gewachsen — Consalvi kannte sein großes diplomatisches Talent selber noch nicht. Die Lage des Heiligen Stuhles war in der That sehr schlimm. Österreich hatte die drei Legationen, die Neapolitaner hatten Rom besetzt, desungeachtet sprach Pius VII. seinen Entschluss aus, in seine Staaten zurückzukehren. Man verpflichtete ihn jedoch, in der einzigen Fregatte, die damals in Venedig war, die Reise zur See anzutreten. Ende Mai wurden die Anker gelichtet. Die Fahrt war mühevoll, die Schiffer ungeschickt, der Wind schlecht. Nach eilf Tagen Fahrt kam man erst in die Nähe von Pesaro, von da an aber war die Reise bis Rom ein wahrer Triumphzug. Das Volk kam dem Papst einige Meilen vor der Hauptstadt der Christenheit entgegen. Die Patricier empfiengen ihn ehrfurchtsvoll bei einem Triumphbogen, den sie ihm errichtet hatten. Im Quirinal wurde abgestiegen. Die erste Verwaltungsaufgabe war der Wiederaufbau des Kirchenstaates, der durch die vorangegangene Revolution vollständig zerrüttet war. Hiebei war Consalvi unschätzbar. Nie hatte ein Papst einen bessern Staatssecretär als Pius VII. an Consalvi. Dieser war gleichfalls aus vornehmer Familie, geboren 1757 in Rom; seine Studien machte er in Frascati, wo er durch seine Fortschritte und sein feines Wesen die Aufmerksamkeit des letzten Stuart auf sich zog, des Herzogs von York. Dieser that viel für das geistliche Collegium seiner Diöcese und hatte seine Freude an einer lernbegierigen Jugend. Es ist noch ein Gedicht von Consalvi vorhanden, das er am Schlusse des Studienjahres bei der Preisaustheilung vortrug. Es schließt mit den Worten:[1])

Pius VII. in Rom.

Der letzte Stuart.

Ich weiß es, meiner warten Ruhm und Ehre
Und Reichthum, wohl ein Sporn zu schönem Schaffen
Und meiner lauten Wünsche bester Lohn.

[1]) Wiseman, l. c. S. 22. — Memoiren Consalvis, S. 1—83.

Man sieht, der Jüngling träumte von Ruhm und Reichthümern, die er einst sich erwerben könnte. Als Staatssecretär war er jetzt in der besten Lage, solche zu gewinnen; aber niemand schlug entschiedener ein Geschenk aus, als Consalvi. So hatte er auch einst als Mitglied der Rota, als ihm sein Gönner, der Cardinal-Herzog, sein Testament zeigte, worin er ihn zum Testamentsvollstrecker ernannte, mit unerschütterlicher Festigkeit erklärt, dass er das Amt nur annehme, wenn er die Legate, die darin für ihn bestimmt wären, streiche. Es war Gebrauch, einen, der zum Cardinal ernannt wurde, zu beschenken. „Ich konnte mir nicht verhehlen, wie viel ich erhalten, wenn ich nur gewollt hätte. Allein, da ich grundsätzlich in allen meinen bisherigen Verwaltungen auch nie das geringste Geschenk angenommen hatte, so glaubte ich jetzt ebenso handeln zu sollen. Ich lehnte daher alle Geschenke, große und kleine, sogar die von meinen intimsten Freunden ab, um auf Grund dessen in Anbetracht meines Grundsatzes, alle übrigen ohne Beleidigung zurückweisen zu können.“ Nur mit reiner Hand konnte er seine hohe Aufgabe erfüllen, den Kirchenstaat wieder aufzubauen. „Die Sorgen und Plagen infolge der zu überwindenden Hindernisse und Schwierigkeiten, um zum Ziele zu gelangen, waren unzählige. Ich begreife nicht, wie meine Gesundheit es aushalten konnte. Die Nächte, wo ich höchstens länger als vier Stunden schlafen konnte, waren selten; noch seltener die Tage, wo meine Arbeit nicht 17 bis 18 Stunden innerhalb der 24 Stunden dauerte.“ — Desungeachtet zeigte er sich nie finster, nie anspruchsvoll, immer gewinnend, oft großartig; seine Staatsschriften waren Meisterstücke von Scharfsinn und sprachlicher Schönheit; er war bald als einer der ersten Staatsmänner seiner Zeit bekannt.

Jugendträume.

Reine Hand.

Zähe Arbeit.

Staatsschriften.

Bonaparte sprach sich in Mailand für Papst Pius VII. aus in einem Gespräch mit Martiniani, dem Bischof von Vercelli: er sei entschlossen, im Einvernehmen mit dem Heiligen Stuhl zu leben, die französische Nation mit der Kirche zu versöhnen und sogar letztere zu schützen gegen ihre Feinde, wenn der neue Papst zeige, dass er die jetzige Lage Frankreichs und der Welt begreife. Martiniani versäumte nicht, den Papst durch seinen eigenen Neffen, den Grafen Alciati, sogleich davon zu benachrichtigen, damit Unterhandlungen angeknüpft werden könnten. Ein anderes wichtiges Zeichen für eine Wendung der Angelegenheiten der Kirche war, dass Bonaparte am 18. Juni 1801 dem Tedeum, welches die Mailänder im Dome wegen seines Sieges bei Marengo veranstalteten, mit seinem Generalstab beiwohnte. Er schrieb am gleichen Tage an die beiden andern Consuln: „Heute gehe ich, was auch unsere Atheisten in Paris dazu sagen mögen, in großem Aufzug zum Tedeum, das im Dome zu Mailand gehalten wird.“ [1])

Martiniani.

Tedeum in Mailand.

Dann eilte der Sieger nach Paris, nachdem er Massena den Oberbefehl über das italienische Heer ertheilt hatte. Wie unersättlich seine Liebe zum Ruhm war, zeigt sein damaliges Wort an seinen Reisegefährten: „Ja, ich habe in zwei Jahren Kairo, Mailand und Paris erobert, und doch, wenn ich morgen stürbe, würde die Weltgeschichte mir noch keine halbe Seite widmen.“ Überall wurde er mit Begeisterung empfangen. In Lyon musste

Bonaparte in Paris.

Ehrgeiz.

[1]) Correspondance, VI, p. 469. — Thiers, l. c. I, p. 363—365.

er sich der harrenden Menge vom Balkon zeigen. Am Tage danach legte er auf dem Platze Bellecour den Grundstein zu neuen Bauten. An die Mitconsuln schrieb er: „Ich hoffe, dass der Handel dieser Stadt, auf den ganz Europa stolz war, in einem Jahre seinen Flor wieder erreicht haben wird.“[1]) Am 3. Juli war er wieder in Paris. Dort hatte man zuerst die Nachricht gehört, er sei besiegt oder gefallen; man hatte davon gesprochen, Carnot oder Lafayette zum Präsidenten der Republik zu machen. Dies war schuld, dass Bonaparte später Carnot das Ministerium des Krieges nahm und es an Berthier zurückgab. Am Abend des 3. Juli war Paris beleuchtet, die Huldigungen der Menge waren herzlich.

Krieg in Deutschland.

Indes hatte der Kampf in Deutschland Mitte Juni wieder begonnen, hatte Lecourbe bei Hochstädt am 19. Juni über Starray einen Sieg

Hochstädt.

errungen, durch welchen die Franzosen die Niederlage am 13. August 1704 an dieser Stelle getilgt wähnten. Kray musste jetzt seine Stellung bei Ulm aufgeben und sich zurückziehen.

Gefecht bei Neuburg.

Während beide Heere auf dem Marsch nach der Isar waren, kam es am 28. Juni bei Neuburg noch einmal zu einem hartnäckigen Gefechte, in welchem der tapfere Latour d'Auvergne durch einen Lanzenstich ins Herz schwer

Latour d'Auvergne.

verwundet wurde; Bonaparte hatte diesen tapferen Soldaten früher durch den Titel: „Erster Grenadier Frankreichs“ geehrt, ein Ehrensäbel oder Gewehr schien ihm zu wenig für einen solchen Mann. Jetzt wurde er bestattet, wie wenn er ein Heerführer wäre, und das Gesicht so gerichtet, wie er immer dem Feinde gegenüber gestanden und ihn noch bekämpfen wollte.

Théophile Malo Corret de Latour d'Auvergne, geboren zu Carhaix 1743, stammte von einem Seitenzweig der Familie Bouillon, welcher auch der Marschall Turenne angehörte, und machte seine ersten Studien in Quimper, wo er sich durch sein Talent für alte und neue Sprachen hervorthat. Dann bezog er die Militärschule, 1767 finden wir ihn als Lieutenant in einem Infanterieregiment; 1781 nahm er Antheil an der Belagerung von Mahon als Freiwilliger in der spanischen Armee, wo er sich durch seine Tapferkeit und sein

Studien

Geschick bemerkbar machte. Daneben war seine Hauptbeschäftigung das Studium der alten Sprachen und die Geschichte der Kelten. 1789 schloss er sich der Revolution an, die ihm die Stelle eines Hauptmannes anbot, er wollte jedoch

Tapferkeit.

keinen Vorzug haben. Er diente unter Montesquiou in Savoyen, dann unter Servan in den Westpyrenäen, meist bei der Vorhut, welche der Schrecken der Spanier wurde. Bei seinen Kameraden war Latour sehr beliebt, seine Obern hatten hohe Achtung vor ihm und zogen ihn immer mit zum Kriegsrath. Wo er war, schien der Sieg zu sein. Er half ein spanisches Corps zersprengen und war anwesend beim Abschluss des Friedens. Von Paris aus wollte man ihn als Edelmann entlassen, die Soldaten widersetzten sich dem Befehl. Der Conventscommissär machte ihm den Vorwurf, dass er nie zu ihm komme. Latour gab die Antwort, er mache niemand den Hof; er kenne keine andere Pflicht als zu kämpfen und den Feind zu besiegen: „Sage dem, der dich gesandt hat, wenn

[1]) Bourrienne, l. c. IV, p. 164, 171, 181. — Botta, Geschichte Italiens, V, S. 36.

er allmächtig ist, wie du sagst, so möge er doch endlich die Spanier in die Flucht jagen!" — Ein anderesmal sagte er, als ihm ein Conventscommissär das Commando eines Bataillons, ja eines Regiments antrug: „Nein, nein, gib mir nur ein paar Schuhe!" — Die Franzosen litten damals sehr an Mangel. Um sie zu ärgern, häuften die Spanier am andern Ufer Lebensmittel auf. Da rief Latour seinen Kameraden zu: „Wer geht mit mir zum Mittagessen?" — stürzte sich in den Fluss, wobei mehrere seinem Beispiel folgten, und landete am andern Ufer; die Spanier hatten keinen Muth, Widerstand zu leisten, und die Franzosen verzehrten lachend das Mahl. Nach dem Frieden von Basel trat Latour aus der Armee aus, um seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, wurde aber in der Nähe von Brest von einem englischen Corsaren gefangen und nach Cornwallis hinübergeführt. Diesen Aufenthalt benützte er namentlich zum Studium der keltischen Sprache. Kaum war er frei, so berief ihn das Directorium zur Einübung der Truppen mit einem Gehalt von 800 Francs, den er jedoch meist vertheilte, denn er hatte ein edelmüthiges Herz und ein tiefes Gefühl für die Noth seiner Kameraden. Er selber lebte sehr einfach, meist von Milch und Brot. In dieser Zeit erschien sein Buch: „Die Urgeschichte der Kelten", ein Werk voll Verdienst. Die keltischen Studien waren damals noch in ihren Anfängen. Latour kam auf manche Behauptungen, die sich bei gründlichem Studium als vollkommen richtig erwiesen, zum Beispiel, dass die Namen von Bergen, Flüssen, Städten und Dörfern, Landschaften heute noch keltische Wurzeln haben, die nur aus der Ansiedelung von keltischen Bewohnern zu erklären seien. In manchen Behauptungen geht er zu weit, wie er zum Beispiel immer von Kelto-Skythen spricht, während die Kelten zum indo-germanischen und nicht zum skytho-mongolischen Stamme gehören.[1]) Seiner Uneigennützigkeit blieb Latour sein ganzes Leben hindurch getreu. Seine Fürsprache war schuld, dass der Herzog von Bouillon aus der Liste der Emigranten gestrichen wurde und seine großen Güter zurückbekam. In Dankbarkeit wollte er ihm ein Landgut in Beaumont-sur-Eure schenken, das 10.000 Francs Jahresertrag abwarf, Latour jedoch nahm dies Geschenk nicht an. Einer Mutter, die um ihr großes Vermögen gekommen war und mit ihren Kindern Noth litt, überließ er die Hälfte seines eigenen Einkommens. Als er hörte, dass der jüngste Sohn seines Freundes Le Brigant, welcher von schwächlicher Gesundheit und doch der einzige Trost seines Vaters war, für den Kriegsdienst ausgehoben wurde, reiste Latour wieder zu seinem Regiment zurück, um diesen zu ersetzen. So machte er den Feldzug in der Schweiz 1798 bis 1799 mit und benützte noch die Gelegenheit, Inschriften zu sammeln, Alterthümer zu studieren. Auf den Antrag des Kriegsministers Carnot bewilligte ihm der erste Consul einen Ehrensäbel und ernannte ihn zum „ersten Grenadier Frankreichs". Das war nicht nach dem Geschmack Latours: „Das heißt mich in den Tod senden; unter Soldaten gibt es keinen ersten und keinen letzten"; er wollte nur der älteste Grenadier Frankreichs heißen. So machte er den Feldzug in Deutschland im Jahre 1800 unter Moreau mit. In der Schlacht bei Neuburg wurde er durch die Lanze eines österreichischen Uhlanen tödlich verwundet. „Ich sterbe zufrieden," sagte er, „ich wünschte in einem siegreichen Gefecht mein Leben zu enden." Die ganze Armee legte drei Tage Trauer an. Jeder Soldat opferte einen Tag von seinem Sold zum Ankauf einer silbernen

Uneigennützigkeit.

Ehrung.

[1]) Das Werk, das 1802 in Hamburg in dritter Auflage erschien, hat den Titel: Nouvelles recherches sur la langue, l'origine et les antiquités des Bretons, pour servir à l'histoire de ce peuple, avec un glossaire breton polyglotte.

Urne, in welcher das Herz Latours eingeschlossen wurde. Beim Verlesen seines Regiments wurde immer sein Name zuerst aufgerufen, worauf ein Sergeant antworten musste: „Gefallen auf dem Felde der Ehre!“ Dieser Brauch hörte erst im Jahre 1814 auf. Moreau ließ ihm auf dem Platz, auf dem er gefallen war, ein Denkmal errichten, welches er „unter den Schutz der Tapfern aller Völker stellt“. 1837 ließ es der König von Bayern erneuern. Die Urne mit dem Herzen wurde im Pantheon beigesetzt. Als das Pantheon wieder Genovefenkirche wurde und also der Unterbau von allen Särgen geräumt wurde, wollte Ludwig XVIII. dem General Latour d'Auvergne-Lauragois die Urne mit dem Herzen zurückgeben, allein die dem Todten näherstehende Familie Kersausié machte ihr Anrecht daran geltend. In einem Prozess, der darob entstand, entschieden die Richter für die letztere, aber da konnte man die Urne mit dem Herzen nicht mehr finden. Präsident Carnot ließ August 1889 seine Gebeine ausgraben, um sie im Pantheon beizusetzen.[1]) —

Vergebliche Unterhandlungen über den Frieden. Kaiser Paul I. Die Neutralität zur See. Die Engländer überfallen Kopenhagen.

Kaum vom zweimonatlichen Feldzug als Sieger heimgekehrt, begann Bonaparte Unterhandlungen, um das Gebiet Frankreichs zu erweitern und dessen Feinde zu schädigen.

Die französische Flotte.

Die Behauptung Ägyptens lag dem ersten Consul namentlich am Herzen, darum ersuchte er die spanische Regierung, ihre Generale Gravina und Mazzaredo an den Bewegungen der französischen Flotte Antheil nehmen zu lassen, die in Brest von den Engländern blockiert war, um sie freizumachen, sich dann mit den Schiffen, die in L'Orient, Rochefort, Toulon, sowie in Ferrol, Cadix und Charthagena bereit lagen, zu vereinigen und die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich zu ziehen. Unterdessen sollte der Admiral Gantheaume mit den besten Seglern sich durchschleichen, 6000 Mann Kerntruppen, viele Handwerker und ein beträchtliches Material nach Ägypten bringen. Trotz dem großen Geldmangel, der die alte spanische Regierung und die junge Regierung des ersten Consuls drückte, wurden doch bald die Schiffe mit dem Nothwendigen versehen.[2])

Sorge um Ägypten

Unterdes suchte er dem Heer in Ägypten alle fünf bis sechs Tage Nachrichten aus Frankreich durch Kriegs- und Kauffarteischiffe, nebst Kugeln, Bomben, Blei, Pulver, Gewehren, Geschirrholz, Arzneimitteln, Chinin, Wein, kurz alles zu senden, was Ägypten fehlte. Jedes dieser Schiffe sollte einige Handwerker, Maurer oder Schmiede, einige Artilleristen und gute Reiter mitnehmen. Auch für eine Schauspielergesellschaft und Theatergeräthe sorgte er; kurz er that alles, um dem Heer in Ägypten zu zeigen, dass er beständig an es denke, um seinen guten Muth zu erhalten. Einige von diesen Schiffen wurden von den Eng-

[1]) Jomini, Guerres de la Révolution, XIII, p. 350—357. — Napoléon I, Mémoires, I. p. 178—179.

[2]) Thiers, l. c. II, p. 58—59. — Napoléon I, Mém., II, p. 2—3.

ländern genommen, andere aber gelangten wirklich nach Ägypten. Die Schiffe, welche er zur Hilfe gegen Malta sandte, hatten jedoch nicht das gleiche Glück. Die Festung war von den Engländern umschlossen, und so sah der brave Commandant Vaubois täglich die für seine Soldaten bestimmten Vorräthe schwinden, und den Tag immer näher kommen, wo er aus Mangel an Nahrungsmitteln sich ergeben müsste. und Malta.

Indes kam Antwort vom Kaiser Franz II. auf das Schreiben Bonapartes nach der Schlacht bei Marengo; es war in Wien zu spät eingetroffen. Zwei Tage vorher hatte man hier in einem neuen Vertrag mit den Engländern gegen 2,500.000 Pfund oder 25 Millionen Gulden Hilfsgelder sich verpflichtet, vor dem künftigen Februar mit Frankreich keinen Frieden zu schließen, ausgenommen den Fall, dass dieser Friede für Österreich und England gemeinschaftlich wäre. Österreich hatte sich damit auf sieben Monat an das Schicksal Englands gebunden, hoffte aber, den Sommer mit Unterhandlungen hinzubringen und den Winter zu erreichen, bevor die Feindseligkeiten wieder beginnen würden.[1]) Österreich.

Der Kaiser sandte darum den Grafen Saint-Julien mit einem eigenhändigen Schreiben an Bonaparte, wonach er den zweifachen, für Deutschland und Italien abgeschlossenen Waffenstillstand genehmigte, und den ersten Consul aufforderte, sich im Vertrauen und mit vollkommener Offenheit über die Grundlagen eines neuen Friedens auszusprechen; denn es sei wesentlich nothwendig, erst dann zu öffentlichen Unterhandlungen zu schreiten, wenn man vorher über die Grundlagen des Friedens, der so wünschenswert sei, sich geeinigt habe. Der Friede sollte aber für Österreich und England, an welches man noch durch einen Vertrag gebunden sei, gemeinsam werden. Franz II. an Bonaparte.

Seit lange war kein Gesandter des Kaisers mehr in Paris erschienen; Saint-Julien wurde darum, als er am 21. Juli dort eintraf, warm empfangen, als Bote des Friedens, sowohl vom ersten Consul, der schon genug Kriegsruhm hatte und jetzt leidenschaftlich den Frieden stiften wollte, wie von seinem Minister des Äußern, Talleyrand, der als Diplomat voll Mäßigung gelten wollte. Schon am nächsten Tage war erste Berathung. Sain-Julien ließ die Wünsche des Kaisers nach Frieden deutlich erkennen: er war ein guter Soldat, bewegte sich aber zum erstenmal auf dem glatten Boden der Diplomatie, und ergoss sich in Wünschen nach Frieden derart, dass Talleyrand glaubte, er habe geheime Vollmacht, die Vorartikel des Friedens abzufassen. — Talleyrand schlug ihm daher vor, man solle sich nicht auf bloße Unterhandlung beschränken, sondern auf Abfassung von Vorartikeln denken, die mit Vorbehalt der Genehmigung von beiden Seiten unterzeichnet werden könnten. Saint-Julien entschuldigte sich, er habe keine Vollmacht zur Abschließung eines Vertrages; auch kenne er die Formen eines solchen nicht, und fragte, was Talleyrand an seiner Stelle thun würde. „Ich würde unterzeichnen", antwortete Talleyrand; „denn zwischen Völkern hat keine Verpflichtung Giltigkeit, als diejenige, welche genehmigt ist." — „Gut, so will ich unterzeichnen", sagte Saint-Julien, „mit Vorbehalt der Genehmigung meines Kaisers." — Vier Tage hindurch, vom 23. bis 28. Juli, ward nun verhandelt, der Vertrag von Campo Formio wurde als Grund- Saint-Julien. Talleyrand.

[1]) Thiers, l. c. II, p. 62–64.

Präliminarien. lage angenommen. Also die Rheinlinie für Frankreich, nur verlangte Saint-Julien, dass statt des Satzes: „der Kaiser tritt die Rheinlinie ab", der Satz stehe: „der Kaiser ist nicht dagegen, dass die französische Republik die Rheinlinie behält." So wollte Saint-Julien dem Vorwurf des Reiches begegnen, der Kaiser gebe das Bundesgebiet den Franzosen preis. Frankreich forderte aber, dass Kehl, Castel und Ehrenbreitstein geschleift würden, und dass auf dem rechten Rheinufer, drei Stunden weit vom Strom, keine Verschanzung angelegt werde. Für Gebiete, die der Kaiser auf dem linken Rheinufer abgetreten, sollte er durch das Bisthum Salzburg entschädigt werden, während doch dem Kaiser eine Entschädigung in Italien lieber gewesen wäre. Statt der Etsch verlangte Saint-Julien den Mincio als Grenze in Italien, Mantua und die Legationen. Von letzterem wollte aber Bonaparte nur, dass sie entweder dem Herzog von Toscana gegeben würden, dafür dass dieser sein Land an Parma, und Parma sein Gebiet an die cisalpinische Republik abgebe. Saint-Julien verlangte noch die Unabhängigkeit der Schweiz, stellte aber keinen Antrag auf Rückgabe Piemonts an Karl Emanuel IV. Endlich möge ein Congress auf der Stelle eintreten, und sollten während der Verhandlungen desselben die Feindseligkeiten ruhen.[1])

Die Legationen. Toscana. Parma Congress.

Saint-Julien wollte die Genehmigung dieser Vorbedingungen nicht in Paris abwarten, sondern sie selber nach Wien bringen. Er reiste am 30. Juli von Paris ab, mit ihm Duroc, den der erste Consul jetzt an den Kaiser senden wollte, wie er ihn früher nach Berlin gesandt hatte, um den Hof zu sehen und dessen Wünsche zu vernehmen. Beim Abschied sagte Bonaparte dem Grafen Saint-Julien, dass der Friede, wenn man ihn ernstlich wolle, binnen vierundzwanzig Stunden unterzeichnet werden könne; Österreich müsse sich aber mit dem Mincio, mit der Fossa Maëstra und mit dem Po begnügen; die Legationen wolle er dem Großherzog von Toscana geben, Toscana aber dem Herzog von Parma und Parma der cisalpinischen Republik. Duroc bekam für Wien schriftliche Weisungen, wie er sich dort zu benehmen habe: er solle auf keinen Scherz gegen Preußen und auf keinen Spott gegen den Kaiser Paul eingehen; er solle vom König von Preußen viel Gutes sagen und den Großherzog von Toscana besuchen;[2]) er solle ferner keine Feindschaft gegen die Emigranten zeigen; er solle den ersten Consul schildern, als einen von Vorurtheilen freien Mann. Als Duroc jedoch mit Saint-Julien nach Passau kam, durfte er nicht weiterreisen, weil dieser seine Vollmacht überschritten hätte; auch fuhr Saint-Julien nach Wien mit dem Versprechen, Duroc die Pässe zu erwirken; dieser aber musste umkehren — also der Krieg mit Österreich und England währte fort.

Bonaparte. Duroc.

Dagegen kam Bonaparte in dieser Zeit ins innigste Einvernehmen mit dem Czaren; Haugwitz unterrichtete damals Beurnonville, den französischen Gesandten, täglich von den schnellen Fortschritten der Gunst, in der Bonaparte bei Kaiser Paul stehe. Die Freundschaft für Österreich und England hätte sich für ihn in Hass gegen beide Mächte verwandelt. Begreiflich, dass Bonaparte jetzt vollkommen das Herz des Czaren Paul I. zu besitzen trachtete und von der Vermittlung Preußens unabhängig werden wollte.

Kaiser Paul I.

[1]) Thiers, l. c. II, p. 61—67.
[2]) Ibid. II, p. 68—69.

Da griff er zu einem packenden Mittel. In Frankreich waren noch seit dem Krieg von 1799 etwa 7000 russische Gefangene. Bonaparte hatte nun Österreich und England angeboten, diese Russen für ebensoviele gefangene Franzosen auszutauschen. Beide Regierungen hatten sich aber geweigert, auf diesen Austausch einzugehen, obschon diese Russen für die Interessen Österreichs und Englands gekämpft hatten. Nun kam Bonaparte auf den Gedanken, diese Gefangenen ohne Bedingung als Geschenk an Kaiser Paul zurückzuschicken und zwar ließ er sie in die Farben ihres Herrschers neu kleiden, gab ihnen ihre Officiere, Fahnen und Waffen zurück und zeigte in einem Brief an Paul I. an, er wolle ihm diese braven Leute aus Achtung für das russische Heer, das die Franzosen in vielen Schlachten schätzen gelernt hätten, zurücksenden. Bourgoing, der französische Gesandte in Dänemark, übergab dieses Schreiben dem russischen Gesandten Murawiew in Hamburg, der sich jedoch weigerte, den Brief zu übernehmen, weil er an den frühern Hass des Kaisers gegen die Revolution dachte, und noch kein Friede zwischen Frankreich und Russland geschlossen war. Er meldete bloß den Inhalt des Briefes nach Petersburg.[1])

gewonnen durch 7000 Russen.

Murawiew.

Ein noch feinerer Kunstgriff, welcher den Czaren Paul I. mit England unversöhnlich entzweien musste, war folgender: Bonaparte sandte durch einen gefangenen russischen Officier, den er frei ließ und der sofort nach Petersburg reiste, dem Czaren ein eigenhändiges Schreiben, in welchem er ihm, als dem jetzigen Großmeister des Ordens, die Insel Malta schenkte. Bonaparte wusste, dass diese Insel bald in die Hände der Engländer fallen musste, und Paul I. war so sehr für den Orden eingenommen, dass er der unversöhnliche Feind Englands wurde, wenn die Engländer nach der Eroberung Maltas die Felseninsel ihm nicht zustellten. Wie war Paul I. gerührt durch dieses Geschenk und durch die wohlwollende Behandlung seiner gefangenen Russen! Er sprach feurig seine Bewunderung für den ersten Consul aus; er merkte nicht die Arglist, die in dem Geschenk Maltas lag, sondern sandte sogleich den General Sprengporten, der bei ihm in hoher Gunst stand, nach Paris, mit dem Befehl, sich an die Spitze der 7000 Gefangenen zu stellen, mit ihnen nach Malta zu ziehen und die Insel in Besitz zu nehmen.[2]) Dem ersten Consul solle er im Namen des Czaren öffentlich danken. Zugleich wies er seinen Gesandten in Berlin, von Krüdener, an, mit dem französischen Gesandten daselbst, mit Beurnonville, in unmittelbare Verbindung zu treten, und gab ihm die Vollmacht, mit Frankreich Frieden zu schließen. Bisher hatten diese beiden Gesandten in den Gesellschaften Berlins sich oft begegnet, ohne ein Wort miteinander zu reden. Haugwis lud jetzt beide zu Tisch und ließ sie nach dem Mahl allein im Garten beisammen. Krüdener drückte die Bewunderung seines Herrschers für den ersten Consul aus und dessen Dank für die Freilassung der Gefangenen und das Geschenk von Malta. Zwischen beiden Staaten sei ferner kein Grund des Streites, sie brauchten nur einen Artikel zu schreiben: es sei Friede zwischen ihnen. Paul I. wünsche nur Schonung für seine Verbündeten, Bayern, Wirtemberg, Neapel und Sardinien, das heißt, dass die ersteren für das, was sie auf dem linken Rheinufer allenfalls verloren, auf dem rechten jedenfalls entschädigt würden, nämlich durch Säcularisation. Diesem Wunsche stand von Seite Frankreichs nichts entgegen. Sardinien, das Nizza und

Schenkung Maltas.

Sprengporten.

Krüdener.

Beurnonville.

Friede mit Russland.

---

[1]) Theodor von Bernhardi, Geschichte Russlands, II, 2. Abth., S. 409—410.
[2]) Thiers, l. c. II, p. 70—72

Savoyen verloren, konnte ja in Oberitalien entschädigt werden; für die Schonung
Neapel. Neapels verlangte Frankreich bloß, dass es vollständig mit England breche und diesem seine Häfen verschließe. Paul I. war derart aufgebracht gegen seinen ehemaligen Verbündeten, den Kaiser Franz II., dass er erklären ließ, man müsse Österreich die Spitze bieten und ihm nur so viel überlassen, als man ihm nicht abschlagen könne. Sprengportens Ankunft in Paris bewies, dass der Friede zwischen Frankreich und Russland vollständig sei.[1])

Bund der Neutralen. Das war ein schwerer Schlag für Österreich wie für England. Bonaparte gieng aber in seiner Gewandtheit noch weiter; er ermunterte Paul I., Schweden, Dänemark und Preußen zum Krieg gegen England zu treiben. Den Anlass gab das Verfahren der Engländer gegen die Neutralen.

Schon 1780, wie wir früher sahen, hatte Katharina II. während des Krieges zwischen Nordamerika und England ein Bündnis mit den Neutralen geschlossen, das die russische, preußische, dänische und schwedische Seemacht gegen
Hauptsätze England vereinigte — zur Behauptung von vier Grundsätzen: 1. die Flagge deckt die Ware, das heißt an Bord eines neutralen Schiffes darf keine Aufsuchung von Waren aus Feindeshand stattfinden; 2. nur Kriegscontrebande ist verboten, und diese besteht nur in den für das Heer fertig zubereiteten Gegenständen; 3. nur das Einlaufen in einen wirklich blockierten Hafen darf verboten werden; 4. kein Schiff eines Staates, das von einem Kriegsschiff begleitet ist, dessen Befehlshaber erklärt, dass es keine Kriegscontrebande enthalte, darf durchsucht werden.

England. Die Engländer aber, welche damals die Herrschaft zur See besaßen, ließen diese Sätze nicht gelten. Die Neutralen sollten nicht ungehindert alle Häfen der Welt besuchen oder gar zwischen den Häfen der kriegführenden Völker hinüber und herüber wichtige Waren schaffen. Sie mochten es nicht ansehen, dass die Neutralen ihre Flagge dem Handel Frankreichs und Spaniens darboten; sie erklärten oft einen Hafen für blockiert, in dessen Nähe nur eines ihrer Schiffe stand.[2])

Seeherrschaft. England wollte französische oder spanische Waren auf jedem Fahrzeug in Beschlag nehmen, auf dem sie sich befinden mochten; die Schätze Mexikos und Perus sollten nicht auf neutralen Schiffen nach Spanien gelangen, Zucker und Kaffee nicht nach Frankreich, und Holz, Eisen und Hanf sollten beiden nicht aus dem Norden durch dänische oder schwedische Schiffe zugeführt werden. So wäre denn der Krieg für die handeltreibenden neutralen Völker ein wahrer Nothstand geworden, und durch den Alleinhandel und den Reichthum, den dieser abwarf, wäre der beständige Krieg für England ein Vortheil gewesen. Die neutralen Staaten hatten gegen die Gewaltthätigkeiten der Engländer bisher nur das Hilfsmittel benutzt, die Handelsschiffe durch Kriegsschiffe unter ihrer Flagge zu geleiten, aber die Engländer bestanden darauf, trotz des Geleites, die Fahrzeuge zu untersuchen.[3])

---

[1]) Thiers, l. c. II, p. 73—77.
[2]) Parliamentary history, XXXVI, p. 211—212.
[3]) Thiers, l, c. II, p. 75—80.

So hatten die Engländer 1799, trotz zweier Kriegsschiffe, schwedische Handels- 1799.
schiffe gezwungen, sich die Durchsuchung gefallen zu lassen. Der König von Schweden hatte sofort die beiden Capitäne vor ein Kriegsgericht gestellt, weil sie sich nicht vertheidigt hatten. Ähnlich behandelten sie im Mittelmeer dänische Kriegsschiffe. Der Capitän der Fregatte „Freya" setzte sich zur Wehr, sein Schiff wurde leck geschossen und er musste sich der Übermacht fügen, da sechs englische Kriegsschiffe ihm gegenüberstanden. Im Jahr 1800 überraschten die Engländer eine schwedische Galeasse, die vor dem Hafen von Barcelona lag, und zwangen die Mannschaft unter Todesdrohung, in den Hafen einzufahren, vermochten dadurch zwei spanische Fregatten, die von ihrer Mannschaft nahezu entblößt waren, zu überwältigen und abzuführen. Schweden und Spanien waren durch dieses seeräuberische Verfahren bitter gekränkt. Schweden forderte Genugthuung, Dänemark hatte dies schon gethan, ganz Europa war empört über diese Gewaltthaten. Der dänische Minister Bernstorff fragte das britische Cabinet, warum denn ein ganzes Ge- Bernstorff.
schwader verpflichtet sein solle, der Aufforderung des erbärmlichsten Kapers Folge zu leisten und sich untersuchen zu lassen? Warum denn das Wort eines Admirals, der auf die Ehre seiner Nation eine Erklärung abgebe, nicht giltig sein solle gegen die Bedenken eines Kapercapitäns? Russland war daran, den Bund der Neutralen von 1780 zu erneuern gegen die Seetyrannei der Engländer.[1])

Da erschienen plötzlich sechzehn englische Kriegsschiffe im Sund; Kopen- England droht.
hagen war nicht gedeckt gegen ein Bombardement — und so wurde Dänemark am 29. August 1800 zu einem Übereinkommen genöthigt, wonach es vorderhand seine Kauffarteischiffe nicht weiter geleiten wolle, dafür aber die wieder instand gesetzte „Freya" zurückerhielt. Gustav IV. von Schweden Gustav IV.
fühlte jedoch das ihm angethane Unrecht tief, machte eine Reise nach Petersburg, damit der Neutralitätsbund erneuert werde, und Paul I. gieng sogleich Paul I.
entschieden voran. Als er das Einlaufen einer englischen Kriegsflotte in den Sund erfuhr, legte er Beschlag auf die den Engländern gehörigen Capitalien, um eine Sicherheit gegen die Verluste zu haben, welche der russische Handel durch das Verfahren der Engländer erleiden könnte, und diese Maßregel sollte in Kraft bleiben, bis man klar sei über die Absichten der englischen Regierung. —

Spanien und Portugal, Nordamerika.

Während also im Norden sich ein Bund zum Schutze der Neutralen gegen England bildete, dem beizutreten auch Preußen nicht abgeneigt war, that Bonaparte Schritte, um den Engländern auch Portugal zu verschließen. Das Mittel hiezu bot in eigenthümlicher Weise Spanien, welches nach einem Spanien.
verlustreichen Krieg gegen die Revolution 1795 mit der Republik Frieden geschlossen hatte und jetzt, seit Bonaparte zur Gewalt gelangt war, in inniger Verbindung mit dem gewaltigen Heerführer sich gefiel.[2])

---

[1]) Thiers, l. c. II, p. 81—84. — Bignon, Hist. de France, I, p. 287—297.
[2]) Thiers, l. c. II, p. 81—90, auf Grundlage von Gesandschaftsberichten.

Karl IV. König war Karl IV., ein Mann von Ehrgefühl und Wohlwollen, aber von wenig Begabung und Scharfblick. Die Spanier liebten ihn, aber Schamröthe stieg ihnen ins Gesicht, wenn sie vom Verhältnis der Königin zum Friedensfürsten hören mussten. Sie war eine Schwester des Herzogs von Parma, eine Schülerin Condillacs, ihr Verhalten aber machte ihrem Lehrer wenig Ehre;
Godoy. ihr Liebling Godoy war durch sie von einem Soldaten in der Garde, von Stufe zu Stufe bis zum allmächtigen Minister, und nach dem Frieden zu Basel 1795 mit der Republik sogar zum Friedensfürsten erhoben worden. Herrschsüchtig hatte sie sich der Hof- und Staatsangelegenheiten bemächtigt, so dass kein Erlass und keine Gnadenbewilligung erschien, die nicht vorher durch ihre Hand gegangen. Sie beherrschte den gutmüthigen und arglosen König, und der Friedensfürst beherrschte sie — und durch sie ganz Spanien. Karl IV. war sehr fromm und das erste, was er jeden Morgen that, war, dass er zwei heiligen Messen beiwohnte;
Tagwerk des Königs. dann arbeitete er einige Stunden an der Drechslerbank oder fertigte Büchsenschäfte, und besah nachher seine schönen Pferde im Marstall. Nach einem einfachen Mahl mit der Familie widmete er sich hierauf der Jagd, an welcher er, wie so viele Bourbonen, die grösste Freude hatte. Nach der Jagd widmete er kurze Zeit seinen Kindern, dann eine halbe Stunde der Unterzeichnung von Befehlen, die ihm Godoy oder die Königin vorlegten. Den Abend brachte er mit vertrauten
Godoys Treiben. Freunden im Spiele zu. Godoy aber leitete die ganze Regierung, verfügte über alle Mittel des Staates, hinterlegte in seinem Hause ungeheure Summen in Gold, während der Staatsschatz Noth litt, und das Papiergeld auf die Hälfte des Nennwertes herabgesunken war. Die Gunst, in welcher er stand, war so hoch, dass er nicht bloß die höchsten Orden, sondern auch eine Prinzessin der königlichen Familie, Donna Theresa, zur Gattin erhielt. Ein Kind aus dieser Ehe wurde vom Großinquisitor getauft, mit allen Ehren der Infanten, und erhielt schon in der Wiege die höchsten Orden und die herrlichsten Geschenke. Begreiflich, dass der
Ferdinand VII. Prinz von Asturien, der spätere Ferdinand VII., einen tödlichen Hass gegen den Friedensfürsten und gegen seine Stiefmutter, zuletzt sogar gegen seinen Vater fasste, der allein nicht wusste, worüber ganz Spanien empört war, dass sein Ehebett vom Günstling entehrt sei, und sich in seiner Arglosigkeit äußern konnte: „Mein Bruder in Neapel ist ein Narr, der sich von seiner Frau gängeln lässt.“ [1])

So bereitete sich die königliche Familie gleichsam selber vor zu ihrem Untergang, und erregte nach und nach in dem gewaltthätigen Mann, der damals Europa beherrschte, den Gedanken, sich einmal Spaniens selber zu bemächtigen. Damals handelte es sich zunächst darum, Portugal aus den Händen der Engländer herauszureißen.

Ohne den Friedensfürsten war nichts zu erreichen, darum musste diesem
Bonaparte. geschmeichelt werden. Bonaparte sandte aus der Versailler Waffenfabrik an denselben prachtvolle Geschenke. Nun wünschte auch der gute Karl IV., der unaufhörlich sagte: „General Bonaparte ist ein großer Mann“, ähnliche Waffen zu besitzen. Als Bonaparte davon hörte, sandte er die schönsten Waffen, die man in Versailles nur zu verfertigen verstand, an den König von Spanien. Karl war entzückt, und um als echter Cavalier das Geschenk mit einem Gegengeschenk zu erwidern, sandte er sechzehn der schönsten Rosse, die er selber ausgelesen hatte,

[1]) Thiers, l. c. II, p. 91—92.

Bonaparte zum Geschenk; die besten Stallbedienten mussten sie nach Paris führen. Der König bedang sich nur aus, dass diese Diener während der Reise durch Frankreich an jedem Sonntag die heilige Messe hören durften. Geschenke.

Wie war Bonaparte entzückt über die Ehre, die ihm diese alte Königsfamilie erwies! Er entwarf aber bald weitergehende Pläne. Der König und die Königin liebten zärtlich die Infantin Maria Luisa, welche mit dem Erbprinzen von Parma vermählt war. Bonaparte verfügte damals wie ein Herr über Italien, und beschloss, um der spanischen Königsfamilie zu schmeicheln, dem jungen Ehepaar Toscana mit der Königswürde, als Königreich Etrurien, zu übergeben; dafür sollte ihm aber Spanien sechs ausgerüstete Kriegsschiffe liefern und den Besitz von Louisiana in Nordamerika, welches Ludwig XV. leichtfertig an Karl III. verschenkt hatte, an Frankreich abtreten. Darum sandte er Berthier im August 1800 nach Madrid, um für Etrurien Louisiana zu bekommen und zugleich zu bewirken, dass Spanien Portugal mit Krieg bedrohe, wenn dasselbe nicht mit England breche. So sollte Frankreich für das verlorene Domingo eine Colonie in Nordamerika erhalten.[1] Berthier. Portugal.

Die portugiesische Frage war schwierig, weil der Prinz von Brasilien, der damals Portugal regierte, ein Schwiegersohn des Königs und der Königin von Spanien war. Familienneigungen waren also in Madrid zu überwinden.

Berthier wurde zuvorkommend empfangen, doch die spanischen Großen und der Minister Urquijo fürchteten den üblen Eindruck, den der Verzicht auf Louisiana hervorbringen würde. Berthier war aber ein gewandter Mann und widerlegte alle Bedenken: — eine Vermehrung des spanischen Einflusses in Italien sei mehr wert, als das ferne Louisiana, welches doch eigentlich Frankreich gehörte, weshalb es Karl III. nicht aus der Hand Ludwigs XV. habe annehmen wollen. Es wurde ein Vertrag geschlossen,[2] wonach der Herzog von Parma eine Landesvergrößerung in Italien mit ungefähr 1,200.000 Seelen und den Titel eines Königs von Etrurien erhalten sollte. Frankreich versprach, ihm bei einem allgemeinen Frieden die Anerkennung als König zu verschaffen. Spanien sollte dafür Louisiana in der Ausdehnung, in welcher dieses von Ludwig XV. an Karl III. abgetreten worden war, nebst sechs vollkommen ausgerüsteten Kriegsschiffen abtreten. Das Entzücken des Königs und der Königin über die Erhebung ihres Kindes ließ sie die Rücksicht für den verwandten Hof zu Lissabon vergessen. Karl IV. willigte ein, Portugal der Obmacht Englands zu entziehen und es dem Festland anzuschließen, und wenn der Hof in Lissabon auf die an ihn gerichtete Forderung nicht eingehe, mit einem Heer die Grenzen Portugals zu überschreiten, sich einer oder zwei Provinzen zu bemächtigen und sie als Pfand zu behalten, um später England, wenn es die Staaten seines Bundesgenossen retten wollte, zur Rückgabe der eroberten spanischen Colonien zu nöthigen. Dieser Plan hatte viel Verlockendes. Karl IV. übersah sogar den gefährlichen Nebensatz: „Wenn der König von Spanien sich nicht stark genug fühle zu diesem Unternehmen, so solle eine französische Heeresabtheilung in Spanien einrücken, um ihm zuhilfe zu Urquijo. Vertrag zu Madrid.

[1] Mission du général Berthier en Espagne. Correspondance, VI, 538—539, 562, 564, 593.

[2] Thiers, l. c. II, p. 90—94.

kommen.“ [1]) — Karl IV. fieng Feuer und drohte Portugal sogar mit Krieg, wenn es seine Ermahnungen nicht hören wolle. Der Hof in Lissabon erschrak und sandte sogleich einen Unterhändler, um sich mit dem französischen Gesandten zu berathen.

Neuer Bund mit Nordamerika.

Damals kamen auch drei Nordamerikaner als Boten der Vereinigten Staaten nach Paris, um eine neue Annäherung Frankreichs an ihr Vaterland zu bewirken. Die alte Freundschaft war sehr getrübt worden, weil die Nordamerikaner trotz des Bundesvertrags von 1778 gegen das darin gegebene Versprechen, niemanden Handelsvortheile zu bewilligen, die nicht zugleich den Franzosen ertheilt würden, den Engländern große und ausschließliche Vortheile eingeräumt hatten. Auch hatten sie den Grundsatz, dass die Flagge die Ware schütze, aufgegeben und gestattet, dass feindliches Eigenthum auf einem neutralen Schiff aufgesucht und in Beschlag genommen werde. Aufgebracht darüber, hatte das Directorium erklärt, Frankreich werde die Neutralen geradeso behandeln, wie sie sich von England behandeln ließen. Es ward nun nicht nur ein Versöhnungsvertrag mit Nordamerika geschlossen, sondern diese erklärten auch feierlich, sich den Grundsätzen des Seerechtes der Neutralen anzuschließen.

Die Artikel, welche die Amerikaner unterschrieben, waren:[2]) 1. Die Flagge deckt die Ware, mithin darf der Neutrale jede dem Feind angehörige Ware verschiffen, ohne durchsucht zu werden. 2. Eine Ausnahme macht die Kriegscontrebande; diese erstreckt sich aber nicht auf Nahrungsmittel, Schiffsmunition, Holz, Theer, Hanf, sondern nur auf Waffen, Pulver, Salpeter, Petarden, Lunten, Flinten, Kanonenkugeln, Bomben, Granaten, Kanonen, Pistolen, Degen, Scheiden, Cavalleriesättel, Pferdegeschirr. 3. Der Neutrale kann aus jedem und nach jedem Hafen segeln, nur nicht in wirklich blockierte Häfen, das heißt in solche, die von einer hinlänglich starken Seemacht bewacht werden, so dass es ernstliche Gefahr haben würde, die Blockade verletzen zu wollen. 4. Der Neutrale muss sich die Durchsuchung zur Ermittlung seiner Waren-Neutralität gefallen lassen, aber der durchsuchende Theil hat sich auf Kanonenschussweite entfernt zu halten und darf nur ein Boot mit drei Mann abschicken. Ist ersterer aber von einem Kriegsschiff seines Staates geleitet, so darf keine Durchsuchung stattfinden, denn die Kriegsflagge ist eine genügende Bürgschaft gegen jede Art von Betrug. — Der Vertrag wurde auf Joseph Bonapartes Landgut Morfontaine unterschrieben, denn er war der Unterhändler von Seite Frankreichs. Der erste Consul brachte beim Mahle den Trinkspruch aus: „Den Manen der Franzosen und Amerikaner, die auf dem Schlachtfeld für die Unabhängigkeit der Neuen Welt gefallen sind!“ — Lebrun trank „auf die Vereinigung Amerikas mit den Mächten des Nordens zur Aufrechthaltung der Freiheit der Meere“. — Cambacérès trank „auf den Nachfolger Washingtons“.[3])

Duroc.

Indes waren Duroc im Hauptquartier Krays die Pässe zur Weiterreise nach Wien verweigert worden — und die Pläne, die Bonaparte auf

[1]) Thiers, l. c. II, p. 94—97.
[2]) Ibid. II, p. 97—98.
[3]) Ibid. II, p. 102.

diesen Unterhändler gebaut, durchrissen; er sah darin den Entschluss zur Fortsetzung des Kriegs. Thugut war mit Recht in Verzweiflung über diese Präliminarien. — Saint-Julien trat vor den Kaiser, welcher aber über die Ausdehnung der Vollmachten des Grafen sehr unzufrieden war. Franz II. fürchtete, sich gegen England, das ihm vor kurzem Geld zum Krieg vorgestreckt hatte, eine Blöße zu geben. — Die Präliminarien wurden für ungiltig erklärt; Saint-Julien kam, weil er seine Vollmacht überschritten, in die Festung Klausenburg: er habe keinen Amtscharakter gehabt und hätte darum keine Vorverhandlungen unterzeichnen sollen.

Saint-Julien.

Franz II. gegen die Präliminarien.

Wie, wenn jetzt der erste Consul in seiner Hoffnung auf das Zustandekommen des Friedens getäuscht, und durch Durocs Zurückweisung und Saint-Juliens Verhaftung gereizt, sich an die Spitze des französischen Heeres in Deutschland stellte und auf Wien loszog! Dieser furchtbaren Wendung suchte das Wiener Cabinet dadurch vorzubeugen, dass es in Paris die sofortige Eröffnung eines Congresses vorschlug, an dem aber auch England sich betheiligen könne; derselbe könne in Schlettstadt oder in Luneville stattfinden; Großbritannien sei bereit, einen Bevollmächtigten dahin zu senden; wenn der erste Consul darauf eingehe, könne ganz Europa in kurzer Zeit den Frieden haben; Lord Minto, der englische Gesandte in Wien, habe bestimmt erklärt, dass das englische Cabinet sich an den Unterhandlungen betheiligen würde. — Talleyrand fühlte, dass er selber einen Fehler gemacht habe, und suchte zu beruhigen. Die Frage kam an den Staatsrath; der Minister des Äußeren gestand, dass der österreichische Abgesandte keine Vollmacht gehabt habe, deutete aber an, dass Österreich unter Bedingungen zum Frieden sehr geneigt sei. Es wurde denn auch beschlossen, die Unterhandlungen neu anzuknüpfen, aber gleichzeitig auch den Krieg fortzusetzen, gerade so, wie trotz der Friedensverhandlungen in Osnabrück und Münster der Krieg fortgesetzt worden war.[1])

Thuguts Antwort.

Congress.

Also auch England schlug eine gemeinsame Unterhandlung vor. Dagegen meinte Bonaparte, wenn man die Engländer zulasse, so würde es Verzögerungen geben und während derselben das österreichische Heer sich erholen und ergänzen. Er bot daher in London einen Waffenstillstand mit Österreich an, wenn England geneigt sei, zu gleicher Zeit einen Waffenstillstand zur See abzuschließen: alle Handels- und Kriegsschiffe der kriegführenden Nationen sollten während dieses doppelten Waffenstillstandes freie Fahrt haben, die Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt, desgleichen die Häfen von Malta und Alexandrien sollten alle vierzehn Tage mit Lebensmitteln versehen werden. Die Engländer hatten aber Sorge, dass dann Malta und Alexandrien derart versehen würden, dass sie ihnen noch lange Zeit Widerstand zu leisten im Stande wären, und dass dann die Franzosen schwer aus Ägypten und Malta vertrieben werden könnten. Darum schlugen sie vor, alle Feindseligkeiten zu Land und zu Wasser sollten ruhen, wenn der Stillstand nicht nur den drei kriegführenden Mächten, sondern auch ihren Verbündeten gemeinsam wäre, also auch Spanien und Portugal; sie wollten das letztere Königreich aus der ihm drohenden Gefahr erretten. Dagegen schlug Bonaparte jetzt vor als das letzte, was er zugestehen

Angebot an England.

England und Frankreich.

[1]) Correspondance, VI, p. 656. — Parliamentary hist., XXXV, p. 540—555.

könne, die Flotte in Brest solle blockiert bleiben, Malta aber alle vierzehn Tage mit Lebensmitteln zu 10.000 Portionen versehen werden, und er solle das Recht haben, sechs Fregatten von Toulon nach Alexandrien undurchsucht abgehen und zurückfahren zu lassen. Ägypten hatte Lebensmittel genug, brauchte also nicht damit versehen zu werden. Mit den sechs Fregatten wollte Bonaparte 40.000 Mann Kerntruppen mit Waffen und Kriegsbedarf nach Ägypten senden; oder kurz gesagt, er wollte Malta und Ägypten für Frankreich retten. Dazu gaben aber die Engländer ihre Zustimmung nicht. Da erklärte Bonaparte, man könne mit Verzicht auf jeden Waffenstillstand mit England unterhandeln, aber abgesondert von der Unterhandlung mit Österreich, mit andern Worten: da er den Waffenstillstand zur See und zu Land nicht erlangen konnte, auf Friedensaussicht mit England jedoch nicht verzichten und seine Überlegenheit über Österreich ausnützen wollte, so gedachte er diesem einige tüchtige Schläge beizubringen, damit England, welches seinen letzten Bundesgenossen nicht sinken lassen mochte, auf seine Wünsche eingehe.[1])

Wieder Krieg.

So gab denn der erste Consul Moreau Befehl, den Stillstand zu kündigen und vorzudringen, und sandte Verstärkung für dessen linken Flügel, und gab Brune den Oberbefehl über das italienische Heer, mit der Weisung, über die Etsch vorzudringen. Massena war nämlich wegen Erpressung aus Italien entfernt worden. Macdonald aber sollte aus Graubündten gegen Österreich vordringen. 80.000 Mann Franzosen standen gerüstet am Mincio, 40.000 Mann waren durch Oberitalien vertheilt. Marmonts Eifer hatte die Artillerie der italienischen Armee auf 160 bespannte Geschütze mit doppelten, ebenfalls bespannten Munitionsfuhrwerken und das Belagerungsgeräth auf 120 Feuerschlünde gebracht, dazu noch auf eine Reserve von 54 Geschützen.[2]) Das Heer Moreaus, zu 120.000 Mann, war ausgeruht, verstärkt und mit allen Mitteln versehen. Schon sollte der Kampf wieder beginnen.

Kaiser Franz II.

Franz II. hatte das Mögliche gethan, sein Heer wieder schlagfertig zu machen. Es stand an der ganzen Linie des Inn, von Tirol bis zur Mündung des Flusses in die Donau. Statt Kray hatte der junge Erzherzog Johann jetzt den Oberbefehl.

Erzherzog Johann

Der Erzherzog Johann war ein Sohn des Großherzogs Leopold, des spätern Kaisers Leopold II. und der frommen Maria Ludovica, der Tochter Karls III. von Spanien.[3]) Geboren wurde er am 20. Jänner 1782 in Florenz:

Jugend.

die ersten Laute, die er hörte, waren italienisch; später wurde er gewöhnt französisch zu reden und erst im fünften Jahre lehrte ihn eine Kammerfrau deutsch sprechen. Nach dem Tode Kaiser Josephs II., 20. Februar 1790, bestieg Leopold II. den Kaiserthron, am 12. März traf er in Wien ein, am 20. Mai kamen die fünf jüngeren Erzherzoge in der Hofburg an. Leopold II. starb schon 1. März 1792. Der älteste Sohn und Erzherzog, Franz II., bestieg nun den Thron.

---

[1]) Thiers, l. c. II, p. 103—110.

[2]) Marmont, l. c. II, S. 125—126. — Corresp., VI, p. 565, 583—584.

[3]) Vgl. „Ein treues Bild der Steiermark", Graz 1878. Die Biographie des Erzherzogs Johann, von Leitner, S. 1—3.

Erzherzog Johann entwickelte früh herrliche Anlagen des Geistes und Herzens; er zeigte Vorliebe für die Kriegswissenschaften und hatte besonders Sinn für die Terrainkunde. Ritterlichen Leibesübungen ergab er sich mit jugendlichem Feuer. Das Studium der Natur betrieb er daneben mit Erfolg, aber nicht weniger das Studium der Geschichte; er hatte das Glück, einen Lehrmeister zu finden, der als Geschichtschreiber einen unsterblichen Namen hat, den Schweizer Johannes von Müller, der im Jahre 1792 als wirklicher Hofrath nach Wien kam, und an welchem der aufstrebende Erzherzog bald mit der innigsten Verehrung hieng: er wollte jeden Abend mit ihm eine Stunde zusammensein, um sich von ihm über die Thaten und Größe der Vorzeit belehren zu lassen. Wer die Briefe Johannes von Müllers gelesen hat, weiß, wie geistig regsam der junge Erzherzog war, wie eifrig er ihn um gute Bücher befragte, und mit welcher Ausdauer er sich der Erforschung der Vergangenheit widmete, und welch schöne Ansichten er entwickelte. Früh schon hätte er gern Antheil genommen an der Vertheidigung des Vaterlandes gegen die Franzosen und hätte gern unter seinem älteren Bruder Karl das Kriegsleben kennen gelernt — er war auch schon 1795 Inhaber eines Dragonerregiments — aber man gewährte doch seinen Wunsch nicht, er galt für viel zu jung. Nun aber im Jahr 1800 ward er, ein Jüngling von achtzehn Jahren, auf einmal an die Spitze eines Heeres gestellt und zwar einem Moreau gegenüber, der schon in so mancher Schlacht gesiegt hatte. Das war kein Glück für seinen Ruf, denn von der Weisung, die er bekam, dem Feldzeugmeister Lauer, der ihm als Mentor beigegeben war, in allem zu folgen und dessen Befehlen nie seine Unterschrift zu versagen, wusste die Welt nichts. Der Mentor war ein militärischer Pedant, bei welchem Erzherzog Johann eigentlich wenig lernen konnte. So wurde denn der thatendurstige, für die Ehre seines Vaterlandes und für seine eigene glühende Jüngling ein Opfer des Kriegsplans. — Franz II. kam mit dem Erzherzog Johann selber zum Heer, um diesem Muth zu machen. Daran fehlte es durchaus nicht, wohl aber an einem kriegserfahrenen General.

Anlagen. Johann von Müller. Lauer.

Der Kaiser fühlte, wie überlegen die französische Armee an Zahl wie an Kriegsübung der seinigen sei, und sandte, um unnützes Blutvergießen zu verhindern, Lehrbach in Moreaus Hauptquartier mit Anträgen zu einem neuen Waffenstillstand. Dieser wurde im Dorfe Hohenlinden auf fünfundvierzig Tage abgeschlossen, unter der Bedingung, dass dafür die Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt sogleich den Franzosen überliefert würden. Der Kaiser kam verdrießlich nach Wien zurück, wo alles gegen Thugut eiferte, den „Kriegsbaron", der niemals rechtzeitig Frieden zu schließen wisse; Thugut musste der Strömung weichen und legte das Ministerium nieder. Lehrbach kam provisorisch an seine Stelle und Ludwig Cobenzl wurde nach Luneville abgesendet, um da über den Frieden zu verhandeln.[1])

Lehrbach. Stillstand auf 45 Tage. Thugut.

So standen also neue Schlachten in Aussicht, während die Pariser wie die Wiener sehnsüchtig auf den Frieden harrten. Indes erhielt Bonaparte durch patriotische Feste die Hauptstadt in guter Stimmung.

[1]) Thiers, l. c. II, p. 111—113.

Ein solches war am 14. Juli, dann am Jahrestage der Begründung der Republik, am 1. Vendémiaire IX oder den 22. September 1800. Am 14. Juli wurde zur Erinnerung an die Einnahme der Bastille durch Reden, am 22. September durch Einweihung eines gemeinsamen Grabes für Desaix und Kleber, auf dem Siegesplatz die Theilnahme der Festgenossen gesteigert und wurden die Gebeine Turennes im Dom der Invaliden beigesetzt. Früher schon sahen wir, wie Turenne nach Saint-Dénys zu ruhen kam, in die Gruft der Könige von Frankreich; Ludwig XIV. wollte den Helden damit ehren. Im September 1793 bei der Schändung der Königsgräber, stieß man auch auf das Grab Turennes, der wohl erhalten war, und merkwürdigerweise nicht zerstört wurde, sondern zu den ausgestopften Krokodilen in das anatomisch-botanische Museum kam. Ein gewisser Lenoir, der in Liebe zu den schönen Künsten und Berühmtheiten Frankreichs in jener Zeit manches gerettet hat, brachte die Leiche Turennes in das Museum der Kleinen Augustiner.[1]) Bonaparte, der namentlich Turenne darum schätzte, weil er mit geringen Mitteln so vieles ausgerichtet habe, beschloss, ihn im Dom der Invaliden beizusetzen, und lud Abgeordnete aus allen Departements zur Festlichkeit ein, welche zahlreich kamen, auch von dem Wunsche geleitet, nicht bloß die Helden des siebzehnten Jahrhunderts zu feiern, sondern den Helden, der die Revolution schloss, kennen zu lernen. Die Familie Bouillon sandte Turennes Degen zu dieser Feier. Auf einem von vier Schimmeln bespannten Wagen wurden die Gebeine des Helden zum Dome der Invaliden geführt, wo der erste Consul ihn erwartete, umgeben von den Ministern und den Abgeordneten Frankreichs. — Carnot hielt eine würdige Festrede. Es fehlte nur eines am Feste, wie Thiers gut bemerkt, die Religion. Er sagt am Schlusse des sechsten Buches seiner „Geschichte des Consulates“ sehr richtig und schön: „Öffentliche Spiele, Theatervorstellungen, Feuerwerke, welche die Nacht mit ihrem Glanze erhellen, können die Massen eines Volkes, das sich versammelt hat, um sich zu freuen über ein glückliches Ereignis, wohl einnehmen, aber nie ganz ausfüllen. Zu allen Zeiten sind die Nationen geneigt gewesen, ihre Siege am Fuße der Altäre zu feiern, und sie haben aus ihren Feierlichkeiten eine Handlung des Dankes gegen die Gottheit gemacht. Altäre aber hatte damals Frankreich nicht. Die, welche man der Göttin Vernunft errichtet während der Schreckensherrschaft, und die, auf welche die Theophilantropen einige Blumen legten während der lüderlichen Wirtschaft des Directoriums, — diese Altäre waren mit unverlöschlicher Lächerlichkeit behaftet. Denn ehrwürdig sind nur althergebrachte Altäre. Der alte katholische Altar aber war in Frankreich noch nicht wieder errichtet. Es blieb nichts übrig, als sozusagen akademische Feierlichkeiten im Dome der Invaliden, glänzende Reden, wie sie ein Herr von Fontanes halten, oder patriotische Lieder, wie sie ein Méhul oder Lesueur erfinden konnten. Der erste Consul fühlte das alles, und suchte daher den religiösen durch einen tief moralischen Charakter zu ersetzen.“[2]) — Während des Festes traf die Nachricht ein vom Waffenstillstand zu Hohenlinden und der Übergabe der drei Festungen und erhöhte die Freude.

Turennes Bestattung.

Lenoir.

Carnot.

Die Religion gibt den Festen Weihe.

Mit Ungeduld wurde Cobenzl erwartet, denn Österreich hatte eine neue Verlängerung des Waffenstillstandes verlangt, worüber erst nach Ankunft seines Bevollmächtigten zu entscheiden war. Cobenzl traf endlich am

Ludwig Cobenzl

[1]) Vgl. Bd. XVIII dieses Werkes, S. 88. — Correspondance, VI, p. 572.
[2]) Thiers, l. c. II, p. 114.

24. October in Luneville ein. Von Straßburg an wurde er überall als kaiserlicher Gesandter mit Kanonendonner und andern Ehrenbezeugungen empfangen. Clarke war zum Statthalter in Luneville ernannt und ihm eine namhafte Summe angewiesen zu Festlichkeiten. Als Unterhändler für Frankreich war Bonapartes Bruder Joseph bestimmt.[1])

Der erste Consul lud den kaiserlichen Botschafter alsbald ein, nach Paris zu kommen, wo Cobenzl am 29. October 1800 eintraf. In der Besprechung mit ihm wurde Bonaparte heftig, einmal weil Österreich ihm zuviel zu fordern schien, dann weil die Auskunft über die Theilnahme Englands an den Verhandlungen ihm nicht genügte. Cobenzl beschwerte sich deshalb, er sei nie von Katharina II., noch von Friedrich II., noch selbst vom Kaiser Paul I. so behandelt worden, wie jetzt vom ersten Consul, und er wünsche deshalb, jetzt nach Luneville zurückzukehren. Doch ward ihm sogleich eine weitere Verlängerung des Waffenstillstandes auf zwanzig Tage bewilligt.

in Paris. Bonaparte. Weiterer Stillstand.

In Luneville kam es 9. November zuerst zum Austausch der Vollmachten. Joseph Bonaparte stellte die Fragen an Cobenzl: 1. Ob er ermächtigt sei, einen Vertrag abzuschließen; 2. ob er ermächtigt sei, es mit Ausschließung Englands zu thun; 3. ob er für den Kaiser und nur im Namen Österreichs oder aber im Namen des ganzen Deutschen Reiches den Frieden schließen werde. Cobenzl antwortete, er könne keinen Vertrag abschließen, wenn nicht ein englischer Botschafter beim Congress zugegen sei; hinsichtlich der dritten Frage müsse er erst neue Weisungen einholen.

Verhandlung.

Nun meinte Bonaparte, alles laufe nur auf Verzögerung des Krieges hinaus, und ließ Cobenzl melden, der Kampf solle in den letzten Tagen des November wieder beginnen.

In seinem Verdachte bestärkte Bonaparte der Umstand, dass der österreichische General Sommariva in Toscana mittels englischen Geldes Mannschaft aushob, und dass die Neapolitaner gegen Rom vorrückten und die Engländer sich Livornos bemächtigen wollten. Er gab Dupont sogleich Befehl, Toscana ganz zu besetzen, wobei Arezzo wiederum entschlossenen, blutigen, aber auch vergeblichen Widerstand leistete. Jetzt wurde ganz Toscana von den Franzosen besetzt; die Neapolitaner machten Halt, die Engländer wagten nicht, in Livorno zu landen. In Italien waren also wieder die Franzosen die Herren bis zum Mincio und in Deutschland sollte sogleich der Kampf beginnen.[2])

Toscana.

Cobenzl wurde sorglich; er fragte Joseph Bonaparte, ob man sich auf die Verschwiegenheit des französischen Cabinets verlassen könne, worüber Joseph ihn entschieden beruhigte. Nun erklärte Cobenzl, Österreich willige ein, sich von England loszusagen und besonders zu unterhandeln, doch nur unter zwei Bedingungen: 1. dass unverbrüchliches Geheimnis walte bis zum 1. Februar 1801, an welchem Tage die Verpflichtung Österreichs gegen England aufhöre; 2. dass ein englischer Bevollmächtigter in Luneville wieder zugelassen werde, um durch seine Gegenwart die eigentlichen Unterhandlungen zu decken. Der erste Consul antwortete, er wolle keinen Engländer in Luneville haben; die Feindseligkeiten sollten aufs neue aufgenommen werden, wenn nicht binnen achtundvierzig Stunden

Österreich will Frieden.

[1]) Correspondance, VI, 601—603, 621—622, 628, 656.
[2]) Thiers, l. c. II, p. 170—174. — Botta, Storia d'Italia, IV, p. 51, 55.

Vorschlag Bonapartes.

der Friede unterzeichnet sei — unter folgenden Bedingungen: 1. der Rhein als Grenze der französischen Republik gegen Deutschland; 2. der Mincio als Grenze Österreichs in Italien anstatt der Etsch, aber mit Abtretung Mantuas an die cisalpinische Republik; 3. das Mailändische, Veltlin, Parma und Modena für die cisalpinische Republik; 4. die Legationen für den Großherzog von Toscana; 5. die Unabhängigkeit von Piemont, der Schweiz und von Genua. Seien diese Bedingungen binnen achtundvierzig Stunden unterschrieben, so solle die Annahme bis zum 1. Februar unbedingt geheim gehalten werden und keine Feindseligkeit stattfinden. Dieser Antrag wurde von Österreich zurückgewiesen und der Wiederbeginn der Feindseligkeiten auf den 28. November angemeldet. Im Fall einer Niederlage gedachte Bonaparte selber auf den Kriegsschauplatz zu eilen; seine Wagen waren hiefür schon in Dijon bereit.[1]) —

Die Schlacht bei Hohenlinden, 3. December 1800.

Stärke der Heere.

Also wieder Krieg! Fünf französische Heere standen bereit: 400.000 Soldaten hatte Bonaparte unter den Waffen, das Heer in Ägypten eingerechnet. 12.000 Franzosen und 8000 Holländer standen unter Augereau zwischen Rhein und Main, als Deckung des linken Flügels vom Heere Moreaus, der mit 110.000 Mann zwischen Inn und Isar weilte und in München sein Hauptquartier hatte. Macdonald stand mit 15.000 Mann in Graubünden, Brune mit 80.000 Mann am Mincio, 12.000 Mann waren in der Lombardei, Piemont und Ligurien, 8000 in Toscana — Moreau hatte 200, Brune 180 Feuerschlünde. Das österreichische Heer war weder an Zahl, noch an Kriegsgeübtheit, noch an Zuversicht dem französischen gewachsen. Das Hauptheer in Deutschland unter Erzherzog Johann stand am Inn, das Hauptheer in Italien unter General Bellegarde zwischen Etsch und Mincio. Der Erzherzog Johann hatte 60.000 Österreicher, 20.000 Wirtemberger und Bayern unter sich, nebst 5000 Emigranten unter Condé; Bellegarde hatte 80.000 Mann. 20.000 unter Hiller deckten Tirol, 20.000 Mann unter Klenau deckten die Strecke von Regensburg bis Amberg. Am 13. November kündigte Moreau den Waffenstillstand, am 28. November sollte der Kampf wieder beginnen. Die Frist war nicht lange genug, um die ungarische Insurrection unter dem Palatin Joseph und die böhmische Legion unter Erzherzog Karl herbeizuziehen. Mit allen Besatzungen und Deckungen hatte der Kaiser höchstens 300.000 Mann unter den Waffen. Die eigentliche Entscheidung

Kriegsschauplatz.

fiel zwischen Inn und Isar.[2]) Die Linie des Inn war leicht zu vertheidigen; zum Unglück kam man jedoch auf den Gedanken, dieselbe zu verlassen, den linken Flügel der Feinde zu umgehen, den Franzosen in den Rücken zu

[1]) Thiers, l. c. II, p. 174.

[2]) Jomini, l. c. XIV, p. 13—14, 23 24, 63—65. — Napoléon I, Mém., II, p. 20—21.

kommen und ihre Rückzugslinie zu bedrohen, damit Moreau sich nach dem Lech zurückziehen müsse. Dieser wollte eben von Rosenheim bis Mühldorf eine große Recognoscierung vornehmen und die Österreicher zwingen, ihre Absichten zu enthüllen.[1])

Am 29. und 30. November kam es zu Vorpostenkämpfen. Moreau schob seinen rechten Flügel unter Lecourbe bis Rosenheim vor, seine Mitte nach Wasserburg, seinen linken Flügel gegen Ampfing. Die Österreicher waren mit ihrem rechten Flügel entschieden im Vormarsch und beschlossen, sogleich eine Schlacht zu liefern, änderten aber unterwegs, erschreckt durch die Schwierigkeit der Wege, durch den strömenden Regen und durch Nachrichten über Moreaus Heer ihren Plan, und zogen durch das Isenthal und den Waldweg von Haag gegen Hohenlinden. — Der linke Flügel der Franzosen unter Grenier kam ins Gedränge und musste sich zurückziehen. Ney that sich an diesem Tage durch Besonnenheit und Tapferkeit hervor. Das waren die Vorgänge vom 1. December. Nun wurde Moreau der Plan der Österreicher klar. 1. December 1800.
Er zog sich 2. December in die Mitte des weiten Waldes bei Hohenlinden zurück und stellte hier seine Truppen im Versteck auf. Am 3. December nahten 3. December.
die Österreicher das Thal des Isen herauf, dann auf dem Wege, der von Mühldorf über Haag, Mattenbött nach Hohenlinden führt, endlich auf der Straße von Wasserburg durch den Ebersberger Forst. In der Lichtung bei Hohenlinden musste es zum Entscheid kommen. Moreau befahl in der Nacht Richepanse und Decaen, auf einem Umwege durch den Ebersberger Forst die Österreicher bei Mattenbött zu überfallen, wenn sie in langer Linie durch den Wald gegen Hohenlinden heranrückten. Offenbar hatten die Kaiserlichen weder die Gegend, noch die Stellungen der Franzosen genau ausgekundschaftet. Auch war ihnen das Wetter ungünstig, ein dichtes Schneegestöber verdunkelte die Luft, man sah selbst auf kurze Strecke kaum die Gegenstände. Die Wege waren grundschlecht, durch den Regen und den Schnee der Boden aufgeweicht, das Geschütz konnte schwer vorangebracht werden. So stießen die österreichischen Colonnen, die überdies noch durch den Wald voneinander getrennt waren, auf der Lichtung beim Dorfe Hohenlinden unerwartet auf die zu ihrem Empfange bereiten und in Schlachtordnung aufgestellten Franzosen.[2])

Ein wüthender Kampf begann. Die Österreicher hatten Mühe, aus der Wegenge des Waldes hervorzudringen, sie griffen aber entschlossen an. Auf einmal aber bemerkte Moreau ein Schwanken unter seinen Gegnern und rief: „Jetzt ist es Zeit vorzudringen, Richepanse und Decaen müssen im Rücken der Österreicher sein!“ So war es leider. Die Österreicher wurden in den Wald zurückgedrängt, Richepanse und Decaen hatten indes die Österreicher in Mattenbött unerwartet angegriffen. Diese waren vollkommen überrascht, die

[1]) Jomini, l. c. XIV, p. 79, 85-107. — Napoleon I, Mémoires, II, p. 23—24, 30—37.

[2]) Thiers, l. c. II, p. 179—195.

Küraſſiere waren abgeſeſſen und führten ihre Pferde am Zügel. Die Geſchütze konnten nicht vorwärts gebracht werden und blieben ſtecken. Fußvolk, Reiterei kamen bunt durcheinander. Einzelne Abtheilungen leiſteten heldenmüthigen Widerſtand, andere vermochten gar keinen Widerſtand zu leiſten und gaben ſich unter unſäglichem Schrecken gefangen; wieder andere warfen die Waffen weg und flüchteten in den Wald. Ney, der die Öſterreicher von vorn, Richepanſe, der ſie in der Seite angegriffen hatte, ſtießen zuletzt zuſammen und umarmten ſich, trunken vor Freude. Das Siegesgefühl theilte ſich auch dem linken franzöſiſchen Flügel mit, der nun gegen die Öſterreicher wieder glücklich vorangieng, unter welchen die Verwirrung unſäglich wurde. 7000 bis 8000 Mann fielen in nutzloſem Kampfe, 12.000 wurden gefangen, 87 Kanonen und 300 Wagen genommen. Der Sieg war vollſtändig.

Ney und Richepanſe.

Die Öſterreicher hatten mehr Mühe, aus dem Wald wieder herauszukommen, als ſie Mühe gehabt, hineinzukommen. Sie ſammelten ſich am Inn, den jedoch die Franzoſen am 9. December bei Roſenheim zu überſchreiten verſtanden. Nun war kein Halt mehr für die Kaiſerlichen bis zur Salzach, aber auch dieſe Stellung konnte nicht mehr vertheidigt werden. Das Heer war in verluſtreichem Rückzug begriffen; jeden Augenblick wurden Mannſchaften gefangen genommen, Pulver und Kanonen erobert. Richepanſe lieferte glänzende Gefechte bei Frankenmarkt, Böcklabruck und Schwanſtadt. Am 20. December ſetzten die Franzoſen über die Traun und zogen auf Steyr los, um hier die Enns zu überſchreiten.[1])

Erzherzog Karl.

Hier kam der Erzherzog Karl zur Armee, um in der Noth zu retten. Thränen kamen ihm ins Auge, als er die Trümmer des Heeres ſah. Er ſandte ſogleich Meerveldt an Moreau ab mit dem Vorſchlag eines Waffenſtillſtandes, Moreau bewilligte ihn für 48 Stunden, inzwiſchen ſolle aber das Heer bis an die Enns vorrücken; nach 48 Stunden ſolle der Officier von Wien zurückſein mit den Vollmachten des Kaiſers. Der Erzherzog verſprach, daſs man die Feindſeligkeiten nur ausſetze, um ſofort den Frieden geſondert zu unterhandeln. Am 21. December gieng Moreau bei Steyr über die Enns. Seine Untergenerale trieben ihn, Wien zu erobern. Er gab zur Antwort: „Es iſt beſſer, den Frieden zu erobern. Ich habe keine Nachricht von Macdonald und Brune; ich weiß nicht, ob es dem einen gelungen iſt, in Tirol einzudringen, und dem andern, den Mincio zu überſchreiten. Augereau iſt ſehr weit von mir entfernt und ganz bloßgeſtellt. Ich würde die Öſterreicher vielleicht zur Verzweiflung treiben, wenn ich ſie demüthigen wollte. Es iſt beſſer, wir machen Halt und begnügen uns mit dem Frieden, denn nur ihm gilt der Kampf.“[2])

Moreau

Waffenſtillſtand zu Steyr.

Am 25. December wurde in Steyr von Moreau und dem Grafen Grünne ein Waffenſtillſtand geſchloſſen: die Feindſeligkeiten ſollten aufhören, Brune und Macdonald werden aufgefordert, einen ähnlichen Waffenſtillſtand für die Heere in Graubünden und Italien zu ſchließen; den Franzoſen wird das ganze Donauthal, Tirol mit eingerechnet, ausgeliefert, außerdem die Feſtungen Braunau, Würzburg, Scharnitz und Kufſtein; die öſterreichiſchen Magazine ſtehen den Franzoſen zur Verfügung. Es darf keine Truppen-

[1]) Mémorial du dépôt de la guerre, V, p. 241.
[2]) Thiers, l. c. II, p. 189–196, 203.

abtheilung nach Italien geschickt werden, falls die dort operierenden Generale in den Waffenstillstand nicht eingehen. Diese Bestimmung gilt für beide Heere.

So war das Ende dieses für Österreich so unglücklichen Krieges an der Donau und am Inn. —

Der Krieg in Italien 1800 bis 1801.

Aber wie verlief der Krieg in Italien? Er begann 21. December am Mincio, der 25. December bei Pozzuolo überschritten wurde. Am 1. Januar setzten die Franzosen über die Etsch und drängten die Österreicher bis Vicenza zurück. Am 16. Januar wurde ein Waffenstillstand geschlossen.

In diesem italienischen Kriege haben sich bei den Franzosen Marmont und Macdonald ausgezeichnet, aber nicht Brune, der Oberbefehlshaber der Franzosen. Der Mann hatte durch Gunst des Glückes einen Namen erworben, der seiner Befähigung nicht entsprach. Beim Ausbruch der Revolution war er Factor in einer Buchdruckerei; er schloss sich dem Club der Cordeliers an und wurde durch Danton gefördert. In den Septembertagen hielt er Kutschen in den Straßen an, um die Pferde für die Armee in Beschlag zu nehmen. Er war von riesiger Größe, hatte lange Arme und nannte sich General-Adjutant. Durch Danton erhielt er ein Commando über die revolutionäre Armee, welche das Heer der Girondisten in so seltsamer Weise besiegte,[1]) und ward später zur Deckung der Conventscommissäre und ihrer Guillotine nach Bordeaux gesendet, doch zeigte er sich nicht blutdürstig, that vielmehr das Seine zur Milderung der Greuel. Am 3. Vendémiaire wurde er mit Bonaparte bekannt und wurde ein Vertrauter und Schmeichler von Barras, der ihn als Brigadegeneral zur Division Massena sandte. Auf Bonaparte machte er Eindruck durch seine hohe Gestalt. Welche Rolle er als General in der Schweiz spielte und wie er Bern besetzte, haben wir oben gesehen.[2]) Als Engländer und Russen im August im Texel landen sollten, bekam Brune den Oberbefehl über die gallo-batavische Armee, welche bei Bergen, ohne dass Brune etwas dafür konnte, über die Anglo-Russen siegte. Ein eigener Unstern lastete auf den englischen Landungen in jener Zeit; York erfocht trotz seiner Übermacht nur bei Alkmaar einen kleinen Vortheil, erlitt aber bei Castricum am 6. October eine Schlappe und verlor den Muth, so dass er 18. October 1799 die Convention von Alkmaar abschloss, das batavische Gebiet räumte und Schadenersatz leistete. Nur die holländische Flotte war zu den Engländern übergegangen, das Landheer aber stritt gegen sie. Jetzt galt Brune als der Retter Hollands. Dann wurde er beauftragt, den Westen zur Ruhe zu bringen und hierauf die Reserve-Armee zu befehligen, die sich in Dijon sammelte und Graubündtner-Armee wurde. Unerwartet bekam er September 1800 den Oberbefehl über die Armee in Italien.

Brune.

Krieg in Holland 1799.

Alkmaar.

Der erste Consul überschätzte Brune oder rechnete auf das Glück des Mannes. Marmont, der ihn genau kannte, sagt von ihm:[3]) „Brune war da-

[1]) Vgl. Bd. XVII dieses Werkes, S. 212.
[2]) Vgl. Bd. XIX dieses Werkes, S 663.
[3]) Marmont, Denkwürdigkeiten, II, S. 128

mals siebenunddreißig Jahre alt; er hatte viel gelesen, aber das Gelesene wenig verdaut, und alle seine Erinnerungen waren confus: sein Kopf glich einer schlecht geordneten Bibliothek. Obwohl es ihm nicht an Geist und Scharfsinn fehlte, war er doch in seinen Reden unverständlich und verworren; an Muth und Charakter fehlte es ihm gänzlich, sein Herz aber war nicht bös, man konnte ihn sogar gutmüthig nennen. Er liebte das Geld und nahm gern, gab aber auch ebenso gern; er war oft verschwenderisch in seinen Gaben und hinterließ bei seinem Tode so viel wie nichts. Das Glück hat ihn in seiner Laufbahn über alle Maßen begünstigt; denn, obgleich ohne Talente, ohne Muth, ohne Befähigung, ohne militärische Bildung, hat er doch seinen Namen mit ziemlich großen Erfolgen verknüpft. Die Erinnerungen und die großen Männer der Revolution hatten vielen Reiz für ihn."

Marmont. Brune hatte tüchtige Generale unter sich: Marmont befehligte die Artillerie, Davoust die Reiterei, Chasseloup das Geniecorps, Oudinot war sein Generalstabschef. Sie hielten zusammen, ihn nicht aus den Augen zu lassen, in der gleichen Richtung auf ihn zu wirken, ihn gleichsam zum Sieg zu zwingen: — denn eine tüchtige Armee stand ihnen gegenüber. Es ist ein Franzose, welcher der österreichischen Armee das Zeugnis gibt, dass sie sehr schön, sehr gut und 70.000 Mann stark war:[1]) „Die Erinnerungen an den Feldzug des vorigen Jahres waren ihr noch im Gedächtnis; sie hatte vor Verona, an der Trebbia und bei Novi gesiegt, hatte Mantua genommen und jeden Schritt mit einem Erfolge bezeichnet; auch in der Schlacht bei Marengo hatte sie ihren Ruf behauptet, obgleich das Waffenglück ihr nicht günstig war. Ausgeruht und durch Verstärkungen vermehrt, sah sie dem Kampfe mit Vertrauen entgegen. Sie Bellegarde. wurde commandiert von dem General der Cavallerie, Grafen von Bellegarde, einem Manne von ausgezeichnetem Geiste, dessen Generalquartiermeister der nämliche Baron von Zach war, der bei Marengo gefangen genommen wurde, einer der besten Generale der österreichischen Armee. Dieses achtunggebietende Heer lehnte sich an zwei Festungen, Mantua und Peschiera, die Flügel durch den Gardasee und den Po, die Front durch den Mincio gedeckt." Die Franzosen beschlossen, bei Monzambano den Mincio zu überschreiten. Der Plan war gut, die Brücken schon geschlagen, durch einige Schwierigkeiten jedoch geschreckt, verschob Brune den Angriff auf den nächsten Tag. Dupont aber, der entweder den Gegenbefehl nicht bekommen hatte oder Brune zwingen wollte, sich doch zu schlagen, gieng doch über den Mincio und schlug sich mit den Österreichern herum und es kostete auf beiden Seiten nutzlos viele Leute. Brune saß Davoust. ruhig beim Essen, als ihm Davoust vorwarf: „Wie, General, die Hälfte Ihrer Armee ist im Gefecht — und Sie bleiben ruhig hier und speisen?" — sagte er nichts und gab erst am folgenden Tag die Antwort: „Ich fürchtete mich, von der Hitze des Kampfes auch ergriffen zu werden und dadurch meinen großen Plan Über den Mincio zu vereiteln."[2]) Am 25. December 1800 fand dann der Übergang mit Übermacht glücklich statt, die Österreicher warfen einen Theil ihrer Truppen nach Mantua und Peschiera und zogen sich zurück. Am 31. December nahmen die Franzosen und die Etsch. Stellung an der Etsch, die sie oberhalb Verona 1. Januar bei Bussolengo überschritten. Bellegarde, der sich durch Besatzungen geschwächt hatte, zog sich langsam zurück, um die Corps von Laudon und Auffenberg zu retten,

[1]) Marmont, Denkwürdigkeiten, II, S. 129.
[2]) Jomini, l. c. XIV, p. 164—167, 174—175, 185—193.

und sich dann bei Vicenza zur Schlacht zu stellen. Bellegarde hatte nur 35.000 Mann unter sich, Brune 45.000. Die Generale drängten Brune zur Schlacht — aber vergebens. Indes retteten sich Auffenberg und Laudon zu Bellegarde. Bellegarde.

Beide mussten sich retten vor Macdonald. Dieser stand mit den 15.000 Mann der Reserve-Armee in Graubünden und hatte die Bestimmung, den Rücken der kaiserlichen Armee am Mincio zu bedrohen, während sie Brune von vorne angriff, und erhielt im December den Befehl zum Marsch über den Splügen. Kein Pass bot mehr Schwierigkeit als der Splügen; jetzt führt eine vortreffliche Straße über den Berg und an den gefährlichsten Stellen ist der Wanderer durch massive Bogengänge, die Kaiser Franz II. bauen ließ, vor den Lawinen geschützt. Anfangs 1801 aber war es der Weg des Schreckens im Winter. Macdonald. über den Splügen.

Macdonald sandte Mathieu Dumas nach Paris, um die Schwierigkeiten vorzustellen. Bonaparte gab die Antwort: „Wir wollen den Österreichern ohne Schlacht diese ungeheure Festung Tirol entreißen; bedrohen wir ihre Rückzugslinie und sie werden sogleich die oberen Gebirgsthäler räumen. Eine Armee findet stets und zu jeder Jahreszeit einen Übergang, wo zwei Männer ihren Fuß hinsetzen können. Es ist durchaus nothwendig, dass vierzehn Tage nach Anfang der Feindseligkeiten die Armee in Graubündten die Quellen der Adda, des Oglio und der Etsch gesehen, ihr Feuer auf dem Monte Tonal, der sie trennt, eröffnet habe, nach ihrer Ankunft in Trient den linken Flügel der Armee von Italien bilde und im Verein mit den Truppen am Mincio den Rücken von Bellegardes Heer bedrohe. Ich werde die nöthigen Verstärkungen senden und schätze das Verdienst eines Generals nicht nach der Stärke seines Heeres, sondern nach der Wichtigkeit seiner Operationen.“ [1] Bonaparte.

Also brach Macdonald auf, als treuer, furchtloser Soldat. Nach einigen Scheinmanövern, als wolle er gegen Feldkirch in Tirol ziehen, zog er sein Heer zwischen Chur und Thusis, am Eingang der durch ihre Schrecken und ihre Schönheiten berühmten Via mala zusammen und rastete kurze Zeit in Thusis, um seine Vorbereitungen zu treffen: die Kanonen wurden auf Schlitten, die Munition und Kugeln auf Maulthiere gebracht, jeder Soldat musste Lebensmittel für fünf Tage und fünf Pakete Patronen auf seinem Rücken tragen. Der Zug begann 21. November. Macdonald traf 26. November mit der Vorhut im Dorfe Splügen ein. Erfahrene Führer steckten Pfähle auf, Bauern schaufelten den Schnee weg, Reiter traten mit ihren Pferden den Schnee fest. Da kam am Via mala. Zugordnung.

[1]) Dumas, Précis, V, p. 148—149, 154, 185. — Thiers, l. c. II, p. 205—208. Eine sehr ergreifende Schilderung der Schrecken dieses Weges über den Splügen findet sich in dem vor wenig Wochen erschienenen Werke: „De 1800 à 1812. Un aide de camp Napoléon. Mémoires du Comte de Ségur de l'Académie française.“ Paris 1894. Vol. I, p. 7—22. Ségur kam über den Splügen zuerst mit wenigen Kameraden, dann mit Macdonald.

Lawinen. 27. November ein furchtbarer Sturm, eine Lawine donnerte nieder, die dreißig Dragoner in den Abgrund schleuderte. Drei Tage währte dieses Schneewetter, und so viele Lawinen stürzten hernieder, daſs die Führer erklärten, vor vierzehn Tage sei an kein Weiterkommen zu denken; die Bauern versteckten sich. Im Dorfe Splügen konnte man aber nicht bleiben, schon deshalb nicht, weil Mangel an Lebensmitteln entstanden wäre, und außerdem Eile geboten war. Die schwarzen Stöcke, welche den Weg anzeigten, waren von den Lawinen weggerissen, man muſste aufs Geradewohl über die Schneemassen schreiten.[1]) Macdonald gieng mit seinem Stab voran und untersuchte den Weg, erfahrene Führer mit vier der stärksten Ochsen, Sappeure folgten, dann Dragoner: — so wurde der Schnee festgetreten; dann kamen hundert Kanonen und hinter ihnen die Nachhut: — es gelang, man erreichte das Hospiz. Doch wurden über hundert Soldaten und ebensoviele Maulthiere im Schnee begraben; manche Soldaten erfroren. Am 6. December war das Heer in Chiavenna. Jetzt erst trafen die Winterröcke ein. Zwei Tage wurde gerastet, um die Regimenter, die untereinander gekommen waren, wieder zusammenzubringen.[2])

Nun sollte Macdonald sobald als möglich in das Etschthal eindringen, um die Flanke und den Rücken der Österreicher am Mincio zu bedrohen. Da
Apriga. war zuerst der Apriga zu übersteigen, der nicht so hoch ist als der Splügen, aber durch die dichten Wälder, die schlechten Wege und die Steilheit der Steige die größten Schwierigkeiten bietet: doch in sieben Stunden war alles voll-
Tonal. bracht. Sofort kam es an den Tonal, den die Österreicher mit dreifachen Verschanzungen umgeben hatten, vor denen ungemein schwer zu übersteigende Eisblöcke lagen. Der erste Versuch misslang, nach acht Tagen wagte Vandamme den zweiten Angriff, der gleichfalls tapfer, unter großen Verlusten zurückgeworfen
Engadin. wurde. Dem linken Flügel aber glückte es endlich, in das Engadin einzudringen und die Kaiserlichen von Glurns und Martinsbruck zu verdrängen. Indes stieß eine italienische Abtheilung unter Lecchi zu Macdonald, der vergebens über die Felsenkette zu dringen suchte, die ihn vom Sarcathal trennte, von wo er Trient und die Etsch leicht erreichen konnte. Darum stieg er jetzt zum See Iseo hinab und von da über den Col di San Zeno in das Sabbiathal, hierauf in das Thal Trompia und dann in das Sarcathal — unter Schneestürmen und über Eismassen. Am 6. Januar 1801 erreichten die Truppen Storo im italienischen Tirol. Die Kaiserlichen waren also umgangen, sie hatten Mühe, sich zu retten, um durch das Brentathal zu Bellegarde zu stoßen. Moncey war die Etsch aufwärts gezogen und Macdonald kam von der andern Seite.
Laudon. Laudon rettete sich durch eine Kriegslist: er ließ Moncey mittheilen, zwischen Brune und Bellegarde sei ein Waffenstillstand im Abschluſs. Moncey blieb stehen, Laudon entkam in der Nacht durch den Engpaſs von Caldonazzo in das Thal Sugana nach Levico; ein Mann gieng dabei hinter dem andern; so er-

---

[1]) Jomini. l. c. XIV, p. 146—163.

[2]) In den 1892 in vierter Auflage erschienenen „Souvenir du maréchal Macdonald“, p. 117, sagt Macdonald selber über sein Unternehmen: „Mehr als einmal hat Muthlosigkeit meine Soldaten ergriffen; aber ich selber trat an den gefährlichsten Stellen an die Spitze und untersuchte, wie tief der Schnee und wie dicht das Eis sei, und bemaß, wie tief die uns umgebenden Abgründe unter unseren Füßen seien. Schneelawinen rissen ganze Schwadronen mit fort. Endlich mit der Ausdauer der Kühnheit, oder vielmehr der Verwegenheit, gelangten wir mit mehr Glück als Weisheit, jedoch nicht ohne große Verluste auf den Gipfel oder vielmehr auf die Hochebene des Splügen. Die Gefahr zurückzukehren war ebenso groß als die Gefahr vorwärtszuziehen. Ich durfte also kein Bedenken hegen.“

reichte er Bellegarde, der sich jetzt zur Schlacht der Entscheidung für stark genug hielt.[1])

Da bot Brune selber einen Waffenstillstand an. Mantua, der Schlüssel der Lombardei, blieb also in den Händen der Österreicher, und Peschiera, Verona, Legnago, Ancona, Ferrara wurden den Franzosen übergeben. Napoleon hatte Mantua vor allem gewünscht, er zürnte Brune und gab ihm nie mehr ein höheres Commando.[2]) — Stillstand zu Treviso, 16. Januar 1801.

Der Friede von Luneville.

Die Österreicher waren also geschlagen an der Donau, zurückgedrängt in Italien. In Steyr war eine Übereinkunft geschlossen worden, aber nur für die Heere an der Donau. Nun bot Brune einen Waffenstillstand an, welchen Bellegarde am 16. Januar dahin annahm: die Etsch solle trennen und die Festungen Ancona, Ferrara, Legnago, Peschiera und Verona sollen in den Besitz der Franzosen kommen. Bonaparte war hocherfreut über den Sieg bei Hohenlinden, mit Brune war er jedoch nicht zufrieden, weil er nicht auch Mantua gefordert hatte. Wie schmerzlich war die Lage Cobenzls in Luneville! Fast jeden Tag kamen Nachrichten von Niederlagen der Österreicher und auf Grund derselben machten die Franzosen jeden Tag neue Forderungen. Selbst ein Franzose muss dem österreichischen Unterhändler das Zeugnis geben, dass er eine Kraft des Charakters bewies, die den Männern als Beispiel dienen kann, welche berufen sind, ihrem Vaterland unter unglücklichen Umständen zu dienen. Er ließ sich nicht aus der Fassung bringen; mit unerschütterlicher Seelenruhe antwortete er auf alle Nachrichten von Niederlagen der Österreicher: „Alles das ist allerdings zu bedauern, aber der Erzherzog Karl hat sich von seinem Unwohlsein erholt, er ist im Anmarsch mit 25.000 Mann aus Böhmen, zu welchen 75.000 Ungarn stoßen werden.“[3]) Er bestand fest auf den Ansprüchen Österreichs und drohte oft mit der Abreise, dann sei es aus mit dem Frieden, den der erste Consul so nöthig habe. Dagegen ließ Bonaparte drohen, wenn Cobenzl Luneville verlasse, so sei jede Aussicht auf Frieden dahin und werde der Krieg bis zur Zertrümmerung der österreichischen Monarchie fortgeführt werden.[4]) Cobenzl. seine Ausdauer im Unglück.

Nun kam die Nachricht vom Waffenstillstand zu Steyer und vom Kaiser der Befehl, um jeden Preis abzuschließen. Aber auch jetzt noch zeigte sich Cobenzl zähe, erklärte sich zwar bereit, ohne Theilnahme Englands zu unterhandeln, verlangte aber einen für Deutschland und Italien zugleich giltigen Waffenstillstand, den Oglio als Grenze Österreichs in Italien, dazu die Legationen, und

[1]) Botta, Storia d'Italia, IV, p. 58–63.
[2]) Napoléon I, Mémoires, II, p. 67–79.
[3]) Thiers, l. c. II, p. 217–219.
[4]) Ibid. II, p. 219–222.

die Wiedereinsetzung des Herzogs von Modena und des Großherzogs von Toscana in seine Staaten. Aber Bonaparte war hart. Er bewilligte nur die Etsch als Grenze. Die Legationen wollte er für sich vorbehalten, um sie allenfalls dem Großherzog von Toscana zu geben, während er aus Toscana ein Königreich Etrurien zu machen gedachte, welches die Tochter des Königs Karl IV. von Spanien mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Parma, besitzen sollte. Die Herzoge von Modena und Toscana aber müsse Österreich in Deutschland entschädigen. Zugleich forderte er, dass Kaiser Franz II. den Frieden nicht bloß für sich und sein Haus, sondern auch als Kaiser für Deutschland unterzeichne. Den Waffenstillstand in Italien wollte er nicht gelten lassen, wenn nicht Mantua den Franzosen ausgeliefert werde. Cobenzl leistete gegen diese Forderungen beharrlichen und klugen Widerstand. Um diesen ein- für allemal zu beseitigen, griff der erste Consul zu einem arglistigen Mittel. Damals versammelte sich der gesetzgebende Körper. Bonaparte sandte ihm die Botschaft, der österreichische Gesandte habe sich endlich verpflichtet, ohne Theilnahme Englands den Frieden abzuschließen, die Rheingrenze für Frankreich, die Etsch als Grenze gegen die cisalpinische Republik; falls Österreich nicht einstimme, so werde man sich den Frieden in Prag, Wien oder Venedig holen. Cobenzl beschwerte sich bitter: Frankreich thue ja, als habe es den Frieden allein zu bestimmen, ohne mit irgend jemand unterhandeln zu müssen. „Lieber mit den Waffen in der Hand fallen, als auf solche Bedingungen eingehen.“ Desungeachtet setzte er die Unterhandlungen fort. Er gieng zurück bis zur Chiesa, er verlangte aber Peschiera, Mantua und Ferrara; er wollte Bürgschaft für die Unabhängigkeit Piemonts, der Schweiz und des Heiligen Stuhles. Der Kaiser könne nicht ohne Zustimmung des Reichstages auch für das Reich unterzeichnen. Joseph, als Mann von weichem Gemüth, war empfänglich für diese Vorstellungen. Bonaparte antwortete: über Rhein und Etsch dürfe er gar keine Unterhandlung zulassen.

Was Bonaparte will.

Arglist.

Drohung.

Joseph Bonaparte.

Endlich am 15. Januar 1801 willigte Cobenzl in die Etsch als Grenzlinie, forderte aber nochmals, dass die Herzoge von Modena und Toscana in ihre Staaten wieder eingesetzt würden. Doch die Zeit kam, wo er nicht mehr Widerstand leisten konnte; denn immer trübere Wolken stiegen über Österreich auf. Der Czar Paul neigte sich immer mehr zu Frankreich hin und erneuerte das Bündnis der Neutralität zur See mit Schweden und Dänemark, ja gedachte selbst Preußen dazu zu zwingen.

Königin Karoline war, da ihr ein Krieg mit Frankreich drohte, nach Petersburg gereist, um vom Czaren Hilfe zu erlangen, dieser aber versprach ihr nur dann Hilfe, wenn Neapel mit England breche und den englischen Schiffen die Häfen verschließe. Je länger also Cobenzl widerstand, umso schwieriger wurden die Bedingungen, die Frankreich stellte. Joseph sagte, jeder Staat benutze ja seine augenblickliche Lage, um so vortheilhaft als möglich zu unterhandeln. Darum gab Cobenzl nach und unterzeichnete,[1]) um nicht noch

Friede zu Luneville.

[1]) Traité de Paix entre la République française et Sa Majesté l'Empereur et le Corps Germanique, signé à Luneville, le 9 Février 1801. Ghillany et Schnitzler, Manuel diplomatique, I, p. 236–244.

ärgere Bedingungen zu bekommen, den Frieden, im Namen des Kaisers auch für das Deutsche Reich am 9. Februar 1801.

Die Einleitung spricht, wie üblich, vom Zweck des Abschlusses, der da sei Friede und Freundschaft beider Staaten. — Von besonderer Bedeutung ist nur, dass der Kaiser darin verspricht, im Namen des Reichstages den Frieden zu unterzeichnen, wie auf dem Congress zu Rastatt und dem darauf sich fußenden Reichstag beschlossen wurde. — Der Kaiser verzichtet im zweiten Abschnitt gemäß des Friedens von Campo Formio für sich und seine Nachfolger auf Belgien, das vollends Eigenthum der französischen Republik wird. Zugleich überlässt er an Frankreich die Grafschaft Falkenstein, das Frickthal mit allem, was dazu gehört, zwischen Zurzach und Basel. Frankreich behält sich das Recht vor, das Frickthal der helvetischen Republik abzutreten. In der Bestätigung und Erneuerung des Friedens von Campo Formio wird dagegen der Kaiser im vollen Eigenthum und als Souverän Besitzer von Istrien, Dalmatien und den dazu gehörigen Inseln im Adriatischen Meer, der Bucht von Cattaro, der Stadt Venedig, der Lagunen und der Landschaften zwischen den Erbstaaten, dem Adriatischen Meer und der Etsch von ihrem Ausgang in Tirol bis zu ihrer Einmündung in das Meer. Die Grenze zwischen den italienischen Besitzungen und denen der cisalpinischen Republik bildet der Thalweg der Etsch. Der Kaiser verpflichtet sich, den Herzog von Modena für den Verlust seiner Länder durch das Breisgau zu entschädigen, welches der Herzog in gleicher Weise besitzen soll, wie einst Modena. Der Großherzog von Toscana verzichtet für sich und seine Nachkommen auf sein Großherzogthum und auf denjenigen Theil der Insel Elba, welcher ihm bisher gehörte. Toscana und die Hälfte von Elba gehören von nun an Seiner königlichen Hoheit, dem Infanten und dem Herzog von Parma. Der Großherzog von Toscana soll aber eine entsprechende Entschädigung in Deutschland erhalten. Die Güter, welche er als Erbe von seinem Vater, dem Kaiser Leopold II., oder von seinem Großvater, dem Kaiser Franz I., her besitzt, stehen als volles Eigenthum immer zu seiner Verfügung. Frankreich erhält dagegen zum vollen Eigenthum alles Land am linken Ufer des Rheins, von Basel an bis wo der Rhein in das batavische Land eintritt. Der Thalweg ist die Grenze zwischen der Republik und dem Reich, folglich verzichtet Frankreich auf Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Philippsburg und die Festung Castel Mainz gegenüber, auf die Festung Kehl und auf Alt-Breisach. Da infolge der Abtretung des linken Rheinufers mehrere Fürsten und Stände sich ihrer Güter beraubt sehen, so hat das Reich in Gesammtheit ihnen ihre Verluste zu ersetzen.[1]) Mit den Ländern gehen die darauf hypothecierten Schulden an den neuen Besitzer über. Die französische Republik übernimmt jedoch nur Schulden, die im Interesse dieser Länder gemacht worden sind. Die Güter, welche wegen des Krieges in Beschlag genommen waren, werden ihren Eigenthümern zurückgestellt. In den gegenwärtigen Frieden ist auch die batavische, helvetische, cisalpinische und ligurische Republik eingeschlossen. Beide Mächte garantieren die Unabhängigkeit dieser Staaten und das Recht dieser Völker, sich selbständig zu constituieren. —

Bedingungen.

Grenzen, die Etsch und der Rhein.

[1]) C'est à l'empire germanique collectivement à supporter les postes résultantes des stipulations du présent traité. Art. 7. — L'empire sera tenu de donner un dédommagement aux princes héréditaires, qui sera pris dans le sein du dit Empire.

Wie Bonaparte regiert. Finanzen, Straßen, Gottesdienst, Emigranten. Ceracchi. Lucian.

Ordnung des Staates.

Während der Revolution war im Staat alles drunter und drüber gegangen. Nach der Rückkehr von Marengo war darum Bonapartes Bestreben, rasch Ordnung zu schaffen, das, was die Revolution nach seiner Ansicht Gutes gebracht hatte, festzuhalten und dasjenige abzustellen, was vom Übel war. Dass er zu siegen verstehe, war unleugbar; dass er aber auch im Frieden zu regieren vermöge, davon wurde die Mehrzahl in Frankreich bald freudig überzeugt.

Finanzen.

Zunächst zeigte er sich als guten Kenner des Finanzwesens. Die Papiere stiegen rasch. Es war etwas Unerhörtes seit der Revolution, dass, wie jetzt, den Renten-Inhabern die halbjährigen Zinsen in klingender Münze ausbezahlt wurden. Die Steuern wurden für das Jahr IX gleich vom ersten Tag an erhoben und pünktlich ausbezahlt, dank der neuen Einrichtung der Verwaltung und der richtigen Anfertigung der Steuerrollen. Der Zinsfuß wurde mäßig. Gemünztes Geld gieng in den Staatscassen ein. Die Bank, welche der erste Consul gründen half, kam zu Ansehen und entsprach den Bedürfnissen des Handels und wurde eine Stütze der Regierung. Die Rückstände an Steuern musste man allerdings den Steuerpflichtigen erlassen, dafür wurde aber die gegenwärtige Steuer pünktlich erlegt.

Straßen.

Für den innern Verkehr, für Handel und Wandel, war das Straßenwesen von höchster Bedeutung. Vor der Revolution bestanden die Wegfrohnden, die Revolution hatte sie abgeschafft, verlor aber dadurch die Mittel, die Wege in gutem Stand zu erhalten. Die Straßen waren sich selbst überlassen und wurden im Lauf der Zeit unfahrbar. In dieser Hinsicht wurde es jetzt bald besser, aber nicht auf einmal: zunächst richtete der erste Consul auf die Hauptstraßen sein Augenmerk, von Paris nach Lille, von Paris nach Straßburg, von Paris nach Marseille, von Paris nach Bordeaux und von Paris nach Brest. Dann erst wurde es möglich, an die andern Landstraßen zu denken und an die Canäle, die durch Mangel an Unterstützung und an Handel verfallen waren. Die Straßen waren aber nicht bloß schlecht geworden während der Revolution, weil man nichts für sie that, sondern auch unsicher durch den Bürgerkrieg, durch die Chouans und durch Ausreißer von der Armee, weil die Soldaten hier keinen Sold erhielten während des Directoriums. Die Chouans wie die Ausreißer vom ligurischen Heer trieben das Räuberhandwerk auf den Straßen in der Mitte und im Süden des Landes. Bonaparte griff in seiner unbarmherzigen Weise durch, bildete herumziehende Colonnen, die jeden Straßenräuber binnen vierundzwanzig Stunden richteten und erschossen. Aber er hatte für diese Maßregel nicht Soldaten genug im Innern, so lange der Krieg währte; darum seine stete Antwort auf die Bitte einzelner Provinzen um Ruhe und Ordnung: „Nur Geduld, lasst mir nur ein bis zwei Monate Zeit, dann habe ich den Frieden erobert und werde diesen Landstreichern auf den Heerstraßen schnell und voll ihr Recht angedeihen lassen.“ [1])

Wegelagerer.

[1]) Thiers, l. c. II, p. 119—126.

Einen anderen Anlass zu Sorgen und Unruhen lieferten die religiösen Zustände und die Verhältnisse der Emigranten.

Eidweigerer.

Gleich nach dem 18. Brumaire kamen im Vertrauen auf seine Billigkeit eine Menge Geistliche in das Land zurück. Bonaparte verlangte von allen ein bloßes Versprechen des Gehorsams gegen die Gesetze des Staates. Nun gab es *constitutionelle* Priester, die der bürgerlichen Verfassung von Anfang an den Eid geleistet hatten; ferner *nicht vereidigte* Geistliche, die nur das Versprechen des Gehorsams gegen die Gesetze des Staates geleistet hatten, und endlich auch katholische Geistliche, welche weder den Eid des Gehorsams leisten mochten und lieber die Guillotine bestiegen, als dass sie der Revolution nachgaben. Die strengen Katholiken hielten nur die Sacramente, welche diese spendeten, für giltig. Die Geistlichen hielten insgeheim Gottesdienst ab im Innern der Häuser. Zwischen den beiden andern Arten von Geistlichen, nämlich den Eidleistern und denen, welche den Gehorsam zu Ehren der Gesetze des Staates versprochen hatten, kam es zu einem immer sich erneuernden Streit darüber, wer am Sonntag zuerst das Recht habe, Gottesdienst zu halten, zu einem Streit, der oft das Einschreiten der Gendarmerie nöthig machte. Daneben gab es noch *Theophilanthropen*,[1]) die am Decadi sich lächerlich machten und täglich mehr in Verachtung sanken, obschon sie, auf bisherige Gesetze sich stützend, das Recht besaßen, gewisse Kirchen zu behaupten. Darum trieb es Bonaparte, in kirchlichen Dingen Ruhe zu schaffen. Den Streit über das Recht des Gottesdienstes in einer Kirche milderte er zunächst dadurch, dass er die Ortsbehörden verpflichtete, die gottesdienstlichen Gebäude den Priestern von jedem Bekenntnis am bestimmten Tage einzuräumen. So hatten denn die Katholiken das Recht auf die Kirchen am *Sonntag*, die Republikaner und Theophilanthropen am *Decadi*. So waren am Sonntag die Kirchen voll, während sie an den Decadis leer blieben. Am 26. Juli 1800 entschied der erste Consul, jedem solle es freistehen, den Tag zum Ruhetag zu wählen, welcher seinen religiösen Ansichten zusage, und so wurde der alte Sonntag wieder Sieger über den Decadi, denn der Drang, die religiösen Bedürfnisse zu befriedigen, war nach den gräßlichen Dingen der Revolution gewaltig. *Thiers* macht die gute Bemerkung:[2]) „Ein Kind läßt sich leicht an etwas gewöhnen, die Gewohnheiten eines gereiften Mannes jedoch wandelt man nicht mehr um. Dasselbe gilt von den Völkern. Man ändert nicht die Gewohnheiten eines Volkes, welches bereits ein Lebensalter von anderthalb Jahrtausenden zählt." — Der Katholicismus war die Religion Frankreichs, und so war denn der Drang, zur alten Kirche zurückzukehren, stärker als die Liebe zu den Neuerungen der Revolution. Eine Folge davon war, dass man auch wieder zum *alten Kalender* zurückkehrte und zur alten Zeitrechnung. Anfangs brauchte man die alte und die neue Zeitrechnung neben einander; sowie die Regierung die *Zeitrechnung* freigab, siegte der alte, und 1805 *konnte Bonaparte den neuen Kalender für abgeschafft erklären*.[3]) Frankreich trat dadurch wieder in geistige Verbindung mit den christlichen Völkern Europas. Nur das *Metersystem* ist geblieben, aber nicht

Streit um den Altar.

Sonntag oder Decadi.

Der alte Kalender.

---

[1]) Haussonville, L'Eglise Romaine et le premier Empire. Paris 1870, p. I—XXVIII.

[2]) Thiers, l. c, II, p. 128—129.

[3]) Ibid. II, p. 129—132.

ohne daſs die Regierung Strafen auf die Anwendung der alten Art zu zählen und zu wägen feſtſetzen muſste.

Emigranten. Nicht minder ernſt war die Frage wegen der Ausgewanderten. Viele Emigranten kehrten in der Hoffnung, daſs es wieder der alten Monarchie zugehe, kurzweg zurück und kamen bald in Streit mit jenen, welche ſie verfolgt, oder mit jenen, welche ihre Güter gekauft hatten. 145.000 Perſonen füllten die Verzeichnis neun Bände des Verzeichniſſes der Ausgewanderten. Manche waren als Emigranten verzeichnet, die ſich bloß anderswo im Lande verſteckt hatten, um der Guillotine zu entgehen. Dieſe ſprachen denn mit Recht ihre Güter und ihre bürgerliche Ehre wieder an. Andere waren ausgewandert, wuſsten ſich aber Scheine zu verſchaffen, daſs ſie ſich bloß in Frankreich verſteckt gehalten hätten. Die Stimmung war den Emigranten anfangs ſo günſtig, daſs Tauſende und Tauſende die Streichung aus der Liſte der Emigranten erlangten. Vielen wuſste Frau Bonaparte Verzeihung und ihre Rechte und Güter zu erwirken. Über die Güter jedoch kam es zu großen Streitigkeiten und es muſste Ordnung in dieſe Frage gebracht werden. Nach einer gründlichen Erörterung im Staatsrath wurde verfügt: die Streichung. bisherigen Ausſtreichungen aus dem Verzeichnis der Emigranten ſind giltig, ob ſie nun leichtſinnig oder mit Recht vorgenommen wurden. Ebenſo wurden die Geſammteinſchreibungen unter der Bezeichnung „Eltern und Kinder“ geſtrichen; Frauen, die noch unter der Vormundſchaft ihres Mannes geſtanden, als ſie Frankreich verließen, unmündige Kinder bis zu ſechzehn Jahren, Prieſter, die aus Gehorſam gegen die Deportationsgeſetze außer Landes gegangen, Bauern, Taglöhner, Geſellen, Handwerker, Dienſtboten, Malteſerritter, die während der Revolution auf Malta geweſen, wurden geſtrichen. Ebenſo die Opfer des Blutgerüſtes: man war dies den Familien und der Menſchlichkeit ſchuldig. So wurde beſtimmt über die Löſchung. Alle aber, welche gegen Frankreich die Waffen getragen, alle, welche im Civil- oder Militärdienſt verbannter Prinzen Ämter bekleideten, alle, die ohne Genehmigung der franzöſiſchen Regierung Ämter oder Titel von fremden Regierungen angenommen hatten, blieben im Verzeichnis Neue Liſte. ſtehen. Die neue Emigrantenliſte ſollte zuſammengeſtellt werden von einem Ausſchuſs von ſiebenundzwanzig Männern, zu welchem der Polizei- und Juſtizminiſter je neun, und der erſte Conſul neun Perſonen ernennen ſollten. An dieſe hatten ſich hinfüro diejenigen zu wenden, welche aus der neuen Auswanderungsliſte geſtrichen werden wollten. Die gelöſchten Auswanderer aber waren verpflichtet, Treue gegen die Verfaſſung zu verſprechen, wenn ſie auf franzöſiſchem Gebiet bleiben oder die Zurückgabe ihrer Güter erlangen wollten. Eine unbedingte Löſchung aller Emigranten war für den Augenblick unmöglich.

Das Glück reizt die Thätigkeit der Feinde. Ein Häuflein Republikaner machte den Anſchlag, den erſten Conſul zu ermorden. Das iſt die Geſchichte Ceracchi der Verſchwörung des Bildhauers Ceracchi. Dieſer haſste Bonaparte gründlich, einmal, weil er ſich der Gewalt bemächtigt, dann weil er wieder einen Kirchenſtaat zugelaſſen hatte, weil er den Papſt beſchützte und die römiſche Republik nicht herſtellte.[1])

Arena. Gleicher Geſinnung mit ihm war der Corſe Arena, eines der Mitglieder des Rathes der Fünfhundert, welche am 18. Brumaire durchs Fenſter

[1]) Thiers, l. c. II, p. 135—137.

flohen; dann Topino-Lebrun, ein Maler von Talent, und einige andere Italiener. Sie kamen oft zusammen bei einem ehemaligen Beamten des Wohlfahrts-Ausschusses, Demerville. Der Inhalt ihres Geredes war stets, man müsse dem Ding ein Ende machen, den ersten Consul erdolchen; sei der Tyrann beseitigt, so würden bedeutende Männer auf ihre Seite treten wie Massena, Carnot, Lannes, Siéyès und Fouché. Wer aber sollte Bonaparte erdolchen? — sie selber hatten den Muth nicht. Sie wandten sich deshalb an einen Hauptmann Harrel, der missvergnügt war, weil er entlassen worden. Die Ermordung sollte in der Oper an einem Tage stattfinden, wo eine außerordentliche Vorstellung wäre. Harrel hatte aber auch den rechten Muth nicht, noch die zum Gelingen nöthige Verschwiegenheit: er theilte die Sache einem bekannten Kriegscommissär mit, der ihm rieth, die Regierung davon zu verständigen. Harrel ging am 20. September 1800 zu Bourrienne und zu Lannes und theilte das Complot mit. Beide meldeten dem ersten Consul, was sie vernommen. Harrel brauchte Geld, Bonaparte befahl, es ihm zu geben, aber unter dem Verbot, Fouché etwas davon zu sagen, denn er wollte diesem zeigen, dass er auch etwas von der Polizei verstehe. Nun kam Harrel wieder mit der Meldung, der Waffenschmied wolle ihm, trotzdem sie Geld hätten, ohne frühere Genehmigung keine Dolche verkaufen. Somit war der Waffenschmied zu Fouché gegangen und dieser hatte ihm verboten, den Verschworenen Waffen zu verkaufen; also hatte Fouché schon Kunde von dem Plan.[1]) Am 10. October sollte eine neue Oper aufgeführt werden, welcher der erste Consul beiwohnen wollte. Alle Vorsichtsmaßregeln gegen die Verschworenen waren getroffen. Die angeblichen Mitconsuln riethen Bonaparte, in das Theater zu gehen, weil keine Gefahr mehr bestehe, denn die verlässlichsten Wachen waren doppelt aufgestellt. Die Mörder waren an den vorbestimmten Plätzen, aber alle nicht bewaffnet. Ceracchi stand dem ersten Consul am nächsten, hatte aber keinen Dolch bei sich. Auf einen Wink wurden alle verhaftet; Topino-Lebrun und Arena, die nicht gekommen waren, nahm die Polizei in ihren Wohnungen fest.

Ziel. Harrel. Anzeige. Fouché.

Bourrienne meint: „Es ist erwiesen, dass die Verschwornen dem ersten Consul nach dem Leben trachteten und nichts unversucht ließen, um ihren Zweck zu erreichen. Doch kann man auch mit Recht sagen, dass es ebenso leicht gewesen wäre, das Complot, das man nur nach Harrels Entdeckung kannte, aufzulösen und das Ungewitter zu zerstreuen, als dasselbe immer mehr zusammenzutreiben. Harrel versprach den Verschworenen, ihnen Mitglieder zu verschaffen und die neuen Mitglieder, die er brachte, waren nur Beamte Fouchés; die Verschwörung wurde also durch Beamte der Polizei so weit geführt, als man sie haben wollte.“[2])

Bourriennes Urtheil.

Die Nachricht von dieser Verschwörung Arenas und Ceracchis erregte Schrecken: Was würde geschehen, wenn das Oberhaupt des Staates dem Dolch eines Meuchlers erläge? Eine Menge Adressen an den ersten Consul sprachen alsbald den Gedanken aus, welch große Interessen sich an sein Leben knüpften; die Vorsehung, welche ihn vor der Wuth der Meuchelmörder geschützt habe, sei viel mehr die Vorsehung Frankreichs, als seine eigene. Der erste Consul pflegte in seinen Antworten die Gefahr herab-

Folgen. Besorgnis.

[1]) Thiers, l. c. II, p. 143—145, 157—159.
[2]) Bourrienne, Mémoires, IV, ch. 12, am Schluss.

zusetzen, sowohl aus Rücksicht für seine Sicherheit, als für seine Würde. Desungeachtet war die Sorge, sein Leben zu schützen, eine rege: wenn die Familie Bonaparte eine Dynastie wurde, so hatten Verschwörungen, die Napoleons Leben bedrohten, keine Aussicht mehr, Frankreich in die Revolution zurückzuwerfen.

Flugschrift für Bonaparte.

Aus dieser Ansicht gieng eine Schrift hervor, die unter dem Titel: „Parallele zwischen Cäsar, Cromwell, Monk und Bonaparte“[1]) die Bedenken gegen den Fortschritt zur Monarchie zu beruhigen suchte. Cromwell war ein Fanatiker, ein geschickter Bösewicht. Hätte Robespierre mehr Muth gehabt, er wäre sicher ein Cromwell geworden. Der General Bonaparte blieb den Verbrechen beider fern, und hat sich zugleich als Sieger in so vielen Schlachten einen unsterblichen Ruhm erworben; er hat das barbarische Fest zur Feier des Königsmordes abgeschafft, er machte den Schrecken der Revolution ein Ende; er ehrt Wissenschaft und Künste. Monk ist mit Bonaparte in gar nichts zu vergleichen. Er weiß weder, wo er das Schiff der Revolution scheitern lassen muss, und hat nichts gemein mit dem festen Geist Bonapartes; er verrieth die Revolution für den Titel eines Herzogs von Albemarle. Wer aber will Bonaparte, vor dessen Schlägen der Erdkreis verstummt, anrathen, was er zu thun habe? Auch mit Cäsar ist Bonaparte nicht zu vergleichen, denn Cäsar war der Führer der römischen Demagogen gegen die Partei der rechtschaffenen Leute. Aus diesem Vergleiche wurde der Schluss gezogen: wie glücklich wäre die Republik, wenn Bonaparte unsterblich wäre! — Wo aber sind seine Erben? — Wo sind Einrichtungen, die seine Wohlthaten aufrecht erhalten? Wenn er durch den Dolch eines Meuchlers fällt, so kommt eine Prätorianerherrschaft oder die Bourbonen kehren zurück, und Frankreich wird sich in einer Lage befinden, wie England nach der Rückkehr Karls II. oder unter der Regierung Jakobs II. Die Schrift schloss mit den Worten: „Franzosen, Ihr steht am Rande eines Abgrundes!“

Schlimmer Eindruck.

Diese Schrift, welche Bonapartes Gang zur Monarchie beschleunigen sollte, erregte ein peinliches Aufsehen. Von allen Seiten liefen Gerüchte ein über den bösen Eindruck, den sie mache. Man war eben aus dem Schrecken der Republik herausgekommen, aber noch keineswegs geneigt, über den Vortheil der Monarchie die Freiheit zu vergessen, für welche so viele Opfer gebracht worden waren. Diese Schrift musste darum verleugnet werden.

Verfasser.

Wer hatte die Schrift verbreitet? Lucian, der Bruder Bonapartes, damals Minister des Innern. Wer hatte sie geschrieben? Die Eleganz des Stiles deutete auf Fontanes hin. Bonaparte fragte Bourrienne:[2]) „Haben Sie diese Broschüre gelesen? Was halten Sie davon?“ — Bourrienne gab die Antwort: „Ich glaube, diese Flugschrift kann den nachtheiligsten Einfluss auf die öffentliche Meinung haben; sie scheint mir nicht zeitgemäß zu sein, denn sie enthüllt zu frühzeitig Ihre Pläne.“ — Bonaparte ließ sogleich Fouché kommen, den Polizeiminister: „Was hat es mit dieser Schrift für ein Bewandtnis? was sagt man davon in Paris?“ — „Man hält sie für

Bourrienne.

[1]) Thiers, l. c. II, p. 160—164. — Bourrienne, l. c. IV, chap. 13.
[2]) Bourrienne, l. c. IV, chap. 13.

äußerst gefährlich!" antwortete Fouché. — „Es ist unverzeihlich, daſs Sie dieselbe erscheinen ließen." — „Ich muſste auf ihren Verfasser Rücksicht nehmen!" — „Sie hätten ihn ins Gefängnis schicken sollen!" — „Ihr Bruder Lucian hat diese Schrift unter seinen Schutz genommen, sie ist auf seinen Befehl veröffentlicht worden und ist vom Ministerium des Innern ausgegangen." — „Ihre Pflicht als Polizeiminister war, diesen Schwachkopf in Haft zu nehmen und mich nicht bloßstellen zu lassen!" — Mit diesen Worten entfernte sich Bonaparte und warf die Thüre zornig hinter sich zu. Fouché sagte nachher lächelnd zu Bourrienne: „Ich den Verfasser ins Gefängnis setzen lassen! Da ich besorgte, daſs die Schrift einen üblen Eindruck machen müsse, gieng ich, sobald ich davon hörte, zu Lucian und hielt ihm seine Unvorsichtigkeit vor. Statt mir zu antworten, zeigte dieser mir ein Manuscript, welches, wie ich mit eigenen Augen sah, Verbesserungen und Anmerkungen von der Hand des ersten Consuls enthielt."[1] Fouché.

Lucian kam und machte Bonaparte Vorwürfe, daſs er ihn vorangestellt und nun verlassen habe. Bonaparte nannte ihn einen Dummkopf. Lucian legte das Ministerium nieder, ward aber dafür von Bonaparte zum Gesandten in Madrid ernannt, wo er den Krieg Spaniens gegen Portugal betreiben sollte und Gelegenheit bekam, auf Kosten Portugals sich zu bereichern. — Also so schnell, wie Bonaparte wünschte, gieng es doch nicht der Monarchie zu![2] — Lucian nach Portugal.

Der Norden und England. Rücktritt Pitts. Ministerium Addington.

Die Niederlage bei Hohenlinden und der Friede zu Luneville veränderten die politische Lage Europas. Österreich trat schwerverwundet vom Kampfplatz zurück, England stand allein und sollte jetzt den Krieg führen gegen fast ganz Europa und unter erschwerenden Umständen. Das war die Wirkung von Bonapartes Feldherrngeist und von seinem Talent der Unterhandlung. Italien stand unter Frankreich, Spaniens Häfen waren England verschlossen und auch Portugal war gezwungen, Frankreichs Willen zu folgen. Im Norden Europas war ein großer Bund im Werk zwischen Rusland, Schweden, Dänemark, Preußen, der eine Flotte zusammenbringen konnte, nahezu so groß als die englische, wenn auch nicht so kampfgeübt wie diese. Paul I. war gegen England bitter gereizt durch die fortwährende Durchsuchung neutraler Schiffe. Europa gegen England. Paul I.

Der Czar hatte an Bonaparte geschrieben: „Bürger, erster Consul! Ich schreibe Ihnen nicht, um mit Ihnen über die Rechte der Menschen und Bürger zu streiten; jedes Land wählt die Regierungsform, die ihm am zweckmäßigsten scheint. Wo ich einen Mann an der Spitze der Geschäfte sehe, welcher die Menschen zu bewältigen und zu regieren versteht, so erwärmt sich mein Herz für ihn. Ich schreibe an Sie, um Ihnen das Missfallen zu erkennen zu geben, das ich gegen England empfinde, welches das Völkerrecht verletzt und nur von selbstischen Rücksichten geleitet wird. Ich wünsche, mich mit Ihnen zu verbinden, um der an Bonaparte.

[1] Bourrienne, l. c. IV, chap. 13.
[2] Thiers, l. c. II, p. 165–166, übergeht den letzten Zug.

Ungerechtigkeit dieser Regierung Schranken zu setzen.“ [1]) — Wir sahen, wie bereitwillig Bonaparte in diese Mahnung eingieng, wie er Nordamerika für das Seerecht der Neutralen gewann, wie Schweden und Dänemark am 16. December 1800 ein Seebündnis mit Russland abschlossen, und wie Preußen am 19. December demselben beitrat. Paul I. legte nicht bloß Embargo auf alle englischen Schiffe in seinen Häfen, sondern ließ auch den Erlös unter die Russen vertheilen,

Preußen. welche Ansprüche an englische Unterthanen hätten. Zögernd trat Preußen dem Bund am 19. December bei. Haugwitz hatte lange Besprechungen mit dem englischen Gesandten Carysfort, der Englands Maßregeln vertheidigte, während Haugwitz darin eine Anmaßung der Oberherrlichkeit über das Meer sah; keine Nation habe den Engländern die Durchsuchung der Schiffe zugestanden, sondern alle hätten sich immer dagegen verwahrt und müssten jetzt zu den Waffen greifen, da man sonst zu keinem Verständnis kommen könne. Das Bündnis sei nur zum Schutz und könne, wenn England gerecht sei, nicht seinen Unwillen erregen.[2])

England trotzt. Wie antwortete England? Am 14. Januar 1801 wurde Embargo auf alle Schiffe der bei dem Vertrag betheiligten Mächte gelegt, ausgenommen die preußischen, weil man damals noch hoffte, Preußen dem Bunde abwendig zu machen. Kaperbriefe wurden ausgegeben, eine Menge englischer Raubschiffe trieben jetzt die Handelsschiffe aller nordischen Mächte auf. Da erklärte Preußen, dass es Hannover vorläufig besetzen werde, und am 3. April 1801 rückten in der That auch 24.000 Preußen ein und besetzten zugleich Bremen und Oldenburg; zu gleicher Zeit besetzten Dänen das Hamburger Gebiet und dehnten auch auf diesen großen Hafen das Embargo aus.

England isolirt. So waren denn damals vom Nordcap bis Gibraltar den Engländern alle Häfen verschlossen. So stand also England allein ganz Europa gegenüber. Welche Wendung der Dinge! 1799 war ganz Europa mit England vereint gegen Frankreich! Der Krieg wurde um so drückender für England, weil durch den häufigen Regen die Ernte der Jahre 1799 und 1800 größten-

Theuerung. theils zugrunde gerichtet wurde. Die Lebensmittel waren um das Vierfache im Preise gestiegen.[3]) Sonst hatte England Getreide aus Russland, Norddeutschland, Dänemark und Nordamerika erhalten, jetzt war es im Krieg mit diesen Mächten. Die Stimmung war sehr düster unter dem Volk.

Unruhen. Unruhen brachen an mehreren Orten aus. Bäckerläden, Magazine wurden geplündert. Die Regierung that, was möglich war, um die Noth zu lindern. Man theilte in den Kirchspielen nicht Geld aus, wodurch das Brot nur vertheuert worden wäre, sondern Nahrungsmittel, Fleisch und Gemüse. Man verbot die Verwendung des Getreides zum Brantweinbrennen, man setzte beträchtliche Preise aus für Schiffe, die Getreide heimbrächten, man suchte es durch Schmuggel aus der Vendée zu bekommen. Man sandte Flotten aus, um Reis aus Indien, Weizen aus den Ländern des Mittelmeeres und aus Südamerika zu erhalten. Der König erließ einen Aufruf an alle wohlhabenden Familien, die mit ihren Nahrungsmitteln wechseln könnten, möglichst wenig Brot zu verbrauchen.

---

[1]) Napoléon I, Mémoires, II, p. 129. — Thiers, l. c. II, p. 296.

[2]) Lefèbre, Geschichte der Cabinete Europas, I, S. 129. — Dumas, Précis, VI, p, 96, 121—123.

[3]) Im Winter 1800 bis 1801 stieg der Bushel Weizen auf 1 Pfund 4 Schilling.

Die Noth wurde bitter empfunden, aber mit Standhaftigkeit ertragen. Bitter jedoch wurde geklagt über den steten Krieg, und dass Pitt in seinem Hass gegen Frankreich die Gelegenheit, die Bonaparte nach seinem Sieg bei Marengo angeboten, nicht ergriffen hatte. So wandte sich die Stimmung gegen Pitt, der, obschon erst sechsundvierzig Jahre alt, doch schon siebzehn Jahre Minister gewesen war und mit seltenem Geschick das Steuer des Staates in Stürmen und an Untiefen vorüber glücklich geleitet hatte. Unter diesen Umständen trat am 22. Januar 1801 das Parlament zusammen, das erste Parlament der drei Länder, das erste Imperial-Parlament, denn zum erstenmal nahmen die irischen Abgeordneten Antheil an den Sitzungen, die lange ersehnte Union war ins Leben getreten.[1])

Unmuth gegen Pitt.

Parlament.

Union.

Vorfragen, Wahlprüfungen waren zu erledigen; am 9. Februar eröffnete Georg III. die eigentlichen Verhandlungen. Seine Rede beklagte den unglücklichen Verlauf des Krieges mit Frankreich und die Ungerechtigkeit des Petersburger Hofes, der im Bunde mit Schweden und Dänemark ein neues Seerecht aufstellen wolle, und drückte seine Geneigtheit aus, den ersten Anlass zu benützen, wo man mit Sicherheit und Ehre den gegenwärtigen Zwist schlichten könne. Er wünsche sehr, den Unterthanen des vereinigten Königreiches die Segnungen des Friedens zu verschaffen.

Georg III.

Pitt hatte bittere Angriffe zu bestehen. Diesmal hoffte ihn die Opposition endlich zum Fall zu bringen. Fox, Sheridan, Thierney, Grey, Holland waren vereint gegen ihn. Alle Leiden der Gegenwart wurden seiner Kriegslust zugeschrieben, die Hungersnoth, die Unruhen auf dem Land und in den Städten; er habe die Staatsschuld über alles Maß erhöht, er habe England des fremden Getreides beraubt. Die Franzosen hätten Ägypten geräumt, wenn er nicht den Vertrag von El-Arisch verworfen hätte. Bitter wurde die Art seiner Kriegführung angegriffen, die wirklich auch große Blößen bot, denn Pitt war kein militärisches, wohl aber ein politisches Talent. Alle Nationen wichen von England in der Frage des Durchsuchungsrechtes ab; warum er so hartnäckig darauf bestanden sei und England so viele Feinde auf den Hals geladen habe! Dann wurde ihm sein Irrthum vorgeworfen, er habe immer Bonaparte als einen jungen Waghals dargestellt, den man einer Unterhandlung nicht einmal würdigen dürfe, und jetzt beherrsche dieser junge Waghals großartig Europa!

Die Opposition.

Klagen wider Pitt.

Pitt vertheidigte sich muthig: er hob hervor, hätte England nicht beharrlich der Revolution widerstanden, so wäre es ihm gegangen, wie es Venedig, Neapel, Piemont, der Schweiz, Holland und den geistlichen Staaten Deutschlands ergangen sei. Allerdings sei Frankreich zu Land mächtiger geworden, England aber ebenso zur See. Die Staatsschuld sei allerdings gewachsen, aber auch Handel und Schiffahrt, welche die Mittel zur Deckung liefern. Man habe mit Frankreich nicht unterhandeln können, solange die Machthaber in Frankreich wie Eintagsfliegen aufeinander folgten, und kein Verlass auf ihren Bestand war. Seit die Regierung Bonapartes sich kräftige, habe man sich bereit gezeigt, auf billigen Grundlagen mit ihm zu unterhandeln. Die Lehrsätze der Neutralität könne England nie und nimmer annehmen, denn dann genüge ein Kanonenboot, um den Handel der ganzen Welt zu geleiten. England könne dann nicht mehr hindern,

Vertheidigung.

[1]) Parliamentary history, XXXV, p. 895, 915, 934, 966.

dass die Schätze Perus und Mexikos nach Spanien gelangen, dass Frankreich seine Bedürfnisse für die Flotte aus dem Norden beziehe. „Lieber wollen wir uns einhüllen in unsere Flagge und uns so begraben im tiefsten Meer, als dass wir die Aufnahme solcher Grundsätze in das Seerecht der Völker gestatten!“ [1]) — So beredt auch die Klagen gegen Pitt ausgesprochen waren, so ernst auch die Stimmung des Volkes und die Gefahr des Krieges war, so war doch das Ansehen Pitts so mächtig, dass das Haus der Gemeinen ihn mit 245 gegen 63 Stimmen unterstützte.

Pitt siegt,

tritt aber doch zurück,

Desungeachtet wurde dem Parlament am 10. Februar bekannt gemacht, dass die Minister nur noch so lange die Siegel führen würden, bis ihre Nachfolger ernannt wären, und traten kurz darauf Pitt, Grenville, Spenser, Dundas aus dem Ministerium aus. Was war der Grund? Es war Gebrauch in England, den eigentlichen Grund vom Rücktritt eines Ministeriums zu verschweigen, um die Krone nicht in Verlegenheit mit dem Parlament zu bringen. Nun sagte Pitt, der wahre Grund seines Rücktrittes sei die Unmöglichkeit, den irischen Katholiken jene Zugeständnisse zu erwirken, die er ihnen versprochen habe, wenn sie in die Vereinigung des irischen Parlamentes mit dem englischen willigten. Der König wollte nicht zustimmen, weil er bei seiner Krönung geschworen: „Die gesetzlich bestehende protestantische Regierung aufrecht zu erhalten.“ [2]) — Desgleichen fänden hervorragende Männer, dass die volle Gleichberechtigung der Katholiken mit den Protestanten zuwider sei der Bill of Rights, der Test- und Corporationsacte und dem Bestand der ganzen englisch-protestantischen Kirche.

warum?

Der wahre Grund.

Manche glaubten, dies sei nicht der eigentliche Grund, sondern Pitt habe den Katholiken zuviel zugesagt und sehe nun ein, dass er sein Wort nicht halten könne; er habe nun unter dem ehrenvollen Vorwand, er könne sein Versprechen nicht einlösen, sich seinen Verpflichtungen entzogen. Andere behaupten, Pitt habe die Nothwendigkeit eingesehen, Frieden mit Frankreich schließen zu müssen, habe aber auch das Vorgefühl gehabt, dieser Frieden werde nicht lange dauern und der Krieg von neuem beginnen; er habe bei seinem Hass gegen Frankreich und Bonaparte diesen Frieden nicht abschließen mögen, um nachher, wenn der Krieg ausbreche, das Ruder mit Ehren wieder ergreifen zu können. Nichols behauptet, entmuthigt durch die Niederlage Österreichs, aber fest in seinem Entschluss, den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen, habe Pitt Preußen gegen Frankreich in Waffen zu bringen gedacht und dem König vorgeschlagen, die Abtretung eines Theiles seiner deutschen Besitzungen an Preußen geschehen zu lassen; der König aber habe sich über diesen Vorschlag mit Entrüstung ausgesprochen. — Die drei George hiengen ja mehr an Hannover als an England — und dieser Vorschlag Pitts und die dadurch bewirkte Aufregung habe den König wieder krank gemacht. Welcher ist der wahre Grund?

Pitt hat in der That ein ernstliches Gutachten für die Emancipation der Katholiken dem König übergeben, in welchem er nachwies, dass die Befürchtung,

---

[1]) Parliamentary history, XXXV, p. 974, 978.
[2]) Stanhope, Life of Pitt, III, im Anhang.

die man an dieselbe knüpfe, nicht mehr haltbar sei.[1]) Georg III. aber gab in einem Schreiben entschieden verneinende Antwort,[2]) dass seine Pflicht ihn durchaus hindere, auf Pitts Wünsche einzugehen. Er habe die höchste Meinung von seiner Begabung, von seiner Rechtschaffenheit, und sein Herz sei für ihn eingenommen; um so schmerzlicher sei es ihm, seinem Wunsch entgegenzutreten, denn das Gefühl seiner religiösen, wie seiner politischen Pflicht, hätte ihm, dem König, vom Augenblick, da er den Thron bestieg, den Eid, den die Weisheit der Vorfahren bei der Krönung dem König vorgeschrieben, zur unabweislichen Pflicht gemacht; die Kirche von England beruhe auf diesem Eid, und diejenigen, welche Ämter im Staate bekleiden, müssten Mitglieder der Kirche von England sein, und nicht bloß dem Papstthum abschwören, sondern auch die heilige Communion nach den Vorschriften der anglikanischen Kirche empfangen. In ähnlicher Weise hatte sich der König mehreren Lords gegenüber ausgesprochen. Wenn es seine religiöse Überzeugung galt, war Georg III. fest und scharf wie ein Diamant. Von diesem König war also für die Katholiken nichts zu erreichen. Darum trat Pitt jetzt zurück, wahrscheinlich die Hoffnungen bereuend, die er den Katholiken auf vollständige Emancipation gemacht, indem er das Heute dem Morgen opferte. Auch während seines spätern Ministeriums hat darum Pitt gar keinen Versuch mehr gemacht, den König für die Wünsche der Katholiken zu stimmen. Georg III.

Vielleicht durch die Aufregung, welche diese Frage veranlasste, verfiel König Georg III. einen Monat lang wieder in Geisteskrankheit, die jedoch kein Engländer, kein Redner in der Opposition, Wahnsinn zu nennen wagte, so tief war die Verehrung für die Person des Königs und das royalistische Gefühl! Man sprach mit größter Zartheit von seiner Krankheit; Pitt leitete darum auch die Geschäfte fort, bis der König Mitte März wieder genas. — Dann erst trat das neue Ministerium in Wirksamkeit. — Übrigens war es nur eine Fortsetzung vom Ministerium Pitts und verfolgte dieselben Ziele. Addington stand an der Spitze, der Sohn des Leibarztes Georgs III., bisher Sprecher im Unterhaus, ein Anhänger Pitts; Lord Hawkesbury, später Lord Liverpool, wurde an Grenvilles Stelle Minister der auswärtigen Angelegenheiten; beide waren verständige und gemäßigte Männer, wenn auch nicht Talente wie Pitt. Dieser erklärte, dass er die Geschäfte nur aus Pflichtgefühl in dieser außerordentlichen Lage fortführe, die er auch nicht einen Augenblick länger, als durchaus nothwendig wäre, verlängern möchte. Als der König genas und die neuen Minister erklärten, dass sie von Achtung gegen ihre Amtsvorgänger durchdrungen seien, und dass sie deren Politik für eine heilsame hielten, und in deren Fußstapfen treten wollten, warf die Opposition ihnen die Frage entgegen: „Was wollt Ihr dann im Ministerium? Wollt Ihr dasselbe Verfahren beibehalten, so waren ja die austretenden Minister weit mehr zur Verwaltung des Landes befähigt als Ihr, die gegenwärtigen!“[3]) — Georg III. krank. Ministerium Addington.

---

[1]) Es ist abgedruckt in Life of the right honourable William Pitt by Earl Stanhope, III. London 1862. Nichols hat Unrecht.

[2]) Sein Schreiben ebenda, p. XXVIII—XXX.

[3]) Napoléon I, Mém., II, p. 137—138. — Dumas, Précis, IV, p. 169—172.

Die Seeschlacht bei Kopenhagen.

Krieg und zwar schnell.

In der That vollzog das neue Ministerium nur die Pläne Pitts und rüstete alsbald zu einem großen Schlag gegen die Neutralen. Wenn England schlagen wollte, musste es schnell geschehen, denn Dänemark, Schweden, Russland, Preußen zusammen bildeten eine Seemacht, so groß wie die englische. —

Schweden.

Schweden besaß 18 Linienschiffe und 14 Fregatten, nebst einer großen Anzahl kleiner Fahrzeuge. 20.000 Landtruppen waren bereit, an jeden Ort

Dänemark.

der Küste zu eilen. — Dänemark besaß 23 Linienschiffe und 14 große Fregatten. Die dänische Flotte war die kriegstüchtigste unter den Neutralen. —

Russland.

Russland hatte 82 Linienschiffe und 40 Fregatten. Hätte dazu noch die holländische stoßen können, so hätte die vereinigte Flotte triumphierend in den britischen Canal einzulaufen vermocht, jedenfalls hätten sie die blockierten Häfen freimachen und eine Landung in Irland oder England versuchen können.

England rüstet.

England musste also schnell rüsten. Das Parlament bewilligte rasch, was Pitt selber als nöthig von ihm verlangte: 25,500.000 Pfund für Großbritannien, 4,300.000 Pfund für Irland, Erhöhung der Zölle und Accise, um die Zinsen für das Anlehen aufzubringen; 139.000 Matrosen und Seesoldaten, 120 neue Linienschiffe, so dass die gesammte Flotte sich auf 200 Linienschiffe und 250 Fregatten belief.

In Yarmouth wurde ein Geschwader versammelt, das aus 18 Linienschiffen, 4 Fregatten und einer Menge Kanonenboote, im ganzen aus 52 Segeln

Parker.

bestand. Sir Hyde Parker wurde zum ersten Befehlshaber, Nelson wurde

Nelson.

zum zweiten Befehlshaber ernannt, obschon er an Ruhm der erste und der Liebling der Nation war.[1]) Aber Parker galt für besonnener als Nelson — und bei diesem siegte die Liebe zu seinem Vaterland über den Unmuth, dass er nur die zweite Stelle bekam; er war ja doch nach wie vor der Löwe in der Schlacht und der Held Englands.

Fahrt nach Kopenhagen.

Am 18. März segelte die englische Flotte aus Yarmouth ab, um einen Kraftstreich gegen Dänemark zu führen, ehe die Neutralen sich vereinigen konnten, um sie einzeln zu schlagen. Vansittard begleitete als politischer Bevollmächtigter

Vansittard.

das Geschwader. An Dänemark wurde das Ultimatum gestellt, sich vom See-

Ultimatum.

bündnis der Neutralen loszusagen, den Engländern seine Häfen zu öffnen und wieder zur provisorischen Vereinbarung vom vorigen August zurückzukehren, wo es versprochen hatte, seine Kauffarteischiffe nicht mehr zu geleiten. Der König von

Der Kronprinz.

Dänemark war unheilbarem Wahnsinn verfallen, der Kronprinz Friedrich, der erst 1841 als König gestorben ist, führte die Regierung, wies aber den Gedanken eines solchen Abfalls entschieden zurück: Dänemark und seine Bundesgenossen hätten keine Kriegserklärung erlassen, sondern sich darauf beschränkt, ihre seerechtlichen Grundsätze zu veröffentlichen. Die Engländer seien der angreifende Theil und hätten völkerrechtliche Grundsätze mit einem Embargo beantwortet. Dänemark werde die Feindseligkeiten nicht beginnen, aber energisch Gewalt mit Gewalt vertreiben. Das war feste und männliche Antwort. Die Dänen unterstützten ihren Regenten kühn

[1]) Southey, Life of Nelson, II, p. 94.

und freudig. Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern wetteiferten miteinander. Muth der Dänen.
Scharen von Arbeitern eilten herbei; Kinder verhehlten ihr Alter, um die Erlaubnis zu erhalten, an den Arbeiten der Befestigungen theilzunehmen. Die reichen Kaufleute boten große Summen, die Universität stellte 1200 Freiwillige. Alles sah mit opferwilligem Ernst der mörderischen Entscheidung entgegen.

Am 21. März verließ der britische Gesandte Kopenhagen, am 30. März In den Sund.
erschien die englische Flotte im Kategat. Parker ließ fragen, ob seiner Flotte erlaubt sei, durch den Sund zu fahren? Der Befehlshaber von Kronenburg antwortete, dies könne keiner Kriegsmacht erlaubt werden, deren Bestimmung unbekannt sei, worauf Parker sagen ließ, er nehme dies für eine Kriegserklärung. Der Wind war günstig und die Engländer versuchten die Durchfahrt, ein Schiff hinter dem andern, Nelson an der Spitze. Wenn von Kronenburg und dem gegenüberliegenden Helsingborg zugleich die Batterien spielen, ist die Durchfahrt sehr gefährdet. Die Dänen in Kronenburg schossen tapfer darauf los, allein die Kanonen in Helsingborg schwiegen; die Flotte von Karlskrona war nicht ausgelaufen und die Scheerenflotte nicht zur Stelle. Die Engländer fuhren sicher der schwedischen Seite entlang, über tausend dänische Kugeln fielen nutzlos ins Wasser, die englischen Matrosen lachten. Man hat dies oft für eine Treulosigkeit Gustavs IV. erklärt, aber mit Unrecht. Er hatte kurz vorher bei Gustav IV.
einer Zusammenkunft mit dem Regenten die Vertheidigung des Sundes in Anregung gebracht, aber auch die Hälfte des Sundzolles begehrt; der Regent hatte aber dazu geschwiegen, als ob er auf die Vertheidigung des Sundes gar keinen Wert lege.[1])

Die Durchfahrt dauerte vier Stunden; am 1. April erschien die eng- Durch den Sund.
lische Flotte vor Kopenhagen, wo die Dänen den Feind erwarteten und die Mittel zur Vertheidigung angehäuft hatten. In der Stadt lag eine Besatzung von 10.000 Mann und ebensovielen Freiwilligen. Eine Reihe von Blockschiffen oder schwimmenden Batterien war in der ganzen Länge Kopenhagens festgekuppelt, um das Feuer des Feindes von der Stadt fern zu halten.

Am Nordende der Stellung war das Werk Trekorner oder die Drei- Stellung der Dänen.
kronenfestung, welche den Eingang in den Hafen beherrschte und ihr Feuer mit dem der Citadelle verband. Es war ausgerüstet mit 70 Feuerschlünden von schwerstem Caliber, 4 Linienschiffe lagen vor dem Hafen. Auf der Insel Amark war eine Reihe von Batterien. Die eigentliche Flotte lag tief im Hafen; man erwartete noch dazu die Matrosen aus Norwegen. Die Dänen wollten ihre Flotte zudem nicht ohne Noth aussetzen und bargen sie daher im Innern des Hafens; sie waren nicht reich genug, um sogleich eine neue Flotte anzuschaffen, wenn diese zerstört wurde. Zwei Zugänge führten zum Hafen, der eine war das Holländertief, der andere das Königstief, beide waren getrennt durch die Insel Middelgrund. Am 1. April kundschafteten die Engländer die Stellung der Dänen aus. Nelson entwarf einen Plan, der dem von Abukir auf ein Haar gleicht: er Nelsons Plan.
wollte längs dem Middelgrund durch das Holländertief segeln, dann herumbiegen und durchs Königstief wieder heraufkommen und sich Schiff gegen Schiff vor der Linie der Dänen aufstellen. Indessen sollte Capitän Riou die Dreikronenfestung

[1]) Southey, l. c. II, p. 95—130 — Jomini, Guerres de la Révolution, XIV, p. 252—257. — Thiers, l. c. II, p. 313, behandelt diese Frage entscheidend.

angreifen, ihr Feuer zum Schweigen bringen, dann mit etwa tausend Mann landen und sie im Sturm nehmen. Der Admiral Parker dagegen sollte bei der Reserve bleiben, um die Citadelle zu beschießen und die etwa beschädigten Schiffe aufzunehmen. Dieser Plan wurde im Kriegsrath angenommen. Nelson kam glücklich durch das Holländertief an die Südspitze von Amark und warf dort bei der Abenddämmerung am 1. April bei Drago die Anker aus. Das Signal, sich zur Schlacht bereit zu halten, wurde noch am Abend gegeben und mit lautem Freudengeschrei aufgenommen. Beim Abendessen war Nelson heiterer Laune und trank auf das Eintreten eines günstigen Windes, der am andern Tag nöthig war, um wieder gegen Kopenhagen hinaufzusegeln und gab seine Befehle bis ein Uhr. Am Morgen trat der günstige Wind ein und Nelson gab freudig das Zeichen zum Angriff. Um zehn Uhr begann die Schlacht, um eilf Uhr war sie allgemein. 2000 Kanonen donnerten auf beiden Seiten. Die englische Flotte und die dänischen Blockschiffe waren schnell in eine Wolke von Pulverdampf eingehüllt.[1])

Tapferkeit der Dänen.

Die Mannschaft der Blockschiffe und der vier Linienschiffe wehrten sich wie Helden, würdig des alten Ruhmes der Dänen. So oft auch die englischen Schiffe, die mit entsetzlicher Schnelligkeit und Sicherheit schossen, die Besatzung eines Blockschiffes niedergemäht hatten, immer traten wieder unerschrockene Bürger an Bord, auf das mit Blut und Leichen gefüllte Verdeck. Capitän Lassen harrte aus auf dem „Provensten", bis nur noch zwei Kanonen feuern konnten; diese vernagelte er dann, und sprang mit den wenigen Männern, die ihm noch geblieben waren, ins Meer und schwamm nach der Insel Amark. Ein anderes Wachschiff war sehr in Noth, der Kronprinz fragte seine Umgebung: „Der Capitän Thura ist gefallen, wer will sein Vertreter sein?"[2]) — „Ich!" entgegnete Capitän Schrödder see, der kurz vorher wegen Kränklichkeit den Dienst verlassen hatte, und eilte auf das Verdeck, wo ihm bald darauf eine Kugel die Brust zerschmetterte; sein Lieutenant übernahm jetzt den Befehl und führte ihn bis zum letzten Augenblick. Der „Danebrog" hielt lange das furchtbarste Feuer Nelsons aus; erst als das Schiff unlöschbar brannte, stürzte sich der Capitän ins Meer mit den wenigen Helden, die ihm noch geblieben waren, und rettete sich durch Schwimmen. Gleich darauf flog das Schiff in die Luft. Welmoes, ein Jüngling von siebzehn Jahren, stellte sich mit einem kleinen Schiff von 6 Kanonen und 24 Mann gerade unter den Bug von Nelsons Schiff auf und richtete dasselbe furchtbar her. Obschon belästigt von den Kugeln der englischen Seesoldaten, und umgeben von Verwundeten und Todten, kämpfte er bis zum Ende der Schlacht. — „Warme Arbeit", sagte Nelson, „der Tag kann für manchen von uns der letzte sein; doch möchte ich um alles in der Welt nicht anderswo stehen!"[3])

Befehl zum Rückzug.

Als der erste Befehlshaber, Sir Hyde Parker, drei englische Schiffe entmastet sah und drei auf dem Middelgrund aufgelaufen waren, gab er Nelson den Befehl zum Rückzug. Nelson wurde gemeldet, Numero 39, wodurch der Rückzug befohlen wurde, sei ausgehangen. Der Lord vom Nil hielt darauf sein Fernglas auf sein blindes Auge und rief: „Ich sehe das Signal nicht, lassen Sie nur mein Signal annageln, die Schlacht fortzusetzen! So beantworte ich solche Signale! Ich habe nur ein Auge, habe also das Recht, zuweilen blind zu sein." Um zwei Uhr war die äußere Linie der Dänen, bestehend aus sechs Linienschiffen und eilf schwimmenden Batterien, genommen oder in Grund gebohrt, verbrannt

Nelson gehorcht nicht.

[1]) James, Naval history, III, p. 98—101, 109, 111.
[2]) Jomini, l. c. XIV, p. 259—261. — Southey, l. c. II, p. 140—147.
[3]) Southey, Life of Nelson, II, p. 154. — Dumas, Précis, VI, p. 190—192

und vernichtet. Einige dänische Batterien verhinderten Nelson, die Prisen wegzunehmen; er schrieb an den Regenten Friedrich, er solle das Feuer einstellen, sonst würde er die Prisen in die Luft sprengen — sammt der Besatzung: die Engländer seien Brüder der Dänen, sie hätten genug gegeneinander gekämpft und dürften einander nicht vernichten. Der Regent befahl, das Feuer einzustellen, und Unterhandlungen begannen jetzt.

Unterhandlung.

Die Verluste waren beiderseits groß. Nelson hatte 1200 Todte, die Dänen hatten einen Verlust von 6000 Mann an Todten und Gefangenen zu beklagen. Am nächsten Tag, es war Charfreitag, wagte Nelson die von der trauernden Menge gefüllten Quais hinaufzugehen, um zu unterhandeln beim Kronprinzen. Hier umarmte Nelson den jungen Welmoes und sagte zum Prinzen, er solle diesen Tapfern zum Admiral machen. — „Mylord," erwiderte der Prinz, „wollte ich alle meine Tapfern zu Admirälen ernennen, so hätte ich keine Capitäne und Lieutenants mehr im Dienst!"[1])

Stillstand.

Die Unterhandlungen waren schwierig Obschon jedes Haus in Kopenhagen einen oder mehrere Todte zu beklagen hatte, so rüstete das Volk doch eifrig zur Fortsetzung des Kampfes. Der Regent wollte nichts von dem Vorhaben wissen, aus dem Bund der Neutralen auszuscheiden, die Häfen den Engländern zu öffnen und unter dem Vorwand, sich gegen den Zorn der Verbündeten zu decken, eine englische Besatzung in Kopenhagen aufzunehmen. Nelson überschritt seine Vollmachten und schloss nur einen Waffenstillstand ab auf vierzehn Wochen. Die Dänen traten darin vom Bund nicht zurück, aber alle Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Engländern sollten auf vierzehn Wochen stille stehen und nach Verlauf dieser Frist sollten beide sich in derselben Lage befinden, wie am Tage der Abschließung des Vertrages. Auch galt der Waffenstillstand nur für die dänischen Inseln und Jütland, nicht aber für Holstein, so dass die Feindseligkeiten an der Elbe fortdauern konnten. Die Engländer sollten auf Kanonenschussweite von allen dänischen Schiffen und Häfen sich entfernt halten, und nur durch das Königstief in die Ostsee fahren dürfen, jedoch Zufuhr jeder Art von Seeland her bekommen, und die Verwundeten zu ihrer Pflege an die Küste bringen können.

Vertrag.

Eine wichtige Nachricht war dem Regenten zugekommen, die er aber Nelson nicht mittheilte, um nicht dessen Forderungen zu steigern: der Urheber des Bundes, Kaiser Paul, sei plötzlich gestorben. —

Der Tod Pauls I. in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801.

Paul I.

Wir sahen, wie Paul in jeder Richtung bis zum Äußersten gieng; so auch in der Politik. Seine Abneigung gegen die Revolution wurde bald glühender Hass, er verbot nicht nur alles, was aus Frankreich kam,[2]) Bücher, Moden,

[1]) Jomini, Guerres de la Révolution, XIV, p. 259—261.

[2]) So zum Beispiel die rothen Hüte und die neumodisch zugeschnittenen Westen, und zwar sollte alles augenblicklich, ohne die geringste Zögerung geschehen, so dass es

Trachten, immer leidenschaftlich, sondern er suchte auch ganz Europa gegen die Franzosen aufzureizen und sandte ein Heer gegen sie nach Italien, ein anderes in die Schweiz, ein drittes auf englischen Schiffen, um ihnen auch Holland zu entreißen. Dieser Kreuzzug gegen die Revolution war den Russen ebenso zuwider, als jetzt seine Begeisterung für Bonaparte und sein neuester Hass gegen England. Er schmückte sein Zimmer mit dem Bilde Bonapartes, er trank öffentlich auf sein Wohl, er sandte ihm täglich Schreiben voll Freundschaftsbezeugungen. Er legte jetzt Beschlag auf die englischen Schiffe, auf englische Capitalien in Russland, er verbot allen Handel mit England und verletzte dadurch die Neigungen und Interessen des russischen Adels. England bezog sonst aus Russland Hanf, Getreide, Holz; jetzt aber giengen diese Waaren nicht mehr ab — und die Edelleute waren bitter in ihrem Einkommen geschädigt. Die Meinung, derart könne es nicht weiter fortgehen, wurde allgemein. Jeder fühlte sich unsicher und in jedem regte sich der Wunsch, von dieser Angst und Qual befreit zu sein, und so lag eine Verschwörung gegen den Kaiser in der Luft — und ihn selbst beschlich ein dunkles Gefühl vom Hass, den er erregte, und verbitterte sein Herz. Je heftiger er Missgriffe oft aus bester Absicht begieng, umso heftiger stürzte er sich dann das nächstemal in das Gegentheil. So hatte er eine Menge Beamte wegen Betrügereien nach Sibirien verbannt, dann, durch Bitten gerührt, wieder zurückberufen, ohne ihnen aber wieder Ämter anzuweisen. Sie traten ihm nun überall mit der Schilderung ihrer Noth und ihren Bittschriften um Anstellungen entgegen und im Ärger darüber sandte er sie schleunig wieder nach Sibirien.

Missgriffe.

aus Willkür.

Der Czar verwickelte sich immer tiefer in ein Netz von Willkürlichkeiten und Widersprüchen, aus denen er umso weniger einen Ausweg fand, je mehr er Schmeichlern verfiel. Sein Unwille schlug dann ungestüm auf Freunde und Feinde los, Entlassungen und Verbannungen folgten einander ohne Ende.

Doch fiel Paul I. nicht durch einen Aufstand des Volkes, sondern durch eine Palastrevolution, wie sie in den schlimmsten Zeiten der byzantinischen Geschichte vorkamen. Diejenigen, welche ihm am nächsten standen, fühlten sich am meisten bedroht und suchten sich von ihm freizumachen.

Palastrevolution.

Thiers nennt irrig den Grafen Pahlen als den Urheber dieser Verschwörung.[1]) Nicht Pahlen, sondern der Graf Panin, der Vicekanzler, früher

---

auf einmal nicht genug Schneider und Hutmacher in Petersburg gab, den erzwungenen Bedürfnissen der Einwohner zu entsprechen, die sich also genöthigt sahen, in aller Eile zwei Ecken auf ihre runden Hüte zu machen und ihre Westen zu verändern. Dergleichen despotische Einfälle würden vielleicht nur lächerlich gewesen sein, wenn nicht Knute und Kerker dagewesen wären, um die von dem Autokraten verordneten Moden genehm zu machen. Golowin, russische Charaktere. Grimma 1847. II, S. 550.

[1]) Thiers, l. c. II, p. 330.

Gesandter Russlands am preußischen Hof, war der erste, der den Gedanken, Paul von der Regierung zu entheben und seinen Sohn Alexander auf den Thron zu setzen, aussprach. Sein erster Gehilfe war der Admiral Ribas.[1] Doch mochte Panin nicht Alexander erheben, um dann von ihm als Kaisermörder aufs Schafott gesendet zu werden. Er schilderte darum dem Prinzen die Missgriffe des Vaters oft lebendig und stellte ihm vor, dass er, der Großfürst, als Mitregent an die Seite des Vaters gestellt werden sollte. Die Nation wünsche entschieden, ihn auf den Thron erhoben zu sehen, und der Senat, der Vertreter der Nation, werde den Kaiser ohne Zuthun des Großfürsten sogar zwingen, ihn als Mitregenten anzuerkennen. So sprach er oft mit Alexander, der mit Schmerz die Augen niederschlug und schwieg, wurde er doch selber oft vom Vater misshandelt. Paul mochte Alexander nicht, weil er wusste, dass nur der schnelle Tod seine Mutter Katharina verhindert hatte, ihn selber für regierungsunfähig zu erklären und seinen Sohn Alexander zu ihrem Nachfolger zu bestimmen. Alexander lebte in beständiger Angst vor seinem Vater, gerade wie Paul einst in Angst vor seiner Mutter gelebt hatte. Doch hütete sich Panin, von einer Ermordung des Kaisers zu sprechen.

Panin. Alexander.

Graf Pahlen war der Nächste, den Panin nach Ribas für den Plan gewann. Er war Polizeiminister, ohne ihn konnte die Verschwörung nicht gelingen; zugleich Gouverneur von Petersburg, als solcher hatte er alle Mittel in den Händen, den Plan auszuführen, aber auch scheitern zu machen. — Er war der Überzeugung, dass alles zugrunde gehen müsse, im Falle Paul fortregiere, und schloss sich darum eifrig der Verbindung an. Auch er sprach oft mit Alexander von den Fehlern des Vaters und von der Nothwendigkeit, ihm die Macht zu entziehen. Alexander vergoss darüber viele Thränen, gab endlich nach, forderte aber auch von Pahlen einen fürchterlichen Eid, dass man sich nie am Leben seines Vaters vergreifen dürfe. Es war ein Irrthum, dass Alexander meinte, man könne einen Mann, wie Paul I., zur Abdankung zwingen, ohne ihm das Leben zu nehmen. Doch verschob er von Tag zu Tag die Genehmigung der That, und die Gefahr der Verschworenen wurde dabei immer größer. Wer stand dafür, dass nicht irgend einer der vielen jungen Officiere, die man in das Geheimnis einweihen musste, aus Unbesonnenheit etwas aussagte, was zur Entdeckung und bei dem heftigen und leidenschaftlichen Charakter Pauls zur Verbannung nach Sibirien oder aufs Schafott führte? Allerdings war Pahlen ein Schutz für die Verschworenen, er war ein Mann von scharfem Verstand, unerschütterlicher Kaltblütigkeit und Meister in der Kunst der Verstellung. Eine Äußerung Pauls zu Pahlen gebot Eile: „Es besteht eine Verschwörung gegen mich und mein Sohn ist mit den Verschworenen einverstanden.“ — „Es kann sein“, antwortete Pahlen ganz kalt. — „Und Sie selbst gehören dazu“, fuhr Paul fort, indem er ihn mit argwöhnischem Blick beobachtete. — „Allerdings“, entgegnete Pahlen mit derselben unverwüstlichen Ruhe, „wie könnte ich sonst der Verschwörung Herr werden?“ — Diese Ruhe beschwichtigte Paul, dem sichtlich ein Verräther das Geheimnis schriftlich mitgetheilt hatte. Paul hatte sich schon so sehr an den Gedanken gewöhnt, dass etwas gegen ihn im Plane sei, dass der Michailowische Palast, wo er wohnte, wie eine Festung aussah, und dass er in der Nacht die Thüre, die zum Gemach seiner Gemahlin führte, verrammelte. Wären seine Getreuen Rostoptschin und

Pahlen, Polizeiminister. Pauls Argwohn.

[1] Vgl. Bd. XIV dieses Werkes, S. 24, 27.

Araktschejew noch um den Kaiser gewesen, so wäre die Verschwörung schwerlich gelungen, allein es war wie ein Verhängnis für ihn, dass zuerst Rostoptschin durch die Ränke des Araktschejew und dann Araktschejew durch die unberechenbare Launenhaftigkeit Pauls mit allen Zeichen der Ungnade aus Petersburg entfernt wurden, während immer mehrere Theilnehmer dem Bund gegen Paul beitraten, Senatoren, Generale. Ja selbst die Kaiserin Maria Feodorowna hörte, dass etwas gegen den Kaiser im Plane sei. Ihre Vertraute, die Kurakin, sagte ihr, sie könne regierende Kaiserin, Selbstherrscherin von Russland werden, denn der Großfürst Alexander sei noch zu jung und zum Throne gar nicht reif, dagegen sei die glänzende Regierung der Kaiserin Katharina noch in aller Erinnerung. Auch gedenke man noch der schönen und glücklichen Zeit der Regierung der Kaiserin Elisabeth. Unter der Frauenherrschaft hätten sich die Russen immer am besten befunden, die Nation sehne sich nach der Herrschaft einer Kaiserin, zudem sei sie wegen ihrem Eifer für Wohlthätigkeitsanstalten beim ganzen Volk so beliebt. Das schmeichelte der Kaiserin: sie scheint aber die Gefahr für Paul nicht so nahe gehalten zu haben, sonst hätte sie ihren Gemahl gewiss gewarnt, und wäre die Katastrophe für sie nicht so unerwartet eingetreten. Oder es war die Angst für sich selber, was ihre Thätigkeit für ihren Gatten hemmte.[1])

Die Kaiserin.

Im Anfang des Jahres 1801 war nämlich auf ihre Einladung der Sohn ihres Bruders, der als General der Cavallerie in preußischen Diensten stand, der vierzehnjährige Prinz Eugen von Wirtemberg, zu Besuch nach Petersburg gekommen und der bildschöne, aufgeweckte Jüngling gefiel dem kaiserlichen Oheim außerordentlich. „Wissen Sie," sagte er zu seiner Gemahlin, „dieser kleine verflixte Kerl hat mein Herz erobert." — Jeden Tag stieg Eugen in seiner Gunst; der Kaiser ernannte, in allem extrem, ihn zum Commandeur des Malteserordens und auf der Parade führte er ihm ein Bataillon selber vor. Paul war nur Bewunderung für den herrlichen Jüngling und er hat sich in ihm nicht getäuscht. Wir werden dem Prinzen Eugen später als dem Helden von Kulm begegnen.[2]) Jetzt schien er ihm wie vom Himmel gesendet, er wollte ihn mit der Übergehung seiner eigenen Söhne zum Nachfolger ernennen, vorher aber das Strafgericht an der eigenen Familie ausüben, weil sie sich gegen ihn verschworen; er gedachte die Kaiserin Maria in Komogor einzusperren, Alexander aber in Schlüsselburg, Constantin in der Citadelle zu Petersburg in Haft zu halten; den jüngsten seiner Söhne, den spätern Kaiser Nikolaus, scheint er ganz übersehen zu haben. Das war „der große Streich", den er vollbringen wollte, wie er seiner Geliebten, der schönen Lapuschin, jetzt Fürstin Gagarin, sagte: „In kurzer Zeit werde ich einige Köpfe müssen springen lassen, die mir einst sehr lieb waren."

Eugen von Wirtemberg.

Jetzt hatte die Gefahr den höchsten Grad erreicht für die Verschworenen, aber auch für Paul, denn Pahlen erfuhr die Äußerung des Kaisers wahrscheinlich von seiner Geliebten und erzählte sie Alexander, der nun für das Leben seiner Mutter, seines Bruders und sein eigenes zu fürchten hatte, und wenn auch unter Thränen, jetzt die Einwilligung dazu gab, dass man den Kaiser zur Abdankung anhalte, wenn er sich auch eidlich versprechen ließ, dass gegen das Leben seines Vaters nichts unternommen werden dürfe. Pahlens

Alexander willigt in die Absetzung.

---

[1]) Sybels Historische Zeitschrift, III, S. 133—168.
[2]) Bernhardi, Geschichte Russlands, II, S. 2.

Worte vom Hass des Kaisers gegen seine Familie fanden sich in den Augen Alexanders bestätigt durch das Benehmen des Czaren in einem Hofconcert, wo er, vom Wein aufgeregt, wüthende Blicke auf die Kaiserin und seine Söhne warf, sie mit so drohenden Mienen und schnöden Worten anfuhr, dass den Anwesenden um ihr Leben bange wurde. Zum Unglück verbannte der Kaiser damals Bennigsen, einen Hannoveraner, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte und seit 1770 in russische Dienste getreten war und den die Kaiserin Katharina mit Gütern im Gouvernement Minsk beschenkt hatte, aus Petersburg. Pahlen aber, der Polizeiminister, forderte ihn auf, heimlich zu bleiben, und Bennigsen trat, sobald er wusste, dass Pahlen dabei war, an die Spitze der Verschwörung. Bennigsen.

So kam der 23. März, der letzte Tag für Paul I.; er sandte noch ein heftiges Schreiben an Baron Krüdener, seinen Gesandten in Berlin: er solle darauf dringen, dass Preußen feindlich gegen England einschreite, namentlich Hannover besetze, sonst werde er 80.000 Russen in Ostpreußen einrücken lassen. Pahlen schrieb unter den Befehl die Warnung: „Seine Majestät ist heute unwohl, das könnte Folgen haben.“[1]) — Also auch der Gesandte in Berlin scheint vom Plan, den Kaiser zu entthronen, gewusst zu haben. Ein großer Theil der vornehmen Welt in Petersburg wenigstens wusste davon. Der letzte Tag Pauls.

In zahlreicher Gesellschaft beim Fürsten Bieloselsky sagte einer: „Dem Kaiser geht es heute Abend nicht nach seinem Wohlgefallen.“ — Alle schwiegen darüber, wussten also vom Plan der Verschworenen. Wenn aber Alexander Kaiser wurde, welches war dann das Los des jungen Prinzen Eugen von Wirtemberg, welcher dem General Diebitsch anvertraut war, dem Vater des berühmten Sabalkansky? Diebitsch fürchtete, die Verschworenen möchten dem Prinzen ein Leid anthun, behielt ihn bei sich und ließ ihn nicht zu Bette, bis ein Officier kam mit der Meldung: „Es ist alles vorüber“; dann erst durfte der Prinz sich zur Ruhe begeben.[2]) Diebitsch

Es war alles vorüber, das Wetter hatte ausgetobt! Beim General Talisin hatten sich die Verschworenen an diesem Abend, ungefähr sechzig an der Zahl, zu einem Mahle versammelt. Platon-Zubow, der letzte Günstling Katharinas, kürzlich aus der Verbannung zurückberufen, war dabei, auch Bennigsen und Pahlen, der jedoch wenig sprach und nüchtern blieb, während man den jungen Officieren viel Wein einschenkte. Panin war gerade in Moskau, Ribas war gestorben. Darum wird des eigentlichen Urhebers der Verschwörung so wenig gedacht. Der Senator Troschtschinsky entwarf ein Manifest des Inhalts, der Kaiser habe krankheitshalber den Großfürsten Alexander zum Mitregenten angenommen; wenn Paul dieses nicht unterschreiben wollte, dann sollte er auf die Festung Schlüsselburg gebracht werden. Soldaten vom Semenowischen Regiment, dessen Befehlshaber Alexander war, hatten sich schon im Hofe Talysins eingefunden. Platon-Zubow und Bennigsen übernahmen es, die Angelegenheit mit dem Kaiser persönlich abzumachen. Andere Soldaten desselben Regiments sammelten sich in der Nähe des Michailowischen Palastes und sollten Zubow. Manifest.

[1]) „Sa Majesté est indisposé aujourd'hui; cela pourrait avoir des suites.“
[2]) Bernhardi, l. c. II, S. 421—437. — v. Wisin, Denkwürdigkeiten, S. 77.

unter Graf Pahlen für die Sicherheit der Verschworenen sorgen. „Wenn aber der Kaiser sich zur Wehr setzt," fragte ein junger Officier, „was soll dann geschehen?" — Pahlen gab ruhig zur Antwort: „Wenn man eine Omelette machen will, muss man Eier zerschlagen."[1]) — Man brach auf, Argamakow, der Adjutant des Kaisers, an der Spitze. Auf sein Geheiß wurde das Thor geöffnet. Er kannte alle Treppen und Gänge zum Zimmer des Kaisers. Im Vorzimmer waren zwei Husaren und zwei Kammerdiener. Die Schildwache in der Gallerie rief ihr „Wer da?" — Bennigsen antwortete: „Schweig! siehst Du nicht, wohin wir gehen?" — Die Schildwache rief: „Vorbeiziehen!" — wahrscheinlich im Einverständnis. Argamakow pochte leise an die Thür. Der Kammerdiener fragte: „Wer ist da?" — Argamakow antwortete, er wolle Rapport abstatten. Der Kammerdiener entgegnete: „Das kann um Mitternacht nicht geschehen!" — „Was schwätzt Ihr von Mitternacht, es ist sechs Uhr morgens, lasst mich hinein zum Kaiser oder fürchtet seinen Zorn!" — Der Kammerdiener verlor den Kopf und öffnete. Rasch drängten sich acht Officiere mit entblößtem Degen hinein. Der Kammerdiener verkroch sich erschrocken in einen Winkel. Ein Husar, der Widerstand leisten wollte, wurde von hinten zusammengehauen und stürzte mit einem Schrei zu Boden. All das war das Werk eines Augenblicks.

Argamakow.

Scene im Vorzimmer.

Bennigsen und Zubow traten in das Zimmer des Kaisers, fanden aber das Bett leer. „Gott! er ist uns entkommen!" — Der Lärm im Vorzimmer hatte Paul erschreckt, er war aufgesprungen, um sich zu verbergen. Bennigsen entdeckte ihn hinter einer spanischen Wand, wo eine Lampe brannte: da stand der Kaiser mit bloßen Füßen, nur mit einem Hemd, einer Nachtjacke und Schlafmütze bekleidet. Bennigsen salutierte und redete ihn mit lauter Stimme an: „Sire, im Namen des Kaisers Alexander, Sie sind mein Gefangener; es soll Ihnen kein Leid geschehen, wenn Sie sich nicht widersetzen." — Paul I. antwortete nichts: Schrecken und Verwirrung lag auf seinen Zügen; hin und wieder zitterte er wie vor Kälte oder Schrecken. Endlich sagte er zu Zubow: „Was machen Sie denn da, Platon-Alexandrowitsch?" — Ein Officier meldete Zubow, die Schlosswache sei widerspenstig und Pahlen komme nicht. Zubow eilte hinaus. Bennigsen blieb unerschüttert und wiederholte seinen Zuruf: „Sie sind verhaftet!" Paul suchte in das Nebenzimmer zu entkommen, wo Waffen von Officieren hiengen. Bennigsen kam ihm zuvor und verschloss die Thüre. Wäre Paul gleich besonnen gewesen, als er Geräusch hörte, so hätte er durch die Fallthüre unter seinem Bett entkommen können. — „Sire, Sie sind arretiert", wiederholte Bennigsen. — „Was heißt das, arretiert?"[2]) fragte der Kaiser. — „Bleiben Sie ruhig, Sire, sonst geht's an Ihr Leben!" — „Was habe ich denn gethan?" fragte der Kaiser. — „Sie sind ein Tyrann, schon seit vier Jahren hätte man ein Ende mit Ihnen machen sollen", entgegneten die Officiere, die jetzt auf den Kaiser eindrangen, weil er zu entkommen suchte. Man hörte ein Geräusch von außen. Zubow eilte in die Zimmer Alexanders, die sich unter denen seines kaiserlichen Vaters befanden. Dort war auch Constantin, eben jetzt in das Geheimnis eingeweiht. Beide Prinzen waren ergriffen von Unruhe und Sorge. Indes stürzten plötzlich mehrere Officiere auf ihren Vater los, andere wollten fortgehen. Bennigsen eilte zur

Bennigsen und der Czar.

[1]) „Quand on veut faire une omelette, il faut casser les oeufs."
[2]) Bernhardi, Geschichte Russlands, II, 2. Abth., S. 433.

Thür und drohte, jeden niederzustechen, der die Flucht ergreife: „Jetzt ist nicht mehr Zeit, zurückzutreten!“ Da drangen mehrere Verschworene, die völlig berauscht waren, in das Zimmer. Fürst Jaschwil, Generalmajor der Artillerie, stürzte auf den Kaiser los und warf ihn mit einem Faustschlag zu Boden; die Lampe und der Bettschirm fielen um. Bennigsen rief: „Um Gotteswillen, Sire, denken Sie nicht daran, uns zu entkommen; Ihr Leben ist in unserer Gewalt, Sie sind verloren, wenn Sie den geringsten Widerstand wagen“, eilte aber in das Vorzimmer, um Licht zu holen. Unterdes fand im dunkeln Zimmer ein Ringen statt. Der Kaiser suchte sich zu wehren, ward aber wieder niedergeworfen und stieß im Fallen an einem Marmortisch und bekam eine Wunde, die ihn sehr geschmerzt haben muss. Jaschwil hielt den Kaiser nieder, ein Officier Skarätin schlang dem Armen eine Schärpe um den Hals. Paul legte seine Hände zwischen Hals und Schärpe und rief vergebens: „Um Gotteswillen, meine Herren, verschonen Sie mich, lassen Sie mir wenigstens die Zeit zum Beten!“ — „Behüt' dich Gott und troll' dich!“ rief der Mörder Paul I. zu. Der Kaiser ward erdrückt und erdrosselt. Als Bennigsen mit dem Licht hereinkam, stürzte ihm ein betrunkener Officier entgegen mit dem Ruf: „Es ist aus mit ihm!“[1]) „Halt!“ rief Bennigsen und drängte sich zum Kaiser, der als Leiche auf dem Boden dalag, und that, als ob er untersuche, ob noch Leben in ihm sei, aber der Kaiser war todt. Bennigsen ließ ihn auf sein Bett legen und verdeckte ihm das Gesicht und befahl, ihn mit seiner Uniform zu bekleiden. In diesem Augenblick trat ein Gardehauptmann mit dreißig Soldaten herein. Bennigsen befahl ihm, alle Ausgänge, die zum Zimmer des Kaisers führen, „der am Schlag gestorben sei“, zu besetzen und jedermann, ohne Ausnahme der Person, den Zugang zu verweigern. Dann eilte er zu Alexander, der sich dem größten Schmerz überließ, als er hörte, um welchen Preis er die Krone erlangt habe. Zugleich trat Pahlen in das Zimmer, um ihm den Eid der Treue abzulegen. „O Pahlen!“ rief Alexander außer sich, „wird man nicht sagen, ich sei der Mörder meines Vaters? — und Sie hatten mir doch versprochen, über sein Leben zu wachen! Nein, niemand ist mehr zu beklagen, als ich.“[2]) — Pahlen entgegnete: „Sire, bedenken Sie zunächst, dass ein Mann nicht ohne Theilnahme des Volkes in den Genuss der höchsten Gewalt treten kann. Ein einziger Augenblick der Schwäche kann die verderblichsten Folgen nach sich ziehen. Zeigen Sie sich jetzt der Armee, um von ihr als Kaiser begrüßt zu werden!“ — „Aber was wird aus meiner Mutter werden?“ — „Ich werde mich sofort zu Ihrer Majestät begeben“, entgegnete Pahlen, und eilte zur Wohnung der Kaiserin. — Dort ersuchte er die Gräfin Lieven, der Czarin Maria Feodorowna mitzutheilen, dass ihr Gemahl Paul I. todt sei. Die Kaiserin glaubte, als man sie weckte, ihrer Tochter, der Gemahlin des Palatins von Ungarn, sei ein Leid geschehen. — „Doch nicht; der Kaiser ist vom Schlag gerührt worden“, entgegnete die Gräfin Lieven. — „Nein, nein,“ rief Maria, „man hat ihn ermordet!“ Sie sprang aus dem Bett, ließ sich rasch ankleiden und wollte zu Paul eilen. Voll Ehrfurcht und fest erklärte ihr der Officier der Garde, dass er sie nicht weiter gehen lassen dürfe. — „Wissen Sie, wer ich bin?“ fragte sie mit der ihr eigenen Würde. Der Officier entgegnete ehrfurchtsvoll, er habe die Ehre, Ihre Majestät zu kennen, aber er dürfe niemand einlassen. Die Kaiserin

Der Mord des Kaisers.

Maria.

[1]) „Il est achevé“.
[2]) Bignon, l. c. I, p. 438—445. — Bernhardi, l. c. II, 2. Abth., S. 434—435.

sank auf einen Stuhl zusammen. Vergebens suchten die beiden Großfürstinnen Maria und Katharina, die der Mutter gefolgt waren, sie zu beruhigen. Die Kaiserin bat um ein Glas Wasser. Ein Soldat brachte eines, trank einen Schluck davon und gab es ihr mit den Worten: „Ihre Majestät kann ohne Besorgnis trinken, es ist nicht vergiftet."

Bennigsen. In diesem Augenblick trat Bennigsen ein und forderte Maria im Namen des Kaisers Alexander auf, sich zur Huldigung in den Winterpalast zu begeben. — „Wer ist der Kaiser?" rief sie — und „wer nennt Alexander Kaiser?" — „Die Stimme der Nation", antwortete Bennigsen. — „Ich werde Alexander nicht anerkennen, bis er mir Rechenschaft von seiner Aufführung bei dieser Angelegenheit gegeben hat." — Dann ergriff sie Bennigsens Arm und befahl ihm,[1]) sie in das Zimmer Kaiser Pauls zu führen. Bennigsen verweigerte den Gehorsam, worüber sie in Thränen ausbrach und dann in ihr

Pahlen. Zimmer zurückkehrte. Dahin kam Pahlen, dem sie energisch erklärte, kraft ihrer Krönung sei sie jetzt regierende Kaiserin und werde ihre Rechte zu erhalten wissen, und verlangte als Kaiserin von ihrem Sohn den Eid der Treue. Als Pahlen dies Alexander meldete, sagte dieser: „Das ist ein Hindernis, worauf ich keineswegs gefasst war." Pahlen aber legte ihm ruhig den Großcordon um und sagte: „Hören Sie jetzt auf zu weinen und seien Sie ein Mann! Man darf nicht einen Augenblick verlieren, soll nicht alles Vorhergegangene umsonst geschehen sein" — und führte ihn in demselben Wagen, in welchem Kaiser Paul I. nach Schlüsselburg gebracht werden sollte, nach dem Winterpalast. Pahlen und Zubow stiegen hinten auf, zwei Bataillone der Garde folgten.

Bennigsen führte indes den Auftrag aus, Kaiserin Maria Feodorowna geneigt zu machen, ihren Ansprüchen zu entsagen, die nach langem Schwanken den Entschluss fasste, ihrem Sohne zu huldigen.

Die Hofärzte. Und nun gieng alles den gebahnten Weg. Zwei Hofärzte untersuchten die Leiche und fanden „verschiedene natürliche Ursachen seines Todes".[2]) Die Leiche wurde dann einbalsamiert, vierzehn Tage ausgestellt. So oft Alexander ihr nahte, zeigte er unwillkürlich den Ausdruck des tiefsten Schmerzes. Der Kaiserin musste man aber in der Nacht noch gestatten, die Leiche ihres Gatten zu sehen. Sie schrie laut auf bei deren Anblick, küsste die Hände, schnitt ihr eine Locke ab als Andenken. Dasselbe thaten die Großfürstinnen. Also endete Kaiser Paul!

Thiers. Thiers macht zum Mord des halbwahnsinnigen Kaisers Paul eine wichtige Bemerkung: „Der Gedanke, sich des unglücklichen Paul zu entledigen durch das gewöhnliche Mittel, welches dort, wo der Palast die Nation ausmacht, eine Palastrevolution ist, dieser Gedanke bemächtigte sich aller Köpfe. Hier hat man eine Gelegenheit, die Wirksamkeit der Verfassungen zu bewundern! Auf dem andern Ende Europas, auf einem der ersten Throne der Welt, befand sich gleichfalls ein irrsinniger Fürst, ein eigensinniger, aber frommer und rechtschaffener Fürst, Georg III. Dieser Fürst, dem der Verstand oft Monate lang ausgieng, hatte ihn wieder einmal verloren und in einer für England höchst verhängnisvollen Zeit. Dennoch hatte alles auf die regelmäßigste und einfachste Weise seinen Fortgang gehabt. Hier stellte die Verfassung dem König Minister zur Seite, die für ihn regierten, und diese Verfinsterung der königlichen Vernunft

---

[1]) „Ce n'est pas à moi a obéir. Allez, obéissez, si vous voulez".
[2]) Bernhardi, l. c. II, 2. Abth., S. 435.

hatte den Angelegenheiten des Staates nicht im mindesten geschadet. Pitt hatte für Georg III. regiert, wie er schon siebzehn Jahre hindurch gethan, und der Gedanke eines grausen Verbrechens war niemand beigekommen. In Petersburg dagegen erzeugte der Anblick eines wahnsinnigen Fürsten auf dem Throne die düsterſten Pläne.“ [1] Nutzen einer Constitution.

In Berlin rühmten sich die Mörder des Czaren ihrer That. Nur ein König hatte den Muth, öffentlich seinen Abscheu gegen dieselbe kundzugeben, nämlich Gustav IV. von Schweden. Er verweigerte dem Officier, welcher ihm die Thronbesteigung Alexanders I. melden sollte, den Eintritt in seine Staaten, und gab auf die amtliche Beschwerde darüber die Antwort: „Kaiser Alexander möge es ihm nicht übel nehmen, wenn er, der König, im Augenblick, da er noch den Mord seines eigenen Vaters beweine, einem von denen, welche durch die öffentliche Meinung als Mörder von Alexanders Vater bezeichnet werden, den Eintritt in seine Staaten verweigere“ [2] Gustav IV.

Es ist erst später bekannt geworden, dass Napoleon mit Kaiser Paul den Plan zum Umsturz der britischen Macht in Indien entworfen und einen förmlichen Vertrag hiefür abgeschlossen hatte.[3] Plan gegen Ostindien.

Eine französische Armee von 35.000 Mann zu Fuß sollte sich mit dem nöthigen Feldgeschütz unter Zustimmung Österreichs nach Ulm begeben und dort geeignete Schiffe finden, um auf der Donau ins Schwarze Meer zu gelangen. Eine russische Flotte sollte sie dann nach Taganrog bringen, und von da sollte das Heer sich nach Zarizyn an der Wolga begeben, wo es wieder Schiffe finde, um auf dem Fluss hinab nach Astrachan zu kommen. Hier sollte ein russisches Heer von 35.000 Mann sich mit ihm vereinigen, wovon 25.000 Mann zu Fuß, 10.000 zu Pferd, und noch 10.000 Kosaken mit dem nöthigen Geschütz dazu kommen. Auch würden dort die Franzosen die nöthigen Pferde erhalten. Das vereinigte Heer sollte dann auf dem Kaspischen Meere nach Astarabad fahren und dort die nöthigen Vorräthe antreffen. Der Marsch von der Grenze Frankreichs bis nach Astarabad war auf 80 Tage veranschlagt, und 50 Tage für den Marsch nach dem rechten Ufer des Indus über Herat, Ferah und Kandarah, im ganzen also 130 Reisetage für die französischen Truppen berechnet, die mit den russischen unter dem Commando Massenas stehen sollten, den der Kaiser ausdrücklich als Obergeneral verlangt hatte.

Die sehr bedrohten Engländer waren regsam, von ihren Spionen gut bedient und erfuhren bald den ganzen Plan, der bei den Kaufleuten und Fabrikanten in London großen Schrecken erregte, aber nicht im Ministerium. Hier hielt man ihn für das Werk eines kranken Hirns: das Ziel sei dasselbe, wie bei der Fahrt nach Ägypten, aber bei letzterer habe man mehr Aussicht gehabt, schnell ins Land zu gelangen; dann sei das Heer ein bloß französisches gewesen; hier aber sei das Heer französisch und russisch und ein Zwist werde nicht ausbleiben. Auch sei dabei gar nicht in Erwägung gezogen, ob die Fürsten Asiens diese Fremden, gegen die sie einen ererbten Hass hegen, durch ihr Gebiet ziehen Urtheil der Engländer.

---

[1] Thiers, Historie du Consulat et de l'Empire, II, p. 329.
[2] Las Cases, Tagebuch oder Napoleons Leben, VII, S. 99.
[3] Esquisse du plan de Campagne contre les établissemens anglais de l'Inde, tel qu'il fut arrêté par Bonaparte et l'empereur Paul Ier — in Mem. d'un homme d'État, VII, p. 478.

[illegible] gedacht, wie man mit der [illegible], [illegible], mit Wertsachen von [illegible] die [illegible] Man wolle ja noch [illegible], [illegible] die Gegenden zeichnen, [illegible] [illegible] sollten. Der Orientale sei an und für sich [illegible] Endlich habe man nicht gefragt, ob der [illegible] ich mit der Türkei verbinde, so könne das [illegible] Meer abgefangen werden. Der Hass [illegible] angegeben, der ausführbar wäre, wenn eine [illegible] Meeren befände; überwintern müsste sie [illegible] glücklicherweise im Besitz der Engländer.[1]

[illegible] Bonaparte auf Helena: „Wäre Paul I. am Leben [illegible] Indien verloren. Zwischen Paul und mir bestand [illegible] Ich lieferte den Plan. Ich sollte 30.000 Mann [illegible] ebensoviel von den besten russischen Truppen und [illegible] Millionen hergeben, um Kameele und andere [illegible] sind, wenn man durch die Wüste kommen will. [illegible] von uns beiden um die Erlaubnis gebeten werden, [illegible] ziehen zu lassen; ich hatte zu gleicher Zeit den [illegible] was er auch bewilligt haben würde, obgleich [illegible] geschlossen waren, da die Perser selbst dabei ge- [illegible] Truppen sollten nach Warschau gehen, um sich mit den [illegible] um von da ans Kaspische Meer zu marschieren, [illegible] haben oder, den Umständen gemäß, zu Lande [illegible] Ich war Ihnen zuvorgekommen und hatte einen [illegible] um dort eine Partei für uns zu gewinnen. Seit [illegible] blödsichtig genug gewesen, den Russen zu erlauben, [illegible] welche ihr Gebiet über die Berge hinaus vergrößern. [illegible] mit Russland führen, werden Ihnen die Russen Indien [illegible] — Auf die Frage O'Mearas, „ob er glaube, [illegible]?" — sagte Bonaparte: „Er war es auch! [illegible] die Revolution eingenommen und gegen alle, die [illegible] später habe ich ihn vernünftig gemacht und seine [illegible] — Napoleon bedauert Pauls Tod: „Wenn er am [illegible] bald Friede mit England geworden sein; da es [illegible] allen nordischen Mächten aufzunehmen. Ich schrieb [illegible] zur See liefern, da die Engländer sie gewinnen [illegible] erschöpfen und durchaus eine große Flotte im

Kaiser Alexander I.

[illegible] und verweint aus, sein blondes Haar war [illegible] die Garden trat, die ihn mit dem Rufe: „Es [illegible] Um eilf Uhr hatte Kaiser Paul I. geendet, um

[illegible] homme d'État, VIII. p. 64—67.
[illegible] de Napoléon I. vol. II, p. 380.
[illegible]

ein Uhr leisteten die Garden den Schwur. Am Morgen wurde die Nachricht, dass Paul an einem Schlagfluss gestorben, dass Großfürst Alexander die Regierung angetreten, in Petersburg mit Jubel begrüßt; durch das ganze Reich drang nur ein Gefühl: man sei frei von einem drückenden Alp! — Der junge Kaiser, eine reizende Erscheinung, versprach in einer Proclamation,[1]) „Russland auf den höchsten Gipfel des Ruhmes zu bringen und den Unterthanen die dauerhafteste Glückseligkeit zu verschaffen." — Es war ihm mit seinen Vorsätzen Ernst; sein Lehrer Laharpe hatte ihn in der Vorstellung erzogen, dass es der Beruf des Fürsten sei, Glück und Bildung unter dem Volke zu verbreiten. Doch verließ ihn auch das bittere Gefühl nie, dass er über die Leiche seines Vaters auf den Thron gestiegen sei; der Schatten seines Vaters verfolgte ihn und war der Grund der Schwermuth seiner späteren Jahre.

Bonaparte beschuldigt England.

Bonaparte dachte bei der Kunde von Pauls Tod sogleich, dass ihm England damit einen Schlag habe versetzen wollen. Der „Moniteur" sagte: „Die Zukunft werde es lehren, welche Politik dabei am meisten interessirt war." Weil eine Schwester des Zubow zum englischen Gesandten Whitworth früher in naher Beziehung stand, sollte das englische Cabinet bei dieser Katastrophe die Hand im Spiele gehabt haben. Whitworth war jedoch ein Ehrenmann. Pahlen und Bennigsen haben den Kaiser geopfert und haben sich auch alsbald in die Herrschaft getheilt. Eine geistreiche Dame schrieb zur Zeit der Thronbesteigung Alexanders an Fouché: „Dem jungen Kaiser giengen die Mörder seines Großvaters voraus, seines Vaters hinterdrein und seine eigenen zur Seite" — und entzückt rief der alte Jakobiner: „Das nenne ich eine Frau, die es dem Tacitus nachthut!" Im Stolz über diesen Sieg russischer Aristokratie über das unbedingte Walten des Herrschers, sagte damals ein Vornehmer: „Das ist unsere Constitution, der Despotismus, gemildert durch den Meuchelmord."[2])

Fouchés.

Die neue Regierung.

Pahlen leitete anfänglich die Politik. Die Verbannten wurden zurückgerufen, die drückendsten Verordnungen Pauls abgeschafft, namentlich die Kanzlei der geheimen Staatsinquisition. Auch nach außen übte man eine Politik der Versöhnung, welcher England mit dem Befehle, die Schiffe der Neutralen freizulassen, jeder Feindseligkeit gegen sie sich zu enthalten, fördernd entgegenkam. Bald bewegten sich wieder die Flaggen aller Staaten friedlich nebeneinander auf der Ostsee. Am 17. Juni 1801 wurde eine Übereinkunft geschlossen, wodurch Russland seine und die Rechte der Neutralen opferte. Zwar behauptete Russland den Grundsatz: „Die Flagge schützt das Gut", England aber das Recht, neutrale Schiffe zu durchsuchen, selbst wenn sie unter Geleit seien, jedoch mit dem Beisatze, nur Kriegsschiffe, nicht Kaperschiffe hätten das Recht der Durchsuchung. England gestand ferner zu, dass Kriegscontrebande auf bestimmte Artikel beschränkt sei, und dass ein Seehafen nur dann für blockiert gelte, wenn eine hinlängliche Seemacht vor demselben

Ende der Neutralität.

[1]) Bernhardi, l. c. II, 2. Abth., S. 437–439. — Thiers, l. c. II, p. 340.
[2]) „C'est notre constitution le despotisme temperé par l'assassinat."

stehe. Schweden und Dänemark mussten nachgeben, Preußen knüpfte wieder friedliche Beziehungen mit England an und versprach, Hannover zu räumen.

Frankreich und Russland. Am 8. October 1801 wurde Friede zwischen Frankreich und Russland geschlossen, in den geheimen Artikeln waren Russland geziemende Entschädigungen für Bayern, Wirtemberg und Baden und für den König von Sardinien verheißen, dessen Stammland Piemont am 22. April 1801 zur siebenundsiebzigsten französischen Militärdivision erklärt war. Ferner ward die Selbständigkeit der sieben Jonischen Inseln anerkannt.

Pahlen fällt. Alexander suchte sich, so schnell es angieng, der Verschwörer zu entledigen, namentlich Pahlens, der allenthalben durchblicken ließ, er habe den jungen Kaiser auf den Thron erhoben. Die Kaiserin-Mutter hatte in einem adeligen Fräuleinstift ein Bild aufstellen lassen, auf dem Paul in den Wolken das Volk anflehte, seine Mörder zu bestrafen; dreist ließ Pahlen das Bild wegnehmen. Unter Thränen meldete die Mutter dies ihrem Sohne. Zwischen dem Kaiser und Pahlen kam es jetzt zu einer heftigen Scene, nach welcher Pahlen den Befehl erhielt, sich in sein Gouvernement Livland zu begeben. Der stolze Pahlen mochte auch diese Gnade nicht, er gab alle Stellen auf und gieng auf seine Güter.[1])

Adel und Clerus. Alexander I. erklärte alsbald in einem Aufruf an sein Volk, dass er nach den Grundsätzen seiner Großmutter Katharina regieren wolle. Durch einen Ukas vom 14. April 1801 gab er dem Adel seine Privilegien zurück, wie er sie in den Tagen der Kaiserin Katharina II. besessen hatte. Er stellte die Rechte der Municipalitäten wieder her und hob das geheime Verfahren in Criminalprozessen auf, gewährte eine allgemeine Amnestie und schlug alle Prozesse gegen Staatsverbrechen nieder. Der Clerus ward frei von der Peitsche. Die Handelssperre ward aufgehoben. Die englischen Officiere und Matrosen, die Paul I. in das Innere von Russland hatte abführen lassen, wurden sogleich freigegeben, das Embargo auf Schiffe und Waren aufgehoben. Getreideschiffe fuhren alsbald wieder nach England. Dem König Georg III. drückte Alexander in den wärmsten Worten seinen Wunsch aus, die Freundschaft mit England wieder hergestellt zu sehen. Mit Jubel wurde die Nachricht davon in Petersburg aufgenommen, aber auch in London. Von diesen Maßregeln ließ Pahlen auch den englischen Admiral Parker benachrichtigen, denn Nelson trug sich nach der Schlacht bei Kopenhagen mit dem Plane, die russische Flotte, die in einer Bucht eingefroren war, zu vernichten.[2]) Parker willigte aber nicht ein. Indes thaute das Eis auf und die russische Flotte zog sich unter die Kanonen von Kronstadt zurück. Nelson forderte in einem Schreiben an den Czaren britische Unterthanen und Eigenthum zurück.[3]) Alexander antwortete, Nelsons Wunsch sei schon erfüllt. Nelson fuhr darauf nach Kopenhagen zurück, wo man aber schon wieder zu einem harten Strauß

Friede mit England.

Nelson.

[1]) Bernhardi, l. c. II, 2. Abth., S. 451—454.
[2]) Southey, Life of Nelson, II, p. 162, 171.
[3]) Bignon, Histoire de France, I, p. 443, 446.

gerüstet war. Nelson und der Prinz-Regent hielten aber versöhnliche Maßregeln nach dem Tode Pauls unter den gegenwärtigen Umständen für das Klügste und Schweden und Dänemark folgten bald dem Beispiel Rußlands. Die Dänen zogen sich aus Hamburg zurück und gaben die Schiffahrt auf der Elbe wieder frei. Das Embargo ward gegenseitig aufgehoben. Die Preußen räumten Hannover und gaben die Schiffahrt auf der Weser wieder frei; sie waren, wie die Schweden, ohne ein blaues Auge unter Rußlands Vermittlung wieder zum Frieden mit England gekommen. Dänemark allein war mit einer schweren Wunde, aber ehrenvoll, aus dem Kampfe zurückgetreten.[1])

Die Neutralen.

Alexanders Thronbesteigung wurde von seinem Volke, aber auch von Europa mit Jubel begrüßt. Nicht bloß seine schöne, heroische Gestalt gefiel, sondern auch die liberalen Grundsätze, die er aussprach und für die damals Europa schwärmte. Keinem der Antonine kamen bei seiner Thronbesteigung größere Hoffnungen und freudigere Zustimmungen entgegen. —

Deutschland nach dem Frieden von Luneville. Der Reichsdeputations-Hauptschluß.

Der Friede von Luneville, 9. Februar 1801, gab dem Deutschen Reiche den Todesstoß.

Das Reich vor der Revolution.

Beim Beginn der Revolution gab es neun Kurfürsten: Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Bayern, Sachsen, Brandenburg, Pfalz, Braunschweig-Lüneburg oder Hannover. — Geistliche Fürsten gab es vierundzwanzig, nämlich: den Erzbischof von Salzburg, den Hochmeister des Deutschordens, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speyer, Straßburg, Constanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Osnabrück, Münster, Freisingen, Regensburg, Passau, Trient, Brixen, Basel, Lüttich, Chur, Lübeck, Fulda. — Dazu gab es neun gefürstete Äbte, den von Kempten, Ellwangen, Murbach, Berchtoldsgaden, Stablo, Prüm, Corvey, Emeram und den Johannitermeister zu Heitersheim, und zehn gefürstete Äbtissinnen. — Unter den weltlichen Fürsten aus alten Geschlechtern hatten am Reichstag Sitz und Stimme: Österreich, die Pfalzgrafen in Sulzbach und Zweibrücken, Sachsen Ernestinischer Linie, Ansbach und Bayreuth, Braunschweig-Wolfenbüttel, Wirtemberg, Hessen-Kassel und Darmstadt, Baden, Mecklenburg, Holstein, Anhalt, Lothringen. — Unter den neuen fürstlichen Häusern hatten Sitz und Stimme: Ahremberg, Hohenzollern, Lobkowitz, Salm, Dietrichstein, Nassau, Auersperg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Liechtenstein, Thurn und Taxis, Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt. — Dreizehn neue Fürsten aus reichsgräflichen Häusern hatten im Fürstenrath nicht Sitz und Stimme, wie die Waldeck, Löwenstein, Hohenlohe, Hatzfeld. Es gab zweiundsechzig Reichsgrafen, vierzehn in der Wetterau, neunzehn in Schwaben, dreizehn in Franken, sechzehn in Westfalen.

Kurfürsten.

Geistliche Fürsten.

Gefürstete Äbte.

Weltliche Fürsten.

---

[1]) Jomini, Guerres de la Révolution, XIV, p. 272, 278. — Napoleon I, Mémoires, II, p. 154, 156.

Der Reichstag bestand aus drei Collegien, dem der Kurfürsten, der Fürsten und der Städte. Jedes Collegium stimmte für sich; waren sie verschiedener Ansicht, so traten sie miteinander in Verständigung, was Relation und Correlation der Collegien genannt wurde. Kamen sie zu einem gemeinschaftlichen Gutachten, so hieß dieses Reichstags-Conclusium. Neben dem Reichstage bestanden noch zwei Reichsgerichte in Wetzlar und in Wien, und seit Maximilian I. die Eintheilung in zehn Kreise.

Der Reichstag.

Den Frieden von Luneville hatte der Kaiser nothgedrungen auch für das Reich eingehen müssen; er entschuldigte sich, dass er ihn ohne Ermächtigung des Reiches geschlossen, mit dem harten Verhängnis, unter Drohung eines noch härteren, wenn er nicht abschloss. Was sollte der Reichstag thun bei der Trostlosigkeit der Lage? Er schloss sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit dem Vertrage an. Aber nun galt es, ihn für das Reich im Einzelnen durchzuführen. Das linke Rheinufer war verloren, der Friede von Luneville bestimmte, dass die Verlierenden, im Einklange mit den auf dem Rastatter Congresse förmlich aufgestellten Grundsätzen, vom Reiche und seiner Gesammtheit entschädigt werden sollten. Ferner sollten der Großherzog Ferdinand III. von Toscana und der Erbstatthalter von Holland für ihre verlorenen Länder in Deutschland Entschädigung finden.

9. Februar 1801.

7 März 1801.

Entschädigung.

Wer sollte aber verlieren? Die Geistlichen meinten, alle Stände; der Friedensschluss sprach aber nur von Erbprinzen. Die Geistlichen sagten, der Untergang der Stifte führe nothwendig den Untergang des Kaiserthums, den Untergang der Reichsverfassung herbei. Das war allerdings richtig, allein der Ausgleich musste stattfinden, wer sollte denselben leiten? Die Mehrzahl meinte, der Kaiser; Österreich lehnte aber dieses heikle, undankbare Geschäft ab. Lange Verhandlungen fanden jetzt wieder statt, endlich drang der französische Gesandte auf Beförderung der Entschädigungssache — und die Einmischung der Fremden trieb zur Eile. Am 2. October 1801 wurde eine Reichsdeputation zum Abschluss des Friedenswerkes eingesetzt, bestehend aus Mainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Bayern, Wirtemberg, Hessen-Kassel und dem Hoch- und Deutschmeister. Als Österreich am 14. October die Wahl des Erzherzogs Anton zum Bischof in Münster und Erzbischof von Köln bestätigte,[1]) fassten die geistlichen Fürsten neue Hoffnung, obschon Preußen gegen die Wahl als ein Hindernis der Säcularisation protestiert hatte. Die Verhandlungen nahmen einen langsamen Gang, offenbar galt Verzögerung im Interesse Österreichs und der geistlichen Fürsten.[2])

Reichsdeputation.

Frankreich entscheidet.

Indes war schon an einem anderen Orte der Entscheid gefallen, nämlich in Paris, und dass er so ungünstig für Österreich, für die Geistlichen, für den gesammten Bestand des Reiches ausfiel, daran waren vor allem

[1]) Erzherzog Maximilian, Kurfürst von Köln und Bischof von Münster, war 27. Juli 1801 zu Hetzendorf gestorben.

[2]) Vgl. Brück, Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. Mainz 1887. I, S. 53—128.

Preußen und Rußland und die kleinen weltlichen Fürsten schuld. Preußen wollte Österreich immer schwächen — und ein besseres Mittel gab es nicht, als die Säculariſation; dasſelbe wünſchten die kleinen Fürſten, nebenbei noch die Aufhebung der freien Städte und des reichsunmittelbaren Adels. Und ſo haben die Franzoſen vollkommen recht, wenn ſie ſich rühmen, daſs die deutſchen Fürſten, ohne es zu ahnen, das Werk der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland fortgeſetzt haben. Was half's, daſs der Kaiſer in Berlin und Petersburg mahnte, Frankreich habe ſeinen Theil, man dürfe nicht zugeſtehen, daſs es ſich auch in die inneren Angelegenheiten Deutſchlands miſche! Der Kaiſer vertheidigte vergebens die Selbſtändigkeit des Reiches ſolange wie möglich; Preußen aber wollte von allem, was Öſterreich anſtrebte, gerade das Gegentheil, machte Anzeige in Paris und erbot ſich, wenn man ſeine Forderungen unterſtütze, die Politik des erſten Conſuls, alle Anordnungen, die er traf, anzuerkennen. Bonaparte ſuchte Öſterreichs Einfluſs auf das Reich zu vernichten, es vom Weſten abzuſchließen, Rußland ihm abwendig zu machen; Preußen ſollte ihm dabei helfen. Dieſes Königreich dachte er damals ſo zu ſtärken, daſs es Öſterreich immer das Gegengewicht halten könne, aber auch zwiſchen Preußen und Öſterreich einerſeits eine Reihe Mittelſtaaten zu gründen, welche, vor dem Ehrgeize beider in Sorge, in Frankreich Schutz ſuchten und ihm ſo immer den größten Einfluſs auf Deutſchland ſicherten.[1])

Preußen. Säculariſation. Napoleons Plan. Deutſche Trias.

Um Preußen im Norden abzuſchließen, wie Öſterreich im Oſten, ſchlug Bonaparte dem Berliner Cabinet vor, die Herzoge von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz nach Weſtfalen zu verſetzen und im Tauſche die Staaten dieſer beiden Fürſten ſich anzueignen. — Preußen hätte eingewilligt, ſich am Meere abzurunden, allein die Herzoge von Mecklenburg wollten ihre angeerbten Staaten nicht verlaſſen, und Alexander I., deſſen Schweſter Helena mit dem Erbprinzen von Mecklenburg vermählt war, that Einſprache.

Mecklenburger.

Die gründliche Verachtung der Deutſchen, nach welcher Napoleon ſie ſpäter als ein Volk behandelte, das, ohne nationales Selbſtgefühl, nur dazu gut ſei, ſeinen Zwecken zu dienen und ſich für ihn todtſchießen zu laſſen, wurde damals in ſeinem Herzen erweckt. Nicht an den Kaiſer wandten ſich die Angehörigen des Reiches, ſondern an den erſten Conſul mit ihren Bitten und Klagen;[2]) es war ein wahres Wettrennen nach Paris und ein Jagen nicht bloß um ſeine Gunſt, ſondern auch um die ſeines Miniſters Talleyrand, ja ſogar um die eines untergeordneten Beamten im Miniſterium des Äußeren, des Elſäſſers Matthieu. Die deutſchen Fürſten, die Abgeordneten der Städte, der alte, ſtolze Reichsadel hätſchelten ein verzogenes Kind im Hauſe des Miniſters, liebkoſten ſeine Schoßhündchen, um ſeine Gunſt zu gewinnen, ſpielten Plumpſack und Blinde-

Die deutſchen Fürſten.

---

[1]) Thiers widmet dieſen Verhandlungen das 15. Buch.

[2]) Die beiden Landgrafen von Heſſen-Kaſſel und Heſſen-Darmſtadt hatten an Bonaparte Glückwünſche zu ſeinem Siege bei Marengo über den Kaiſer Franz I. geſendet und ſich ſeinem Wohlwollen empfohlen. Bonaparte verſprach ihnen zum Dank dafür, ſeinerzeit das Nöthige zu thun, um ſie für ihre Verluſte zu entſchädigen.

kuh, um sich angenehm zu machen, schmeichelten der Madame Legrand, der Maitresse des Ministers, die, zwar schön, aber dumm und stolz, Gegenstand des Gelächters in Paris wurde, als sie den berühmten Denon, von dessen weiten Reisen sie gehört hatte, für den Robinson Crusoë hielt und ihn fragte, wie es seinem Freunde Freitag gehe. Der Franzose Bignon verhöhnt die Unehrenhaftigkeit dieser Deutschen, die das, was sie verloren, sehr hoch, das, was man ihnen geben wollte, sehr gering anschlugen: „Sie zeigten große Geflissenheit, in Seiten voll endloser Zahlen ihre Verluste auseinanderzusetzen, deren Betrag sie sorgfältig vergrößert hatten, und ihre Ansprüche, deren Umfang sie gar eifrig verlangten. Boden, Menschen, alles brachte man in Rechnung, Quadratmeilen, Seelenzahlen, reinen und Brutto-Ertrag. Es war ein Meisterstück einer ganz neuen Rechenkunst. Nie war die Statistik Deutschlands nach so wenig zusammenstimmenden Grundsätzen bearbeitet worden, nie hatte man widersprechendere und so entgegengesetzte Schätzungen gesehen. Von allen Seiten entwarf man dickleibige Denkschriften, die man nach Petersburg zur Berathung und nach Paris zum endgiltigen Abschluss schickte. Für alle, die etwas forderten, war das Schloss der Tuilerien der delphische Tempel, von dort erwartete man das Orakel.“ [1])

Noch bitterer ist, was Heinrich von Lang im zweiten Theile seiner Denkwürdigkeiten erzählt: „Die Geldlieferungen beim Reichsdeputationstage in Regensburg im Jahre 1802 für die gesuchten Entschädigungen und Vergrößerungen giengen in erster Hand an den Mäkler Feder, durch diesen an den Banquier Durand in Paris, und durch diesen an die Madame Legrand, nachherige Frau von Talleyrand. Nassau-Weilburg versprach den Franzosen 600.000 Gulden, weil es aber nur mit 400.000 Gulden einhielt, wurden ihm die schon zugesagten Entschädigungen um ein Drittheil gestrichen. Hessen-Kassel bot 20.000 Louisdors, die mit Verachtung zurückgewiesen wurden, dagegen versprach Hessen-Darmstadt eine Million und dann Herrn Matthieu insbesondere noch zwei Rittergüter. Wittgenstein zahlte 2000 Louisdors, um sich damit eine Geldentschädigung von 300.000 Thalern zu verschaffen. Wirtemberg, wie es sich selbst in aufrichtigem Schmerzensruf laut berühmte, lieferte seine Summen centnerweis und als geringen Abfall noch überdies Herrn Matthieu eine Rente von 8000 Louisdors bar; dem Gesandten Laforest 1000 Louisdors bar und eine Dose von 20.000 Gulden an Wert. Derselbe Matthieu erhielt von Baden an Geld und Kostbarkeiten 6000 Louisdors und der russische Staatsrath von Bühler eine Dose von 4000 Louisdors. So wurden Pagenstreiche am heiligen römischen Reiche verübt.“ [2]) Auch der spätere König von Holland, damals Erbprinz von Oranien, unternahm eine Reise nach Paris, um sich bei Bonaparte in Gunst zu setzen.

So arbeiteten denn alle, Kleine wie Große, mit ihrem Wehgeschrei und ihren Forderungen und Preußen endlich mit seiner Warnung vor dem Ehrgeize des Kaisers Franz, dem Bonaparte ja nicht zu viel Quadratmeilen lassen dürfe, der französischen Politik in die Hände. Bonaparte dachte damals an einen großen continentalen Bund mit Preußen und Russland,

---

[1]) Bignon, Histoire de France depuis le 18 Brumaire jusqu'à là paix de Tilsit. Paris 1829. I.

[2]) Memoiren des Ritters Karl Heinrich von Lang, II, S. 52.

wünschte Preußen mäßig zu stärken, und Preußen verhieß, wenn es mit Frankreich allein verhandeln könne, Bonapartes Plan bei Rußland durchzubringen.

Abschluß mit Preußen.

Mit Rußland hatte man sich schon am 11. October 1801 über das Geschäft im ganzen und großen verständigt und Alexander für die Rolle, die man ihn in den deutschen Angelegenheiten spielen ließ, die Förderung des französischen Handels im Schwarzen Meere verheißen. Nun schloß Bonaparte am 23. Mai 1802 mit dem preußischen Gesandten Lucchesini ab, wie mit dem Prinzen von Oranien. Preußen erhielt die Bisthümer Paderborn, Hildesheim, das Eichsfeld, Erfurt, Münster, Goslar, Nordhausen, Mühlhausen, die Abteien Quedlinburg, Elden, Essen und Werden. Für 48 Quadratmeilen bekam es 230, für 172.000 Einwohner 600.000.[1]) Dafür verhieß es das Königreich Etrurien, die italienische Republik und die Vereinigung Piemonts mit dem französischen Gebiet zu gewährleisten. Das Haus Nassau-Oranien wurde nach Oberhessen versetzt, um es von Holland fernzuhalten, es erhielt unter dem Titel eines Fürstenthumes Nassau-Dillenburg die Bisthümer Fulda und Corvey, die Reichsstadt Dortmund, im ganzen 60 Quadratmeilen mit 120.000 Einwohnern und einer Million Einkünfte. Die verwandten Häuser Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg wurden ebenfalls reichlich bedacht; dafür anerkannte Nassau die batavische Republik und verzichtete auf die Statthalterschaft und seine Güter in Holland. Nun fand sich Bonaparte mit Bayern ab, dem alle geistlichen Herrschaften, welche Enclaven seines Gebietes bildeten, das Bisthum Augsburg, Freisingen, Eichstädt, Würzburg, Bamberg, die Abtei Kempten, die Städte Ulm, Memmingen und Passau zugesichert wurden. Baden und Wirtemberg erhielten gleichfalls aus Rücksicht auf Rußland — der Kaiser Alexander hatte eine badische Prinzessin zur Gemahlin und war der Sohn einer wirtembergischen — mehr als reiche Entschädigung: das Bisthum Constanz, Speyer, Straßburg, Basel, was auf dem rechten Rheinufer lag, dann Mannheim, Ladenburg, Bretten, Heidelberg, Willstädt, die Abteien Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Heubach, Ettenheimmünster, Petershausen, Reichenau, die Reichsstädte Offenburg, Zell, Gengenbach, Überlingen, Wimpfen, Pfullendorf und Biberach. Baden verlor 25.000 Einwohner auf 8 Quadratmeilen und gewann 237.000 dafür auf 60 Quadratmeilen. Wirtemberg bekam für 45 Quadratmeilen und 50.000 Einwohner 29 Quadratmeilen und 120.000 Einwohner, nämlich die Reichsstädte Rottweil, Hall, Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen, die Propstei Ellwangen und sieben Abteien. Baden, Wirtemberg und Hessen-Kassel erhielten überdies die Kurwürde.[2]) Darmstadt erhielt das Herzogthum Westfalen und mehrere mainzische und pfälzische Ämter.

mit Nassau-Oranien.

mit Bayern.

Baden und Wirtemberg.

Neue Kurfürsten.

So hatte denn Bonaparte einige Häuser in Deutschland an sich gekettet, Preußen befriedigt und Alexanders Stolz geschmeichelt, und das russische

[1]) Für die früheren 885.000 Thaler Einkommen bezog es jetzt 2,300.000 Thaler.

[2]) Pfalz-Bayern bekam für 225 Quadratmeilen mit 800.000 Einwohnern und 5,000.000 Gulden Einkommen, 290 Quadratmeilen mit 854.000 Einwohnern, ein Einkommen von 6,000.000 Gulden.

und französische Cabinet kamen überein, gemeinsam den Entwurf dem Reichstage zur raschen Annahme vorzulegen.

Merkwürdigerweise nahm der russische Gesandte Markow aus Überzeugung gegen den Willen seines Kaisers in Paris aufs kräftigste Partei für Österreich, musste aber nothgedrungen am 3. Juni den von Frankreich vorgeschlagenen Plan vorbehaltlich der Genehmigung seines Kaisers unterzeichnen. Den König von England gedachte man für den Plan durch Zuweisung des Bisthums Osnabrück günstig zu stimmen. Der Kurfürst von Köln war gestorben, der von Trier lebte in Augsburg und sollte eine Pension von 100.000 Gulden erhalten.

Mainz. Nur ein geistlicher Kurfürst sollte fortbestehen, der von Mainz; da aber Mainz selber französisch war, so sollte er seinen Sitz in Regensburg als Bischof von Regensburg, als Erzkanzler des Reichs und Präsident des Reichstags haben. Das Amt Aschaffenburg und im ganzen ein Jahreseinkommen von einer Million waren ihm zugetheilt. Merkwürdigerweise war der Inhaber

Dalberg. dieser Würde ein Dalberg, aus jenem berühmten Geschlechte, das dem Kaiserthum für besonders treu galt, so dass bei jeder Kaiserkrönung der Reichsherold vor dem Ritterschlag immer fragte: „Ist kein Dalberg da?“ Der jetzige Dalberg jedoch schwärmte schon, von französischen Ideen befangen, für Bonaparte, dem er seine Schrift über Perikles widmete, meinend, Napoleon werde wie jener ein hochsinniger Republikaner bleiben und von ihm werde eine Besserung des politischen und religiösen Lebens aller Völker Europas ausgehen.[1])

Reichsstädte. Hinsichtlich der freien Reichsstädte waren im Entwurf nur Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Lübeck, Hamburg und Bremen erhalten, die anderen alle unter die Fürsten vertheilt. Diese sechs Städte sollten bei den Reichskriegen neutral und von allen Militärlasten frei sein.

Alexander in Memel. Diese Übereinkunft wurde nach Memel gesandt; dort kamen der Kaiser von Russland und der König von Preußen in dieser Zeit zusammen. Die schöne Königin Louise begeisterte den gefühlvollen Alexander zu ritterlicher Verehrung; Alexander versicherte, jetzt habe er einen wahren, seiner würdigen Freund im jungen, tugendhaften König gefunden. Der König von Preußen war natürlich entzückt über die Übereinkunft und mahnte Alexander, sie zu bestätigen. Alexander wich zwar anfangs aus, gab jedoch in Petersburg (die Zusammenkunft in Memel hatte vom 10. bis 16. Juni gedauert) auf die Bitte Bayerns, Badens, Wirtembergs nachträglich seine Zustimmung; nur bat er für seinen Onkel, den Bischof von Lübeck und Herzog von Oldenburg, um Entschädigung für den Weserzoll und für das Haus Mecklenburg um die Kurwürde.

Der Reichstag. Am 16. August übergaben alsdann der französische Gesandte Laforest und der russische Bühler gemeinsam den Entschädigungsplan; Bayern und Preußen hatten aber die ihnen zugedachten Gebiete schon zu besetzen begonnen. Frankreich und Russland, hieß es, seien befreundete und unbetheiligte Mächte und das Wohl Deutschlands und die Ruhe Europas verlangten Annahme des Entwurfs binnen zwei Monaten.

Zorn in Wien. Man kann sich die Entrüstung in Wien denken; alles das war ausgemacht worden ohne Kenntnis des Wiener Cabinets. Der Botschafter in Petersburg, Graf Saurau, wurde in Ungnade abberufen. Als bayrische Truppen sich

[1]) Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeit. 2 Bände. Weimar 1879. — Vgl. Brück, l. c. I, S. 79—81.

der Stadt Passau bemächtigen wollten und der Bischof die Österreicher um Hilfe anrief, rückten diese am 17. August in Passau ein. Dieser Schritt belebte die Hoffnungen der dem Untergange geweihten geistlichen Fürsten von neuem. Bonaparte jedoch stellte sich sehr gereizt darüber und klagte über den nie ruhenden Ehrgeiz des Wiener Hofes; er drängte Preußen und Bayern zu einer neuen Übereinkunft am 5. September: wenn Österreich binnen sechzig Tagen Passau nicht geräumt habe, so würden die Verbündeten es dazu zwingen. Lauriston ward mit großem Aufsehen an den Inn gesandt, um die österreichischen Stellungen zu besichtigen und mit dem Säbel zu rasseln und den Kurfürsten von Bayern zu trösten. Doch Österreich konnte jetzt keinen Krieg wagen, zudem sprachen sich von den acht Mitgliedern der Reichsdeputation Brandenburg, Bayern, Hessen-Kassel und Wirtemberg offen und Mainz verblümt für den Entwurf aus, und so musste Österreich sich in das Unvermeidliche fügen, es durfte froh sein, wenn es für den Großherzog von Toscana noch eine angemessene Entschädigung erlangte.[1])

Passau. Bund gegen Österreich. Lauriston.

Am 26. December 1802 schlossen demnach Cobenzl und Joseph Bonaparte einen Vertrag ab, nach welchem der Großherzog von Toscana Salzburg, Eichstädt und die Kurwürde bekam. Österreich anerkannte dafür die Veränderungen, die in Italien seit dem Luneviller Frieden stattgefunden hatten. Bayern bekam für Eichstädt Passau, und Österreich für die Ortenau Trient und Brixen, Herkules von Modena sollte den Breisgau und die Ortenau haben. Am 25. Februar 1803 kam endlich die Reichsdeputation zum Schlusse, und am 14. März 1803 ward der Reichsdeputations-Hauptschluss vom verstümmelten Reichstag angenommen. Österreich hatte damit eine neue Niederlage erlitten.[2])

Kurfürstenthum Salzburg. Reichsdeputations-Hauptschluss.

Bignon, der Napoleons Pläne am besten kennt, sagt mit Recht: „Frankreich hatte bei dieser Vertheilung einen doppelten Zweck: der erste war die Schwächung der österreichischen Macht; überall, wo man es konnte, ward diese Macht angegriffen, ihr Einfluss wurde vernichtet oder vermindert durch Aufhebung und Verwandlung der geistlichen Fürstenthümer und Güter, durch das Verschwinden der Reichsstädte, die unter die verschiedenen Fürsten vertheilt wurden, und besonders durch die Veränderungen im Kurfürsten-Collegium. Der zweite Zweck Bonapartes war, dass Österreich nicht allein um das schwächer werde, was es verloren, sondern auch um das, was die andern deutschen Staaten gewannen. Baden, Wirtemberg, Bayern, wie Preußen waren jetzt mit den engsten Banden mit Frankreich verstrickt.“ In ähnlicher Weise sah man die Sache auch im Parlament in England an; dort hieß es: „Sämmtliche Staaten Deutschlands wurden zusammengeworfen und vertheilt wie Lose, die Frankreich nach Belieben vergab, wobei die einzige Macht, auf deren Kraft und Standhaftigkeit wir mit Recht zählen durften, um der Habgier unserer Feinde eine Schranke zu setzen, Österreich, dermaßen geschwächt, erniedrigt und gedemüthigt wurde, dass es ungewiss ist, ob sie je wieder im Stande sein wird, sich zu erholen.“

Österreich geschlagen. Säcularisation und Mediatisation. Urtheil Englands.

[1]) Thiers, La sécularisation, IV, p. 96.
[2]) Ibid. IV, p. 116.

Protest Gustavs IV.

Merkwürdig ist, dass der einzige Fürst, der einen patriotischen Protest gegen das ganze Verfahren einlegte, König Gustav IV. von Schweden, eine auswärtige Krone trug; er klagte als Reichsfürst und Bürge des westfälischen Friedens über die Mitglieder des Reiches, welche ihr Oberhaupt verlassen und ihre Selbständigkeit aufgegeben hätten, ohne welche die Ruhe Deutschlands nicht begründet werden könne.

und Pius VII.

Noch protestierte ein anderer Fürst gegen das ganze Verfahren, Papst Pius VII., er sprach seinen Kummer über die Umwälzung in einem Schreiben an den Erzkanzler aus; aber nicht bloß dies, er wandte sich auch an den ersten Consul, dass er die katholische Religion schirmen möge, und Bonaparte sah sich durch das Benehmen der protestantischen Fürsten in ihren neuerworbenen Besitzungen genöthigt, sie an gemäßigte und billige Grundsätze in ihrem Verfahren gegen die Katholiken zu mahnen.

Schreiben Bonapartes zum Schutz der Katholiken.

Napoleon ließ durch seinen Minister des Äußern den Gesandten des badischen Hofes in Paris in Kenntnis setzen von dem äußersten Befremden, welches Seine Majestät der Kaiser und König empfunden, als er erfahren musste, dass sich neulich in der Regierung Badens ein System eingeschlichen habe, die Katholiken und die Einwohner der in der letzten Zeit mit Baden vereinigten Länder von allem Antheil an den Geschäften und den Staatsämtern auszuschließen, Mannheim, Freiburg und andere wichtige Städte der Einrichtungen zu berauben, die zu deren Wohlstand und Zweck beitragen könnten, und dieselben den leidenschaftlichen Berechnungen einer zu Karlsruhe herrschenden Coterie zum Opfer zu bringen. „Seine kaiserliche und königliche Majestät wird es keineswegs gleichgiltig und ruhig mitansehen, dass man als rechtslose Unterthanen und gleichsam als Heloten diejenigen betrachte, welche Sie selbst dem Großherzogthum gegeben hat, welche Sie ihm nicht dazu gegeben hat, um Sclaven daraus zu machen, und denen der Kaiser gerade aus dem Grunde seinen Schutz schuldig ist, weil er sie Baden gegeben hat. — Das gegen sie befolgte System würde indes verderbliche Folgen für den Frieden und die Sache des Großherzogthums haben, und als Rückschlag auch für die benachbarten Länder und für den Rheinbund. — Aus allen diesen Gründen sieht sich Seine Majestät verpflichtet, diese Folgen aufzuhalten und ihnen zuvorzukommen; und die besondern und so engen Bande, welche das Haus Baden und Seine Majestät verknüpfen, würden es ihm zur Pflicht machen. Darum wünscht der Kaiser, dass der Hof von Baden unverzüglich ein entgegengesetztes System annehme, jede Verfolgung und jede ungerechte Zurücksetzung abstelle, und dass in dem Ministerium, sowie in jeder Abtheilung und jedem Zweige des Staatsdienstes den Katholiken, welche ja mehr als die Hälfte der Einwohnerzahl ausmachen, auch die Hälfte der Ämter zutheil werde. — Seine Majestät erwartet dies als ein Zeichen der Rücksicht von Seiten des badischen Hofes und der Unterzeichnete ist beauftragt, den ausdrücklichen Antrag darauf zu stellen. Champagny, Herzog von Cadore.“[1])

Klagen der Katholiken.

Sicher haben sich hervorragende Katholiken an den ersten Consul mit Klagen gewendet, dass er, welcher in Frankreich der katholischen Kirche einen rechtlichen Zustand verschafft, die Katholiken in Deutschland ihren Gegnern preis-

[1]) Vgl. Katholische Zustände in Baden. Mit urkundlichen Beilagen. 2 Bände. Regensburg 1841 und 1843. I, S. 107 ff.

gegeben habe, daher der scharfe Ton seines Schreibens, welches eine große Bestürzung am badischen Hofe hervorrief. Der Minister des Innern, Marschall von Biberstein, nahm seine Entlassung. Ein Freiherr von Andlaw erhielt dessen Stelle. Als 1813 Napoleons Stern im Erbleichen war, siegte wieder die Baden-Durlachische Partei in Karlsruhe und Andlaw ward entlassen. Diese Partei hatte, obschon die Katholiken zwei Drittheile der Bevölkerung bildeten, die Katholiken von allen höheren Ämtern ausgeschlossen, was eine bedenkliche Gährung im Lande hervorrief. Diese Partei war mächtiger als der Kurfürst Karl Friedrich, welcher früher manches gute Gesetz gegeben hatte. Wir lernten Karl Friedrich. ihn bereits kennen bei der Geschichte Mirabeaus,[1]) als Freund von dessen Vater Victor, und als Eiferer für national-ökonomische Studien. Dann hörten wir sein Lob aus dem Munde Marmonts im ersten Theil dieses Bandes. Bei der Baden-Durlachischen Partei war es alter Hass gegen die Katholiken. Karl Friedrich war ein wohlwollender Fürst, aber ein Kind seiner Zeit, des aufgeklärten Despotismus; geboren 1728 war er seit 1747 Markgraf von Baden-Durlach, mit welchem er durch Erbschaft 1771 Baden vereinigte. Napoleon schätzte ihn hoch. So wurde er 1803 Kurfürst, 1806 Großherzog, 1811 starb er. Sein Nachfolger ist der Großherzog Karl, 1811 bis 1818, ein Sohn des 1801 verstorbenen Erbprinzen Karl Ludwig. Karl Friedrich hatte drei durch ihre Schönheit und Herzensgüte ausgezeichnete Töchter; die eine wurde die Gemahlin Kaiser Alexanders I., die andere die Gemahlin Gustavs IV. von Schweden, die dritte die Gemahlin des Wittelsbachers Maximilian I., der König von Bayern wurde.

Die Mönche der aufgehobenen Klöster wurden in Baden nach und nach als Kapläne und Pfarrer verwendet oder als Lehrer an Mittelschulen. Unter den aufgehobenen Klöstern war das reichste Sanct Blasien, welches ein hohes Alter Sanct Blasien. aufzuweisen hatte.[2]) Schon im fünften Jahrhundert sollen an der Stätte Einsiedler gehaust haben, welche später durch Bischof Ehrenfried von Konstanz die Benedictinerregel erhielten. Ein Ritter Reginbert von Seldenbrunn baute von 945 bis 948 das Kloster und stattete es mit Grundbesitz aus. In den Zeiten des großen Kirchenstreites war hier die Richtung von Clugny in Geltung. Rasch stieg der Ruhm der Klosterschule. Kaiser Otto I. erhob es zur selbständigen Abtei, 1218 kam die Abtvogtei an die Habsburger, 1413 erhielten die Äbte Inful und die Insignien der Bischöfe. Im großen Bauernkrieg wurde das Kloster zuerst geplündert, dann in die Luft gesprengt. Seit 1613 saß der Abt auf dem Reichstag und beim schwäbischen Kreis auf der Grafenbank. 1746 wurde der Abt Reichsfürst. Im achtzehnten Jahrhundert glänzte das Kloster durch Männer von hoher Gelehrsamkeit. Martin Gerbert machte sich berühmt Gerbert. durch seine „Historia nigrae silvae“. Neben ihm glänzten Ussermann, Eichhorn, Nengart, Heer und Herrgott, welch letzterem Maria Theresia ihr Vertrauen und manche Auszeichnung erwies. Der Mann war mit hoher Gelehrsamkeit ausgestattet, zugleich mit solcher Würde und Herzensgüte, dass man ihn nur „den lieben Herrgott“ nannte.[3]) Das Kloster hatte eine eigene Druckerei. Sein Vermögen wurde bei der Aufhebung auf 5,205.000 Gulden berechnet. Die Kirche

[1]) Vgl. Bd. XIV dieses Werkes, S. 420.

[2]) Vgl. Joseph Bader, Das ehemalige Kloster Sanct Blasien und seine Gelehrten-Akademie. Freiburg 1874.

[3]) Der Dreikönigwirt in Basel machte ihm für ein Abendessen und Übernachten einmal eine Rechnung von 600 Gulden! — und, als der Geprellte sich über die Höhe

war prachtvoll, nach dem Muster der Maria della Rotonda in Rom, 1768 von Gerbert erbaut. Zum Kloster gehörte seit 1613 die Herrschaft Bonndorf. Von den Unterthanen galt das Sprichwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen." Erst 1805 fiel das Kloster an Baden, erst 1807 wurde es aufgehoben. Es hatte diese Frist des Daseins dem Umstande zu verdanken, dass lange unbestimmt blieb, ob es nicht dem Malteserorden als Entschädigung dienen solle. Nun kam die Glocke und die berühmte Silbermannische Orgel nach Karlsruhe. Aus dem Kupfer, mit dem der großartige Bau gedeckt war, wurden badische Kreuzer geschlagen (die prachtvolle Kirche brannte 1874 ab), das Klostergebäude selber wurde zu einer Gewehrfabrik und zu Wohnungen für Beamte hergerichtet. So endete dieses berühmte Heim religiösen Sinnes und wissenschaftlichen Geistes.

Sanct Paul.

Die Mönche wandten sich mit der Bitte um Zuflucht an Kaiser Franz I., welcher ihnen das Kloster Sanct Paul in Kärnten überließ; dort errichteten sie ein Gymnasium, dort ist heute noch eine an gelehrten Werken des Benedictiner-Ordens reiche Bibliothek. Dort sieht der Schwarzwälder mit Rührung Kleider, Kirchengeräthe und Handschriften, die weit in das Mittelalter zurückreichen und von den begeisterten Mönchen seiner Heimat geschrieben und gebraucht wurden. Nicht so gut wie den Benedictinern von Sanct Blasien gieng es andern Mönchen und Nonnen Sie wurden aus dem lieben Heim, in dem sie ihr Glück gefunden, oft rücksichtslos in die Welt geworfen. Man hatte bei der Aufhebung gar nicht erwogen, wovon die zu verjagenden Geistlichen in Zukunft leben sollten. Ein Domherr zu Worms ist buchstäblich vor Hunger gestorben, aus Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln, in einer der elendsten Dachstuben. Erst die Verwendung Albinis, des Ministers des Erzbischofs von Mainz, den wir als scharfsichtigen und muthigen Mann beim Congress in Rastatt kennen lernten, machte auf diesen Missstand aufmerksam. —

Verluste der katholischen Kirche durch die Säcularisation.

Einst und jetzt.

Wie ist jetzt alles verändert! Nicht mehr der Kaiser kann die Kirche schützen, sondern der Papst muss sich an einen neuen Pipin, an Bonaparte wenden; der deutsche Süden und Westen steht unter französischem Einfluss, die Fürsten haben das jus de non appellando, die Kreisordnung ist aufgelöst, Kaiser, Reich und Reichstag existieren nur dem Namen nach. Das arme Volk erlitt die beträchtlichsten Verluste. Alles ist verschoben und verzerrt, und der Zustand des Reiches, das einst an der Spitze Europas gestanden, das der Schwerpunkt der europäischen Politik und der Hort der edelsten Güter des Abendlandes gewesen war, der kläglichste. Die erhabene Schöpfung Karls des Großen ist nach tausendjährigem Bestand einem elenden Untergang verfallen; nicht mehr die Deutschen, sondern die Franzosen waren jetzt die Träger der Weltgeschichte.

Den Reichsdeputations-Hauptschluss vom 25. Januar 1803 genehmigte

---

der Rechnung beschwerte, erhielt er die Weisung: „Es ist mir schon Mancher schuldig geblieben, der sagte: ‚Der liebe Herrgott wird Sie schon bezahlen!' Jetzt ist endlich der liebe Herrgott in meinem Haus!" — Der „liebe Herrgott" lächelte und zahlte.

der Kaiſer am 28. April 1803 mit dem Vorbehalte einer neuen Vertheilung der Stimmen im Reichsfürſtenrathe, in welchem die Proteſtanten jetzt 77 gegen 59 Stimmen hatten.

„Die Gutheißung des Reichsreceſſes war übrigens nur eine Formalität; denn die einzelnen Reichsfürſten hatten von ihren neuen Territorien bereits Beſitz genommen und ſchalteten in denſelben wie Souveräne, ohne ſich weiter um Kaiſer und Reich zu kümmern. Dem Reich blieb nur der demüthigende leere Schein formeller Genehmigung der von fremden Machthabern getroffenen Beſtimmungen.“ [1])

Verluſt der Katholiken.

Der Verluſt der Katholiken war ſehr groß: 1295 Quadratmeilen mit 2,361.176 Einwohnern und 12,726.000 Gulden, die ihnen ohne jedes Recht rein durch Willkür Bonapartes und des Kaiſers Alexander geraubt wurden.

Urtheil über den Raub.

Proteſtantiſche wie katholiſche Schriftſteller ſprechen ſich einmüthig über die Roheit dieſer Gewaltthat aus. Der Staatsrechtslehrer Klüber ſagt:[2]) „Wenn auch im Laufe des dreißigjährigen Krieges und bei Unterhandlung des weſtfäliſchen Friedens manche weltliche Hand nach Kirchengut ſich ausſtreckte, ſo war es doch ſolches, das für die katholiſche Kirche entweder ſchon verloren, oder ſo gut wie verloren zu achten war, weil es der Reformation unterlag, nachdem die Kirchengeſellſchaft, deſſen Eigenthümerin, zu einem andern Glauben übergegangen oder überzugehen im Begriffe war. Nicht ſo bei dem Verluſt, wozu die franzöſiſche Revolution Gelegenheit zur Sache war. Hier wirkten durchaus äußere Urſachen; durchaus nicht einmal als Sühnopfer konnte man die ſo weit greifende Säculariſation betrachten, und daſs man bei dieſer Verwandlung des Kirchengutes in weltliches, namentlich in Staatsgut, nach Rechtsgründen vergeblich forſcht, trägt jetzt wohl kaum jemand Bedenken zu geſtehen: es war eine Zeit, wo die Macht über jedwede Rechtfertigung ihres Beginnens ſich hinwegſetzen zu müſſen, wohl gar zu dürfen glaubte.“ — Es iſt eine rohe That der Gewalt, hervorgerufen durch die gemeine Habſucht und Ehrloſigkeit der deutſchen Fürſten. Das deutſche Volk wurde gar nicht zu Rathe gezogen, von ihm war nicht anders die Rede, als von einer Sache. — „Man verhandelte die Menſchen wie eine Ware, warf dieſem oder jenem Gewalthaber ein paar tauſend oder ein paar hundert Köpfe oder Seelen, wenn es hoch kam, mehr oder weniger zu.“ [3]) — Der proteſtantiſche Geſchichtſchreiber Leo ſagt: „Deutſchland hat nie eine ſittlich tiefere Erniedrigung erlebt, als damals; ja, nach einer Seite kann man ſagen, daſs ſie tiefer war als die ſittliche Erniedrigung Frankreichs in der Revolution.“ [4]) — In der Revolution war nämlich doch eine gewiſſe Schwärmerei für Freiheit und Gleichheit, in Deutſchland aber reine Habſucht und Niedertracht der Fürſten und die Flachheit und Verkommenheit der tonangebenden Kreiſe.

Alſo handelten proteſtantiſche Fürſten, geleitet entweder von der ihnen im Jugendunterricht ſchon beigebrachten Abneigung gegen die katholiſche Kirche

[1]) Brück, l. c. I, S. 101.

[2]) Überſicht der diplomatiſchen Verhandlungen des Wiener Congreſſes. Frankfurt 1816. S. 398.

[3]) Berghaus, Deutſchland vor fünfzig Jahren. Geſchichte der Gebietseintheilung und der politiſchen Verfaſſung des Vaterlandes. 3 Bände. 1, S. 380.

[4]) Leo, Univerſalgeſchichte, IV, S. 1034.

oder von der Zeitbildung, welche die tiefere Religiosität für Aberglauben und Fanatismus erklärte, oder von der Theorie der Zeit, welche im Fürsten alle Staatsgewalt vereinigen wollte, und jedes selbständige Kirchenthum als Staat im Staate betrachtete. Die protestantischen Fürsten sind noch eher zu entschuldigen. Was sollen wir aber von den katholischen Fürsten sagen, welche gegen die Kirche noch wilder verfuhren als die Protestanten? — Vielleicht am wildesten hauste der Klostersturm in Bayern. Hier waren reiche Klöster, war also viel für den Staat zu erwerben. Von 74 Abteien und Stiften in Altbayern wurden nur an Kirchengütern trotz der Verschleuderung und der Betrügereien mehr als 64 Millionen Gulden gelöst. Das eigentliche Vermögen der Abteien und Stifte belief sich jedoch auf mehr als 200 Millionen Gulden.[1] Manche hatten wegen ihres Alterthums, ihrer Geschichte, einen hohen Ruf als Stätten der Bildung, alle erhielten die christlichen Lebensgedanken im Volke lebendig. Wenn sie aber dem Geist der Zeit zum Opfer fallen sollten, so war es doch nicht nöthig, ihren Insassen, die hier ihr Heim gefunden hatten, mit Roheit zu begegnen. Aber eine Härte, die an die Schreckenszeit der Revolution erinnert, that sich bei der Aufhebung der Klöster in Bayern kund. Der Hauptschuldige war der Minister Maximilian Joseph Graf Montgelas.

Klosterssturm in Bayern.

Kirchenvermögen.

Montgelas.

Der Mann war zwar in München 1759 geboren, aber kein Bayer, überhaupt kein Deutscher, sondern einer aus Savoyen stammenden Familie angehörig, war unter Karl Theodor ein eifriger Illuminat und musste fliehen, als die Verfolgung gegen diese geheime Gesellschaft begann; er fand in Zweibrücken eine Zuflucht und kam mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph[2] nach München zurück, dem ersten Kurfürsten aus der Linie Pfalz-Zweibrücken, der sich ganz von diesem Minister 1803—1817 leiten ließ, einem Manne von grenzenlosem Ehrgeiz und großer Herrschsucht, der zuletzt alle Ministerien in seiner Hand vereinigte. Montgelas war ein oberflächlicher Kopf, dabei aber höchst gewaltthätig. Der katholische Sinn des Volkes erlaubte ihm nicht, so rasch vorzugehen, als er wünschte. Er ließ darum zuerst Spottschriften gegen die Klöster verbreiten, in denen die Mönche als Schamanen, Lamas, Fakire, Derwische verhöhnt wurden, und dem Volke nahe legen, wie ihm durch die Aufhebung der Mendicantenklöster eine große Last von den Schultern genommen würde, und wie der Weltclerus steigen müsste, wenn ihm allein die Leitung der Seelen zufiele. Nicht alle Orden wurden auf einmal angegriffen, sondern nur die Kapuziner und Franciscaner traf der erste Sturm. 1799 ergieng gegen sie das Verbot fernerer Professablegung. 1802 wurden alle Mendicantenklöster aufgehoben. An einem und demselben Tage wurden in alle ihre Klöster Commissäre geschickt, um nach den dort verborgenen Schätzen zu forschen. Sämmtliche Ordensleute mussten einen Eid schwören, dass sie keine Schätze verheimlichen wollten. Man fand jedoch statt der

Flugschriften gegen die Klöster.

Schlag gegen die Kapuziner und Franciscaner.

[1] Vgl. Brück, Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert, Mainz 1887, besonders das zehnte Capitel, S. 165—181, und die dort angeführte Literatur.

[2] Maximilian Joseph war geboren 1756 zu Schwetzingen, wurde 1795 Herzog von Zweibrücken, 1799 Kurfürst von der Pfalz und Bayern.

erwarteten Massen von Capitalien nur wenig Bargeld, das für noch nicht gelesene Messen von Gläubigen geopfert war. Aus Furcht, die Mönche möchten etwas wegtragen, wurde das Kapuzinerkloster in München von Polizeiwachen mit Fanghunden umstellt, obschon das Briefgeheimnis schon seit einiger Zeit nicht mehr für die Mönche bestand. Trotz all dieser Gewaltthätigkeiten fand man keine Schätze bei den armen Opfern; auch konnte man keine Schuld an ihnen finden, denn sie begiengen keine Verbrechen. Fürsprache beim Landesherrn und dessen Gemahlin wurden mit freundlichen, aber nutzlosen Versicherungen abgefertigt. Dann ergieng am 20. Februar 1802 an alle Ausländer in beiden Orden der scharfe Befehl, binnen drei Tagen in ihre Heimat zurückzukehren; nebst Pass und Marschroute wurden jedem fünfundzwanzig Gulden Reisegeld gegeben, und wurde er ohne jede weitere Unterstützung in die weite Welt hinausgestoßen, achtzigjährige Greise wie junge Männer: sie mochten nun sehen, wie sie durchkamen.

Die Franciscaner.

Am 4. März 1802 wurden die Franciscaner in München bei Nacht in Wagen gepackt und nach Ingolstadt gebracht. Am 26. März ergieng der Befehl, alle Mendicanten in Centralklöster zu bringen, „um sie auf eine würdigere, ihrem Stand angemessenere Art zu verpflegen.“ Sehen wir diese würdige Art näher an! Die Kapuziner wurden in Wagen nach Rosenheim gebracht. Abends halb sieben Uhr erhielten sie den Befehl zur Abreise; um halb drei Uhr nachts waren schon alle abgeführt, von zwölf Uhr an hatten sie noch stille Messen gelesen; ihre Habseligkeiten mussten sie selber auf die Wagen laden unter Aufsicht einer Rotte von Polizeidienern! In Rosenheim wurde ihnen mitgetheilt, dass jeder jährlich 125 Gulden aus der Klosterfondscasse erhalte, aber zwei Drittel von jedem Messstipendium an diese Casse zu erlegen habe, ferner drei Kreuzer von jeder heiligen Messe sogleich für Abnutzung der Messkleider und des Meßkelches an die betreffende Kirche abzahlen müsse. Beicht zu hören und zu predigen außer ihrer Kirche wurde ihnen streng untersagt. Zu Kranken sollten sie nur gehen, wenn sie begehrt würden. Die jungen Mönche wurden aufgefordert, in den Weltpriesterstand überzutreten, und denen, die Folge leisteten, wurden 50 Gulden als Kleidungsbeitrag und 10 Gulden Reisegeld mit einer Empfehlung an das einschlägige Ordinariat, bei dem sie unterkommen wollten, versprochen. — Bei der damaligen Theuerung war mit 125 Gulden im Jahr schwer auszukommen, zumal den Mönchen alles Sammeln verboten war: sie wurden jedoch mit der Versicherung vertröstet, dass die Regierung überzeugt sei, bei einer klugen Haushaltung könne man mit 125 Gulden auskommen. Alle Gänge aufs Land wurden ihnen verboten. Kein Religiose durfte sich von seinem Kloster entfernen: wenn er etwa zu seinen sterbenden Eltern reisen wollte, musste er erst eine Reise-Erlaubnis von der Kloster-Commission einholen. Eine Übertretung dieser landesfürstlichen Anordnung wurde mit Strafe bedroht, mit andern Worten, man wollte die Mönche zwingen, den Orden, in dem sie bisher ihr Lebensglück und ihren Beruf gefunden hatten, zu verlassen. In den neuen Centralklöstern wurden zu viele Mönche zusammengedrängt in kleine Zimmer, manche mussten unter dem Dach oder in den Behältniskammern, einer sogar in einem Kasten der Sacristei schlafen. Man sieht, wie die Illuminaten sich für ihre frühere Verfolgung zu rächen wussten.

Centralklöster.

Hungercur.

Die Karmeliter traf 1802 das gleiche Schicksal, sie sollten sich fortan um dreiunddreißig Kreuzer täglich verköstigen. Diese Summe wurde ihnen aber nur einen Monat hindurch ausgezahlt, ihr Vermögen aber zog die Regierung

Karmeliter.

ein. Hin und wieder fand einer dieser Verfolgten bei einem wohlthätigen Privatmann Unterkommen, oder bei einem für seine Gemeinde eifrigen Pfarrer eine Stelle als Kaplan, fand ein Laienbruder, wenn er noch kräftig war, einen Platz als Hausknecht. Nicht minder hart verfuhr man dann gegen die Barmherzigen Brüder und Schwestern, gegen die Englischen Fräulein. Die armen Mönche durften nicht einmal mehr die Früchte des Gartens pflücken, die sie bebaut hatten. Das erste, was auch jetzt die Commissäre thaten, war immer, dass sie Keller, Bibliothek und Sacristei versiegelten, dass sie die Mönche bedrohten, wenn sie nicht die verborgenen Schätze anzeigten. Im Kloster Benedictbeuren wurde sogar ein Tiroler Landstreicher verwendet, der vorgab, mit einer Wünschelruthe die im Keller vergrabenen Schätze finden zu können; es wurden jedoch keine gefunden. Der Prälat des Klosters Ettal, das heute noch von Reisenden wegen seines schönen Baues besucht wird, musste sich wegen körperlicher Misshandlungen von Seite der Commissäre flüchten; seine Mönche aber wurden für Betrüger erklärt, weil sie die Kostbarkeiten unter sich vertheilt hätten.

Barmherzige Brüder.

Ettal.

Bücher.

Mit den Schätzen der Bibliotheken wurde durchgängig wüst und leichtfertig verfahren. Einige bilden jetzt allerdings einen Bestandtheil der reichen Hofbibliothek in München, aber viele der wichtigsten Werke und Handschriften wurden bübisch vernichtet, an Käsehändler nach dem Pfund verkauft. Ähnlich ergieng es mit den Schmuckſachen; von den Messgewändern wurden die goldenen Borten weggeschnitten, von den Messbüchern die kostbaren Beschläge abgerissen; Kelche und Monstranzen an Juden verkauft. In Würzburg tranken Juden in bischöflichen Gewändern, mit Infuln auf dem Kopf, aus den Kelchen einander zu. So wurde das religiöse Gefühl verhöhnt. Was die Commissäre unterschlugen, ist nicht zu zählen. Der Abt von Benedictbeuren erbot sich 20.000 Gulden für die kostbare Monstranz aufzubringen; die Commissäre nahmen das Geld, lieferten aber die Monstranz doch nicht aus, und schalten den Abt einen Dieb. Consecrierte Hostien wurden auf den Düngerhaufen geworfen, den Reliquien ergieng es nicht besser, nachdem sie aus ihren wertvollen Behältern herausgerissen waren. — Nicht einmal die Grabstätte der Wittelsbacher im Kloster Scheyern wurde geschont. Die Gruft wurde erbrochen, die Särge gesprengt, die Leichen auseinandergerissen bei der Suche nach Gold und Perlen. Im Kloster Fürstenfeld wurde das Bild der Herzogin Maria von Brabant zum Fenster hinausgeworfen dem Bilde des Herzogs Ludwig die Augen ausgestochen; die schöne Orgel auseinandergerissen, den Gassenbuben wurden die Pfeifen geschenkt. Hunderttausende von wertvollen Bänden wurden um einen Spottpreis nach Amerika oder Russland verkauft; die Archive giengen durch Nachlässigkeit in Nässe oder Fäulnis zugrunde. So giengen 400 Klöster in kurzer Zeit zu Ende und ihre Bewohner wurden der Habe beraubt und ins Elend geschickt. Schamlose Betrügereien fanden hinsichtlich der Wertsachen statt. Die Commissäre stahlen wie Diebe und die Juden wurden reich. Nur ein Drittel des gesammten Vermögens kam dem Staate zugute. Die liegenden Güter wurden zu gleicher Zeit versteigert und darum nur geringe Gebote erzielt und die besten Gründe an Begünstigte um ein Spottgeld losgeschlagen. Reue erfasste die Thäter selber. König Maximilian I. sagte später im Beisein des Bischofs Öttl von Eichstädt zu Montgelas: „Was sind wir doch für Thoren gewesen, alle Klöster aufzuheben! Meine grauen Haare möchte ich mir ausreißen, wenn ich daran denke.“ Jetzt wollte auch Montgelas nicht der Thäter gewesen sein; er schob alle Schuld auf den Geheimrath Zentner. Die alten schönen Prachtbauten verfielen oder wurden um wahre Spottpreise

Juden.

Schändung der Gräber.

Reue Max' I.

versteigert, oder niedergerissen oder profaniert. Die schöne Kirche zu Schwarzhofen ward unter der Bedingung, sie zu zerstören, um 300 Gulden verkauft. Der Dom zu Freising ward als baufällig einem Metzger um 500 Gulden zugesagt. Der Kronprinz Ludwig erfuhr davon und rettete dieses geschichtliche Kleinod.[1]) Frivol war der Vorwand, unter welchem die herrliche Pfarrkirche von Benedictbeuren niedergerissen wurde, „damit das Volk sich nicht durch Beten erschöpfe". Auch die berühmte Kirche der Abtei Wessobrunn verfiel solcher Zerstörung.

Ende von Kurtrier und Kurköln.

Köln, Trier, Mainz gehörten jetzt, wie das ganze linke Rheinufer, zu Frankreich. Es gab keinen Kurfürsten von Trier, keinen von Köln mehr, einen Kurfürsten von Mainz nur noch dem Namen nach. Der Reichdeputations-Hauptschluss bestimmte ja, dass die Würde eines Kurfürsten, Reichs-Erzkanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland auf ewige Zeiten mit dem Stuhle von Mainz vereint bleiben, dieser aber auf die Domkirche von Regensburg übertragen werden solle; seine Metropolitan-Gerichtsbarkeit erstreckte sich in Zukunft über alle auf der rechten Rheinseite liegenden Theile der ehemaligen geistlichen Provinzen von Mainz, Trier und Köln, jedoch mit Ausnahme der königlich preußischen Staaten, ingleichen aber über die salzburgische Provinz, soweit sich dieselbe auf die mit Pfalz-Bayern vereinigten Länder ausdehnt.

Kurmainz.

Titel ohne Mittel.

Also nur noch ein Kurfürst, mit allerdings glänzenden Titeln, wie Reichs Erzkanzler-Primas, aber mit geringen Mitteln; er war heruntergekommen, gerade wie das Reich. Nicht einmal seine Besitzungen auf dem rechten Rheinufer waren ihm geblieben, nur die Städte Regensburg und Wetzlar waren ihm zugewiesen worden; statt den 140 Quadratmeilen des alten Kurfürstenthums hatte er jetzt 24; dies kleine Gebiet ertrug nur 650.000 Gulden — nicht genug, um als Kanzler das Reich zu repräsentieren. Von einer Million sprach der Reichsrecess, 350.000 Gulden sollten ihm einige Reichszölle eintragen, weshalb Dalberg spöttisch zu bemerken pflegte,[2]) der heilige Matthäus sei aus einem Zöllner ein Apostel, er dagegen sei aus einem Apostel ein Zöllner geworden.

Die Kirche unfrei.

Die kirchliche Organisation in Deutschland war damit zerstört, die Bedeutung der Bischöfe auf ein Nichts herabgebracht. Die weltlichen Fürsten herrschten nicht bloß im Staat, sondern auch in der Kirche; sie bestimmten jetzt einseitig die Grenzen zwischen der kirchlichen und weltlichen Gewalt. Die protestantischen Fürsten waren in der Ansicht von der absoluten Einheit der Kirche und des Staates erzogen, und setzten daher die Bedingungen fest, unter welchen die katholische Kirche in ihren Territorien existieren und ihre Wirksamkeit entfalten dürfe. Die Freiheit der katholischen Kirche war zwar im westfälischen Frieden, der noch immer als Reichsgesetz galt, gesichert, aber diese Bestimmung wurde nicht

[1]) So erzählt Ringseis, Jugenderinnerungen, in den „Historisch-polit. Blättern". Band 85. Brück, l. c. I, S. 175.
[2]) Brück, l. c. I, S. 102.

gegen den westfälischen Frieden und den Recess.

beachtet. Einige Regierungen versprachen zwar allgemeine Religionsduldung, den Vollgenuss bürgerlicher Rechte für jedwede Religionsgenossenschaft; die Zeit der Intoleranz, des Religionshasses, des Verfolgungsgeistes sei vorüber. Es heißt ausdrücklich im Reichsrecess: „Die bisherige Religionsübung eines jeden Landes soll gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt sein, insbesondere jeder Religion der Besitz und ungestörte Genuss ihres eigenthümlichen Kirchengutes, auch Schulfonds, nach der Vorschrift des westfälischen Friedens, ungestört verbleiben; dem Landesherrn steht zu, andere Religionsverwandte zu dulden, und ihnen den vollen Genuss bürgerlicher Rechte zu verstatten."

Was den Bischöfen bleibt.

Dieses Versprechen wurde jedoch nicht gehalten. Die ganze Bestimmung über die Ausdehnung der Wirksamkeit des Primas war schon getroffen, ohne den Papst oder den Kaiser hievon zu verständigen. Es waltete vielmehr die Ansicht ob, das Papstthum gehe seinem baldigen Untergange entgegen, und eine Trennung zweier Gewalten, die über Staatsbürger herrschen sollten, sei gar nicht mehr denkbar, vielmehr weise alles auf die vollkommenste Concentrierung der Herrschermacht hin. In diesem Sinne wurde den Bischöfen nur die Verwaltung des Predigtamtes, des Religionsunterrichts, die Spendung der heiligen Sacramente, die Einweihung der Kirchen und die Einsegnung der Kirchhöfe überlassen, alles andere wurde von der Genehmigung des Landesherrn abhängig gemacht. Die protestantischen Landesherren, bisher in ihrem Gebiete ausschließlich Richter in geistlichen wie weltlichen Angelegenheiten, suchten diese ihre Rechte jetzt auch über die Katholiken auszudehnen. Darum errichteten sie alsbald Behörden, um ihre vermeintlichen Rechte zu wahren. Diese obersten Kirchenräthe waren in der Regel aus Protestanten und anrüchigen Katholiken zusammengesetzt, und vernichteten die letzte Spur einer Selbständigkeit der Kirche. So erkannte die Section für geistliche Angelegenheiten im Ministerium zu München dem Fürsten das Recht zu, „bei feierlichen Anlässen öffentliche Gebete und Danksagungen anzuordnen, unter seinem Schutze Kirchenversammlungen abzuhalten, die geistlichen Vorsteher durch geeignete Mittel zur Erfüllung ihrer Amtspflichten anzuhalten"; „bei Gegenständen gemischter Natur, unter welche auch alle Anordnungen über den äußeren Gottesdienst, Processionen, Nebenandachten, Ceremonien, Gelübde gehören, dürften von der Kirchengewalt ohne Mitwirkung der weltlichen Obrigkeit keine einseitigen Anordnungen geschehen."[1])

Kirchenrath.

Preußen.

Preußen behandelte die Katholiken nach den Grundsätzen seines Landrechts von 1797, wonach die Kirche „Staatsanstalt" ist und die Geistlichen „Staatsdiener" sind, und der Staat das Recht hat, „Religionsgrundsätze, die ihm unpassend erscheinen, nach angestellter Prüfung zu verwerfen und ihre Ausbreitung zu untersagen, öffentliche Bet-, Dank- und andere außerordentliche Festtage allein anzuordnen, die Bischöfe zu ernennen oder einen entscheidenden Einfluss auf deren Wahl auszuüben, Kirchenversammlungen innerhalb des Landes zu erlauben und deren Beschlüsse zu genehmigen, die Oberaufsicht und Leitung des Kirchenvermögens zu führen, die Rechte und Pflichten der Domcapitel festzusetzen". — „Auswärtige kirchliche Oberen dürfen ohne ausdrückliche Einwilligung des Staates keine Gewalt oder Gerichtsbarkeit in Preußen ausüben." Alle päpstlichen Breven und Bullen bedürfen der Genehmigung des Staates, kein Bischof darf ohne Genehmigung des Staates neue Verordnungen machen, oder von einem auswärtigen Oberen annehmen.[2]) — Als Friedrich Wilhelm III. Wilhelm

[1]) Brück, l. c. I, S. 134—135.
[2]) Ibid. I, p. 136—137.

von Humboldt nach Rom als preußischen Residenten sandte, trug er ihm auf, ja darauf zu achten, „dass ihm kein päpstlicher Legat oder Nuntius ins Land komme oder seinen Unterthanen Aufträge ertheile.“ — Die Klöster zog Preußen rasch ein, aber ohne dass ein Scandal, wie in Bayern, dabei vorkam. Friedrich Wilhelm III.

So wurde 1802 und 1803 zerstört, was der heilige Bonifacius, der große Wohlthäter Deutschlands, geordnet oder angebahnt hatte, und wurde bübisch verschleudert, was der fromme Eifer und die Entsagung Jahrhunderte hindurch geopfert und gespart hatte. Die ehrwürdigen Räume wurden geschlossen, in denen lernbegierige junge Germanen von den Lippen begeisterter Lehrer jene Wahrheiten empfangen hatten, welche die Welt allein zu erlösen im Stande sind, und welche das deutsche Volk und Reich zur Zierde des Mittelalters gemacht haben. Merkwürdig, ein Angelsachse hat den deutschen Synodalverband geschaffen, nach mehr denn tausendjährigem Bestande haben ihn ein Corse und ein Russe aufgelöst! Pius VII. verwendete sich vergebens für die Erhaltung desselben. Bonaparte wollte ihn nicht retten, Kaiser Franz II. konnte ihn nicht retten. Einst und jetzt.

Mit der Änderung des Stimmenverhältnisses war der Fortbestand des Reiches unmöglich geworden. Selbst der Franzose Thiers beklagt den Untergang der Reichsverfassung.[1])

„Wie sie auch sein mochte, immer war diese Verfassung doch ein merkwürdiges Denkmal der Jahrhunderte. Sie hatte einige Charakterzüge der Freiheit, nicht jener Freiheit, die in der heutigen Gesellschaft den Einzelnen schützt, sondern derjenigen, welche die schwachen Staaten in Schutz nimmt gegen die mächtigen, indem sie denselben Gelegenheit gibt, ihr Bestehen, ihre Besitzungen, ihre besondern Rechte im Schoße eines Bundes zu vertheidigen und gegen die Tyrannei des Stärkeren an die Gerechtigkeit aller zu appellieren. Sie führte zu einer gewissen Geistesentwicklung, zu einem tiefen Studium des Völkerrechts, zu einer bedeutenden Kunst, die Menschen in Versammlungen zu behandeln, sehr ähnlich der, wenn auch unter anderm Schein, die in den Repräsentativ-Regierungen unserer Zeit ausgeübt wird. Die Säcularisationen mussten in dieser Verfassung eine bedeutende Veränderung herbeiführen. Zunächst entfernten sie aus den Kurfürsten-Collegien die drei geistlichen Kurfürsten, und aus den Fürstencollegien eine große Anzahl katholischer Mitglieder. Die katholische Majorität, welche in diesem zweiten Collegium 54 Stimmen gegen 43 betragen hatte, musste sich in eine Minorität verwandeln, denn die Fürsten, welche die geistlichen Stimmen erben sollten, waren fast alle Protestanten. Dies war eine bedeutende Störung der Verfassung und des Gleichgewichtes der Kräfte. Allerdings hatte die Toleranz, ein Kind des Jahrhunderts, den Bezeichnungen „protestantische und katholische Partei“ ihre vormalige religiöse Bedeutung genommen; dafür aber hatten sie eine ungemein ernste, politische Bedeutung erhalten: die protestantische bezeichnete die preußische, die katholische war die österreichische Partei. In diesen zwiefachen Einfluss theilte sich Deutschland seit langer Zeit. Man kann sagen, dass Preußen im Reiche das Haupt der Opposition, Österreich das Haupt der Regierungspartei war. Die Reichsverfassung gelobt von Thiers.

[1]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, IV, p. 55.

Friedrich II. hatte dadurch, dass er Preußen auf Kosten Österreichs zu einer Macht ersten Ranges erhoben, einen heftigen Hass entzündet zwischen den beiden großen Häusern Deutschlands. Der französischen Revolution gegenüber war dieser Hass einen Augenblick eingeschlummert, aber bald wieder erwacht, seitdem Preußen sich von der Coalition losgesagt, auf eigene Hand mit Frankreich Frieden geschlossen und sich bereichert hatte durch seine Neutralität, während Österreich sich erschöpfte, um den gemeinschaftlich unternommenen Krieg allein durchzuführen."

Lob Bonapartes.

Thiers ist voll Lob für die Thätigkeit Bonapartes in dieser Sache. Er sagt am Schlusse des fünfzehnten Buches:[1] „Übrigens aber waren die in Wahrheit ganz Europa angehenden Schwierigkeiten, die das Gebiet betreffenden, durch das kräftige und kluge Einschreiten Bonapartes überwunden. Hatte irgend etwas seinen Einfluss auf Europa deutlich dargethan, so war es diese so geschickt geführte Unterhandlung, in welcher er, Gewandtheit mit Festigkeit vereinend, abwechselnd die Herrschsucht Preußens und den Stolz Russlands zum Widerstand gegen Österreich benutzte, dieses niedergehalten, ohne es zur Verzweiflung zu treiben, und so Deutschland seinen Willen auferlegt hatte, zum eigenen Vortheil Deutschlands und zum Frommen der Weltruhe: der einzige Fall, in welchem es erlaubt und nützlich sein kann, sich in fremde Angelegenheiten einzumischen."[2]

Schiefes Urtheil.

Thiers hätte sachgemäßer gesprochen, wenn er gesagt hätte: der erste Consul wollte Deutschland schwächen, darum vergrößerte er die Macht Preußens, damit es so stark sei, um Österreich nicht fürchten zu müssen; er schwächte Österreich derart, dass es nicht mehr an eine Übermacht in Deutschland denken konnte. Einige kleine Fürsten vergrößerte er, um Mannschaft aus ihnen zu ziehen und sie gegen Preußen und Österreich gebrauchen zu können. Er schmeichelte dem Kaiser Alexander I. durch unberechtigte Schenkungen aus fremdem Gut, welches er dessen Verwandten in Deutschland gab; er schmeichelte ihm mit der Vorstellung, Frankreich und Russland vereint könnten Europa beherrschen. Er schmeichelte Friedrich Wilhelm III., damit dieser schweige und still sitze bei den Vergrößerungen Frankreichs, die der erste Consul im Plane hatte, und sein Herz wurde umsomehr später mit Hass gegen Preußen erfüllt, als dieses selbständig sein und seinen Vergrößerungsplänen Schranken setzen wollte.

Schreiben Bonapartes.

„Mein süßester Wunsch", schreibt Bonaparte,[3] „ist mehr und mehr, Preußen und Frankreich vereint vorangehen zu sehen, und durch diese Vereinigung des Continents auf festen Grundlagen gegen englische Ränke geschützt zu wissen. Die Mühe, die ich mir gab, das Haus Bayern wieder aufzurichten, wurde mir ohne Zweifel durch das Interesse Frankreichs, aber ebensosehr durch das Interesse und die Politik Preußens geboten. Die neuen Eröffnungen, die Cobenzl mir machen musste, haben mich mehr und mehr von der Unmöglichkeit

---

[1] Thiers, l. c. IV, p. 121.

[2] Am 3. April 1802 schrieb Bonaparte an Talleyrand, er wünsche Frankreich in keiner Weise in die Angelegenheiten Deutschlands zu verwickeln, um es nicht im geringsten in Gefahr bringen zu lassen, den Frieden zu brechen. Er benöthige darum drei besondere Verhandlungen: eine mit Russland, um diese Macht durch wohlwollendes Entgegenkommen zu gewinnen, eine mit Preußen, wegen dieses Königreiches selber, dann wegen Bayern und dann wegen des Statthalters von Holland, und endlich eine besondere mit Österreich, um sich wegen Toscanas zu verständigen. So werde Deutschland in Wahrheit in zwei Reiche getheilt, da dessen Angelegenheiten an zwei verschiedenen Residenzen abgemacht werden. Dann existiere eigentlich keine Verfassung von Deutschland mehr, oder sie existiere noch, aber nur zum Schein. Correspondance, VII, p. 542.

[3] Correspondance de Napoléon I, vol. VIII, p. 35.

überzeugt, das Haus Österreich von einem Plane abzubringen, den es seit mehreren Jahrhunderten nährt, und den der große Friedrich 1778 zunichte gemacht hat. Wir sind also berufen, Eure Majestät, als der Nachfolger dieses großen Mannes, und ich, als sein Bewunderer, zusammen seiner Bahn zu folgen."

Werfen wir zum Schlusse dieses Abschnittes noch einen Blick auf

Die ersten Jahre der Regierung Kaiser Alexanders I.

Das Triumvirat

Pahlen, Platon-Zubow und Bennigsen bildeten eine Art Triumvirat, dem der junge, unerfahrene Kaiser anfangs preisgegeben zu sein schien. Pahlen hatte am meisten politischen Verstand unter diesen dreien, er war ein Anhänger des Bündnisses mit Frankreich und hätte nie die Grundsätze der Neutralen aufgegeben. Doch wurde er, wie wir sahen, bald entfernt, die Mutter Alexanders war nicht bloß gegen ihn, sondern auch die Stimmung unter dem Volke — und dem Kaiser selber war die Sicherheit seines Auftretens zuwider. Er ließ ihn darum fallen, als der Erzbischof in großem Aufzug, von vielem Volk begleitet, zu Pahlen kam und ihm rieth, er möge Petersburg verlassen, wenn er nicht vom Volke, das seinen Hass gegen ihn nicht verberge, in Stücke gerissen werden wolle; man brauche der Menge nur ein Wort zu sagen, und sie werde nicht bloß ihn aus dem Leben schaffen, sondern auch von dem Hause, das er bewohne, keinen Stein auf dem andern lassen. — Platon-Zubow war ein frecher, oberflächlicher Geselle. Bald nach dem Kaisermord veranstaltete er ein großes Gelage in seinem Haus, bei welchem er ohne Puder, im Frack und runden Hut erschien, und nach welchem er ein Pharao zur Unterhaltung errichtete. Unter Paul I. wäre er dafür nach Sibirien verbannt worden. Es war also rücksichtslos damit angedeutet, was Aristokraten seiner Art von der neuen Regierung erwarteten. Alexander bemerkte es missfällig; er verbannte Zubow nicht vom Hofe, mied ihn aber und behandelte ihn mit Geringschätzung. Pahlen hatte sich auf seine Güter zurückgezogen, die er nie wieder verließ; Zubow aber suchte in deutschen Bädern zu glänzen, wo seine Anwesenheit Aufmerksamkeit erregte, bekam aber bald einen Wink, dass er besser thue, sich auf seine Güter zurückzuziehen und sie nie wieder zu verlassen. Auch Bennigsen konnte nichts Besseres thun, als den Hof für immer zu meiden.

aufgelöst.

Zubow.

Bennigsen

Dagegen traten junge Männer, Jugendfreunde Alexanders, an die Spitze der Geschäfte. Sie waren begeistert, wie er, für die Ideen der Neuzeit. Es waren der Graf Stroganow, Nikolai Nowosilgow und ein Pole, der Fürst Adam Georg Czartoryski. Stroganow schwärmte für England und dessen Verfassung und verehrte daneben Mirabeau als einen großen Staatsmann. Nowosilgow war vier Jahre der russischen Gesandtschaft in London zugezählt, schwärmte gleichfalls für die englische Verfassung und galt als Anglomane. Mit ihnen hielt noch Graf Kotschubey, der, in Genf erzogen, schon mit vierundzwanzig Jahren Gesandter in Constantinopel geworden war.[1])

Zweites Triumvirat.

Fürst Czartoryski weilte seit der letzten Theilung Polens in Petersburg als Adjutant Alexanders, der ihm eine enthusiastische Freundschaft ent-

[1]) Dr. Kleinschmidt, Geschichte des russischen hohen Adels. Cassel 1877. S. 196 bis 199, 201—208, 379—388.

Czartoryski und Alexander I.

gegentrug. In vertraulichen Gesprächen erklärte ihm nun der junge Großfürst, der beim Schweizer Laharpe die Lehren Rousseaus eingesogen hatte, dass er die Freiheit liebe, die das Recht aller Menschen sei; dass er den Despotismus hasse, wo und in welcher Weise er auch geübt werde; dass er trotz der Verirrungen der französischen Revolution doch der Republik einen glücklichen Erfolg wünsche; dass er die Politik seiner Großmutter nicht billige; dass er Polens Fall beklage; dass er Kosciusczko für einen großen Mann halte. — Wem konnte eine solche Erklärung lieber sein, als diesem polnischen Fürsten! Ja Alexander soll ihm sogar eidlich versprochen haben, wenn er einmal Selbstherrscher in Russland sei, so wolle er Polen wiederherstellen. Der junge Großfürst hoffte, dafür den ewigen Dank der Polen zu erwerben. Czartoryski bekräftigte ihn in dieser Hoffnung, obwohl er damals schon

Polen.

der Ansicht war, Polen werde als russischer Vasallenstaat wenig Freiheit haben, denn ein König von Polen, der 300.000 Russen unter seinem Befehl habe, würde immer im Stande sein, die Gesetze und sein Versprechen nicht zu halten. Alle Maßregeln, die der Kaiser jetzt anordnete, wurden mit diesen drei Männern in freundschaftlichem Vertrauen besprochen. Die ganze Regierung sollte anders eingerichtet werden.

Der Senat

Der Senat sollte wieder eine höhere Bedeutung bekommen, namentlich sollte kein Beschluss über Staatseinnahmen und Ausgaben gefasst, auch keine Todesstrafe angeordnet werden ohne vorherige Gutheißung des Senats, und die neuen Senatoren sollten nicht vom Kaiser ernannt, sondern vom Provinzial-Adel aus den Würdenträgern der vier ersten Classen ernannt werden. Doch dazu kam es nicht; man fürchtete, dieser Senat möchte die Kaisergewalt lähmen und zur Herrschgier erregt werden, wie der schwedische Adel. Nun kam man auf den Gedanken, dem Senat das Recht der Einsprache [1]) gegen kaiserliche Verordnungen einzuräumen, wie die Parlamente in Frankreich vor der Revolution ein Recht

wird beschränkt.

hiezu gehabt hätten. Gleich beim ersten Versuch einer Einsprache wurde dem Senat jedoch bedeutet, der Kaiser wolle in seinem Willen und seinem Thun in keiner Weise gehindert werden; weiter hieß es bald, der Senat möge auf die Menge schon bestehender Gesetze aufmerksam machen, er habe aber kein Recht, die neuen Gesetze und Verordnungen zu beurtheilen, die der Kaiser zu erlassen geruhe. Mit andern Worten: Absolutismus und ein in seinen Beschlüssen freier Senat vertragen sich nicht miteinander.

Das russische Ministerium.

Das Ministerium wurde also zusammengesetzt: Graf Alexander Romanowitsch Woronzow bekam die auswärtigen Angelegenheiten, Wiäzmitinow wurde Kriegsminister — beide waren wenig bedeutende Männer; Admiral Mordwinow wurde Seeminister, ein Mann von seltener Redlichkeit und Reinheit des Charakters; Derschawin, ein guter Dichter aber schlechter Jurist, wurde Justizminister; Wassiliew bekam die Finanzen; Nikolay Petrowitsch Rumanzow wurde Handelsminister; Sawa-

[1]) Droit de rémonstrance.

dowsky, der Sohn eines Kosaken, der einige Zeit Flügel-Adjutant bei der Kaiserin Katharina gewesen war, wurde Minister der Volksaufklärung. Eigenthümlich war bei diesen Ministern, dass sie nur Namensträger und ihre Gehilfen die eigentlichen Minister waren. Diese Gehilfen waren die Vertrauten des Kaisers, die in den Abendgesellschaften mit ihm freimüthig die wichtigsten Angelegenheiten der Regierung zum voraus besprachen; sie waren aber zu jung und die Ansichten der Russen über das Aufsteigen in der Beamtenhierarchie zu streng, als dass man, ohne Unzufriedenheit zu erregen, diese jungen Männer schon zu Ministern machen konnte. So wurde Czartorysky nur der Gehilfe des Ministers des Äußern, Nowosilzow der Gehilfe des Justizministers und ein ehemaliger Lehrer Alexanders, Murawiew, war der Gehilfe Sawadowskys; Stroganow war der Gehilfe Kotschubeys.[1] Seine Gehilfen.

Dieser Kotschubey stammte von einem Tataren Tutschukbey aus der Krim, dessen Vorfahren Khane gewesen waren, und der nach Klein-Russland ausgewandert und Christ geworden war. Ein Abkömmling von ihm war Wassilij Leontjewitsch, General der Kosaken, welchem Mazeppa die schöne Tochter Maria entführt hatte und der, den Verführer durchschauend, Peter dem Großen die Augen über dessen Verrath zu öffnen suchte. Der Czar aber, dem man Leontjewitsch als falschen Ankläger bezeichnete, sandte ihn Mazeppa zu, der den General auspeitschen und enthaupten ließ. Ein Urenkel von diesem Mann, der für seine Treue Schmach und Tod fand, war unser Victor Paulowitsch Kotschubey, geboren 1768, 1792 schon Bevollmächtigter in Constantinopel, 1798 Reichs-Vicekanzler, 1799 Graf, Vertrauter Alexanders, weshalb er 1799 von Paul I. in Ungnade entlassen wurde. Jetzt ward er von Alexander I. wieder hervorgezogen, wurde sein Vertrauter und Minister des Innern; er war stets ein Bewunderer Englands und Feind Bonapartes.[2] Kotschubey. Mazeppa.

Hebung des Handels und der Industrie, Hebung der Volksbildung, Förderung der Humanität, eine Toleranz, die alle Confessionen umfasse, Aufhebung der Leibeigenschaft waren Lieblingspläne des jungen Kaisers, und um diese drehten sich in den Abendstunden die vertraulichen Besprechungen, die er mit seinen Freunden hielt. Pläne Alexanders I.

Um Handel und Gewerbe zu fördern, wurde verordnet, dass Edelleute in die erste Gilde des Kaufmannsstandes eintreten könnten, ohne ihre Standesrechte zu verlieren. — Russland hatte instinctmäßig dem Schwarzen Meere zugestrebt, jetzt war es im Besitze der Küsten. Im Süden lagen seine fruchtbarsten Provinzen, von da aus konnte es seine Erzeugnisse am leichtesten in den Welthandel bringen. Das alte Griechenland hatte viele reiche Städte am Schwarzen Meere; dies weckte den Gedanken, große Niederlassungen zu gründen, ihnen aber auch altklingende Namen zu verleihen. So entstanden Eupatoria und Sebastopol in der Krim, so entstand Odessa, wo 1794 Ribas an der Stelle einer türki- Handel. Odessa.

[1] Bernhardi, Geschichte Russlands, II, 2. Abth., S. 461—462.
[2] Kleinschmidt, Geschichte des russischen hohen Adels, S. 201—203.

schen Schanze eine Stadt gründete. Um Odessa als Handelsplatz des Südens emporzubringen, wurde ihm 1802 Freiheit von Abgaben und Einquartierung auf fünfundzwanzig Jahre bewilligt, und eine weite Fläche Landes unter die Einwohner vertheilt, um den zu einer Stadt nöthigen Gartenbau zu fördern, und der zehnte Theil der Zolleinkünfte zum Ausbau des Hafens zugesichert. Um es frei zu machen von unredlichen Verwaltungsbehörden, wurde Odessa unmittelbar unter die Krone und den Senat gestellt und der ritterliche, junge Herzog von Richelieu, ein Emigrant, der seit 1794 in russische Dienste getreten war, zum Statthalter von Odessa ernannt, und seiner Umsicht und Redlichkeit verdankte die Stadt einen raschen Aufschwung. Bald ließen sich hier große griechische, italienische, englische und deutsche Handelshäuser nieder. Ähnlich wurde Taganrog bestellt als selbständiger Stadtbezirk und erhob sich rasch, obschon die Verhältnisse des Handels hier nicht so günstig waren, wie bei Odessa. Um die Bevölkerung des Landes zwischen beiden Städten zu vermehren, wurde die Einwanderung begünstigt, und aus Preußen, Wirtemberg, Baden und dem Elsass Ansiedler herbeigezogen, denen die Regierung unentgeltlich fruchtbare Bodenflächen, 60 Hektaren jeder Familie, ertheilte, selbst Unterstützung an barem Gelde zum Ankaufe von Vieh und Ackergeräthe, 335 Rubel jeder Familie, und Befreiung von allen Abgaben auf zehn Jahre. 16.000 Familien kamen im ganzen; die deutschen Dörfer, besonders die der Menoniten, gelangten in kurzer Zeit zu Wohlhabenheit, ja sogar zu Reichthum.

Richelieu. Taganrog. Deutsche Ansiedler.

Den Handel befördert die Seefahrt. Bisher bewegte sich die russische Flotte meist nur auf der Ostsee und ausnahmsweise im Mittelmeer. 1799 reichte Krusenstern den Plan ein, Kamtschatka und das dortige Commando, nicht wie bisher auf dem Landwege durch Sibirien, sondern auf dem Seewege um das Cap Horn mit allen Vorräthen zu versorgen, deren sie für sich selbst und für die russischen Colonien an der Nordwestküste von Amerika bedurften, und zugleich den Handel mit Sina auf dem Seewege nach Canton zu leiten. Alexander wurde Feuer und Flamme für diesen Plan, und befahl alle Einleitungen zur Fahrt zu treffen, mit welcher zugleich eine Gesandtschaft nach Sina und Japan abgehen solle.

Krusenstern.

Unterricht

Kaiser Alexander I. war empfänglich für Bildung und glühte beim Gedanken, sein Volk auf die Höhe der übrigen Völker Europas zu bringen, hinter denen es noch weit zurückstand. Ein schöner Plan wurde entworfen, das ganze Reich wurde in große Bezirke eingetheilt, von welchen jeder eine Universität nach dem Vorbilde der deutschen haben sollte. Der Curator jeder Universität sollte zugleich die Aufsicht über alle Schulen seines Bezirkes haben, und jedes Gubernium sollte wenigstens ein Gymnasium bekommen und jede Kreisstadt eine Normalschule, und jedes Kirchspiel wenigstens eine Volksschule.[1])

Universität.

Moskau. Wilna. Dorpat.

Die Universität in Moskau ward in diesem Sinne umgestaltet; auch Wilna, wo bisher nur eine Schule für Theologen bestand, wurde Universität mit vier Facultäten. In Charkow und Kasan wurden russische Universitäten, in Dorpat eine deutsche Universität gegründet für die Ostseeprovinzen; auch

[1]) Bernhardi, l. c. II, 2. Abth., S. 466—469.

Petersburg, Kiew, ja selbst Tobolsk sollten je eine Universität erhalten. Der Plan war unleugbar schön, der Wille des Kaisers konnte nicht besser sein. Mit Eifer brachten Adel und Kaufmannschaft Opfer. Doch der Plan gieng nur in sehr geringem Theil in Erfüllung. Es gibt keine Schule ohne Lehrer. Woher sollte man Volksschullehrer nehmen? Man hatte auf die Geistlichen der Kirchspiele gerechnet, aber diese waren arm, mussten für Weib und Kinder sorgen, mussten in Feld und Garten arbeiten, um sich ihr Brot nothdürftig zu verdienen, und hatten keine Zeit zum Schulhalten und selbst blutwenig Kenntnisse, waren nur eingeübt, den Gottesdienst in der vorgeschriebenen Weise abzuhalten. Hier rächte sich der Raub, den man an der Kirche begangen! Lehrer für Gymnasien waren kaum aufzutreiben; woher aber erst Lehrer an Universitäten? Die Blüte der Hochschulen beruht auf den Leistungen der Gymnasien. — Man berief einige Professoren aus Deutschland, die mussten jedoch erst nach und nach die russische Sprache erlernen und sich damit begnügen, das, was sie sagen wollten, zuerst mühsam russisch zusammenzuschreiben, und dann, weil sie des Russischen doch nicht recht mächtig waren, es schüchtern vorzulesen. Es fehlte also das Anregende des freien Vortrages: sie konnten ihre Wissenschaft nicht so vortragen, wie sie es unter Deutschen vermocht hätten. Hätten sie lateinisch vorgetragen, so hätten die Schüler gar nichts verstanden. Nur die Universität in Dorpat hatte Erfolg, weil in den Ostseeprovinzen schon früher Gymnasien blühten. An guten Lehrern für Schulen der Theologie fehlte es nicht gänzlich, aber ihrer waren doch wenige. Wilna wurde eine ganz polnische Universität, daran war Czartoryski schuld; er wurde Curator dieser Universität und leitete sie und die ihr unterstehenden Gymnasien im polnischen Sinn, so dass sie ein Feuerherd der Neubildung Polens und patriotischer Begeisterung werden sollten. — Czartoryski geberdete sich als Verehrer und Anhänger Alexanders, sein Streben gieng aber dahin, ein unabhängiges Polen vorzubereiten, er war ja früher selber Kroncandidat und mochte hoffen, König oder wenigstens Vicekönig von Polen zu werden.[1])

Warum kein Fortschritt. Die Geistlichen. Gymnasien. Dorpat. Wilna.

Die altrussische Partei war sehr unzufrieden mit all diesen Vorgängen.[2]) Zu ihr hielten jetzt die Anhänger und ehemaligen Beamten Katharinas II., dann der Clerus, der seine bittern Bemerkungen machte über die Toleranz des Kaisers, über sein Eifern für Humanität, über seinen Mangel an echt russischer Frömmigkeit, während die große Kaiserin, obschon sie die herrschende Kirche untergraben hatte und eifrige Freundin von Voltaire und Diderot war, vor jedem Heiligenbilde sich niedergeworfen habe. Bitter sprachen sich namentlich die eigentlichen Altrussen über den Kaiser aus. Moskau war der Sitz dieser Partei, Rostoptschin ihr Haupt: wie man soviele fremde Colonisten ins Land ziehen und mit Gütern und Geld unterstützen und die getreuen Russen zurücksetzen möge, wie man einem Herzog von Richelieu den Stadtbezirk Odessa anvertrauen und andere Franzosen, die doch niemals gesunden Menschenverstand zeigten, zum Beispiel Langeron und Saint-Priest, anstellen könne! Der Unmuth stieg, als der Kaiser Miene machte, die Leibeigenen freizumachen: es sei dies ein Umsturz aller gesellschaftlichen Verhältnisse. Am liebsten hätte die altrussische Partei den Kaiser durch einen Bojarenrath beherrscht gesehen, während er jetzt schrankenlos und kühn Russland umzugestalten gedachte nach den Anschauungen seines Erziehers Laharpe. In der That sah Alexander die Aufhebung der Leib-

Die Altrussen. Rostoptschin. Die Leibeigenen. Bojarenrath.

[1]) Bernhardi, l. c. II, 2. Abth., S. 469—471.
[2]) Ibid. II, 2, p. 472.

eigenschaft als die schönste und edelste Aufgabe seines Lebens an; sie war jedoch umso schwieriger, als er, von seinem Vater eingeschüchtert, an den Sitzungen des Staatsrathes niemals Antheil nehmen durfte, und noch zu wenig Kenntnis von den gesellschaftlichen Verhältnissen besaß. — Der Kaiser fieng seine Arbeit damit an, dass er die Bauern der Krondomänen freilassen wollte, denn sie seien Unterthanen des Kaisers und lebten wie die freigebornen Kleinbürger der Städte nicht eigentlich in Hörigkeit, sondern in bestimmten Standesverhältnissen; sie hatten keine Frohndienste zu leisten und konnten nie einzeln verkauft werden, mussten aber jährlich einen Zins entrichten und hatten kein unbedingtes Freizügigkeitsrecht. Wenn auch der Kaiser ihr Wohl zu fördern gedachte, so wurden sie doch oft von unredlichen und habsüchtigen Beamten geplagt. Die Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II. hatten ihre Günstlinge maßlos mit Güterschenkungen bedacht und die Bauern kamen mit diesen Gütern aus der kaiserlichen Macht in die Dienstbarkeit eines Magnaten. Darum machte es Alexander zuerst zum Gesetz, dass fortan die Krondomänen in keiner Weise veräußert, weder verkauft, noch verschenkt werden durften. Am 20. Februar 1803 ergieng dann vom Kaiser das Verbot, einzelne Leibeigene in den Zeitungen ohne Land zum Verkauf auszubieten. Bisher erschienen nämlich täglich Anzeigen, in denen Kammerdiener, Handwerker, Kammerfrauen, Köche oder einfache Arbeiter feilgeboten wurden. Dem zartfühlenden Kaiser kam dies wie ein schnöder Menschenhandel vor. Die Landtage in Esthland und Livland traten 1805 der Bestrebung des Kaisers bei, indem sie ein gesetzliches und mildes Maß gegenüber dem bisherigen für die Zinsen und Frohndienste der Bauern feststellten und die Strafgewalt der Gutsherren beschränkten und untersagten, Leibeigene einzeln ohne Land zu verkaufen. Sie konnten also nur mit dem Rittergut oder mit dem Dorfe verkauft werden. Eine neue Verordnung Alexanders verbot den Handel mit Recrutenquittungen. Ein Erbherr konnte bisher beliebig statt der Recruten, welche die Regiernng von ihm verlangte, Leibeigene hergeben, auch beliebige Leibeigene für die Ansiedlung in Sibirien ausliefern. Von der Regierung bekam er für einen solchen Recruten eine Quittung. Wenn er nun mehr Recruten lieferte, als nöthig war, so konnte er diese Quittungen an einen andern Erbherrn, der keinen Recruten stellen mochte, weil er seine Leibeigenen zum Bau der Felder benöthigte, verkaufen. Begreiflich, dass jeder nur jene Leibeigenen verkaufte, welche ihm für den eigenen Dienst nicht tauglich erschienen.

Die Kronbauern.

Gesetz über die Krondomänen.

Kein Menschenhandel mehr.

Recrutenquittung.

Einen weiteren Schritt zum Besseren gedachte Alexander durch die Genehmigung eines Antrages des Grafen Sergey Petrowitsch Rumanzow zu machen. Dieser Graf wollte seinen Leibeigenen die Freiheit schenken unter der Bedingung, dass sie ihm die Äcker und Wiesen abkauften, auf denen sie hausten. Über den Preis, um welchen sie diese Güter und mit ihnen die Freiheit erhalten konnten, hatte er jedoch nichts bestimmt. Es wäre also, wenn sein Gedanke von vielen Gutsherren aufgegriffen worden wäre, ein mit Landbesitz ausgestatteter Stand freier Bauern entstanden. Darum bedurfte sein Gesuch, als eine Neuerung, einer ausdrücklichen Genehmigung des Kaisers. Auch ganzen Dorfschaften sollte auf diese Weise die Leibeigenschaft erlassen werden können. Gern gab Alexander I. die Genehmigung, er hoffte, die Leibeigenschaft werde in ganz Russland dadurch verschwinden. Allein es gab wenige Erbherren, die ihren Leibeigenen die Freiheit verkauften, höchstens solche, die sich beim Czaren bemerkbar machen wollten, und dann gab es wenige Leibeigene, die um solchen Preis die Freiheit hätten erkaufen können. Rostoptschin machte darauf auf-

Loskauf.

Hindernis.

merksam, dass der Bauer, der im Stande ist, sich selbst frei und ein Stück Land dazu zu kaufen, nicht beim Ackerbau bleiben, sondern Kaufmann werden und damit in eine andere Lebensstellung treten wolle, und darin hatte er Recht, denn der Russe liebt eigentlich den Ackerbau nicht, die einförmige, ermüdende Arbeit sagt ihm nicht zu.[1]) So hatte denn dieser Antrag, trotz seiner Genehmigung, ein sehr geringes Ergebnis, zumal die Beamten so viele erschwerende Bedingungen an den Loskauf knüpften unter dem Vorwande, man müsse den Bauern gegen Übervortheilung von Seite seines Gutsherrn schützen, dass selten ein solcher Vertrag zustande kam.

Freilassung durch Testament.

Auch ein anderer Weg, zur Freiheit zu gelangen, wurde schnell verschlossen. Ein Graf Soltykow nämlich hatte im Testament seine Bauern für frei erklärt gegen einen mäßigen Zins, den sie fortan an verschiedene Wohlthätigkeits-Anstalten zahlen sollten für den Besitz des Landes, das sie inne hätten. Im römischen Reiche sind Tausende von Sclaven durch das Testament ihres Herrn freigelassen worden, ohne dass dessen Seitenverwandten das Testament anzugreifen berechtigt waren. In Russland aber entschieden die Gerichte in diesem Falle, dass niemand befugt sei, seine Leibeigenen zum Schaden der Intestaterben, freizulassen, und dem Kaiser, der die Geschichte nicht kannte, wurden solche Vorstellungen gemacht, dass er diesen Beschluss unterschrieb. So wurde denn aus der Freilassung der Bauern nichts, trotzdem der Kaiser sie aufrichtig und eifrig wünschte.

Äußere Politik.

Was die äußere Politik anlangt, so bedurfte Czar Alexander I. des Friedens zu den geplanten Reformen; doch hegte er auch den Ehrgeiz, großen Einfluss zu üben auf die Angelegenheiten Europas. Bonaparte kam ihm mit Schmeicheleien entgegen und lockte ihn durch die Vorspiegelung, dass er über die Vertheilung deutscher Gebiete in der Säcularisationsfrage entscheide. Die Kurfürsten von Wirtemberg und Baden, seine Verwandten, wurden, dem Wunsche des Czaren gemäß, namhaft vergrößert. Kaiser Paul I. hatte Fürbitte für Neapel eingelegt, und dass dem König von Sardinien Piemont zurückgegeben werde. Neapel ward geschont, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, die Rückgabe Piemonts wurde in unklaren Ausdrücken versprochen. Aber auch mit England wollte Alexander Frieden haben. Darum gab er, wie wir sahen, in der Neutralitätsfrage so sehr nach, dass Dänemark, welches bittere Opfer für das Seerecht gebracht hatte, und Schweden sich gekränkt fühlten. Auch aus einer andern Frage, die einen Krieg veranlassen konnte, zog sich Alexander klug zurück. Sein Vater hatte sich zum Großmeister des Malteser-Ordens wählen lassen, Alexander trat diese Würde gar nicht an, ja, er verzichtete nachträglich in aller Form darauf, nur wollte er verfügen, in welcher Weise die Wahl eines neuen Großmeisters stattfinden solle, nämlich jede der Zungen (Großpriorate) des Ordens — und dazu rechnete er neben der italienischen, spanischen, französischen, deutschen und bayerischen, auch die lateinische und griechisch-rechtgläubige — solle eine Anzahl von Candidaten ernennen, aus welchen dann der Papst den Großmeister zu

Säculari-sation.

Neapel.

Neutralität.

Malta.

[1]) Bernhardi, l. c. II, 2. Abth., S. 475—476.

wählen habe. Derart gedachte der Czar, daſs zum Großmeiſter ein Ritter gewählt werde, der Rusſland günſtig und deſſen Stellung im Mittelmeer zu wahren geneigt ſei.

Tommaſi. Caprara Flachslanden. Ruspoli.

Der Czar ließ dem Papſt durch eine eigene Geſandtſchaft mittheilen, daſs der Commandeur Tommaſi aus Siena ſich zum Großmeiſter am beſten eigne. Bonaparte aber wollte einen Großmeiſter ernannt wiſſen, der den Vortheil Frankreichs verfechte, und bezeichnete zwei andere Malteſer als Großmeiſter, nämlich den Commandeur Caprara und einen Prior Flachslanden, als geeignete Männer. Pius VII. jedoch wollte weder mit Bonaparte, noch mit Alexander brechen, und ernannte den Commandeur Ruspoli zum Großmeiſter. Dieſer hatte in der letzten Zeit in Amerika gelebt, war alſo den Spaltungen des Ordens fremd geblieben und ſchien daher vorzugsweiſe geeignet, an die Spitze des Ritterſtaates in Malta zu gelangen. Bonaparte hatte nichts gegen den Mann, verlangte aber, daſs er nicht zuerſt nach London, ſondern nach Paris zu ihm komme und dann erſt über Toulon nach Rom gehe, ſich dem Papſte vorzuſtellen. Der Weg führe von Paris nach Malta über Toulon, das heißt er ſollte von einer franzöſiſchen Flotte begleitet ſein und Bonaparte eigentlich den Orden leiten. Ruspoli fühlte, daſs er eine klägliche Rolle ſpielen würde, und lehnte die Wahl darum geradezu ab; denn England wolle Malta nicht herausgeben. So war es in der That, die Übergabe verzögerte ſich von Monat zu Monat.

So entſtand eine malteſiſche Frage, die nachher zu ſo ernſten Verhandlungen führen ſollte.

Neapel.

Von Rußland, welches durch seine Fürsprache beim ersten Consul Neapel rettete, gehen wir zu diesem Königreiche über.

Wir verließen Neapel am Tage, da Macdonald zur Bekämpfung der Russen und Österreicher nach dem Norden Italiens abgerufen wurde,[1]) und die Neapolitaner voll Freude waren, der Franzosen loszuwerden, und sich dem Vertrauen hingaben, sie seien stark genug, die junge Republik gegen die Königlichen zu vertheidigen. — Es stand allerdings schlimm genug mit der königlichen Sache. 7. Mai 1799.

Die Königin.

Königin Karolina selber, welche die ganze Größe ihres Unglücks tief begriff, war in der Stimmung der Verzweiflung. „Ich habe genug gelebt", schreibt sie an ihre Tochter, die Kaiserin in Wien, „mindestens um zwei oder drei Jahre zu lang, darum fürchtete ich nicht den Tod; darum hat mich der Sturm, der uns alle begraben wollte, nicht geschreckt." — Dann aber raffte sie sich wieder auf: „Es heißt seine Pflicht thun, und die meinige ist in diesem Augenblick, kein Mittel unversucht zu lassen, meinem lieben Mann und meinen Kindern ihr Eigenthum zurückzugewinnen. Erst, wenn diese Arbeit erfüllt ist, darf ich auf meinen Rückzug denken."[2]) — Wir sehen, Karolina ist eine Seele voll Kraft und Schwung. Traurig waren die Zustände allerdings und alles, was sonst das Gemüth erheben könnte, ein Gang nach dem herrlichen Monreale zum Beispiel, vermehrte nur ihre Traurigkeit. Sicilien hat so viel Schönes, die Sicilianer sind ein Volk voll Feuer und Geist; sie klagt aber über ihre Erschlaffung, über ihren Mangel an Thätigkeit, nicht einmal ein gutes Schloss verstehe man in Palermo zu machen. Von Neapel her kamen nur schlimme Nachrichten; sie klagt über die Spärlichkeit treuer Gesinnung: wo seien die Männer von Adel, die immer zu Hof kamen und mit Ehren und Ämtern überschüttet wurden? wo sei der Erzbischof? Niemand gedenke seines Königs. „Das ist mir eine grausame und sehr traurige Lehre. Ich versichere dich, dass ich kaum lebe, und Gott nur bitte, er möge mir meinen Verstand nicht rauben." Manche von denen, die den Hof nach Palermo begleitet hatten, betrieben wieder ihre Rückkehr

Schlimme Nachrichten.

[1]) Vgl. Bd. XIX dieses Werkes, S 755.

[2]) Vgl. das Capitel „Der königliche Hof in Sicilien" in Helferts vorzüglichem, ganz auf bisher unbenutzte Actenstücke gegründetem Werk: „Fabrizio Ruffo. Revolution und Gegenrevolution in Neapel. November 1798 bis August 1799." Wien 1882.

Caracciolo. nach Neapel, unter ihnen der Contre-Admiral Caracciolo, der sich verletzt gefunden, weil der König nicht auf seinem Schiff, der „Sannita", sondern auf dem britischen „Vanguard" nach Palermo entflohen war; er müsse jetzt auf seine Güter gehen, die sich in Gewalt des Feindes befänden.[1]) Der König ärgerte sich über seine Abreise, nicht minder die Königin: „Täglich hat er im Palast unsere Thränen gesehen." — Ihre Nobili ärgerten sie: sie nennt ihre eidvergessenen Unterthanen „elende Bestien, schurkische Feiglinge". Die Sicilianer hassten die Neapolitaner allerdings, aber in Sicilien selber war gar nichts gerüstet, die Festungen waren verfallen, der Befehlshaber von Messina erschien unzuverlässig. Man besorgte eine Landung der Franzosen, und diese wäre auch sicher erfolgt, wäre Macdonald nicht gezwungen geworden, nach dem Norden abzuziehen. Der König war zwar niedergeschlagen durch die Untreue seiner Unterthanen, vergaß aber über dem Jagen und Fischen, dass in solchen Fällen ein König mit dem Schwert in der Hand sein Reich wieder erkämpfen müsse. Der Kronprinz Franz war ein ehrenhafter junger Mann und beschäftigte sich mit einer kleinen Meierei. — Königlichen Geist und Muth hatte Karolina im Überfluss, aber keine Mittel.

Die Flotte. Die Flotte war verbrannt, nicht auf Befehl Nelsons, sondern durch die Angst des portugiesischen Generals Niza und des englischen Commodore Campbell, sie möchte den Franzosen in die Hände fallen. Nelson hatte deren Vernichtung nur für den höchsten Nothfall angeordnet. „Wir haben alles verloren", schreibt Karolina ihrer Tochter Theresia, „unsere schöne und kostspielige Flotte ist zerstört, verbrannt. Geschütze, Pulver, Kriegsbedarf, Geld, alles

Ferdinand IV. ist dahin." — Als Ferdinand IV. vernahm, wie man in Neapel seinen Namen und königlichen Titel abgeschafft und die Republik ausgerufen, verlor er selber am Jagen und Fischen seine Freude. Die Königin meldet der Kaiserin: „Dein Vater ist über die Maßen traurig, er sieht angegriffen aus und macht mir große Sorgen." Nur die Prinzessinnen suchten die Mutter in ihrem Jammer zu trösten.

Nelson. Also die Lage war äußerst schmerzlich. Nur Nelson blieb der Königin wahrhaft treu, er nennt sie in seinen Briefen eine Frau von großem Geist. Er schreibt ihr: „So lange ich lebe und die Königin es wünscht, bleibe ich um ihrer Sicherheit willen auf dem ehrenvollen Posten, auf den man mich gestellt hat." — Aber die ganze Flotte stand nicht vor Palermo, sondern in der Regel nur ein Schiff; die anderen waren vor Malta oder über das ganze Mittelmeer zerstreut. Die französische Flotte war damals unter Gunst eines dichten Nebels aus dem Hafen von Brest entwischt, ins Mittelmeer gekommen und hatte noch spanische Schiffe an sich gezogen. In Neapel erwartete man große Dinge von der

Die Gallispana. Gallispana, so hieß die französisch-spanische Flotte. Auf dem Festland griffen die republikanischen Ideen immer weiter um sich. Die Städte waren in der Regel für die Franzosen. Nur vier Städte waren noch royalistisch, Reggio, Scylla, Palmi, Bagnara. Die Inseln im Golf von Neapel waren in den Bereich der Revolution gekommen. Die englischen Officiere waren zwar monarchisch, sprachen sich aber laut über die bisherige Nachlässigkeit und für bessere Einrichtungen aus, die man treffen müsse.

Also überall schwere Wolken und finstere Aussichten. Zwar hatte Kaiser Paul I. am 29. November 1798 in einem Vertrag zu Schutz und Trutz

[1]) Helfert, l. c. S. 89—90.

Hilfe versprochen und war auch mit der Pforte ein Hilfsvertrag geschlossen am 21. Januar 1799: eine Flotte solle Hilfe bringen, von Zara in Dalmatien aus ein Corps an die Ostküste Neapels überführen. Aber es gieng langsam mit dieser Hilfe und mit den 10.000 Albanesen, die gelandet werden sollten. Die russische Flotte stand noch vor Corfu; Cerigo, Zante, Kephalonia, Santa Maura waren aber von ihr schon eingenommen. Lange kam gar keine Nachricht mehr von den Türken, von den Russen, noch von Wien. Es war zum Verzweifeln. —

Cardinal Ruffo.

In dieser höchsten Noth erbot sich ein Cardinal, das Landvolk von Calabrien, das noch an der Religion und an dem Königshaus hieng, unter die Waffen zu rufen und gegen die Republikaner zu führen. Angebot von Hilfe.

Fabrizio Ruffo hieß der Mann. Er stammte aus einer vornehmen Familie und war der Sohn des Litterio Ruffo, Herzogs von Baranello, und der Giustiniana aus dem fürstlichen Geschlechte der Colonna, geboren 16. September 1744 zu San Lucido nächst Paola, aber erzogen in Rom. Dort war nämlich sein Oheim Tommaso Ruffo Cardinal und Dechant des heiligen Collegiums. Zu den Freunden desselben gehörten die Braschi, und ein Braschi bestieg 1775 unter dem Namen Pius VI. den Stuhl des heiligen Petrus: er hatte seine Freude an dem reichbegabten und schönen Fabrizio, und ernannte ihn 1785 zu seinem Generalschatzmeister. Fabrizio lohnte das Vertrauen mit Treue und Eifer: er brachte bald Ordnung und System in das Finanzwesen; er war auch als Schriftsteller thätig, er schrieb über Quellen- und Wasserleitungen, über die Sitten der verschiedenen Arten von Tauben, über Truppenbewegungen, über die Ausrüstung der Reiterei.[1]) Man sieht, er war ein vielseitiges Talent. Dabei bewies er eine seltene Willenskraft und bewahrte als Schatzmeister seine Hände rein. Im gebürt ein großer Theil des Verdienstes an der Austrocknung der pontinischen Sümpfe. Dabei rühmte man sein gutes Herz: als er einen von der Malaria ergriffenen, von allen verlassenen Menschen fand, trug er ihn auf seinen Schultern eine Miglia weit zu seinem Wagen und brachte ihn persönlich nach Rom in das Spital zum heiligen Geist zur Genesung. Während der Revolution suchte Ruffo das päpstliche Gebiet in Vertheidigungszustand zu setzen, und führte so gute Veränderungen im Geschützwesen ein, dass Ferdinand IV. zwei Officiere sandte, um sich des Nähern darüber zu unterrichten, und ihn schließlich in sein Vaterland zurückberief und ihm die Intendanz von Caserta übertrug. Nebenbei nahm sich der Cardinal, der übrigens nie Priester war, sondern nur die niedern Weihen besaß und folglich nie Messe lesen, noch die Sacramente spenden, ja nicht einmal den Segen ertheilen konnte, der Seidenzucht an.

Fabrizio Ruffo. Jugend. Pius VI. Verdienste. Vielseitigkeit. Gutes Herz.

Indes kam die Revolution nach Neapel. Die Regierung besaß in Ruffo eine tüchtige Kraft, wusste sie aber nicht zu verwenden. Die Eifersucht des Ministers Acton war schuld daran. Nur um den Cardinal zu entfernen,

[1]) Helfert, l. c. S. 100—105.

soll Acton auch in seinen Plan, von der Südspitze Calabriens aus die republikanischen Streitkräfte nach Neapel hin aufzurollen, gewilligt haben; wahrscheinlich hoffte er, der Waghals werde in dem Unternehmen scheitern und zugrunde gehen. Karolina hatte einen bessern und sichereren Blick: sie unterstützte Ruffo: „Der Kranke liegt in den letzten Zügen und bedarf heftiger Arzneimittel." Sie schätzte Geist und Muth des Mannes und trieb ihren Gemahl, am 25. Januar 1799 eine Vollmacht zu erlassen, welche dem Cardinal als Generalvicar des Königreiches und Stellvertreter des Königs volle Macht verlieh, „alle Mittel zu ergreifen, die er zur Wiederherstellung der Religion, zum Schutz des Eigenthums und Lebens und der Ehre der Familien, zur Belohnung derer, die sich in dieser Richtung Verdienste erworben, und zur Bestrafung der Schuldigen für nöthig erachten werde; er habe die Befugnis, im Namen des Königs jeden Präsidenten und königlichen Administrator, Richter und Beamten, was immer für eines Grades, von seinem Posten zu entheben und durch jeden, den er für geeignet halte, zu ersetzen. Alle Truppen, die beisammen wären oder sich noch zusammen fänden, sowie alle Commandanten derselben werden ihm unterstehen, desgleichen alle königlichen Cassen. Er solle regelmäßigen Bericht erstatten, was er im Bereich dieses Auftrages festgesetzt habe oder festzusetzen gedenke, und hinsichtlich dessen, wenn die Zeit es gestatte, des Königs Entschließung zu vernehmen und dessen Befehle einzuholen." [1])

Alter-ego des Königs.

Voll-macht.

Wenig Mittel.

Bei dem Mangel, der in den königlichen Cassen herrschte, erhielt Ruffo nur 3000 Ducaten zur Reise und zur Ausrüstung der Soldaten, das andere solle ihm nachgesendet werden; 1400 Ducaten waren ihm für jeden Monat zugesagt. Der Commandant von Messina sollte ihn mit Waffen, Munition und jeder Hilfe, die er bedürfe, unterstützen. Ruffo musste sich mit der Hoffnung auf diese Dinge begnügen, obschon er den Titel führte Vicario generale del Regno. Bei den Beamten und Generalen stieß er auf Schlaffheit, das nahm ihm jedoch den Muth nicht. Im Vertrauen auf sein Glück und den Beistand Gottes fuhr er ab. Sein Banner trug das königliche Wappen und die Worte: In hoc signo vinces.[2])

Landung.

Am 8. Februar 1799, einem Freitag, landete Ruffo mit wenig Begleitung, einem Secretär, einem Feldpater und dem Adjutanten Malaspina, bei La Catona, an der Mündung des Aleccio in Calabrien. Ein Milizofficier mit 300 Mann erwartete ihn. Er quartierte sich im Hause seines Bruders, des Herzogs ein, und erließ von da ein Manifest an die Bischöfe und Pfarrer und an die gesammte Geistlichkeit, „die Religion, den König, das Vaterland, das Eigenthum, die Ehre der Familien zu schützen, bewaffnete Scharen zu sammeln und sie nach Palmi und Mileto zu führen".[3]) Der Aufruf wurde

[1]) Helfert, l. c S. 105, 433 f., 530.
[2]) Ibid. p. 107—109.
[3]) Ibid. p. 118—119.

überall von den Kanzeln verlesen und zündete. Man sieht, die Geistlichkeit hatte noch Anhang. Dazu kam die Bewegungslust der Calabresen. Wer gesunde Arme und Beine hatte, griff zur Waffe und zog unter Führung des Geistlichen dem Cardinal zu. Ein weißes Kreuzlein am Hut war das Zeichen, dass man dem Kreuzzug für die Religion und das Königthum sich anschließe.

Caracciolo. Während so die Scharen sich bildeten, kam Caracciolo in einem Nachen in Gesellschaft eines Emigranten Périer, sicher nur um zu kundschaften; denn er schloss sich dem Cardinal nicht an, wozu ihn dieser einlud, entfernte sich bald, und seinen Äußerungen ist es zuzuschreiben, dass man in Neapel schnell vom Aufstand Kunde bekam; an ihm hat es nicht gefehlt, dass er nicht im Keime erstickt wurde. Catanzaro. Die Behörden in Catanzaro thaten auch sogleich den Aufstand in Bann und setzten einen Preis auf den Kopf Ruffos und seiner Officiere. Das hieß gleich im Anfang die Menge zum Blutvergießen reizen.[1])

Bestand der Freischaren. Übrigens stiegen die Freischaren an Zahl; die Reformen, die von Neapel ausgiengen, hatten Tausenden jede Aussicht auf Erwerb und Beschäftigung genommen und den Adel arm gemacht. Die Haustruppen des Adels, die Milizen der Gerichtshöfe, dann Soldaten der alten Armee strömten jetzt dem Cardinal zu, aber auch viel Gesindel, welches Beute und Genuss suchte. Ruffo hatte fortan nicht bloß gegen die Republikaner zu kämpfen, sondern gegen die eigenen Leute; es fehlte ihm aber nicht an der nöthigen Umsicht und Thatkraft, die wilden Gesellen zu bändigen. Aus den zugelaufenen Soldaten bildete er zuverlässige Bataillone, die er im Nothfall gegen die Wildlinge aufbieten konnte. Jede Kraft war willkommen, aber viele mussten erst gebändigt werden. Von Palmi aus erließ der Cardinal im Namen des Königs einen Aufruf[2]) an alle Bürger, sich unter die Banner des heiligen Kreuzes und des rechtmäßigen Monarchen zu sammeln, die Franzosen über die Grenzen von Neapel und aus ganz Italien hinauszujagen und die unwürdigen Fesseln zu zerreißen, in denen der Heilige Vater schmachte. Die Fahne des heiligen Kreuzes sichere einen vollständigen Sieg. Seinem Heere gab er den Namen christliche Armee.

Aufruf. Armata Christiana.

Mittel zum Krieg. Woher nahm der Cardinal das Geld, diese Armee zu besolden? Er legte Beschlag auf das Einkommen der Edelleute, die der Revolution gehuldigt hatten und fern von ihren Unterthanen den Franzosen anhiengen, denn sie seien Verräther am Vaterland. Da keine Druckerei zur Verfügung stand, so schrieben die Geistlichen seinen Aufruf ab und verbreiteten ihn von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Monteleone. Auf dem Marsch gegen Monteleone hatte er schon 17.000 Mann um sich. Schrecken kam über die Anhänger der Franzosen, besonders über die Bürger von Monteleone. Der republikanische Stadtrath dankte ab. Die Freiheitsbäume wurden umgehauen, Kreuze an ihrer Stelle errichtet, und eine Dankprocession zu Ehren des Schutzheiligen bezeichnete den vollen Umschwung.[3]) Zur

[1]) Helfert, l. c. S. 118.
[2]) Ibid. p. 121.
[3]) Ibid. p. 123.

Hilfe für den König sandte man dem Cardinal 10.000 Ducaten. Monteleone war die bedeutendste Stadt im südlichen Calabrien. Am 1. März hielt der Cardinal seinen Einzug, er hatte jetzt schon 8 Geschütze, 13 Reiter und 3 Bataillone, zu je 600 Mann. In der Stadt hielt er strenges Gericht über Plünderer unter seinen Scharen: drei wurden zum Galgen verurtheilt und sogleich hingerichtet. Aus den Briefen, die er auf der Post mit Beschlag belegte, erkannte er den Umfang der Spionage, was ihm nahe legte, in seinen Berichten fortan sehr zurückhaltend zu sein, und nie im voraus, sondern immer unmittelbar vor dem Abmarsch anzuzeigen, wohin er zu ziehen gedenke.[1]) Er war fern von Rachsucht wider reuige Gegner und zeigte ihnen Vertrauen, obschon er sie nicht aus dem Auge ließ. Einem Advocaten Laudari, der in Catanzaro insbesondere dafür gesprochen hatte, dass man einen Preis auf seinen Kopf setze, empfieng er wohlwollend, reichte ihm freundlich die Hand und that, als wisse er gar nichts von seinem frühern Benehmen. Das war Großmuth, die sich reichlich lohnte. Zugleich wusste Ruffo klug an allen Orten, die er durchzog, verlässliche Leute zu Obrigkeiten zu wählen.

Großmuth.

Die Bewegung gieng mit Windeseile voran, wie ein Feuer, das einen vertrockneten Wald erreicht. In Cosenza fiel der Pöbel über die „Patrioten" her. Ruffos Adjutant, Mazza, besetzte Cosenza, nahm Rossano. Nun gieng es gegen Cotrone, das alte Kroton. Der Cardinal ließ den Franzosen freie Rückkehr nach Haus bieten und den Patrioten die Wahl, die Gnade des Königs anzuflehen oder sich nach Neapel zurückzuziehen. Seine Boten wurden zum Tode verurtheilt, der Ort aber von seinem Vortrab erstürmt, geplündert; der Cardinal hatte Mühe, dem Treiben seiner Haufen Einhalt zu thun. Am Ostermontag zog Ruffo in die eroberte Stadt ein, und hielt strenges Gericht über die Rädelsführer, von denen vier mit Pulver und Blei hingerichtet wurden.[2])

Cotrone.

Nun verließen ihn aber viele seiner eigenen Leute mit der gemachten reichen Beute, und der Cardinal hatte Noth, die Menge durch Schmeicheln und Zusagen zum Ausharren zu bewegen. Er sandte darum dringende Bitte an die Russen nach Corfu, zuhilfe zu kommen; er erließ ferner einen Aufruf an die Bischöfe, Pfarrer und weltlichen Obern, die Davongegangenen zur Rückkehr zu bewegen; er bot die Reiterei der Provinzialmiliz auf; er stellte allen königlichen Beamten ihre Besoldungen ein, bis sie ein wohlausgerüstetes Pferd gestellt und neue Vollmachten hätten. Bald fanden sich wieder Scharen Bewaffneter in seinem Lager ein, dass er der Angst enthoben ward, sein Heer wie Schnee vor der Frühlingssonne zusammenschmelzen zu sehen. Anfangs April hatte er wieder 7000 Mann beisammen, und zwar bessere, treuere Kämpfer für die Sache des Königs.[3])

Ausreißer.

In Palermo machten die Nachrichten vom Aufstand großen Eindruck. Karolina schrieb dem Cardinal am 28. Februar: „Sie schaffen wahrhaftig aus nichts; hier herrscht nur eine Stimme, die Ihnen Beifall ruft, die Ihren Muth, Ihre Festigkeit, Ihre Umsicht und Weisheit preist. ‚Unser Cardinal' ist im Mund aller, ‚der heldenmüthige Cardinal', ‚der Mann voll Muth und Eifer, der Mann von Genie'. — Wie können wir Ihnen genug danken, dass sie die beiden Calabrien zurückerobert und zum Gehorsam zurückgeführt haben!" — Die Königin fasste wieder Muth, sie schrieb in ähnlichem Sinne nach Wien. Ihre

Am Hof. Karolina.

[1]) Helfert, l. c. S. 125.
[2]) Ibid. p. 130—132.
[3]) Ibid. p. 132—133.

Phantasie sprang über die Hindernisse hinweg. „Welchen Ruhm, wenn Ihre Calabresen die Franzosen aus dem ganzen Lande jagten!“ — Ruffo deutete ihr an, wie gut es wäre, wenn der König selber käme, wenn sein Erscheinen die Herzen der Gutgesinnten erwärmte und ihren Muth belebte. Sie fühlte wohl, was noth thue, aber sie war ein Weib. „Wie oft und oft wünschte ich mir“, schreibt sie, „ein Mann zu sein, geflogen wäre ich zu Ihnen, und ich schmeichle mir, ich würde Ihre so nützlichen und muthvollen Unternehmungen fördern und erleichtern.“ Karolina hatte gute Anmuthungen: Amnestie für alles Vergangene, Erleichterungen und Begünstigungen für die Zukunft, Nachlass von Steuern und Abgaben, Abschaffung der Feudalität; „man muss überhaupt mit all jenen Einrichtungen zuvorkommen, welche die Franzosen, wenn sie erschienen, einführen, und womit sie die Gunst der Bevölkerung gewinnen würden.“ Das war auch die Ansicht Ruffos. Auf die Sicilianer wirkten die Nachrichten aus Calabrien gut. Die Königin hatte gefürchtet, dass neben der vesuvischen Republik eine Montegibellische oder eine sicilianische Republik entstehen möchte. Unterstützung kam übrigens keine aus Palermo. Der Cardinal blieb auf sich und seine Calabresen angewiesen, er bekam nur ein Banner, welches die drei Töchter Karolinas, Christina, Amalia und Louise, sowie ihre Schwiegertochter, die Erzherzogin Clementine, gestickt hatten. Es war darauf ein Kreuz in Gold mit den Worten: „In hoc signo vinces!“ [1]) Die Königin war feurig, aber sie hatte keine Mittel. Ungläubig verhielt sich den guten Nachrichten gegenüber Nelson. Als Seemann mochte er „die Landratten“ nicht, als Anglikaner keinen Cardinal: — er mochte an die Fähigkeiten Ruffos gar nicht glauben. [2])

Gute Ansicht. Sicilien. Banner. Nelson.

In Neapel aber schrieb man Ruffo maßlosen Ehrgeiz zu: er habe sich zum obersten Bischof ausrufen lassen; in der einen Hand das Crucifix, in der andern das Schwert, predige er im Namen eines Gottes des Friedens Bürgerkrieg, Raub und Meuterei. Bald werde die Bewegung auch Neapel bedrohen.

Neapel.

In den Abruzzen fasste wirklich das Volk Muth auf die Nachricht vom Thun Ruffos. In Lecce rief ein Conte Marulli das Volk für den König unter die Waffen. In Ostuni, in der Provinz Otranto, erhob sich das Volk von selber, als die Steuerrückstände bezahlt werden sollten, gegen die Republikaner. Im Cilento rief Sciarpa, ein ehemaliger Unterofficier, die Miliz unter die Waffen. In den Abruzzen sammelte ein ehemaliger Geistlicher, Pronio, Freischaren um sich. [3]) Im Gebiet von Sora schreckte Michele Pezza, genannt Fra Diavolo, die Republikaner in kleinen Gefechten, desgleichen Mammone, ein Müller von Gewerbe, mit dem Hasse eines Bluthundes gegen die Franzosen; er soll mehr denn 400 Franzosen und deren Anhänger mit eigener Hand geschlachtet und mit Gier frisches Blut getrunken haben. [4]) Von den Abruzzen züngelte der Aufstand bis in das Römische hinüber. Schon Championnet fühlte die Nothwendigkeit, einen ernsten Schlag gegen die Aufständischen zu versuchen, und sandte darum 6000 Franzosen mit einigen Abtheilungen Landesmiliz unter Duhesmes Führung ab, um Apulien, die Terra di Lavoro und Basilicata der Republik zu unterwerfen. [5]) Ein anderes Corps unter dem Nationalgeneral Schipani sollte über Salerno hinaus gegen beide Cala-

Abruzzen. Fra Diavolo. Championnet. Duhesme.

[1]) Helfert, l. c. S. 150.
[2]) Ibid. p. 153—155.
[3]) Ibid. p. 156—157.
[4]) Ibid. p. 157.
[5]) Ibid. p. 158.

Schipani. brien vordringen und schließlich am Adriatischen Meere Duhesme die Hand reichen, das heißt beide sollten dem Unternehmen des „calabresischen Papstes" ein Ende machen. Nicht von Championnet, wohl aber von den Neapolitanern wurden Bravi. eigens Leute ausgesandt, die in Ruffos Nähe dringen und den günstigen Augenblick erspähen sollten, ihn aus dem Leben zu schaffen. Duhesme stieß am San Severo. 23. Februar 1799 bei San Severo mit 12.000 apulischen Royalisten zusammen, die sich wacker schlugen, aber zuletzt der größern Kriegsübung der Franzosen erlagen. 3000 Mann sollen gefallen sein. San Severo, wohin sich die Geschlagenen anfangs zurückzogen, wurde eingenommen und erbarmungslos geplündert. Wie prahlerisch wurde dieser kleine Sieg am 8. März mit einem Auto-daſé in Neapel. Autodafé, in welchem alle eroberten Fahnen verbrannt wurden, zu Neapel gefeiert![1])

Diese Niederlage schreckte die Royalisten nicht. In Pagano, nächst Nocera, riefen einige Handwerker das Volk unter die Waffen. Die Republikaner wurden jedoch des Aufstandes Meister und die Häupter desselben mussten das Schafott besteigen. Auch dadurch wurden die Royalisten nicht erschreckt. —

Widerstand der Republikaner.

Macdonald. Macdonald, der indes an Championnets Stelle getreten war, fühlte die Kraft der Royalistenbewegung und suchte zunächst die Geistlichen, die von Der Clerus. den Kanzeln herab für den König und gegen die Fremden, und namentlich gegen den republikanischen Kalender sprachen, der dem Volk seine Heiligen wegnahm, zu gewinnen; wer nicht zu gewinnen war, sollte geschreckt werden. Darum wurde eine geistliche Commission niedergesetzt, welche die Predigten und den Unterricht überwachen, einen republikanischen Katechismus abfassen, und alle der Republik feindlichen Seelsorger absetzen sollte. Die im Evangelium verkündete demokratische Wahrheit sollte dem Volk zu Gemüth geführt werden; denn die Lehre Jesu Christi sei demokratisch. Um dem Volke zu zeigen, wie es der Regierung ernst sei mit der Religion, wurden während der Charwoche die Theater geschlossen und wurde das Fahren in Kutschen vom Gründonnerstag bis Charsamstag untersagt. Der Cardinal-Erzbischof von Neapel, Zurlo. Zurlo, war schwach genug, in einem Hirtenbrief vom 19. März die Gläubigen zu mahnen, der bestehenden zeitlichen Gewalt zu gehorchen, „nicht aus Beweggründen menschlicher Furcht, sondern aus Gewissenspflicht, und darum aus vollem, aufrichtigem Herzen." — Dieser Hirtenbrief des Bürger-Erzbischofs musste nun in allen Kirchen und Schulen verlesen werden, „um das Volk für die Wohlthaten der neuen Regierung empfänglich und dankbar zu machen".[2]) — Ein Abbate Troysi ließ sich herbei, eine republikanische Messe zu componieren, ein anderer Abbate, Ciccone, das Evangelium in die Sprache des Volkes zu übertragen; ein dritter, Giuseppe Belloni, predigte, das Crucifix in

[1]) Helfert, l. c. S. 159—161.
[2]) Ibid. p. 162—166.

der Hand, am Fuße des Freiheitsbaumes „die Religion der Freiheit und Gleichheit."

All das wollte aber nicht recht einschlagen. Die großen Geldforderungen der Franzosen reizten. Nun zog selbst Faypoult mildere Saiten auf, verlängerte die Fristen der Einzahlung, ein Drittel könne, statt in klingender Münze, in Juwelen und Schmucksachen bezahlt werden. In der Abschätzung dieser Schmucksachen, welche die guten Frauen opfern mussten, zeigte sich aber eine große Parteilichkeit. Auf die Klage einer jammernden Officiersfrau erklärte ein Beamter keck: „Wir besteuern die Gesinnung."[1] Ihr Mann war nämlich zu den Königlichen gegangen. Faypoult.

Ein anderes Mittel, zu dem die republikanische Regierung griff, war die Errichtung eines Nationalheeres: jeder Mann vom sechzehnten bis zum fünfzigsten Lebensjahre wurde für militärpflichtig erklärt, auch die Geistlichen: nur der dürfe ein öffentliches Amt bekleiden, welcher der allgemeinen Wehrpflicht genügt habe. Ein ferneres war, die Organisierung der Regierung; man schied die gesetzgebende Gewalt vom Vollziehungs-Ausschuss; statt dass man in der gefährlichen Lage alle Gewalt in wenigen Händen vereinigt hätte, zersplitterte man sie. Nationalheer. Regierung.

Das alles wollte jedoch nicht helfen. Die Neapolitaner wurden kühl, misstrauisch gegen die Reden vom allgemeinen Glück und Frieden. Der gemeine Mann hatte Erleichterung erwartet und musste jetzt noch mehr Steuern bezahlen. Die Bauern hatten vergebens auf Vertheilung der großen Landstriche der Krone gerechnet. Es kamen wenig Lebensmittel in die Stadt und man klagte bald über Mangel an Salz und Fleisch. Die Republikaner selbst wurden uneins unter sich. Stellenjägerei, Anschwärzung und gegenseitige Anfeindung nahmen überhand. Die jungen Leute, die als Demokratisierer auf das Land geschickt wurden, machten in ihrer Unerfahrenheit große Missgriffe. Dazu kam die Raubsucht der Franzosen, die bei den Generalen noch ärger war als beim gemeinen Mann. So nahmen sie aus Benevent, dem sie 20.000 Ducaten auferlegt hatten, noch den Kirchenschatz mit.[2] So musste Piedimonte 9000 Ducaten Kriegssteuer erlegen und ward nachträglich noch einer fünftägigen Plünderung unterworfen. Derart arbeiteten die neapolitanischen Republikaner und die Franzosen eigentlich für den Cardinal Ruffo und bahnten ihm und seinen Calabresen den Weg. Dazu kamen noch einzelne Unfälle. Schipani, der geprahlt hatte, er werde der Schlange des Königthums den Kopf zertreten und den Raubrittern das Handwerk legen, und der bisher nur als Triumphator in Orte eingezogen war, in welchen man ihm keinen Widerstand leistete, und dadurch übermüthig geworden war, griff Castelluccia, ein festes Bergschloss, welches Sciarpa entschlossen vertheidigte, in ungeschickter Weise an und befahl den Sturm gerade auf der Seite, wo das Bergschloss für uneinnehmbar galt. Die Vertheidiger ließen schwere Steine auf die Stürmenden herabrollen, welche viele zerschmetterten und den andern solchen Schrecken einjagten, dass sie unverweilt davonzogen. Besser gieng es den Republikanern unter Broussier in Andria, welches die Royalisten anfangs muthig vertheidigten, in welches aber die Republikaner dennoch durch Sprengung eines Stadtthores eindrangen. Zwei Stunden währte das Gemetzel, dann wurde die Stadt geplündert und verbrannt. 4000 Menschen verloren das Mangel. Raubsucht. Unfälle. Schipani vor Castelluccia. Broussier bei Andria, 23. März 1799.

[1]) Helfert, l. c. S. 166
[2]) Ibid. p. 174—175.

Trani. Leben.[1]) Am 2. April 1799 nahmen die „Patrioten“ Trani im Sturm, das Schicksal dieses Ortes war noch schrecklicher als das von Andria.[2]) Aber auch Orte, die gar keinen Widerstand leisteten, wurden geplündert und verheert, die Franzosen benahmen sich überhaupt wie in Feindesland. Nördlich von Neapel erstürmte eine französische Colonne am 23. März 1799 Aquila unter einem großen Blutbad. Die Erbitterung des Volkes gegen die Franzosen wurde dadurch nur noch stärker mit jedem Tag.

Seegefechte. Nun begann auch der Kampf zur See. Admiral der Neapolitaner wurde Fürst Francesco Caracciolo, der als gemeiner Soldat, nachdem er früher als Fürst das Vertrauen des Königs und der Königin genossen hatte, und bei jeder Gelegenheit von ihnen ausgezeichnet worden war, in den Reihen der Republikaner vor dem königlichen Schlosse Schildwache stand und dafür zum Admiral ernannt wurde. Widerstand zur See wurde umso nöthiger, als Trowbridge mit mehreren Linienschiffen und kleinen Fahrzeugen von Alexandrien hergekommen, von Nelson den Auftrag erhalten hatte, sich zunächst der Insel Procida und des ganzen Inselkranzes um Neapel zu bemächtigen, den Golf zu blockieren und die Gegner zu beschäftigen bis zur Ankunft der türkischen und russischen Kriegshilfe, zugleich mit der treugebliebenen Bevölkerung auf dem Festlande Verbindungen anzuknüpfen, diejenigen aber, die im Widerstand verharrten, schnell und streng zu bestrafen: denn ungesäumte Belohnung und rasche Bestrafung seien die Grundlagen jeder guten Regierung; Neapel solle er aber nicht beschießen ohne Nelsons ausdrücklichen Befehl, außer wenn die Einwohner selber gegen die Franzosen die Waffen ergriffen.[3])

Caracciolo. Trowbridge. Nelson.

Procida. Trowbridge segelte zunächst nach Procida, dessen Bewohner ihm als Befreier jubelnd entgegenkamen, nachdem sie die Freiheitsbäume umgehauen. Ischia. Ebenso thaten die Bewohner von Ischia, sie zerfetzten die Tricolore und traten sie in den Koth. Die Häupter der Republikaner wurden gefangen gesetzt. Die Engländer machten kurzen Prozeſs mit ihnen. Die Regierung in Neapel erschrak, als ein englischer Officier mit der Parlamentärflagge der Stadt nahte und verlangte, dass man ihm die Habe des englischen Gesandten Hamilton übergebe; sie bezahlte sogar die Flaschen Wein, die aus dessen Keller getrunken worden waren, und erbot sich, auch die Habe des österreichischen Gesandten auszuliefern. Neapel. In Neapel nahm die Sorge über diese Dinge und die Unruhe überhand. Mit schwerer Strafe wurde jeder bedroht, der bei Nacht auf der Straße ohne Laterne oder vorangetragene Fackel angetroffen wurde. Selbst der Nationalgarde wurde befohlen, nur im Falle des Dienstes den Säbel zu tragen. Die Regierung fürchtete also, dass die Waffen, welche sie dem gemeinen Mann gegeben hatte, gegen sie selber gebraucht würden. Da sollte der Erzbischof Zurlo wieder helfen mit einem Hirtenbrief.[4]) Die Regierung drohte ihm, die Altäre umzustürzen, alle Priester davonzujagen und ihn selber als Aufwiegler zu behandeln, wenn er nicht Ruffo

Die Regierung. Zurlo

[1]) Helfert, l. c. S. 179.
[2]) Ibid. p. 180.
[3]) Ibid. p. 184—186, 558 ff.
[4]) Ibid. p. 191—193.

mit dem Bann belege. Zurlo war das Leben zu lieb, als daſs er nicht zuletzt nachgegeben und in einem Rundschreiben die Royalisten eindringlichst aufgefordert hätte, „die Waffen niederzulegen und sich der Republik, als der von Gott und dem Evangelium selbst geheiligten Regierungsform, zu unterwerfen; Fabrizio Ruffo aber, der sich die Autorität und den Namen des Papstes anmaße, habe sich der Verhetzung des Volkes, der Aufreizung desselben zu Verbrechen und Gewaltthat, der Auflehnung wider die staatliche und kirchliche Ordnung schuldig gemacht und sei den auf solche Verbrechen gesetzten Strafen verfallen". So der feige und charakterlose Erzbischof. muſs Ruffo bannen.

Dieser Hirtenbrief schadete Ruffo übrigens keineswegs. Auch nicht die Meuchelmörder, die man gegen ihn aussandte; sie verloren sogar den Muth zur That, wenn sie in seine Nähe kamen. Er brach am 5. April von Cotrone mit seinem Heer wieder auf und zog durch das Land, zunächst nicht um die Republikaner zu bekämpfen, sondern um Ordnung in seinem eigenen Anhang herzustellen. Die Engländer hatten nämlich in Palermo darauf gedrungen, daſs man die Sträflinge und Galeerenknechte in Sicilien nach Calabrien freilasse, um die Republikaner zu bekämpfen.[1]) Das war eine sehr gefährliche und unlautere Maßregel. Diese verwilderten Gesellen, von denen viele wirklich aus Calabrien stammten, zogen es vor, statt bewaffnet durch das Land zu ziehen, Rache zu nehmen an ihren Feinden, Häuser auszurauben und dann in Brand zu stecken. Ein Weheruf erhob sich im Land: — diesem Treiben muste Halt geboten werden und es gelang dem Verstand und der Thatkraft des Cardinals und seiner Menschenkenntnis. Er machte einen ehemaligen Sträfling, Gualtieri vom Volke Pane di grano genannt, zum Befehlshaber der Sträflinge, und dieser wuſste Gewaltthaten vorzubeugen. Durch das Vertrauen, das ihm der Cardinal schenkte, gehoben, wurde er aber selber unter ein militärisches Commando gestellt — und nun gieng es wieder voran. Sträflinge. Gualtieri.

Der Cardinal war der richtigen Ansicht, man müsse den Gegnern eine goldene Brücke bauen zur Rückkehr auf den guten Weg, und erließ von Corigliano aus im Namen des Königs einen Aufruf,[2]) worin er allen, die sofort zum Gehorsam unter ihren rechtmäßigen Landesherrn zurückkehren wollten, Vergessen und Vergeben versprach, jene dagegen, die im Hochverrath beharrten, mit der vollen Strenge des Gesetzes bedrohte. Hauptgrundsatz war es bei ihm, seine Wildlinge fortwährend zu beschäftigen, wo gerastet wurde, militärische Übungen vorzunehmen und sie so an Ordnung und Zucht zu gewöhnen. Nicht in der großen Zahl der Mitziehenden sah er seine Stärke, sondern im militärischen Kern, und dieser wuchs mit jedem Tage. Er hatte schon 1200 Reiter, 11 Kanonen, 2 Haubitzen, 100 Compagnien zu je 100 Mann. Für jede Noth fand sein Kopf eine Auskunft. Er sprach mit den Calabresen in ihrem Dialect; er ließ ihnen womöglich ihre Lieblingsspeisen aufdecken, er zahlte regelmäßig den Sold und wuſste die Geldmittel beizutreiben. Ruffo gieng voran mit dem Beispiele des Muthes und des Wagens. Die Feier des Sonntags wurde immer würdig begangen.[3]) Am Gründonnerstag nahm er selber die Fußwaschung vor; die Priester muſsten Beicht hören und die Gläubigen das Abendmahl empfangen. Feierlich ließ er immer die Streiter für die gerechte Sache dem Schutze des Allerhöchsten anempfehlen. Auf dem Marsch erlaubte er Gesang. Unter Liedern und dem Gemisch von Neuer Aufruf.

[1]) Helfert, l. c. S. 196—197.
[2]) Ibid. p. 197.
[3]) Ibid. p. 202—204.

Marsch der Calabresen.

Schalmei, Dudelsack, Guitarre, Bratsche und Trommel zogen die Scharen einher mit heiterm Gesicht. Die Einwohner in den Ortschaften sahen den Durchziehenden munter zu und riefen: „Es lebe die Religion! Es lebe der König!“ Obwohl er nie den Kampf scheute, so traf den Cardinal doch keine Kugel. Die Calabresen meinten, er sei gefeit,[1]) die Kugeln wichen ihm aus. Das Vertrauen stieg. Ruffo war klug genug, diesen Glauben nicht zu widerlegen. „Mich treffen die Kugeln nicht,“ sagte er, „aber es wäre mir leid, wenn sie einem von euch schaden würden.“[2])

Altamura.

So gieng der Zug am 9. Mai gegen Altamura, eine gut befestigte Stadt auf einer Anhöhe. Der Cardinal schickte seine beiden Genie-Officiere als Boten, um Verzeihung gegen Übergabe zu bieten. Die Republikaner setzten sie gefangen und leisteten Widerstand, verloren aber bald den Muth und beschlossen, in der Nacht zu entfliehen, vorher aber noch die beiden Officiere und andere gefangene Royalisten zu erschließen. Im Dunkel der Nacht zogen sie dann in aller Stille durch das entgegengesetzte Thor ab. In der Frühe (10. Mai) drangen drei Jägercompagnien in die Stadt, die sie aber wie ausgestorben fanden. Sie stießen nur auf einige Greise, fanden nur Kranke, die man nicht hatte mitfortnehmen können, und dann auf die Opfer des Mordes, von denen einige, weil schlecht getroffen, noch röchelten; die beiden Genie-Officiere jedoch, Vinci und Olivieri, hatten schon ausgelitten. Der Anblick der Opfer reizte die Calabresen zur Wuth und zum Mord. Der Cardinal hatte Mühe, die Leidenschaft der Rache zu beschwichtigen. Ein Graf Filo, der in einem Verstecke gefunden und vor Ruffo gebracht werden sollte, wurde vor seinen Augen von der Kugel eines Verwandten Olivieris niedergestreckt. Als wieder Ordnung und Ruhe waltete, kamen zuerst die Frauen und Mädchen in die Stadt zurück, und thaten so freundlich gegen die zürnenden Sieger, dass der Geschichtschreiber des Zuges erzählt: Altamura sei für das Heer des Cardinals geworden, was Capua für das Heer Hannibals.[3])

Im Heere Ruffos war also die Stimmung hoffnungsvoll und freudig, sorgenvoll und traurig dagegen in Neapel. Macdonald hatte einige Festungen besetzt, San Elmo, Uovo, Nuovo, und in Caserta ein großes Lager zusammengezogen, von wo aus er noch einen Vorstoß gegen die Königlichen unternahm, die er aus Castellamare und Sorrent hinaustrieb. Dann hatte er Abschied genommen mit den Worten:[4]) „Wir haben dem Volke von Neapel die Freiheit gebracht, wehe den Royalisten und Anarchisten, wehe allen Übelwollenden, die es wagen würden, sie ihm zu rauben. Die französische Armee ist in der Nähe und wird im Augenblicke wie der Blitz da sein, auf welchen der Wetterstrahl folgt.“ Er zog dann nach dem Norden und wir sahen, welch schweren Kampf er bei seinem Durchzuge bis ins Römische zu bestehen hatte, und wie diese Noth insbesondere schuld war, dass er nicht früher im Norden erschien.

Nun galt es bei der Regierung, im Volke Muth zu erwecken.

---

[1]) Inciarmato. Helfert, l. c. S. 206–207.
[2]) Ibid. p. 207—212.
[3]) Helfert, l c. S. 207—212.
[4]) Ibid. p. 220.

Zur Feier des Sieges am Vesuv, den aber nicht die Neapolitaner, sondern die Franzosen errungen hatten, wurde ein großes Fest auf dem Nationalplatz und in der Toledostraße veranstaltet. Die erbeuteten Fahnen und Kanonen waren ausgestellt — und gefangene Freischärler; dann sollten die Bilder des Königs und der Königin und der ganzen königlichen Familie verbrannt werden. Verbissene Republikaner aber entwanden dem Henker die Bilder, zerrissen sie in Stücke; hierauf wurde ein großes Paket Bankbillets, 1,500.000 Ducaten im Nennwert, verbrannt. Der Kriegsminister Manthonè hielt sofort eine ermuthigende Rede, an deren Schluss den gefangenen Freischärlern die Bande gelöst und die Erlaubnis gegeben wurde, in die republikanische Armee einzutreten. Dann ergötzte sich das Volk mit Tänzen um den Freiheitsbaum bis tief in die Nacht. In den Zeitungen waren nichts als Siegeshoffnungen zu lesen. Eleonora Fonseca, eine begabte Schriftstellerin, schrieb begeisterte Aufsätze.[1]) Unter den Verordnungen der Regierung verlangte sogar eine, dass alle Ferdinande sich umtaufen lassen, damit kein Vorname mehr an den verjagten Tyrannen erinnere. Um die Lazzaroni zu gewinnen, wurden unter freiem Himmel Vorträge über die Menschenwürde, über die Abscheulichkeit des Despotismus, über die Reinheit und Vortrefflichkeit der Republik gehalten und Stellen über den Wert der Freiheit aus den Tragödien von Alfieris „Agamemnon", „Virginia" und „Timoleon" declamiert.[2]) Mario Pagano erließ einen „Aufruf zur Errichtung eines neapolitanischen Pantheons" nach Art des französischen. Es wurde auch beschlossen, in Sorrent, wo Torquato Tasso geboren war, dem Dichter ein Standbild zu errichten.

Siegesfest in Neapel.

Vorträge.

Damals erschien auch der Entwurf zu einer neapolitanischen Verfassung, von einem Dreier-Ausschuss ausgearbeitet, Mario Pagano, Giuseppe Logoteta und Giuseppe Cestari. An der Spitze derselben waren die neapolitanischen Menschenrechte, denen aber richtig auch die Menschen- und Bürgerpflichten beigefügt waren. Nach dem Entwurfe sollte ein Senat sein mit 50, ein Consilio mit 120 Mitgliedern, eine vollziehende Behörde, Archontat, aus 5 Mitgliedern bestehen. In jedem Canton sollte ein Gericht aus 15 Censoren die Sitten der Mitbürger überwachen und auf Verlust des activen und passiven Bürgerrechts zu erkennen berechtigt sein. Über die Erhaltung der Verfassung sollte ein Ephorat wachen, in welches jedes Departement einen Vertrauensmann zu senden habe, und am 9. Mai sollten diese Ephoren in Neapel zusammentreten und untersuchen, ob die Verfassung in irgend einem Stück verletzt worden sei, ob die verfassungsmäßigen Gewalten innerhalb der vorgezeichneten Grenzen geblieben seien, ob sich kein Beamter eines Missbrauches seiner Stelle schuldig gemacht habe. Das waren schöne Gedanken von Idealisten, welche über die argen Zustände hinwegsahen. Es waren Träume: — die wirkliche Gewalt lag in den Händen geheimer Gesellschaften nach Art der Jakobiner, des Volksvereines „Sala popolare", des Vaterlandsvereines „Sala patriotica". Hier wurden leidenschaftliche Be-

Verfassung.

Archonten.

Censoren.

Ephoren.

Clubs.

[1]) Helfert, l. c. S. 221—223. Sie heißt vollständig Elenora Fonseca di Pimentel.

[2]) Ibid. p. 222—226.

Umkehr? für Vergeben und Vergessen sich mit dem Könige aussöhnen solle? Die Stimmung war sehr erregt, die Hetzer erhielten jedoch das Übergewicht, und es wurde beschlossen, im Widerstand auszuharren. So war man im Streit bis Anfang Juni gekommen, in welchem die Entscheidung zu Gunsten des Königs fallen sollte.

Noth der Republik. Aus Oberitalien trafen die Nachrichten von den Siegen der Österreicher ein. Der russische Admiral zu Corfu hatte sich entschlossen, in Otranto zu landen und die Republikaner im Rücken zu fassen. Bei den Engländern war die Sorge vor der französisch-spanischen Flotte geschwunden, seit diese sich im Hafen von Toulon geborgen hatte; sie konnten also einige Schiffe in den Golf von Neapel senden. Ruffos Scharen nahten von Osten, von Süden, von Westen der Hauptstadt. So musste die parthenopeische Republik erliegen.

Die Russen in Brindisi. Der russische Capitän Sorokin landete mit vier russischen Fregatten und zwei türkischen Corvetten bei Brindisi und besetzte Stadt und Festung; die Republikaner flohen, von allen Seiten kamen Unterwerfungs-Erklärungen. Am Bari. 13. Mai legte er in Bari bei, am 17. vor Barletta, 19. Mai vor Manfredonia. Ruffo bat den Admiral um Mannschaft und Geschütz, Sorokin sandte 300 Russen mit 4 Kanonen, denen sich 60 berittene Einwohner von Manfredonia anschlossen; weitere 95 Mann kamen bald nach mit 2 Kanonen. Diese Hilfe war klein an Zahl, aber groß in der Bedeutung: diese wenigen Russen galten als der Vortrab eines großen russischen Heeres, als Beweis, dass die Königlichen auf die mächtigen Herrscher Europas rechnen könnten. Eleonora Eleonora Fonseca. Fonseca erklärte darum im „Monitore Neapolitano": Ruffo habe die aus Sicilien losgelassenen Sträflinge in moskowitische Uniformen gesteckt, um die Welt glauben zu machen, er habe Verbündete. Ruffo hinwieder stellte die Russen und Türken, die bald nachher zu ihm stießen, in den Vordergrund, und sie schlugen sich nicht bloß tapfer, sondern waren den Calabresen auch eine Ermuthigung Ruffos Plan. und in ihrer militärischen Zucht ein Vorbild.[1]) Jetzt beschloss Ruffo auf die Hauptstadt loszuziehen. Dem Capitän Foote meldete er seinen Entschluss mit der Bitte, von der Seeseite her ihn zu unterstützen; zwei muthigen Bischöfen gab er die Weisung, aus dem Cilento gegen Sorrent aufzubrechen; an den König aber richtete er die Bitte, persönlich im Golf von Neapel zu erscheinen, „damit durch die Gegenwart der Majestät die Hauptstadt vielleicht ohne Blutvergießen zur Unterwerfung gebracht werde".[2])

Türken. Am 24. Mai brach Ruffo von Altamura auf, am 29. feierte er in Melfi den Namenstag des Königs. Hier erschienen zwei türkische Officiere vor ihm mit der Meldung, dass Truppen ihres Großherrn bereit seien, zu den seinigen zu stoßen. Der Cardinal nahm sie freudig auf und zog sie zur Tafel. Als er Bedenken trug, ihnen Wein vorzusetzen, erwiderten sie lachend: „Wir vertheidigen die Christen und trinken Wein!"[3]) Ruffo rieth ihnen, sie sollten zur See in den Golf von Neapel kommen, um im entscheidenden Augenblick zur Bezwingung der Hauptstadt mitzuwirken. Am 31. Mai brach er von Melfi auf, der Zug wurde immer größer, damit auch die Mühe der Obsorge; doch seine Kräfte schienen mit der Aufgabe zu wachsen. Wie wusste er in der Sonnen-

[1]) Helfert, l. c. S. 270.
[2]) Ibid. p. 271.
[3]) „Difendere christiani, bevere vino!" Helfert, l. c. S. 272.

hitze seine Wildlinge von raschem Trinken zurückzuhalten, für Nahrung und Trank zu sorgen, ohne dass es die Bevölkerung belästigte oder reizte! In zwei Richtungen drangen die Seinen gegen die Hauptstadt vor, in jener von Avellino gegen den Vesuv, in jener von Benevent durch die Caudinischen Pässe. Immer neue Streitgenossen kamen, darunter auch der Herzog von Roccaromana, von der Republik übertretend zum König. Ruffo nahm ihn nicht mit Vorwürfen, sondern wohlwollend auf, zeigte Vertrauen, indem er ihn zum Oberbefehlshaber in der Terra di Lavoro ernannte, ihm die Einschließung von Capua übertrug und dadurch seine Reue wirksam machte, und zugleich Fra Diavolo einen sehr geschulten Obern gab. Vertrauensvoll trat Ruffo jetzt den Vormarsch an. Einem gewissen Coscia, den die Regierung gesandt hatte, seine Macht auszuspionieren, sagte der Cardinal, er sollte nur in Neapel berichten, was er gesehen habe; die Russen hier seien nur die Vorhut eines im Anzug befindlichen Hilfsheeres. Er gab ihm einige russische Münzen, die sollte er nur in Neapel herumzeigen.[1])

Roccaromana. Coscia.

Nun wurde den Führern in Neapel bang vor dem Ernst der Lage. Ihre Lügen hielten nicht mehr stand vor der furchtbaren Wirklichkeit: links die Engländer mit ihren Schiffen, im Norden Mammone und Fra Diavolo, zwei Gesellen von entsetzlicher Thatkraft — und im Rücken das anrückende Heer des Cardinals! Was sollte man da thun? Girardon, der französische Commandant in Capua, machte den Vorschlag, sämmtliche Truppen mit allen Vorräthen aus der Hauptstadt herauszuführen, die nicht fortzuschaffenden Kriegsmittel und Lebensbedürfnisse zu vertilgen und am Garigliano ein festes Lager zu beziehen, wo man die Ankunft von befreundeten Verstärkungen abwarten und einstweilen die Verbindungen mit den Garnisonen von Capua und Gaëta erhalten könne. Der Antrag war militärisch gut, wurde aber verworfen. Man beschloss, unter General Federici einen Schlag zu führen gegen Ruffo, und Schipani gegen Salerno auszuschicken, und die Scharen, die unter den Bischöfen Ludovici und Torrusio anrückten, in die Berge zurückzuwerfen. Mit klingendem Spiele zogen beide aus, Federici wurde aber von den Calabresen bei Marigliani derart angegriffen, dass die alten Soldaten zu Ruffo übergiengen, die Nationalgarde die Geschütze auf der Straße stehen ließ und gegen Neapel durchbrannte, wo Federici im Dunkel der Nacht, beschämt, mit wenigen Begleitern wieder eintraf. Schipani aber wagte sich nicht weiter als bis Torre del Greco, wo er sich verschanzte und Hilfe von Caracciolo erwartete. Schrecken kam über die Regierung, zumal die San Elmo behauptenden Franzosen sich beschwerten, sie seien getäuscht worden, man habe sie unter Verheißungen ins Land gelockt, die sich nachher als falsch erwiesen; die Patrioten hätten sich eines Einflusses auf das Volk gerühmt, welchen sie nie besessen. In Neapel sagte man sich von den Franzosen ins Ohr, sie würden gerne San Elmo räumen gegen freien Abzug mit militärischen Ehren und in Gesellschaft der am meisten bloßgestellten Patrioten. Ihr Befehlshaber Méjean war wirklich geneigt abzuziehen, aber noch gegen eine andere Bedingung, gegen 1,500.000 Francs. Caracciolo war rege, Schipani zu decken, aber es half nicht.

Angst in Neapel. Rath Girardons. Angriff auf Ruffos Heer. 6. Juni 1799. Federici. Schipani. Méjean.

Von allen Seiten rückten die Scharen des Cardinals heran. Dieser setzte sich mit Commodore Foote am 9. Juni ins Einvernehmen: er gedenke

[1]) Helfert, l. c. S. 275.

Pläne. am 13. bis 14. Juni bei Torre del Greco anzugreifen, Foote möge ihn mit seinen Schiffen unterstützen. Mit jedem Tage trafen neue Scharen bei ihm ein; er verfügte schon über 50.000 Mann. In Nola stießen unter Capitän Achmed noch 84 Türken zu ihm.

Hemmnis. Der Cardinal war hoffnungsfreudig. Da kam ihm die Weisung aus Palermo zu, nichts gegen Neapel ins Werk zu setzen, bis nicht der Kronprinz mit einem britisch-portugiesischen Geschwader im Golf erschienen sei.

Vollmacht an Nelson. Ferdinand IV. schrieb, 10. Juni, an Nelson: er, der König wünsche eine rasche Entscheidung, ihm selbst erlaubten es die Umstände nicht, die Insel und seine Familie zu verlassen, er setze darum seine Hoffnung auf Nelson. An die Spitze der gesammten Streitmacht aber stelle er seinen erstgebornen Sohn, dem der Seeheld Führer und Rathgeber sein möge. „Nelsons Ermessen überlasse er, was er für nothwendig erachten werde, um die hartnäckigen Verführer und Unterdrücker des Volkes zu bändigen, zu ihrer Pflicht zurückzuführen und das Nest der Bösewichte, die sich dort niedergelassen haben, zu zerstören.“ [1])

Abfahrt des Kronprinzen, 12. Juni. In der That schiffte sich der Kronprinz, Herzog von Apulien genannt, mit seinem Gefolge ein, begleitet vom Minister Acton. In achtundvierzig Stunden konnten sie im Golfe von Neapel sein. Da bekam Nelson auf dem Meere Nachrichten, die auf einen Kampf der französischen Flotte gegen die englische hindeuteten. Sogleich wurde Kriegsrath gehalten und beschlossen, nach

Rückkehr, 14. Juni. Sicilien zurückzukehren und die ganze Seemacht zu einer Schlacht gegen die Franzosen zusammenzuziehen; auf der Höhe von Maritimo wollte man die Gegner erwarten. Der Kronprinz stieg darum in Palermo unverrichteter Dinge ans Land. Nelson hatte sechzehn Linienschiffe beisammen und sehnte sich nach einer Seeschlacht.

In Neapel erwartete man indessen den Angriff in verzweifelter Stimmung, zumal die Lazzaroni sich regten. Sie hatten ihren blutigen Kampf gegen die Franzosen nicht vergessen; sie verachteten ihre Anführer, welche nach der Niederlage zu den Franzosen übergegangen waren. Man flüsterte von geheimen Verschwörungen: nur die mit rothen Kreuzen bezeichneten Häuser der Royalisten sollten verschont werden. Eine Anzeige in solchem Sinne veranlasste,

Sanfelice. 10. Juni, eine Luisa Sanfelice gegen zwei Schweizer Handelsleute, die

Bacher. Gebrüder Bacher, die zu ihr in sehr vertrauten Beziehungen standen. Einer dieser Bacher, so sagen die Republikaner, unterhandelte insgeheim mit englischen Officieren dahin, dass diese an einem Feiertage, wo das Volk seinem Vergnügen nachgehe, plötzlich Bomben in die Stadt werfen möchten. Die Truppen würden dann nach den Hafenbatterien eilen; indes könnten die Verschworenen die Regierung überfallen, niedermachen, die Stadt in Brand stecken und die Republik stürzen. Da aber Verschworene und Republikaner oft in einem und demselben Hause wohnten, so theilten jene zur Vorsicht an ihre guten Bekannten Sicherheitskarten aus — und einer der Bacher warnte die Sanfelice in dunkeln Ausdrücken vor einer großen Gefahr und gab ihr eine Sicherheitskarte. Sie aber, bang für das Leben ihres Geliebten, eines Officiers der Nationalgarde namens

[1]) Helfert, l. c. S. 285—286.

Ferri, gab diesem die Karte. Ferri machte jedoch sogleich Anzeige: die Sanfelice gestand alles im Verhöre und ward von der Pimentel im „Monitore Neapolitano“ als „die Mutter des Vaterlandes und die Retterin der Freiheit“ gepriesen. Die Brüder Bacher und ihre Mitverschworenen wurden verhaftet und am 14. Juni erschossen.

Ruffo bestimmte den 13. Juni, den Tag des heiligen Antonius von Padua, zum Angriff, und brach in der Frühe von Nola gegen Portici auf. Die Republikaner bemerkten dies sogleich und zogen ihm entgegen. Bei Ponte della Maddalena kam es zuerst zu einem harten Geschützkampf, dann rückte die Glaubensarmee in Masse an; in allen Orten, durch welche sie zog, wurde sie mit Glockengeläute empfangen; in San Giovanni kam ihr der Pfarrer in Procession mit dem Hochwürdigsten entgegen. Der Cardinal ließ sich auf die Knie nieder und bat für sich und seine Kampfgenossen um den Segen. Bald darauf nahmen seine Calabresen in raschem Anlauf das Fort Vigliena. Caracciolo, der vom Golf aus die Glaubensarmee beschießen sollte, fand sie stärker, als er geglaubt hatte, hielt fortan die Sache der Republik für verloren und führte sein Geschwader in den inneren Hafen zurück. Nun rückten die Königlichen im Sturmschritt gegen Ponte della Maddalena vor, aber sie trafen wenig Widerstand mehr, Schrecken und Verwirrung war über die Republikaner gekommen. General Wirtz wollte die Flüchtigen in die Schlacht zurückführen, fiel aber durch die Kugel eines Calabresen zum Tode getroffen, und bei seinem Falle lösten sich alle Bande der Mannszucht: — in den dichten Haufen der Fliehenden feuerten die Russen ihre Geschütze ab. Verwundete und Todte lagen in Haufen da; alles Geschütz, alle Wagen, alle Vorräthe an den beiden Ufern des Sebeto fielen in die Hände der Sieger. Die Regierung in Neapel erschrak über die Niederlage derart, dass sie durch den geheimen Gang, welcher vom königlichen Schlosse nach dem Castell Nuovo führte, auf die Festung entfloh. Einige kühne Calabresen waren mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ in die innere Stadt gedrungen. Viele weinten vor Freude darüber und hoben die Hände dankend gen Himmel, andere warfen sich auf die Knie und küssten die Erde, die von den Fremden wieder frei werden sollte.[1]) In einigen Straßen wurden die Fenster beleuchtet; in anderen begann der Pöbel „an den Jakobinern“ blutige Rache zu nehmen. Ein Calabrese drang mit zwei Kameraden in der Nacht in den Palast des Erzbischofs Zurlo, und zwang ihn, die Fahne, welche ihm Championnet geschenkt, herauszugeben, und brachte sie dem Cardinal Ruffo als Siegeszeichen. Alle drangen in der Nacht in das Castello del Carmine, machten nieder, was ihnen in den Wurf kam, besetzten es und führten den Befehlshaber gefangen zum Cardinal, welcher ihn als königlichen Officier, der zu seiner Rolle gezwungen war, sogleich freiließ. Der Cardinal hatte in Mitte der Seinen in einer Sänfte die Nacht zugebracht; an Ruhe war jedoch nicht zu denken; eine Nachricht drängte die andere.

Kampf am 13. Juni.

Vigliena.

Ponte della Maddalena.

Zurlo.

Castell Carmine.

In der Frühe sollte der Kampf wieder beginnen. Schipani wollte von Torre del Greco vordringen und hoffte schon als Sieger in Portici einzuziehen: als aber die Königlichen mit gefälltem Bajonnett bei der Favorita auf seine Soldaten eindrangen, streckten diese, welche gemeint hatten, sie hätten bloß mit herrenlosem Gesindel zu thun, plötzlich die

Kampf am 14. Juni.

[1]) Helfert, l. c. S. 299.

Waffen — und die Neapolitanische Bürgerwehr folgte ihrem Beispiel. Nur das Calabresische Corps bei den Republikanern schlug sich einige Zeit gegen seine Landsleute am Fuß des Vesuv, gerieth aber zwischen zwei Feuer, ein
Schipani. großer Theil fiel, die andern ergriffen die Flucht; Schipani wurde gefangen und an das Blutgericht nach Procida eingeliefert. Der Cardinal wollte vordringen, da erhielt er den schon am 15. Mai erlassenen Befehl, mit einem Angriff auf Neapel innezuhalten, bis sich der Admiral mit seiner Flotte im Angesicht von Neapel zeigen würde. Allein der Sieg und die Gefahr eines Straßenkampfes in Neapel gebot, das Glück zu benutzen und die Hauptstadt so schnell als möglich zu bezwingen. In diesem Sinne sandte der Cardinal Antwort nach Palermo. Am 15. Juni sollte die Stadt bezwungen und sollten die Castelle belagert werden. Bald war man auf allen Punkten im heftigsten Feuer, von den Castellen donnerten die Geschütze auf die Königlichen herunter, in den Straßen Neapels wogte der heftigste Kampf hin und her.

Das Spital der Unheilbaren vertheidigten Studenten, es wurde im Sturm genommen, und was den Siegern in den ersten Wurf kam, niedergemacht.[1]) Die sich gefangennehmen ließen, erfuhren harte Behandlung. Guglielmo Pepe, der als Sechzehnjähriger bei den Republikanern Officier, verwundet und
Lyß der Gefangenen. gefangen war, erzählt, wie die Freischärler und die Weiber aus der Umgegend den Gefangenen die Kleider nahmen, sie verhöhnten und aufs übelste zurichteten, Geistliche und Mönche, gelehrte Männer und Künstler, Officiere von allen Graden; einige waren geradezu nackt, andere in Verkleidungen als Mönche und Einsiedler.

Revigliano. Indessen war Capitän Foote vor Revigliano und Castellamare erschienen, die sich zur Übergabe bereit zeigten. Er gewährte den Franzosen,
Castellamare, 15. Juni. „durchdrungen von jenen Gefühlen der Menschlichkeit, die jeden wahren Soldaten leiten sollen, freien Abzug mit militärischen Ehren; den Neapolitanern in ihrer Mitte aber uneingeschränkte Wahl, entweder im Lande zu bleiben oder ins Ausland zu gehen. In letzterem Fall wurde ihnen anheimgestellt, sich unter den Schutz der britischen Flagge zu begeben und nach Frankreich einschiffen zu lassen; im ersteren war ihnen für ihre Person, für ihre beweglichen und unbeweglichen Güter der Schutz der Gesetze gegen jede Unbild und Kränkung zugesichert.“[2]) Am 16. Juni nahm er dann im Namen Ferdinands IV. Besitz von den geräumten Festungen.

Ruffo Mittlerweile machte Ruffo gegen Castell Nuovo und Uovo Batterien bereit. In Unterhandlungen bot er dasselbe an, was Capitän Foote zugesagt. Oronzio Massa, Befehlshaber auf Castell Nuovo, verlangte zwei Tage Bedenkzeit, der Cardinal bewilligte jedoch nur zwei Stunden. Die Besatzung im Castell Uovo wies jede Unterhandlung mit einem Mann im geistlichen Gewand zurück. Darauf entfaltete Foote das britische Banner der Festung gegenüber, um den Vorwand der Ablehnung zu beheben. Indes sah man von den Wällen von Forte Nuovo die weiße Fahne. Der Commandant verlangte bloß sicheres Geleit, um mit dem französischen Befehlshaber von San Elmo sich ins Ein-

[1]) Helfert, l. c. S. 304.
[2]) Ibid. p. 307—308.

vernehmen zu setzen; darauf glaubte aber Ruffo nicht eingehen zu dürfen, und die Beschießung beider Forts begann. Aus Sant Eramo wurde in der Nacht des 17. Juni ein Ausfall gemacht, der anfangs zu glücken schien, später aber zurückgeschlagen wurde. Am 18. Juni begann die Beschießung von neuem auf diese Castelle. Méjean verlangte Geld, was der Cardinal verwarf. Foote bekam einstweilen Nachricht, dass die englische Flotte eine andere Bestimmung erhalten und eine westliche Richtung eingeschlagen habe; das erweckte Sorge vor dem Erscheinen der französischen Flotte vor Neapel. Darum wünschte Foote um jeden Preis schnelle Unterwerfung. Ruffo aber fürchtete von längerem Widerstand die Blutgier des neapolitanischen Volkes, „das, seiner natürlichen Anlage nach, gut, aber heiß wie das Klima sei, in welchem es lebe, und bei seiner vollen Reizbarkeit in seinen Ausbrüchen dem Vesuv gleiche“.[1]) Die Gereiztheit der niedern Classe begann sich in der That in roheſter Weise zu zeigen; Ruffo hatte, um willkürlichen Verhaftungen vorzubeugen, den Kerkermeistern verboten, Gefangene ohne seinen Befehl aufzunehmen; das hatte zur Folge, dass die Lazzaroni die Leute, welche sie brachten und welche die Kerkermeister nicht aufnehmen wollten, im Angesicht der Gefängnisse schlachteten. An andern Orten errichteten sie große Scheiterhaufen, in welche sie die Opfer ihrer Wuth lebend hineinwarfen. Die Lazzaroni waren durch das Gerücht so gereizt: die Republikaner hätten geschworen, allen Lazzaroni den Garaus zu machen; nur deren Kinder, im Gegensatz von Bethlehem, sollten am Leben bleiben, aber ohne Religion auferzogen werden. Wo sich nun in einem Haus ein republikanisches Abzeichen fand, wurde alles ohne Erbarmen niedergemacht. Nicht minder üble Folgen hatte ein anderes Gerede: die Jakobiner trügen auf der Haut das Zeichen des Freiheitsbaumes eingeätzt. Nun wurden eine Menge Männer und Frauen aus den Häusern gerissen, nach dem Zeichen durchsucht und oft splitternackt durch die Stadt gejagt, unter steter Bedrohung, sie zu erschießen, aufzuhängen oder in Stücke zu zerreißen. Man meint unwillkürlich, das südliche Blut könne nur durch den Anblick von Blut wieder besänftigt werden, wenn es einmal erregt ist. Der Cardinal that, was in seinen Kräften stand, dem Blutvergießen Einhalt zu gebieten. Er gab Gefangenen, wo er nur konnte, die Freiheit; er verbot bei Todesstrafe jede Gewaltthat; wenn eine weiße Fahne sich zeige, so hätten die Bewaffneten dem Unterhändler freien Weg zu bahnen. Diese Nothstände trieben ihn und Foote, für Räumung der Castelle die günstigsten Bedingungen zu bieten. Castell Uovo aber setzte den Widerstand fort, Castell Nuovo jedoch begann zu unterhandeln. Bald wurde auch die Stimmung im Castell Uovo besser. Der Kriegsminister Manthonè schlug 19. Juni vor, die Garnisonen der drei Castelle zusammenzufassen, nachts auszumarschieren, alles, was von den Patrioten in den städtischen und königlichen Getreidespeichern gefangen gehalten werde, zu befreien, zu bewaffnen und nach Capua und Gaëta durchzubrechen, durch die dortigen Besatzungen und durch die von Rom und Civitavecchia verstärkt, sich im Römischen festzusetzen und bessere Umstände abzuwarten. Der Vorschlag war kühn, wurde aber nicht angenommen.

Wüthen der Lazzaroni.

Manthonè.

Am 19. Juni kam es dann zu folgendem Vertrag:[2]) „Die Castelle Nuovo und dell' Uovo werden mit allem Kriegsmateriale, Kriegs- und Mundvorräthen den Königlichen übergeben. Die Garnisonen der beiden Forts werden

Vertrag am 19. Juni.

[1]) Helfert, l. c. S. 314.
[2]) Ibid. p. 323.

mit allen militärischen Ehren, mit fliegenden Fahnen und wirbelnden Trommeln, sowie mit brennenden Lunten bei je zwei Geschützen, die mitzunehmen ihnen gestattet wird, aus den Forts ihren Auszug halten und die Waffen erst am Gestade niederlegen. Der Besatzung, sowie allen in den Forts befindlichen Personen, die sich denselben anschließen wollen, wird freier Abzug nach Frankreich gestattet, und die Garnisonen werden die beiden Castelle so lange besetzt halten, bis die Schiffe zur Überfahrt nach Toulon segelfertig sein werden. Person und Eigenthum aller in den beiden Forts befindlichen Individuen beiderlei Geschlechts bleiben gewahrt und geschützt. Der Erzbischof von Salerno, der Marschall Micheroux, der Bischof von Avellino werden in die Obhut des Commandanten von San Elmo gegeben, wo sie so lange als Geiseln zu bleiben haben, bis die Einschiffung nach Toulon erfolgt ist. Alle andern in den Forts befindlichen Geiseln und Staatsgefangenen werden ohne Verzug auf freien Fuß gesetzt."

unterzeichnet.

So der Vertrag, der ohne Verzug vom Cardinal und vom Befehlshaber der russischen Truppen unterzeichnet und noch an demselben Abend an Foote abgeschickt wurde, der ihn sehr günstig für die Republikaner fand, aber gleichfalls seine Unterschrift beisetzte, „um keine weitere Schwierigkeit zu machen".[1]) Zugleich bat der Cardinal den Commodore, die nöthigen Anstalten zur Überfahrt nach Toulon zu treffen. Foote versprach, sogleich eines seiner Kriegsschiffe in Bereitschaft zu setzen, so dass es binnen einer halben Stunde in See stechen könne, das heißt zur Begleitung. An eigentlichen Dreimastern zur Überfahrt war aber noch Mangel. Am 21. Juni war der Vertrag stilgerecht ausgefertigt und wurde vom Cardinal, von Micheroux, von Baillie im Namen der Russen, von Achmed im Namen der Türken, vom Franzosen Méjean auf San Elmo und auch von Foote regelrecht unterzeichnet; es fehlte nur noch die Ausführung. Man schrieb nach Palermo um Dreimaster, die Einschiffung bekam also eine Verzögerung. —

Nelson.

Nelson.

Da trat auf einmal eine merkwürdige Wendung ein. Nelson hatte bisher sich auf der Höhe von Maritimo gehalten, um gegen die französische Flotte Sicilien zu schützen und zugleich Neapel im Schach zu halten. Nun erhielt er aber auf einmal am 20. Juni einen Befehl von seinem Obern Keith, er solle die Stellung von Maritimo aufgeben und nach Neapel segeln, weil dieses der Punkt sein dürfte, auf welchen der Franzose sein nächstes Augenmerk richte. Nelson fuhr sogleich ab, am 21. Juni war er in Palermo. Hier wohnte er in Eile einem Staatsrath bei, und wurde vom König und der Königin gebeten, „ohne Aufschub in den Golf von Neapel zu segeln, um die Angelegenheit dieser Stadt zu einem gedeihlichen Ende zu

[1]) Helfert, l. c. S. 322.

bringen". — Man wusste nämlich in Palermo noch nichts vom Vertrag. Nach drei Stunden war Nelson schon wieder zu Schiff nach Neapel, welches er dem rechtmäßigen Herrn zurückerobern sollte. Seine Vollmacht war also nicht bedingt; der König erwartete alles von ihm und hatte mit obigem allgemein gehaltenen Ausdruck[1]) alle Macht in seine Hände gelegt.

Nelson hasst die Franzosen,

Wie gern fuhr Nelson jetzt nach Neapel, wo er den Franzosen, die er nur „Räuber und Mörder, Meineidige und Wortbrüchige, Ehr- und Gottlose" nannte, eines versetzen konnte! Sie waren ihm nur „eine Horde von Dieben, die jetzt dem Erzdieb Bonaparte gehorchten!" Nicht minder hasste und verachtete er die Neapolitaner, „als ein erbärmliches Pack, mit dem man den kürzesten Prozess machen müsse". Auf der See am 24. Juni bekam er die Nachricht vom Vertrag, den er kurzweg „schmählich"[2]) nannte, und zu verwerfen sogleich entschlossen war. Am 24. Juni, nachmittags vier Uhr, erschien er mit achtzehn Linienschiffen, einer Fregatte und zwei Brandern in Schlachtordnung im Golf von Neapel. Alsbald gab er das Zeichen, „die Waffenruhe wird nicht anerkannt". Capitän Foote begab sich nach dem Admiralschiff und schob die Verantwortung für den Vertrag dem Cardinal zu, der das Vertrauen und die Vollmacht seines Königs habe, und wissen müsse, was er thun solle. Nelson aber gedachte den Franzosen nur zwei Stunden zur unbedingten Übergabe zu setzen, dann solle es ihnen gestattet sein, frei in ihre Heimat zurückzukehren; er sagte aber dabei: „Was die Rebellen und Verräther betrifft, so hat keine Macht auf Erden das Recht, sich zwischen sie und ihren rechtmäßigen Souverän zu stellen; nur seine Gnade und Barmherzigkeit ist es, vor der sie sich ohne Verzug zu beugen haben, darum wird es den Franzosen nicht zu gestatten sein, der Einheimischen bei was immer für einer Capitulation Erwähnung zu thun." — In seinem Auftrag schrieb Hamilton, der von Palermo aus mit seiner Gattin bei Nelson war: „Nelson missbilligt den Vertrag; er ist fest entschlossen, mit der Macht, über die er verfüge, kein müßiger Zuschauer zu sein, und er hofft, dass der Cardinal seiner Meinung beipflichte."

verachtet das Volk,

verwirft den Vertrag.

Hamilton.

Ruffo für den Vertrag,

Ruffo fuhr sogleich zu Nelson, der ihn mit allen Ehren empfieng, setzte alle Umstände auseinander, die zum Abschluss der Capitulation führten, auf deren Ausführung er mit Festigkeit bestand, denn sie sei in gutem Glauben abgeschlossen worden, auch Commodore Foote habe sie unterzeichnet. Hamilton rief dazwischen: „Monarchen pflegen mit ihren rebellischen Unterthanen nicht zu verhandeln, das Übereinkommen ist allerdings abgeschlossen, aber noch nicht ausgeführt, und bedarf darum zu seiner Giltigkeit der Genehmigung des Königs!" — Ruffo vertheidigte redegewandt die Giltigkeit. Als Hamilton erschöpft in den Stuhl sank, sprach seine Gattin gegen den Vertrag — aber der Cardinal blieb fest. Nelson schritt schweigend auf und ab. Der Cardinal gab keinen Zoll nach, kehrte entrüstet auf das Land zurück und meldete den Mitunterzeichnern alsbald das Vorgefallene. Der Russe Baillie und der Türke Achmed nannten Nelsons Verfahren „ein verdammungswertes Attentat gegen die öffentliche Treue und Wahrhaftigkeit"[3]) und schrieben an Nelson, sie seien entschlossen, den Vertrag auf das pünktlichste ausführen zu lassen. Aber auch den Befehlshabern der

auch die Russen und Türken.

---

[1]) Helfert, l. c. S. 333.
[2]) Infamous. Helfert, l. c. S. 334—335.
[3]) Ibid. p. 338—340.

Festungen machte der Cardinal Anzeige und stellte ihnen frei, das Weite zu suchen. — Oronzio Massa erklärte, er halte sich an die geschlossene Übereinkunft und werde nöthigenfalls von neuem zu den Waffen greifen. Da brachte Nelson seine Ansicht zu Papier, sandte sie an Ruffo und ließ sie ihm erklären;
Ruffo standhaft. Ruffo aber drohte, wenn Nelson die Capitulation nicht halte, so werde er alle infolge derselben vom Gegner eingeräumten Punkte wieder aufgeben, seine Truppen zurückführen und es den Engländern überlassen, zu erobern, was sie für nöthig fänden. Als Nelson fragen ließ, ob er ihn unterstützen wolle beim Angriff auf die Castelle, antwortete Ruffo: „Nicht mit einem Mann, noch mit einer Kanone!"

Nelson gab also nicht nach, der Cardinal auch nicht. Das war ein Jammer für die Gefangenen, die Tage lang eingesperrt blieben, ungewiss über ihr Los und Mangel leidend. Am 26. Juni sandte Nelson an den Cardinal
Nelson gibt nach, die Capitäne Trowbridge und Ball mit einem Billet Hamiltons: „Lord Nelson bittet mich, Eure Eminenz zu versichern, dass er sich entschlossen hat, nichts zu thun, was den Vertrag mit den Schlössern brechen könnte." Die Überbringer erklärten, sie seien ermächtigt, zu versichern, dass sich Nelson der Einschiffung der Rebellen der Castelle Nuovo und Uovo nicht widersetzen wolle. Ruffo verlangte, die beiden sollten die Erklärung unterschreiben, was sie aber
aber nur zum Theil. nicht thaten. Dann giengen diese Capitäne mit Soldaten in das Castell Nuovo, besetzten es und veranlassten die Einschiffung der Republikaner, aber ohne Auszug mit militärischen Ehren. Die Eingeschifften waren also Gefangene auf Gnade und Ungnade; sie wurden auf vierzehn durch Taue verbundene Schiffe, die unter den Kanonen von Kriegsschiffen lagen, vertheilt. Von Zeit zu Zeit wurden einige aufgerufen, welche als Officiere oder Beamte während der Republik sich einen Namen gemacht hatten, gepackt und vor das Gericht abgeführt. Die andern blieben indes in Angst, dass am nächsten Morgen die Reihe an sie komme, als Gefangene zurück. Von einer Abfahrt nach Toulon, wie ihnen im Vertrag versprochen worden, war keine Rede. Vergebens drang Ruffo in den Admiral, er möge seinen in glorreichen Kämpfen erworbenen Ruhm nicht durch einen Vertragsbruch besudeln und das Leben der auf San Elmo zurückgehaltenen Geiseln nicht aufs Spiel setzen. Nelson gab zur Antwort, er könne es nicht auf sich nehmen, Unterthanen, die sich so schwer gegen ihren Herrn verfehlt, dem alleinigen Gerichte dieses letzteren zu entziehen.[1])

Caracciolo Unter denen, welche damals die Strafe für ihren Treubruch traf, ist der Fürst Caracciolo vor allen zu nennen. Er hatte immer den Mantel nach dem Wind gedreht, und wenn Unglück drohte, jene verlassen, welche von ihm Schutz erwarteten; so früher den König, so jetzt die Republikaner; er hatte sich beim entscheidenden Kampf zurückgezogen, und sich am 21. und 22. Juni im Castell Nuovo geborgen, war aber auch von hier entflohen, als er die Sache für verloren hielt, hatte bei einem Freunde Ruffos um Verwendung für sich gebeten: er hoffe, vierzig Jahre loyaler Dienste würden die wenigen Tage vergessen machen, während deren er unter französischer Herrschaft gestanden. Ruffo ließ ihm rathen, zu fliehen. Caracciolo floh in die Berge, wurde aber von einem treulosen Diener angezeigt, vom Volke festgenommen und 29. Juni 1799 eingebracht unter Verhöhnung aller Art: „Da bringen wir den Verräther!" Nelson veranstaltete ein Kriegsgericht wegen Rebellion, Caracciolo habe auf die königliche Flagge an Bord

[1]) Helfert, l. c. S. 339–347.

der Fregatte „Minerva“ gefeuert. Die Thatsache war nicht zu leugnen; der Angeklagte entschuldigte sich: er habe unter Bedrohung seines Lebens der Republik dienen müssen. Man entgegnete, warum er nicht nach Procida entflohen sei, wie andere auch? Caracciolo erwiderte: er habe sich nicht getraut, denn er habe nur üble Aufnahme gefürchtet. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tod. Vergebens bat Caracciolo um Wiederaufnahme der Untersuchung durch andere Richter, da Graf Thurn sein persönlicher Feind sei. Nelson wies das Gesuch ab: „Er ist nach aller Form Rechtens durch Officiere seines eigenen Landes verhört worden; es liegt kein Grund vor, etwas daran zu ändern!“ — er verfügte: „der Fürst solle auf des Königs Schiff ‚Minerva‘, im Angesicht seiner eigenen Soldaten, als warnendes Beispiel an der Segelstange des Fockmastes aufgeknüpft werden und bis Sonnenuntergang hängen bleiben, dann abgelöst und in die See geworfen werden.“ — Caracciolo bat: „Ich bin ein alter Mann, ich hinterlasse keine Familie, mich zu betrauern; man wird es mir glauben, dass ich nicht zu ängstlich daran hänge, mein Leben zu verlängern; aber die Schmach gehangen zu werden, ist mir schrecklich; wenn ich sterben muss, gönne man mir den Tod des Soldaten durch die Kugel.“ — Umsonst! — das Urtheil wurde am 29. Juni um fünf Uhr abends vollzogen.

vor Gericht, verurtheilt und gehenkt,

Nach dem heutigen Kriegsrecht wäre Caracciolo in jedem Staate wegen Verraths zum Tode verurtheilt worden, als Admiral, der, statt seinem Kriegsherrn in der Noth zu helfen, die ihm anvertraute Flotte gegen ihn verwendete. — Aber warum ihn hängen, warum ihn im Tode noch beschimpfen? So klagten viele gegen Nelson. Helfert sagt in einem Aufsatz:[1]) „War es gerechtfertigt, dem hochgestellten Officier den Tod des Kriegers zu verweigern? ihm das Ende des gemeinen Verbrechers zu bereiten? ... Caracciolo hat als angestammter, als langjähriger, mit Gunst und Ehren ausgezeichneter Diener des königlichen Hauses die Sache desselben im ersten Augenblick, wo er dieselbe für verloren hielt, feig und selbstsüchtig verlassen. Er hat gegen dieselben Fahnen, an die ihn Eid und Ehre banden, die Waffen ergriffen und geführt. Er hat seine Geschosse auf dasselbe Schiff gerichtet, dessen Hut und Führung ihm wenige Monate zuvor sein oberster Kriegsherr anvertraut hatte; er hat sie auf dieselben Leute gerichtet, die damals unter seinem Befehl gestanden, und die jetzt durch ihn ihr Leben oder gesunde Gliedmaßen verloren. Es war nur eine Art ausgleichender Gerechtigkeit, es war eine der schmachvollen Unthat angepasste Sühne, wenn der britische Admiral den Verbrecher unter dem Flattern derselben Fahne, die er verleugnet und beschimpft, auf demselben Schiffe, an welchem er zum eid- und pflichtvergessenen Verräther geworden, inmitten derselben Mannschaft, in die seine mörderischen Geschosse eingeschlagen, die Folgen seines hochverrätherischen Unternehmens tragen ließ! Wahrhaftig, wenn Treue und Glauben, wenn Pflicht und Gewissen keine leeren Worte sind, so war der charakterlose Mensch und unrühmliche Soldat einen Schuss ehrlichen Pulvers nicht wert.“

ob mit Recht.

Die Hinrichtung Caracciolos schreibt Colletta der Königin Karolina zu:[2]) Karolina habe Emma Hamilton nicht als Königin, sondern als Freundin gebeten, Nelson nachzueilen, ihm ein Schreiben von ihr und dem König zu überbringen und ihn zu bewegen, den von Ruffo geschlossenen Vertrag zu widerrufen, der eine Schande für alle Fürsten der Welt sei, und sie noch niedriger stelle als

Lüge über die Königin.

[1]) „Horatio Nelson im Juni 1799 vor Neapel.“ Hüffers Histor. Taschenbuch, 1880.
[2]) Colletta, Geschichte des Königreiches Neapel, V, im Anfang.

all ihre Unterthanen. „Eilen Sie, Mylady, der Wind und das Glück möge Ihnen günstig sein; Ihnen werden wir die Würde der Krone zu verdanken haben.“ — Emma habe Nelson eingeholt, als er eben in den Golf von Neapel einlief. Die Briefe des Königs und der Königin hätten wie Bitten gelautet. Aus seinem Gefühl von Rechtlichkeit und Ehre habe sich Nelson über den erhaltenen Auftrag entsetzt, ihn zurückgewiesen, allein überwunden von der Schmeichelei und Schönheit der Geliebten, habe er sich zum Werkzeug des Despotismus und des Meineides hergegeben und den Vertrag für ungiltig erklärt.

Colletta. Das sind Irrthümer oder Lügen von Colletta. Der König und die Königin brauchten Nelson nicht erst zu stacheln, er hasste ja ingrimmig alle Franzosen und bei seinem anglikanischen Royalismus hasste er ebensosehr alle Empörer und hielt an und für sich den Vertrag eines Königs mit empörten Unterthanen für schmachvoll. Vollmacht hatte er, ganz nach seiner Ansicht zu handeln. Emma ist mit ihrem Gatten Hamilton schon von Palermo aus auf dem Admiralschiff mit Nelson abgefahren, brauchte ihm also nicht erst nachgeschickt zu werden. Nelson erfuhr den Vertrag erst am 24. Juni auf dem Meer, die Königin erfuhr davon erst am 1. Juli 1799, als alles schon entschieden und Caracciolo schon hingerichtet war. Ihre Ansicht über den Vertrag drückt sie in einem Briefe also aus: er sei eine Schmach, ein Unsinn und ungiltig; für pflicht- und eidvergessene Rebellen wird der Grundsatz voller Freiheit und Nachsicht aufgestellt, gleichsam um sie aufzufordern, ein anderesmal ihr verbrecherisches Tagewerk mit umso besserm Erfolg fortzusetzen. „Ich habe auch das traurige und verdiente Ende des unglücklichen, aber wahnwitzigen Caracciolo gelesen“ — so schreibt sie ihrer Freundin Emma Hamilton.[1])

Der König soll kommen. Nelson wünschte die Anwesenheit des Königs wegen dessen, was weiter geschehen sollte; aber auch die Königin solle kommen. Karolina aber kam nicht. „Ich habe geglaubt,“ schreibt sie, „der Liebe und Begeisterung Eintrag zu thun, welche die Ankunft des Königs hervorrufen wird, was bei mir nicht dasselbe ist; denn, gehasst wie ich bin, obwohl mit Unrecht, würde man alle Schuld auf mich gewälzt, mich für einen Geist des Übels und der Rache hingestellt haben. — Es

Die Königin kommt nicht. hat mich ein Opfer gekostet, ihn nicht zu begleiten, allein ich musste einsehen, dass es Nothwendigkeit und Pflicht gebieten.“ So spricht sie in einem Schreiben vertraulichster Art; sie wollte nicht mehr nach Neapel zurückkehren, bis die Würde

Ruffo. des Thrones fest und sicher hergestellt sei. Aber auch Ruffo wünschte die Ankunft des Königs: Verwüstung, Grausamkeit, Verbrechen seien von Bürgerkriegen unzertrennlich; doch sobald die Völker zum Gehorsam zurückgekehrt seien, erwarten sie, bei den Fürsten Gnade und Milde zu finden; Vertragsbruch und Blutgerichte besudeln die Monarchie. Nelson, indem er die Capitulation verletzte, habe die Würde der Krone, sowie die gute Meinung der Kriegsgenossen geschädigt! — So sprach ein Christ und ein Mann, der nicht wie Nelson von der

Acton. Leidenschaft des Hasses geleitet war. Auch der Minister Acton drang auf die Reise des Königs nach Neapel, um den Streit zwischen Ruffo und Nelson zu schlichten und um den Raub und Mord in Neapel, durch welchen die Lazzaroni die Ehre des Königs wiederherstellen wollten, ein Ende zu machen. Die Königin

Ruffo und Karolina. und Ruffo standen sich damals in ihrem Schreiben schroff gegenüber. Der Cardinal wollte zurücktreten, er bedürfe der Ruhe; er war verletzt, weil sie seinen Vertrag für unwürdig hielt. Er hatte das richtige Gefühl, dass er mit seinen

[1]) Der Beweis bei Helfert, l. c. S. 455—459.

Calabresen den Thron wiederhergestellt habe. Die Königin suchte ihn klug wieder zu besänftigen, pries sein Talent, sein edles Herz, versicherte ihn ihrer wahrhaften und tiefen Dankbarkeit und aufrichtigen Bewunderung.[1])

San Elmo.

Die Franzosen waren noch immer in San Elmo. Trowbridge hatte Batterien und Minengänge errichtet, um nöthigenfalls die ganze Festung in die Luft zu sprengen: „Mir soll es nicht darauf ankommen, alle, die darin sind, dem Gottseibeiuns zu senden und diesen mit einer Schar adeliger und republikanischer Ankömmlinge zu überraschen.“ — Ruffo blutete das Herz bei dem Vorschlag dieses barbarischen Mittels für das schöne Neapel; er drohte darum Méjean, die Festung zu stürmen und alle Franzosen über die Klinge springen zu lassen. Da bot der Franzose die Übergabe für 1,500.000 Francs an. Entrüstet antwortet der Cardinal: „Der Krieg wird mit Waffen und nicht mit Geld geführt!“ —

Ruffo und Méjan.

Der König kommt.

So war die Lage. Die Kanonen donnerten gegen die Festung San Elmo und von deren Zinnen auf Neapel: — in der Stadt Raub und Mord. Wenn Ruffo zurücktrat, gieng sein calabresisches Heer auseinander. — Was dann? — Darum blieb Ruffo, mit Sehnsucht den König erwartend. Ferdinand IV. kam nicht so schnell, als man erwartete: der Wind war ungünstig. Jetzt fährt man in einem Tage von Palermo nach Neapel, damals brauchte man beim günstigsten Winde drei Tage. Endlich am 8. Juli erschien das königliche Geschwader im Golf. Ein Schreiben des Königs „an seine treuen, geliebten Völker der Hauptstadt und des Reiches Neapel“ ließ Milde erwarten. Er dankte der göttlichen Vorsehung, dann dankte er der unermüdlichen Sorgfalt seines treuen General-Vicars Ruffo und der mit demselben verbundenen braven Führer und seinen hohen Verbündeten. Das war nicht mehr als billig. Dann sagte Ferdinand IV., er sei gekommen, „um der Anarchie ein Ende zu machen, die Guten zu beschützen gegen die Angriffe und Nachstellungen der gottlosen Rebellen“. Nun kommt aber ein schlimmer Nachsatz: „Ich habe nie gewollt, dass man mit diesen unterhandle, da meine Weisungen immer lauteten, dass ihnen keine andere Zuflucht übrig bleibe, als die meiner Huld und Gnade, die sie allein anrufen konnten und sollten.“ Der König gab also Ruffo Unrecht. Zum Schluss versprach er, seine unablässige Sorgfalt für ihr Wohl und ihre künftige Sicherheit, und flehte zu Gott für den himmlischen Segen. Das sei der Wunsch ihres ihnen in Liebe zugethanen Vaters und Königs.

Der König kommt.

Manifest.

Also väterliche Regierung! Ein Vater weiß jedoch zu verzeihen; der König schwankte aber noch zwischen Milde und Strenge, zwischen Ruffo und Nelson. — Tausende und Tausende hofften auf Milde. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft des Königs, und alt und jung, Männer und Frauen stürzten sich in die Boote, dem königlichen Schiff entgegen, zeigten die größte Freude und das leidenschaftliche Begehren, sein Angesicht wieder zu schauen. Gesang und Musik erscholl aus vielen Booten; die Männer schwenkten die Hüte, die Frauen die Tücher. Viele schrien aber auch „Gerechtigkeit!“ Der König war bewegt, er zeigte sich; in dem Augenblick da er durch das Fernglas auf

Ferdinand IV. für Strenge.

[1]) Helfert, l. c. S. 371 f., 459, 582.

San Elmo schaute, warf eine englische Kugel die französische Fahne von der Festung herunter; es schien wie ein Zeichen, dass es mit dem französischen Wesen sein Ende habe.

Ruffo. Auch Ruffo eilte zum König; huldvoll begrüßt, brachte er sogleich die Capitulation der Castelle Nuovo und Uovo zur Sprache und verlangte deren genaue Durchführung als Ehrensache. Allein Hamilton bestand auf dem Satz, ein König dürfe nicht mit rebellischen Unterthanen unterhandeln, und Nelson erklärte, man müsse den Augenblick benützen, um das Übel mit der Wurzel auszurotten; wenn diesmal die Republikaner straflos ausgiengen, würde dies Beispiel vielen andern Übelgesinnten zur Nacheiferung dienen. Der König entschied sich zuletzt für die Ansicht der Engländer.[1]) Er stellte sich also nicht über die Ereignisse, sondern blieb im Gefühle des Geschehenen stecken.

San Elmo ergibt sich. Am 11. Juli capitulierte endlich Méjean. Die französische Besatzung solle nach Frankreich geführt werden. Die Unterthanen des Königs aber in San Elmo seien kriegsgefangen. Jene sollen keine Dienste gegen die Verbündeten leisten, bis eine regelmäßige Auswechslung stattgefunden habe. Die Officiere sollten ihre Waffen behalten, die Mannschaft aber nicht; alle öffentlichen von Plünderung herrührenden Güter sollten ausgeliefert werden. Die Torniſter der Soldaten wurden vor ihrer Einschiffung noch durchsucht.[2]) Am 14. Juli begann die Abführung der Franzosen nach Toulon.

Die Gefangenen. Die auf den Schiffen gefangenen Neapolitaner konnten noch lange nicht nach Frankreich kommen. Als sie eine Klage einreichten über Mangel am Nothwendigsten, über den harten Boden als Lager, über angefaultes Brot und schlechtes Wasser als Getränk, über ansteckende Krankheiten, die ausgebrochen seien, wies Nelson ihre Bittschrift ab, sie gehöre vor den König, er sei der beste und alleinige Richter, den Wert oder Unwert seiner Unterthanen zu beurtheilen. In des Königs Rath sprach Ruffo für völliges Verzeihen, Nelson dagegen, obschon ihn Lord Keith, sein Vorstand, mahnte, den royalistischen Heißspornen in seiner Nähe nicht so viel Gehör zu schenken. Keith hatte recht. Viele wollten ihre frühere Treulosigkeit jetzt durch Zurschaustellung von Eifer für den König und durch Anklagen gegen die Republikaner in Vergessenheit bringen. Für Verzeihung sprach auch Trowbridge, es sei kein Ende abzusehen, wenn nicht eine Amnestie-Acte erlassen werde; Verwandte von mehr denn viertausend Familien seien bereits in Haft. Es ist ein wenig schmeichelhaftes Zeugnis, welches dieser Engländer dem Charakter der Neapolitaner gibt: „Die Bevölkerung dieses Landes hat keinen andern Gedanken, als Rache, und wird zehntausend Eide schwören, um etwas zu gewinnen. Einer thut es dem andern zuvor, einen Menschen zu packen und ihn dann auszuziehen. Die mit Beschlag belegten Güter erreichen kaum den Schatz des Königs, da alles stiehlt.“ Von den 4000 Gefangenen wurden schließlich nur 500 nach Frankreich verbannt, nachdem ihnen vorher ihr Vermögen eingezogen war; sie mussten eine Schrift unterzeichnen, dass jeder, der zurückkehre, dem Tode verfallen sei. Unter den Richtern über die Aufständischen hat Speciale einen berüchtigten Namen. Die Zahl der Todesurtheile war sehr groß, genau lässt sie sich nicht mehr feststellen. Das Verfahren war hart und nicht weise. Alle

Trowbridge.

[1]) Helfert, l. c. S. 373—374.
[2]) Ibid. S. 374 f., 582.

Schuldigen konnte man doch nicht bestrafen. Eine Regierung soll streng sein am Tage des Sieges, aber nachher Verzeihung zu üben verstehen.

Nelson bekam 27. Juli 1799 von Lord Keith den Befehl, so viel Schiffe als möglich auf die Höhe von Minorca abgehen zu lassen. Er gehorchte nicht: der Retter des sicilischen Königshauses und der Wiederhersteller des Thrones zu werden, schien ihm viel wichtiger. Capua und Gaëta sollten vorher noch fallen, und Rodio ward mit einer Abtheilung in das Römische geschickt, um die Franzosen zu verjagen. Überall wurden die Freiheitsbäume niedergestürzt und das Zeichen des Kreuzes als Beweis geänderter Gesinnung aufgepflanzt. Die französisch-spanische Flotte hatte am 29. Juli die Meerenge von Gibraltar überschritten und lag bei der Rhede von Cadix vor Anker. Nelson bekam zum zweiten- und drittenmale den Befehl, mit all seinen Schiffen zur großen Flotte zu stoßen; gehorchte jedoch wieder nicht, er schickte nur drei Linienschiffe und eine Corvette ab: „Bevor er nicht die französischen Hallunken aus dem Königreiche vertrieben, könne er nichts entbehren; die Sicherheit des neapolitanischen Königreiches hänge von seinem Verbleiben ab; es sei besser, Neapel zu schützen und Minorca zu wagen, als Minorca zu schützen und Neapel zu wagen" — und gebrauchte seine Matrosen als Landsoldaten. Capua fiel am 26., Gaëta ergab sich am 31. Juli.[1] Pescara und Civitella del Tronto fielen um die gleiche Zeit. Das Königreich war also von den Franzosen gesäubert. Nun galt es, Civitavecchia zu erobern, um nach Nelsons Ausdruck, „die Franzosen zum Teufel zu jagen und den Frieden und das Glück der Menschheit wieder herzustellen".[2]

Nelson. Galli-spana. Nelson ungehorsam.

Der König kehrte nach Palermo zurück, nachdem er den Posten eines Generalvicars des Königreiches aufgehoben und Ruffo mit dem Titel eines Statthalters und Generalcapitäns an die Spitze des höchsten Rathes der Regierung gestellt hatte, welcher Rath unmittelbar unter dem Könige stehen und dessen Befehle durch Acton und Castelcicala erhalten sollte. Ruffo wohnte jetzt im königlichen Schlosse. Acton und Nelson waren froh, dass die Allmacht des Cardinals jetzt beschränkt sei.[3]

Neue Regierung. Ruffo. Suprema giunta.

Am 1. August 1799 wurde noch im Golf von Neapel der Jahrestag der Seeschlacht von Abukir glänzend gefeiert. Am 8. August landete der König, ohne in Neapel ausgestiegen zu sein, wieder in Palermo, fuhr dann, abgeholt von seiner Familie, sogleich zum Dom, wo ein feierliches Tedeum gesungen wurde. Abends fuhr die königliche Familie, ohne jede militärische Bedeckung, durch die glänzend beleuchtete Stadt. Wer das Menschengedränge in Palermo schon gesehen hat, vermag die hohe Zuversicht der Königin auf ihre Sicherheit und die Stimmung des Volkes zu ermessen. Beim Festmahl überreichte der König Nelson die Erhebung zum Herzog von Bronte mit reichem Grundbesitz und einer Jahresrente von 18.000 Ducaten. Nelson weigerte sich anfangs, das Geschenk anzunehmen; Ferdinand IV. fragte ihn jedoch: „Wollen Sie, dass Ihr Name allein mit Ehren auf die Nachwelt komme, dagegen auf dem meinen der Makel der Undankbarkeit hafte?" Der Emma Hamilton überreichte die Königin ihr

8. August 1799. Wieder in Palermo. Belohnung Nelsons. Emmas.

[1] Helfert, l. c. S. 384—387.
[2] Ibid. p. 379—381.
[3] Ibid. p. 381—383.

in Diamanten gefaſstes Porträt, mit der Aufſchrift: „Aus ewiger Dankbarkeit!“ Foote, Trowbridge und andere erhielten glänzende Geſchenke. Nelſon ſtand auf dem Gipfel der Gunſt. Er erhielt noch das mit koſtbaren Diamanten beſetzte Schwert, das einſt Karl III. mit dem Thron von Neapel ſeinem Sohne übergab.

Helfert fragt jedoch mit Recht:[1]) „Aber, gebürte dieſe letzte Auszeichnung nicht mit beſſerm Grund dem tapfern und klugen Generalvicar?“ — Allerdings! Aber damals war die Vergötterung Nelſons Mode bei Hof. König und Königin waren abhängig von der Umgebung der Schmeichler, die aus Neid an Ruffo Unſägliches auszuſetzen hatten, während er der Einzige war, der den Anſtoß zum Aufſtand der Calabreſen gegeben und mit dieſen dem König zum Thron verholfen hatte. Allerdings waren dieſe Calabreſen kein regelmäßiges Kriegsheer, aber ihr Muth hat doch unter der Leitung des Cardinals den entſcheidenden Sieg bei Ponte della Maddalena gewonnen. Ruffo erhielt eine Ruffos. Jahresrente von 15.000 Ducaten, ſein Bruder eine ſolche von 3000, der älteſte der Familie das Vogteirecht der Ballei Santa Sophia zu Benevent und andere von der Familie anderes. Das Werk des Neides und der Misgunſt währte nicht lange. Die Königin kehrte doch wieder zu ihrer Wertſchätzung des Cardinals zurück. Ihm zu Ehren erbat der König vom Heiligen Stuhl die Erlaubnis, den heiligen Antonius von Padua, an deſſen Namenstag der Sieg bei Maddalena gewonnen worden war, unter die Schutzpatrone des Königreichs Neapel aufzunehmen und deſſen Tag als einen der vornehmſten Feſttage begehen zu laſſen. Als der Lieblingsſohn der Königin, Leopold, die Firmung empfangen ſollte, bat ſie Ruffo, deſſen Firmpathe zu ſein.

Seine Leiſtung. Die neuere Geſchichtſchreibung iſt durchgängig ſehr ungerecht mit dem Cardinal verfahren, ſie hat ihn als einen Räubergeneral behandelt, ſein rother Talar war ein Hauptgrund des Haſſes. Nur Helfert[2]) hat ein treues Bild mit ſichern Strichen von ihm entworfen. Er ſagt mit Recht: „Die unbefangene Geſchichtſchreibung muſs den Kriegszug des Cardinals Ruffo kühn im Gedanken, ausdauernd und umſichtig in der Durchführung, von den glänzendſten Erfolgen gekrönt, in allen Einzelheiten, wie in dem großen Schluſsergebniſs, unter die intereſſanteſten Epiſoden der erſten franzöſiſchen Revolution reihen. — Er erſcheint als ein Mann, den man mit vollſtem Rechte toga sagoque clarus nennen kann, den die kriegeriſche Rüſtung mit gleicher Würde umkleidete, wie der geiſtliche Purpur, für den er eigentlich herangebildet war. Er war ein geſchickter und glücklicher Soldat und ein maßvoller Politiker. Ihn als grauſam und blutgierig hinzuſtellen, iſt nur bei völliger Unkenntnis der Verhältniſſe möglich. Er war damals der Einzige, deſſen Rathſchläge nie aus dem Geleiſe einer weiſen Mäßigung und klugen Verſöhnlichkeit wichen.“

Nun beginnt ein trauriges Blatt in der Geſchichte Neapels, die Beſtrafung der Rebellen.

Richter. Beim erſten Gerichtshof waren berüchtigte Männer thätig, Joſeph Guidobaldi, Felix Damiani, Cajetan Zambutti und Vincenz Speciale. Die letztern drei waren Sicilianer und als ſolche damals von Haſs gegen die Lazzaroni. Neapolitaner erfüllt. Den Lazzaroni, welche den königlichen Palaſt aus-

[1]) Helfert, l. c. S. 398, 404.

[2]) Paul I. nannte ihn einen Gegenſtand der Bewunderung und ſchickte ihm den St.-Andreas- und St.-Alexander-Orden. Helfert, l. c. S. 404.

geplündert hatten, wurde vom König durch einen Gnadenact ihre Schuld erlassen mit dem Beisatze, auch die Unterthanen, die durch Plünderung in der Hauptstadt gelitten, möchten ihren Schaden verzeihen und vergessen. Dann wurden sieben Benedictiner- und Karthäuser-Klöster aufgehoben, nicht als ob diese Mönche an der Empörung sich betheiligt hätten, sondern weil diese Klöster reich waren und der Staat in Geldnoth sich befand. Hier litten also Unschuldige für die Schuld anderer. Dann wurden die Sedilen aufgehoben, eine uralte Reichs- und Stadtrepräsentation. In Casinos war der Adel früher zusammengekommen und hatte die öffentlichen Angelegenheiten besprochen. Karl I. hatte fünf solchen Sedilen die Befugnis ertheilt, die Hauptstadt und das Reich zu vertreten, die städtische Verwaltung mit Leuten ihrer Wahl zu besetzen, die Einkünfte der Stadt zu verwalten, Fremden das Bürgerrecht zu ertheilen und gewisse Rechtssachen zu entscheiden. Nach und nach ließen sich die meisten adeligen Familien in solche Sedilen einschreiben, diese hatten auch über die Privilegien zu wachen, welche Ferdinand der Katholische und Kaiser Karl V. der Stadt verliehen hatten. Karl III. hatte diese Sedilen bestätigt. Ferdinand IV. jedoch betrachtete sich als Wiedereroberer des Landes berechtigt, die Municipalverfassung der Hauptstadt, die Rechte der Sedilen und die Vertretung des Königreiches aufzuheben. Es sollte fortan nur eine Gewalt geben, die vom Throne ausgehe. Diese Maßregel findet ihre Erklärung in den Klagen der Königin über den Adel: „Ich habe das Unglück, diesen Adel, diese hauptstädtische Classe von Grund aus zu kennen, und werde immer dasselbe von ihnen sagen. Man muss diesem Adel seine Vorrechte nehmen, seine Macht brechen, seine Schritte überwachen, das Volk aus den lästigen Herrschafts- und Lehensfesseln befreien; das Volk hat den König wieder auf den Thron gesetzt, von welchem ihn der Verrath, der Treubruch und die strafbare Gleichgiltigkeit der Edelleute verjagt haben.“ [1])

Klöster.

Sedilen.

Für den Staatsgerichtshof gab König Ferdinand IV. die Verordnung, es sollen alle für Majestätsverbrecher ersten Grades erklärt sein, welche mit bewaffneter Hand den Franzosen Beihilfe geleistet, um in das Land oder in die Hauptstadt einzudringen; alle, welche den Lazzaronis das Castell entrissen; alle, die mit dem Feinde geheime Einverständnisse gepflogen hätten. Für des Todes schuldig wurden erklärt die ersten Würdenträger der Republik, die Mitglieder der Regierung, die Volksvertreter, die Minister, die Generale, die Mitglieder des obersten Militärgerichtes und des Revolutionsgerichtes, dann alle, welche gegen die königlichen Truppen unter Ruffo gefochten, alle, welche in Wort oder Schrift die geheiligte Person des Königs und seiner Familie angegriffen hätten. Mit Landesverweisung sollten bestraft werden alle, welche zu einem Club gehört hätten, die Mitglieder des Gemeinderathes, die im Militär Angestellten.

Verbrechen.

Nun begannen die Prozesse in Neapel, aber auch die auf dem Lande. Visitatoren wurden dahin gesendet, welche es von den Feinden des Thrones und Altars säubern sollten. Jedem wurde ein Richter beigegeben. Es wurden also Tribunale von bloß zwei Richtern für das Land errichtet, welche dennoch über das Leben, die Freiheit und das Eigenthum von Tausenden entschieden. Bei der Prozessordnung wurde auf die alten Formen gegen die rebellischen Barone auf der Insel Sicilien zurückgegangen, bei welchen ein inquisitorisches Verfahren auf Anklagen oder geheime Anzeigen hin stattfand, bei welchen ferner die Angeber und Spione giltiges Zeugnis ablegen, die Zeugen insgeheim vernommen

Gerichtsverfahren.

[1]) Helfert, l. c. S. 469—470.

und selbst peinlich befragt werden durften, wenn der Richter wollte. Der Angeklagte durfte bloß die Fragen des Verhörrichters beantworten, eine Vertheidigung fand nicht statt. Der Ankläger wurde dem Angeklagten nicht gegenübergestellt, die Richter entschieden nach ihrer moralischen Überzeugung; eine Berufung an eine höhere Instanz fand nicht statt. Sobald der Richter das Urtheil gefällt hatte, wurde es dem Angeklagten vorgelesen und am nämlichen Tage vollzogen. Das waren harte Formen. In Neapel fanden nach und nach 110 Hinrichtungen auf dem großen Marktplatz statt. Da fanden ihr Ende der General Massa, die Schriftstellerin Eleonore Pimentel, der Kriegsminister Gabriel Manthonè, der auf die Frage Speciales, was er für die Republik gethan habe, antwortete: „Großes, aber nicht genug; indes haben wir zuletzt noch capituliert." — „Was führen Sie zu Ihrer Entschuldigung an?" — „Dass ich capituliert habe", entgegnete Manthonè. — „Das ist nicht hinreichend", entgegnete Speciale. — „Ich habe keine andern Gründe mehr," schloss Manthonè, „wenn man an die in bester Form geschlossenen Verträge sich nicht bindet." [1])

Manthonè.

Auch Franz Conforti, ein berühmter Gelehrter und Mitglied des gesetzgebenden Ausschusses, endete auf dem Marktplatz der Hauptstadt. Speciale soll ihn durch trügerische Versprechen verleitet haben, ihm Beweise zum Todesurtheil zu liefern. Wie in der französischen Revolution, zeigten auch in Neapel vornehme Frauen Mitleid und Muth bei den Gefangenen und verhalfen manchen zur Straflinderung oder zur Flucht. Neunzehn waren eines Tages, durch Feilen und Strickleitern unterstützt, daran, zu entkommen, darunter Cirillo, Pagano, Logoteta, als plötzlich die Häscher eindrangen, denen zwei Mitverschworene den Plan entdeckt hatten, um ihre eigene Freiheit zu erringen, welche sie auch durch den Tod ihrer Genossen erlangten, ohne sich ihres Verhaltens zu schämen. Mario Pagano erklärte vor dem Richter, er halte jede Vertheidigung für unnütz; durch die fortwährende Schlechtigkeit der Menschen und das despotische Verfahren der Regierung sei ihm das Leben in höchstem Grade verleidet und er hoffe nur im Tode Frieden zu finden. Cirillo war früher Leibarzt der königlichen Familie. Nelson und Hamilton ließen ihm sagen, die Gnade des Königs werde ihm zutheil werden, sobald er sie anrufe. Cirillo wies das Anerbieten ab: er habe alle Hoffnung auf die Fortdauer seines Namens verloren, ihn fessle nichts mehr an das Leben und er werde keinen Schritt thun, um der Hinrichtung zu entgehen. Die Verwandten solcher Angeklagten, deren Vermögen natürlich der Staatsschatz einzog, kamen in der Regel in die höchste Noth, denn diejenigen, welche das Vermögen für den Staatsschatz einziehen sollten, waren in der Regel Schurken, welche auch das wegnahmen, womit für den Unterhalt der Familien gesorgt werden sollte. Eine einst reiche Fürstin fristete ihr Leben nur durch die Unterstützung eines alten Dieners. — Man sieht, wie groß der Sittenverfall war. General Federici wusste ein Zeugnis vorzubringen, dass er durchgegangen sei, als es zum Treffen gekommen war. Ein Major Ruggieri wusste um Geld ein Zeugnis aufzubringen, dass er als Soldat der Republik desertiert sei. Gefälschte Briefe und falsche Urkunden waren an der Tagesordnung!

Conforti.

Mario Pagano.

Fälschung

Was die Angeklagten zu ihrer Rechtfertigung überhaupt zu sagen hatten, brachte Nicola Fiorentino, ein geschickter Mathematiker und Jurist, dem Richter Guidobaldi gegenüber vor: „Nicht wir, sondern der König hat mit

[1]) Colletta, l. c. IV, 1. Cap.

den Franzosen Krieg angefangen; er und sein General Mack sind an den Niederlagen schuld gewesen. Der König ist geflohen und hat das Land in Verwirrung und ohne alle Mittel gelassen. Seinetwegen hat der Feind das Land erobert und dem überwundenen Volke seinen Willen als Gesetz auferlegt. Wir haben ihm gehorcht, wie einst unsere Väter dem König Karl von Bourbon — und der Gehorsam der Besiegten ist ein rechtmäßiger, weil von der Noth geboten. Und nun wollen Sie, der Diener dieses Königs, von Gerechtigkeit, von Gesetz und Gewissen reden! Was für Gesetze sind das, denen rückwirkende Kraft beigelegt wird? Was für eine Gerechtigkeit ist das? Ein geheimes Verfahren ohne Vertheidiger, mit willkürlichen Urtheilssprüchen! Und soll das Gewissenhaftigkeit heißen, dass man die Festungs-Capitulationen bricht? Schämen sollen Sie sich, diese in einem civilisierten Staate heiligen Worte im schändlichen Dienste der Tyrannei zu entweihen! Sagen Sie lieber, dass die Majestäten Blut sehen wollen und dass Sie mit Blut sie ersättigen; gebt euch nicht die Mühe, mit Untersuchungen und Fällung von Rechtserkenntnissen, sondern sehet einfach auf den Proscriptionslisten die Namen derer nach, welche sterben sollen, und lasst sie hinrichten. So gelangt ihre Rache schneller ans Ziel und es ist der Würde des Despotismus angemessener. Und weil Sie mir mit Freundschaftsbetheuerungen kommen, so sage ich Ihnen: geben Sie Ihr gegenwärtiges Amt, welches das eines Henkers und nicht eines Richters ist, auf, und glauben Sie, dass, wenn die höhere Gerechtigkeit, die doch noch auf Erden waltet, Sie auch bei Ihren Lebzeiten für Ihre Übelthaten nicht straft, doch Ihr Name, ein Gegenstand des Abscheues, Ihren Kindern zur Schande gereichen und euer Gedächtnis für alle Zukunft verflucht sein wird." [1] Vertheidigung.

Die Stimmung der Verzweiflung bemächtigte sich häufig derer, die vor Speciales Gericht berufen wurden. Dem Velasco, einem Manne von riesenmäßiger Größe und Stärke, drohte Speciale, weil er nichts eingestehen wollte, er würde ihn am nächsten Tage baumeln lassen. „Das wirst du nicht thun!" rief Velasco, und stürzte sich mit Blitzesschnelle auf den Richter, zerrte ihn an das Fenster, um ihn hinunterzustürzen. Der Schreiber kam Speciale zuhilfe, und das Geschrei rief die Wache herbei. Da blieb Velasco nichts übrig, als sich allein hinunterzustürzen. Velasco.

Colletta berechnet die Zahl der wegen Empörung Hingerichteten auf ungefähr dreihundert in Neapel und im ganzen Königreiche zusammen. Es waren darunter Fürsten, Edelleute, Gelehrte, Generale, Beamte, Schriftsteller, auch zwei Bischöfe; manche darunter waren begeistert für die Ideen der Freiheit und Gleichheit, sie vergaßen aber insgesammt, dass zu einer Republik in Neapel die Republikaner fehlten, und dass sie also durch ihr Treiben nur unsägliches Elend über ihr Vaterland bringen würden, vor allem, dass sie ihren Treueid brechen und Fremde ins Land bringen müssten. Colletta klagt: „Keine Stadt und kein Land ist so reich an großen Geistern, dass sie nicht den Verlust aufs schmerzlichste hätten empfinden müssen, wenn sie sovieler ausgezeichneten Talente beraubt wurden." [2] Allerdings! Aber waren jene, denen sie ihre bisherigen Rechte und Güter durch einen einzigen Beschluss

[1] Colletta, l. c. V, 1. Cap.
[2] Ibid. V, 2. Cap.

wegnahmen, deren Leben sie aufs Spiel setzten, nicht auch in ihrem Recht, sich zu wehren und für die Grundsätze einzutreten, die bisher den Staat zusammengehalten hatten? In solchen Fällen entscheidet das Schwert allein — und es entschied gegen diese Idealisten! Die Greuel, die vorfielen, sind der Leidenschaftlichkeit der Neapolitaner zuzuschreiben.

Ende der Sanfelice.

Die Geschichte dieser Zeit ist von Italienern mit viel Parteihass und Verleumdung geschrieben worden. Davon nur ein Beispiel. Die Sanfelice war schuld an der Ermordung der Gebrüder Bacher. Ihr Geliebter Ferri war vor dem Feind gefallen oder nach Frankreich entflohen. Die Anverwandten der Bacher klagten gegen sie und sie wurde vom Gericht des Todes schuldig erklärt, die Hinrichtung aber aufgeschoben, weil sie behauptete, in der Hoffnung zu sein. Ihre Erklärung wurde richtig befunden und sie in ein Gefängnis nach Sicilien gebracht, bis sie ihres Kindes genesen sei, dann sollte das Urtheil an ihr vollzogen werden. Karolina war nach Wien abgereist. Die Gemahlin des Kronprinzen Franz, die Erzherzogin Maria Clementine, gebar in dieser Zeit einen Prinzen, der nach seinem Großvater Ferdinand getauft wurde. Nach altem Gebrauch in der Familie der Bourbonen durfte sich die Wöchnerin eine dreifache große Gnade vom König ausbitten. Um aber der Erfüllung ihrer Bitte sicherer zu sein, erbat sich die Erzherzogin statt dreier Gnaden nur eine, nämlich zu Gunsten der unglücklichen Sanfelice, die einige Tage vorher entbunden worden, aber noch nicht kräftig genug war, eine Reise nach Neapel anzutreten, wo das Todesurtheil an ihr vollstreckt werden sollte. Die Erzherzogin legte die Fürbitte in das Wickelkissen des kleinen Prinzen, als der König kommen sollte, sie und den Kleinen zu sehen. Das Kind war kräftig, heiter und lächelte den König an, der es auf den Arm nahm. — „Was ist das für ein Papier?“ fragte der König. — „Es ist ein Gnadengesuch“, erwiderte die Wöchnerin, „und zwar ein einziges, nicht ein dreifaches; so sehr wünsche ich von dem gütigen Herzen Eurer Majestät, dasselbe erfüllt zu sehen.“ — „Für wen denn?“ fragte der König. — „Für die unglückliche Sanfelice.“ [1]) — Da warf der König seiner Schwiegertochter einen finstern Blick zu, legte das Kind auf das Bett, entfernte sich rasch, während die Erzherzogin schmerzliche Thränen vergoss. Die Sanfelice ward nach Neapel gebracht und am 30. Mai auf dem großen Markt enthauptet. Das war streng, aber nicht weise. Die Wöchnerin starb am 15. November 1800 und ihr Kind noch vor ihr. Clementine ward allgemein bedauert. Die neueren Geschichtschreiber sagen jedoch, die Erzherzogin habe, eine zweite Herodias, den Tod der Sanfelice erbeten. Beweise bringen sie allerdings nicht vor und können auch keine vorbringen; denn das Gegentheil ist Wahrheit! — Ferdinand IV., der sonst für gutmüthig galt, war seit der Revolution unversöhnlich gegen die Neuerer geworden. [2])

Clementine.

27. Aug. 1800.

Anklage Karolinas.

Nicht minder ist Karolina der Gegenstand der Verleumdung geworden. Man kann wohl sagen, sie ist nach ihrer Schwester, der Königin Maria Antoinette, die bestverleumdete Königin. Es wird von ihr behauptet, sie habe rachgierige Vergeltung an ihren Unterthanen zu nehmen gestrebt und sei Ur-

[1]) Helfert, Cardinal Ruffo, S. 478.

[2]) Rehfus, Italien, III, S. 250. — Helfert, Königin Karolina von Neapel und Sicilien. Wien 1878. S. 76.

sache der zahlreichen Bluturtheile und Hinrichtungen gewesen. Helfert hat diese Anklage einer eingehenden Prüfung unterzogen[1]) und ist zum unwiderleglichen Urtheil gekommen, dass Königin Karolina in Zeiten leidenschaftlicher Aufwallung, wie eine lebhafte Natur in solcher Stimmung, in der Entrüstung sich stark ausgedrückt hat, dass sie aber, wenn sie ruhig wurde, persönliches Rachegefühl nicht kannte, persönliche Beleidigungen königlich verzieh und für den wehrlosen Schuldigen mitleidsvolle Theilnahme walten ließ; dass sie als Fürstin die Überzeugung theilte, Unthat verdiene und verlange Strafe, Gutthat Belohnung, dass es bedenklich wäre, über alles Vorgefallene den Schleier der Vergessenheit zu werfen, weil das die Gutgesinnten herabstimmen, die Schlechtgesinnten dagegen nur ermuntern würde, ihr Wagestück ein andermal mit bessern Aussichten auf Erfolg zu versuchen; dass sich die Königin in keinem nachweisbaren Fall herausgenommen hat, in den Geschäftsgang der Gerichte einzugreifen, soweit es Verurtheilung oder Strafe betraf; dass sie aber gern das königliche Recht der Gnade walten ließ und in dieser Richtung oft genug die Fürsprecherin beim König machte, und dass sie ehemaligen bekannten Damen, die durch ihren Abfall ins Elend gekommen waren, aus ihrer eigenen Casse aushalf und gerade die Lady Hamilton um Vermittlung ihrer Wohlthaten gebeten hat.[2])

Karolina äußerte bitter ihre Unzufriedenheit über das richterliche Treiben in Neapel. „Was in Neapel vorgeht", schrieb sie im October, „ist gerade das Gegentheil von dem, was ich meinte. Ich dachte mir eine ebenso rasche als umsichtige Gerechtigkeitspflege, bereit, heilsamen Schrecken einzujagen, und in der That sind ja die Häupter allgemein bekannt, dass man nicht viel herumzufragen brauchte. Aber der Vorgang, den man beobachtet, ist ungerecht in der Strafe und in der Nachsicht. Die ärgsten Schuldigen laufen frei herum, während Knaben abgestraft werden. Es ist ein Labyrinth von Verderbnis und Schrecken, die mich immer mehr die gewissenlose Misswirtschaft verfluchen lassen, die in Neapel herrscht." — Am 3. September wünschte sie „Bestrafung nur der Häupter, Verbannung der andern, Nachsicht und Verzeihung für die Mehrzahl und vor allem ewiges Stillschweigen. Niemand solle mehr über das Vergangene sprechen, schreiben, sich darauf berufen dürfen; ein immerwährendes Vergessen begrabe so viele Irrthümer und Verbrechen, damit ein neues Leben beginne, ein zugleich aufmerksames und wachsames, um so gefährliche Verbindungen nicht wieder aufkommen zu lassen."[3]) —

Die Neapolitaner wieder in Rom. Friede mit Frankreich.

Eine Regierung, welche eine so tiefgreifende Revolution niedergeschlagen hat, übernimmt sich gern im Gefühl ihrer neuen Kraft und ist geneigt zu

[1]) Helfert, Cardinal Ruffo, S. 460—482.

[2]) Elise von der Recke erzählt von der Königin: „Ich selbst kenne einen Mann, den sie aus der Haft des Todes durch Erkaufung des Kerkermeisters befreite."

[3]) Helfert, l. c. S. 474—475.

erobern, um das Heer zu beschäftigen und die Gunst der Lage zu benutzen. War die Monarchie in Neapel sicher, wenn der ehemalige Kirchenstaat eine Republik und von Franzosen besetzt war? Darum die Lust, den Kirchenstaat zu erobern, um zur Vertreibung der Franzosen aus ganz Italien beizutragen. Darum auf nach Rom!

Somit haben wir noch über einen Feldzug der Neapolitaner gegen Rom zu berichten, durch den man froh war, viel Gesindel aus Neapel hinauszubringen.

Marsch gen Rom. Das Gesindel zog gern mit, um in Rom Beute zu machen. Generallieutenant Rodio war der Anführer; er nannte sich in seinen Aufrufen „General Rodio. der Glaubensarmee und beider Rechte Doctor." 12.000 Mann waren es, die ohne militärische Ordnung sich gegen Rom bewegten, wo nur eine kleine fran- Garnier. zösische Besatzung unter Garnier lag. Dieser hatte ohnehin einen schweren Stand gegen die Römer, welche einen gründlichen Hass hegten gegen alle Franzosen. Um nicht in einem Straßenkampf zu erliegen, gieng Garnier kühn in der Nacht vom 10. auf den 11. August 1799 den heranziehenden Neapolitanern entgegen, schlug zwei Haufen derselben in einem ungestümen Angriff in die Flucht und kehrte dann unter dem Jubel der Republikaner in die Stadt zurück, sah sich aber doch genöthigt, in Unterhandlungen einzugehen, da neue reguläre Truppen aus Neapel unter einem General Burkhardt anrückten, da die Engländer Civitavecchia belagerten und Kaiserliche unter General Fröhlich Civita Rom capitu- liert. Castellana besetzten. Am 27. September war Garnier zu der Übereinkunft genöthigt: „Den Franzosen ist es gestattet, in ihr Vaterland zurückzukehren, ohne kriegsgefangen zu sein. Ihren Anhängern steht es frei, ihnen zu folgen, oder in Rom zu bleiben, ohne Gefahr für ihre Person oder ihr Eigenthum. Was unter der Republik geschehen ist, soll vergeben und vergessen und die Stadt Rom von regulären und neapolitanischen Truppen, Civitavecchia aber von den Eng- Die Fran- zosen ziehen ab. ländern besetzt werden. Die Stadt Rom und Umgegend soll am 4. October 1799 von den Franzosen geräumt sein und dieselben mit den kriegerischen Ehren abziehen dürfen." [1])

Amnestie. Nun verkündete Burkhardt Amnestie zu Gunsten der Republikaner Roms, in Zukunft aber sollten alle politischen Vergehen mit der größten Strenge geahndet werden. Rom wurde entwaffnet und die Abzeichen der Republik verschwanden. Am 30. September 1799 verließen die französischen Truppen Rom und die neapolitanischen rückten ein; die Freiheitsbäume wurden jetzt umgehauen. Derjenige, welcher vor dem Vatican stand, wurde mit einer gewissen Feierlichkeit verbrannt und die Asche in alle Winde zerstreut. Die Neapolitaner betrachteten sich jetzt als die Herren Roms. An die Stelle des Generals Burkhardt Rasselli regiert militär- lich. kam Diego Rasselli, Fürst von Aragona, im October als erster Militär- und Civilgouverneur; er handelte ganz, als wäre Rom Eigenthum seines Königs. Im Namen Ferdinands IV. pflanzte er die neapolitanische Fahne auf der Engelsburg auf und verkündete, sein König habe ihn gesandt, um die Ordnung wieder herzustellen, um alle Zeichen und Andeutungen der schändlichen Republik zu vertilgen und diesen Theil Italiens von der verheerenden Pest der Demokratie rein zu machen. Fünf Notare wurden ohne Untersuchung und Urtheil ver-

[1]) Colletta, l. c. V, 2. Cap.

wiesen, da sie die Acten der Absetzung Pius VI. als weltlichen Fürsten unterzeichnet hätten. Die letzten Consuln der römischen Republik, Zaccaleoni und de Matteis, wurden nebst fünfunddreißig andern hervorragenden Republikanern auf Esel gesetzt und in der Stadt herumgeführt. Alle Fremden mussten in höchster Eile Rom verlassen, widrigenfalls sie den Tod zu gewärtigen hätten. Es schien dem Fürsten namentlich darum zu thun, Geld zu machen: — er zog das Vermögen der Flüchtlinge, der Abwesenden ein, er erklärte alle Verkäufe, Schätzungen, Verpachtungen, Veräußerungen von Staatsgütern, die unter der Republik stattgefunden, für ungiltig, und zog diese Güter ein, desgleichen alles den Republikanern gehörende Grundeigenthum, wenn sie auch noch nicht verurtheilt waren. Die früheren Abgaben wurden wieder hergestellt, dazu wurde eine neue eingeführt, eine Grundsteuer, der auch die geistlichen Güter unterlagen. Man denke, was Rom gelitten hatte durch die Einführung der Republik, dann durch Räubereien, wie die eines Massena! — und jetzt hauste der Vertreter eines katholischen Königs gerade so willkürlich wie die Republikaner! Vom Papst war gar keine Rede mehr. Im Namen Ferdinands IV. wurde ein Gerichtshof für Civilstreitigkeiten und ein anderer für Criminalfälle eingesetzt und dann ein Cameralhof, der über die Civilsachen der Gemeinden und öffentlichen Verwaltung zu entscheiden hatte. Für Handel, Ackerbau und Gewerbe wurden Behörden bestellt, gerade mit denselben Vollmachten, wie in Neapel.[1])

Da bedrohte die Heimkehr Bonapartes aus Ägypten und die Wahl Pius VII. in Venedig, an welcher auch Cardinal Ruffo Antheil nahm, dieses Treiben. Die Regierung von Neapel wurde sorglich. Am Namenstag des Königs Ferdinand IV. erschien in Neapel auf einmal ein Gnaden-Edict, welches alle Schuld wegen früherer politischer Vergehen nachließ, weil es jetzt ruhig sei, und weil die Regierung den Wunsch hege, dass alle ihre Unterthanen sich als Kinder und untereinander als Brüder betrachten; sie löse deshalb das Gericht für politische Vergehen auf und verbiete alle Anschuldigung, Angeberei oder Untersuchung von amtswegen; sie wolle vergeben und vergessen. Von dieser Gnade seien nur die Flüchtlinge ausgenommen und gewisse, in Untersuchungshaft Befindliche, deren Freilassung die politische Vorsicht verbiete. 7000 Gefangene wurden freigelassen. Die Zahl der Landflüchtigen belief sich auf 3000, die der Verwiesenen auf 4000. Zu gleicher Zeit stiftete der König einen Ritterorden, den des heiligen Ferdinand, auch Verdienstorden genannt, für diejenigen Eingebornen oder Fremden, die sich in den Kämpfen des Jahres 1799 durch Anhänglichkeit an die Sache der Monarchie ausgezeichnet hätten.

30. Mai 1800.

Gnadenerlass.

Orden des heil. Ferdinand.

Mit Bangen sahen die Vermöglichen jedoch auf eine andere Verordnung, die bei dem erschöpften Zustand der Finanzen, bei dem Umstand, dass eine neapolitanische Armee in dem verarmten Rom war, und dass 2000 Neapolitaner bei der Blockade von Malta halfen, noch die Errichtung von 44 neuen Regimentern zu Fuß und 16 zu Pferd anordnete und eine Aushebung von

Große Rüstung.

[1]) Colletta, l. c. V, 2. Cap., am Anfang.

je 10 Mann auf 1000 Seelen befahl. Der Dienst sollte fünf Jahre dauern, Vermögliche Privatleute sollten für Ausrüstung der Reiter und für Futter der Pferde sorgen, die Gemeinden aber die Ausrüstung und Bewaffnung des Fußvolkes, die Anschaffung der Zelte, des Zeugs, der Geschütze, des Schießbedarfs und die Bestreitung eines Monatssoldes übernehmen. Mit welchen Mitteln sollte das ausgesogene Land noch 67.000 Mann zu Fuß und 10.000 zu Pferd herstellen? — und wozu?

Es scheint, dass man an eine neue Theilung Italiens dachte und dabei ein großes Stück von dem Kirchenstaat zu gewinnen hoffte. Um Unterhandlungen deshalb zum Vortheile Neapels zu beschleunigen und in Sehnsucht, ihre Tochter, ihre Enkel und andere Mitglieder der Familie zu sehen, reiste die Königin Karolina reist nach Wien. Karolina 5. Juni von Palermo nach Wien ab. In Livorno vernahm sie den Fall Genuas und ließ deshalb einen Dankgottesdienst halten. Am 16. Juni bekam sie ein Schreiben von Melas, welches ihr seinen Sieg im ersten Theil der Schlacht von Marengo meldete. In der Nacht darauf — sie hatte befohlen, sie zu wecken, wenn ein neuer Bericht komme — erhielt sie die Nachricht vom zweiten Theil der Schlacht, von der Niederlage des kaiserlichen Heeres. Sie sank darüber in Ohnmacht und wurde ernstlich krank, als sie die Übereinkunft von Alessandria vernahm. Kaum genesen, reiste sie über Ancona und Triest nach Wien, wo sie am 10. August 1800 eintraf. Thugut hätte ihre Reise gern verschoben, doch war der Einfluss der Kaiserin mächtiger. Karolina wohnte einige Zeit in Schönbrunn.

Pius VII. in Rom. Indes kehrte der neue Papst nach Rom zurück und Ferdinand IV. mochte es nicht hindern, dass er die Regierung übernahm, eine Amnestie für politische Vergehen verkündete und die Kerker öffnete. Der Kirchenstaat blieb noch besetzt von den Neapolitanern und Österreichern, man ließ aber den Malta. Papst selbständig regieren. Malta fiel am 5. September 1800, die Engländer besetzten es, während doch die Insel im Falle der Eroberung an den Malteser-Orden und unter den Schutz Neapels kommen sollte.

Karolina eiferte in Wien für Fortsetzung des Krieges gemeinsam mit Lord Minto und erbot sich, ein neapolitanisches Heer aufbrechen zu lassen, um im Einverständnis mit den Österreichern in der Romagna und in Toscana den Franzosen in den Rücken zu fallen — standen doch noch 60.000 Österreicher unter Melas am Mincio. Aber das Kriegsglück war beharrlich gegen die Verbündeten. Es kamen die Unglückstage von Hohenlinden am 3. December 1800, der Waffenstillstand zu Steyr am 25. December, der Übergang Brunes über den Mincio am 25. und 26. December, der Waffenstillstand von Treviso, 16. Januar 1801, und der Friede zu Luneville am 9. Februar 1801. Indes waren die Neapolitaner am 14. Januar, da man noch nichts vom Waffenstillstand zu Treviso wusste, vorwärts gegangen. General Damas, bekanntlich ein Emigrant, ein feuriger und muthiger Mann, brach mit 10.000 Neapolitanern von Rom gegen Siena auf. Miollis räumte schnell Livorno und Florenz,

um Damas anzugreifen. Beim Berg Reggione, in der Nähe von Siena, kam es zum Kampf, der aber nicht lange dauerte. Die Neapolitaner flohen durch Siena, Damas deckte geschickt und muthig den Rückzug und führte dann seine Truppen auf das römische Gebiet zurück. Miollis ließ hinlänglich Mannschaft in Siena und kehrte dann nach Florenz und Livorno zurück.

Zorn Bonapartes.

Dieser Angriff der Neapolitaner nützte nichts, schadete aber sehr, weil er den Zorn des ersten Consuls reizte, der alsbald seine Truppen nach dem Kirchenstaat beorderte. Ein freundliches Schreiben an Pius VII. versicherte ihn, dass diese Truppen alle Rücksicht auf das Land haben würden und nur bestimmt seien, den toll gewordenen König von Neapel für seine Feindseligkeit zu züchtigen. Man denke sich jetzt die Angst der neapolitanischen Regierung, zumal im Frieden von Luneville Neapels nicht einmal mit einem Worte gedacht war.

Paul I.

Karolina wandte sich von Wien nach Petersburg und stellte Kaiser Paul I. die Gefahr ihres Hauses vor und bat ihn um Hilfe, nicht um ein Heer, sondern um seine Verwendung, welche allein schon hinreichen würde, den Thron von Neapel zu retten. Czar Paul I. hatte einen Zug von Großmuth und machte sich eine Ehre daraus, einer unglücklichen Königin Schutz und Schirm zu sein, schrieb an Bonaparte und sandte Lawatschew über Wien nach Paris. Auf Russland hatte Bonaparte Rücksicht zu nehmen; denn sein Abfall von der Coalition hatte für ihn und seine Pläne große Bedeutung. Lawatschew wurde in Wien von Hochachtung und Bewunderung für die Königin erfüllt, war ihr warmer Fürsprecher in Paris und erreichte, dass Bonaparte Murat anwies, mit Neapel in Unterhandlung zu treten.

Lawatschew.

Murat an Micheroux.

General Murat schrieb an Micheroux:[1]) „Das Wohlwollen des russischen Kaisers gegen den König von Neapel hat den ersten Consul alles vergessen lassen, was der König der französischen Nation zuleide gethan. Indessen ist er unter den Waffen geblieben, da er sich, wie es scheint, für stärker hält als die andern Fürsten, welche das Heil ihrer Throne im Frieden gesucht haben. Er möge sich nicht länger dieser Selbsttäuschung hingeben, und Sie, der General der neapolitanischen Armee, mögen unverzüglich die päpstlichen Staaten und die Engelsburg räumen. Der erste Consul verbietet mir jede Unterhandlung, so lange Sie noch außerhalb der Grenzen des Königreichs Neapel stehen. Nicht Ihre Waffen, nicht Ihre kriegerische Haltung, sondern einzig und allein der russische Kaiser vermag bei der ausgezeichneten Hochachtung, welche der erste Consul für denselben hegt, Ihren König zu schützen. Um sich der fortwährenden Gunst jenes Monarchen würdig zu machen, möge der König seine Häfen den Engländern verschließen und auf die in denselben befindlichen englischen Schiffe Beschlag legen, zur Wiedervergeltung für die unbilligen Maßregeln Großbritanniens wider die Dänen, Schweden und Russen! — Sorgen Sie, dass der russische Botschafter bei Ihrem Hof mir die Versicherung wegen der Erfüllung dieser vorläufigen Bedingungen

[1]) Colletta, l. c. V, 2. Cap.

gibt; nur dann werde ich meinen Marsch gegen Neapel einstellen und einen Waffenstillstand nach Recht und Billigkeit mit Ihnen schließen, auf den bald ein ebensolcher Friede folgen wird."

Waffenstillstand zu Foligno.

Damas sandte sogleich Micheroux als Bevollmächtigten nach Foligno, zunächst um einen Waffenstillstand mit zehntägiger Kündigung, 18. Februar 1801, erlangte ihn aber nur auf dreißig Tage. Die Bedingungen waren:[1]) Die neapolitanischen Truppen sollten innerhalb sechs Tagen die päpstlichen Staaten räumen, die Franzosen aber Terni und das Land längs der Nera bis zu ihrem Einfluss in die Tiber besetzen; die Häfen des Königreiches beider Sicilien sollten den Engländern und Türken versperrt werden und die Schiffe dieser beiden Nationen einen Tag nach Bekanntmachung des gegenwärtigen Waffenstillstandes die genannten Häfen verlassen. Die französischen Kriegs- und Handelsschiffe sollten in diesen Häfen alle Vorrechte der am meisten begünstigten Flaggen genießen; die auf ihrer Rückreise aus Ägypten festgenommenen Franzosen (vor allen Dolomieu) und ebenso alle übrigen französischen Gefangenen unverzüglich in Freiheit gesetzt, sämmtliche Specialgerichte für politische Vergehen aufgelöst werden und der König das Versprechen geben, von jetzt an bis zum Abschlusse des Friedens die Empfehlungen der französischen Regierung zu Gunsten der um politischer Meinungen willen verhafteten oder außer Landes befindlichen Individuen zu berücksichtigen.

Friede zu Florenz.

Auf diesen Waffenstillstand folgte der Friede zu Florenz am 28. März 1801; derselbe wurde von Alquier für Frankreich und vom Feldmarschall Micheroux für Neapel abgeschlossen und lautet also:

„Es soll auf immer Frieden und Freundschaft zwischen beiden Mächten bestehen. Die Häfen des Reiches beider Sicilien werden den Engländern und Türken bis zum Frieden dieser beiden Mächte mit Frankreich und bis zur Beendigung der Streitigkeiten zwischen England und den nordischen Mächten verschlossen bleiben. Die genannten Häfen werden den Russen, den in der Neutralität zur See inbegriffenen Staaten, der französischen Republik und ihren Verbündeten geöffnet. Sollte der König von Neapel wegen dieser Bestimmungen einen Angriff der von diesen Häfen ausgeschlossenen Flotten zu befürchten haben, so würden ihm die französische Republik, sowie der Kaiser von Russland, die zur Sicherheit seiner Staaten erforderliche Waffenhilfe leisten.

„Der König verzichtet zu Gunsten der französischen Republik auf Porto Longone und seine übrigen Besitzungen auf der Insel Elba, desgleichen auf den Stato dei Presidii von Toscana und das Fürstenthum Piombino. — Die Franzosen werden ihren erlittenen Schaden vergessen; aber der König verpflichtet sich, innerhalb eines Vierteljahres eine halbe Million Francs (120.000 Ducati) zu bezahlen, um diejenigen französischen Agenten und Staatsbürger zu entschädigen, welche durch frühere Vorfälle in Neapel, Viterbo und anderwärts durch die Neapolitaner gelitten haben. — Die um politischer Meinungen willen des Landes verwiesenen, zur Flucht genöthigten, im Kerker befindlichen oder sich versteckthaltenden Unterthanen des Königs sollen Erlaubnis zur Rückkehr erhalten, und in die Freiheit und den Genuss ihres Vermögens wieder eingesetzt werden. — Die von den neapolitanischen Kriegscommissären zu Rom weggenommenen Kunstschätze sollen der Republik wieder zu Handen gestellt werden.

[1]) Colletta, l. c. V, 2. Cap.

„Endlich soll dieser Friede auch für die batavische, die cisalpinische und liguriſche Republik gelten.“ [1])

In geheimen Artikeln wurde festgesetzt, dass, so lange Frankreich mit der Pforte und Großbritannien im Krieg sich befinde, 4000 Mann Franzosen in den Abruzzen vom Tronto bis zum Sangro und 12.000 Mann in der Provinz Otranto bis Bradano cantonnieren sollten, der König aber allen Mundvorrath, dessen diese Truppen benöthigen, zu liefern und monatlich 500.000 Francs an Sold zu bezahlen habe.

Dieser Friede war hart für Neapel, es musste nicht bloß seinen Antheil an der Insel Elba opfern, nicht bloß seine Häfen für die Schiffe der Türkei und England schließen, die ihm bisher geholfen hatten; sondern es musste auch 16.000 Franzosen nähren und kleiden, und außerdem monatlich 500.000 Francs an Sold bezahlen, und doch waren die Finanzen so erschöpft! Der Marchese del Gallo ward deshalb an Bonaparte gesendet, um von ihm Erleichterung zu erbitten, erlangte aber bloß das Versprechen, dass Frankreich die Verträge getreulich halten und alle Empörungen in den königlichen Staaten verhindern werde.

Befehl an Soult.

Soult, welcher das Land vom Tronto bis zum Bradano zu besetzen hatte, bekam den Befehl, strenge Mannszucht zu halten, keine Unruhe zu erregen, den Parteien den Zaum anzulegen und den Unterthanen des Königs zu erkennen zu geben, dass die Republik seine aufrichtige Freundin sei. „Es ist mein Wunsch, dass der General Soult mit seinen Adjutanten, Officieren und Soldaten an Festtagen mit Musikbegleitung in die Messe ziehen, auch mit der Geistlichkeit und den königlichen Beamten auf freundschaftlichem Fuße leben möchten.“

Nach dem Wortlaut des Friedens durften die Verbannten zurückkehren und die Flüchtigen aus ihren Verstecken wieder sich zeigen. Diese trauten dem Frieden aber nicht, und Murat musste darum an die neapolitanischen und römischen Flüchtlinge folgenden Aufruf erlassen: „Ihr, die Ihr fern vom Vaterland lange Zeit gelitten habt, kehrt in dasselbe zurück! Toscana, das sich so edelmüthig gegen Euer Unglück bewiesen hat, kann kaum die französische Armee unterhalten, und Ihr, denen es jetzt frei steht, in die Heimat zurückzukehren, könnet keine weitern Unterstützungen von diesem Lande verlangen, so wenig als ich es zwingen könnte, Euch solche zu gewähren. Kehret in Euer Vaterland zurück, das nach Euch verlangt! Es ist doch wonnevoll, die Heimat wieder zu schauen! Fürchtet Euch nicht vor ungerechten Verfolgungen. Frankreich, in das Ihr Euer Vertrauen gesetzt habt, hat in den Verträgen mit Euren Regierungen die Sicherheit Eurer Person und des Eigenthums zur ausdrücklichen Bedingung gemacht. Der Schutz der großen Nation ist ein zuverlässiger. Ruhet aus im Schatten ihrer Flügel.

Murat an die Verbannten.

„Neapolitaner und Römer! so verbannet denn alle Furcht aus Eurem Herzen und entsaget, Euch selbst und Eurem Vaterland zulieb, allen Rachegelüsten und gefährlichen Plänen. Lernet an dem Beispiel Frankreichs, wie theuer Revolutionen zu stehen kommen! Seid überzeugt, dass solche traurige Folgen in jedem Lande und zu jeder Zeit wesentlich damit verbunden sind, und hoffet nicht, dass der Himmel jedesmal zur rechten Zeit einen senden werde, der im

[1]) Colletta, l. c. V, 2. Cap.

Stande ist, den Staat vom Untergange zu retten. Möge unsere Geschichte die Inhaber der höchsten Gewalt lehren, mit Gerechtigkeit zu regieren, um den schrecklichen Zorn der Völker nicht auf sich zu laden, und möge sie die Völker lehren, die Inhaber der Staatsgewalt zu achten, um sie nicht der Zerrüttung aller gesellschaftlichen Ordnung auszusetzen und in den Abgrund durch Gesetzlosigkeit zu stürzen." [1])

Karolina über Bonaparte.

Von königlicher Seite suchte man sich jetzt gut mit Frankreich zu stellen. Karolina sagte zum Gesandten Champagny in Wien: „Ihr General Bonaparte ist ein großer Mann, er hat mir Leid zugefügt, aber das hindert mich nicht, sein Genie zu bewundern. Indem er bei ihnen die Ordnung herstellte, hat er uns allen einen Dienst erwiesen. Wenn er zur obersten Macht in seinem Reich gelangte, so war es wohl, weil er am würdigsten dazu war. Ich stelle ihn alle Tage den Prinzen des kaiserlichen Hauses als Vorbild hin und mahne sie, diese außerordentliche Persönlichkeit zu studieren, um von ihr zu lernen, wie man Nationen leiten, wie man, Genie und Ruhm zur Seite, ihnen das Joch der Autorität erträglich machen kann." [2])

Rückkehr des Königs,

Am 17. Juni 1802 kehrte Ferdinand IV. aus Palermo nach Neapel zurück und hielt von Portici aus zu Pferd seinen Einzug in die Hauptstadt, von den Spitzen der Behörden empfangen. Die Menge geberdete sich auf den Straßen wie wahnsinnig vor Freude. Bei seinem Eintritt in den Empfangssaal stürzten die Damen auf ihn zu, ergriffen und küssten seine Hände unter Thränen und mit Ausrufen der Freude, so dass er einige Zeit sich nicht vorwärts bewegen konnte. Der König war gerührt und gab freundliche Antworten. Drei Tage hindurch gab es Volksbelustigungen und jedesmal glänzende Beleuchtung. So schienen also König und Volk wieder versöhnt.

der Königin.

Am 20. August 1802 kehrte Karolina aus Wien über Triest nach Neapel zurück, über alles, was sie sah, verstimmt. An den russischen Gesandten Rasumowsky schrieb sie: „Ich verwünsche den Augenblick meiner Abreise von Wien, ich hätte nicht all den Verdruss dieser acht Monate zu ertragen, all die Schmach der Regierung zu theilen gehabt, und doch bin ich weit davon entfernt, Vorwürfe zu verdienen oder schuld daran zu sein, denn seit meiner Rückkehr geschieht alles ohne mich. Ich wollte, meine Unterthanen und die ganze Welt wüssten um diese Wahrheit." [3]) — Ihre Verstimmung ist begreiflich: sie hatte seit 2. Januar 1799 Neapel nicht mehr gesehen. Aber, wie traf sie dieses Königreich jetzt als ein ganz anderes als damals, wo sie es verlassen hatte! — erschöpft, von Bonapartes Gnade abhängig, während Neapel durch sie selber früher zu einer gewissen Höhe der Macht und des Ansehens gestiegen war. Neapel galt zwei Jahrzehnte früher für einen glänzend regierten Staat, man sprach damals von vier großen Ministern, Pitt in London, Bernstorff in Dänemark, Thugut in Wien und Acton in Neapel. Acton aber war durch die Königin Karolina emporgekommen.

Karolinas Verdienst um Neapel.

Nur noch einige Worte über diese vielverleumdete, merkwürdige Frau. Karolina war eine Tochter der großen Maria Theresia, geboren 1752, schlank, schön, lebhaft und reichen, fast männlichen Geistes, nur fehlte ihr der Mutter Umsicht und Klugheit.[4]) 1768 wurde sie in Caserta mit Ferdinand IV.,

[1]) Colletta, l. c. V, 2. Cap.
[2]) Ibid. V, 2. Cap.
[3]) Helfert, Königin Karolina, S. 53, 76.
[4]) Ibid. p. 54—55.

König von Neapel, vermählt. Karl III. hatte dem Minister Tanucci die Erziehung seines Sohnes überlassen und dieser, wahrscheinlich um den König lange in Unmündigkeit zu erhalten und der Herrschaft über ihn sicher zu sein, in Unwissenheit ihn aufwachsen lassen. Der Kronprinz wurde nie zu geistiger Arbeit angeregt, fand seine Freude nur am Jagen und Fischen, und wuchs so in Trägheit und Unwissenheit heran. Karolina übersah und beherrschte bald ihren Mann, der ihre geistige Überlegenheit gern anerkannte, wenn er nur seinem Vergnügen nachgehen konnte. „Meine Frau ist eine Gelehrte", pflegte er öfter zu sagen; seit 1775, wo sie dem Reiche einen Thronfolger gegeben und dadurch das Recht zum Sitze im geheimen Staatsrathe erhalten hatte, konnte man den König im Staatsrath, wenn er der Geschäfte müde war und zur Jagd gehen wollte, sagen hören: „Meine Liebe, nimm du meinen Platz ein und beendige die Sache so gut, als du es verstehst." — Über die Unwissenheit des Königs sind viele Anekdoten verbreitet; so soll er einmal, als von der großen Macht der Türken die Rede war, bemerkt haben: „Kein Wunder, da vor der Geburt unseres Herrn die ganze Welt türkisch war!" — So soll er ein andermal, als man von der Greuelthat der Hinrichtung Ludwigs XVI. sprach, und dass eine solche Greuelthat zum zweitenmale in Europa vorkam, gefragt haben: „Das zweitemal?" — „Nun ja, in England wurde ja König Karl I. hingerichtet!" — Voll Wärme und Entrüstung soll er da ausgerufen haben: „Nein, nein, das ist unmöglich, die Engländer sind ein zu braves und loyales Volk, als dass sie einer so niedrigen That schuldig sein könnten! Verlassen Sie sich darauf, das ist eine bloße Erfindung, von den Pariser Jakobinern in die Welt gesetzt, um ihre Verbrechen durch das Beispiel einer so großen Nation, wie der englischen, geringer zu machen. Es mag ihnen gelungen sein, ihr eigenes Volk damit zu täuschen, aber wir werden uns, so ich hoffe, von ihnen nicht berücken lassen." — Die Schmach, dass der König die Geschichte, die Grundlage jeder politischen Bildung, die ein König haben soll, so wenig kannte, fällt auf den Minister Tanucci zurück, der das Vertrauen Karls III. missbrauchte, um allmächtiger Minister zu bleiben, und den Prinzen, der einen hellen Verstand hatte, der, wenn man ihm lebendig eine Frage zu erklären wusste, mit Wärme und Eifer darauf eingieng, in solcher Unwissenheit aufwachsen ließ.

Ferdinand IV. Unwissenheit. Tanucci

Da war Königin Karolina eine ganz andere Natur: sie hatte den Sinn für Bildung aus der Burg in Wien mitgebracht, liebte den Umgang mit Gelehrten und gieng auf alle Fragen, welche die Geister jener Zeit beschäftigten, bis in ihre Tiefen ein. So zeigte sie auch Eifer für die Ausgrabungen in Pompeji und förderte sie. Bei solchen Umständen wird begreiflich, dass die reichbegabte, immer thätige Frau bald das Heft der Regierung in die Hände bekam. Tanucci musste 1776 den Platz räumen, zuerst bekam der Marchese della Sambucca, früher Gesandter in Wien, die Stelle als Ministerpräsident; dann der Brite John Acton, der Sohn eines britischen Arztes, geboren in Besançon 1737, der bei einem Unternehmen gegen die Barbaresken ein Corps Spanier vom Verderben gerettet und dadurch sich einen gewissen Ruhm in ganz Europa erworben hatte, so dass ihm von Frankreich aus die Stelle als Capitän eines Linienschiffes angeboten wurde. Er gieng aber lieber von Toscana weg nach Neapel, wo die Königin seinen scharfen und thatkräftigen Geist schnell erkannte und er namentlich für die Schaffung einer achtunggebietenden Kriegsflotte sich Verdienste erwarb. Kaiser Joseph II. hatte nämlich 1769 bei Gelegenheit eines Besuches in Neapel die Bemerkung fallen lassen: „Wenn ich König dieses Landes wäre,

Karolina. Acton.

Die neapolitanische Flotte.

so würde ich mich mit wenig andern Dingen, als mit dem Seewesen beschäftigen." [1] Diesen Gedanken führte Karolina mit Acton aus. Neapel kam zu einer ansehnlichen Flotte — und darum war auch ihr und des Königs Schmerz darüber so groß, dass diese mühevoll geschaffene Flotte infolge des Aufstandes in Neapel verbrannt wurde. Auch bei einer andern Gelegenheit erwarben sich die Königin und Acton große Verdienste um das Königreich. Am 5. Februar des Jahres 1783,

Erdbeben 1783.

ein Uhr mittags, fand eines der schrecklichsten Erdbeben statt,[2] das binnen sechs Minuten den nördlichen Küstenstrich von Sicilien, die Liparischen Inseln und fast ganz Calabrien verheerte. Die Erde bekam Risse, Schlünde öffneten sich, die alles verschlangen; Bäche und Flüsse änderten ihren Lauf; ganze Städte stürzten ein und begruben ihre Bewohner. Feuersbrünste entstanden, die niemand

Messina.

bändigen konnte; namentlich hat Messina damals entsetzlich gelitten. Die Angst vor der Wiederkehr „dieses Veitstanzes der Erde" war so arg, dass die Bevölkerung von Messina gelobte, hundert Jahre solle in ihrer Stadt kein Carneval mehr sein — und dieses Gelübde ist bis 1883 getreu gehalten worden. Die Königin opferte nicht bloß ihren Schmuck, um Lebensmittel und Kleider für die Betroffenen anzuschaffen, sie traf auch mit Acton die besten, umfassendsten Maßregeln, um das Elend ausgiebig zu mildern und den Verzweifelten wieder Muth zu machen, denn es war arg. Man konnte durch die einst schönsten und reichsten Gegenden reisen, ohne ein einziges Haus aufrecht zu finden; überall Steinhaufen, verkrüppelte Männer, Frauen und Kinder. Wie gemein erscheint doch die menschliche Natur, wenn wir hören, dass Vornehme, welche die Wohlthaten der Königin vertheilen sollten, manches unterschlugen! — und wie edel erscheinen

Die Lazzaroni.

die sonst rohen Lazzaroni, die verwendet wurden, um die nach den Stätten des Unglücks bestimmten Schiffe mit Lebensmitteln zu befrachten, und die jeden Lohn für die Arbeit zurückwiesen: „Wenn der König ihnen schon Geld für ihre Arbeit bestimmt habe, so möge er es den armen Messinesen zuweisen!" — Bei allem, was sie selber leistete, suchte Karolina doch die Ehre dem König zuzuwenden; was ihm gebrach, suchte sie möglichst zu verdecken. Die Ehe war glücklich und mit achtzehn Kindern gesegnet, die sie mit der Sorgfalt einer weisen Mutter erzog. Sie liebte ihre Kinder zärtlich. Wenn Deutsche sie besuchten, empfieng sie dieselben am liebsten im Kreise ihrer Kinder; „inmitten ihrer holden Sprösslinge erschien sie wie eine Caritas".

Woher der Hass?

Woher kam nun der maßlose Hass und die Verleumdung, mit denen sie verfolgt wurde? Sie umgab sich am liebsten mit Wienern. Den Lehrer ihrer Kinder, namens Jakob Haus, ließ sie von Wien kommen; ihre Hofdamen, ihre Vertrauten, waren Österreicherinnen. Das erregte die Eifersucht, den Hass der Neapolitaner.

Emma Hamilton.

Dann ihre Vertrautheit mit Emma Hamilton, der Gattin des englischen Gesandten, einer Frau von wunderbarer Begabung, unvergleichlicher Schönheit und einem Zauber der Unterhaltung, der einzig war. Emma beherrschte ihren Gatten, den englischen Gesandten, und dessen Berichte wurden seit Ausbruch der französischen Revolution in Neapel sehr wichtig. England wurde in dem großen Weltstreit die Schutzmacht Neapels. Die Verleumdung war rege gegen Emma Hamilton und gegen die Königin. Der Mailänder Gorani schrieb ein eigenes Buch gegen Karolina, welches vielfach die Quelle der Darstellung für die hochbegabte Frau geworden ist. Die Königin las das Buch und stand zu hoch, um es nicht zu verachten; sie meinte, die Nachwelt würde sie gerechter beurtheilen.

[1] Helfert, l. c. S. 57—58.
[2] Ibid. p. 59—63.

Ein anderer Grund des Hasses war die Entschiedenheit und Stärke, mit der sie sich gegen die französische Revolution aussprach. Konnte sie anders fühlen und denken, wenn sie an ihren Schwager Ludwig XVI. dachte, an ihre Schwester Maria Antoinette und an all das Elend, das durch die Revolution über Europa und insbesondere über Neapel kam? Helfert bemerkt sehr schön:[1] „In dem wilden Kampfe, der vom Ende der Neunzigerjahre um den Besitz Neapels und Siciliens entbrannte, wo von beiden Seiten ein Unmaß von Gewaltthaten und Unmenschlichkeiten, von Tod und Verderben über das unglückliche Land verhängt wurde, in diesem immer wiederkehrenden Aufflammen und Aneinanderprallen der Leidenschaften, glühenden Hasses und ungezügelter Rachgier, war Maria Karolina die Löwin, die sich um ihre Jungen wehrte. Nicht sie hatte den Krieg heraufbeschworen, nicht von ihr war der Angriff ausgegangen. Was ihr und den Ihrigen gehörte, ihr Eigenthum und ihre königliche Macht zu erhalten, ebenso gegen die Anmaßungen und Eingriffe innerer Parteien, wie gegen den äußern Erbfeind zu schützen und zu wahren, der es ihr und ihren Kindern, die sie mit Schmerzen geboren hatte, entreißen wollte, das sah sie als die Aufgabe ihres Lebens an; davon ließ sie nicht ab, solange sie Leben und Kräfte hatte; darauf zielte und strebte sie im Wege der Güte, wenn es zu erreichen war, mit allen Mitteln der Gewalt, wenn es nicht anders sein konnte.“ Die Königin trieb darum zum Zuge Ruffos, sie war unermüdlich thätig, während der König fahrlässig war. Der Hass der Revolutionäre traf darum nicht Ferdinand IV., sondern Karolina, die jedoch an den Bluturtheilen keinen Antheil hatte; sie war nahezu drei Jahre fern von Neapel, in Palermo, später in Schönbrunn. Als sie zurückkam, war Neapel ein Vasall Bonapartes. Bald schloss auch England Friede mit Frankreich. —

Hass gegen die französische Revolution.

[1]) Helfert, l. c. S. 75—76.

Der Friede zu Amiens.

Das englische Volk war ungeduldig in seinem Wunsche nach Frieden; nicht minder wünschte der erste Consul, als Stifter des Weltfriedens zu glänzen.

Da schlug Hawkesbury dem französischen Unterhändler Otto vor:
Ägypten. Das Gelingen des Feldzuges in Ägypten sei für England wahrscheinlich. Um den Frieden zu beschleunigen, solle man jetzt dahin übereinkommen, dass kein Theil danach strebe, in Ägypten zu bleiben, sondern es räumen werde, um es der Pforte zurückzugeben. Malta sollte von England nur geräumt werden zur Vergeltung
Malta. für die freiwillige Räumung Ägyptens von Seite Frankreichs; seit aber England Ägypten habe erobern müssen, so habe es keinen Grund mehr, Malta
Ceylon. zurückzugeben. In Indien wolle England nur Ceylon behalten, das Cap der
Martinique oder Trinidad. guten Hoffnung aber an Holland zurückgeben, sowie in Südamerika Surinam, Demerary, Berbice, Essequibo; in den Antillen aber verlange es entweder Martinique oder Trinidad, je nach der Wahl Frankreichs.[1])

Gegenvorschlag Bonapartes. Bonaparte antwortete alsbald mit Hindeutung auf Portugal: Frankreich könne Lissabon und Oporto behalten, wenn es wolle; es werde die Hauptprovinzen Portugals besetzen lassen, sofern England nicht gemäßigtere Bedingungen vorschlage; wenn Frankreich Ägypten räume, so möge England auf Malta verzichten; es möge weder Martinique noch Trinidad verlangen, sondern sich mit Ceylon begnügen. Hawkesbury gab darauf die Antwort: Wolle Frankreich
Portugal. die Staaten Portugals in Europa einnehmen, so werde sich England der überseeischen Besitzungen desselben bemächtigen, der Azoren, Brasiliens und hierin wertvollere Unterpfänder des Friedens haben, als Frankreich an Lissabon. Trotzig erwiderte Bonaparte, nie werde er Malta abtreten; Trinidad gehöre einem Verbündeten, den zu vertheidigen Ehrensache für ihn sei; England solle sich mit Ceylon begnügen; übrigens sei, Malta ausgenommen, keiner der streitigen Punkte des Blutes wert, das die Fortsetzung des Krieges der Menschheit koste.

Von der Landung. Bonaparte schien damals ernstlich entschlossen, zu einer Fahrt nach England, die Rüstungen an der Küste wurden mit neuem Eifer betrieben. Den beiden andern Consuln erklärte er, er wolle durch diese Rüstung England zeigen, um was es sich handle, und wenn das britische Cabinet nicht zur Vernunft komme, die Flotille in Boulogne so lange vergrößern, bis er mit ihr, sein Leben, sein

1) Histoire du Consulat et de l'Empire, IV vol., livre 11.

Glück, seinen Ruhm aufs Spiel setzend, mit 100.000 Mann nach England hinüberschiffe. Zu gleicher Zeit drohte er den Engländern in Zeitungsartikeln, die von ihm geschrieben, im „Moniteur" abgedruckt und in Europa verschlungen wurden. Kein politischer Schriftsteller schrieb damals mit mehr Logik und Kraft des Ausdrucks, als der erste Consul. Er stellte die neuen Minister als weise, gemäßigte und wohlgesinnte Männer hin, die aber in ihren friedlichen Bestrebungen durch Pitt und Windham gehemmt würden. England besitze bereits mehr Colonien, als sein Handel nöthig habe; es müsse einen Theil seiner Eroberungen zurückgeben, gerade wie Frankreich drei- ja viermal so viel Land herausgegeben, als behalten habe. Wenn übrigens die englischen Minister wollten, dass der Krieg bis zur Vernichtung einer der beiden Nationen fortgesetzt werde, so gebe es gewiss keinen Franzosen, der nicht zu allen Opfern bereit wäre, um diesen Streit zum ewigen Ruhm Frankreichs zu entscheiden. Warum wolle man aber das Schicksal von zwei so großen Nationen aufs Spiel setzen? Warum nicht den Leiden der Menschheit einmal ein Ende machen? Artikel im „Moniteur".

Die Rüstungen wie die Zeitungsartikel thaten ihre Wirkung. Hawkesbury gab zur Antwort, England wolle auf Malta verzichten, wenn die Insel dem Johanniter-Orden zurückgegeben werde; doch verlange er dann das Vorgebirg der guten Hoffnung; es verzichte auf Trinidad, selbst auf Martinique, wenn es eine der Inseln des den Holländern gehörigen amerikanischen Festlandes, Demerary, Berbice, Essequibo, dafür erhalte. Bonaparte aber wollte weder Malta, noch das Cap, noch eine der holländischen Besitzungen in Amerika abtreten. Nun verzichtete England auf Malta und auf das Cap, verlangte aber kurzweg Trinidad: es hatte den Spaniern gehört. Bonaparte bot dafür Tabago an, welches den Franzosen gehörte, weil er Spaniens Schonung für Sache seiner eigenen Ehre hielt. Malta. Trinidad.

Da machte Bonaparte ein Fehler des Friedensfürsten nachgiebiger. Missgriff Godoys.
Dieser wünschte nämlich sehnsüchtig den Frieden mit Portugal: bisher hatte er gesiegt gegen die Portugiesen, wenn er aber einmal geschlagen wurde, wie stand er dann in Spanien? — 10.000 Franzosen waren zur Unterstützung der Spanier vorgerückt, Verstärkungen kamen nach, zuletzt standen 25.000 Mann vor Salamanca. Der Friedensfürst erschrak und ahnte Eroberungspläne; darum schloss er voll Angst in Pinto schnell mit Portugal Frieden: es solle an Spanien sogleich die Festung Olivenza abtreten, an Frankreich zwanzig Millionen Francs bezahlen und seine Häfen den englischen Kriegs- und Handelsschiffen verschließen. Friede zu Pinto.

Zwei Abschriften des Vertrages wurden gemacht, die eine von Godoy unterschrieben, und rasch von Karl IV. gutgeheißen; die andere wurde von Lucian unterzeichnet und an den ersten Consul geschickt zur Genehmigung. Bonaparte erhielt das Actenstück im Augenblicke der eifrigsten Unterhandlung mit England; dieser rasche Friede nahm ihm eine Handhabe weg, um bessere Bedingungen zu erlangen. Bonaparte unterschrieb nicht und äußerte sich bitter über Lucian, der sofort die Bitte um seine Entlassung einsandte: — er war tief gedemüthigt durch die Weigerung seines Bruders. Nicht zufrieden mit dem ersten Fehlgriff, ließ sich der Friedensfürst einen zweiten zuschulden kommen: er zeigte dem ersten Consul kurzweg nicht bloß das Aufhören der Feindseligkeiten Bonaparte dagegen. Lucian.

Der Friede zu Amiens.

Das englische Volk war ungeduldig in seinem Wunsche nach Frieden; nicht minder wünschte der erste Consul, als Stifter des Weltfriedens zu glänzen.

Da schlug Hawkesbury dem französischen Unterhändler Otto vor:

Ägypten. Das Gelingen des Feldzuges in Ägypten sei für England wahrscheinlich. Um den Frieden zu beschleunigen, solle man jetzt dahin übereinkommen, dass kein Theil danach strebe, in Ägypten zu bleiben, sondern es räumen werde, um es der Pforte zurückzugeben. Malta sollte von England nur geräumt werden zur Vergeltung für die freiwillige Räumung Ägyptens von Seite Frankreichs; seit aber England Ägypten habe erobern müssen, so habe es keinen Grund mehr, Malta zurückzugeben. In Indien wolle England nur Ceylon behalten, das Cap der guten Hoffnung aber an Holland zurückgeben, sowie in Südamerika Surinam, Demerary, Berbice, Essequibo; in den Antillen aber verlange es entweder Martinique oder Trinidad, je nach der Wahl Frankreichs.[1])

Malta.

Ceylon.

Martinique oder Trinidad.

Gegenvorschlag Bonapartes.

Bonaparte antwortete alsbald mit Hindeutung auf Portugal: Frankreich könne Lissabon und Oporto behalten, wenn es wolle; es werde die Hauptprovinzen Portugals besetzen lassen, sofern England nicht gemäßigtere Bedingungen vorschlage; wenn Frankreich Ägypten räume, so möge England auf Malta verzichten: es möge weder Martinique noch Trinidad verlangen, sondern sich mit Ceylon begnügen. Hawkesbury gab darauf die Antwort: Wolle Frankreich die Staaten Portugals in Europa einnehmen, so werde sich England der überseeischen Besitzungen desselben bemächtigen, der Azoren, Brasiliens und hierin wertvollere Unterpfänder des Friedens haben, als Frankreich an Lissabon. Trotzig erwiderte Bonaparte, nie werde er Malta abtreten; Trinidad gehöre einem Verbündeten, den zu vertheidigen Ehrensache für ihn sei; England solle sich mit Ceylon begnügen; übrigens sei, Malta ausgenommen, keiner der streitigen Punkte des Blutes wert, das die Fortsetzung des Krieges der Menschheit koste.

Portugal.

Plan der Landung.

Bonaparte schien damals ernstlich entschlossen, zu einer Fahrt nach England, die Rüstungen an der Küste wurden mit neuem Eifer betrieben. Den beiden andern Consuln erklärte er, er wolle durch diese Rüstung England zeigen, um was es sich handle, und wenn das britische Cabinet nicht zur Vernunft komme, die Flotille in Boulogne so lange vergrößern, bis er mit ihr, sein Leben, sein

[1]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, IV vol., livre 11.

Glück, seinen Ruhm aufs Spiel setzend, mit 100.000 Mann nach England hinüberschiffe. Zu gleicher Zeit drohte er den Engländern in Zeitungsartikeln, die von ihm geschrieben, im „Moniteur" abgedruckt und in Europa verschlungen wurden. Kein politischer Schriftsteller schrieb damals mit mehr Logik und Kraft des Ausdrucks, als der erste Consul. Er stellte die neuen Minister als weise, gemäßigte und wohlgesinnte Männer hin, die aber in ihren friedlichen Bestrebungen durch Pitt und Windham gehemmt würden. England besitze bereits mehr Colonien, als sein Handel nöthig habe; es müsse einen Theil seiner Eroberungen zurückgeben, gerade wie Frankreich drei- ja viermal so viel Land herausgegeben, als behalten habe. Wenn übrigens die englischen Minister wollten, dass der Krieg bis zur Vernichtung einer der beiden Nationen fortgesetzt werde, so gebe es gewiss keinen Franzosen, der nicht zu allen Opfern bereit wäre, um diesen Streit zum ewigen Ruhm Frankreichs zu entscheiden. Warum wolle man aber das Schicksal von zwei so großen Nationen aufs Spiel setzen? Warum nicht den Leiden der Menschheit einmal ein Ende machen? Artikel im „Moniteur".

Die Rüstungen wie die Zeitungsartikel thaten ihre Wirkung. Hawkesbury gab zur Antwort, England wolle auf Malta verzichten, wenn die Insel dem Johanniter-Orden zurückgegeben werde; doch verlange er dann das Vorgebirg der guten Hoffnung; es verzichte auf Trinidad, selbst auf Martinique, wenn es eine der Inseln des den Holländern gehörigen amerikanischen Festlandes, Demerary, Berbice, Essequibo, dafür erhalte. Bonaparte aber wollte weder Malta, noch das Cap, noch eine der holländischen Besitzungen in Amerika abtreten. Nun verzichtete England auf Malta und auf das Cap, verlangte aber kurzweg Trinidad: es hatte den Spaniern gehört. Bonaparte bot dafür Tabago an, welches den Franzosen gehörte, weil er Spaniens Schonung für Sache seiner eigenen Ehre hielt. Malta. Trinidad.

Da machte Bonaparte ein Fehler des Friedensfürsten nachgiebiger. Missgriff Godoys. Dieser wünschte nämlich sehnsüchtig den Frieden mit Portugal: bisher hatte er gesiegt gegen die Portugiesen, wenn er aber einmal geschlagen wurde, wie stand er dann in Spanien? — 10.000 Franzosen waren zur Unterstützung der Spanier vorgerückt, Verstärkungen kamen nach, zuletzt standen 25.000 Mann vor Salamanca. Der Friedensfürst erschrak und ahnte Eroberungspläne; darum schloss er voll Angst in Pinto schnell mit Portugal Frieden: es solle an Spanien sogleich die Festung Olivenza abtreten, an Frankreich zwanzig Millionen Francs bezahlen und seine Häfen den englischen Kriegs- und Handelsschiffen verschließen. Friede zu Pinto.

Zwei Abschriften des Vertrages wurden gemacht, die eine von Godoy unterschrieben, und rasch von Karl IV. gutgeheißen; die andere wurde von Lucian unterzeichnet und an den ersten Consul geschickt zur Genehmigung. Bonaparte erhielt das Actenstück im Augenblicke der eifrigsten Unterhandlung mit England; dieser rasche Friede nahm ihm eine Handhabe weg, um bessere Bedingungen zu erlangen. Bonaparte unterschrieb nicht und äußerte sich bitter über Lucian, der sofort die Bitte um seine Entlassung einsandte: — er war tief gedemüthigt durch die Weigerung seines Bruders. Nicht zufrieden mit dem ersten Fehlgriff, ließ sich der Friedensfürst einen zweiten zuschulden kommen: er zeigte dem ersten Consul kurzweg nicht bloß das Aufhören der Feindseligkeiten Bonaparte dagegen. Lucian.

mit Portugal an, sondern verlangte auch die Rückberufung französischer Truppen, und drohte, es als eine Gebietsverletzung anzusehen, wenn neue Truppen über die Pyrenäen rückten. Zuletzt verlangte er Zurücksendung der zu Brest eingeschlossenen spanischen Flotte, um so bald als möglich ein Bündnis aufhören zu lassen, welches dem Hofe zu Madrid lästig geworden sei. Bonapartes Zorn schwoll hoch an; er befahl sogleich Lucian, sich an den spanischen Hof zu begeben, und in seinem Namen zu erklären, dass er das Billet des Friedensfürsten gelesen habe, welches so lächerlich sei, dass es keine ernste Antwort verdiene; dass aber, wenn Manuel Godoy, von England erkauft, den König und die Königin zu Maßregeln verleiten sollte, welche mit der Ehre und dem Vortheil Frankreichs unverträglich wären, die letzte Stunde der spanischen Monarchie geschlagen habe. Übrigens würden die französischen Truppen in Spanien bleiben, bis Frankreich mit Portugal Frieden geschlossen habe; die geringste Bewegung der spanischen Truppen, um sich den französischen zu nähern, werde als Kriegserklärung betrachtet. Jetzt sah der Friedensfürst seine Ungeschicklichkeit ein, und niedergeschmettert von Angst, dass seine Stellung gefährdet sei, denn er hatte in Spanien unzählige Feinde, suchte er durch unbedingte Willfährigkeit den ersten Consul zu versöhnen.

Zorn Bonapartes. Drohung. Angst Godoys.

Talleyrand aber rieth nun Bonaparte, Trinidad den Engländern nicht weiter zu verweigern und den Weltfrieden dadurch zu verzögern. Spanien habe Frankreich durch sein jüngstes Benehmen von der Verpflichtung und Aufopferung entbunden — und nun sandte Bonaparte an Otto die Weisung, im äußersten Falle Trinidad zu opfern. So wurde der Friede möglich.

Talleyrand.

Ein anderes Ereignis trat ein, um den Abschluss zu beschleunigen. Die Rüstungen in Boulogne hatten das Volk in England vor einer Landung der Franzosen sorglich gemacht. Durch Ferngläser sah man von Dover die französischen Truppen und Schiffe. Die Miliz wurde aufgeboten. Nelson wurde aus der Ostsee zurückberufen und erhielt den Oberbefehl über die Flotte im Canal. Der unternehmende Seeheld hoffte durch einen kühnen Streich die französische Flotille zu vernichten, und erschien unerwartet am 4. August 1801 mit dreißig kleinen Fahrzeugen vor Boulogne und stellte sich so weit auf, dass ihn die französischen Kanonenkugeln nicht erreichen konnten, aber doch so, dass seine Bombenkugeln die französische Flotille bedrohten. Latouche-Tréville befehligte die Franzosen, ein sehr muthiger und geschickter Führer, der die Seeleute gewöhnt hatte, rasch an Bord zu steigen, schnell und genau zu manövrieren, und ebenso rasch wieder die Boote zu verlassen. — Am 4. August früh fünf Uhr begannen die Engländer zu feuern; sie schleuderten den ganzen Tag über eine Menge Geschosse ab, die aber meist zu hoch giengen und auf den Sand fielen. Was Nelson erwartet hatte, dass die Franzosen vor Englands Seeleuten erschrecken würden, trat nicht ein; Soldaten und Matrosen blieben unbeweglich, kaltblütig, ja sogar munter, und verlangten vorzurücken, um entweder auf Kanonenschussweite den Engländern nahe zu kommen oder einen Versuch zu machen, sie zu entern. Allein Latouche-Tréville gestattete es nicht aus wichtigen Gründen: der Wind war so, dass die schwergebauten französischen Kanonenboote den Engländern nur die hintere Seite zugekehrt hätten, während bloß auf der vordern die Kanonen waren. Die Franzosen hielten daher das feindliche Schießen bloß unbeweglich aus, sechzehn Stunden hindurch, und lachten, da ihnen die Bomben über den

Nelson vor Boulogne. 4. August 1801. Latouche-Tréville.

Kopf wegflogen. Kein Mann wurde verletzt, nur ein Kanonenboot mitten durchgeschossen. Nelson hatte Pulver und Kugeln umsonst verschwendet und zog sich voll Aerger zurück.

Am 16. August 1801 kam Nelson wieder, in der Absicht zu einem Angriff, wo er entern wollte; er hatte 35 Segel und 2000 Mann ausgewählter Truppen. Der Plan war wieder, wie bei Abukir, sich zwischen die Küste und die französische Flotte vorzuwagen, aber er gelang nicht, obschon der Angriff in der Mitternacht auf den 17. August begann. Ein französischer Wachtposten von acht Mann in einem kleinen Boot verrieth durch sein Feuer die Annäherung des Feindes. 17. Aug.

Die Franzosen empfiengen den Feind gefasst und wirksam. Die Engländer, welche entern wollten, wurden mit Bajonnettestichen ins Meer geworfen oder mit Äxten erschlagen. So kam eine Abtheilung nach der andern zum Kampf — und überall sahen sich die Engländer zurückgeworfen mit ansehnlichem Verlust. Die aufgehende Sonne beleuchtete ihren Rückzug. Diesmal sah sich auch Nelson geschlagen! — das erleichterte den Abschluss des Friedens.

Präliminarien 1. October 1801.

Nun erklärte sich Hawkesbury bereit, Malta dem Johanniter-Orden zurückzugeben, aber unter dem Schutze einer bürgenden Macht, da man dem Orden die Kraft nicht zutraute, sich selbst zu vertheidigen. Neapel oder Russland oder der Papst sollten die Bürgschaft übernehmen. Bonaparte hingegen erklärte sich bereit, Trinidad abzutreten. Damit war die letzte Schwierigkeit behoben, und es kamen nur noch Fragen wegen der Gefangenen, wegen der Schulden, wegen der mit Beschlag belegten Güter, wegen der Verbündeten, dann welche Macht man als Bürgen für Malta wählen solle. In den Hauptfragen war man einig. Man kam daher auf den Gedanken, die Formfrage nachträglich einem Congress in Amiens zu überlassen, die Friedens-Präliminarien aber zu unterzeichnen. Der Zusammentritt des Parlaments nahte, und die Minister wollten vor dasselbe mit einer vollendeten Thatsache, mit dem Abschluss des Friedens, treten, sonst möchte derselbe durch die Opposition gestört werden. Auch Bonaparte drängte es mit dem Abschluss des Weltfriedens am zweiten Jahrestag, da er erster Consul geworden war, vor Frankreich zu treten. Er gab darum Zeit bis zum 2. October. Wenn bis dahin der Friede nicht abgeschlossen sei, so wolle er die Herbstzeit zu einem Angriff auf England benützen. Auch die Unterhändler drängte es, ihre Unterschrift unter einen welthistorischen Frieden zu setzen. So wurde denn am 1. October abgeschlossen. England behielt das Festland von Indien, die Inseln Ceylon und Trinidad; es gab den Holländern das Cap der guten Hoffnung, Demerary, Essequibo, Berbice, Surinam; den Spaniern Minorca, den Franzosen Martinique und Guadeloupe, dem Johanniter-Orden Malta zurück; es räumte Porto-Ferrajo und die Insel Elba, die an die Franzosen kam; dafür sollten diese den Meerbusen von Tarent räumen. Ägypten sollte der Pforte zurückgegeben und Portugal sichergestellt werden.

Thiers nennt diesen Frieden den glorreichsten, den Frankreich je abgeschlossen. Am 3. October, um vier Uhr nachmittags, traf die Nachricht davon

Scene in Malmaison.

in Malmaison ein, wo die drei Consuln eben bei einer Berathung zusammen waren. Der Eindruck war mächtig, sie umarmten einander; Bonaparte, stolz auf so große Erfolge, die anderen voll Bewunderung. Cambacérès sagte: „Jetzt haben wir einen Friedensvertrag mit England, nun müssen wir noch einen Handelsvertrag schließen, und jeder Grund der Zwietracht zwischen beiden Ländern wird dadurch beseitigt sein.“ — „Nur nicht zu schnell!“ antwortete Bonaparte; „genießen wir jetzt den politischen Frieden, wir werden den Handelsfrieden schließen, sobald wir können ... Ich will um keinen Preis die französische Industrie der englischen opfern!“ — Die Nachricht wurde sogleich nach Paris gesendet. Am Abend verkündete Kanonendonner das glückliche Ereignis und wurde

Freude in Paris.

der Friede in allen Theatern verkündet. Die Freude war groß in der Hauptstadt, sie drückte sie durch eine allgemeine Beleuchtung aus. Das ganze Land wiederhallte von Jubel.

London.

Nicht minder groß war die Freude in London. Auf den Wagen, die von da abgiengen, war mit großen Buchstaben geschrieben: „Friede mit Frankreich!“ — sie wurden überall angehalten, im Triumph weiter gezogen und brachten die freudvolle Nachricht schnell durch das Land; sie bedeutete ja Ende der Hungersnoth und so vieler Leiden.

Thiers über Völkerhass.

Thiers macht die schöne Bemerkung: „Es gibt Tage, an welchen die Völker, gleich den einzelnen Personen, des Hasses müde, das Bedürfnis einer Versöhnung empfinden, und sollte sie auch nur eine vorübergehende, eine trügerische sein. In diesem leider so kurzen Augenblick glaubte das englische Volk, Frankreich fast zu lieben; es betete den Helden, den Weisen fast an, der es regierte, und rief: ‚Es lebe Bonaparte!‘ Das ist die Natur der menschlichen Freude; lebhaft und tief wird sie nur, wenn man die Zukunft nicht weiß. Danken wir der Weisheit Gottes, dass sie dem Menschen das Buch des Schicksals verschloss! Wie würden an diesem Tage alle Herzen erstarrt sein, wenn der Schleier, der die Zukunft verhüllte, plötzlich gesunken wäre und die Engländer und Franzosen fünfzehn Jahre furchtbaren Hasses und erbitterten Krieges, Meer und Land geröthet vom Blute beider Völker, vor sich hätten sehen können! — Und Frank-

Weisheit der Vorsehung.

reich, wie bestürzt wäre es geworden, wenn es jetzt, da es sich so groß glaubte, groß für ewige Zeiten, auf einer Seite des furchtbaren Schicksalsbuches die Verträge von 1815 erblickt hätte! — und der siegreiche weise Held, der es regierte, wie wäre er erstaunt, entsetzt gewesen, hätte er vermocht, inmitten seiner schönsten Werke, seine ungeheuren Fehler zu gewahren; hätte er inmitten seines reinsten Glückes, seinen schrecklichen Sturz und sein Märtyrerthum vorausgesehen! O gewiss, die Vorsehung hat in der Unergründlichkeit ihrer Absicht wohl gethan, dem Menschen nur die Gegenwart zu enthüllen; denn es ist genug für sein schwaches Herz. Wir aber, die wir heute alles wissen, das, was damals geschah und was sich später erfüllte, versuchen wir, uns einen Augenblick in das Nichtwissen jener Zeit zu versetzen, um ihre mächtigen und tiefen Aufregungen zu begreifen und zu theilen!“ [1])

Feste in London.

Die Freude in London war so groß, dass, als Oberst Lauriston mit der Bestätigung des Friedens von Seite des ersten Consuls eintraf, das Volk die Pferde ausspannte und die Wagen mit den beiden Franzosen zu Lord Hawkes-

[1]) Thiers, l. c. III, p. 140—148.

bury hinzog. Man konnte nicht genug Pässe von Paris nach London senden, so sehr drängte es die Engländer, wieder einmal Paris zu sehen und den großen Mann, der jetzt dort waltete, wo vor wenigen Jahren noch so schreckliche Dinge geschehen waren. Am 18. Brumaire war das Friedensfest in Paris, ein Volksfest, kein Wagen durfte fahren, nur Lord Cornwallis, der die Bestätigung von Seite Georgs III. gebracht hatte. Am gleichen Tage war ein Festmahl in London, der Lordmajor brachte einen Toast aus „auf den ersten Consul Bonaparte, auf die Freiheit und das Glück des französischen Volkes.“ Beide Nationen schienen für immer versöhnt zu sein.

Hat Bonaparte ernstlich an eine Fahrt nach England gedacht, wenn der Frieden nicht zustande kommen sollte? Hören wir darüber Marmont, der ihm damals sehr nahe stand und für die Fahrt arbeitete, und hören wir dann, was Bonaparte später selber vertraulich mittheilte!

Ernste Absicht der Fahrt nach England.

„Man hat häufig darüber gestritten, ob Bonaparte jemals ernstlich die Absicht gehegt, eine Expedition nach England zu unternehmen; ich antworte[1]) mit voller Überzeugung: ja; diese Expedition ist lange sein heißester Wunsch, seine liebste Hoffnung gewesen. Allerdings aber wollte er sie nicht aufs Gerathewohl unternehmen, das heißt, er wollte erst Herr der See und durch eine tüchtige Flotte gedeckt sein, und er hat bewiesen, dass er trotz der numerischen Inferiorität seiner Marine dahin zu gelangen wusste. Seine ausgesprochene Absicht, mit der Flotille einen Kampf zu wagen, war ein Mittel, den Feind zu beschäftigen und dessen Aufmerksamkeit von seinem eigentlichen Vorhaben abzulenken; etwas anderes aber, als ein Transportmittel für die Armee, hat er in seiner Flotille nie gesehen. Sie war die Brücke, um nach England zu kommen; da die Überfahrt kurz war, konnten die Truppen binnen wenigen Stunden ein- und ausgeschifft werden; nur das Auslaufen aus den Häfen nahm, da Ebbe und Flut zweimal wechseln mussten, längere Zeit in Anspruch. Nichts war leichter, als die Flotille zu diesem Zwecke zu verwenden, und da jedes einzelne Fahrzeug außer den Truppen auch Proviant, Munition, Feldartillerie u. s. w. führte, so war die Armee im Stande, sofort nach bewerkstelligter Landung eine Schlacht zu liefern. Trotz der geringen Zahl unserer Kriegsschiffe waren die Anstalten so getroffen, dass wir doch zu einer gegebenen Zeit im Canal die Stärkern sein konnten, und die Thatsachen haben bewiesen, dass dies möglich war.“

Rüstung.

Marmont bekam Befehl, eine ungeheure Menge von Geschützen und Schiffen zur Bewaffnung der Küsten und Flotten anfertigen zu lassen. Der Bau flacher Fahrzeuge wurde in allen Häfen Hollands und des Canals, wie an allen hier ausmündenden Strömen angeordnet. „Noch nie war in den Arsenalen eine solche Thätigkeit entwickelt worden. Die Küste von Zeeland bis zur Mündung der Seine wurde ein ununterbrochener Eisengürtel. Mörser von großer Tragweite, die ich erfunden und die meinen Namen führen, wurden in Masse an den Buchten und den schon vorhandenen oder noch anzulegenden Häfen placiert; tiefe Küsteneinschnitte bildeten bei Etaples, bei Boulogne und bei Ambleteuse Häfen, in denen unsere Fahrzeuge eine Zuflucht finden konnten. 50.000 Arbeiter waren Tag und Nacht bei diesen Arbeiten beschäftigt, welche mit zauberhafter Geschwindigkeit ihrer Vollendung entgegengiengen. Es wurden Kriegsschleußen an-

[1]) Marmont, Denkwürdigkeiten, II, S. 171.

gelegt, um die Häfen mit Wasser zu versehen und die Anhäufung des Sandes zu verhindern. Der erste Consul kam häufig selbst, um diese Arbeiten zu dirigieren, zu beschleunigen und zu besichtigen, und alles erhielt durch seine Anwesenheit und seine Willenskraft erhöhtes Leben. 50.000 Mann Truppen standen unter den Befehlen des Generals Soult in Boulogne, 30.000 Mann unter Ney in Etaples und 30.000 unter Davoust in Ostende. Reserven jeder Art wurden in Arras, Amiens, Saint-Omer und andern Orten zusammengezogen und weitere Anordnungen in Bezug auf die in Holland, in Hannover und in der Bretagne stehenden Truppen vorbehalten. Kurz, die Vorbereitungen zu einer Landung in England wurden im großartigsten Maßstabe getroffen und das Unternehmen auf das feierlichste angekündigt. Das bedrohte England eilte ebenfalls zu den Waffen und verwandelte sich in ein ungeheures Lager." [1])

Fulton

Dies war der Augenblick, wo der Amerikaner Fulton, nachdem bereits seit fünfzig Jahren mehrere andere Personen die gleiche Idee angeregt hatten, ohne ihr Folge zu geben, den Vorschlag machte, die Schiffe durch Dampfkraft zu bewegen. Die Dampfmaschine, diese kostbare Erfindung, welche der todten Materie Leben einhaucht und deren Gewalt die Kraft von Millionen Menschen ersetzt, hat schon jetzt alle gesellschaftlichen Zustände umgestaltet und sie wird dies nach und nach in immer höherem Grade thun; doch, auf die Schiffahrt angewendet, waren ihre Folgen unberechenbar. Bonaparte, den seine vorgefaßten Meinungen zum Gegner aller Neuerungen machten, lehnte Fultons Anträge ab.

abgewiesen,

„Diese Abneigung gegen alles Neue rührt von Bonapartes Ausbildung und Vorliebe für die Artillerie her. In einem solchen Corps muß ein conservativer Geist herrschen, der allen nicht vollständig begründeten Veränderungen widerstrebt, sonst würde die Masse überschwenglicher Projectenmacher bald Verwirrung hineinbringen. Aber eine weise Vorsicht schließt noch nicht die Annahme von Verbesserungen und Vervollkommnungen aus. Doch Fulton bat vergebens, man möge ihn experimentieren lassen und sich von den Resultaten seiner angeblichen

warum?

Erfindung überzeugen. Der erste Consul behandelte ihn als einen Charlatan, und wollte von nichts hören. Zweimal legte ich mich ins Mittel, es gelang mir aber nicht, seine Bedenken zu heben. Es läßt sich nicht berechnen, was geschehen sein würde, wenn er sich hätte aufklären lassen, und wenn neben den ihm zu Gebote stehenden Mitteln eine Dampfflotille sich an der Landung betheiligt hätte. Es war der gute Genius Frankreichs, der uns Fulton sandte. Der erste Consul blieb taub gegen seine Stimme und trat sein Glück mit Füßen." [2])

Man hat viel darüber gesprochen, was Napoleon gethan haben würde, wenn es ihm gelungen wäre, nach England hunderttausend Mann zu werfen.

Plan Bonapartes.

Auch O'Meara fragte ihn darum. Napoleon antwortete:[3]) „Ich würde die Sache in Person geleitet haben. Ich hätte zwei Flotten Befehle ertheilt, nach Westindien zu segeln. Anstatt da zu bleiben, sollten sie sich bloß unter den Inseln

[1]) Marmont, Denkwürdigkeiten, II, S. 173.
[2]) Ibid. II, p. 170.
[3]) O'Meara, Napoleon in der Verbannung, II, S. 38—40.

zeigen und unverzüglich nach Europa zurückzukehren, die Blockade von Ferrol aufheben, die Schiffe herausnehmen, nach Brest gehen, wo ungefähr vierzig Linienschiffe waren, sich mit ihnen verbinden und nach dem Canal segeln, wo sie keine so starke Flotte gefunden hätten, um ihnen die Spitze bieten zu können, und ihn von allen englischen Kriegsschiffen zu säubern. Durch falsche Nachrichten, die geschickt beigebracht wurden, berechnete ich, dass Sie Flotten nach Ost- und Westindien geschickt haben würden, um meine Flotten dort aufzusuchen. Ehe sie zurückkehren konnten, hätte ich das Commando über den Canal schon zwei Monate lang gehabt, da ich außer den Fregatten, ungefähr siebzig Linienschiffe stark war. Mit diesen würde ich eiligst 200.000 Mann, so nahe bei Chatham als möglich, gelandet haben, und geraden Weges auf London losgegangen sein, wo ich berechnete, in vier Tagen nach meiner Landung ankommen zu können. Ich würde eine Republik proclamiert haben (ich war damals erster Consul), ferner die Aufhebung des Adels und der Kammer der Pairs, die Vertheilung des Eigenthums der letztern (besonders derer, die mir entgegen waren) unter meine Anhänger, Freiheit, Gleichheit und die Majestät des Volkes. Das Haus der Gemeinen würde ich gelassen, aber eine große Reform eingeführt haben. Ich hätte einen Aufruf ergehen lassen, in welchem ich erklärt hätte, dass wir als Freunde zu den Engländern kämen, um die Nation von einer verdorbenen und schändlichen Aristokratie zu befreien und eine Volksregierung einzuführen, welches Unternehmen durch das Betragen meines Heeres bekräftigt worden wäre, da ich meinen Truppen nicht die geringste Beleidigung erlaubt haben würde. Rauben, Misshandlung der Einwohner oder die geringste Übertretung meiner Befehle wäre mit dem Tode bestraft worden. Ich denke, dass ich durch meine Versprechungen und durch das, was ich wirklich in Ausführung gebracht, großen Anhang erworben hätte. In einer großen Stadt, wie London, wo es so viel Canaille und so viele Unzufriedene gibt, hätte sich eine furchtbare Masse mit mir verbunden. Ich hätte zu gleicher Zeit einen Aufstand in Irland erregt."

Plan Bonapartes mit dem Adel.

O'Meara bemerkte, dass seine Armee in Stücke gehauen worden wäre, dass er in kurzer Zeit eine Million gegen sich gehabt haben würde, und dass überdies die Engländer London lieber verbrannt hätten, als es in seine Hände fallen zu lassen. — „Nein, nein," entgegnete Napoleon, „ich glaube es nicht. Sie sind zu reich und lieben das Geld zu sehr. Eine Nation verbrennt ihre Hauptstadt so leicht nicht. Wie oft haben die Pariser geschworen, sich lieber unter den Trümmern ihrer Hauptstadt zu begraben, als sie in die Hände der Feinde Frankreichs fallen zu lassen! — und doch ist sie zweimal genommen worden! Man weiß nicht, was geschehen sein könnte, Doctor. Weder Pitt, noch Sie, noch ich, hätten voraussagen können, was für einen Ausgang es gehabt hätte. Die Aussicht auf eine Veränderung zum Bessern und eine Theilung des Eigenthums würde unter der Canaille, besonders in London, Wunder gethan haben. Die Canaille aller reichen Nationen ist sich ziemlich gleich. Ich würde solche Versprechungen gemacht haben, die große Wirkung hervorgebracht hätten. Welchen Widerstand konnte ein ungeübtes Heer in einem ebenen Lande, wie England, dem meinigen thun? Ich habe alles bedacht, was Sie sagten; aber ich rechnete auf die Wirkung, die durch den Besitz einer großen und reichen Hauptstadt, der Bank, aller ihrer Reichthümer, der Schiffe in dem Flusse und zu Chatham hervorgebracht werden würde. Ich erwartete, die Herrschaft über den Canal nur zwei Monate lang zu haben, wodurch ich Verstärkungen an Truppen erlangt hätte;

London.

und wenn Ihre Flotte zurückkam, so hätten sie Ihre Hauptstadt in den Händen der Feinde und Ihr Land von meinen Heeren überwältigt gesehen. Ich hätte die Prügelstrafe abgeschafft und Ihren Seeleuten alles versprochen, was einen großen Eindruck auf ihre Gemüther hätte machen können. Die Proclamationen, in welchen es hieß, dass wir nur als Freunde kämen, um die Engländer von der verderblichen und despotischen Aristokratie zu befreien, deren Absicht es wäre, die Nation in einem ewigen Kriege zu erhalten, um sich und ihre Familien mit dem Blute des Volkes zu bereichern, und außer den übrigen Erklärungen auch noch die allgemeine Gleichheit des Vermögens, das alles würde für mich den Pöbel, die Müßiggänger, die Liederlichen und Unzufriedenen in dem Königreiche gewonnen haben."

Sichtlich war Bonaparte damals überzeugt, dass ihm das Wagnis gegen England gelinge. Das Vertrauen auf sein Glück war damals aufs höchste gestiegen, es hatte ihm nicht bloß einen Erfolg nach dem andern gegen Feinde von außen gewährt, es hatte ihn auch gegen Feinde im Innern wunderbar beschützt. Während der Verhandlungen über den Weltfrieden hatte ihm der Tod gedroht durch

Die Höllenmaschine, 24. December 1800.

Wenn der Regen aufgehört hat, fallen noch lange Tropfen von den Dächern. Die Revolution im großen und ganzen war gebändigt, aber von Zeit zu Zeit erinnerten noch einzelne Erscheinungen an ihre ehemalige Macht und bewiesen die große Verwilderung der Gemüther.

Chevalier. Machine infernale. Ein ehemaliger Revolutionär, Chevalier, einst Arbeiter in der Waffenfabrik, die der Convent in Paris eingerichtet hatte, wurde während der Verhandlungen über Ceracchi und Arena bei der Arbeit an einer Höllenmaschine ertappt, die den ersten Consul in die Luft sprengen sollte. Diese Maschine bestand aus einem mit Pulver und Kartätschen gefüllten Fass, an welchem ein Flintenlauf mit einem Schloss angebracht war, um es je nach einer bestimmten Zeit anzuzünden. Chevalier wurde ins Gefängnis geworfen. Die Sache machte großes Aufsehen und regte in einigen Gegnern des ersten Consuls den Gedanken an, eine ähnliche Höllenmaschine anzufertigen, und mit ihm die neue Ordnung des Chouans. Staates abzuthun. Es waren ehemalige Chouans: ein gewisser Limoëlan, ein ehemaliger Marine-Officier Régeant und ein gewisser Carbon, der im Bürgerkrieg verwildert war. Sie kamen Ende November 1800 einer nach dem andern nach Paris, schwätzten aber nicht unvorsichtig von ihrem Plan, wie Ceracchi und Arena es gethan hatten, sondern sammelten im tiefsten Geheimnis ihre Mordplan. Mittel. Ein mit Pulver und Kartätschen geladenes Fass thaten sie auf einen kleinen Wagen und beschlossen, dasselbe in einer engen Straße, durch welche der erste Consul oft fuhr, aufzustellen und, wenn er in die Nähe käme, es anzuzünden und ihn in die Luft zu sprengen. Zur Ausführung dieser That bestimmten sie den Abend des 24. December 1800. Sie wussten nämlich, dass der erste Consul am Abend dieses Tages in das Theater fahren werde, um „Die Schöpfung" von Haydn zu hören. Die Polizei ahnte nichts von dem Vorhaben. Die Verbrecher brachten ihren Wagen ungehindert in die Straße Saint-Nicaise, Carbon

und Limoëlan stellten sich so auf, dass der eine den ersten Consul von den Tuilerien abfahren sehen und dem zweiten das Zeichen geben konnte, dass er komme, und dieser dem dritten, das war Saint-Régeant, das Zeichen geben konnte, das Feuer an das Pulver zu legen. Dieser hatte grausam ein Mädchen von siebzehn Jahren gedungen, das Pferd zu halten.[1]) Um Viertel nach acht Uhr fuhr Bonaparte aus den Tuilerien ab. Die Generale Lannes, Berthier und Lauriston begleiteten ihn. Carbon kannte entweder seinen Wagen nicht; jedenfalls gab er Limoëlan kein Zeichen — und auf einmal bemerkte Saint-Régeant, dass der Wagen schon in die enge Straße einfahre. Er zog schnell am Draht, und trat zurück. Zum Glück für Bonaparte fuhr der Kutscher schnell und ritt die Gendarmerie hinter, statt vor dem Wagen. Der erste Consul war schon an dem Pulverfass vorüber, als dieses unter einem entsetzlichen Donner losgieng. Bonapartes Wagen wurde um ein Haar umgeworfen, die Scheiben zersprangen, der letzte Mann der Garde wurde niedergeworfen, acht Personen getödtet, darunter das Mädchen, welches das Pferd gehalten hatte; 28 Personen wurden schwer verwundet, 46 Häuser in der Nähe beschädigt. Der Schaden wurde auf 200.000 Francs geschätzt.

Explosion.

Todte und Verwundete.

Der erste Consul befahl zu halten, er glaubte mit seinen Adjutanten, man habe mit Kartätschen auf ihn schießen wollen, erfuhr aber sogleich, wie es sich verhielt, und gebot weiterzufahren; denn er wollte um jeden Preis im Opernhaus erscheinen. Er nahm wie gewöhnlich im Vordergrund seiner Loge Platz und zeigte die größte Ruhe, während aller Augen sich auf ihn richteten. Schnell flog die Kunde von dem Geschehenen durch das Theater und das donnernde „Lebe hoch!", das die Mauern erschütterte, bewies ihm, wie sehr die Pariser seine Gefahr für die ihre eigene hielten und über seine Rettung froh und seiner Person anhänglich waren. Bonaparte blieb jedoch nicht bis zu Ende der Aufführung, sondern kehrte in die Tuilerien zurück, wo im Erdgeschoss schon eine Menge Beamte sich versammelt hatten, um ihm zu seiner Rettung Glück zu wünschen und seine Befehle zu erwarten. Er rief ihnen mit starker Stimme zu: „Das ist das Werk der Jakobiner! — sie haben versucht, mich zu ermorden. Weder Adelige, noch Priester, noch Chouans haben Antheil daran. Ich weiß schon, woran ich mich zu halten habe, man soll mich nicht davon abbringen. Es sind Septembermörder, in Verbrechen versunkene Bösewichter, die gegen alle Regierungen, welche nacheinander bestanden haben, in fortwährender Empörung und steter Rüstung sind. Vor kaum drei Monaten machten Ceracchi, Arena, Topino-Lebrun den Versuch, mich zu ermorden. Es ist dieselbe Rotte, es sind die Bluthunde vom September, die Mörder von Versailles, die Elenden vom 31. Mai, die Aufrührer vom Prairial. Kann man sie nicht in Schranken halten, so muss man sie vertilgen. Mit solchen Banden ist kein Vertrag zu schließen. Frankreich muss man von diesem Abschaum reinigen. Kein Mitleid mit solchen Bösewichten!"[2]) — Bourrienne, der anwesend war, sagt: „Man muss Bonapartes bewegtes Gesicht, seine sparsamen, aber immer ausdrucksvollen Geberden gesehen und den Ton seiner Stimme gehört haben, um sich den Zorn

Bonapartes Ruhe

und Leidenschaft gegen die Jakobiner.

[1]) Cadoudal bestreitet dies. Régeant habe das Fass in einer Ecke der Straße aufgestellt, habe mit einem Draht den Drücker des Gewehrs, hinter einem Vorbau gedeckt angezogen und so das Fass angezündet, sei aber vom Losgehen zu Boden geschleudert und blutig geworden. — Georges Cadoudal et la Chouannerie, par son neveu Georges Cadoudal, Paris 1887, p. 284.

[2]) Bourrienne, Mémoires, IV, p. 200.

vorstellen zu können, mit dem er diese Worte ausstieß. Vergebens bemühten sich
Fouché angeklagt, Fouché und einige Staatsräthe, ihm vorzustellen, man kenne die Schuldigen noch nicht. Bonaparte wiederholte seine Auslassung über die Jakobiner und die schmeichlerische Mehrzahl ergieng sich in Anschuldigungen gegen Fouché, er zeige eine verbrecherische Nachsicht mit der revolutionären Partei und schone seine früheren Mitschuldigen; das Leben des ersten Consuls sei nicht sicher, solange Fouché Polizeiminister sei. Dieser hatte sich in einen Winkel des Saales zurückgezogen und hörte ruhig alle Schmähungen an; er beugte sich wie das Rohr, um sich bald wieder aufzurichten. Er erinnerte sich an Nachrichten aus der Bretagne, dass gefährliche Leute von da nach Paris gekommen seien. Durch die Säumigkeit eines Untergebenen hatte man jedoch ihre Spur verloren; er war aber sogleich überzeugt, dass diese die Schuldigen seien und nicht die Revolutionäre.
ahnt die Wahrheit.
Bonaparte gegen Fouché. Zu Fouché sagte der erste Consul: „Ich verlasse mich nicht auf Ihre Polizei, ich verwalte meine Polizei selbst und wache bis zwei Uhr morgens.“ — Am Abend sagte er zu Bourrienne: „Fouché hat seine Gründe, zu schweigen, er schont offenbar einen Haufen mit Blutschuld und Unthaten belasteter Menschen! Ist er nicht eines ihrer Häupter gewesen? Weiß ich nicht, was er zu Lyon und an der Loire gethan hat? Nun also, die Loire und Lyon erklären mir Fouchés Benehmen!“ Durch ganz Paris gieng schnell das Gerede, Fouché sei in Ungnade entlassen.

Glückwünsche. Am folgenden Tag erschienen der Senat, der gesetzgebende Körper, das Tribunat, der Staatsrath, die Vorstände der Gerichtshöfe, der Verwaltung, die Generalstäbe beim ersten Consul, um ihre Theilnahme auszudrücken an der Größe der Gefahr und ihren Unmuth über die Verbrecher. Es war Ernst und
Antwort. Wärme im Ausdruck dieser Gefühle. Bonaparte antwortete: „Mich rühren diese Beweise von Liebe, welche mir Paris entgegenbringt; ich verdiene sie, denn das einzige Ziel meines Denkens und Thuns ist nur das Gedeihen und der Ruhm Frankreichs. Solange diese Schar von Verbrechern nur mich angriff,
Drohung. überließ ich es den Gesetzen, sie zu züchtigen; jetzt aber, da sie durch ein Verbrechen, das in der Geschichte ohnegleichen dasteht, einen Theil der Bevölkerung der Hauptstadt gefährdet haben, jetzt soll ihre Strafe ebenso schnell als schrecklich sein. Man muss diese Schurken in die Unmöglichkeit versetzen, ferner zu schaden.“ — Jedermann billigte diese Äußerungen des Zornes. Die Verständigen sahen aber mit Bedauern, dass der zürnende Löwe die Schranken des Gesetzes durchbrechen wolle; die Menge verlangte nach Hinrichtungen.[1]) Also selbst die Regierung, deren Ruhm es war, die Revolution niedergeschlagen zu haben, war jetzt auf dem Wege,
Wie in der Schreckenszeit die Grundsätze der Schreckenszeit zu den ihrigen zu machen und Männer in Bausch und Bogen zu verurtheilen, bloß weil sie im Verdacht standen, dass sie das Verbrechen hätten begehen können. Man wollte also ehemalige Revolutionäre geradeso behandeln, wie diese im Jahre 1793 ihre Opfer behandelt hatten.

Staatsrath. Am 26. December 1800 versammelte sich der Staatsrath unter Vorsitz des ersten Consuls. Portalis beantragte eine Militärcommission, um die
Was Portalis, gegen die Regierungsmitglieder begangenen Verbrechen zu richten, und dass man dem ersten Consul Gewalt gebe, solche Leute, deren Gegenwart in der Hauptstadt gefährlich scheine, aus Paris zu entfernen und sie nach Cayenne zu bringen, wenn sie versuchten, dieser Verbannung sich zu entziehen. Das

[1]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, II, p. 242—244, 247—249.

war aber Bonaparte zu wenig und gieng ihm zu langsam: nicht wie Rechtsmetaphysiker, welche Frankreich seit zehn Jahren verdorben hätten, sondern wie Staatsmänner müsse man handeln und entschlossen ein Heilmittel gegen die Übel anwenden. Es gebe in Frankreich 10.000 Bösewichte, die alle rechtschaffenen Leute verfolgt und sich mit Blut besudelt hätten. Nicht alle seien gleich schuldig und seien unverbesserliche Verbrecher, viele seien für die Reue empfänglich und würden friedliche Bürger werden, sobald ihre Anführer entfernt seien. Aber diese Anführer müsse man mit einem kühnen Schlag treffen und den rechtschaffenen Leuten zeigen, dass die Regierung sie zu schützen wisse. „Es gibt hier keinen Mittelweg, entweder muss man alles vergeben wie Augustus, oder eine rasche, furchtbare, den Verbrechen angemessene Rache nehmen. Es müssen ebensoviel Schuldige bestraft werden, als Opfer gefallen sind. Man muss 15 oder 20 dieser Bösewichte erschießen, 200 nach Cayenne bringen. So wird die Republik von diesem blutigen Abschaum gereinigt." was Bonaparte will.

Mehrere Staatsräthe spendeten Beifall, im Gesichte anderer sah Bonaparte Missbilligung seiner maßlosen Leidenschaft und seines Entschlusses, den Weg des Gesetzes zu verlassen. Dies reizte ihn, seine Maßregel als nothwendig und gerecht darzustellen und zu erklären: „Ich bin bereit, allein über diese Schuldigen zu richten und das Urtheil vollziehen zu lassen; ganz Frankreich wird mir Beifall zollen, denn es ist nicht meine Person, die ich hier zu rächen suche; mein gutes Glück hat mich schon manchmal auf den Schlachtfeldern geschützt, es wird mich auch in Zukunft schützen. Nicht an mich denke ich, ich denke an die gesellschaftliche Ordnung, die ich berufen bin herzustellen, an die Ehre der Nation, die ich berufen bin reinzuwaschen von einem abscheulichen Schandfleck." Bonapartes Leidenschaft.

Muth in solcher Lage, um einem so gewaltigen Manne zu widersprechen, ist selten; nur der Admiral Truguet hatte den Muth, Zweifel über die wahren Urheber des Verbrechens zu äußern und auf die Chouans, welche die Landstraßen unsicher machten, hinzudeuten; auch verderbe man den öffentlichen Geist durch Pamphlete. — „Nennen Sie mir diese Flugschriften!" antwortete Bonaparte voll Zorn. — „Sie kennen sie ebensogut, als ich", antwortete Truguet ruhig. Bonaparte verstand, was Truguet meinte, sehr gut; er war an einer wunden Stelle angegriffen, wie wir oben sahen,[1]) und antwortete: „Hält man uns für Kinder? Will man uns gegen Auswanderer und Priester aufreizen? Befand sich Frankreich je in einer glänzenderen Lage, die Finanzen auf besserem Wege, waren die Heere je siegreicher, der allgemeine Friede näher bevorstehend? Wenn die Chouans Verbrechen begehen, so lasse ich sie erschießen; aber, soll ich wieder Achtserklärungen beginnen gegen Adelige, Priester und Royalisten? Soll ich diese strafen, weil sie Priester, jene, weil sie ehemals Adelige waren? Nein, Bürger Truguet, man soll mich nicht irre machen! Unserer Ruhe sind nur die Septembermörder gefährlich; diese würden auch Sie nicht schonen; Sie könnten noch so ernstlich sagen, Sie hätten sie heute im Staatsrathe vertheidigt; diese würden Sie wie mich und alle unsere Amtsgenossen hinopfern." Hastig verließ darauf Bonaparte die Sitzung. Muth Truguets.

[1]) Vgl. oben, S. 102—103 dieses Bandes. — Bourienne, l. c. IV, p. 204—207.

Berathung. Cambacérès vermittelte und gewann jene durch Milde, welche Bonapartes Schroffheit zurückgedrängt hatte. Neue Sitzungen des Geheimen Rathes wurden abgehalten und führten zum Beschluss, eine allgemeine Maßregel gegen die Terroristen zu ergreifen. Bonaparte verlangte ein Gesetz, denn man dürfe nicht eine Person allein aussetzen, sondern der ganze gesetzgebende Körper müsse die Verantwortung tragen. Man betrat jedoch einen Mittelweg. Die Maßregel sollte von der Regierung ausgehen, der Senat aber prüfen, ob sie die Verfassung verletze oder nicht. Zu diesem Mittelweg kam man nach ruhiger Überlegung umso eher, als sich mehr und mehr Beweise fanden, dass nicht Jakobiner, sondern Chouans das Verbrechen begangen hatten. Das siebzehnjährige Mädchen, welches das Pferd gehalten hatte, war in Stücke zerrissen. Den Kopf des Pferdes, das gleichfalls zerrissen war, erkannte aber der Pferdehändler, der es verkauft hatte. Seine Beschreibung des Käufers traf mit der zusammen, welche der Böttcher, so das Fass mit eisernen Reifen beschlagen hatte, von dem Käufer gab. Man erfuhr, dass Carbon eine Schwester in Paris habe und von dieser erlangte man das Geständnis seiner Wohnung, in welcher er verhaftet wurde. Anfangs leugnete er alles, endlich gestand er und gab Limoëlan und Saint-Régeant als Urheber des Planes an. Beide wurden aufgefunden, Saint-Régeant, noch krank an den Wunden von der Explosion her, und beiden konnte ihre Thätigkeit nachgewiesen werden. Alles war außer Zweifel. Bonaparte kam endlich zur Überzeugung, dass der Mord von Anhängern des Königthums ausgeführt sei. Weil aber die Ächtungsliste gegen die Jakobiner schon vollzogen war, so musste es dabei bleiben. Fouché wusste ganz wohl, dass die Jakobiner mit dieser Höllenmaschine nichts zu thun gehabt hätten, opferte aber mit satanischer Arglist dennoch seine ehemaligen Genossen, nur um die Gunst des ersten Consuls zu gewinnen und im Polizeiministerium zu bleiben. Er überreichte dem ersten Consul einen Bericht, nicht über gewöhnliche Verbrecher, gegen welche die Gesetze genügten, sondern über Feinde von ganz Frankreich, welche es jeden Augenblick in die Anarchie zurückzuwerfen drohten. Dieser furchtbaren Verbrecher seien nicht viele, aber die Zahl ihrer Verbrechen sei groß; sie seien nicht dieser oder jener Regierung, sondern jeder Art von Autorität feind und verharrten in einem entsetzlichen Krieg, der nur durch eine außerordentliche Maßregel der obersten Staatsbehörde beendigt werden könne; — wenn auch nicht alle mit Dolchen in der Hand ergriffen worden, so seien doch alle gleich fähig, ihn zu schärfen und ihn zu gebrauchen. Dieser Bericht veranlasste den Consularbeschluss, der für 130 Personen die Deportation beantragte.

Die Mörder entdeckt.

Fouché.

Am 5. Januar 1801 entschied dann der Senat, dass der Beschluss des ersten Consuls eine Maßregel sei, welche die Verfassung aufrecht erhalte. Am 6. Januar wurden infolge dessen diese Unglücklichen zusammengebracht; es befanden sich darunter einige Deputierte des Convents, mehrere Mitglieder der ehemaligen Commune, die noch übrigen waren Septembermörder, darunter Rossignol, der ehemalige General der Revolutions-Armee, und der deutsche Prinz Karl von Hessen, also größtentheils Bösewichte, die allerdings kein Mitleid verdienten, bei deren Behandlung aber alle Formen des Rechtes verletzt wurden.[1])

Deportation.

Rossignol.

[1]) Nur 71 der Verurtheilten kamen nach Cayenne, denn Fouché verschaffte heimlich mehreren die Gelegenheit zur Flucht, andere wurden auf Fürsprache hin begnadigt.

Bourrienne bemerkte dabei: „Ich entschuldige Bonaparte; jeder andere an seiner Stelle würde ebenso gehandelt haben und wohl noch weiter gegangen sein. Schon damals gelangte die Wahrheit schwer zu ihm und, wenn sie ihm nicht gefiel, wollte er sie nicht hören. Hiezu kam noch die Ungeduld, mit welcher er seinen Zweck verfolgte, und von der sich die glühendste Phantasie kaum eine Vorstellung machen kann. Er kämpfte oft mit sich selbst, um sich beherrschen zu lernen, aber seine Schmeichler kamen ihm zuhilfe. Die Mehrzahl derer, die bei ihm Zutritt hatten, waren gar nicht aufrichtig, wiederholten ihm immer nur seine eigene Meinung und das, was er für gut hielt; er bewunderte dann die Weisheit solcher Rathgeber und Fouché war nun genöthigt, um sich in Gunst zu erhalten, ihm 130 seiner ehemaligen Vertrauten zur Ächtung auszuliefern. — Welche Lehre für Fürsten, den Berichten ihrer Agenten nur immer mit größter Vorsicht zu trauen!“ [1] Fluch der Schmeichelei.

Wie eifrig damals die Volksstimmung für Bonaparte war, ersieht man aus der Haltung des Volkes gegen die 71 Geächteten: es wollte sie in Stücke reißen; an mehreren Orten, an welchen sie durchkamen, namentlich in Nantes, mussten die Reiter sie gegen die Wuth des Volkes schützen. Am 13. Januar 1801 standen die wahren Thäter schon vor Gericht und wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Desungeachtet widersetzte sich Bonaparte jeder Milderung der Strafe der Geächteten: „Nicht einer ist unter ihnen, der den Tod nicht hundertmal verdient hätte, wenn man seine Thaten während der Revolution richten wollte. Diese Schurken haben Frankreich mit Schafotten bedeckt und die gegen sie ergriffene Maßregel ist eher mild als streng zu nennen. Der Senatsbeschluss spricht von der Höllenmaschine weder als Beweggrund, noch als Anlass zu ihrem Urtheil. Mit einer Compagnie Grenadiere könnte man die ganze Adelsclique im Faubourg Saint-Germain in die Flucht jagen, aber die Jakobiner sind Männer von festem Charakter, die nicht so leicht in die Flucht zu bringen sind; übrigens hat die Deportation nichts zu bedeuten, ich bin sie jetzt los. Wenn die Royalisten sich regen, so werde ich sie gleichfalls treffen.“ — Merkwürdig ist, dass auch Arena und Ceracchi, Demerville und Topino-Lebrun, desgleichen Chevalier und Veryer in diesen Tagen, es war am 9. Januar, von den Geschworenen, obschon sie nur zur Ermordung des ersten Consuls sich verabredet hatten, zum Tode verurtheilt wurden. So wenig sind die Geschworenen geeignet, in Zeiten der Aufregung über politische Verbrecher zu richten. Ihr Advocat war Chaveau-Lagarde, derselbe, welcher zur Schreckenszeit so oft vor dem Revolutions-Tribunal Unschuldige mit Muth vertheidigt hatte. Jetzt riefen ihn diese ehemaligen Mitglieder des Revolutions-Tribunals selber zuhilfe. Seine Beredsamkeit war auch diesmal vergebens. Alle sechs wurden am 9. Januar zum Tode verurtheilt und am 31. Januar hingerichtet nach vergeblicher Berufung an den Cassationshof. — Merkwürdig ist auch, dass damals eine Menge Maires und andere Beamte, als man vom Zorne des ersten Consuls gegen die Jakobiner hörte, aus allen Theilen Frankreichs Berichte gegen die Jakobiner und Anzeigen von Verschwörungen derselben einsandten, die der erste Consul natürlich nicht weiter beachtete. Volksstimmung. Hinrichtung. Chaveau-Lagarde.

Hören wir, wie Napoleon I. auf Helena die Hinrichtung Ceracchis und seiner Genossen rechtfertigte, als ihm O'Meara von einer geheimen Gesellschaft der Philadelphi redete,[2] die gegen ihn verschworen gewesen waren, und zu- Napoleons Urtheil.

[1] Bourrienne, Mémoires, IV, p. 211—212.
[2] O'Meara, Napoleon in der Verbannung, II, S. 24—27.

gleich seine Verwunderung ausdrückte, dass er nie durch die Hände irgend eines Verschworenen gefallen wäre. Da sagte Napoleon: „Niemand wusste fünf Minuten vorher, dass ich ausgehen würde. Dadurch wurden die Verschwörer irre geleitet, da sie nicht wussten, wohin sie den Schauplatz ihrer Unternehmung verlegen sollten. Kurz nachdem ich zum Consul gemacht worden, bildeten ungefähr fünfzig Personen eine Verschwörung gegen mich, von denen die meisten einst mir sehr ergeben waren, und aus Officieren von der Armee, aus Männern von Gelehrsamkeit, Malern und Bildhauern bestand. Sie waren alle strenge Republikaner, ihre Köpfe waren erhitzt, jeder hielt sich für einen Brutus und mich für einen Tyrannen
Arena. und einen andern Cäsar. Unter ihnen war Arena, ein Landsmann von mir und Republikaner, mir vormals sehr zugethan; aber auch er hielt mich für einen Tyrannen und glaubte Frankreich einen Dienst zu erweisen, wenn er es von mir
Ceracchi. befreite. Unter ihnen befand sich auch Ceracchi, ein anderer Corse und ein berühmter Bildhauer, der, als ich in Mailand war, eine Statue von mir gemacht hatte. Er war mir auch sehr ergeben gewesen, da er aber ein fanatischer Republikaner war, so beschloss er, mich zu tödten, weswegen er nach Paris kam und mich um die Ehre bat, eine andere Statue von mir zu verfertigen, unter dem Vorwande, dass die erste für einen so großen Mann nicht gut genug ausgeführt wäre. Ob ich gleich von der Verschwörung nichts wusste, so gab ich doch meine Einwilligung dazu nicht, da ich mir nicht die Mühe geben wollte, einige Tage zwei oder drei Stunden lang in derselben Stellung zu sitzen, besonders da ich ihm schon gesessen hatte. Dieses rettete mein Leben, da seine Absicht war, mich, während ich saß, zu erdolchen. Unterdessen hatten sie ihre Pläne gemacht. Unter ihnen war ein Hauptmann, der ein großer Bewunderer von mir gewesen war.
Harrel. Dieser Mann kam mit den andern überein, dass es nothwendig wäre, den Tyrannen zu stürzen, aber er wollte nicht einwilligen, dass man mich tödtete, ob er gleich jedes andere Mittel billigte. Alle andern aber waren verschiedener Meinung und bestanden darauf, dass es durchaus nothwendig wäre, mich aus der Welt zu schaffen, als das einzige Mittel, Frankreich vor der Sclaverei zu bewahren; denn solange ich lebte, wäre keine Hoffnung zur Freiheit denkbar. Da dieser Hauptmann fand, dass sie, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, durchaus mein Blut vergießen wollten, so unterrichtete er mich von ihren Namen und Plänen. Sie wollten mich den ersten Abend, wo ich ins Theater gienge, beim Zurückfahren in einer Straße ermorden. Alles wurde mit der Polizei verabredet — ich gieng denselben Abend ins Theater und kam wirklich durch die Verschworenen, von denen ich einige von Person kannte, und die mit Dolchen unter ihren Mänteln versehen waren, um mich zu expedieren, wenn ich herausgienge. Kurz nach meiner Ankunft ergriff sie die Polizei alle, man durchsuchte sie und fand bei ihnen die Dolche. In Frankreich kann eine Person nur dann der Verschwörung zu einem Morde schuldig erklärt werden, wenn man die Werkzeuge des Todes bei ihr findet. Es wurde ihnen nachmals der Prozess gemacht und einige hingerichtet."

Die neueren Schriftsteller der Revolution, Thiers vor allen, beschuldigen
Cadoudal. Georges Cadoudal als Urheber des Plans, Napoleon durch die Höllenmaschine mit Meuchelmord aus dem Wege zu räumen; er habe Saint-Régeant zu diesem Unternehmen aufgestachelt. Georges erklärte 1804 im Verhöre: „Ich habe Saint-Régeant den Auftrag gegeben, nach Paris zu gehen, aber ich habe ihm nie den Auftrag zum Attentat des 3. Nivose gegeben." Er war zu stolz, um zu lügen, und zu gewissenhaft, um einen Meuchelmord zu vollziehen oder zu befehlen; er befragte vor jedem Unternehmen seinen Beichtvater um Rath,

und dieser würde ihm nie einen Meuchelmord erlaubt haben. Alle, die mit Georges vertraut waren, haben ihn von diesem Attentate immer freigesprochen. Wie kam aber Georges überhaupt ins Gerede?

Bonaparte hatte Fouché am 4. Januar 1800 geschrieben: „Georges ist, wie man mir versichert, aus England wieder zurückgekehrt. Es ist unumgänglich nöthig, dass Sie ihn wie Frotté, der in Orne ist, verhaften. Sparen Sie kein Mittel, diese beiden lebendig oder todt in Ihre Gewalt zu bringen." — Fouché machte vergebens seine Anstalten und glaubte am Abend des 24. December 1800 sogleich, die Höllenmaschine sei die Antwort Cadoudals auf Bonapartes Befehl. — Allerdings war Cadoudal in seine Heimat zurückgekehrt; in London fasste er den Plan, Bonaparte in Paris mit einer Schar seiner Anhänger bei hellem Tage gefangen zu nehmen; wie Hannibal auf den Gedanken kam, die Römer könnten nur in Rom überwunden werden, so kam er, nachdem ihm das Kriegsglück auf den Schlachtfeldern im Morbihan untreu geworden war und die Häuptlinge von Anjou, Poitou und Maine ihn verlassen hatten, auf den Ausspruch: „Wir können die Revolution nur in Paris besiegen", und trug sich mit dem Plan, Bonaparte in Paris gefangen zu nehmen. Dies besagen auch die Erinnerungen von Kérigeant:[1]) „Er kam im Sommer 1800 zu meinem Vater und schilderte ihm in herzzerreißenden Zügen das Los der Anhänger des Königs, die wie wilde Thiere verfolgt würden und nicht mehr wüssten, wo sie ihr Haupt niederlegen könnten. An allen Gewaltthaten sei der erste Consul schuld, den er als den gefährlichsten Mann für die Monarchie und das Königthum darstellte, welchen die Revolution hervorgebracht habe; er schilderte seinen gewissenlosen Ehrgeiz und dessen Ziele, und schloss mit der Nothwendigkeit, Frankreich von ihm zu befreien, erklärte sich aber entschieden gegen einen Meuchelmord: er wolle ihn mitten in seiner Leibwache angreifen mit einer gleichen Zahl von Chouans (dreißig), die erlesene und muthige Leute seien, wie seine Leibgarde, wenn er nach Saint-Cloud fahre. Kérigeants Vater verweigerte die Theilnahme an diesem Überfall, weil er auf Ehrenwort versprochen habe, Frieden zu halten." — Ähnlich erzählt Bohu, der erste Officier im Morbihan nach Cadoudal: „Im Sommer berief Georges mich, Debar, Robinault von Saint-Régeant und den Ritter Trécesson und sagte, er benöthige einen von uns zu einer Reise nach Paris. Saint-Régeant, als der Älteste, sprach den Vorzug an. Der General willigte ein und sagte: ‚Ich will dir die Mittel zur Reise nach der Hauptstadt geben und da setzest du dich mit Leuten in Verbindung, die ich dir nenne, und kaufst mit ihrer Hilfe eine Anzahl Pferde, Kleider und Waffen, deren ich mich später bedienen will, wozu — wirst du schon erfahren.' Saint-Régeant reiste ab. Als wir hörten, dass durch das Losgehen der Höllenmaschine die Ziegel von den Dächern auf den Wagen des ersten Consuls gefallen seien, wurde Georges sehr zornig und rief: ‚Das ist gewiss wieder ein Viehstreich von dem dummen Saint-Régeant: er hat nachher vor uns prahlen wollen, er allein habe Frankreich von Bonaparte erlöst! Jetzt sind alle meine Pläne durchrissen: auch sind wir im Augenblick nicht in der Lage, offen den Krieg zu beginnen.'" — Erst in Paris hörte Saint-Régeant bei Jakobinern von Chevaliers Höllenmaschine. In gleicher Weise erzählte Georges den Hergang in einem Schreiben an den Grafen Artois, der ihm vorwarf, das Mittel sei unehrenhaft.[2]) Georges antwortete, Saint-Régeant habe nach seinem

Fouché.

Kérigeant.

Saint-Régeant.

[1]) Souvenirs de Kérigeant — bei Cadoudal, l. c. p. 280.
[2]) Georges Cadoudal, l. c. p. 279—281.

Limoëlan. eigenen Kopfe gehandelt. Dieſer ſtarb am 21. April 1801 mit Muth. Carbon, ein gemeiner und roher Mann, zeigte ſich ſchwach. Limoëlan entkam. Napoleon erzählte Las Caſes auf Helena: „Man will wiſſen, daſs das Oberhaupt dieſer Verſchwörung nachher im Schoße der Kirche ſein Verbrechen durch ſtrenge Gelübde habe abbüßen wollen und Trappiſt geworden ſei.“ [1]) Der Neffe Cadoudals erzählt, daſs Limoëlan unter dem Namen Closrivière als Verfaſſer von aſcetiſchen Werken einen gewiſſen Ruf erlangt habe.[2]) — Übrigens bemerkte der Herausgeber der Biographie Cadoudals, bei Saint-Régeant müſſe man an die Glut des Haſſes denken, den er gegen die Republikaner hegte; unſere Zeit ſei gar nicht hinaus über dieſe Abſcheulichkeiten der Revolution, man dürfe nur an die Thaten der Commune zu Paris und an den Mord Alexanders II. in Petersburg denken. —

Bonaparte eilte der Monarchie zu, es gibt aber keine Monarchie von Dauer ohne einen Adel, darum

Der Orden der Ehrenlegion, 4. Mai 1801.

Ein neuer Adel Der alte Adel hieng am König feſt, Bonaparte wollte deshalb einen neuen Adel ſchaffen, der an einigen Grundſätzen der Revolution feſthalte; er bemerkte, daſs kein Zuſammenhalt ſei unter den Männern der Revolution; er wollte daher eine Genoſſenſchaft gründen, die durch das Band der Ehre und des Vortheils zuſammengehalten und eine Stütze für den Thron würde, den er ſich zu errichten entſchloſſen war; er ſollte die Leere, welche in den Seelen nach den Enttäuſchungen der Schwärmerei für Freiheit eingetreten war, durch das Streben nach Ehre ausfüllen, und den Eifer für das neue monarchiſche Staatsweſen entzünden. So entſtand in ihm der Plan zur Plan der Legion. Stiftung der Ehrenlegion, die aus 6000 Männern beſtehen ſollte, die ſich im Kriege oder in der Literatur, in der Kunſt, in der Verwaltung, in der Regierung ausgezeichnet hätten. Die bisherigen Inhaber von Ehrenwaffen ſollten als ſolche ſchon Mitglieder dieſer Legion ſein, die aus 15 Cohorten beſtehen würde, und jede Cohorte ſollte 7 Großofficiere, 20 Commandeurs, 30 Officiere und 350 einfache Legionäre haben. Alle Cohorten ſollten unter einem Oberrathe von ſieben Mitgliedern ſtehen, zu denen die drei Conſuln und vier Großofficiere gehörten, von denen den erſten der Senat, den zweiten der geſetzgebende Körper, den dritten das Tribunat, den vierten der Staatsrath ernenne; dieſe ſieben hätten die Güter der Legion zu verwalten und über die Eid der Mitglieder. Ernennung der Mitglieder zu berathen. Jedes Mitglied müſſte ſchwören, ſich der Vertheidigung der Republik, der Unverſehrtheit ihres Gebietes, dem Grundſatz der Gleichheit, der Unverletzlichkeit des Nationaleigenthums zu widmen. Jeder Grad hätte ſeine beſondere Auszeichnung und ſeinen beſonderen Gehalt:

[1]) Las Caſes, Tagebuch oder Napoleons Leben, II, S. 75, zum 28. Nov. 1815.
[2]) Georges Cadoudal, l. c. p. 285—286.

ein Großofficier sollte jährlich 5000, ein Commandeur 2000, ein Officier 1000, ein einfacher Legionär 250 Francs erhalten, die aus dem Erträgnisse von hiefür eigens bestimmten Nationalgütern angewiesen würden. Jede Cohorte sollte ihren Sitz, ihren Spital in der Provinz haben, in welcher die ihr zugewiesenen Güter lägen. Gehalt.

Der Plan wurde 4. Mai 1801 dem Staatsrath vorgelegt, und stieß auf einigen Widerspruch. Berlier hob hervor, solche Ehrenzeichen seien Spielwerke der Monarchie. Bonaparte, der im Staatsrath Widerspruch ertrug, aber auch mit der alles durchdringenden Schärfe seines Verstandes widerlegte, sagte darauf: „Wohl sind es Spielzeuge, aber mit Spielwerken leitet man die Menschen. Ich glaube nicht, dass das französische Volk die Freiheit und die Gleichheit liebt. Die Franzosen sind durch zwölf Revolutionsjahre nicht anders geworden; sie sind, was die Gallier waren, stolz und leichtsinnig, sie haben nur ein Gefühl, die Ehre.“ Bonaparte wies dabei daraufhin, wie das Volk den fremden Gesandten nachlaufe, wenn diese in ihren reichen Uniformen, mit ihren Orden geschmückt, nach den Tuilerien fahren: „Seht, diese eitlen Nichtigkeiten, welche die großen Geister so über die Achsel ansehen! — das Volk ist nicht Ihrer Meinung, es liebt die bunten Ordensbänder. Die demokratischen Philosophen nennen das Eitelkeit, Götzendienerei, meinetwegen! Aber diese Götzendienerei, diese Eitelkeit ist eine Schwäche, die dem ganzen Menschengeschlechte eigenthümlich ist — und die eine wie die andere kann man zur Quelle großer Tugenden machen. Mit diesen so verschmähten Spielzeugen macht man Helden. Jede dieser vorgeblichen Spielereien bedarf äußerer Zeichen, das religiöse Gefühl verlangt einen Cult, das Gefühl des Ruhmes eine sichtbare Auszeichnung.“ [1] Der Plan verhandelt im Staatsrath. Spielzeug. Ehrgefühl.

Matthieu Dumas machte den Vorschlag, die neue Einrichtung nur auf das Heer zu beschränken. Mit schlagenden Gründen widerlegte ihn der erste Consul: „Solche Ideen“, sagte er, „waren in den Zeiten des Feudalwesens wohl anwendbar, wo die Ritter Mann gegen Mann fochten, und die Masse der Nation in Sclaverei gefesselt lag; aber als das Militärsystem sich änderte, Massen von Infanterie und nach dem makedonischen Muster gebildete Heerscharen eingeführt wurden, da entschied nicht mehr die persönliche Tapferkeit über das Schicksal der Nationen, sondern Wissenschaft und Geschicklichkeit. Die Könige selbst trugen dazu bei, die Feudalordnung zu stürzen, indem sie die Gemeinde zu ihrer Hilfe herbeiriefen; die Erfindung des Schießpulvers und die gänzliche Umwandlung, welche sie in der Kriegskunst hervorbrachte, vollendeten ihre Zerstörung. Von dieser Zeit an breitete sich der kriegerische Geist über alle Gallier aus, statt dass er früher auf wenige Tausend Franken beschränkt war. Er nahm an Kraft eher zu als ab durch diesen Wechsel; er hörte auf in seiner Wirkung exclusiv zu sein, und statt dass er früher nur auf persönliche Tapferkeit gegründet war, ruhte er jetzt auch auf bürgerlichen Tugenden. Was macht jetzt einen großen General? Nicht die bloße Kraft eines Mannes von sechs Fuß Höhe, sondern der Blick, die Überlegung, die Macht des Gedankens und der Berechnung, mit einem Worte, Eigenschaften des Geistes, nicht wie man sie bei einem Manne der Gesetze findet, sondern die auf der Kenntnis des menschlichen Charakters beruhen, und für die Leitung der Armeen passend sind. Der General, welcher jetzt Großes zu voll- Ob nur für die Armee? Gelehrte. Künstler. Heerführer

[1] Bourrienne, Mémoires, IV, p. 357—358.

bringen vermag, ist derjenige, welcher glänzende Geisteskräfte besitzt; die Erkenntnis seiner geistigen Kraft bringt die Soldaten dazu, ihm zu gehorchen. Hören Sie auf ihre Gespräche in den Beiwachten, Sie werden stets finden, dass sie den früher geistigen Fähigkeiten den Vorzug vor den bloß physischen geben. Murad Bey war der stärkste Mann unter seinen Mameluken; ohne diesen Vortheil hätte er niemals ihr Führer werden können. Als er mich zum erstenmale sah, konnte er nicht begreifen, wie ich das Ansehen unter meinen Truppen festhalten könne; er verstand es aber bald, als er mit unserer Kriegführung vertrauter ward." [1])

„In allen civilisierten Staaten weicht die rohe Kraft den geistigen Fähigkeiten. Bajonnette sinken vor dem Priester, der im Namen des Himmels spricht, oder vor dem Manne der Wissenschaft, welcher durch seine Kenntnisse eine Überlegenheit errungen hat. Ich sagte allen meinen kriegerischen Freunden voraus, dass eine rein militärische Regierung in Frankreich nicht eher möglich wäre, bis fünfzig Jahre der Unwissenheit es roh gemacht hätten. Alle ihre Versuche, es auf diese Weise zu regieren, sind denn auch missglückt, und haben ihre Urheber und jetzt. in ihren Fall mit nachgezogen. Nicht als General regiere ich, sondern weil die Nation mich im Besitz von geistigen Kräften glaubt, die einem Führer der öffentlichen Angelegenheiten nothwendig sind. Ohne sie könnte ich keine Stunde lang meinen Platz ausfüllen. Ich wusste wohl, was ich that, als ich mich, als einfacher General, in das Institut aufnehmen ließ. Ich konnte darauf rechnen, dass der letzte Tambour in der Armee mich verstehen würde. — Wir dürfen diese Zeiten nicht nach früheren Jahrhunderten beurtheilen. Frankreich enthält dreißig Millionen Menschen, die durch Geist, Grundbesitz und Handel unter sich vereinigt sind. In solch einer Masse machen drei- oder vierhunderttausend Soldaten nichts aus. Der General verdankt aber nicht allein die Macht über seine Truppen nur seinen geistigen Fähigkeiten; sobald sein Commando aufhört, sinkt er sogleich zum Privatmann herab. Die Soldaten selbst sind nur Kinder der Bürger. Der Militär will alles mit Gewalt durchsetzen, der Civilist dagegen erhebt seine Absichten zum Begriff des allgemeinen Wohles. Jener möchte nur durch despotische Gewalt regieren, dieser unterwirft alles der Prüfung in der Verhandlung, der Wahrheit und Vernunft. Ich zögere daher nicht zu sagen, dass, wenn einem oder dem andern der Vorzug gegeben werden soll, er dem Civilisten angehört. Theilen Sie die Gesellschaft in Soldaten und Bürger, so stellen Sie zwei Classen auf, wo nur eine Nation sein sollte. Beschränken Sie Belohnungen nur auf das Militär, so begehen Sie einen noch schlimmern Fehler, Sie versenken das Volk in das Nichts." [2])

Trotz der Beredsamkeit des ersten Consuls drang der Plan doch nur mit 14 Stimmen von 24 durch, im Tribunat nur mit 38 von 56, im gesetzgebenden Körper nur mit 110 gegen 166, also bei den 394 Stimmen der drei Staats-Gegner. körper nur mit einer Mehrheit von 78 Stimmen, so dass er betroffen wurde, und abends zu Bourrienne sagte: „Ach, ich sehe wohl, die Vorurtheile sind noch zu stark. Sie hatten Recht, ich hätte warten sollen. Es war nicht sehr dringend, und dann, muss man gestehen, haben die Redner das Project schlecht vertheidigt. Die starke Minderheit hat mich unrecht beurtheilt." [3]) — Bourrienne beruhigte ihn mit der Versicherung, die Ehrenlegion werde bald gefallen — und er hatte recht. Bonaparte hatte einen glücklichen Wurf gethan, keine Auszeichnung wurde populärer.

[1]) Thiers, l. c. III, p. 353—360, 371—372.
[2]) Ibid. III, p. 369—370.
[3]) Bourrienne, Mémoires, IV, p. 357—358.

Am 2. Mai 1802 wurde das Gesetz über die Ehrenlegion verkündigt, am 2. Juli 1802 ihre Einrichtung angeordnet; nach und nach wurde der Orden 2000 Personen vom Civil und Militär ertheilt, Männern von Heldenmuth, Wissen und Verdienst. Später ist hin und wieder Missbrauch damit getrieben worden. Trotzdem ruft Thiers aus: „Anerkennen wir das Schöne, Tiefe und Neue für die Welt an, das in einer Einrichtung lag, die dem gemeinen Soldaten, dem bescheidenen Gelehrten dieselbe Auszeichnung auf die Brust heften wollte, die auf der Brust der Heerführer, Fürsten und Könige prangen sollte. Erkennen wir an, dass diese Einführung einer Ehrenauszeichnung der glänzendste Triumph gerade der Gleichheit wurde, nicht jener, welche die Menschen durch Erniedrigung, sondern der Gleichheit, die sie durch Erhebung gleich macht."

Einführung des Ordens.

Einrichtung.

In Las Cases Tagebuch findet sich zum 15. März 1816 die Bemerkung: „Wie viele recht vorzügliche Menschen sind nicht mehr als einmal des Tages noch Kinder! Darum theilte er Kreuze und Bänder aus, aber unter die ganze bürgerliche Gesellschaft, bei jeder Art von Talenten, für jede Gattung geleisteter Dienste, und es war vielleicht ein ganz eigenes Vorrecht, das auf der Person Napoleons ruhte; denn je mehr er sie bewilligte, desto größer wurde ihr Wert. Er schätzte die Zahl der Zeichen der Ehrenlegion, welche er ausgetheilt hatte, auf 25.000 und versicherte, dass das Verlangen, sie zu besitzen, noch immer größer geworden sei, es sei dasselbe zu einer Art Wuth geworden."[1])

Gier nach dem Orden.

Der uns vom 10. August 1792 wohlbekannte Staatsrath Röderer sagte als Vertheidiger der Ehrenlegion: „Diese Maßregel stützt alle republikanischen Gesetze und dient zur Befestigung der Revolution; sie tilgt die Adelsauszeichnungen, welche den geerbten Ruhm über den erworbenen und die Abkömmlinge großer Männer über die großen Männer setzten; sie stärkt die Triebfeder der Ehre, welche bei den Franzosen so mächtig ist; sie ist zugleich eine moralische, eine politische und eine militärische Anstalt; sie stiftet eine Münze von weit größerem Gehalt, als die, welche aus der Schatzkammer kommen, eine Münze, deren Gepräge unveränderlich, deren Quelle unerschöpflich ist, weil sie auf der französischen Ehre beruht."

Lob des Ordens.

[1]) Las Cases, Tagebuch, III, S. 91.

Ägypten und Domingo.

Ägypten.

Aller Augen richteten sich während der Unterhandlung um Frieden mit England auf Ägypten, um dessen Besitz beide Nationen jetzt den letzten Kampf bestanden.

Folgen von Klebers Tod.

Wir verließen dieses merkwürdige Land zur Zeit, als Kleber unter dem Dolch eines Fanatikers aus dem Leben schied. Sein Leben bedeutete den Besitz Ägyptens; keiner seiner Mitgenerale in diesem Land verstand in solchem Grade die Herzen der Soldaten mit Kampfbegeisterung zu entflammen. Nach dem glänzenden Sieg bei Heliopolis hatte er wichtige Pläne zur Behauptung des Landes entworfen, er wollte es unter seine Truppen vertheilen, Griechen, Kopten und Mameluken in sein Heer aufnehmen und dasselbe auf eine Höhe von 30.000 bis 40.000 Mann bringen, wozu die Einkünfte des Landes vollkommen ausreichten. Unter Menou stiegen sie auf 21 Millionen Francs, jetzt liefert es mehr denn 60 Millionen Francs des Jahres.

Menou.

Mit Klebers Tod gieng eigentlich das Land verloren. Der nächst älteste Officier im Dienst war Menou, den wir schon in seiner schlaffen Haltung bei der Revolution der Pariser gegen den Convent kennen lernten.[1]) Zum Unglück hatte Bonaparte ihn bei der Abfahrt aus Ägypten zum Nachfolger Klebers bestimmt. Menou hatte die Achtung der Soldaten namentlich durch seinen Übertritt zum Islam verloren; er nannte sich Abdallah Menou und heiratete eine Ägypterin aus einer reichen Familie. Die Soldaten erzählten sich schnurrige Geschichten über seine ehelichen Verhältnisse. Ihm fehlte überdies die zu einem Heerführer nöthige Thatkraft, dabei war er sehr eitel und blieb taub für die Ermahnungen von Sidney Smith, der jetzt von seiner Regierung die Vollmacht erhalten hatte, den Vertrag von El-Arisch in Vollzug zu bringen. Abdallah Menou wies alle Anträge des Großvezirs stolz zurück, und erbitterte aber auch zu gleicher Zeit die Einwohner durch Vermehrung der Auflagen.

Sidney Smith.

Da Abdallah Menou nichts wissen wollte vom Vertrag von El-Arisch, so griff die englische Regierung zu Mitteln, um die Franzosen mit Gewalt aus Ägypten zu vertreiben. Lord Elgin betrieb bei der Pforte die Absendung eines

[1]) Vgl. Bd. XVIII dieses Werkes, S. 674, 683, 693.

Heeres aus Syrien gegen Ägypten. Sir Ralph Abercromby, der so lange unthätig in Malta hatte verweilen müssen, wurde entboten, in Ägypten zu landen. Zu gleicher Zeit sollte ein Heer aus Indien über das Rothe Meer und die Wüste in Ägypten eindringen. 8000 Mann unter David Baird schifften sich in Bombay nach Ägypten ein; also von Norden, von Syrien und vom Rothen Meere her sollten die Franzosen zu gleicher Zeit angegriffen werden. Zum Unglück für die Franzosen starb der fähige, ihnen treu anhangende Murad Bey um diese Zeit.

Aber es gieng nicht so schnell als die englische Regierung wünschte. Die Türken zogen zwar 12.000 Mann in Kleinasien zusammen, aber diese Mannschaft war in erbärmlichem Zustand; dazu brach noch die Pest aus, ferner mussten davon 10.000 Mann zur Bezwingung des Aufstandes von Oglu Pascha entsendet werden. Die Ankunft des Heeres aus Ostindien wurde durch die Monsunwinde nahezu um einen Monat verzögert. Abercromby musste erst seine Reiterei beritten machen, nebstbei war das Meer stürmisch; erst Anfang März traf er mit 200 Schiffen in der Bucht von Abukir ein, am 8. März konnte er erst landen. 150 Boote, jedes mit 50 Mann gefüllt, näherten sich um neun Uhr der Küste. Auf den Höhen standen 2000 Franzosen mit 12 Kanonen. Kaum nahten die Boote dem Ufer, so wurde ein heftiges Feuer auf sie gerichtet. Die Engländer wurden jedoch dadurch nicht eingeschüchtert. Ruhig saßen die Soldaten mit den Waffen in der Hand; stehend ruderten die Matrosen mit aller Kraft dem Ufer zu. Die Kugeln, welche einige Boote vernichteten, schreckten nicht. Wie auf einen Schlag stießen alle Boote zu gleicher Zeit auf den Sand, die Soldaten sprangen kühn an die Küste und stellten sich rasch in Reih und Glied auf, und stürmten dann die steilen Höhen hinan und trieben die Franzosen, allerdings unter Verlust von 800 Mann, von denselben hinab. Die Franzosen ließen 300 Todte und Verwundete und 8 Kanonen auf dem Platz. Wäre Abercromby sogleich gegen Alexandrien vorgedrungen, so wäre ihm vielleicht die Stadt im ersten Schrecken der Franzosen in die Hände gefallen, aber er misstraute seinem Glück und verwendete drei Tage zur Ausschiffung seiner Artillerie. Abdallah Menou war indes thörichterweise in Kairo geblieben, weil er von den Engländern meinte, sie seien zu schwach und würden sich in kurzer Zeit wieder einschiffen. Erst am 12. März brachen die Engländer nach der Festung Mandora vor, wo sie sich verschanzten. Hier griffen sie am 13. März die Generale Friand und Lanusse an, die unterdessen Verstärkung an sich gezogen hatten, mit 4500 Mann zu Fuß, 603 Reitern und 26 Kanonen. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit geführt. Beide erlitten große Verluste. Zuletzt aber mussten sich die Franzosen, wenn auch in vollkommener Ordnung, nach Alexandrien zurückziehen.

Abercromby.

Menou.

Endlich kam Menou von Kairo her, und die verfügbare Macht der Franzosen stieg jetzt auf 11.000 Mann zu Fuß, 600 Reiter und 46 Kanonen. Zwischen der Denksäule des Pompejus und der Nadel der Kleopatra, im Anblick von Alexandrien, kam es am 21. März zur Schlacht. Beim ersten Angriff wurde Lanusse tödlich verwundet; General Rampon vereinte die Trümmer der Division Lanusse mit seiner frischen Abtheilung und begann einen neuen Angriff auf den linken Flügel der Engländer, während Obergeneral Menou mit der gesammten Reiterei auf deren Mitte einbrach.

Schlacht bei Canopus.

Zwei englische Regimenter wurden durchbrochen. Da führte jedoch Abercromby die Reserve heran mit solchem Erfolg, dass selbst das Bataillon, L'Invincible. das wegen seiner Tapferkeit in Italien den Namen des „Unbesiegbaren" erhalten hatte, die Waffen strecken musste. Der Rückzug ins französische Lager war fluchtartig. Die Engländer hatten an diesem Tage 1600, die Franzosen 2000 Mann verloren, und dazu noch den Glauben an ihre Unbesiegbarkeit. Der größte Verlust der Engländer war aber der ihres Anführers Sir Ralph Abercromby. Abercromby: er war im ärgsten Reitergefecht verwundet worden, hatte den Schmerz nicht beachtet und fiel, als er den Sieg entschieden sah, vom Blutverlust ohnmächtig zusammen. Man zog ihm zwar am andern Tage die Kugel aus dem Fuß, er verschied jedoch am 29. März 1801.

Verstärkung kommt. Dieser Sieg über die Franzosen entschied über den Besitz Ägyptens; denn indes waren 1000 Engländer und 6000 Albanesen in Abukir gelandet, hatten die Forts Abukir und Damiette sich ergeben müssen, dann kamen Hutchinson. im Mai 3000 Mann Verstärkung unter Hutchinson, während die Franzosen keine Verstärkung bekamen; auch brach unter den französischen Generalen über die Art der Kriegführung ein Zwist aus.

Reynier. General Reynier forderte entschieden, man solle nur in wenigen Hauptpunkten Garnisonen lassen, die Hauptmacht aber in Ramanieh zusammenziehen, von wo aus man, je nach Bedürfnis, gegen die Engländer oder den Großvezir vorgehen könne. Menou aber wollte gleichsam das Tuch an allen Zipfeln halten, und verzettelte seine Mannschaft. Um den drohenden Reynier, dem die Soldaten anhiengen, zum Schweigen zu bringen, ließ er ihn verhaften und nach Frankreich abführen. Hutchinson drang rasch vor, englische Schiffe fuhren den Nil hinauf, die Franzosen in Kairo wurden von denen in Alexandrien abgeschnitten. Indes war auch der Großvezir von Syrien her mit 12.000 Schlacht bei El-Hanka. Mann in Ägypten eingetroffen. Bei El-Hanka trat Belliard den Türken entgegen, die aber nicht mehr so ungeschickt in einer Ebene angriffen, wie bei Heliopolis, sondern, von englischen Officieren gewarnt, in einem Wald von Dattelpalmen sich aufstellten. Nach einer unentschiedenen Schlacht von zwölf Stunden musste sich Belliard doch nach Kairo zurückziehen. Nun griffen Hutchinson und der Großvezir Kairo an, das nur von 9000 Mann vertheidigt wurde. Belliard wusste, dass die Mannschaft aus Ostindien unterwegs sei, und fürchtete, nach einer Niederlage nicht einmal mehr die Bedingungen von El-Arisch zugestanden Vertrag Belliards 27. Juni 1801. zu bekommen. Darum bot er schon am neunten Tag die Capitulation unter den Bedingungen des Vertrags von El-Arisch an, nämlich die Armee solle innerhalb fünfzig Tagen mit Waffen, Artillerie und Gepäck nach Frankreich gebracht werden, was sogleich gewährt wurde. 13.672 Mann, außer den Civilbeamten, wurden auf dem Nil eingeschifft, mit den Feldstücken. 320 Festungsgeschütze blieben in den Händen der Engländer.

Das indische Heer am Nil. Bald darauf erschien General Baird mit 6400 Mann, 3600 darunter waren Briten, 2800 Sipahis waren Indier; anfangs Juli landeten sie in Koseir. Der Weg durch die dürre Wüste, 140 englische Meilen lang, war sehr beschwerlich bei der entsetzlichen Hitze, doch waren Lebensmittel an den Raststorten im voraus zusammengebracht und von den Arabern Brunnen gegraben. Indische Ochsen zogen

die Kanonen und Munitionswagen. Beim Anblick des Nil stießen die Soldaten ein Freudengeschrei aus und stürzten sich in das Wasser. Als die Inder bei Theben die großartigen Tempel und Götterbilder sahen, fielen sie nieder und beteten sie an. Man sah dies als einen Beweis gemeinsamen Ursprungs der Inder und Ägypter an, und diese Grundanschauung leitete auch Bohlen bei der Abfassung seines berühmten Werkes über Indien und das alte Ägypten. In neun Tagen fuhr dieses Heer von Theben nach Kairo hinab, und zum erstenmal stritten jetzt Inder, Türken, Engländer vereint gegen die Franzosen im Wunderland Ägypten.

Als Menou von der Capitulation hörte, schwor er, eher sich unter den Trümmern von Alexandrien begraben zu lassen, als ihr beizutreten: er hoffte nämlich auf die Ankunft Gantheaumes, der ihm 5000 Mann Verstärkung bringen sollte. Dieser kam auch 7. Juni an die ägyptische Küste, kehrte aber wieder unverrichteter Sache nach Frankreich zurück, als er hörte, dass eine englische Flotte, 40 Segel stark, gegen ihn im Anzug sei: eine so überlegene Macht bestehen zu wollen, wäre Wahnsinn. Nun begann Hutchinson Anfang August Alexandrien zu belagern. Die Franzosen schlugen sich tapfer, Menou aber benahm sich kopflos. Bonaparte sagte noch auf Helena:[1]) „Wie blind doch das Glück ist! Mit Maßregeln entgegengesetzter Art wären die Engländer ohne allen Zweifel aufgerieben worden, und welche Folgen hätte ihre Niederlage wohl herbeiführen können!“ — Die Landung gelang Hutchinson glänzend, dann wurde ein Vorwerk nach dem andern genommen, am 29. August auch das Fort Le Turc. Menou vergaß jetzt seinen Schwur, zu siegen oder zu sterben, und willigte am 31. August in eine Capitulation, laut welcher die Franzosen Alexandrien mit aller Artillerie, allem Gepäck den Engländern auslieferten, und mit nur 10 Kanonen nach Frankreich gebracht werden sollten. Am 2. September 1801 wurde der Vertrag abgeschlossen. Die Engländer staunten über die Menge der Kriegsvorräthe, 312 eherne Kanonen in Alexandrien, 74 andere Kanonen an Bord der Kriegsschiffe, in den Magazinen 195.000 Pfund Pulver, 14.000 Patronen, Soldaten waren noch 10.011 vorhanden. Mit ihnen wurden 655 Civilbeamte eingeschifft. Im ganzen wurden 24.000 Mann Kerntruppen nach Frankreich gebracht. Hutchinson, welcher den Ruhm dieser Eroberung einerntete, sagte späterhin in Europa, dass, wenn er die wahre Lage der Dinge geahnt, er gewiss nie die Landung gewagt hätte. Aber man glaubte in England, dass nur noch 6000 Mann Franzosen in Ägypten wären. Aufgefangene Briefe hatten diesen Irrthum verbreitet. „Es liegt im Charakter der Franzosen, sobald sie unzufrieden werden, alles zu übertreiben, sich zu beklagen und die Umstände zu entstellen; all jene Berichte waren nur Erzeugnis der üblen Laune“ — klagte Napoleon auf Helena.[2])

Hutchinson.

Menou ergibt sich.

So gieng denn diese schöne Eroberung für Frankreich verloren! — Napoleon ist wegen des ägyptischen Planes oft der Phantasterei beschuldigt worden, Thiers ist aber in vollem Recht, wenn er sagt: „Für sich allein kam Ägypten den schönsten Ländern gleich, und dazu grenzte es an die reichsten und fruchtbarsten Länder, an die, welche dem Fernhandel den meisten Stoff liefern, es führte ins Mittelmeer, das damals unser Meer war, den Handel des Morgenlandes zurück; es war, um es mit einem Worte zu sagen, ein

Bedeutung Ägyptens.

[1]) Las Cases, Tagebuch oder Napoleons Leben, I, S. 132.
[2]) Ibid. I, p. 132.

Äquivalent für Indien und jedenfalls der Weg dorthin; die Eroberung Ägyptens war daher für Frankreich, für die Unabhängigkeit der Meere, für die allgemeine Civilisation ein großer Dienst. Wollte der Himmel, Napoleon wäre im Fluge seiner gewaltigen Phantasie auf keinen verwegeneren Plan gekommen."[1])

Für Ägypten suchte jetzt Bonaparte Ersatz im Westen. Er drang bei Karl IV. auf sofortige Abtretung Louisianas; er erklärte sich bereit, Parma an Spanien abzutreten gegen Florida; er gedachte die Insel Domingo an Frankreich zurückzubringen; hatte sie doch einst Colonialwaren im Werte von 150 Millionen Francs nach Frankreich geliefert und 30.000 französische Matrosen beschäftigt und 20.000 französischen Grundbesitzern angehört. —

Domingo.

Durch den Frieden von Amiens wurde für die französische Flotte wieder das Meer frei. Der erste Consul benützte dies sogleich zu einem Versuch, diese Insel, welche durch den Negeraufstand verloren gegangen war, und in der so viele französische Capitalien staken und deren Besitz namentlich für den Süden Frankreichs so wichtig war, für Frankreich wieder zu gewinnen.

Aufstand. Der Aufstand in Domingo wurde früher geschildert[2]) und gezeigt, wie die Unbesonnenheit der Negerfreunde Frankreichs Handel diesen schrecklichen Schlag beibrachte. 180.000 Neger und Mulatten standen unter den Waffen. Die Farbigen siegten über die Weißen, dann die Neger über die Mulatten. Unter den Häuptlingen der Schwarzen erhob sich durch Tapferkeit und List zuletzt ein Neger zur Herrschaft über die ganze Insel, der sich im Hochgefühl seiner Leistungen „den Bonaparte der Schwarzen" nannte, und in der That der Welt bewies, dass auch ein Neger Hochsinn mit Klugheit vereinen und über Weiße wie über Neger regieren könne.

Touss-saint. Pierre Dominique Toussaint-Louverture[3]) hieß anfangs Breda und stammte von einem König der mächtigen Nation der Aradas ab, Gaou-Guinou geheißen. Sein Vater, der zweite Sohn dieses Königs, wurde in einem der vielen Kriege, zu welchen die Kampflust und die Beutegier der schwarzen Stämme immer führten, gefangen, an die Araber verhandelt, und von diesen nach Domingo verkauft. Ein Kaufmann Noë erstand ihn mit vielen Landsleuten desselben, und machte ihn auf der Plantage Breda zum Aufseher über die

[1]) Thiers, l. c. III, p. 85—86.

[2]) Vgl. Bd. XV dieses Werkes, S. 290 ff.

[3]) Toussaint-Louverture général en chef de l'armée de Saint-Domingue surnommé le Premier des Noirs. Ouvrage écrit d'après des documents inédits et les papiers historiques et secrets de la Famille Louverture, orné du portrait authentique du célèbre général et un facsimile de sa signature. Par Gragnon-Lacoste. Paris 1877.

andern Schwarzen, die einſt ſeine Unterthanen waren und in ihren wilden Liedern noch immer die Tapferkeit ihrer Könige und die blutigen Kämpfe feierten. Als Aufſeher über die Zuckerpflanzungen erlangte Breda „die Freiheit von Savanna“, das heißt er beſaß Eigenthum, blieb aber unter dem Schutz ſeines Herrn. Er wurde katholiſch und vermählte ſich mit einer ſchönen Schwarzen, die in der Taufe den Namen Pauline erhielt. Aus dieſer Ehe ſtammten fünf Kinder. Der älteſte Sohn, geboren am 20. Mai 1746, erhielt den Namen Touſſaint: er war ſchlank, ſchwächlich, geiſtig aber ſehr begabt, und ſtärkte ſeinen Körper durch die Kraft ſeines Willens: kein Neger war zuletzt ſchneller im Wettlauf und wuſste gewandter einen Renner zu leiten als Touſſaint. Was ihm der Vater von ſeiner Abkunft erzählte, gab ſeiner Seele einen ſtolzen Schwung; er entfloh ſeinem Herrn nach einer ſchweren körperlichen Miſshandlung, ward aber ergriffen und an einen Beſitzer Bailly verkauft, der ihn zuerſt zu ſeinem Kutſcher, dann, als er ſeine Ehrlichkeit, beſſere Bildung und Menſchlichkeit kennen lernte, zum oberſten Aufſeher über ſeine Sclaven machte. Bei einem alten Neger, der einige Bildung erlangt hatte, lernte er Latein, etwas Geometrie und Geographie, und was die Neger von der Kunſt, Wunden und Krankheiten zu heilen, verſtanden. Bei einem Jeſuiten bekam er in der Religion Unterricht.

La liberté de Savanna.

Bildung.

Unter den Büchern, die Touſſaint verſchlang, waren Cäſars „Denkwürdigkeiten“ und die Lebensbeſchreibungen großer Feldherren, desgleichen das berühmte Werk von Raynal: „Die Geſchichte der Colonien“.[1]) Folgende Stelle in dieſem Werk ſoll ihn namentlich tief ergriffen haben: „Völker Europas, Eure Sclaven benöthigen Euern Edelmuth nicht, noch Eure Rathſchläge, um das geſetzwidrige Joch zu brechen, welches ſie niederdrückt. Die Neger brauchen nur einen Anführer. Wo iſt dieſer große Mann? Er wird erſcheinen, zweifeln wir nicht daran, er wird ſich zeigen, er wird die heilige Fahne der Freiheit aufpflanzen. Dieſes ehrwürdige Feldzeichen wird um ihn die Genoſſen ſeines Unglücks ſcharen. Stürmiſcher als die Bergſtröme werden ſie überall die unauslöſchlichen Spuren ihres gerechten Grolls zurücklaſſen. Die alte Welt wird mit der neuen dieſem Unternehmen Beifall ſpenden, überall wird man den Namen des Helden ſegnen, welcher die Rechte der Menſchheit hergeſtellt haben wird, überall wird man ſeinem Ruhm Siegeszeichen errichten.“ — „Raynal iſt Prophet für mich!“[2]) ſoll Touſſaint ausgerufen haben, als er dieſe feurige Stelle las. Übrigens arbeitete er noch lange fleißig auf dem Gute ſeines Herrn. Er vermählte ſich mit der Tochter ſeines Lehrers, Suſanna, und war glücklich mit ihr. Hand in Hand giengen ſie aufs Feld und kehrten zurück, der Himmel ſchien ihre Arbeit zu ſegnen; ihr Herr war ihnen günſtig, ſie hatten, was ſie benöthigten, in Hülle und Fülle, und konnten noch an arme Neger Almoſen austheilen. Sonntags giengen ſie gemeinſam zum Gottesdienſt. Das waren die glücklichen Tage Touſſaints. Die chriſtliche Religion machte namentlich dadurch Eindruck auf ihn, daſs ſie lehrt, alle Menſchen ſeien gleich vor Gott; er habe alle Menſchen nach ſeinem Bild zur gleichen Beſtimmung erſchaffen. Die ſchwarze Farbe konnte er ſich nicht denken als Folge des Fluches über Cham, ſondern als eine Folge des Klimas, der Luft. Von einem Weißen hatte er gehört, daſs die Kinder der Neger ganz gleich ſeien den Kindern der Weißen einige Zeit nach ihrer Geburt. Die ſchwarze Farbe ſchien ihm alſo nur Folge des Aufenthaltes im heißen Afrika zu ſein.

Lectüre.

Raynal.

Ehe.

Beruf der Schwarzen.

---

[1]) Histoire philosophique des deux Indes.
[2]) „Raynal est prophète à moi.“

War aber nicht einer der drei Könige, die kamen, um den Heiland der Welt anzubeten, ein Schwarzer? Sind also nicht die Schwarzen berufen, zum gleichen geistigen Leben wie die Weißen? Gibt es nicht unter den Schwarzen Gesichter mit lichterer Farbe? Hatte Toussaint nicht selber Lippen, die weniger wulstig waren, und eine Stirne hoch und breit, wie die der Herren der Insel? Solche Gedanken gaben seinem Wesen eine gewisse Hoheit. Sein Auge funkelte von Geist, er hatte ein großes Ansehen bei seinen Untergebenen, die er schonungsvoll behandelte. In solchen Stimmungen wuchs Toussaint zum Manne heran.

Da tönte in dieses glückliche Leben auf einmal der Lärm der französischen Revolution. Die Nachricht von den Menschenrechten regte Domingo auf. Die Handwerker, die Kaufleute der Weißen wollten gleiche Rechte haben mit den Besitzern der Plantagen, die Mulatten wollten gleiche Rechte haben wie die Weißen, und die martervolle Hinrichtung des Mulatten Ogé[1]) rief sie unter die Waffen. Die Schwarzen aber waren der Sclaverei müde, verschworen sich insgeheim, die Weißen zu vernichten, und in der Nacht des 21. August 1791 zündeten sie die Häuser ihrer Herren und die Plantagen an. Die Empörung war plötzlich und fürchterlich, ja der ganze Norden der Insel erschien ein Flammenmeer. Die reichen Ernten, die Warenhäuser, die Zuckerpflanzungen, die Arbeiten eines ganzen Jahrhunderts, der Wert von Millionen gieng in einer Nacht in Feuer und Rauch auf. Die Neger fielen über die Weißen her wie Tiger, und nahmen durch Mord und Quälerei Rache für alles, was sie früher gelitten hatten. Als Fahne trugen sie ein gespießtes Kind, sie zersägten die Männer, sie schändeten die Frauen, sie schleuderten die Kinder in die Flammen.

Les petits blancs.

Mord und Brand.

Nicht so Toussaint: er blieb seinem Herrn treu und schützte, an der Spitze seiner Untergebenen, einen ganzen Monat hindurch die Pflanzung. Er verbarg seinen Herrn und rettete seine Gebieterin mit ihren Kostbarkeiten in die Stadt, während sein Bruder Paul über die Sicherheit der Pflanzung wachte. Dann glaubte er jedoch selber in die Reihen seiner Landsleute eintreten zu müssen, nicht aber, um Verbrechen gegen die Weißen zu begehen, sondern um für die heiligen Rechte seines Volkes zu wirken. Bei dem Ansehen, das er unter den Negern genoss, verübelte man ihm nicht, dass er erst jetzt kam. Er besaß Kenntnisse in der Heilkunst und hatte bemerkt, dass die Neger unter den Weißen nie einen Arzt tödteten, und leistete nun Verwundeten Dienste. Der erste Anführer, Bruckmann, war im Kampf gegen die Capstadt gefallen; ein Marone Jean-François, war jetzt einer der mächtigsten Häuptlinge. Sein Adjutant war ein gewisser Biassou, ein Riese an Größe und Stärke, früher Diener bei den Barmherzigen Brüdern, jetzt ein Ungeheuer, ein Trunkenbold, ein Wüstling. Ähnlich im Treiben mit ihm war Jeannot. Unter diesen wilden Kraftmenschen, welche ihre Freude hatten an Blut und an Zerstörung, erwarb sich Toussaint durch seinen Verstand, durch sein würdiges Wesen, dadurch, dass er allein lesen und schreiben und mit höheren Personen verkehren konnte, bald eine gewisse Macht, ohne dass er seine Hände durch Raub entehrte oder durch Mord besudelte. Er

Schwarze Häuptlinge.

Wie Toussaint aufsteigt.

[1]) Vgl. Bd. XV dieses Werkes, S. 298—299.

schreckte durch die Kraft seines Blickes. Sein ehemaliger Lehrer hatte ihn gemahnt, die Bewegung ruhig zu beobachten und in mildere Bahnen zu leiten. Toussaint lebte mitten im Krieg und sein reger Geist erfasste bald die ersten Grundsätze der Strategie. Ein Officier, dem er das Leben gerettet hatte, unterrichtete ihn im Gebrauche der Waffen, in der Führung der Mannschaft: bald konnte er nicht bloß mit einer Compagnie, sondern mit einem Bataillon, mit einem Regiment manövrieren. Sogar ein kriegsgeübter Oberst nannte ihn bald „den großen Manövrierer“;[1]) während Biassou und Jean-François nur verstanden, dreinzuschlagen und ihre Leute ins Gefecht zu hetzen, verstand dagegen Toussaint seine Truppen gut aufzustellen, in Hinterhalte zu legen, für den Kampf zu begeistern. Eine glänzende Probe von der Leitung eines wichtigen Vorpostens legte er zwischen Dondon und dem großen Flusse ab. Ein Officier, d'Assas, erstürmte seine Stellung, warf die Neger zurück, Toussaint selber wurde am Arme schwer verwundet; bald aber nahm er diese Stellung doch wieder ein. Er lernte die Kriegskunst im Krieg, war sehr tapfer, wusste durch Blick und Wort zum Kampfe zu entflammen und den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. Hatte er anfangs sich nur „Arzt des Königs“[2]) genannt, so konnte er sich jetzt bald „Brigadier des Königs“ nennen. Die Häuptlinge, welche durch den wildesten Aufstand emporgekommen waren, wählten sich selber die Titel. So nannte sich Jean-François „Großrichter“, Jeannot „Großadmiral“, ohne dass er je ein Schiff befehligt hatte; so nannte sich Biassou „Generalissimus der eroberten Länder“. Nachdem die erste Hitze des Aufstandes verbraust war, musste ein Programm aufgestellt werden — ohne Zweifel war Toussaint der Verfasser — es lautete: „Wir haben die Waffen ergriffen für die Vertheidigung des Königs, welchen die Weißen in Paris eingesperrt haben, weil er die Schwarzen hat befreien wollen.“ So wäre also Domingo eine zweite Vendée geworden. Toussaint war fortan die mildere Führung des Kampfes zu verdanken. Er war schuld, dass Jeannot wegen seiner Blutthaten geächtet und hingerichtet, dass seine Gefangenen freigelassen wurden. Er stellte Jean-François und Biassou vor, dass der Kampf für die Freiheit etwas ganz anderes sei als Ermordung von Menschen, die sich nicht vertheidigen könnten, als Erdolchen von unschuldigen Frauen, als Spießen von Kindern, als Verstümmeln von Leichen und als das Saufen von Blut; denn das kam bei Häuptlingen und bei Gemeinen vor: am Abend wurde dann der Chica getanzt. Sie durch das Wort zu milderen Maßregeln zu vermögen, gelang nur Toussaint. Einmal hatte Biassou in seinem Zorn befohlen, alle Kriegsgefangenen vorzuführen, er wolle ihnen eigenhändig den Kopf abschlagen. Da sprach Toussaint zu ihm so beweglich, so feurig, so anschaulich, so drohend, mit so wichtigen Gründen, dass der Wütherich abstand von seinem Mordplan. Jean-François und Biassou theilten sich in die Herrschaft vom französischen Domingo, der eine wollte den Norden, der andere den Süden ausrauben, Toussaint wurde bald Meister über beide. Jean-François wurde eifersüchtig auf Toussaint und ließ ihn 1793 in die Festung La Vallière einsperren, weil er so weich gegen die Weißen werde; treue Neger befreiten ihn jedoch.

Programm.

Biassou.

Toussaint trat jetzt einige Zeit in die Dienste Spaniens mit einem Corps von 600 auserlesenen geübten Negern. Die Commissäre, welche der Convent 1793 gesandt hatte, ließen sich thörichte Maßregeln zuschulden kommen. Es waren sana-

---

[1]) Gragnon-Lacoste, Médecin des armées du Roy, l. c. p. 41.
[2]) Ibid. p. 35—40.

tische Jakobiner: Arthaux, Santhonax und Polverel. Ein Streit in Port-au-Prince, den sie veranlassten, führte zu einem blutigen Kampf, der viele Neger herbeizog, welche die Einwohner ermordeten und die Häuser in Brand steckten. So endete „die Königin der Antillen". Die Commissäre sandten bald an die Häuptlinge: „Kommt und vereinigt Euch mit uns, Ihr sollt frei sein, Ihr sollt Bürger sein, Ihr sollt Eure Stellen behalten." Die Häuptlinge antworteten: „Wir kämpfen für die Rechte des Königs bis zum letzten Blutstropfen, und bleiben bei den Bourbonen!" — Nun begann der Krieg zwischen Spanien und den französischen Republikanern, in welchem Toussaint sich auszeichnete, nicht bloß durch Glück, sondern auch durch Menschlichkeit. Die vielen Treffen, die er lieferte, können hier nicht aufgezählt werden, nur der allgemeine Charakter der Kämpfe. Toussaint zählte in einem Berichte ihrer zweihundert auf; bei ihm gieng es „immer voran", alle Welt war mit ihm zufrieden. Man sprach nur von dem Schwung seiner Seele, von seinem Genie, von seiner Hochherzigkeit. Ein geschlagener Feind sagte im Ärger über Toussaint: „Dieser Hund da, dringt überall durch!" [1]) Daher der Name „Louverture"; man könnte es am besten übersetzen mit „General Vorwärts" oder „General Durch".

Port-au-Prince.

Toussaint

Wichtig war, dass Toussaint nach einem Sieg die ehemaligen Eigenthümer, die beim Ausbruch der Revolution geflohen waren, einlud, auf ihre Güter zurückzukehren, ihre Ländereien zu bebauen, und Mannschaft zu ihrem Schutze aufstellte, während die Convents-Commissäre geboten, überall mit Eisen und Feuer vorauzugehen und die Guillotine für permanent erklärten. In der Glut des Hasses waren einmal auch die spanischen Häuptlinge daran, die Kriegsgefangenen erbarmungslos niederzustechen, da stürzte Toussaint unter sie: „Hört auf, tödtet diese Leute nicht, sonst lasse ich meine Krieger die Waffen ergreifen und zwinge euch, euer geschworenes Wort zu halten!" — Toussaint erhielt von Karl IV. einen Orden, einen Ehrendegen und die Ernennung zum General.

General Karls IV.

Doch blieb er nicht lange in spanischen Diensten; denn er betrachtete sich gern als Franzose. Es widerte ihn an, unter Biassou und Jean-François zu stehen, welche die Frauen und Kinder der Soldaten an die Feinde verkauften, was immer wieder Aufstände in der Armee herbeiführte. Der spanische Obergeneral Don Garcia wurde aufgereizt gegen Toussaint und ließ seinen Schüler Moyses verhaften. Da kam von General Lavaux die Aufforderung an ihn, wieder zum französischen Heer zurückzukehren. Toussaint schrieb ihm, er habe selber nur immer beabsichtigt, die Neger zu einigen und die Feinde Frankreichs zu bekämpfen, wenn dieses die Freiheit der Neger anerkenne und allgemeine Amnestie erlasse, und trat mit gleichem Rang wieder zur französischen Sache über. Lavaux wurde 1797 in den Rath der Alten berufen, und schilderte dort Louverture mit den Worten: „Er hat allerdings bis zum 6. April 1794 gegen uns gekämpft, er kämpfte aber nur für die Freiheit der Schwarzen. Man hatte ihm gesagt, nur ein König könne diese allgemeine Freiheit verleihen. Als ich ihm zu dieser Zeit beweisen konnte, dass die französische Republik den Negern diese Freiheit verleihe, hat er sich wieder unter unsere Fahne gestellt, und hat die Spanier in der Festung Gonaives bekämpft, sich derselben bemächtigt und mehr als 5000 Schwarze, die unter ihm stehen, zu Republikanern gemacht."

dann in französischem Dienst.

Lavaux.

Die Engländer suchten aus den Wirren auf den Antillen Vortheil zu ziehen: sie landeten auf Domingo, 22. September 1793, und eroberten 1794 Tabago,

[1]) „Ce bougre-là se fait l'ouverture partout!" Gragnon-Lacoste, l. c. pag. 59.

Martinique, Guadeloupe, Saint-Lucie. Die Neger für frei erklären, hieß einen Feuerbrand in die englischen Besitzungen werfen. Darum sprach sich der Convent für die Freiheit der Neger aus, darum suchte Lavaux den fähigen Toussaint auf seine Seite zu ziehen. Dieser fürchtete die Engländer mehr als die Franzosen, denn mit ihrer Flotte erschienen sie ihm gefährlicher für die Freiheit der Neger. Darum stritt er gern gegen sie, wusste aber zugleich Lavaux und Santhonax aus Domingo fortzubringen, und stieg zum höchsten Ansehen empor, als er 1797 die Engländer auch aus Port-au-Prince zu verdrängen wusste, nachdem sie ohnehin durch das gelbe Fieber große Einbuße erlitten hatten. Eine Pestinsel wurde Domingo im Parlament genannt. Von nun an war eigentlich Toussaint Herr des französischen Theiles der Insel, hatte ihn doch Lavaux 1796 zu seinem Stellvertreter ausgerufen. 1797 sandte Frankreich den General Hedouville, der auf die Mulatten gegen die Neger sich stützen wollte, aber gegen diese nicht aufzukommen vermochte und 1798 nach Frankreich zurückkehrte. Seine Ernennung zum Obergeneral benutzte Toussaint, um nach heftigen Kämpfen den Mulatten Rigaud von der Insel fortzutreiben und sich des spanischen Antheils von Domingo zu bemächtigen, da es ja von Spanien an Frankreich im Frieden zu Basel abgetreten worden sei, um jetzt vollständig von einem Ende der Insel bis zum andern zu herrschen. Der Vertreter Frankreichs war machtlos, Toussaint aber sandte zwei Söhne zur Erziehung nach Paris, wie um seine Anhänglichkeit an Frankreich zu bezeugen.

Engländer auf Domingo. Hedouville. Rigaud.

Die Engländer wussten Toussaint zu würdigen, sie unterhandelten mit ihm, aber nicht mit Hedouville. Als der letztere den Vertrag als Bevollmächtigter unterzeichnen wollte wegen der Übergabe von Jeremie und dem Molo von Saint-Nicolas, erklärte Maitland, er unterhandle nur mit Toussaint, denn England habe die französische Republik noch nicht anerkannt und er könne daher auch nicht mit einem Bevollmächtigten der Republik einen Vertrag abschließen. Am 2. October empfieng Maitland den Negergeneral mit königlicher Pracht. Der Priester, der das Rauchfass trug, gieng unter einem Himmel ihm entgegen. Auf dem Waffenplatz war ein prachtvolles Zelt aufgestellt, darin eine Tafel, bedeckt mit den köstlichsten Gerichten; der Admiral war der Wirt, Toussaint der Gast. Am Schlusse des Mahles bot der Engländer das ganze Silbergeschirr dem Negergeneral zum Geschenk an. Dann führte er ihn zu seinen Truppen und hielt Maitland vor Toussaint eine Heerschau. Hierauf führte er ihn in den Palast, welchen er im Namen des Königs von England sammt zwei bronzenen Feldschlangen dem Negergeneral zum Geschenk machte.

Maitland und Toussaint.

England war sogar bereit, Toussaint als König von Domingo anzuerkennen. Man sagte dem Neger, indem man ihn einlud, sich für unabhängig zu erklären: „Frankreich hat nur wenige Schiffe, die in unsere Hände fallen werden; es wird nie im Stande sein, Ihnen zu helfen oder Sie zu beschützen, Sie sind ohnehin schon in Paris im Verdacht. Unsere Flotte im Gegentheil ist mächtig und Herrin des Oceans; Sie können sich mit voller Sicherheit zum König von Domingo ausrufen lassen.“ — Was forderte England für diesen Schutz? — den Alleinhandel mit Domingo.

Angebot der Krone.

Toussaint zeigte viele Begabung zum Regenten der Insel. Aus den Negern, welche sich im Kampfe durch Tapferkeit bewährt hatten und am Kriege Gefallen fanden, bildete er ein stehendes Heer von 18.000 bis 20.000 Mann,

Wie Toussaint regiert.

das gut verpflegt und gut bezahlt wurde, und ihm deshalb sehr anhänglich war. Die andern Neger hielt er an zur Arbeit. Sie mussten für fünf Jahre auf die Pflanzungen zurück, woher sie gekommen waren, mussten ihre Arbeiten fortsetzen und erhielten dafür, als freie Neger, den vierten Theil des Ertrages. Bei der ungeheuren Fruchtbarkeit der Insel befanden sie sich bei derartiger Bezahlung sehr wohl und waren Toussaint, in dessen Regierung sie den Sieg der Neger sahen, anhänglich. Den weißen Pflanzern, die auf die Insel zurückkehrten, wurden ihre Güter ohne Schwierigkeiten zurückgegeben. Viele waren jedoch erschlagen worden, andere getrauten sich nicht zurückzukehren; ihre Güter wurden von

Lehen an Generale.

Toussaint als Staatseigenthum eingezogen, und als Lehen seinen Officieren übergeben, so dass einige sich auf ein Einkommen von einer halben Million Francs stellten. Es waren dies Generale, die, wie Christophe, Dessalines, Moyses, Maurepas, Laplume sich als Officiere im Kampfe durch Umsicht und Tapferkeit bewährt hatten. Sie waren in die Departements vertheilt, hatten eine Abtheilung des Heeres unter sich, waren zugleich Aufseher über die Neger in ihrem Gebiet. Faulheit und Ungehorsam wurden nicht bei den Schwarzen geduldet. Die Generale machten kurzen Prozess. Die Neger, die auf wiederholte Mahnung nicht arbeiteten, nicht gehorchen wollten, wurden gehenkt. Stets wurde Jagd gemacht auf Flüchtlinge, die sich in den Mornen (Bergen) herumtrieben. Früher waren die Neger des französischen Domingo in das spanische geflüchtet; seit aber die ganze Insel unter Toussaints Hand vereinigt war, half eine Flucht in das ehemalige spanische Gebiet nicht mehr. Als Zeichen ihrer Freiheit wurden den Schwarzen, welche arbeiten mussten, ihre Waffen gelassen, dafür aber mussten sie sich häufigen Musterungen unterziehen. Sie fügten sich, stolz auf die Ehre, Waffen zu tragen, und auf die Ehre, dass einer ihresgleichen die Herrschaft über die Insel ausübte. Toussaint strafte schnell. Von Strecke zu Strecke waren Pferde aufgestellt, und er ritt wie der Blitz, mit einem kleinen Gefolge, von einem Theile der Insel in den andern und machte oft vierzig Meilen des Tages. Ehe man es vermuthete, war er da, um zu belohnen, oder dort, um zu strafen, um zu helfen

Domingo blüht auf.

oder zu hindern. Für den westlichen Theil, der Mangel hatte an Pferden, an Mauleseln, an Schlachtvieh, woran der östliche Theil der Insel Überfluss hatte, war die Vereinigung der ganzen Insel von großem Vortheil. Der westliche Theil war besonders ergiebig an Zucker- und Kaffeepflanzungen. Getreide bekam man jetzt leicht aus Nordamerika. Vor der Revolution waren viele Pflanzer gedrückt durch Schulden; diese wurden seit der Revolution nicht mehr anerkannt. Der Ertrag der Pflanzungen war groß, die Producte der Insel wurden sehr gesucht, eine Menge Schiffe kamen aus aller Herren Länder in die Häfen von Domingo, das schnell wieder eine der reichsten Inseln wurde. Früher durfte Domingo europäische Waren nur aus Frankreich beziehen — und es kaufte sie theuer; jetzt aber

Freihandel.

bei der unbeschränkten Handelsfreiheit wurden ihm Waren und Getreide um niederen Preis gebracht. Das Leben wurde behaglich, die Städte erhoben sich zu neuem Glanze, die Häuptlinge wohnten in eleganten Villen, die gemeinen Neger in hübschen Häusern.

Bonaparte schreitet ein.

Jetzt fieng aber der Himmel an sich über Domingo zu verfinstern. Mit dem Directorium war es aus, Bonaparte stand an der Spitze der Regierung. Das Ministerium sandte drei Bevollmächtigte ab: Vincent, Julien Raymond und den General Michel. Vincent übergab die Vollmacht und auch die Weisung, auf allen Fahnen der Nationalgarde der Colonie sollten

die Worte stehen: „Erinnert Euch, Ihr tapfern Schwarzen, dass das französische Volk allein die Freiheit und die Gleichheit Eurer Rechte anerkennt.“ Dabei überreichte er auch eine Proclamation, die, in stolzen Ausdrücken abgefasst, auch die Worte enthielt: „Eine Verfassung, welche gegen vielfache Schädigungen sich nicht behaupten konnte, ist jetzt durch einen neuen Staatsvertrag ersetzt, welcher die Freiheit befestigen soll. Einer ihrer ersten Artikel ist, dass die Colonie nach besondern Gesetzen regiert werden soll. Diese Anordnung ergibt sich nach der Natur der Dinge. Die Einwohner der französischen Colonien in Amerika, in Asien, in Afrika können nicht nach ein und demselben Gesetz regiert werden. Eine der ersten Arbeiten der neuen gesetzgebenden Gewalt wird also die Abfassung von Gesetzen sein, nach welchen hier regiert werden soll. Die geheiligten Grundsätze der Freiheit und Gleichheit der Schwarzen werden jedoch unter Euch niemals geschädigt oder verändert werden.“ Das waren sehr bedeutsame Worte. Proclamation.

Toussaint that allerdings, als freue es ihn, dass Bonaparte zur Macht gelangt sei, doch klagte er, dass ihm der erste Consul nicht selber geschrieben habe: es wäre nur ein Zeichen der Dankbarkeit dafür gewesen, dass er das Haus der Beauharnais auf Domingo wieder aufbauen und die Einkünfte seiner Güter Josephinen in Paris zusenden ließ. Die Proclamation jedoch machte Toussaint nicht bekannt: sie sei ihm einmal nicht officiell zugestellt, dann fürchte er, dass Missvergnügte sie übel auslegten. Einen dritten Grund gab er in den Worten an: „Wir wollen keine zufällige oder nur uns zugestandene Freiheit, sondern unbedingte Anerkennung des Grundsatzes, dass jeder Mensch, sei er nun roth, schwarz oder weiß, nie das Eigenthum eines Mitmenschen sein darf. Wir sind heutzutage frei, weil wir die Stärkern sind; auf den Inseln Martinique und Bourbon aber hält der erste Consul die Sclaverei aufrecht. Wir werden also wieder Sclaven werden, sobald er mehr Macht hat, als wir.“ Was Toussaint

Drei Dinge suchte Toussaint jetzt schnell durchzuführen: die vollständige Eroberung des Südens, die Besitznahme des spanischen Theiles von Domingo und die Herstellung einer Verfassung. anstrebt,

Zum Zuge gegen die Spanier waren seine Schwarzen gern bereit. Am 20. December 1800 meldete er an Don Garcia, er habe den General Moyses mit diesem Feldzuge betraut. Die Grenze wurde schnell überschritten, da Don Garcia nur eine ausweichende Antwort gab. Am linken Ufer des Nissao kam es zum Zusammenstoß, bei welchem die Spanier schnell ausrissen. Am 15. Januar 1801 erklärte sich Don Garcia bereit, das spanische Domingo abzutreten. Am 26. Januar 1801 zog Toussaint in San Domingo ein, nahm die vorhandenen Waffenvorräthe und das Staatseigenthum in Besitz, sonst könnte es eine Beute der Engländer werden. Zugleich traf er wirksame Verfügungen gegen den Negerhandel, der im spanischen Domingo bisher betrieben wurde. Sofort suchte er das Land ergiebig zu machen, er sorgte für allgemeine Sicherheit, er eröffnete neue Häfen, baute Straßen, ermuthigte den Ackerbau und Gewerbfleiß, er gründete Volksschulen, kurz, er that alles, was ein wohlwollender und einsichtsvoller Regent nur thun kann. In einem Aufrufe mahnte er die besetzt die Stadt Domingo. Don Garcia.

Toussaint mahnt zum Fleiß.

Einwohner, sich aus ihrer Trägheit zu erheben, denn der Boden erwarte überall Arme, um seine Schätze herzugeben, und diejenigen mit reichem Ertrage zu belohnen, welche sich dem Ackerbau weihen, während er jene in Armut sitzen lasse, die nur Bananen und Kartoffeln pflanzen. Auch gegen den geheimen Cult der Neger, Vaudoux, schritt Toussaint ein — sie tanzten nächtlich beim Feuer um eine Schlange, die in einem Käfig war, und sangen dabei —: dieser Schlangencult sei ein Schimpf auf die wahre Gottesverehrung, sei ein Rückfall in die Barbarei und nähre nur die Faulheit.

Schlangencult.

Nun gieng es an die dritte Arbeit, an eine Verfassung, zu welcher er am 5. Februar 1801 die Behörden und die Mitbürger aufforderte.

Schöne Pläne.

„Ich fühle mich glücklich, so viel Gutes gethan und Böses verhindert zu haben, als ich konnte. Jetzt liegt es an euch, dem Vaterland in Zukunft die Ruhe und das Glück durch Gesetze zu sichern, die zu unsern Sitten und Gebräuchen und zu unserm Klima passen und zugleich geeignet sind, uns immer fester mit der französischen Republik zu verbinden. An euch ist es jetzt, weise, rechtschaffene und erleuchtete Männer zu wählen, deren erste Leidenschaft die Anhänglichkeit an die Republik ist, an die Menschlichkeit, an die Freiheit, die empfänglich sind für gute Ansichten und eifrig, unsere Colonie zu einer Höhe zu bringen, auf der sie bisher nie gewesen ist. Obschon ihre Arbeiten friedlich sind, werden sie doch ruhmvoll sein. Ihre Namen werden einst unter den Wohlthätern Domingos in goldenen Buchstaben glänzen." Der Neger wollte also wahrhaft das Gute. Thiers sagt, er habe nur das französische Gesetzbuch abgeschrieben. Wie konnte er aber 1801 die französischen Gesetze abschreiben, die erst 1803 bekannt wurden? Sein Plan fand Anklang. Als er nach San Domingo reiste, führte ihn der apostolische Präfect Lecun unter einem Baldachin, auf welchem in goldenen Buchstaben stand: „Gott hat ihn uns gegeben, Gott wird ihn uns erhalten!" in die Kirche. — Zugleich dachte aber Toussaint auch an Verstärkung seiner Kriegsmacht: er stellte die festen Plätze wieder her und versorgte sie mit Waffen und Lebensmitteln; er übte fleißig die Truppen, er zog Straßen durch das Land, er regelte den Lauf der Flüsse und baute Brücken. Er zeigte Freude an der Schönheit des katholischen Gottesdienstes, besuchte die Schulen, theilte Preise aus; auch gieng er in die Spitäler. Das Land hob sich sichtlich. Im Mai 1801 war auch die Verfassung vollendet, die katholische Religion war darin als Staatsreligion anerkannt. Bonaparte hat selber später bedauert, dass er Toussaint nicht als Statthalter in Domingo anerkannt — und ihn dauernd an sich zu fesseln versäumt habe. Am 8. Juli wurde die Constitution unter Festlichkeiten als giltig verkündet. Toussaint war darin zum lebenslänglichen Präsidenten ernannt, mit dem Recht, seinen Nachfolger zu wählen. „Die schönen Handlungen dieses Mannes", heißt es darin, „verdienen Eure Bewunderung und Dankbarkeit. Wie der Phönix erhob er sich mitten aus der Asche, und hat sich ganz nur Eurer Vertheidigung und dem Vaterlande geweiht." Toussaint dagegen lobt die Verfassung, die sich auf gute Sitten und Gebräuche, auf die Religion stütze und zur Natur des Landes passe. „Ihr seid frei und diese Verfassung wird Eure Freiheit verewigen. Das Gesetz ist der Magnet, nach dem alle guten Bürger sich richten." Seine Tapfern mahnt er an Zucht und Ordnung und an den Schutz des Ackerbaues; sie sollten die Verfassung gegen innere und äußere Feinde vertheidigen. Hat er mit dem Worte „gegen äußere Feinde" nicht den ersten Consul gereizt? — Sah er nicht klar, dass er entweder alles wagen oder untergehen müsse? Er

Lebenslänglicher Präsident.

sandte Vincent mit dieser Verfassung nach Paris, damit der erste Consul sie bestätige. — Durfte er darauf hoffen? — und wenn nicht, warum erklärte er denn nicht sogleich Domingo für unabhängig? Der Verfassung folgten eine Reihe organischer Gesetze. Der republikanische Kalender wurde abgeschafft. Toussaint war selber ein eifriger Katholik und die Grundbesitzer auf Domingo, sowie ihre Arbeiter, wollten den Sonntag und nicht den Dekadi. Seiner Anführer war Toussaint nicht ganz sicher in seinem Unternehmen. Moyses, der ihn Oheim nannte, weil Toussaint ihn gelehrt hatte zu lesen, als sie noch beide auf dem Gute des Kaufmanns Noë Sclaven waren, spöttelte über ihn: „Er glaubt schon, er sei König von Domingo, nun, wir wollen sehen!" — rief Unruhen hervor, übte Gewaltthat; ein Schrei gegen ihn gieng durch das Land. Toussaint ließ Moyses vor ein Kriegsgericht stellen, das ihn zum Tode verurtheilte und erschießen ließ. „Ich habe ihm immer gepredigt und die Grundsätze unserer Religion auseinandergesetzt und ihm bewiesen, dass der Mensch nichts ist, ohne den Willen und die Macht Gottes, und dass jeder, der dagegen handle, schlimm ende. Statt auf väterlichen Rath zu hören, überließ er sich seinen traurigen Leidenschaften und hat jetzt sein verdientes Ende bekommen." [1]) — Auch Dessalines übte Raub und Gewaltthat, wo er meinte, das Auge Toussaints überwache ihn nicht.

Vincent. General Moyses. Dessalines.

Am 14. October 1801 traf Oberst Vincent in Paris ein, gerade vierzehn Tage nach der Unterzeichnung der Präliminarien mit England. Der „Moniteur" meldete sogleich, dass er die Constitution mitgebracht habe, um die Genehmigung des Mutterlandes zu erhalten. Von Toussaint sagte das Blatt, er habe, da keine Verbindung mit Frankreich mehr bestand, sich über manches täuschen können, er habe jedoch beharrlich Frankreich große Dienste geleistet.[2]) „Der Bürgerkrieg hat endlich aufgehört, die Colonie ist ruhig und das französische Volk kann nicht vergessen, dass es zum Theil Toussaint die Erhaltung dieses so schönen und wichtigen Pflanzstaates verdankt. Vielleicht sind einige Veränderungen an dieser neuen Verfassung nöthig, sie bezwecken aber nur den Vortheil des Handels und des Ackerbaues." Dieser Artikel konnte als Drohung oder Beschwichtigung verstanden werden. War Vincent entschieden für Toussaint in Paris? Der Negerhäuptling hatte ihn einmal als „die Schlange im irdischen Paradies" bezeichnet.[3]) Bonaparte scheint gleich von Anfang an entschlossen gewesen zu sein, die Oberhoheit über die Insel zu behaupten und Toussaint, den er für sehr ehrgeizig hielt, mit List oder Gewalt von derselben zu entfernen. — Toussaint soll gesagt haben: „Dieser Bonaparte ist ein schnurriger Kerl, Frankreich gehorcht ihm, Domingo aber gehört mir. Ich hindere ihn nicht auf seinem Weg; warum tritt er mir auf dem meinigen entgegen? Er hat es mit einem Bock zu thun und nicht mit einem Schaf."[4]) Seine Vertheidiger betonen, der Negerhäuptling sei zu fein und verschwiegen gewesen, um ein so unbesonnenes Wort auszustoßen.

Vincent in Paris.

Am 18. October schrieb Bonaparte an Toussaint: „Theilen Sie dem Volk von Domingo mit, dass die Sorgfalt, welche Frankreich immer für sein Wohl hatte, durch die Kriegsverhältnisse oft ohnmächtig war, dass die Leute, die aus Frankreich kamen, um dort das Parteitreiben zu entzünden und die Insel in Aufregung zu bringen, nur Anhänger der Parteien waren, die das Vaterland

Bonaparte an Toussaint.

[1]) Gragnon-Lacoste, l. c. p. 247—249, 269—270.
[2]) Ibid. p. 272—273.
[3]) Ibid. p. 265.
[4]) Ibid. p. 274.

zerrissen, und dass in Zukunft der Friede und die Kraft der Regierung seine Kraft und seine Freiheit sichern. Sagen Sie dem Volk, dass, wenn die Freiheit für dasselbe das erste aller Güter ist, es sie doch nur unter dem Titel eines französischen Bürgers genießen kann, und dass jedes Thun, jeder Vorgang gegen den Nutzen des Vaterlandes ein Verbrechen ist." [1]) — Mit diesem Schreiben ist die Stellung eines unabhängigen Statthalters in Domingo mit dem Rechte, seinen Nachfolger zu ernennen, unverträglich.

Feinde des Negers.

Wer hat Bonaparte zu einem solchen Verfahren gereizt? Flüchtlinge aus Domingo! Fouché behauptet sogar, die Sorge vor dem Heere Moreaus, welches jetzt ruhig lag und beschäftigt sein wollte. Andere werfen die Last der Anklage auf Josephine Beauharnais, welche den Edelleuten, die ihr immer ihre Noth vorklagten, ihre Güter in Domingo wieder verschaffen wollte. Allein in Domingo galten ja die Gesetze gegen die Auswanderer gar nicht und Toussaint nahm solche Edelleute sehr gern auf und unterstützte sie, wo er konnte. Gragnon-Lacoste meint, von all diesen Ursachen sei etwas vorhanden gewesen. Haupttriebfeder war bei Bonaparte der Wunsch, nachdem Ägypten verloren schien, Frankreich diese wertvolle Colonie wieder zu verschaffen, die seit zwei Jahrhunderten ihm gehörte und deren Besitz für den Handel Frankreichs so wichtig war. Offener sprach Bonaparte in einem Schreiben an Toussaint: [2]) „Bürger-General!

Bonaparte sendet an Toussaint

Der Friede mit England und allen Mächten Europas, der die Republik auf die erste Stufe der Macht und Größe erhoben hat, setzt die Regierung in den Stand, sich der Colonie San Domingo zu bemächtigen. Wir schicken unsern Schwager, den Bürger Leclerc, als Obergeneral dahin, als ersten Beamten des Pflanzstaates; er kommt mit einer entsprechenden Macht, um der Oberhoheit des französischen Volkes Anerkennung zu verschaffen. Unter solchen Umständen hoffen wir gern, dass Sie uns und ganz Frankreich beweisen werden die Aufrichtigkeit der Gefühle, die Sie uns immer in Ihren verschiedenen Schreiben ausgedrückt haben. Wir hegen große Achtung für Sie und anerkennen und loben gern die großen Dienste, die Sie dem französischen Volke erwiesen haben. Wenn seine Fahne über San Domingo flattert, so ist es Ihnen und Ihren tapfern Schwarzen dafür zum

Lob

Danke verpflichtet. Durch Ihre Gaben und die Kraft der Umstände sind Sie zur ersten Stelle im Staate emporgestiegen, haben dem Bürgerkrieg ein Ende gemacht, dem Wüthen einiger Rasenden Zügel angelegt und die Religion, die Verehrung Gottes, von dem alles ausgeht, wieder zu Ehren gebracht. Die Verfassung, die Sie veranlasst haben, enthält viele gute Dinge, enthält aber auch manche, die der Würde und Oberhoheit des französischen Volkes, von dem die Einwohner von Domingo nur einen Theil bilden, zuwider sind. Die Umstände, in denen Sie sich befanden, überall von Feinden umgeben, ohne dass das Mutterland Ihnen Hilfe und Unterstützung gewähren konnte, haben gewissen Bestimmungen der Verfassung, die wegbleiben sollten, eine gesetzliche Geltung verschafft. — Jetzt aber, wo die Umstände glücklicherweise sich so gänzlich geändert haben, werden Sie der Erste sein, der Oberhoheit der Republik zu huldigen, welche Sie unter ihre ruhmvollsten Bürger zählt, wegen Ihrer Dienste, wegen der Talente und der Charakterkraft, womit die Natur Sie ausgeschmückt hat. — Wir haben Ihren Söhnen und ihrem Lehrer die Gefühle, die uns beseelen, mitgetheilt, wir schicken sie Ihnen zurück. Unterstützen Sie mit Ihrem Rath, mit Ihrem Ein-

[1]) Gragnon-Lacoste, l. c. p. 280—282.

[2]) Ibid. p. 280—282. — Correspondance, VII, p. 410—412, vom 18. November 1801.

fluſs, mit Ihren Gaben den Generalcapitän. Was können Sie noch wünschen? — Die Freiheit der Schwarzen! Sie wissen ja, daſs wir in allen Ländern, in denen wir waren, den Völkern die Freiheit, die sie noch nicht beſaßen, gegeben haben. Hohe Stellen, Ehren, Reichthümer! Nach den Diensten, die Sie uns leisteten und unter Umständen noch leisten können, bei der besondern Zuneigung, die wir für Sie hegen, können Sie über Ihre Wertschätzung, über Ihr Schicksal und über die Ehren, die Sie erwarten, nicht in Zweifel sein." und Versprechen.

Der Sinn dieses Schreibens ist: Sie und die französische Oberhoheit sind in Domingo unverträglich, kommen Sie also nach Frankreich!

Was wissen wir von den beiden Söhnen, die in Paris damals in der Schule waren? Einer von ihnen, Isaak Louverture, hat später über ihren Aufenthalt in Paris und den Sturz seines Vaters einen sehr klaren und wichtigen Bericht erstattet:[1]) sie hörten von einem Zusammenziehen der französischen Flotte, von einem Unternehmen gegen Domingo, wurden aber wieder ruhig, als ihr Lehrer, in das Marine-Ministerium berufen, die Einladung erhielt, sie auf der Reise nach Domingo zu ihrem Vater zu begleiten. Unter Thränen erzählte er ihnen, wie die Regierung nur friedliche Absichten gegen Domingo hege. Wenige Tage darauf erhielten sie eine Einladung zum ersten Consul, der sie sehr liebenswürdig empfieng. Bonaparte sagte zu Isaak: „Ihr Vater ist ein großer Mann, er hat Frankreich ausgezeichnete Dienste geleistet. Sagen Sie ihm, daſs ich, der erste Beamte der Republik, ihm Schutz, Ehre und Ruhm verspreche. Glauben Sie ja nicht, daſs Frankreich je die Absicht hat, Domingo zu bekriegen; sondern es sendet Truppen, bloß um die Kräfte des Landes zu vermehren. Hier ist General Leclerc, mein Schwager, den ich zum Generalcapitän ernannt habe und der dieses Heer befehligen wird. Es ist schon Befehl gegeben, daſs Sie vierzehn Tage vor der Ankunft der Flotte in Domingo sein können, um Ihren Vater von der Ankunft des Zuges zu benachrichtigen." Der erste Consul prüfte dann die jungen Neger in der Mathematik und zeigte sich erfreut über ihre Fortschritte. Wenige Tage nachher erhielten beide schöne Waffen und Officierskleider zum Geschenk — und so fuhren sie von Brest ab. Die Söhne Louverturs.

Der Schwager, dem Bonaparte das Commando anvertraute, war der Gemahl seiner schönen Schwester Pauline, die vielleicht die schönste Frau ihrer Zeit war und, nach Napoleons Ausspruch, bis an ihr Ende das beste lebendige Geschöpf war. Geboren zu Ajaccio 1780, entwickelte sie früh Herzensgüte, Liebenswürdigkeit, aber auch Launenhaftigkeit, und eine Schönheit, welche allgemein Bewunderung erregte. 1795 warb ein Bürger Billon um ihre Hand, wurde aber abgewiesen; dann Fréron, der ehemalige Terrorist, den Pauline leidenschaftlich zu lieben anfieng. Bonaparte erfuhr aber, daſs eine andere Frau heilige Rechte an ihn habe, und ließ ihr kurzweg sagen, daſs sie durch eine Ehe mit diesem Manne entehrt wäre. Es sind noch Briefe von Pauline an Fréron vorhanden, in welchem sie ihm ihre glühende Liebe gesteht, und ein Brief voll Schmerz an ihren großen Bruder, der den Abbruch des Verhältnisses zu erwirken wuſste; er schließt mit den Worten: „Adieu, seien Sie glücklich und erinnern Sie sich inmitten Ihrer glänzenden Siege und all Ihres Glückes bisweilen an mein Leben voll von Bitterkeit, und an die Thränen, welche alle Tage vergießt Pauline Bonaparte." — Dann warb Junot um ihre Hand, aber auch Leclerc. Pauline.

[1]) Abgedruckt bei Gragnon-Lacoste, l. c. p. 289—348.

ihm ward sie nicht zutheil, und nach ihm warb Duphot um sie, welcher beim Aufstand in Rom erschossen wurde. Endlich ward ihre Hand Leclerc zutheil, dem Sohne eines reichen Mehlhändlers in Pontoise, der bei der Belagerung von Toulon 1793, bei Fleurus 1794, 1795 am Mont-Cenis, dann als Adjutant Bonapartes in Italien sich als Officier ausgezeichnet hatte. 1797 wurde er Brigade-General, 1798 General in Ägypten, 1799 half er Bonaparte die Regierung stürzen, 1800 hatte er wesentlichen Antheil am Siege bei Hohenlinden; dann operierte er mit Glück in Portugal und bekam jetzt den Auftrag, San Domingo für Frankreich wieder zu erwerben.

Die Flotte.

Die Flotte, die zusammengezogen wurde, bildete eine Macht, wie Europa noch keine größere in die neue Welt gesendet hatte, 35 Linienschiffe, 21 Fregatten und mehr als 80 kleinere Fahrzeuge. Die Flotte stand unter dem Befehl von Villaret-Joyeuse, das Landheer unter Leclerc,[1]) es bestand aus den Siegern bei Hohenlinden und man hat behauptet, weil unter diesen Truppen noch am meisten republikanischer Geist herrschte, habe Bonaparte sie nach der Fieberinsel entsendet.

Auch für den Fall, dass Toussaint Widerstand leiste, hatte Bonaparte alles zum voraus berechnet. Seine Schiffe sollten in der Bucht von Samana sich sammeln und auf einmal im Norden, Osten, Süden und Westen der Insel landen, um den Widerstand zu theilen und zu brechen. Nun scheint es, dass

Leclercs Missgriff.

Leclerc gegen Toussaint gern Verdacht fasste und den schlimmen Theil seiner Befehle voreilig anwendete, während er den guten zuerst hätte gebrauchen sollen. Wahrscheinlich hatte er gehört, dass Toussaint Widerstand leisten wolle, und darum nicht, wie ursprünglich geplant war, zu ihm seine Söhne gesendet mit dem versöhnlichen Schreiben des ersten Consuls. Die Flotte war später zusammengekommen, als sie sollte, und Leclerc meinte, er dürfe keine Zeit verlieren und Toussaint nicht zur Besinnung kommen lassen. Er befahl dem General Kerversau, mit 2000 Mann sich nach Domingo, der Hauptstadt des spanischen Theiles der Insel, zu begeben; Admiral Latouche-Tréville sollte mit seiner

[1]) Bourrienne wirft Bonaparte vor, dass er aus Rücksicht auf seine Schwester Pauline deren Gatten Leclerc zum Leiter des Unternehmens gegen Domingo gewählt habe. Nachdem er nahezu eine ganze Nacht ihm, dem Secretär, die Verhaltungsbefehle dictiert hatte, habe er sie in seiner Gegenwart Leclerc am andern Morgen mit den Worten übergeben: „Hier sind Ihre Instructionen; Sie haben eine schöne Gelegenheit, sich zu bereichern, nun aber plagen Sie mich nicht mehr durch Ihr ewiges Geldverlangen." — „Die dem General Leclerc übergebenen Instructionen sahen alles vorher; aber es war ein betrübender Gedanke, dass die Wahl eines der jüngsten und untüchtigsten Generale der Armee nicht einmal die Hoffnung eines glücklichen Erfolges übrig ließ. Es ist unglaublich, dass ihn kein anderer Beweggrund zu dieser Wahl mag bestimmt haben, als auf der einen Seite der Wunsch, von den lästigen Bitten eines Schwagers, der ihm sehr zuwider war, hiedurch befreit zu werden, und auf der andern, ihm Mittel zu verschaffen, um sich zu bereichern. Der erste Consul, der für diese Expedition nicht sehr eingenommen war, hätte die Schwierigkeiten, welche der gewaltsamen Unterwerfung der Colonie im Wege standen, näher untersuchen sollen; er hätte beachten sollen, dass die Colonien sich früher oder später von den Mutterstaaten trennen, und dass, wenn durch eine unvermuthete, aber nothwendig eintretende Ursache dieses Ereignis herbeigeführt werde, keine menschliche Macht dann im Stande sein würde, sie wieder unter das Joch zurückzuführen. Die Gesetze der Natur bringen dies mit sich. Diese Gründe, die ich ihm oft wiederholte, machten ihn wankend, er billigte sie, aber die unbegreifliche Gewalt, welche die Glieder seiner Familie über ihn besaßen, beherrschte ihn immer." Bourrienne, Mémoires, IV, p. 310–311.

Mannschaft bei Port-au-Prince, Leclerc selber wollte mit Villarets Geschwader im Cap, dem Haupthafen und Hauptort, landen. Landungsplan.

Toussaint, welcher die Landung genau beobachtete, sah in der Nähe der Bai von Samana die französischen Schiffe und schloss daraus auf das Schicksal, das ihm bevorstehe, und gedachte, sich Frankreich nicht zu unterwerfen, sondern es aufs äußerste ankommen zu lassen: die Küstenstädte sollten eher verwüstet, die Ansiedelungen in Brand gesteckt werden; die Neger aber sollten sich nach den Mornen zurückziehen und da behaupten, bis das Fieber in der ungünstigen Jahreszeit die Europäer dahinraffe. Als die französischen Officiere landen wollten, wurde ihnen Widerstand geleistet. In den Häfen wurden die Baaken weggenommen, die Forts waren bewaffnet. Christophe drohte in Port-au-Prince mit Anzündung der Häuser und Ermordung der Weißen, wenn man die Stadt angreife. Die Weißen schilderten Leclerc ihre Gefahr; er antwortete, er werde so rasch verfahren, dass Christophe keine Zeit habe, seine Drohung auszuführen; einstweilen sollten sie sich selbst vertheidigen. Die Landung war wegen des regelmäßigen Windwechsels nicht so schnell zu bewirken, als er wünschte: erst am dritten Tage konnte der Angriff zu Wasser und zu Land zugleich beginnen. In der zweiten Nacht hatte jedoch General Christophe schon die Stadt an mehreren Orten angezündet und viele Weiße ermordet, andere auf seinem Rückzuge in die Berge als Geiseln mitgeschleppt. Erst am 6. Februar besetzten die Franzosen die Stadt, halfen das Feuer löschen und begannen die Neger Christophes zu verfolgen. — Indes hatte der Capitän Mayon bei Mancenilla die Division Rochambeau ans Land gesetzt, welche sich dann des Forts Dauphin bemächtigte. Admiral Latouche-Tréville erschien mit seinem Geschwader vor Port-au-Prince, seine Schnelligkeit rettete die Stadt vor Brand und Mord und trieb die Negerbesatzung in die Flucht. General Boudet verjagte den wilden Dessalines, welcher Saint-Marc verlassen hatte, aus Leogane, und bewog den Negergeneral Laplume, sich zu ergeben. Der Mulattengeneral Clervaux unterwarf sich dem Capitän Mayon. Kerversau entriss Toussaints Bruder Paul die Hälfte des spanischen Theils von Domingo.

Toussaints Plan. Christophe in der Capstadt. Rochambeau. Laplume. Kerversau.

So blieben denn Toussaint nur drei Negerhalbbrigaden unter den Generalen Christophe, Maurepas und Dessalines, er konnte sich nur noch in den Bergen behaupten; nun blieb Leclerc nichts übrig, als ihn auch hier und zwar von allen Seiten zugleich anzugreifen und zur Unterwerfung zu zwingen. Doch der Kampf war sehr schwierig bei der üppigen Tropenvegetation der Wälder, in deren Schluchten die Neger mit ihrer genauen Kenntnis der Pfade sehr im Vortheil waren.

Jetzt erst kam Leclerc auf den Gedanken, durch die beiden Söhne auf das Herz Toussaints zu wirken. Am 7. Februar ließ er sie kommen, und sagte zu ihnen: „Ich habe große Hoffnung, mich mit Eurem Vater zu verständigen; er war abwesend und hat nichts anordnen können, Ihr müsst ihm den Brief des ersten Consuls bringen, auf dass er meine Absichten und die hohe Meinung kennen lerne, die ich von ihm habe.“ Es schien ihn also jetzt das vergossene Blut zu gereuen. Die Söhne Toussaints

Am zweiten Abend waren sie in Ennery bei ihrer Mutter, am dritten Abend kam Toussaint dahin: seine Söhne stürzten ihm um den Hals, er hielt sie lange weinend umschlossen. Dann dankte er ihrem Lehrer Coisnon für den beim Vater.

Unterricht und beklagte, dass er nur in einem Kriege seine Kinder umarmen könne, dessen Ursachen er nicht verstehe. Coisnon übergab ihm das Schreiben des ersten Consuls mit dem Staatssiegel. Toussaint las es rasch, dann erzählten ihm seine Söhne die schönen Versprechungen Bonapartes, dass die Fahrt Leclercs keinerlei feindliche Absicht bedeute und dass er auf einen Ausgleich rechne. — Toussaint antwortete: „Bonapartes Worte und Leclercs Thun stehen in hartem Widerspruch miteinander —: jener verspricht den Frieden und dieser führt den Krieg gegen mich. Leclerc hätte den Brand der Capstadt wohl vermeiden können, er hätte das Fort Dauphin zu erstürmen nicht nöthig gehabt; bei so vielen Gewaltthaten darf ich doch nicht vergessen, dass ich ein Schwert trage. Wozu erklärt man mir denn einen so ungerechten und unpolitischen Krieg? Etwa weil ich mein Land von der Geißel des Krieges befreit, weil ich Ordnung und Gerechtigkeit hergestellt, weil ich für sein Glück und für seinen Glanz mit allen Kräften gearbeitet habe? Übrigens, wenn der General Leclerc, wie er sagt, ehrlich den Frieden wünscht, so möge er mit seinen Truppen stehen bleiben, er wird Domingo vor vollständiger Zerstörung retten und die durch seinen Angriff schon erbitterten Geister beruhigen.“ [1]) — Toussaint schrieb einen Brief, den seine beiden Söhne Leclerc überbringen mussten.

Toussaints Klagen.

Seine Söhne einig.

Thiers erzählt von dieser Zusammenkunft, die Söhne hätten ihrem Vater die Gefahr eines gewissen Unterganges vorausgesagt, wenn er beim Kampfe beharre, und die Mutter des einen der beiden Jünglinge habe sich ihren Bitten angeschlossen.[2]) „Gerührt durch diese Bitten, nahm er sich einige Tage Bedenkzeit, und schien während dieser Tage sehr mit sich selbst zu kämpfen, bald erschrocken vor der Gefahr eines ungleichen Kampfes, bald hingerissen von dem Ehrgeiz, der einzige Gebieter des schönen Reiches Haiti zu sein, bald empört bei dem Gedanken, dass die Weißen die Neger vielleicht wieder ins Joch der Sclaverei hineinzwängen würden. Ehrgeiz und Freiheitsliebe trugen den Sieg davon über das Vaterherz. Er ließ seine beiden Söhne rufen, schloss sie von neuem in seine Arme, ließ ihnen freie Wahl zwischen Frankreich, das sie zu civilisierten Menschen gemacht habe, und ihm, dem sie das Leben verdankten, und erklärte ihnen, er würde sie auch ferner lieben, selbst wenn sie in den Reihen seiner Feinde ständen. Aufgeregt, wie ihr Vater, schwankten die armen Kinder hin und her gleich ihm. Der Eine fiel ihm jedoch um den Hals und erklärte, er wolle als freier Neger an seiner Seite sterben. Der andere war unentschlossen und gieng mit seiner Mutter auf ein Gut des Dictators.“

Isaak Louverture, der getreu die Geschichte seines Vaters schreibt, weiß nichts von dieser Spaltung zwischen ihm und seinem Bruder. Beide blieben treu dem Vater, beide brachten mit dem Adjutanten Fontaine an Leclerc das Schreiben Toussaints, welches letzterer dahin beantwortete, Toussaint müsse sich binnen zwei Tagen auf Gnade und Ungnade ergeben, er ziehe die Stiefel nicht aus, bis er ihn in seiner Gewalt habe. Davon wollte aber Toussaint nichts wissen. Seine Neger riefen ihm zu: „General, wir sterben mit dir!“ Und nun begann ein erbitterter Kampf, der bis in den April dauerte.[3])

[1]) So erzählt Isaak Louverture bei Gragnon-Lacoste, l. c. p. 294—298.
[2]) Thiers, Hist. du Consulat et de l'Empire, IV, l. XVI, p. 149—150.
[3]) Gragnon-Lacoste, l. c. p. 296—298.

Toussaint führte den Krieg mit Menschlichkeit, Dessalines aber wie ein Skythe; „er floh, verschwand, kam wieder, erwürgte und verbrannte alles". Giengen die Franzosen voran, so wich Dessalines vor ihnen zurück, zündete aber alle Landhäuser an; hielten sie inne, so erlosch die Flamme; giengen sie wieder voran, so loderte sie vor ihnen wieder auf. Die Weißen, welche er mitnahm, waren ihm Geiseln, die er erwürgen ließ, wenn er in Zorn gerieth. Toussaint schlug sich tapfer und umsichtig. Gegen Gefangene und Verwundete benahm er sich wie ein Edelmann: er achtete ihre Tapferkeit, ihr Unglück und ließ ihnen die beste Pflege angedeihen. Hin und wieder sprachen gefangene Franzosen ihren Unmuth über diesen Krieg aus, es werde der französischen Armee in Domingo ergehen, wie der Armee in Ägypten. Toussaint ließ seine Familie in das große Cahos bringen, und eilte von da von Stellung zu Stellung, um den Franzosen den Sieg zu erschweren. Die einzelnen Treffen können hier nicht aufgeführt werden. Hervorragend war der Kampf um die Schlucht Trois-Rivières, um das Fort Crête-au-Pierrot, um Gonaïves, um die Natternschlucht. Man kann nicht anders sagen, als dass ein großer Theil der Neger sich sehr tapfer schlug. Nicht schlechter stritten die Franzosen. Die Neger staunten, wie die Soldaten der Rhein-Armee den Europäern, die früher in Domingo waren, gar nicht glichen, wie sie schnell wie Gemsen auf die höchsten Berge gelangten und über die steilsten Felsen kletterten. Einer berichtete: „Ich sah, wie sie ungezähmte Pferde anhielten. Zwei hielten das Pferd an den Ohren, ein Dritter setzte sich darauf und bändigte es ohne einen Zaum." Die Neger lachten über diese Erzählung. Toussaint aber sagte, diese Soldaten hätten noch größere Wunder der Tapferkeit und Gewandtheit in Europa vollbracht, „sie wollen euch nur eine hohe Meinung von ihrer Stärke und Beweglichkeit beibringen. Seid aber nur ruhig, in diesem heißen Klima werdet ihr in kurzer Zeit den Vortheil davon haben, dass ihr an die Hitze gewöhnt seid." Hitzige Kämpfe. Dessalines.

Sehr erbittert war der Kampf in der Natternschlucht, in welcher Toussaint 800 Mann verlor. Dieser Schlag entmuthigte viele Neger. Auf der andern Seite nahte die heiße Jahreszeit und fürchtete Leclerc das Fieber, welches dort für die Europäer im Sommer so gefährlich ist. Er beschloss daher wieder zu unterhandeln.

Rochambeau schrieb an Belair einen schmeichelhaften Brief, um ihn zum Abfall von Toussaint zu verleiten, dieser aber wies den Antrag mit Berufung auf seine Ehre zurück, und deutete hin auf die Pflicht der Dankbarkeit, welche er gegen seinen Erzieher und Gönner im Kriegswesen hegen müsse, und sandte Rochambeaus Brief mit einer Abschrift seiner Antwort an Toussaint. Auch General Dessalines gab sich alle Mühe, Belair zum Abfall zu bringen, und zu gleicher Zeit ihn bei Toussaint zu verdächtigen: er war eifersüchtig auf Belair; nach dem Tode des Moyses fürchtete er, Toussaint werde Belair zu seinem Nachfolger ernennen; er irrte sich aber; denn der große Negerhäuptling hatte den General Michel für diese Stelle ausersehen.[1]) Belair bat um seine Abberufung. Toussaint befahl ihm, mit seinem Bataillon zu ihm nach Ennery zu kommen. Rochambeau. Belair. Dessalines.

Nun aber erhielt Toussaint selber ein Schreiben von dem General Brunet: der Krieg sei nur Folge eines Misverständnisses und der Comman- Brunet.

[1]) Gragnon-Lacoste, l. c. p. 321—322.

Leclerc. dierende Leclerc wünsche sehnlich, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Wenige Tage darauf kam ihm ein Schreiben von Leclerc selber zu, welches ihn bei seiner Liebe zum Vaterland beschwor, das Unglück zu erwägen, welches der Krieg über dasselbe bringe. Toussaint antwortete sogleich, er habe sich hierin nichts vorzuwerfen und der Krieg sei leicht zu vermeiden; er habe zwar jetzt Aussicht zu siegen oder rühmlich zu sterben, er würde aber nie Bedenken tragen, auf billige und ehrenhafte Vorschläge zum Wohle des Vaterlandes einzugehen. Damals Christophe. gieng auch General Christophe zu den Franzosen über, er hatte sich den Luxus angewöhnt, war des Krieges müde und trat gegen Bestätigung seiner Stellung wieder unter die Fahnen Frankreichs, aber anfangs nicht offen, sondern heimlich,[1] während seine Officiere bald erklärten, sie seien getäuscht, und wollten nur noch dem Befehl Toussaints gehorchen. Wenn er von Toussaint abfallen wollte, warum hatte er dann die Stadt Domingo angezündet? Bald bekam Toussaint einen Brief zu Gesicht, worin Leclerc Christophe aufforderte, Frankreich den größten Dienst zu erweisen, den es gäbe, nämlich, sich der Person des Generals Toussaint zu bemächtigen. Als die Nachricht davon sich verbreitete, versammelten sich viele vor dem Hause Louvertures, um ihn ihrer Hingebung, ihrer Treue zu versichern.

Leclerc ladet Toussaint ein. Unter solchen Umständen schwand der Glaube an einen nahen Frieden. Da wurde Leclerc sorglich, er berichtete an den Kriegsminister, die französische Armee möge so stark sein, als sie wolle, so sei Toussaint doch noch immer stark und mächtig genug, sein Leben, das dem Vaterland oft nützlich gewesen, theuer zu verkaufen und im Land zu sengen und zu brennen. Leclerc schlug dann als Friedensbedingung vor, Toussaint solle Gouverneur heißen wie bisher, er selber wolle nur als Vertreter Frankreichs da verbleiben, alle seine Officiere sollten ihre Stellung behalten. Sein Schreiben schloss mit den Worten: „Im Angesicht Gottes schwöre ich, die Freiheit des Volkes von Domingo soll von mir keine Schädigung erhalten.“[2] Toussaint nahm diese Vorschläge an, die dem Volk und dem Heere günstig seien, er selber aber werde in die Zurückgezogenheit treten. Eine Zusammenkunft sollte alles regeln. Leclerc willigte ein, Toussaint machte sich auf den Weg. Er wurde überall von den französischen Soldaten und Officieren mit militärischen Ehren empfangen.

Toussaint bei Leclerc. In der Capstadt selber äußerte Leclerc: „General, man kann Sie nur loben und bewundern wegen der Art, wie Sie die Last der Regierung Domingos getragen haben. Ihre Anwesenheit in dieser Stadt ist ein Beweis Ihrer Hochherzigkeit und Redlichkeit. Unsere Aussöhnung wird diese Insel neu erblühen machen und Ihre Einrichtungen, Ihre Verfassung, welche die Grundlage ihres Glückes sind, neu bekräftigen.“ — Toussaint erwiderte: „Domingo hat seine Freiheit erstritten und ahnte nie, dass es Frankreich, seiner Schützerin, widerstehen müsse. Hätten Sie mich vorher benachrichtigt, so wären Sie wie der Gesandte einer großen Macht empfangen und wären nur Freudenschüsse abgefeuert worden. Sie wussten, dass ich damals in der Stadt Domingo war, Sie hätten

[1] Gragnon-Lacoste, l. c. p. 324—325.
[2] Ibid. p. 328—331.

mir leicht eine Nachricht zukommen lassen können. General Christophe bat Sie um eine kurze Frist, Sie hätten sie ihm wohl bewilligen können, statt das Volk durch Ihre Drohungen in Verzweiflung und Ihre Armee auf dem Krater eines Vulcans in Gefahr zu bringen." — „Als Schwager des ersten Consuls", entgegnete Leclerc, „hielt ich es unter meiner Würde, auf die Weigerung General Christophes hin stehen zu bleiben." — Toussaint meinte dagegen, er sei ja der Überbringer einer Friedensbotschaft und hätte Frankreich und Domingo in gleicher Weise einen Dienst geleistet. — „Es ist wahr", schloss Leclerc, „aber ich war dort nicht Herr über mich selbst. Vergessen wir jedoch das Vergangene und freuen wir uns der Vereinigung! Doch müssen Ihr Sohn und die Officiere, die Sie begleiteten, sowie die Generale meiner Armee Zeugen derselben sein." Diese wurden darauf in den Saal berufen und Leclerc wiederholte vor ihnen seinen Schwur.[1]) Nun wurde alles friedlich abgemacht. Leclerc reiste 17. Mai nach der Insel Tortugas, um sich in ihrer gesunden Luft zu erholen, und Toussaint-Louverture gieng auf sein Landgut Ennery, wo er ohne militärische Bedeckung im Schoße seiner Familie so sicher lebte, wie wenn er von 25.000 Mann gedeckt wäre. Nach Thiers wäre dieses Landgut Toussaint von Leclerc zum Aufenthalt mit dem Verbot angewiesen worden, ohne Erlaubnis des Generalcapitäns sich nicht davon zu entfernen — eine Bedingung, die Toussaints Stolz sicher zurückgewiesen hätte. Isaak Louverture weiß nichts davon.

Neuer Zwist.

Bald jedoch glaubte Leclerc Grund zu Klagen zu haben über geheime Zettelung Toussaints zu einem neuen Aufstand. Es scheint, dass Dessalines treulos seinen frühern General und Wohlthäter böser Pläne bei den Franzosen zieh, und darauf hinwies, Toussaint habe auf die schwarze Bevölkerung noch immer den mächtigsten Einfluss. Leclerc beschwerte sich, Toussaint sandte seinen Sohn Isaak mit einem Schreiben, welches all diese Vorwürfe als unbegründet bezeichnete, an Leclerc. Dieser schob die Schuld auf eine Anzeige Dessalines', und es fragt sich, ob er nicht einen durch den andern zu verderben suchte. Leclerc gab nun Isaak einen Brief an seinen Vater mit, worin er ihn bat, mit dem General Brunet die strittigen Fragen zu besprechen. Ein Brief ward abgefangen, worin Toussaint sagte, er rechne auf die Vorsehung. Nun hieß der große Spital der Capstadt gleichfalls Providence (Vorsehung), und das Schreiben ward gedeutet, Toussaint rechne auf die Verheerung, die das gelbe Fieber anrichtete, und ward beschlossen, ihn mit List gefangen zu nehmen.

Missdeutung.

Brunet treulos.

General Brunet sandte Toussaint eine Einladung, mit seiner gesammten Familie einem Fest in Coupe-à-Pintade beizuwohnen. Der Neger ahnte Gefahr, nahm aber doch die Einladung an; denn im Brief stand, eine persönliche Zusammenkunft werde leichter als alle Briefe jeder Verdächtigung ein Ende machen. — „Diese Weißen, die alles wissen", sagte Toussaint, „brauchen doch den alten Neger nöthig" — und machte sich auf den Weg. Kaum war er aber am 10. Juni in der Wohnung des Generals Brunet, als zehn Officiere eintraten, mit gezogenem Säbel und Pistolen in der Hand.[2]) Toussaint, glaubend, sie wollten ihn ermorden, zog den Degen. „General," sagte der Oberst, „wir wollen nicht Ihr Leben antasten; wir haben nur den

[1]) Gragnon-Lacoste, l. c. 332—334.
[2]) Ibid. p. 344—345.

Touſſaint gefangen. Befehl, uns Ihrer Perſon zu verſichern.“ — Touſſaint ſteckte ſeinen Degen in die Scheide und ſah, daſs er ein Opfer der Treuloſigkeit ſei. Um Mitternacht wurde er auf eine Fregatte und auf offenem Meer dann auf das Kriegsſchiff „Heros“ gebracht; bald kam auch ſein Sohn Placidus dorthin; ſeine Gattin und kurz nachher ſein Sohn Iſaak wurden auf dem Landgut Ennery verhaftet, und alles, was an wertvollen Habſeligkeiten da war, weggenommen. Bald war die ganze Familie Louverture auf dem Kriegsſchiff „Heros“.

Touſſaints Freunde werden ermordet. Ein Schrei der Entrüſtung gieng durch die Inſel. Getreue Generale ließen Aufforderungen zum Kampf, das Volk rief in Verzweiflung nach ſeinem Vater. Chriſtophe und Deſſalines machten die Verräther und verhafteten Belair und Sansſouci, die beide in der Capſtadt erſchoſſen wurden. Deſſalines beantwortete die Vorwürfe ſeines Adjutanten Bonnet: „Schweigen Sie, wiſſen Sie denn nicht, daſs es ſeit der Revolution kein Ehrenwort mehr gibt?“ Andere Anhänger Touſſaints, wie der wackere General Dommage, endeten am Galgen. Maurepas wurde im Meere ertränkt. Auch Touſſaints Bruder Paul und ſein 105 Jahr alter Lehrer Pierre-Baptiſte wurden — ertränkt.

Savary. General Savary hatte den Befehl auf dem Schiff, welches den Helden von Domingo nach Frankreich führen ſollte. Touſſaint ſagte zu ihm: „Man hat auf Domingo nur den Stamm der Freiheit der Schwarzen umgehauen, er wird aber wieder wachſen, denn die Wurzeln ſind tief und zahlreich.“ — Er

Touſſaints Klagen, ſchrieb an den erſten Conſul über das Benehmen Leclercs: „Nach ſeinem Ehrenwort, da er die Regierung von Frankreich darſtellt, nach ſeiner feierlichen Erklärung, den Schleier der Vergeſſenheit über das Vergangene zu werfen, habe ich mich in den Schoß meiner Familie zurückgezogen.“ — An den Kriegsminiſter ſchrieb er um ſein gutes Recht: wenn er Fehler gemacht habe, ſo möge man ihn allein ſtrafen, nicht ſeine Familie. Vergebens! Nach einer Überfahrt von fünfundzwanzig Tagen wurde in Landerneau Touſſaint getrennt von ſeiner Frau und ſeinen Kindern. Der Abſchied war herzzerreißend, weil alle fühlten, daſs es ſei

Familie. auf Nimmerwiederſehen. Die unglückliche Familie kam nach Bordeaux, wo die Bewohner ſie wohlwollend aufnahmen und die Frauen für die Bedürfniſſe der Frau Louverture und ihrer Schwiegertochter freundliche Sorge trugen, und Iſaak in ſeinem ehemaligen Mitſchüler, Eſther Berthier, einen wahren Freund fand und ſeiner Freude an den Wiſſenſchaften ſich hingab. Wie wir oben ſahen, beſchrieb er das Leben ſeines Vaters.[1])

Joſephine Beauharnais. Touſſaint hatte am Hof keinen Fürſprecher außer Joſephine Beauharnais, die ihren Gatten an das Geſetz der Wiedervergeltung vergebens erinnerte: „Sie werden dann eine traurige Lage zu würdigen wiſſen, in der ſich ein Mann befindet, der bald mächtig und gefürchtet, dann geächtet und verdammt wird, einſam fremde Gegenden zu durchwandern. — Bonaparte kannte aber damals kein anderes Geſetz, als das der Politik. Vergebens ſagte ihm ſeine Gattin: „Was haben Sie denn dem Haupt der Schwarzen vorzuwerfen?“ — Das Geſetz der Vergeltung trat nur zu ſichtbar hervor. Der erſte Conſul, der jetzt der Mächtigſte war, ſollte einſt auch gewaltſam von Frau und Kind getrennt

Leclerc. werden. Bonaparte fürchtete den Mann. Leclerc hatte ihm geſchrieben: „Sie

[1]) Mémoires historiques sur Toussaint-Louverture.

können Toussaint nicht fern genug vom Meere festhalten und ihn nicht sicher genug einsperren. Dieser Mann hat sein Volk derart fanatisiert, dass seine Gegenwart das ganze Land in Aufregung versetzen könnte. — Ich habe die Regierung gefragt, was man mit seinen Gütern machen solle; ich habe sie vorläufig eingezogen.“ Mit Unrecht wird erzählt, Toussaint sei zunächst nach Paris in den Temple gebracht worden, in dasselbe Gefängnis, in welchem Ludwig XVI. sein Martyrthum bestand, und Bonaparte habe den Spartacus von Domingo sich angesehen, ohne dass dieser eine Ahnung davon hatte.[1]) Bonaparte achtete zu sehr auf Leclercs Wort: „Toussaint ist durchaus treulos, die Regierung soll schauen, wie sie mit ihm auskommt.“ Würdiger schrieb Thibaudeau: „Ein unglücklicher Feind, der erste der Schwarzen, verdiente mehr Rücksicht.“ — Bonaparte aber ließ Toussaint in ein Gefängnis bringen, aus dem ein Entkommen kaum möglich war, in die Casematten der Festung Joux, auf dem Gipfel eines Felsens, zwischen Besançon und Dijon. Den Lesern dieses Werkes ist das Schloss aus der Geschichte Mirabeaus schon bekannt;[2]) dort büßte ja Mirabeau einige Zeit für seine Jugendverirrungen und entfloh, um Sophie Monnier zu entführen. Kurz vorher waren dort zwei Generale aus Domingo eingetroffen, der Mulatte Rigaud und Martial Besse, die Toussaint als Rebellen vertrieben hatte. Doch wurden sie milder behandelt: Rigaud wurde bald in das Innere von Frankreich versetzt mit seiner ganzen Familie; beide sahen später ihr Vaterland wieder. Härter war die Haft Toussaints: niemand durfte ihn besuchen, niemand mit ihm sprechen, außer dem Befehlshaber der Festung, der ihm die ärmliche Gefangenenkost brachte. Für einen an die Tropenhitze Domingos gewöhnten Neger war der Aufenthalt im Schlosse Joux, das wie ein Pfeil in die Wolken ragt, um welches herum schon im October tiefer Schnee liegt, sehr gefährlich. Toussaint zitterte vor Kälte; er hatte den Winter Europas nie kennen gelernt und bekam bald starken Husten. Außer dem Eindruck seines Sturzes wirkte die kalte und feuchte Luft auf ihn entmuthigend. Auf dem Tische lag eine aufgeschlagene Bibel, er stürzte sich darauf und las darin stundenlang, um Trost zu suchen bei Gott. Wir haben diese Nachricht von seinem Diener Mars-Plaisir, der treu an ihm hieng, und ihn zu erheitern suchte und, wenn er ihn nicht mehr trösten konnte, sich an seine Brust warf und ihn umarmte. „Erzähle meiner Frau und meinen Kindern, wie ich in der Gefangenschaft ihrer stets gedachte und Thränen vergoss über die Trennung von ihnen.“ Dann verlangte er Feder und Papier, um an den ersten Consul zu schreiben: „Im Namen Gottes, im Namen der Menschlichkeit, bitte ich Sie, einen gnädigen Blick auf meine Rechtsforderung zu werfen, auf meine Lage, auf meine Familie! Erfassen Sie doch mit Ihrem großen Genie mein Verhalten und die Art, wie ich meinem Vaterland gedient habe, und die Gefahren, die ich bestand, indem ich meine Pflicht that. Ich habe mit Muth und Eifer meinem Vaterland gedient; ich habe mein Blut und mein Besitzthum für dasselbe geopfert — und trotz meinen Bemühungen ward meine Arbeit zuletzt vereitelt! Heute bin ich in einem Kerker eingeschlossen, wo ich gar nichts thun kann, wo mich der Kummer niederdrückt und meine Gesundheit angegriffen ist. Ich fordere von Ihnen meine Freiheit, ich fordere von Ihrer Größe, von Ihrem Genie einen Rechtsspruch über mein Schicksal!“ — Vergebens! — „Herr!“ sagte Mars-Plaisir eines Tages, „die Leute, die Sie

Toussaint nicht nach Paris,

sondern nach Joux.

wird hart behandelt,

schreibt an Bonaparte.

[1]) Auch Alfred Lacaze lässt Toussaint irrig nach Paris kommen — in der Nouvelle Biographie générale, XXXII, p. 43.

[2]) Vgl. Bd. XIV dieses Werkes, S. 425 f.

quälen, wollen Ihr ganzes Schicksal wissen; schreiben Sie Ihre Vertheidigung und sie können Sie nicht bis ins Grab verfolgen."

Memoiren, Dieser Rath traf Toussaint wie ein Blitz vom Himmel. Er machte sich sogleich an die Arbeit und schilderte sein ganzes Leben.[1]) — Der Aufsatz soll noch in einem französischen Archiv vorhanden sein. — Bonaparte gab keine Antwort. An den Kriegsminister schrieb Toussaint: „Leclerc hat gegen mich gegen Leclerc. gehandelt mit Mitteln, wie man sie nicht einmal bei den größten Verbrechern anwendet. Ohne Zweifel verdanke ich diese Behandlung meiner Farbe; aber — hat mich meine Farbe verhindert, meinem Vaterland mit Eifer und Treue zu dienen? Schadet die Farbe meiner Haut meiner Ehre und meiner Tapferkeit? Leclerc soll einmal freimüthig herausjagen, ob er einen Nebenbuhler fürchtete. Er kommt mir vor wie der römische Senat, welcher Hannibal sogar in der Verbannung verfolgte." — Auf einmal kam Caffarelli, Bonapartes Adjutant, Caffarelli. ins Gefängnis zu Toussaint, der sich bitter über seine Behandlung beklagte und ein Gericht forderte, um sich zu rechtfertigen. Caffarelli blieb kalt, ohne Mitleid mit dem Kranken, der vor Kälte zitterte und kaum reden konnte. Am nächsten Tag kam Caffarelli wieder und verlangte Aufschluss über die Beziehungen Toussaints zu Großbritannien und zu den Vereinigten Staaten. Hauptfrage aber war, Toussaints wo Toussaint seine Schätze, 15 Millionen Francs, vergraben habe. Der Schätze. Gefangene antwortete mit einem Stolz und einer Heftigkeit, die offenbar Caffarelli verletzten. Wenn Toussaint Schätze in den Bergen versteckt hatte, so hat er sein Geheimnis mit ins Grab genommen. Man hat vergebens danach gesucht. Er berief sich darauf, dass er nicht einmal seine Besoldung als General behoben, dass er nichts besessen habe als Landgüter; dass in Domingo allerdings viel Geld vorhanden war, allein in den öffentlichen Cassen — und dass dieses in die Hände der französischen Generale fiel!"[2])

Harte Behandlung. Nun suchte Caffarelli durch härtere Behandlung das Schweigen des Gefangenen zu brechen. Man entzog ihm den Kaffee, den er am liebsten genoss; er bekam nur matte Brotsuppe; er musste das Rasiermesser abgeben, als ob man Selbstmord fürchtete — und überreichte es mit den Worten: „Diejenigen kennen mich schlecht, die mir dieses Messer wegnehmen lassen, indem sie meinen, ich könne mein schweres Unglück nicht ruhig ertragen! Ich habe Weib und Kinder — und meine Religion verbietet mir, mein Leben anzutasten." Auch seinen Generalsrock sollte er nicht mehr tragen: er zog ihn stolz ab, warf ihn Caffarelli zu Füßen und sagte: „Geh, bring das deinem Herrn!" Auch den Diener nahm man ihm weg: der Abschied war über die Maßen schmerzlich. Man gedachte Mars-Plaisir nach Domingo und zum Reden zu bringen, wo die Schätze seines Herrn vergraben seien. Die Ereignisse vereitelten jedoch diesen Versuch. Mars-Plaisir sagte über die Beschäftigung Toussaints: „Er war traurig und düster, und brachte einen großen Theil des Tages am kleinen Fenster seiner Casematte zu, das Haupt auf seine Hand gestützt, an das Gitter des Gefängnisses gelehnt, einen verstohlenen Blick hin und wieder auf die Leute richtend, die unten vorbeigiengen. Mit Caffarelli sprach er stolz, mit mir immer ruhig, wie ein Lamm." — Toussaint meinte, man wolle ihn durch Fragen nach seinen Schätzen noch erniedrigen. Schon beim Wort „verborgener Schatz" kam er immer in Aufregung: „Ja, Domingo hat verborgene Schätze", pflegte er zu sagen, „die ungeheuer und unberechenbar sind, aber nur die Freiheit, der Friede und die Arbeit können diese Schätze heben.

[1]) Gragnon-Lacoste, l. c. p. 367.
[2]) Ibid. p. 359 ff.

Die französische Regierung wird noch einmal bereuen, vielleicht morgen schon, dass sie sich nicht damit begnügt hat, Domingo durch Toussaint-Louverture verwalten zu lassen." — Caffarelli zog ab, ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben.

Toussaints Ende.

Fortan ward Toussaint nur mehr als Verbrecher behandelt. Zehn Monate dauerte diese qualvolle Haft. Man findet hin und wieder die Behauptung, die Regierung habe Toussaint, als seine Krankheit ernster wurde, in ein milderes Klima gebracht — es ist falsch! Er blieb in der Festung Joux. Auch ist falsch, dass ihn Bonaparte habe ermorden lassen. Man fand Toussaint am Morgen des 27. April 1803 unbeweglich vor seinem Kamin sitzen — er war todt. Die Nachricht, er habe, wie Jakob Molay vor seinem Tode, Bonaparte vor das Gericht Gottes gefordert, ist unzuverlässig. Er starb an einem Schlaganfall, einsam und verlassen — so sagt das Gutachten des Gefängnisarztes. Seine Leiche ruht noch auf dem Kirchhof der Festung Joux. Man hat schon den Gedanken angeregt, sie nach Domingo zu bringen.[1]) Merkwürdig ist, dass derselbe Maitland, welcher ihm einst im Namen Englands die Krone von Domingo anbot, später den gestürzten Kaiser als Gefangenen nach Helena brachte, wo er auch über ein Klima zu klagen hatte, das ihm den Tod bringe! — wie Toussaint in Joux sich beschwerte, dass man ihn in ein Gefängnis gebracht habe, wo er sterben müsse. Gibt es nicht Thatsachen in der Geschichte, die wie mit dem Finger auf das Gesetz der Vergeltung hinweisen?

Toussaint.

Thiers setzt diesen Mann bei weitem zu niedrig an, wenn er sagt:[2]) „Die Eitelkeit, zur ersten kriegerischen Nation der Welt zu gehören, das geheime Vergnügen, General im Dienste Frankreichs zu sein, und diese Stelle aus der Hand des ersten Consuls zu erhalten, siegte bei Toussaint über alle Angebote Englands; er wollte Franzose bleiben." — Das letztere ist wahr, aber Bonaparte war damals noch nicht Consul, er kämpfte noch in Ägypten, also konnte nicht die Eitelkeit, von Bonaparte zum General ernannt zu sein, bei Toussaint siegen. Toussaint wollte den Engländern nicht den Handel Domingos opfern, er wollte die Unabhängigkeit der Negerrepublik feststellen — und wenn das alles gelungen wäre, noch ein anderes größeres Ziel erreichen, er wollte einen Zug nach Mittelafrika unternehmen, wo er geboren war, das Königreich Dahomey, in dem der Verkauf und die Schlächterei von Negern noch immer besteht, vernichten, und die Arabas, deren Könige seine Vorfahren waren, befreien und in Afrika einen freien Negerstaat gründen! — Man sieht aus diesem Plan, dass Toussaint ein Geist von höherem Schlag war, kein Mann von gewöhnlichem Ehrgeiz!

Ziele.

Ende Leclercs.

Leclerc, der durch seine Berichte so schwer in sein Schicksal eingegriffen hatte, war noch vor Toussaint, 2. November 1802, aus dem Leben geschieden auf der Insel Tortugas, am gelben Fieber, das mörderisch so viele Franzosen hinraffte. Um seine Gemahlin und sein Söhnlein zu retten, hatte er bei seiner Erkrankung geboten, sie nach Europa überzuführen. Pauline aber erklärte hochsinnig, sie werde ihn nicht verlassen. Die Weiber beschworen sie, abzureisen. Entschlossen sagte sie: „Ihr müsst weichen, ihr, ihr seid nicht, wie ich, Bonapartes Schwester; ich werde mich nur mit meinem Gatten einschiffen oder sterben!" Sie sollte nun mit Gewalt zu Schiff gebracht werden, sie wehrte sich dagegen und pflegte ihren Gemahl bis zum letzten Athemzug. Nur mit seiner Leiche kam sie nach Frankreich zurück. Sie kränkelte von da an und trug den Keim des Todes in sich.

Pauline Bonaparte.

[1]) Gragnon-Lacoste, l. c. p. 372—386.
[2]) Thiers, l. c. IV, p. 136—139.

Das Concordat.

Der Friede mit Rußland, mit der Türkei, mit Österreich, mit England war geschlossen, Domingo war unterworfen — doch, noch auf St. Helena drückte Bonaparte sein Bedauern über die Art aus, wie er die Negerfrage und den Helden von Domingo behandelt!

O'Meara erzählt:[1]) „Ich erwähnte Toussaint-Louverture und sagte, daſs, unter andern Verleumdungen, seine Feinde auch behauptet hätten, er habe ihn heimlich im Gefängnisse umbringen lassen." — „Es verdient keine Antwort", erwiderte Napoleon; „welches Interesse konnte ich möglicherweise haben, einen Neger tödten zu lassen, nachdem er in Frankreich angekommen war? Wäre er auf San Domingo gestorben, dann hätte man allerdings Argwohn schöpfen können, aber nachdem er sicher in Frankreich angekommen, welche Absicht konnte ich dabei haben? — Eine der größten Thorheiten, der ich mich jemals schuldig machte," fuhr der Kaiser fort, „war, diese Armee nach San Domingo zu senden. Ich hätte es nicht zugeben sollen. Ich begieng einen großen Fehler, San Domingo nicht frei zu machen, die schwarze Regierung anzuerkennen, und ihr vor dem Frieden von Amiens französische Officiere zur Unterstützung zu schicken. Ich hätte dadurch den Engländern einen nicht zu berechnenden Schaden zugefügt; sie hätten Jamaika verloren und ihre andern Colonien wären gefolgt. Hatte ich einmal die Regierung auf San Domingo anerkannt, so konnte ich während des Friedens keine Armee dorthin schicken. Aber nach dem Frieden wurde ich beständig von den Besitzern der Plantagen, von Kaufleuten und andern mit Bitten bestürmt; ja, die Nation hatte die Wuth, San Domingo wieder zu gewinnen und ich muſste endlich nachgeben; hätte ich aber vor dem Frieden die Schwarzen schon anerkannt, so konnte ich es unter diesem Vorwand verweigern."

Bonapartes Reue.

Friede mit der Kirche.

Nach Beendigung des Krieges auf Domingo beschloſs nun Bonaparte, auch im religiösen Gebiet Ordnung zu schaffen; in keinem war es nöthiger, in keinem war der Wirrwarr größer.

Die constituierende Versammlung hatte durch eigenmächtige Einrichtung der französischen Kirche mit dem Papst gebrochen und Frankreich aus dem Verband der katholischen Kirche herausgerissen, und durch

[1]) O'Meara, Mémoires de Napoléon I, vol. III, p. 2.

die Forderung des Eides auf die Civilconstitution des Clerus die Geistlichkeit selbst in zwei Theile gespalten. Es gab fortan Beeidigte oder Eidleister und Eidweigernde, die einen sahen in den anderen Verräther der Kirche oder Feinde der Freiheit. Die Frommen wollten kein Sacrament aus den Händen der Beeidigten empfangen und die Freunde der Freiheit verfolgten die Eidweigerer mit aller Raserei des politischen Fanatismus. Der Convent verwarf alles Christenthum als Aberglauben und verfolgte die Priester als Unruhestifter. Viele Bischöfe legten ihre Stellen nieder, nur Grégoire sah im Christenthum die Religion der Republik. Hunderte von Priestern starben den Märtyrertod für ihre Überzeugung, viele wurden transportiert, Tausende flohen ins Ausland, manche lebten im Verborgenen in Frankreich und spendeten die Sacramente unter Todesgefahren im Dunkel der Wälder, in abgelegenen Häusern oder auch in Mitte größerer Städte. Die Frauen haben insbesondere zur Zeit, da die Männer gottlos wurden, das Apostolat mit Heldenmuth übernommen, die Priester geschützt und im heranwachsenden Geschlecht die Keime christlicher Gesinnung erhalten. Als unter dem Directorium geordnetere Zustände eintraten, brach der bisher zurückgehaltene religiöse Drang umso energischer hervor; nach einer Sündflut von Verbrechen sah man im Christenthum wieder den Regenbogen des Friedens. Die Frauen waren nicht zu bewegen, dem theophilantropischen Cult beizuwohnen, sie kümmerten sich nicht um die Dekadis, sie drängten sich am Sonntag in die Kirchen und wollten nur Sacramente gespendet haben von Priestern, die ihrer Kirche treu geblieben.

Der Convent. Leiden der Priester. Die Frauen.

Aber auch die constitutionellen Geistlichen regten sich jetzt wieder, sie gaben sich alle Mühe, das Christenthum wieder herzustellen, und hofften dadurch sich mit dem Papst wieder auszusöhnen. 1797 kam zu Paris ein Nationalconcil von 32 Bischöfen und 68 Priestern unter Leitung Grégoires zusammen, man sprach hier entschieden aus, dass die gallicanische Kirche bei der Lehre des Evangeliums, bei dem Dogma der katholischen Kirche, bei der Unauflöslichkeit der Ehe beharre.

Das Nationalconcil.

Die Aufgabe war riesengroß, die Geistlichen sehr rührig, allein die constitutionellen Geistlichen waren nicht geeignet, sie zu lösen; denn sie hatten kein Vertrauen bei denen, welchen es um die Religion wahrhaft ernst war; die Sacramente, die sie spendeten, galten als ungiltig; über zehntausend waren verheiratet. Neben ihren Bischöfen bestand die alte Hierarchie in der Verbannung fort. Aber auch unter den Eidweigernden trat, seit Bonaparte die höchste Gewalt übernommen, ein ernster Zwiespalt ein; er verlangte nämlich nicht den Eid auf die Civilconstitution des Clerus, sondern ein einfaches Versprechen des Gehorsams gegen die Gesetze; manche leisteten das Versprechen, andere hielten dies für Abfall. Rom gab keinen Entscheid, um den ersten Consul zu schonen.

Die Aufgabe war groß,

Jede Partei suchte die Gemüther zu gewinnen, und so war die Gesellschaft in ihrem innersten Grunde beunruhigt. Die Religion ist aber wesentlich dringend. im geistigen Leben eines Volkes, und Bonaparte war von einem richtigen

Instinct geleitet, als er diesem Wirrwarr zu steuern und die Gemüther wieder zu beruhigen suchte.

Während aber die Stimmung der großen Menge ihm hiebei dankbar entgegenkam, fand er in seiner nächsten Umgebung den heftigsten Widerspruch.

Gegner.

Materialisten.

Die einen seiner Freunde waren Materialisten, die in jeder Religion nur ein Werk des Aberglaubens sahen; ihnen hatte Bonaparte immer widersprochen, sie in Ägypten oft, wenn sie ihn zu ihrem trostlosen System zu bekehren suchten, auf den Sternenhimmel hingewiesen, mit der Mahnung, ob das nicht das Werk eines persönlichen Gottes sei. Noch auf Helena sagte er:[1]) „Sobald ich zur Macht kam, war ich bestrebt, die Religion wieder herzustellen; sie galt mir als Grundlage und Wurzel meiner Wirksamkeit, sie war in meinen Augen nach der furchtbaren Entsittlichung die Stütze einer guten Moral, wahrer Grundsätze und guter Sitten. Die Unruhe des Menschen ist so groß, dass er das Geheimnisvolle, welches die Religion ihm bietet, nöthig hat; es ist besser, er sucht für die Räthsel des Lebens bei ihr Lösung, als bei Cagliostro und der Lenormand. — Zu sagen, woher ich komme, was ich bin, wohin ich gehe, geht über die Schranken meines Verstandes — und dennoch ist das alles da und drängen sich mir diese Fragen auf; — ich bin die Uhr, die geht, und doch sich selber nicht kennt. Und wie tröstend ist das religiöse Gefühl! sein Besitz ist eine Wohlthat des Himmels. Welche Kraft bietet es uns nicht, welche Macht können auf mich die Menschen und die Dinge haben, wenn ich im Hinblick auf Gott mein Unglück und meine Leiden trage! auf was sollte ich kein Anrecht haben, ich, der ich eine so außerordentliche, so stürmische Laufbahn durchgemacht habe, ohne ein Verbrechen zu begehen, und ich konnte deren doch so viele begehen. Ich kann vor dem Tribunal Gottes ruhig erscheinen (?) und sein Urtheil ohne Furcht erwarten: ich habe nie an Meuchelmord, an Vergiftung gedacht, die doch bei Männern von meiner Stellung so häufig vorkommen, ich habe nur den Ruhm, die Stärke, die Größe Frankreichs gewollt; dafür arbeiteten alle meine Kräfte."

Bedürfnis der Religion.

So hat Bonaparte sich damals als Deist geäußert; Deist war er während seiner Regierung; in seinen letzten Jahren, auf Helena, — sprach er sich jedoch mit einer Weihe über Christus aus, die der Tiefe und Großartigkeit seines Geistes vollkommen würdig war.

Fouché. Talleyrand.

Fouché und Talleyrand, zwei abgefallene Priester, fürchteten die Wiederherstellung des Katholicismus und dass er sie in ihrer Stellung belästige. Sie und andere meinten, man solle es in Frankreich machen, wie in Amerika, sich in die religiösen Angelegenheiten gar nicht einmischen und es den Leuten selber überlassen, ob sie sich an einen vereidigten oder unvereidigten Priester halten wollten. Bonaparte aber fühlte, das französische Volk sei nicht gleichgiltig gegen Religion, die Staatsgewalt müsse sich einmischen, die Ruhe der Familien sei gestört. Beide Parteien stritten sich um die Kirche und riefen in einemfort die Staatsgewalt an; die unvereidigten Bischöfe, an denen doch die Mehrzahl der guten Priester hieng, lebten überdies im Auslande und könnten von den Feinden Frankreichs als Hebel zu inneren Unruhen benützt werden.

---

[1]) O'Meara, l. c. IV, p. 460.

Andere mahnten Bonaparte, er solle sich zum Oberhaupte einer französischen Nationalreligion aufwerfen, wie Heinrich VIII., den günstigen Moment benützen und die Herrschaft in Sachen der Religion nicht in den Händen eines Mannes lassen, der außerhalb Frankreich, in Rom residiere. Das wies er schneidig zurück: man wolle ihn lächerlich machen, wie sich Robespierre und Lareveillère-Lépeaux lächerlich gemacht hätten; nichtsnutzige Geistliche und Scandalmacher würden sich an ihn anschließen, die Mehrzahl der Nation sich von ihm abwenden, und die Gegner der neuen Zustände sich als die feurigsten Katholiken geberden. Würde er Anhänglichkeit an die neue Religion erzwingen wollen, so würde er als der lächerlichste Tyrann dastehen, und machtlos sein, wenn er auch Macht über die Geister anspräche. In gleicher Weise verwarf er den Gedanken, Frankreich zum Protestantismus hinüberzuführen, denn der Katholicismus sei die alte Religion Frankreichs, er habe gesiegt über den Protestantismus, welcher der französischen Nation nicht entspreche und nur eine Menge unerträglicher Sectenstreitigkeiten hervorrufen würde. „Die religiösen Streitigkeiten sind aber entweder grausam und blutig, oder trocken, unfruchtbar und bitter, es gibt keine gehässigeren. Prüfung in der Wissenschaft, Glaube in der Religion, das ist das Wahre und Nützliche. Die Institution, welche die Einheit des Glaubens aufrecht erhält, der Papst, der Hüter der katholischen Einheit, ist eine bewunderungswürdige. Man macht es diesem Oberhaupte zum Vorwurf, dass er ein ausländischer Herrscher ist; ausländisch ist er allerdings, aber man muss dem Himmel dafür danken. Wie will man sich in einem und demselben Lande eine solche Macht neben der Staatsregierung vorstellen? Vereinigt mit der Regierung, würde diese Macht der Despotismus der Sultane werden; von ihr getrennt, ihr vielleicht feindlich, eine schlimme, unerträgliche Nebenbuhlerschaft erzeugen. Der Papst lebt außerhalb der Stadt Paris — und das ist gut; er befindet sich weder in Madrid, noch in Wien — und eben darum lassen wir uns seine geistige Autorität gefallen. In Wien, in Madrid hat man ein Recht, ebendasselbe zu sagen. Glaubt man, dass die Wiener, dass die Spanier, wenn er sich in Paris befinden würde, sich dazu verstünden, seinen Entscheidungen zu gehorchen? Man ist also sehr zufrieden damit, dass er seine Residenz auswärts und doch nicht zugleich bei Nebenbuhlern hat, sondern in jenem alten Rom! — Das haben die Jahrhunderte geschaffen und sie haben es gut gemacht! — Wenn es nach der Institution des Papstthums noch etwas ebenso Vollkommenes geben kann, so ist es das Verhältnis der gallicanischen Kirche zum päpstlichen Stuhl; sie ist ihm unterworfen und doch zugleich selbständig: unterworfen in Glaubenssachen, selbständig in der Verwaltung von Kirchen-Angelegenheiten. Die katholische Einheit und die Artikel Bossuets, das ist die wahre Religionseinrichtung und diese muss man wieder herstellen. Der Protestantismus hat ein Recht auf den kräftigsten Schutz der Regierung, seine Bekenner ein unbestreitbares Recht auf alle Vortheile des Staatslebens, aber er ist nicht die Religion Frankreichs, darüber haben die Jahrhunderte entschieden. — Welcher von allen Bürgerkriegen dringt am tiefsten in die Herzen ein und stört am schmerzlichsten das Glück der Familien? Der Religionskrieg; wir müssen ihm ein Ende machen. Der Friede mit Europa ist geschlossen, erhalten wir ihn, so lange wir können; aber der Religionsfriede ist der dringendste von allen; ist dieser geschlossen, so ist Frankreich einig wie ein Mann und wir haben nichts mehr zu fürchten."

Nationalreligion.

Protestantismus.

Wert des Papstthums.

Gallicanismus.

Das waren die Ansichten Bonapartes, für die er mit allem Feuer seiner Seele seine Umgebung zu gewinnen, die er mit seiner gewaltigen Thatkraft ins Leben zu setzen suchte. Die Schwierigkeiten waren groß, nicht bloß den Franzosen, sondern auch dem Papste gegenüber. Der Papst hatte den Verkauf der Kirchengüter, die Eintheilung in neue Diöcesen verworfen — und Bonaparte wollte, die Geistlichkeit solle keinen Grundbesitz haben, sondern vom Staate ernannt und besoldet und vom Papste bestätigt sein; er wollte Frankreich neu in sechzig Diöcesen eintheilen; er wollte, die eidleistenden und eidweigernden Bischöfe sollten ihrer Stellen enthoben und aus den Besten beider Parteien die Diöcesen neu besetzt werden, fünfundvierzig mit Bischöfen und fünfzehn mit Erzbischöfen. Zwar kam ihm der Papst Pius VII. mit Wohlwollen entgegen, allein er konnte sich über die Kirchengesetze gleichfalls nicht hinaussetzen und treue Bischöfe, die für ihre Überzeugung so viele Opfer gebracht hatten, ihrer Stellen geradezu entheben.

Schwierigkeiten.

Bisthümer.

Auf die Worte, die Bonaparte zu dem Pfarrer in Mailand und zum Cardinal Martiniana gesprochen hatte,[1]) dass er nämlich geneigt sei, die katholische Religion in Frankreich wieder herzustellen, und auf seinen Wunsch, dass ihm Rom Monsignore Spina, Erzbischof von Korinth, nach Turin sende, weil er mit diesem die Unterhandlungen sogleich beginnen wolle, beschloss Pius VII. im Einvernehmen mit dem Heiligen Collegium, diesem Verlangen des ersten Consuls zu entsprechen, und wurde Spina mit dem Auftrage, zu hören und Bericht zu erstatten,[2]) nach Turin gesandt. Je nach seinem Bericht wollte man dann anordnen, was zu thun sei. Als nun Spina nach Turin kam, war Bonaparte schon abgereist, und hatte die Weisung hinterlassen, Spina möge sich sogleich nach Paris begeben, wo ihn Bonaparte erwarte. Diese Weisung war bei der Machtstellung Bonapartes wie ein Befehl. Die Zurückführung Frankreichs in den Schoß der Kirche war so wichtig, dass der Papst kaum eine abschlägige Antwort geben konnte.

Spina

Spina reiste sogleich ab und verlangte von Pius VII. nur, einen Theologen an der Seite zu haben, der in dogmatischen Fragen ihm Beistand und Rathgeber sein könnte. Der Papst sandte den Pater Caselli, der General der Serviten war, einen Piemontesen. Bonaparte hatte Spina in Valence kennen gelernt, auf der Reise von Ägypten nach Paris. Spina erschien ihm wahrscheinlich als ein weicher, nachgiebiger Mann, durch welchen er vom Heiligen Stuhl verlangen könne, was er wünschte; dieser berichtete aber bald, die französische Regierung sei nicht geneigt, ein der Kirche vortheilhaftes Concordat abzuschließen; die zwölfjährige Revolution habe in Frankreich alles verändert, die Gedanken, die Gebräuche, die Gesetze und die Art, Priester zu beurtheilen. Der religiöse Sinn und der Begriff jeder Abhängigkeit vom Heiligen Stuhl seien beinahe

in Paris.

[1]) Nach der Schlacht bei Marengo. Vgl. oben, S. 71 dieses Bandes.
[2]) Con ordine di sentire e di riferire. Consalvis Memoiren, S. 293—294.

gänzlich aus dem Lande geschwunden. Der Entwurf für ein Concordat, den man ihm vorgelegt, sei im Widerspruch mit den Grundwahrheiten der Religion und der Kirchengesetze. Vergebens habe er Gegenvorschläge gemacht, er werde aber keine Mühe scheuen, um zu einem bessern Ziel zu kommen. Bald theilte Talleyrand Spina mit, er werde einen Diplomaten nach Rom senden, mit dem sich der Heilige Stuhl über schwebende Fragen ins Vernehmen setzen könne. Als solcher erschien bald darauf Cacault, welcher schon bei Pius VI. als Gesandter thätig gewesen war; er rühmte das Wohlwollen Bonapartes für Pius VII. Der Papst verhandelte darum mit ihm, zeigte in jeder Beziehung seinen guten Willen, mit dem ersten Consul sich über die hochwichtige Frage zu verständigen, deren glückliche Lösung nicht bloß für Frankreich, sondern für ganz Europa wichtig war. Zu gleicher Zeit wurden die Verhandlungen in Paris fortgesetzt, über welche jedoch Spina bemerkte, deutlich sei die Absicht der französischen Regierung, allein das Gesetz zu machen, ohne dem andern Theil auch nur eine berathende Stimme zu lassen; Bonaparte wollte seinen Concordats-Entwurf selbst dictieren und dem Papste nur das Recht lassen, jene Artikel, die nach den Gesetzen der Kirche durchaus unannehmbar wären, zu streichen. Desungeachtet ließ man Spina wacker unterhandeln, in Erwägung, dass die Wiedereinführung der Religion in Frankreich ein unberechenbarer Gewinn für die Kirche sei, und in der Hoffnung, man werde einmal mehr erreichen, wenn sich nur der revolutionäre Sturm werde gelegt haben. Consalvi sagt:[1]) „War es nicht ein Triumph, die Religion in einem Lande wieder aufleben zu sehen, in welchem die Gottheit der Vernunft angebetet worden war, und wo man an den Giebeln der Tempel die Inschriften: ‚Der Jugend', ‚der Männlichkeit', ‚dem Alter', ‚der Freundschaft', ‚dem Handel', ‚der Wohlthätigkeit' lesen konnte?" Die Nachgiebigkeit des Papstes sollte der Regierung des ersten Consuls es möglich machen, Frankreich in die katholische Kirche zurückzuführen.

Talleyrand.

Cacault.

Bonaparte aber wollte, das Concordat solle nur seinem Zwecke entsprechen und nicht den Bedürfnissen der Religion. Seine Entwürfe wurden einer nach dem andern von Spina zurückgewiesen. Zuletzt sandte der Papst einen Entwurf, den er im Einverständnis mit den Cardinälen verbessert hatte. Aber Bonaparte verwarf ihn und bestand auf der unbedingten Annahme seines Entwurfes, und ließ dem Papst bedeuten, dass seine Politik der Verzögerung schlimme Folgen sowohl für die Religion, als für sein weltliches Besitzthum haben werde. Der erste Consul drohte also dem Papst mit Einziehung des Kirchenstaates, zu dessen Besitznahme er ihn kurz vorher durch den Cardinal Martiniana hatte ermuntern lassen. Also Drohung mit Krieg und Zertrümmerung der päpstlichen Regierung! — und all den schrecklichen Folgen, die sich an die Auflösung des Papstthumes knüpfen möchten! Wie war die zartgestimmte Seele des Papstes von schweren Sorgen gedrückt! — Bonapartes Entwurf wurde mit Zustimmung des Cardinal-Collegiums verbessert und zur gegenseitigen Unterschrift nach Paris gesendet mit dem Bedeuten, weiteres Nachgeben sei gegen das Gewissen und die heiligsten Pflichten des Papstes. Man hoffte auf Zustimmung des ersten Consuls, dieser aber

Was Bonaparte wollte,

wie er drohte,

für seinen Entwurf.

[1]) Consalvi, Memoiren, S. 261—266.

gab die harte Antwort: wenn binnen fünfzehn Tagen nach Eröffnung seines unlängst von Paris gesandten Entwurfes dieser nicht vom Papste unterzeichnet sei, und zwar ohne die leiseste Abänderung, so erkläre er den Bruch mit dem Heiligen Stuhl und habe Cacault Rom sofort zu verlassen und sich nach Florenz an die Seite des Generals Murat, des Befehlshabers der französisch-italienischen Armee in Italien, zu begeben.

Pius VII.

Das war Vergewaltigung und Überrumpelung, von Bonaparte, wenn er Verträge schloss, oft mit Glück versucht; aber hier erreichte er sein Ziel nicht, obschon die französischen Truppen nahe bei Rom standen und die Unterthanen des Heiligen Vaters mit allen Schrecken des Krieges bedrohten.

Der Papst theilte diese Neuigkeit den Cardinälen mit, welche einstimmig Consalvi mit der Antwort betrauten, der Heilige Vater könne sich unter keiner Bedingung zu dem herbeilassen, was man von ihm verlange, weil seine heiligen Pflichten ihn davon abhielten. Er bedauere die Abreise des französischen Gesandten und empfehle, zu allem bereit, was der Himmel über ihn beschlossen habe, diese Sache der Vorsehung.

Cacaults Abreise,

Cacault verlangte seine Pässe. Consalvi, der erste Minister des Papstes, brachte sie ihm und erklärte ihm zugleich die Beweggründe, die den Papst bei seinem Entschluss mit Hintansetzung aller Güter leiteten, mit gewissenhafter Genauigkeit. Cacault zeigte einen aufrichtigen Schmerz, dass ihm infolge hohen Auftrages die Hände gebunden seien, und dass er abreisen müsse, legte aber auch Consalvi vertraulich nahe, der Charakter dessen, der keinen Rath annehmen wolle, erschrecke ihn; Laien verständen diese Gegenstände nicht; es schmerze ihn, den Ruin eines Landes sehen zu müssen, das ihm ganz besonders theuer war, wo er die schönsten Jahre seiner Jugend zugebracht, und bei dem vorigen Papste die herzlichste Aufnahme und immer die ausgezeichnetste Rechtlichkeit gefunden habe. In

guter Rath

der Aufregung des Schmerzes kam Cacault auf den Gedanken, Consalvi möge in demselben Wagen sich mit ihm nach Paris begeben, um im Namen des Heiligen Vaters Bonaparte mitzutheilen, er könne über gewisse Grenzen nicht hinausgehen; die Ablehnung von Bonapartes Entwurf sei nicht böser Wille, er sei von den besten Gesinnungen für den ersten Consul durchdrungen, aber zugleich an die Kirchengesetze gebunden. Consalvi wendete ein, als erster Minister dürfe er sich nicht vom Papste entfernen, als Cardinal dürfe er sich einer Beschimpfung in Paris nicht aussetzen. Cacault entgegnete, gerade sei Graf Cobenzl in Paris, um einen Frieden für Österreich zu erlangen; man müsse Bonapartes Charakter und Denkungsart nicht kennen, wenn man nicht begreife, dass nichts so sehr seinen Stolz kitzle, als wenn er in Paris einen Cardinal und ersten Minister des Papstes sehen lassen könne, und dass ihm diese Reise noch mehr schmeicheln würde, als die Reise des ersten Ministers des Kaisers nach Paris; ferner, dass Consalvi als Cardinalminister den Vorzug freien Zutritts beim Staatsoberhaupte habe, und mündlich viel schneller, als durch lange schriftliche Unterhandlungen das erlangen könne, was er wünsche. — Consalvi meinte, es sei gut, wenn man einen Cardinal sende, aber nicht ihn selber, denn er gelte in Paris für einen geschworenen Feind Frankreichs. — Cacault entgegnete, diese thörichte Meinung würde wie Schnee hinschmelzen, sobald man Consalvi in Paris gesehen und

erkannt habe, und rieth zu alsbaldiger Abreise, als einzigem Rettungsanker in dem bevorstehenden Sturm gegen Kirche und Staat.[1])

Consalvi meldete pflichtgemäß diesen Vorschlag dem Papst, der, als Mann von Scharfblick und tiefer Einsicht, nach reiflicher Erwägung erklärte, dass ihm Cacaults Plan wohlmeinend und begründet erscheine — und alsbald berief er alle Cardinäle, da er in einer so heiklen Sache nicht allein handeln wolle. Zugleich kam Cacault zum Papste und beschwor ihn, durch diese Gesandtschaft seinen guten Willen zu offenbaren, seine Hochachtung für Frankreich und die Liebe darzulegen, die er für diese Nation hege; es sei sicher zu erwarten, dass Bonaparte der Macht der Wahrheit weichen würde. Alle Cardinäle sprachen sich warm für Cacaults Vorschlag aus und drangen in Consalvi, die Sendung anzunehmen an den Hof dessen, bei dem sich jetzt auch der erste Minister des Kaisers befinde. Mit Offenheit und Bescheidenheit nahm Consalvi den Auftrag an: getreu seiner Pflicht, in allem dem Willen des Papstes Gehorsam zu leisten, wolle er des Eides eingedenk bleiben, den er bei der Weihe zum Cardinal abgelegt habe. Pius VII.

Consalvi reiste sogleich mit Cacault ab, der einen Courier vorausSandte: die Nachricht, dass beide zusammenreisten, mache auch die italienischen Republikaner bedenklich, und werde Verwirrung unter die Übelgesinnten bringen, die im Trüben fischen wollten. Der Papst überhäufte seinen Freund zur Abreise mit Zärtlichkeit und Segenswünschen und räumte ihm das Recht ein, „unwesentliche Veränderungen und Verbesserungen am Vertrage vorzunehmen, sei es durch Hinzufügung neuer, oder durch Weglassung rüherer Artikel, an der Wesenheit des Entwurfes dürfe er aber keine Änderung zulassen".[2]) Da man fürchtete, dass Murat schon Befehl habe, in den Kirchenstaat einzudringen, so reisten beide zunächst nach Florenz, um ihn zu sprechen. Dieser erklärte, er habe für den Augenblick keinen Befehl zum Einmarsch, und behandelte den Cardinal aufs wohlwollendste. Consalvi sandte sogleich einen Boten nach Rom, um die Angst Papst Pius' VII. zu beschwichtigen. Reise nach Paris. Pius VII. Murat.

Die Reise nach Paris verlief für jene Zeit sehr schnell — in vierzehn Tagen. Erschöpft von Müdigkeit kam Consalvi in Paris an, und stieg in dem Hôtel de Rome ab, wo Spina und Caselli wohnten. Alsbald stellte sich der Abbé Bernier ein, den Bonaparte zum Unterhändler in seiner Sache bestimmt hatte. Als katholischer Priester hatte sich nämlich sein Minister des Äußern, Talleyrand, derart bloßgestellt, dass Bonaparte ihn als Unterhändler nicht gut gebrauchen konnte; auch misstraute er ihm, er möchte wegen seines Hasses gegen die katholische Kirche absichtlich ein Einverständnis verhindern. Talleyrand begriff das, und hütete sich wohl, seinen Rath anzubieten. Bonaparte gebrauchte darum in geistlichen Dingen den Abbé Bernier, den er später zum Bischof von Orleans erhob, und wählte unter den Laien, als Kenner des Kirchenrechtes, Portalis, Cretet und Bigot de Préameneu. Wir lernten im Kriege der Vendée Bernier als Pfarrer von Laud kennen, wie er durch seine Predigten die In Paris. Bernier. Talleyrand.

[1]) Consalvi, Denkwürdigkeiten, S. 275—277. — Le Comte d'Haussonville, L'Eglise Romaine et le premier Empire 1800—1814. Paris 1870, I, p. 88—90.
[2]) Consalvi, l. c. S. 274—275.

Bernier. Bauern zur Schlacht begeisterte und in der Stunde der Noth sie zur Fassung und Ausdauer bestimmte; er war zugleich der Mann der Feder, der einzige Diplomat der Vendée; das Vertrauen auf die Bourbonen scheint er aber nach und nach vollständig verloren zu haben. Schon Hoche schrieb im December 1795 an seine Regierung: „Der Abbé Bernier ist ein Priester, wie wir ihrer zwanzig brauchen könnten; er beurtheilt die Dinge von einem hohen Standpunkte aus, und es scheint, er hat nicht mehr viel Vertrauen auf die dahinschwindende königliche Sache. Ich glaube, wenn die Dinge schlimm gehen, könnte die Regierung viel mehr auf seinen Ehrgeiz, als auf seinen Eifer für das Königthum rechnen." Es scheint also, dass Bernier 1795 dem General Beweise seiner Neigung gab, die Sache der Bourbonen zu verlassen, von denen er doch noch im Februar 1796 den Titel eines „Generalagenten bei den kriegführenden Mächten" annahm.[1] Als Bonaparte zur Gewalt kam, näherte er sich ihm zuerst heimlich, mahnte seine Landsleute, die Waffen niederzulegen und sich der neuen Regierung zu unterwerfen, denn Bonaparte sei doch nur ein zweiter Monk, und trat dann offen mit ganzer Seele zu Bonaparte über, der großes Wohlgefallen an ihm fand. Diesem Bernier vertraute Consalvi seine Verlegenheit, in welchem Gewande er vor dem ersten Consul erscheinen sollte,[2] denn in Frankreich waren damals die Priester gekleidet wie die Weltlichen; jedes äußere Zeichen der Religion war verschwunden, jedermann erhielt den Titel Citoyen, auch Consalvi, obschon er Cardinals-Auszeichnung trug. Consalvi war nicht willens, seine geistliche Kleidung abzulegen, wünschte aber auch nicht, den römischen Purpur einem unangenehmen Auftritt auszusetzen. Bernier eilte sogleich in die Tuilerien, und kam mit der Antwort zurück, Consalvi möge am gleichen Tage um

Zur Audienz zwei Uhr zum ersten Consul kommen, und habe mit allen Auszeichnungen eines Cardinals zu erscheinen.[3] Consalvi erschien im schwarzen Kleid, in rothen Strümpfen, mit rothem Barett und rothem Kragen, wie die Cardinäle gewöhnlich ausgehen, wenn sie nicht im Dienste sind, nicht aber in dem Anzuge, den die Cardinäle vor dem Papste oder an Höfen tragen, deren Unterthanen sie sind.

In den Tuilerien. Um zwei Uhr nachmittags holte der Ceremonienmeister im Staatswagen den Cardinal Consalvi in die Tuilerien ab, führte ihn auf einem Seitenweg in das Zimmer, wo die Gesandten zu warten pflegten, von da auf einmal zur großen Stiege des Palastes, und von da in den Saal, in welchem die höchsten Staatsgewalten, der Senat, das Tribunat, der gesetzgebende Körper, die Würdenträger des Palastes, die Generale und andere Würdenträger ver-

Überraschung sammelt waren. Consalvi kam es vor „wie eine Überraschung, die man im Theater bei einem plötzlichen Decorationswechsel empfindet, wenn sich eine Hütte, ein Wald, ein Gefängnis auf einmal in das glänzende Schauspiel eines zahlreichen Hofes verwandelt".[4] Es war offenbar darauf abgesehen, ihm einen Begriff von der Macht des ersten Consuls beizubringen und ihn in die Stimmung eines Staunens voll Furcht zu versetzen, um nachher

[1] Haussonville, l. c. I, p. 81.
[2] Consalvi, l. c. S. 283.
[3] Ibid. p. 284.
[4] Ibid. p. 286.

jedes Zugeständnis von ihm zu erlangen. Aber Consalvi war durch sein Pflichtgefühl und durch seinen hellen Verstand gefeit gegen seine Überraschungen.

Zwar sagt Thiers: „Der Cardinal gieng hin, sehr ergriffen bei dem Gedanken, den General Bonaparte zu sehen. Dieser, davon verständigt, hütete sich, die Verlegenheit des Cardinals zu vermehren.“ [1]) — Aber, es ist irrig. Der Cardinal war in tiefer Nacht angekommen, von der Reise angegriffen, hatte nicht geschlafen, und wurde jetzt auf einmal unter die hohen Würdenträger, die Treppen des Palastes hinauf, unter dem Schmettern von Trompeten und dem Rasseln von Trommeln geführt, behielt aber desungeachtet seine ruhige Besonnenheit. Ein hinkender Minister, den er nicht kannte, kam, ihn zu begrüßen, und führte ihn zu Bonaparte, der mit den zwei andern Consuln, umgeben von den Ministern und Generalen, ihn sogleich herrisch anredete, mit einer Miene, die weder freundlich noch hart war: „Ich kenne die Ursache Ihrer Reise nach Frankreich, ich wünsche die sofortige Eröffnung der Verhandlungen; ich gebe Ihnen fünf Tage Zeit; wenn nach dieser Zeit die Verhandlungen nicht beendigt sind, mögen Sie immerhin nach Rom zurückkehren; denn, was mich betrifft, so habe ich für diesen Fall meinen Entschluss gefasst“ — das heißt: bewilligen Sie binnen fünf Tagen, was ich will, sonst werde ich dem Heiligen Vater den Krieg erklären. Ruhig antwortete Consalvi: „Seine Heiligkeit hat durch die Absendung ihres ersten Ministers nach Paris das Interesse bewiesen, das sie an dem Abschlusse eines Concordats mit Frankreich nimmt. Ich gebe mich der Hoffnung hin, so glücklich zu sein, in dem gewünschten Zeitraume damit fertig zu werden.“ — Bonaparte sprach dann etwa eine halbe Stunde lang in derselben Stellung und vor allen Anwesenden über das Concordat, über den Heiligen Stuhl, über die Religion, über die gegenwärtige Sachlage, über die verworfenen Artikel „mit einer Lebendigkeit und Gedankenfülle, die sich nicht wiedergeben lässt, jedoch ohne Zorn und Härte im Ausdruck.“ [2]) — Ich antwortete auf jeden Punkt, was ich antworten zu müssen glaubte, ohne im mindesten in Verlegenheit zu kommen (ich wiederhole es, durch eine besondere Gnade des Himmels und nicht aus eigenem Verdienst); worauf ich jede Beschwerde gegen Rom auf passende Weise widerlegte.“ — So drückte Bonaparte seine Verwunderung und seinen Ärger über die Verbindung des Papstes mit Russland aus, dass der Papst auf Verlangen Pauls I. die Jesuiten wiederhergestellt habe; dies müsse den katholischen König Karl IV. von Spanien verletzen. — Consalvi antwortete, der Papst habe geglaubt, dem Kaiser von Russland die Wiederherstellung der Jesuiten nicht abschlagen zu dürfen, und habe den König von Spanien von der Maßregel vorher unterrichtet; der Beweis liege in der Zeit von mehreren Monaten, die während dem Begehren Pauls I. und dem Erlasse der päpstlichen Bulle verflossen seien. Ähnlich wurden die anderen Beschwerden beantwortet. Dann gab Bonaparte mit einer Kopfbewegung das Zeichen, dass es mit dem Besuche zu Ende sei. Der hinkende Minister führte Consalvi wieder aus dem Saal — es war Talleyrand, — der Ceremonienmeister geleitete ihn wieder nach Hause.

Talleyrand.

Bonaparte.

Consalvi nicht zu überrumpeln.

Fünf Tage Frist.

Vorwurf.

Jesuiten.

In der Frühe des nächsten Morgens war schon Bernier da, um die Verhandlungen zu beginnen, denn sofern nach Ablauf dieser Frist kein Abschluss

[1]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, III, p. 255.
[2]) Consalvi, l. c. S. 289.

erzielt sei, so könne Consalvi abreisen; auch wünsche der erste Consul die Gründe der Ablehnung des letzten Vorschlages zu wissen.[1]) — „Ich entwickelte also die Beweggründe der Ablehnung, sowie die Ursachen der Abänderung, die der Papst gemacht und Frankreich verworfen hatte.“ Jetzt verlangte der Abbé Bernier eine Denkschrift über diese Ursachen — und zwar schnell, damit er sie dem ersten Consul vorlegen könne. — „Kaum vierundzwanzig Stunden nach meiner Ankunft, nach einer außerordentlich beschleunigten Reise, während der ich jeder Rast, selbst der nächtlichen Ruhe entbehrte, mußte ich mich Wünschen fügen, die wie Befehle lauteten, um nicht gleich von Anbeginn an ein Gegenstand des Ärgers zu werden, und um nicht die Gewogenheit des Mannes zu verlieren, der damals schon gewohnt war, keinen Widerspruch gegen seinen Willen zu kennen.“[2]) — Über alle persönlichen Rücksichten glaubte Consalvi sich wegsetzen zu müssen, und versprach, die Note zu verfassen.

Schnell eine Denkschrift!

Diese Denkschrift, die Frucht einer durchwachten Nacht, erörterte die Gründe, warum der Papst den Entwurf des Concordats von Bonaparte verworfen hatte; er gebe in vielen Dingen nach und gewinne auf der andern Seite doch nichts, da er sich allein um die Wiederherstellung der katholischen Kirche in Frankreich bemühe, ohne auch nur eines jener Vorrechte wieder zu verlangen, welche die Kirche früher in Frankreich genoss und jetzt noch in katholischen Ländern besitze. Nur um eines so erhabenen Zweckes willen, wie die Herstellung der Religion in Frankreich, scheue der Papst kein Opfer, werde aber auch nie und nimmer von jenen Grundsätzen weichen dürfen, welche in rein kirchlichen Dingen unabänderlich sind, und bei denen es nicht angeht, der Wahrheit und den Gesetzen der Kirche Irrthümer und falsche Grundsätze zu unterstellen.“[3]) — Der Erfolg dieser Denkschrift war kein glücklicher.

Talleyrand schrieb darunter: „Sie schiebt die Unterhandlungen viel weiter hinaus, als alle bisherigen Schriften in dieser Angelegenheit“ — und bestärkte den ersten Consul im Wahn, der Eifer des Cardinals für die Sache des Heiligen Stuhles sei nur die Maske seiner persönlichen Feindschaft gegen die französische Regierung. Die Zeit für die Verhandlung war zu kurz bemessen, die Fragen waren zu schwierig, jeden Tag mußte man als den unabweislich letzten betrachten. Bei jedem Widerspruch wagte Bernier nicht, ein Zugeständnis zu machen; er müsse vorher dem ersten Consul Bericht erstatten. Dagegen durfte Consalvi keinen Courier an den Papst absenden: denn die Eigenschaft als bevollmächtigter Minister enthebe ihn jeder Anfrage in Rom. Wenn also Consalvi nicht eiserne Charakterstärke besessen hätte, so wäre er weich geschlagen worden, zumal auch der österreichische Gesandte Cobenzl ihm ohne Unterlass wiederholte: er solle doch nachgeben; wenn der erste Consul mit Rom sich nicht vereinige, wenn er sich gänzlich vom Oberhaupte der katholischen Kirche lossage, so werde die Empörung und der Abfall, der daraus entstünde, sich nicht auf Frankreich beschränken, obgleich dieser Verlust allein schon für die Kirche ein ungeheurer

Talleyrand. Bernier. Cobenzl.

[1]) Consalvi, l. c. S. 291.
[2]) Ibid. p. 291.
[3]) Ibid. p. 292.

wäre; sondern der erste Consul würde, um den Eindruck und Schrecken in den Augen der Völker zu mildern, und um die seinem Ansehen schädlichen Folgen zu vermindern, Abfallsgenossen suchen und, wie er sich schon geäußert, die andern Regierungen zwingen — und Deutschland, Spanien, Italien, die Schweiz, Holland, und all die Länder, in denen seine unbegrenzte und unwiderstehliche Macht fühlbar sei, nach sich ziehen; es sei absolut unmöglich, in einer solchen Sachlage die schon erlittenen Verluste wieder zu decken: „Er beschwor mich, im Interesse des Consalvi. Wohles der Religion und der verschiedenen Staaten, alles, was nicht gerade unmöglich sei, zu versuchen, um die Ratification eines Concordats, ohne welches der allgemeine Untergang unvermeidlich wäre, zustande zu bringen. Ich fühlte die volle Wahrheit dieser Bitten, sie vermochten aber nicht, mich eine Linie breit von meinen Instructionen und Pflichten abzubringen: sie bestärkten mich nur in dem Entschluss, zu welchem die Befehle des Papstes mich verpflichteten, die Unterhandlungen nicht abzubrechen, ein Concordat nicht zurückzuweisen, weil es nicht so vortheilhaft als möglich wäre, aber auch keines zu unterschreiben, mit Hintansetzung der mir vom Heiligen Stuhl gewordenen Instructionen, deren ich früher Erwähnung gethan."

Die Verhandlungen unter diesen Umständen waren schwer, voll Anstrengungen und Sorgen. Namentlich machte die Entlassung der älteren Bischöfe Consalvi vielen Kummer. Bonaparte hatte verlangt, die Zahl der alten Bischofssitze müsse wenigstens um die Hälfte vermindert werden, um die neuen dotieren zu können, weil man den Verkauf der Kirchengüter nicht rückgängig machen könne, und diejenigen, denen er die neuen Sitze einräume, müssten dem ersten Consul den Eid der Treue schwören.[1]) Zu diesem Zwecke müsse aber der Papst alle alten Bischöfe von ihrem Amt entheben und diejenigen, die sich weigerten, freiwillig abzudanken, für abgesetzt erklären. Hin und wieder kamen ähnliche Fälle in der Kirchengeschichte vor. Doch war es dem Papste äußerst schmerzlich, Bischöfe zum Verzicht auf ihre Stellen zu drängen, welche sich während der Verfolgung glänzend bewährt hatten. Nur die Rücksicht auf die Wichtigkeit der Fragen bewog Pius VII. dem Drängen nachzugeben, es blieb aber ein Dorn in seinem Herzen. In höchstem Schmerz rief er aus: „Wir wollen bis an die Pforten der Hölle gehen, aber da wollen wir stehen bleiben!"

Viele Sorgen.

Absetzung aller Bischöfe.

Pius VII.

Consalvi that nun das Mögliche, um Bonaparte von dieser Forderung abzubringen; er stellte ihm vor, dass ihm die alten Bischöfe durch Zurückberufung an die Spitze ihrer Kirche zum größten Dank verpflichtet wären, und dass er schon darum ihrer Treue versichert sein dürfe, außer ihrem Eid. Da Bonaparte soviel auf die berühmten Freiheiten der gallicanischen Kirche hielt, so stellte er ihm vor, dass diese gepriesenen Freiheiten und Rechte alle zu Boden geworfen wären, wenn der Papst durch einen Act seiner höchsten Gewalt 90 bis 100 französische Bischöfe auf einmal absetzen könnte, sofern sie auf seine Forderung eines freiwilligen Rücktrittes nicht eingehen wollten; wenn er dies thun könne ohne Prozess, ohne Urtheil, bloß damit andere an ihre Stelle gesetzt würden. Es war

Bonaparte

[1]) Consalvi, l. c. S. 297—298.

unbeugsam. vergebens. Der erste Consul blieb unbeugsam: er wollte dem Papste bloß gestatten, das Breve, worin er von den Bischöfen den freiwilligen Rücktritt verlange, nach seinem Gutdünken abzufassen, was denn auch Pius VII. nachträglich in der ehrenhaftesten, gesetzmäßigsten und mildesten Weise gethan hat. Bonaparte verlangte ferner, dass im Breve von der Nothwendigkeit weiterzugehen die Rede sei, in die der Papst im Weigerungsfalle versetzt wäre, denn sonst würde keiner den gehofften Rücktritt thun.

14. Juli. Endlich am 13. Juli schien man zu Ende zu sein. Am 14. sollten die beiden authentischen Abschriften des in Rom verbesserten, von Frankreich zurückgewiesenen Vertrags-Entwurfs, wegen dessen Cacault mit Abreise gedroht hatte, angefertigt und unterschrieben werden, auf französischer Seite von Joseph, dem Bruder des ersten Consuls, auf kirchlicher Seite von Consalvi; dieser wollte jedoch seinen Mitarbeitern Spina und Caselli die Anerkennung ihres Verdienstes nicht versagen, und darum sollten sie mitunterzeichnen.

Unterzeichnung Von französischer Seite sollten dagegen Bernier und Cretet mitunterzeichnen. Die Unterzeichnung sollte stattfinden in der Wohnung Joseph Bonapartes. Bernier ersuchte Consalvi, eine Abschrift des vereinbarten Concordats bereit zu halten, er seinerseits würde eine gleiche mitbringen; man könne dann in einer Viertelstunde fertig sein. Schon zeigte der „Moniteur" das Ende der Verhandlungen in den Worten an: „Dem Cardinal Consalvi ist es gelungen, die Angelegenheit zu vollenden, die ihn nach Paris geführt hat." — Am 14. Juli, dem Jahresfest der Erstürmung der Bastille, sollte seltsamerweise die erfreuliche Vollendung des kirchlichen Vertrages bei dem großen öffentlichen Gastmahl verkündet werden!

Versuch zu überrumpeln. Es war jedoch auf eine Überrumpelung abgesehen. Kurz vor vier Uhr holte Bernier, mit einer Rolle Papier in der Hand, Consalvi in die Wohnung Joseph Bonapartes ab, der sie ungemein höflich begrüßte und zu Bernier sagte: „Wir werden bald fertig werden, da es sich nur um die Unterzeichnung einer schon beendeten Sache handelt." — Joseph Bonaparte wollte zuerst unterzeichnen, als Bruder des Staatsoberhauptes. Consalvi aber wies nach, dass nach altem Herkommen in Frankreich der Cardinal und Legat des Papstes immer das unbestrittene Vorrecht der ersten Unterschrift hatte. Artig trat Joseph zurück, Consalvi nahm die Feder zur Hand. Bernier gab die Rolle her, die Consalvi zuerst unterzeichnen sollte, offenbar in der Hoffnung, dass Consalvi die Schrift nicht lese; dieser mochte aber nicht unvorsichtig unterschreiben. Wie groß war sein Erstaunen, als er auf den ersten Blick bemerkte, dieser kirchliche Vertrag sei ein ganz anderer, es sei derselbe Entwurf, den der Papst verworfen hatte! Die Hand, die schon zum Schreiben bereit war, erstarrte ihm — und er erklärte, dass er um keinen Preis diese Schrift unterzeichnen könne.[1])

Erste Unterschrift.

Joseph Bonaparte. Joseph Bonaparte sagte, er wisse nicht, was er denken solle über das, was er sehe; er komme gerade von seinem Landgut Morfontaine, wo er die Angelegenheiten Österreichs mit Cobenzl zu behandeln habe. — Consalvi sagt:

[1]) Consalvi, l. c. S. 304–307.

„Ich glaube, dass er von allem gar nichts wusste, so sehr erschien er mir in allem, was er in dieser Sitzung that, ohne sich je zu widersprechen, frei von jeder Verstellung zu sein.“ — Auch Cretet sagte, er wisse nichts von dieser Veränderung.[1]) Nun wurde Bernier aufgefordert, mitzutheilen, was er darüber wisse: „Beschämt und verlegen gestand er stotternd, dass er die Wahrheit meiner Worte und die Verschiedenheit der zu unterzeichnenden Concordate zugestehen müsse; der erste Consul habe es aber so befohlen und habe ihm versichert, man könne ändern, so lange man nicht unterschrieben habe; somit verlangte er, fuhr Bernier fort, diese Abänderungen, weil er nach reiflicher Überlegung mit den vereinbarten Satzungen nicht zufrieden sei.“ Bernier betonte noch den Grundsatz, so lange man nicht unterschrieben habe, könne man immer verändern. Consalvi nannte aber den Versuch eine Überrumpelung und erklärte feierlich, dass er nie einen solchen Act unterschreiben würde, dass er die Sitzung als aufgehoben betrachte, wenn man nicht den ursprünglichen Vertrag unterzeichne. Nun jammerte Joseph Bonaparte in der ergreifendsten Weise über die Folgen des Bruches, die nicht weniger für die Religion als für den Staat verderblich seien, nicht allein für Frankreich, diesen großen Theil der katholischen Welt, sondern auch für alle Länder, wo man den allgewaltigen Einfluss seines Bruders empfinde; man müsse sich verständigen und vergleichen, damit man nicht für die grausamen Folgen verantwortlich werde, und zwar heute noch. „Es ist nicht schwer“, fuhr er fort,[2]) „sich den Ingrimm und die Wuth (dies seine eigenen Worte) eines Charakters, wie der meines Bruders, der vor keinem Hindernisse zurückweicht, vorzustellen, wenn er in den Augen des Publicums als derjenige erscheinen müsste, der in seine eigenen Zeitungen eine falsche Nachricht über einen so wichtigen Gegenstand habe einrücken lassen.“

Bernier. Bruch. Josephs Jammer.

Man gieng also von neuem an die Arbeit, die ohne Rast neunzehn Stunden fortdauerte, bis zum Mittag des folgenden Tages, und einigte sich über alle Artikel bis auf einen, bei welchem es aber unmöglich schien, zum Endziel zu kommen. Schon schlug die Stunde, da Joseph bei der Heerschau erscheinen und die geschehene Unterzeichnung anmelden sollte. Ein Sturm erhob sich, um Consalvi zum Nachgeben zu bestimmen, damit Joseph nicht den Abbruch der Verhandlungen anzeigen müsse. Doch Consalvi blieb standhaft: der Artikel sei gegen die Grundsätze und gegen seine Vollmacht; er wisse nur einen Ausweg, er wolle den übrigen Inhalt des Concordats unterzeichnen, den einen Artikel aber offen lassen und dem Heiligen Vater die Entscheidung vorbehalten. Das sei das Äußerste, was er thun könne, ohne seine Pflicht zu verletzen. Dieser Ausweg wurde angenommen. „Joseph eilte nach den Tuilerien, und kam in weniger als einer Stunde zurück, den Schmerz der Seele auf der Stirne tragend: der erste Consul habe den vereinbarten Entwurf in hundert Stücke zerrissen, zuletzt auf vieles Bitten, mit unbeschreiblichem Widerstreben versprochen, die vereinbarten Artikel annehmen zu wollen, der eine Artikel aber, an dem ich mich gestoßen, müsse so bleiben, wie Bonaparte wolle, sonst sehe er die Verhandlungen als abgebrochen an.“[3])

Ein Ausweg.

Es war nur noch drei Stunden bis fünf Uhr. Das Bild der Folgen des Bruches wurde so düster als möglich gemalt: Consalvi wäre verantwortlich für alle Übel, die infolge des Streites über Frankreich, über Rom, ja über Europa

[1]) Consalvi, l. c. S. 305—306.
[2]) Ibid. p. 308.
[3]) Ibid. p. 310—311.

Angst Consalvis. kämen. Wir glauben ihm, wenn er sagt: „Ich empfand Todesangst, ich sah die Vorwürfe alle sich gegen mich erheben; ich war wie der Mann der Schmerzen; aber meine Pflicht siegte ob, mit Gottes Hilfe verletzte ich sie nicht. Während eines zweistündigen Kampfes beharrte ich auf meiner Weigerung, und die Unterhandlungen waren abgebrochen.“ Er empfand außer großen Seelen- arge körperliche Schmerzen und sollte jetzt in einer Stunde beim großen Festmahl erscheinen, und dem Zorn des ersten Consuls die Spitze bieten.

Zorn Bonapartes. Bonaparte trat denn auch, sobald Consalvi in dem mit Generalen, Gesandten und den ersten Beamten gefüllten Saale erschien, mit glühendem Angesicht auf ihn zu, und fuhr ihn mit verächtlicher und zugleich gehobener Stimme an:[1]) „Also, Herr Cardinal! Sie haben den Bruch gewollt! So sei's denn! Ich brauche Rom nicht! Ich werde selbständig handeln. Ich brauche keinen Papst.

Drohung. Wenn Heinrich VIII., der nicht den zwanzigsten Theil meiner Macht besaß, die Religion in seinem Lande ändern und ein solches Vorhaben durchführen konnte, umsomehr werde ich es können und durchzuführen wissen. Wenn ich die Religion in Frankreich ändere, so werde ich sie fast in ganz Europa ändern, überall, wohin sich der Einfluss meiner Macht erstreckt. Rom wird sich von den Verlusten, die es zu erleiden haben wird, überzeugen, es wird sie beweinen, aber es wird keine Rettung mehr geben. Sie können gehen, es ist das Beste, was Ihnen zu thun erübrigt. Sie haben den Bruch gewollt, gut, Sie sollen haben, was Sie

Consalvis Ruhe. gewollt haben. Wann werden Sie abreisen?“ — „Nach dem Mahle, General“, erwiderte Consalvi mit gelassener Stimme.

Diese Ruhe machte Eindruck auf den ersten Consul; er sagte, er wolle nichts Unvollständiges und über alles oder nichts Beschluss fassen. An dem fraglichen Artikel wolle er keine Silbe mehr oder weniger. Auf Consalvis Antwort, er könne in diesem Falle nicht unterschreiben, entgegnete Bonaparte: „Eben darum sage ich Ihnen, dass Sie den Bruch gesucht haben, und dass ich die Sachen für geendet ansehe. Rom wird sich davon überzeugen und blutige Thränen darüber vergießen.“ — Dann trat er zum Grafen Cobenzl, dem er laut sagte, dass er in ganz Europa die Denkungsweise und die Religion ändern werde, dass niemand die Macht hätte, ihm zu widerstehen, dass er nicht der einzige sein wolle, der sich über die römisch-katholische Kirche hinwegsetze; eher würde er ganz Europa in Feuer und Flammen stürzen, und der Papst hätte dann die Schuld, aber auch das Elend davon. Dann eilte er zu andern Gästen und wiederholte laut dasselbe.[2])

Cobenzl Bestürzt eilte Cobenzl zu Consalvi und beschwor ihn, ein Mittel zu entdecken, um ein solches Unglück zu verhüten, das unausbleibliche Folgen habe für die Religion, für den Staat und für Europa. Consalvi versicherte ihm, dass er all das nur zu sehr einsehe und darüber trostlos sei, dass er aber um keinen Preis unterschreibe, was ihm nicht erlaubt sei. Das sei keine Unterhandlung, wo man von einem angefochtenen Artikel keine Silbe beisetzen oder wegstreichen wolle; sonst in der Welt komme jede Partei der andern mit zwei oder drei Schritten entgegen, bis man sich endlich vereinigt habe. In diesem Augenblick öffnete sich der Speisesaal, man gieng zu Tische. Das Diner dauerte, wie es bei Bonaparte üblich war, nur kurze Zeit. Wir können Consalvi wohl glauben, wenn er sagt, es habe ihm nie ein Gastmahl weniger geschmeckt.

---

[1]) Consalvi, l. c. S. 313—314.
[2]) Ibid. p. 314—315.

Nach dem Mahle kehrten die Gäste in den Versammlungssaal zurück, wo Cobenzl in Consalvi drang, eine Auskunft zu ersinnen. Als Bonaparte sie im Gespräche sah, trat er hinzu und wiederholte den Vorwurf der Starrköpfigkeit. Da bat ihn aber Cobenzl, die Äußerung genehm zu halten, dass er beim Gesandten des Papstes keinen Eigensinn gefunden habe, sondern nur das aufrichtigste Verlangen, die Dinge zu ordnen, und das tiefste Bedauern über den Abbruch der Verhandlung. Es läge allein am ersten Consul, den Weg zur Versöhnung anzubahnen. „Wieso?“ rief Bonaparte heftig. — „Dadurch“, antwortete Cobenzl, „dass eine neue Sitzung genehmigt wird, um eine Auskunft zu suchen; denn ich schmeichle mir mit dem Gedanken, dass das Verlangen, Europa den Frieden zu geben, wie Sie mir so oft versicherten, Sie auch bestimmen wird, von dem Entschluss abzugehen, dass dem fraglichen Artikel nichts hinzugefügt und nichts von demselben abgestrichen werde, und zwar umsomehr, als es wirklich ein Unheil wäre, wenn es eines einzigen Artikels wegen, nachdem alles übrige aufs freundlichste beigelegt worden, ein so betrübender Bruch vollzogen würde.“ Diese Rede des Grafen war von den liebenswürdigsten und artigsten Versicherungen begleitet, wie sie nur aus dem Munde eines wahren Hofmannes fließen können; er benahm sich dabei mit so viel Herz und Verstand, dass der erste Consul nach einigem Widerstreben ausrief: „Nun wohl, um Ihnen zu beweisen, dass nicht ich es bin, der den Bruch wünscht, so willige ich ein, dass die Bevollmächtigten morgen zum letztenmal sich vereinigen. Sie mögen sehen, wie sie die Sache ordnen; wenn man sich aber trennt, ohne zum Abschluss zu kommen, so betrachte ich die Sache als entschieden. Ich erkläre aber, ich will den Artikel haben, geradeso wie er ist.“ [1]

beschwichtigt Bonaparte.

Das war ein Widerspruch. Wozu dann eine Zusammenkunft? Aber man sieht, wie schwer es war, mit Bonaparte zu unterhandeln. Er verfuhr hier, wie seinerzeit in Campo Formio; wenn man glaubte, ihn widerlegt und von einer Forderung abgebracht zu haben, so kam er mit einem andern Grunde auf einmal wieder auf dieselbe Forderung zurück. Sein Verstand und seine Phantasie waren gleich erstaunlich.

Die Unterhandlung begann also am andern Tag um zwölf Uhr wieder. Vorher aber hatten Caselli und Spina Consalvi mitgetheilt, dass sie geneigt wären, den Artikel zu unterzeichnen, in Anbetracht der unberechenbaren Folgen, zumal kein Dogma verletzt sei, und dass sie, wenn Consalvi nicht nachgebe, ihre Zustimmung in einem besondern Protest ausdrücken würden. Der Artikel betraf die Freiheit des katholischen Cultus und die Öffentlichkeit der Ausübung. [2]

Neue Verhandlung.

Öffentlicher Cultus.

Rom forderte sie; denn langjährige Erfahrung hatte ihm gezeigt, dass die vielgepriesene Toleranz gemeiniglich allen Secten zugute komme, nur der wahren Kirche nicht. Die weltliche Gewalt suche mittelst dieser allgemeinen Toleranz die Kirche ihren Gesetzen zu unterwerfen, zumal bei der unterwürfig gewordenen Stellung ihrer Geistlichen, infolge der Beraubung ihrer Güter; eine gewisse Gehässigkeit sei das Erbtheil und das charakteristische Zeichen der Ungläubigen, der Sectierer aller Art, der Freigeister, sogar der Juden, die in der Ausübung ihrer angeblichen Rechte als Bürger, als Diener des Staates, alle gleichgestellt und begünstigt würden. Consalvi war der Ansicht, man müsse die Freiheit und Öffentlichkeit im Concordat umsomehr feststellen, als

[1] Consalvi, l. c. S. 317.
[2] Ibid. p. 318.

die Regierung dem Satze widerstanden hatte, die katholische Religion sei die Staatsreligion. Mit Mühe hatte Consalvi den Satz herausgepresst: „Die katholische Religion ist in Frankreich die Religion der Mehrzahl der Bürger.“ — Die Vertreter der Regierung hielten ihm entgegen, es sei unmöglich, überall öffentlich in ihrer ganzen Ausdehnung den katholischen Cult in Ausübung zu bringen, in Städten und Dörfern, wo die Zahl der Katholiken geringer sei als die Zahl ihrer Feinde. Diese würden Processionen, überhaupt alle Ceremonien, die außerhalb der Kirche stattfänden, stören oder verhindern; die Katholiken würden sich dagegen natürlich widersetzen, und dadurch würde die öffentliche Ruhe gefährdet, insbesonders wenn bei dem aufbrausenden Eifer in den ersten Jahren die Regierung nicht die Kraft und den Willen besäße, jeden Tag mit den Waffen in der Hand gegen die eigenen Unterthanen einzuschreiten, welche durch die letzte Revolution die Natur und Größe ihrer Macht kennen gelernt hätten. Darum solle der Satz lauten: „Die Ausübung der Religion wird öffentlich sein, jedoch unter Einhaltung der polizeilichen Vorschriften.“ [1])

Grund der Gegner.

Consalvi widersprach, weil er fürchtete, die Polizei oder die Regierung werde auf Grund eines solchen Vertrages alles in der Kirche ihrer Willkür unterwerfen wollen. Die Kirche könne in gewissen Fällen, entweder aus Klugheit oder aus Liebe oder aus anderen Gründen die Verletzung ihrer Rechte factisch dulden, aber sie könne sie nicht durch einen Vertrag rechtfertigen. Der Papst könne durch eine Bulle dem französischen Clerus bedeuten, dass man sich in den ersten Zeiten gewisser öffentlicher Feierlichkeiten da zu enthalten hätte, wo die Sectierer zahlreicher und intoleranter wären.

Polizei

Die Vertreter der französischen Regierung meinten dann, es wäre besser, den ganzen Artikel mit Stillschweigen zu übergehen und gänzlich auf die Öffentlichkeit des Cultus zu verzichten. Consalvi bat um die Ermächtigung, einen Courier an den Papst zu schicken, um die Erlaubnis zu erwirken, diesen Artikel ganz beiseite zu lassen oder auf eine andere Weise zu ordnen. Man bewilligte ihm aber keinen Pass, worauf er standhaft die Annahme des Vorbehalts zurückwies. Die Vertreter der Regierung betonten, die Polizei sei nicht die Regierung selbst, sondern nur jener Theil der ausübenden Staatsgewalt, welcher sich mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe befasse. Die öffentliche Ruhe müsse aber die Kirche so gut wie die weltliche Macht wünschen. Der Papst aber sei zu empfindlich, er begehre eine ungerechte und schädliche Sache, die mit seinem Friedensamt nicht im Einklange steht, wenn er auf der unbegrenzten Freiheit des Cultus, besonders in den ersten Zeiten, beharre. — Consalvi erwiderte, wenn sich die Öffentlichkeit des Cultus nach den polizeilichen Vorschriften zu richten habe, so schließe man dadurch jede freie Bewegung aus; er verlangte darum eine Beschränkung der Beschränkung.

und Regierung.

Freiheit der Kirche.

Joseph rieth, den Artikel Bonaparte ganz fertig zu übersenden. — Consalvi gab nach. Joseph versprach, am andern Morgen mitzutheilen, ob der erste Consul die Fassung gebilligt habe, er hoffe, er werde die einmal fertige Sache nicht wieder zerstören wollen. Am andern Morgen kam die Nachricht, dass Bonaparte nach langem Nachdenken und Schweigen seine Zustimmung gegeben habe.

Die Nachricht von der Unterzeichnung des Concordats erregte große Freude in Paris. Consalvi hatte das Mögliche geleistet und wollte darum

[1]) Consalvi, l. c. S. 318—319.

rasch nach Rom zurückkehren. In der Abschiedsaudienz, in der er von Bonaparte artig empfangen wurde, betonte er, dass der Heilige Stuhl viel geopfert habe, ohne mit einem Wort zeitlichen Gewinn zu beanspruchen. Schon war Consalvi zur Abreise gerüstet, als Bonaparte ihn noch einmal zu sich rufen ließ, von ihm Aufschluss über die Gesundheit des Heiligen Vaters, über die Zustände Roms und seiner Finanzen verlangte, wobei der Cardinal wohl fühlte, dass die Lösung dieser Fragen nicht der eigentliche Grund der neuen Audienz sei. Zuletzt rückte Bonaparte wie zufällig mit der Bemerkung heraus: „Ich bin in Verlegenheit nach der neuen Begrenzung der Bisthümer wegen der Ernennung der neuen Bischöfe, ob dieselben aus den beiden Parteien der Constitutionellen und der Nichtconstitutionellen zu erwählen sind." — Consalvi sprach seine Verwunderung aus, dass Bonaparte auch Constitutionelle zu Bischöfen wählen wolle, da man ja das Concordat ganz besonders in der wichtigen Erwägung abgeschlossen habe, dem Schisma damit ein Ziel zu setzen, die Civilconstitution des Clerus sei ja vom Heiligen Stuhl verurtheilt und diejenigen, die sich zu diesem Eide herbeigelassen, könnten nie als Kirchenvorstände erkannt und angenommen werden. — Bonaparte entgegnete kalt, dass Staatsrücksichten ihm nicht gestatten, die Constitutionellen gänzlich beiseite zu setzen, dass er daher nothwendigerweise einige derselben zu Bischöfen nehmen müsse, dass er sie aber vorher zur Annahme des Concordats verpflichten wolle, was die Abschwörung der Civilconstitution des Clerus in sich schließe.

Noch eine Audienz.

Consalvi

Consalvi betonte, dass die Civilconstitution mit dem Interdict belegt sei, die Annahme des Concordats sei kein bestimmter Beweis, dass man sie für einen Irrthum anerkenne, was ja zur Vereinigung mit dem Heiligen Stuhl unumgänglich nothwendig sei. Auch werde die Wahl solcher Priester ein großes Ärgernis hervorrufen, und sie würden dem Volk wenig Vertrauen einflößen, auch wenn sie ihre Fehler erkennen und widerrufen würden. — Bonaparte behauptete aber steif und fest, das Staatswohl zwinge ihn zur Rücksicht für die Constitutionellen, deren Anhang mächtig sei, sonst wäre es schwer, das Concordat im gesetzgebenden Körper durchzubringen, zumal die Gegner des Concordats aus Irreligiosität sehr zahlreich seien. — Consalvi entgegnete: „Die Constitutionellen müssen ihre Irrthümer auf die positivste Weise widerrufen, sonst dürfe und könne der Papst ihnen, auch im Falle der Ernennung, die canonische Institution nicht ertheilen." — Da rief Bonaparte: „Eine so verletzende Demüthigung, ein solches Opfer der Eigenliebe und Ehre, wie ein solcher öffentlicher Widerruf wäre, kann er von den Constitutionellen nicht verlangen!" — worauf Consalvi hervorhob, in der Religion seien solche Bedenken eitel und überflüssig, es sei im Gegentheil ehrenhaft, seinen Irrthum zu bekennen und zu bereuen. — Bonaparte meinte, man müsse jetzt eine Formel finden, die so wenig als möglich anstößig sei und nicht verletze, worauf Consalvi sagte, auf jeden Fall müsse sie frei von Zweideutigkeit und Doppelzüngigkeit sein. — „Worin soll denn die Wesenheit der Sache bestehen?" fragte Bonaparte. — „In der Anerkennung der Urtheile," antwortete Consalvi, „welche der Heilige Stuhl

gegen die Eidleister.

in Bezug auf die Civilconstitution des Clerus erlassen hat." — Nach langem Streiten sagte der erste Consul: „Es wird genügen, die Erlässe des Heiligen Stuhles als solche anzuerkennen, ohne dass man die Civilconstitution des Clerus erwähnt; dadurch wird man eine unnöthige und allzuheftige Beleidigung vermeiden." — „Nein," entgegnete Consalvi, „man muss die Civilconstitution des Clerus mit Namen nennen, um allen Vorwänden zu Hinterthüren mit Ausreden auszuweichen. Übrigens ist das allereinfachste und beste, man nimmt keine Constitutionellen zu Bischöfen."

Allerletzte Audienz.

Consalvi nennt diese Audienz eine stürmische und begreift nicht, dass Bonaparte noch von der Wahl constitutioneller Bischöfe sprechen konnte, während er früher hundertmal versichert hatte, dass er sie gänzlich würde fallen lassen. Drei Tage später war wieder Heerschau. Es war Gepflogenheit, dass die Gesandten an einem solchen Tage sich in den Tuilerien einfanden. Consalvi kam auch, weil er hoffte, bei dieser Gelegenheit dem ersten Consul noch einiges zu sagen. Als Cardinal war er der erste im Rang, aber Bonaparte sah ihn nur scharf an, als er die Runde machte, ohne ihn eines Wortes zu würdigen, sprach jedoch dann lange mit Cobenzl, der Consalvi zunächst stand, über ganz unbedeutende Dinge. Consalvi meint, Bonaparte habe damit öffentlich zeigen wollen, wie wenig ihm an einem Cardinal und am Heiligen Stuhl gelegen sei. Wahrscheinlich irrte er sich aber, und die absichtliche Nichtbeachtung war ohne Zweifel nur ein Ausdruck seines Ärgers über den kühnen und scharfsichtigen Widerstand, auf den Bonaparte bei Consalvi stieß, während er sonst gewohnt war, jedes Hindernis zu besiegen und jeden Willen vor sich

Abbé Bernier.

niederbrechen zu sehen. Wie hat sich nicht der Abbé Bernier vor ihm gebeugt, der einst der begeisterte Vorkämpfer des Königthums und der Kirche gewesen war und sich jetzt zum charakterlosen Werkzeug seiner Pläne hingab! So gewaltig war der Charakter dieses Mannes über andere Männer!

Letzte Überraschung

Consalvi sollte noch einmal eine Überrumpelung zu bestehen haben. Eben wollte er zur Abreise in den Wagen steigen, als Abbé Bernier zu ihm kam mit dem Befehl des ersten Consuls, man müsse sich noch über den Wortlaut der Bulle vereinbaren, mit welcher der Papst der katholischen Welt den

Wortlaut der Bulle.

Abschluss des Concordats mittheilen solle. Vergebens sagte Consalvi, es sei unmöglich, in einigen Stunden eine Bulle zu verfassen; auch sei er gar nicht bevollmächtigt zur Abfassung einer solchen. Dem Papst müsse auch die vollste Freiheit gewahrt bleiben. Es half nicht: Bernier wiederholte immer: „Der erste Consul will es; auch hebt man am leichtesten alle Anstände, so lange man beisammen ist." — Consalvi musste sich mit den Vertretern Bonapartes an die Arbeit setzen, die acht Stunden währte. Er glaubte dabei bald den Endzweck dieser Überraschung zu merken: „Bonaparte hoffte in diesen Augenblicken des Gedränges mich zu überraschen und es dahin zu bringen, dass nicht einmal in die Bulle jene Dinge aufgenommen würden, die ihm nicht zusagten." Sein Plan misslang, Consalvi blieb fest. Die der Regierung unangenehmen Dinge wurden in den Entwurf doch aufgenommen. Nun kam noch eine andere Mahnung: Bonaparte that, als wollte er das Concordat veröffentlichen — alsbald nach der Bestätigung; das Interesse der Religion und des Staates ließe durchaus keine Verzögerung zu. Consalvi musste die schleunigste Reise versprechen und die eifrigste Beschleunigung der Bulle in Rom! Der Cardinal reiste darum Tag und Nacht. In Florenz wollte er ein wenig rasten — da war aber schon ein französischer Courier da, dass der Cardinal nach Rom eile; denn es sei für den ersten Consul

von größter Wichtigkeit, die Genehmigung des Papstes so schnell als möglich zu erlangen; die Bekanntmachung des Concordates lasse sich nicht verschieben ohne außerordentlichen Schaden.

Consalvi stieg also unverzüglich wieder in den Wagen und traf am 6. August, gerade zwei Monate nach seiner Abreise von Rom, in der ewigen Stadt wieder ein „erdrückt von Ermüdung und Mangel an Schlaf, mit geschwollenen Füßen, mehr todt als lebendig“,[1]) fand aber beim Papst den liebevollsten Empfang. Pius VII. wollte alle Cardinäle zur Berathung ziehen über das Werk Consalvis, das fast in allen Punkten Beifall erhielt: — nur zwei in Betreff der Güter der Kirche wurden bemängelt. — Consalvi hatte nämlich verlangt, dass der Verzicht der Kirche sich nicht auf alle eingezogenen, sondern nur auf die schon verkauften Güter beschränke. — Der andere betraf die Öffentlichkeit des Cultus. Im ganzen gieng die Abstimmung dahin, „dass man ein Concordat nicht fallen lassen dürfe, welches nichts weniger enthalte, als die Wiederherstellung des Katholicismus in Frankreich, wie seine Erhaltung in fast ganz Europa; denn der Abfall Frankreichs würde unfehlbar den der andern Staaten nach sich ziehen.“ Der Papst, welcher bisher das strengste Stillschweigen beobachtet hatte, um die Freiheit der Berathung und der Ansicht nicht zu schmälern, gab schließlich seine Stimme ganz im Sinne der Mehrheit.[2])

Consalvis Heimkehr.

Pius VII.

Urtheil der Cardinäle.

Das Concordat ward also nach gründlicher Berathung durch alle Cardinäle, genehmigt und in fünfunddreißig Tagen, nachdem es in Paris unterschrieben war, ratificiert. Ein außerordentlicher Courier brachte die Bestätigung nach Paris. Aber dort wurde es nicht so schnell verkündet, wie man erwartete. Bonaparte ließ neuerdings Bedenken melden, die in seiner Seele entstanden seien; auch verlangte er den Abstrich mehrerer Sätze in der Bulle. Die Frage wegen der Priester-Ehen und andere Punkte erregten auf einmal neue Schwierigkeiten. Zugleich verlangte er die Absendung eines Legaten wegen mehrerer Maßregeln, welche bei Veröffentlichung des Concordates getroffen werden sollten, und zwar sollte man ihm den Cardinal Caprara und keinen andern senden, höchstens den Cardinal Joseph Doria. Der letztere hatte sich aber während der Revolution in Rom so schwach gezeigt, dass der Papst sich gar nicht getraute, ihn dem gewaltigen Manne entgegenzustellen. Er gieng also auf den Wunsch Bonapartes ein, und sandte Caprara. Dieser war ein geistvoller, feiner, in seinen Sitten unbescholtener und reicher Mann, geboren 1733 in Bologna, der Sohn eines Montecuculi, seine Mutter war die letzte Caprara, von ihr führte er den Namen. Im Dienste der Kirche hatte er schon wichtige Stellen bekleidet; Mit fünfundzwanzig Jahren war er schon Vice-Legat in Ravenna, hierauf Nuntius in Luzern und dann in Wien, wo Kaiser Joseph II. und Kaunitz großes Wohlgefallen an ihm fanden, während man in Rom mit seiner Nachgiebigkeit unzufrieden wurde. Wahrscheinlich hatte ihn darum Cobenzl an Bonaparte empfohlen. So kam denn Caprara nach Paris, da Bonaparte keinen andern anzunehmen drohte. Consalvi bemerkte:[3]) „Die spätern Folgen haben Bonapartes Verlangen und unser Widerstreben erklärt und gerechtfertigt. Ich bin weit entfernt, Capraras Absichten zu verdächtigen, da ich Grund habe, sie für lauter zu halten. Aber er hatte sich für die Dauer seiner Sendung zum Grundsatze gemacht, dass nur allein die Nachgiebigkeit Rom von einem gänzlichen Untergang

Ein Legat nach Paris!

Caprara.

Caprara nachgiebig.

[1]) Consalvi, l. c. S. 340.
[2]) Ibid. p. 341—342.
[3]) Ibid. p. 346.

in geistlicher wie weltlicher Beziehung retten könne, in Erwägung der Stelle und des Charakters desjenigen, dessen Wille ein allgewaltiger war. Caprara pflegte zu sagen: „Man muss um jeden Preis auf seinen Füßen stehen bleiben, denn, wenn man einmal fällt, so steht man nicht wieder auf.“ So war die Lage. Mit diesem Grundsatze rechtfertigte er eine Menge Dinge, von denen man in Rom wünschte, dass er es nicht gethan hätte. Er handelte, ohne vorher die Befehle des Papstes einzuholen — und oft sogar gegen seine Befehle, im guten Glauben, aber geleitet von falschen Grundsätzen. Gegen vollendete Thatsachen gibt es kein Mittel und die Einsprache des Papstes blieb stets vergeblich. Seine Zurückberufung gelangte nie zur Ausführung, obschon sie mehr als einmal beschlossene Sache war.“ [1]) — Andern Diplomaten ist es bei Bonaparte ähnlich ergangen: er wusste sie durch Ernst und Scherz, durch Drohungen und Versprechen zu ergebenen Werkzeugen seines Willens zu machen. Die Art, wie er Caprara behandelte, zeigte ganz wieder den Mann, der mit Gewalt und List seine Zwecke zu erreichen weiß.

Capraras Ankunft.

Caprara betrat mit Sorgen den Boden Frankreichs, wo seit 1789 so viel Schreckliches geschehen war, doch die Ehren des Empfangs gaben ihm bald das behagliche Gefühl, dass jetzt hier ein anderer Geist herrsche. In den Städten wurden bei seiner Ankunft und Abreise die Kanonen gelöst, Reiterei begleitete seinen Wagen, die Behörden begrüßten ihn mit schmeichelhaften Ansprachen. Kaum war er in Paris in der Wohnung Consalvis abgestiegen, so kam Bernier zu melden, dass in wenig Tagen der Palast Montmorency für ihn ausgeschmückt sei, dass Wagen und Pferde zu seiner Verfügung stehen. Bonaparte zeigte sich liebenswürdig beim Empfang und sprach voll Ehrerbietung und voll Liebe vom Heiligen Vater; er klagte über die Noth, die er mit den constitutionellen Geistlichen habe, die großen Einfluss besäßen und ihn in einemfort mit ihren Forderungen belästigten. Man müsse sie zufriedenstellen, und er gedenke ein Drittel der neuen Bischöfe aus ihnen zu wählen, er werde aber die anständigsten aus ihnen herausnehmen und sie zwingen, das Concordat anzuerkennen und sich dem Papste zu unterwerfen, und er hoffe, dass ihnen unter dieser Bedingung der Legat die canonische Einsetzung ertheile. So wäre es möglich, den Frieden mit den Mächten Europas und mit der Kirche zugleich zu verkünden. Die Feier dieses doppelten Friedens sollte am 18. Brumaire 1801, dem zweiten Jahrestage, da er zur Macht gelangte, stattfinden.

Audienz.

Friedensfest 9. November 1801.

Caprara war ganz gerührt von so viel Huld: weder er noch Seine Heiligkeit werde den Frieden verzögern. Der Heilige Vater werde gern denen verzeihen, die sich ihm als Sünder unterwerfen. Doch möge der erste Consul bedenken, dass die Wahl von Eidleistern zu Bischöfen nur geeignet sei, das Schisma zu verlängern, und dass er nicht die Vollmacht habe, ihnen die canonische Einsetzung zu ertheilen. Da brach Bonaparte die Audienz kurz mit der Weisung ab, darüber werde ihm Staatsrath Portalis das Nöthige mittheilen.[2])

Bernier.

Caprara verließ die Tuilerien im Gefühl, er habe Bonaparte überzeugt; er wurde aber bald eines andern belehrt, als ihm Abbé Bernier fünfzehn Constitutionelle nannte, welchen er zunächst die canonische Einsetzung verleihen solle, sonst drohe ein Sturm, denn der erste Consul sei zur Überzeugung gekommen, dass man von Rom aus nur sein Spiel mit ihm treibe; man zögere die Sache

[1]) Consalvi, l. c. S. 347.

[2]) Haussonville, L'Église Romaine et le premier Empire 1800—1814. I, p. 149—151.

hinaus. Am 18. Brumaire müsse mit der Ernennung auch die canonische Einsetzung stattfinden. Caprara gerieth in Angst; er schrieb nach Rom: „Wenn der Heilige Vater anwesend wäre, so würde er wegen der Gefahr, alles zu verlieren, ihm das erlauben, was man jetzt von ihm fordere.“ Eben wollte er nach Malmaison gehen, um mit Bonaparte selber über die Sache zu sprechen, als Staatsrath Portalis zu ihm kam und ihm in stärkerer und bestimmterer Art dasselbe sagte, und ihn dann in seinem Wagen nach Malmaison führte. Portalis war sehr beredt, ein Anhänger der gallicanischen Freiheiten; er hatte sich während der Revolution tadellos aufgeführt, stand allgemein in hohem Ansehen, war aber trotz all seinem Talente und gutem Willen, doch geistig von Bonaparte überwältigt und ein gehorsamer Diener seines Willens geworden. In Malmaison fand Caprara den ersten Consul voll Unmuth, und klagend, man meine in Rom, er sei in einem Meisenschlag gefangen, die Bulle über die Umgrenzung der Bisthümer sei noch immer nicht gekommen. Caprara brachte für die Zögerung Entschuldigungen vor, doch Bonaparte ließ keine gelten, nur für den Papst hege er Verehrung und Liebe, sonst seien alle Römer gleich; es sei sein Entschluss gefasst, er werde jetzt fünfzehn Eidleister zu Bischöfen ernennen, nichts solle ihn davon abbringen. Als Caprara sagte, diese Fünfzehn müssten sich doch zuerst dem Papste unterwerfen, entgegnete Bonaparte im Zorn: „Nur der Hochmuth kann solches verlangen, es wäre Feigheit solches zu unterschreiben“ — und sprach nahezu eine Stunde im Tone eines Professors des Kirchenrechts über diese Frage und erreichte, was er wünschte: Caprara verließ wie angedonnert Malmaison, er war weichgeschlagen. Bonaparte wusste übrigens ganz gut aus den Berichten Cacaults, dass man in Rom ehrlich bemüht sei, seinem Willen zu entsprechen, dass man aber nicht wisse, wo die alten Bischöfe alle sich aufhielten; einige seien in Deutschland, andere in Spanien, viele in England, von letzteren seien schon die Antworten eingetroffen, während man von den andern nicht einmal die Adressen kenne. Man thue in Rom, was möglich sei. Die Änderungen in dem Umfange der Diöcesen, die Bonaparte getroffen, sei ein weiterer Grund, dass die Bulle noch nicht abgesendet werden konnte. Da sei Bonaparte selber Hauptschuld; er könne leicht Präfecten ein- und absetzen; so könne es Pius VII. jedoch nicht mit den Bischöfen machen; es seien da bestimmte Regeln, welche auch der Papst nicht übertreten dürfe. Der Papst sei selber gut, aber ein Theologe, und würde eher seine Stelle niederlegen, als etwas niederschreiben, was gegen die Lehren des Glaubens- und Kirchenrechtes wäre. Bonaparte könne Leute aller früheren Parteien anstellen; Einheit der Lehre und Gehorsam im Glauben sei jedoch Grundlage des Bestandes der katholischen Kirche.

Portalis. Bonaparte. Eidleister. Cacault entschuldigt den Papst.

So musste denn der erste Consul auf seinen Plan, schon am 18. Brumaire die Feier des Friedens mit der Kirche abzuhalten, verzichten. Dafür sollte jetzt zu Ostern 1802 diese Feier stattfinden. Sofort bekam Caprara Grund, über die Langsamkeit der französischen Regierung sich zu beschweren.

Caprara war in einer heiklen Lage. Der Papst hatte ihm aufgetragen, dem ersten Consul vorzustellen, wie sehr ihn die Ernennung von Constitutionellen schmerzen müsse, dass er in der Annahme solcher bei der canonischen Prüfung sehr streng vorgehen, und dass keiner die Einsetzung erlangen könne, der nicht öffentlich seine Irrthümer abgeschworen und das Urtheil der Kirche über die Civilconstitution des Clerus beschworen hätte. Dann hatte Rom auf

Instruction Capraras.

die Rückforderung der Kirchengüter in Frankreich verzichtet, um den Frieden herzustellen und nicht den Verdacht zu erwecken, als ob weltliche Rücksichten ihm höher ständen, als die geistige Rettung der Franzosen. Aber Frankreich hatte dem Heiligen Stuhl die drei Legationen entrissen, ohne welche er nicht unabhängig bestehen konnte, die Missionsanstalten nicht zu erhalten vermochte. Die päpstliche Regierung befand sich in der größten Noth und Armut.

Pius VII. an Bonaparte.

In rührender Weise schilderte der Papst dem Gebieter über Europa seine Armut: „Muss ich fürchten, dass Sie mich weniger gut behandeln, als die andern Fürsten, denen Sie Entschädigungen gewähren? Müssen wir fürchten, dass die Folge dieses Krieges, welcher unsern Nachbar, den König von Neapel, nicht um eine Handbreit Land gebracht hat, derart unheilvoll für den Heiligen Stuhl sein wird, dass er die Hälfte seiner Besitzungen und seine erträglichsten Güter verliert? Wir bitten Sie, an die unbedingte Armut zu denken, in der sich unsere weltliche Herrschaft befindet, die von unermesslichen Lasten gedrückt ist und beinahe vollständig der Hilfsgelder beraubt, welche sonst der Fremde zur Aufrechthaltung und zur Unterstützung des Oberhauptes der Religion beitrug. Der Gehalt, den ich siebzig Cardinälen und den im Ausland beglaubigten Nuntien und endlich den vielen Prälaten auszahlen muss, welche zur Leitung der Kirchengeschäfte nothwendig sind, versetzt mich in die größte Geldnoth ... Darum flehen wir Ihr großmüthiges Herz an, Ihren weisen und gerechten Geist, um Rückstellung der drei Legationen, und um Entschädigung für Avignon und Carpentras, und wir zweifeln nicht, nach den schmeichelhaften Worten, die wir aus Ihrem Munde hörten, dass Sie im Ruhme eines Wohlthäters des Heiligen Stuhles mit den alten Königen Frankreichs wetteifern wollen, denen wir so viel Dank schuldig sind, und die ins Gedächtnis zurückzurufen wir uns verpflichtet fühlen."

Plan Bonapartes.

Was gedachte Bonaparte zu thun? — Erstens, die Eidweigerer dennoch zu Bischöfen zu ernennen, aber es unbestimmt zu lassen bis zum Augenblick, wo es als Beschluss der Regierung verkündet werde; zweitens, die drei Legationen zur italienischen Republik zu schlagen, zu deren Präsidenten er sich ernennen lassen wollte, also die drei Legationen für sich zu behalten, dem Papst jedoch Hoffnung zu machen, dass er sie ihm, wie ein neuer Karl der Große, schenken wolle, also den Heiligen Vater, der ihm vertraute, zu betrügen! Wer erwartet nicht von einem so gewaltigen, so geisteskräftigen Mann ein wahres Wort und eine kühne That! — und wer schreckt nicht zurück, wenn er mit so viel Größe des Geistes eine so gemeine Arglist verknüpft findet! — Bonaparte wollte nichts gewähren, er wollte nichts versagen; er verbarg seine Absichten und ließ das Thor für alle Hoffnungen offen — und trieb dieses Spiel lange mit seltener Geschicklichkeit.[1]) Wie ganz anders, wahrhaft und großherzig benahm sich Karl der Große gegen den Heiligen Stuhl! —

[1]) Haussonville, L'Église Romaine et le premier Empire 1800—1814, I, p. 153—171, und Correspondance, VII, p. 619—620.

Die constitutionellen Bischöfe.

Consalvi durchschaute Bonaparte, Pius VII. misstraute ihm, obschon er nicht leicht zum Verdacht geneigt war; Caprara aber zeigte Mangel an Scharfblick: er kehrte sehr leicht zu seinen Hoffnungen zurück und konnte sich nur schwer zum Verdacht entschließen; er erlag der Kraft dieses merkwürdigen Mannes! Hin und wieder spendete Bonaparte eine kleine Wohlthat, um sich den Anschein eines wahren Katholiken zu geben. Caprara.

So ließ der erste Consul am 10. Januar 1802 die Leiche Pius' VI. nach Rom bringen; so trat er in Verhandlung mit dem Papste zur gemeinsamen Wahl eines Großmeisters von Malta; so versprach er Caprara, ihn zum Erzbischof von Mailand zu machen. Der Legat wurde sogar zaghaft, Bonaparte ernste Vorstellungen zu machen über die heiklen Fragen; von Rom gedrängt, zum Ziel zu kommen, antwortete er: „Man darf den ersten Consul nicht an den Kopf stoßen, man muss es seiner Weisheit überlassen, zur Überzeugung zu kommen; es liegt in der Menschennatur, dass sie nie ganz vollkommen ist. In diesem Augenblicke entscheidet der Consul über das Schicksal der Welt; das ganze diplomatische Corps ist davon überzeugt, spricht es aber auch laut aus, dass keine Macht der Welt von ihm etwas erlangen kann, als was er selbst zu bewilligen für gut findet." — Auf neues Drängen Consalvis antwortet Caprara: „Man darf weder schriftlich noch mündlich von unsern Rechten und der Gerechtigkeit unserer Sache mit ihm verhandeln; vergebens senden alle Cabinette Noten über Noten an Talleyrand — das ist alles vergebens. Ich dagegen gedenke mich an das Herz und den gerechten Ehrgeiz des ersten Consuls zu wenden, dass er ein neuer Karl der Große für die Kirche werden möge." Es fehlte offenbar Caprara an Schärfe des Urtheils. So glaubte er, dass Talleyrand vieles vermöge, dass er Reue fühle und sich vielleicht der schuldigen Buße noch unterziehe, während Bonaparte in kirchlichen Angelegenheiten Talleyrand misstraute, welcher damals Madame Legrand heiraten wollte, und eines Tages beim Mahl den Legaten bat, ihn der Güte des Heiligen Vaters zu empfehlen. Caprara glaubte durch Frauen vieles durchzusetzen, während doch der erste Consul sich durch sie nicht beeinflussen ließ. Der Legat kam oft zu Josephine, welcher der Heilige Vater einen prachtvollen Rosenkranz gespendet hatte, oft zu Hortense, welche mit Ludwig Bonaparte vermählt, oft zu Karoline, welche die Gattin Murats geworden war; auch war er täglicher Gast in den Tuilerien. Die Frauen machten ihm mit Ernst Hoffnungen,[1]) Bonaparte aber spielte nur mit ihm: „Möchten Sie wohl die Legationen?" fragte er ihn eines Tages ganz huldvoll. — Wer konnte mit einem freudigeren „Ja" antworten als der Legat! — „Nun, wir werden sehen", antwortete Bonaparte. — Caprara nahm dieses für ein festes Versprechen. Da kam die Nachricht dazwischen, dass der erste Consul in Lyon den Italienern die drei Legationen versprochen hatte; dies betrübte Caprara tief in seinen Hoffnungen auf den neuen Karl den Großen. Aber nach einer abermaligen Zusammenkunft mit Bonaparte schreibt er doch: „Er hat die besten Absichten, aber er will sie, ohne Zweifel aus Politik, nicht durchblicken lassen." Als Bonaparte dem Papste Pesaro schenkte und bald darauf bemerkte, er wolle Talleyrand.

[1]) Haussonville, l. c. I, p. 178.

ihm auch Ancona überlassen, sagte der Legat: „Diese beiden Städte helfen unsern gedrückten Finanzen nicht auf.“ — Da erklärte Bonaparte, er wolle dem Papste von Zeit zu Zeit eine Million Francs schenken. — Caprara fuhr fort über die Noth zu klagen — da sagte ihm Bonaparte noch einmal, er wolle dem Heiligen Vater heimlich Geld schicken. — „Geben Sie uns die Legationen!“ erwiderte Caprara. — Lächelnd gab Bonaparte die Antwort: „Die Welt ist nicht an einem Tag geschaffen worden, noch Sanct Peter an einem Tag gebaut“ — und schloss mit der huldvollsten Miene: „Der Papst soll nur Vertrauen zu mir haben.“ [1])

Auch Constitutionelle.

Hinsichtlich der constitutionellen Bischöfe wurden Caprara derart Hoffnungen gemacht, dass er am 27. Februar 1802 nach Rom schrieb: „Alles, was ich höre, lässt mich hoffen, dass in kurzem das Concordat veröffentlicht wird, dass dabei, Gott sei Dank, kein einziger Eindringling sein wird, und wenn diese Hoffnung sich verwirklicht, so werde ich mich dann vollkommen zufrieden erklären, und werde erreicht haben, was ich mit der größten Angst wünschte.“ — Aber diese Hoffnung sank sehr, als Bonaparte zu Portalis sagte: „Ich sage nicht, ich will Constitutionelle ernennen, und verspreche auch nicht, dass ich keine ernenne, aber ich will, dass der Legat entschieden sich darüber ausspreche, ob der erste Consul im Princip Constitutionelle ernennen kann oder nicht.“ Auf die bestimmte Frage von Portalis und Bernier hierüber, antwortete Caprara: „Um dem Schisma ein Ende zu machen, welches die französische Nation so tief schädigte, und unter dem größten Schmerz hat der Papst nicht gemeint, dem ersten Consul das Recht abzusprechen, einige Eidleister zu ernennen; mir aber, in meiner Eigenschaft als Legaten, geziemt die Sorge und die Freiheit, sie mit der Kirche wieder zu vereinigen nach den vorgeschriebenen Regeln, und wenn Eidleister ernannt würden, so behalte ich mir das Recht vor, all die Bemerkungen und Vorstellungen zu machen, die ich für nöthig halte.“ — Mit dieser zaghaften Antwort hatte Caprara sich schon in die Gewalt Bonapartes gegeben. [2])

Friede zu Amiens

Indes war 25. März 1802 der Friede von Amiens unterzeichnet worden und hatte Bonaparte den Gedanken gefasst, ihn durch ein Tedeum zugleich mit dem Concordat zu feiern, als den Abschluss des religiösen Friedens und des Weltfriedens: die Feier des einen Friedens mit dem andern würde den Gegnern der katholischen Kirche Schweigen gebieten. Wie er alles, was er wollte, stark und schnell haben wollte, so gedachte er auch über die Bedenklichkeiten Capraras hinsichtlich der constitutionellen Bischöfe rasch hinauszukommen — wenn nicht mit Gewalt, doch mit List.

Eben theilte Caprara, es war am 27. März, seinem Hofe mit, dass er nach altem Brauche am Palmsonntag seinen feierlichen Einzug in Notre-Dame halten, am 1. April die Behörden empfangen, am 5. April in öffentlicher Audienz als Legat dem ersten Consul vorgestellt werde und dann den Erzbischof von Paris weihen sollte, als Portalis und Bernier im Namen des ersten Consuls zu ihm kamen und ihm bedeuteten, dass beim Tedeum auch constitutionelle Geistliche anwesend sein würden. Caprara antwortete erschrocken, das sei gegen die Religion. — Portalis entgegnete: der erste Consul wolle es, und ihm

[1]) „Le pape doit avoir confiance en moi.“
[2]) Haussonville, l. c. I, p. 181.

entgegenhandeln, hieße den gewaltigen Mann reizen und den ganzen Frieden wieder in Frage stellen. „Sie kennen ihn nicht; er will, daſs morgen viele Geistliche in der Kirche seien, damit die Feier glänzend werde; Sie sind für alles Unglück verantwortlich, wenn Sie wegen einer solchen Kleinigkeit ihm nicht zuwillen sind.“ — „Ich will den Frieden,“ antwortete der Legat, „und der Heilige Vater hat mich des Friedens wegen eigens hieher gesandt; aber man darf nichts von mir verlangen, was gegen mein Gewissen und gegen meine Pflicht ist.“ — „Ich wuſste das zum voraus,“ sagte der Abbé Bernier, „daſs Sie so sagen werden, und habe darum für Sie eine Antwort an den ersten Consul schriftlich mitgebracht.“ — Dieses Schreiben enthielt aber nicht das, was der Cardinal wollte, sondern die fünf Vorschläge von Portalis — und Caprara war zu vertrauensvoll und zu sehr ermüdet; er las das Papier nicht genau durch und unterschrieb mit den Worten: „Da Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daſs dies Papier nichts enthalte, was gegen meine Grundsätze ist, so unterzeichne ich es, damit Sie es als meine Antwort dem ersten Consul überbringen.“ — So hatte Bonaparte eine Schrift in der Hand, worin der Legat zugestand, daſs die constitutionellen Geistlichen geeignet wären zur bischöflichen Würde!

Abbé Bernier betrügt.

Drei Tage darauf, als der Legat in den Tuilerien seine Glückwünsche zum Weltfrieden darbrachte, erinnerte Caprara beweglich an die Versprechen, die man Consalvi gemacht, an das Ärgernis, das die Zulassung der Constitutionellen gäbe. Da brach Bonaparte kurz ab: „Hinfüro ist jede Rede davon unnütz; mein Plan steht fest, entweder dies oder gar nichts. Zehn Constitutionelle sind dabei, acht als Bischöfe, zwei als Erzbischöfe!“ — Vergebens war alles Bitten und Jammern des Legaten. Dazu kam Portalis, der alle Gründe Capraras scharf angriff. — Bonaparte schloſs mit den Worten: „Entweder so, oder gar nichts. Der Papst hat es versprochen und wird sein Wort halten, wenn er will, daſs das Concordat verkündet werde.“ — Vergebens bat Caprara, wenn man durchaus Constitutionelle zu Bischöfen haben wolle, so möge man doch nicht so viele nehmen, und äußerte wie eine Drohung: „Gut, wenn man mir in gar nichts nachgeben will, so werde ich mich streng an die Regeln bei der canonischen Einsetzung halten.“ — Bonaparte sagte kurzweg zu Portalis: „Sie haben gehört was der Legat gesagt hat, und werden darauf antworten!“ — Sofort hielt Portalis diesem eine Vorlesung, in welcher er alle Grundsätze in seiner gewandten Weise auseinandersetzte, die nachher als Organische Artikel so viele Mißstimmung in Rom erregten. Wie vernichtet kam Caprara in seine Wohnung zurück, von wo er an Consalvi schrieb: „Ich habe gebeten, ich habe geweint, ich habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, aber sie blieben taub für meine Stimme.“ [1])

Bonaparte befiehlt.

Die Überraschungen und Enttäuschungen waren aber noch nicht zu Ende. Am 5. April war die feierliche Vorstellung des Legaten beim ersten Consul. Früher hatte man ihm versprochen, man werde absehen vom Eid, den früher die Legaten dem König schwören musten. Jetzt brachte ihm unerwartet Portalis eine Formel in lateinischer Sprache, die er dem ersten Consul vorlesen sollte. Sie war voll des Lobes auf Bonaparte, der kurz und herrisch die Pflichten eines Legaten auseinandersetzte, welcher im Evangelium

Feierliche Vorstellung.

[1]) Haussonville, l. c. I, p. 186—194.

die Regeln seines Verhaltens suchen solle; übrigens werde das Concordat ein Triumph für die christliche Religion sein und der Papst dafür die Glückwünsche der aufgeklärten Denker und der wahren Menschenfreunde ernten.

Diese letzten Worte sollten die Ungläubigen, die Theophilanthropen, die Gallicaner, die Jansenisten in ihrem Groll über Bonapartes Unterhandlungen mit Rom beschwichtigen. Merkwürdig ist auch, dass der „Moniteur“ einen Eid in seinem Bericht mittheilte, den der Legat gar nicht geschworen hat. Caprara verlangte Berichtigung; man sagte ihm aber, das sei eine unbedeutende Sache, man habe aus den Acten des Parlamentes eine alte Formel abdrucken lassen. Also immer Überrumpelung, Überlistung, Lüge!

Unechter Eid.

Palmsonntag 1802.

Am Palmsonntag setzte dann der Legat in der Kirche zu Notre-Dame, die jetzt wieder dem katholischen Cult zurückgegeben wurde, vier Bischöfe ein: Belloy, als Erzbischof von Paris, Cambacérès, den Bruder des zweiten Consuls, als Erzbischof von Rouen, dann Bernier, als Bischof von Orleans, und Pancemont, als Bischof von Vannes. Am nächsten Tage stand in der Zeitung die Ernennung von zwanzig neuen Bischöfen und darunter zehn constitutionellen. Caprara schreibt in seiner Bestürzung nach Rom: „Meine Einwände, meine Bitten, meine Thränen waren umsonst. Der erste Consul beharrt auf seinem Entschluss; er glaubt, das Staatswohl verlange es — und der Legat müsse ihnen die canonische Einsetzung ertheilen.“ Und Caprara weihte sie zuletzt unter dem Druck der Umstände, rein aus Angst, das Schisma in Frankreich durch seinen Widerspruch zu verewigen. Doch verlangte er, diese Constitutionellen sollten sich zuvor vor ihm dem Römischen Stuhl unterwerfen.

Die zehn Constitutionellen.

Am Gründonnerstag, morgens zehn Uhr, kamen die zehn Constitutionellen zu Caprara. Er zeigte ihnen das Schreiben an den Papst, welches sie unterzeichnen sollten; sie verweigerten jedoch einmüthig ihre Unterschrift, erklärten sich aber bereit, ein anderes Schreiben zu unterzeichnen, welches sie mit Portalis vereinbart hätten. Da dieses aber dem Cardinal nicht genügte, so giengen sie einfach fort. Abends kamen Bernier und Portalis zu Caprara, um ihn dazwischenzunehmen. Ihr Mittel war dieselbe Drohung wie bisher: das Concordat werde nicht verkündet werden, wenn er nicht nachgebe; das wäre ein- für allemal der Wille des ersten Consuls! Es hieße nur die Eitelkeit, den Hochmuth und die Anmaßung des römischen Hofes unterstützen, wenn diese Zehn das Unterwerfungsschreiben des Cardinals an den Papst unterzeichneten.

Unterwerfungsschreiben.

Diesmal ließ sich Caprara nicht einschüchtern, schrieb aber an Consalvi, es seien Worte vorgekommen, die er in seinem Bericht nicht zu wiederholen wage. Wir begreifen, dass der Cardinal vor Angst in der Nacht nicht schlafen konnte. „Eminenz,“ sagte Bernier, „von Ihnen hängt es jetzt ab, ob Frankreich in der Ketzerei und Gottlosigkeit bleibt oder wieder katholisch wird. Die Zehn sind von der Regierung unterstützt, die Vorbereitungen zum großen Fest am Ostersonntag sind aufgeschoben. Wenn Sie nicht nachgeben, ist alles verloren, beharrt Frankreich und Italien, ja wohl ganz Europa im Unglauben, was doch der Papst selbst nicht wollen kann. Begnügen Sie sich also mit dem Schreiben, das die Zehn unterzeichnen wollen.“ Der Cardinal war wie betäubt. Er ließ seine Theologen kommen und berieth sich vor Bernier mit ihnen. Die Ansichten waren getheilt. Endlich beschloss man, der Cardinal solle nachgeben, man könne ja in die Zeitungen setzen, die Constitutionellen hätten sich in das Nothwendige gefügt und sich mit dem Oberhaupt der Kirche wieder vereinigt. Bernier und Pance-

mont könnten sie ja bearbeiten und ihnen vorstellen, dass sie im Schisma gewesen seien, und in ihre Hände könnten diese ja den Irrthum abschwören. Der Legat gab nach, schrieb aber nach Rom: „Ich will das Unglück der Völker sich nicht erneuern sehen, und begnüge mich lieber mit dem Schreiben der Zehn.“ — Bernier und Pancemont meldeten ihm bald darauf, sie hätten das Nöthige mit den Zehn verhandelt und diese hätten unter Thränen ihren Irrthum vor ihnen abgeschworen.

Die Zehn.

Caprara glaubte es — und so kam der Ostertag. Haben Bernier und Pancemont ihn nicht getäuscht? — Ganz gewiss; denn wenige Tage nach Ostern ließen diese Zehn Erklärungen drucken, worin sie jene Zeugnisse, welche Bernier und Pancemont unter Berufung auf ihren Eid abgelegt hatten, feierlichst Lüge straften.[1]) „Diese Eindringlinge erklärten, weit entfernt die ihnen vorgehaltene Unterwürfigkeitsformel unter die Aussprüche des Heiligen Stuhles unterzeichnet und angenommen zu haben, dieselbe vielmehr zu Boden geworfen und mit Füßen getreten zu haben, und schlossen mit dem Beisatz, jede Art von Widerruf auf das entschiedenste zurückweisen zu müssen. Die übrigen, aber bei weitem die geringere Anzahl der Constitutionellen, bewiesen durch ihren Lebenswandel und durch ihre untadelhaften Handlungen ihre aufrichtige Bekehrung. Der Kummer des Papstes war unaussprechlich groß, als er hörte, dass die Regierung, nicht zufrieden damit, derartige Veröffentlichungen zu dulden — taub und unthätig bei seinen wiederholten energischen Beschwerden deshalb blieb — und sein Kummer vermehrte sich noch, als er erfahren musste, dass seine Bemühungen bei den Widerspenstigen selbst, gegen welche einzuschreiten ihn die Regierung verhinderte, vergeblich blieben. Dieser Schmerz lässt sich leichter denken als beschreiben.“[2])

Lohn des Betrugs.

Also Bernier und Pancemont, die eben zu Bischöfen vom Cardinal eingesetzt waren, erwiesen sich als Betrüger, ließen sich jedoch nicht bloß als Werkzeuge des starken Willens Bonapartes gebrauchen, sondern machten auch einen schmutzigen Gewinn dabei. Es sind noch zwei Urkunden vorhanden,[3]) wonach aus den geheimen Fonds Bernier 30.000 Francs, Pancemont 50.000 Francs angewiesen wurden.[4]) — Wie sinkt bei solchem Benehmen der Ruhm Berniers zusammen!

In einem schönen Aufruf kündigte Bonaparte den Abschluss der Verhandlungen mit dem Römischen Stuhle an. „Franzosen,“ heißt es hier, „in der durch die Liebe zum Vaterland erregten Revolution sind religiöse Zwistigkeiten unter Euch entstanden, welche die Geißel Eurer Familien, die Nahrung der Parteien und die Hoffnung Eurer Feinde wurden. Eine unsinnige Politik suchte sie unter den Trümmern der Altäre, unter dem Ruin der Religion selber zu ersticken. Auf ihren Ruf hörten die frommen Feierlichkeiten auf, in welchen die Bürger einander Brüder nannten, und unter der Hand Gottes, die alles geschaffen hat, alle sich gleich fühlten. Mit seinem Schmerze allein gelassen, vernahm der Sterbende nicht mehr die tröstende Stimme, welche die Christen zu einem besseren Leben beruft, und Gott selbst schien verbannt aus der Schöpfung. Aber die öffentliche

[1]) Consalvi, l. c. S. 151.
[2]) Ibid. p. 355.
[3]) Correspondance de Napoléon I, vol. VII, p. 269; VIII, 99.
[4]) Haussonville, l. c. I, p. 205.

Meinung, das Gefühl für die Unabhängigkeit der Ansichten erhoben sich dagegen. Und durch die Feinde von außen verleitet, brachte der Eifer für sie die Verwüstung in unsere Landschaften. Die Franzosen vergaßen, daſs sie Franzosen seien, und wurden die Werkzeuge fremden Hasses. Auf der andern Seite vereinigte sich alles, um die Gesellschaft zu verwirren, nämlich die entfesselte Leidenschaft, die Moral, die keine Stütze mehr hatte, und das Unglück ohne Hoffnung einer besseren Zukunft. Und um dem Wirrwarr ein Ende zu machen, muſste man die Religion wieder herstellen, und das war nur möglich durch Maßregeln, die von der Religion selber eingegeben sind. Man muſste sich an den höchsten Bischof wenden, wie es das Beispiel der Jahrhunderte lehrt und die Vernunft empfiehlt, um die Ansichten auszugleichen und die Herzen zu versöhnen. Der oberste Bischof hat nun in seiner Weisheit und zum Vortheil der Kirche die Vorschläge erwogen, welche der Nutzen des Staates gebot. Seine Stimme wurde von dem Hirten vernommen; er hat das gebilligt, was die Regierung empfahl, und der gesetzgebende Körper hat daraus ein Gebot des Staates gemacht. So verschwinden denn jetzt die Grundlagen der Zwietracht und erbleichen die Zweifel, welche die Gewissen ängstigten, und alle Hindernisse der Rückkehr des innern Friedens. — Ihr Diener einer Religion des Friedens! möge die tiefste Vergessenheit Eueren Zwist, Euer Unglück und Eure Fehler bedecken! Möge diese Religion, welche Euch vereinigt, Euch alle durch dieselben Bande, durch unauflösliche Bande an das Wohl des Vaterlandes binden. Entfaltet für das Vaterland alles, was Euch an Kraft, an Macht über die Geister Euer Amt verleiht. Eure Predigten, Euer Verhalten mögen die jungen Bürger zur Liebe unserer Verfassung hinführen, zur Achtung und Anhänglichkeit an die schützenden Behörden, welche eingeführt wurden, um sie zu leiten. Mögen sie von Euch lernen, daſs der Gott des Friedens auch der Gott der Heerscharen ist, und daſs er jenen hilft, welche die Unabhängigkeit und Freiheit Frankreichs vertheidigen. Ihr Bürger, die ihr Euch zum Protestantismus bekennt, auch auf Euch hat sich die Sorgfalt des Gesetzes erstreckt. Möge jene Sittenlehre, die allen Christen gemeinsam ist, jene so heilige, so reine, so brüderliche Sittenlehre alle in derselben Liebe zum Vaterland, in derselben Achtung seiner Gesetze, in derselben Stimmung für alle Mitglieder der großen Familie vereinigen, und mögen niemals Lehrstreitigkeiten jene Bruderliebe, welche die Religion einflößt und gebietet, entstellen. Franzosen, seien wir einig für das Glück des Vaterlandes, für die Ehre der Menschheit! Möge diese Religion, die Europa civilisiert hat, wiederum das Band sein, welches alle Bewohner nahebringt, und mögen die Tugenden, welche sie fordert, immer mit dem Licht, welches uns aufklärt, vereint sein.“ [1]) —

Osterfeier 1802. — Chateaubriands Geist des Christenthums.

Endlich fand am 18. April 1802 die feierliche Versöhnung Frankreichs mit der Kirche statt. Es sollte ein wahres Nationalfest gefeiert werden. Während in der Frühe der erste Consul mit den fremden Gesandten die Friedensurkunde austauschte, durchzogen unter Begleitung von Reitern und

[1]) Der Aufruf ist wieder abgedruckt in dem VII. Band der Correspondance de Napoléon I, p. 558–559.

Friedensrichtern unter Drommetenſchmettern Herolde die Stadt und riefen die Artikel des Concordates aus.[1]) Um eilf Uhr zog der Cardinal, dem ein Kreuz vorangetragen wurde und dem die ernannten Biſchöfe folgten, in Notre-Dame ein. Belloy, Erzbiſchof von Paris, zog durch ſeine weißen Haare — er war nahezu hundert Jahre alt — und ſeine Würde insbeſondere die Aufmerkſamkeit auf ſich. Die großen Würdenträger der Republik erſchienen alle. Bonaparte kam an der Spitze ſeiner Generale. Die Frauen fuhren im höchſten Schmuck zur Kirche, in welcher Boisgelin, Erzbiſchof von Tours, die Feſtrede hielt, und vom Berufe ſprach, den die Vorſehung dem erſten Conſul gab; er erinnerte dabei an Pipin und Karl den Großen, die einſt in wirrer, ſchwerer Zeit mit der Kirche zur Förderung der Civiliſation ſich verbunden hätten. 18. April 1802.

Die Feier war glänzend — nur die Generale zeigten Abneigung gegen das Feſt. Bonaparte hatte ihnen befohlen, ihn zu begleiten. Der Kriegsminiſter Berthier lud die Generale zu einem Frühſtück ein — nun kamen ſie und giengen zur Kirche; einige benahmen ſich ſehr frech und roh

[1]) Convention entre le Gouvernement français et Sa Sainteté Pie VII. Le gouvernement de la République reconnaît que la Religion catholique, apostolique et romaine est la religion de la grande majorité des citoyens français. — Sa Sainteté reconnaît également que cette même religion a retiré et attend encore en ce moment le plus grand bien et le plus grand éclat de l'établissement du culte catholique en France et de la profession particulière qu'en font les consuls de la République. — En conséquence, d'après cette reconnaissance mutuelle, tant pour le bien de la religion que pour le maintien de la tranquillité intérieure, ils sont convenus de ce qui suit: — I. La Religion catholique, apostolique et romaine sera librement exercée en France. Son culte sera public, en se conformant aux réglements de police que le gouvernement jugera nécessaires pour la tranquillité publique. — II. Il sera fait par le Saint-Siége, de concert avec le gouvernement, une nouvelle circonscription des diocèses français. — III. Sa Sainteté déclarera aux titulaires des évêchés français qu'elle attend d'eux, avec une ferme confiance, pour le bien de la paix et de l'unité, toute espèce de sacrifices, même celui de leurs siéges. D'après cette exhortation s'ils se refusaient à ce sacrifice commandé par le bien de l'Église (refus néanmoins auquel sa Sainteté ne s'attend pas), il sera pourvu, par de nouveaux titulaires, au gouvernement des évêchés de la circonscription nouvelle, de la manière suivante: — IV. Le premier Consul de la République nommera, dans les trois mois qui suivront la publication de la bulle de Sa Sainteté, aux archévêchés et évêchés de la circonscription nouvelle. Sa Sainteté conférera l'institution canonique suivant les formes établies, par rapport à la France, avant le changement de gouvernement. — V. Les nominations aux évêchés qui vaqueront dans la suite seront également faites par le premier Consul; et l'institution canonique sera donnée par le Saint-Siége, en conformité de l'article précédent. — VI. Les évêques, avant d'entrer en fonctions, prêteront directement, entre les mains du premier Consul, le serment de fidélité qui était en usage avant le changement de gouvernement, exprimé dans les termes suivants: „Je jure et promets à Dieu, sur les saints évangiles, de garder obéissance et fidélité au gouvernement établi par la Constitution de la République française. Je promets aussi de n'avoir aucune intelligence, de n'assister à aucun conseil, de n'entretenir aucune ligue, soit au-dedans, soit au-dehors, qui soit contraire à la tranquillité publique; et si, dans mon diocèse ou ailleurs, j'apprends qu'il se trame quelque chose au préjudice de l'état, je le ferai savoir au gouvernement.“ — VII. Les ecclésiastiques du second ordre

während der Feier; Bonaparte zeigte sich ernst und streng, er sprach nachher mehreren seine Unzufriedenheit aus, namentlich Augereau und Delmas.

Die historische Religion.

So war denn der alte Gottesdienst wiederhergestellt, die Menge strömte in die Kirchen. Ein Zeitgenosse sagt:[1]) „Man hatte damals ein Bedürfnis des Glaubens und jene Begierde nach kirchlichem Trost, welche unmittelbar aus der jahrelangen Entbehrung dieser Tröstung entsprang. Wie viel übernatürliche Kraft war zu erflehen für so viele erlittene Drangsale, wie viele zerrissene Familien hatten bei dem Vater der Menschen die Kinder aufzusuchen, welche sie verloren! Wie viele gebrochene Herzen, wie viele verwaiste Seelen blickten nach der göttlichen Hand, um sich zu heilen! Man drängte sich nach dem Hause Gottes, wie man hineilt nach dem Hause des Arztes zur Zeit der Ansteckung; die Opfer unserer Stürme flüchteten zu dem Altare, sowie die Schiffbrüchigen an den Felsen sich klammern, auf welchem sie ihre Rettung suchen." Es war eben die historische Religion, die ihre Macht über die Herzen wieder geltend machte; wie ganz anders ergriff sie die Menschen, als der Cultus der Theophilanthropen und ihr Glaube „an den erhabenen Geometer

---

prêteront le même serment entre les mais des autorités civiles désignées par le gouvernement. — VIII. La formule de prière suivante sera récitée à la fin de l'office divin, dans toutes les églises catholiques de France: „Domine, salvam fac Rempublicam, Domine, salvos fac Consules." — IX. Les évêques feront une nouvelle circonscription des paroisses de leur diocèse, qui n'aura d'effet que d'après le consentement du gouvernement. — X. Les évêques nommeront aux cures. Leur choix ne pourra tomber que sur des personnes agréées par le gouvernement. — XI. Les évêques pourront avoir un chapitre dans leur cathédrale, et un séminaire pour leur diocèse, sans que le gouvernement s'oblige à les doter. — XII. Toutes les églises métropolitaines, cathédrales, paroissiales et autres non aliénées, nécessaires au culte, seront mises à la disposition des évêques. — XIII. Sa Sainteté, pour le bien de la paix et l'heureux rétablissement de la religion catholique, déclare que ni elle ni ses successeurs ne troubleront en aucune manière les acquéreurs des biens ecclésiastiques aliénés, et qu'en conséquence, la propriété de ces mêmes biens, les droits et revenus y attachés, demeureront incommutables entre leurs mains ou celles de leurs ayans-cause. — XIV. Le gouvernement assurera un traitement convenable aux évêques et aux curés dont les diocèses et les cures seront compris dans la circonscription nouvelle. — XV. Le gourvenement prendra également des mesures pour que les catholiques français puissent, s'ils le veulent, faire en faveur des églises des fondations. — XVI. Sa Sainteté reconnaît dans le premier Consul de la République française les mêmes droits et prérogatives dont jouissait près d'elle l'ancien gouvernement. — XVII. Il est convenu, entre les parties contractantes, que, dans le cas où quelqu'un des successeurs du premier Consul actuel ne sera pas catholique, les droits et prérogatives mentionnés dans l'article ci-dessus, et la nomination aux évêchés, seront réglés, par rapport à lui, par une nouvelle convention. Les ratifications seront échangées à Paris dans l'espace de quarante jours. — Fait à Paris, le 26 messidor de l'an IX de la République française. — Joseph Bonaparte. (L. S.) — Hercules, cardinalis Consalvi. (L. S.) — Crétet. (L. S.) — J. Spina, archiép. Corinthi. (L. S.) — Bernier. (L. S.) — F. Carolus Caselli. (L. S.) — Abgedruckt in der Histoire parlem. von Buchez et Roux, XXXVIII, p. 465—470. Paris 1828. Auch bei Artaud, Histoire du pape Pie VII, Paris 1826, I. p. 149—153. — Artaud bemerkt, dass es Religion apostolique romaine heißen müsse, statt apostolique et romaine.

[1]) Chateaubriand in dem Vorwort zum ersten Band des „Génie du christianisme".

der großen Fabrik des Universums“ und an die Unsterblichkeit der Seele, mit ihren Naturfesten mit Blumen als Dankopfer auf dem Altar und ihren sentimentalen und abgeschmackten Ceremonien bei Aufnahme neuer Mitglieder, bei Preisvertheilungen, und ihren mageren Inschriften an den Wänden der Versammlungslocale, wie: „Väter und Mütter! unterrichtet Euere Kinder!“ — „Gatten, macht einander glücklich!“ Lareveillère-Lépeaux hatte seinem Freunde geklagt, wie er seiner Kirche wieder aufhelfen könne, und dieser ihm die bittere Antwort gegeben: „Lassen Sie sich kreuzigen und stehen Sie dann am dritten Tage wieder von den Todten auf!“ Der Unterschied der halben und der ganzen Religion, des gefärbten Wassers und des stärkenden Weines, war in dieser Antwort kernig ausgedrückt. Die Nation sehnte sich im großen Ganzen wieder nach der historischen Religion, und Bonaparte handelte weise, indem er ihren Wünschen entgegenkam. Diesmal war es ein siegreicher General, nicht mehr ein Bischof, wie Remigius, der den Sigambern zurief: „Beuget euer stolzes Haupt, und betet an, was ihr bisher verworfen, und verwerfet, was ihr bisher angebetet habt!“

Chateaubriand.

Ein Schriftsteller hat damals mit einem apologetischen Werke, das rasch Beifall gewonnen, Bonapartes Streben unterstützt, Chateaubriand. Am Tage, an dem das Concordat als Staatsgesetz erschien, veröffentlichte der „Moniteur“ auch eine lobende Anzeige von Chateaubriands „Génie du christianisme“, welcher der Stimmung der Franzosen jener Zeit so zusagte. Hatte man bisher in Frankreich behauptet, das Christenthum sei eine Religion, entsprungen im Schoße der Barbarei, abgeschmackt in ihren Glaubenssätzen, lächerlich in ihren heiligen Gebräuchen, feindlich gegen Kunst und Wissenschaft, gegen Vernunft und Schönheit, eine Religion, welche nichts bewirke als Blutvergießen, Knechtschaft, Hemmung des Glückes und des Selbstgefühles im Menschen, so nahm sich jetzt Chateaubriand vor, zu beweisen, dass von allen Religionen, die jemals bestanden, die christliche am meisten poetisch, am meisten menschlich, am meisten günstig für Freiheit, Kunst und Wissenschaft sei, dass die Neuzeit dieser Religion alles verdanke, von dem Ackerbau an bis zu den tiefsinnigsten Forschungen, von den Hilfsanstalten für die Unglücklichen bis zu den Tempeln, welche Michelangelo erbaute und Raffael ausschmückte.

Geist des Christenthums.

Mit allem Reichthum einer ausgebreiteten Belesenheit, mit der Feinheit eines vielgereisten Weltmannes und mit der glänzenden Sprache eines Dichters, den viele Franzosen unter die ersten ihrer Schriftsteller einreihen, während ihn andere nur in den zweiten Rang einsetzen wollen, strebte der feurige Bretone darzuthun, dass es nichts Göttlicheres gebe, als die Sittenlehre dieser Religion, nichts Liebenswürdigeres und Großartigeres, als ihre Glaubenssätze, ihre Lehren und ihr Gottesdienst; dass sie das Genie begünstiget, den Geschmack gereinigt, die tugendhaften Neigungen entwickelt, den

Wert.

Gedanken Kraft verliehen, dem Schriftsteller edle Gestalten und dem Künstler reine Bilder vor die Seele geführt habe; dass es keine Schande sei, zu glauben mit Newton und Bossuet, mit Pascal und Racine. Als Gelehrter sprach er mit den Gelehrten, als Dichter zu den Dichtern; er versuchte alle Weisen, um an das Herz der Ungläubigen zu pochen. Der Versuch war neu und glänzend, der Erfolg außerordentlich.

Jugend. Geboren 1768 auf dem Schlosse Cambourg, der Sohn einer altadeligen Familie, rauh erzogen und früh zum Seedienst bestimmt, in der Garnison der Liebling seiner Kameraden, kam Chateaubriand 1786 nach Paris, wurde hier bald Philosoph und Freidenker und kam mit Mirabeau in Berührung. Die Stürme der Revolution entfremdeten ihn der Bewegung; als Malesherbes ihm erklärte, er selbst wolle im Vaterlande sterben, die Jugend aber solle sich den kommenden Greueln entziehen, floh er nach Amerika.[1]) Dort sah er Washington und besuchte er die Urwälder; dann trug er mit den Emigranten die Waffen gegen sein Vaterland, war aber auch von ihrem Gebaren angeekelt und zog sich nach London zurück, wo er eifrigen Studien sich hingab. Als ihm die letzte Botschaft seiner in Noth und Elend sterbenden Mutter zukam, die ihn an die Religion seiner Väter erinnerte, ward er in tiefster Seele erschüttert: „Ich wurde Christ", sagt er, „ich weinte und glaubte, meine Überzeugung nahm vom Herzen ihren Ausgang." Unter dem Consulat kehrte er nach Frankreich zurück, und eröffnete seine Laufbahn als Schriftsteller mit einer Kritik der Werke der Frau von Staël, dann stieg er rasch zum Gipfel des Ruhmes durch „Atala" und „René"; beide enthalten Stellen, die zum Schönsten gehören, was die französische Literatur aufzuweisen hat.

Bekehrung durch schwere Schicksale. Schwere Schicksale hatten den Dichter tief erschüttert. Der Bruder und die Schwägerin waren mit andern Vornehmen in einem Schub unter die Guillotine gesandt worden. Die Mutter schmachtete lange im Gefängnis, das sie krank verließ. Am 1. Juli 1798 schrieb ihm die Schwester: „Wir haben die vortrefflichste Mutter verloren; wenn Du wüsstest, wie viel Thränen Deine Irrthümer unserer ehrwürdigen Mutter gekostet haben und wie beklagenswert sie einem jeden erscheinen, der zu denken vermag und der nicht nur ein frommes Gemüth, sondern auch einen klaren Verstand besitzt, so würde es vielleicht beitragen, Dir die Augen zu öffnen und Dich veranlassen, auf das Schreiben zu verzichten." — Der Gedanke, die alten Tage seiner Mutter betrübt zu haben, brachte Chateaubriand fast in Verzweiflung. Er warf mehrere Exemplare seines „Versuches über die Revolution"[2]) ins Feuer. Leider konnte er dadurch nicht mehr das ganze Werk vernichten, das schon verbreitet war. Nun kam er zum Entschluss, sein erstes Buch durch ein religiöses Werk zu sühnen. Bald darauf erfuhr er den Tod seiner Schwester, und nun schienen zwei Stimmen aus dem Grabe ihm zuzurufen, er solle sich an die Religion erinnern, in der er erzogen war.

„Meine Überzeugung", schreibt Chateaubriand, „ist aus dem Herzen gekommen, ich habe geweint und habe geglaubt." So entstand der Gedanke zu seinem „Geist des Christenthums". — „Ich gieng sogleich ans Werk und arbeitete mit dem Eifer eines Sohnes, der seiner Mutter ein Denkmal errichten will." Der Stoff lag aus seinen frühern Studien und Auszügen vorbereitet da: „Ich

[1]) Vgl. Bd. XIV dieses Werkes, S. 307; Bd. XV, S. 627; Bd. XVI, S. 307.
[2]) Essai sur la Révolution.

kannte die Werke der Kirchenväter beſſer, als man ſie in unſern Tagen kennt; ich hatte ſie ſtudiert, ſogar um ſie zu bekämpfen, und während ich dieſen Weg in böſer Abſicht eingeſchlagen hatte, war ich, anſtatt als Sieger, als Beſiegter daraus hervorgegangen." Das Werk wurde 1799 zu London begonnen und 1802 zu Paris vollendet. Eine Art Fieber verzehrte ihn während der Arbeit. „Ich verbrachte meine Tage und Nächte mit Leſen und Schreiben, nahm bei einem gelehrten Prieſter hebräiſchen Unterricht, benutzte die Bibliotheken und den Umgang mit Gelehrten, durchſtreifte mit meinen ewigen Träumereien die Felder." — Freunde, denen er ſein Manuſcript vorlas, ſprachen ſich meiſt lobend darüber aus, nur waren ſie über die neue Art des Stiles befremdet. Das Werk erregte das größte Aufſehen und fand glänzenden Beifall, aber auch heftigen Widerſpruch: „Es war ein ernſtes Werk, an dem ich nicht mehr die Grundſätze der vormaligen Literatur und Philoſophie durch einen Roman bekämpfte, ſondern in dem ich ſie mit Gründen und Thatſachen angriff. Die Anhänger Voltaires ſchrien auf — und liefen zu den Waffen." Studien.

1801 war Chateaubriand nach Paris zurückgekehrt. Sein Brief an Frau von Staël in der Zeitſchrift ſeines Freundes Fontanes erregte Aufſehen, noch mehr aber „Atala", eine Epiſode aus dem „Geiſte des Chriſtenthums". Die Eigenthümlichkeit des Werkes vermehrte die Überraſchung der Leſer; es war die Leiſtung einer ganz neuen Art; man wußte nicht, ſollte man ſie eine Mißgeburt oder eine Schönheit nennen, „Atala" wurde ſchnell populär. Die Geſtalten daraus wurden in Bildern in Wirtshäuſern angeſchlagen und in Wachsfiguren-Cabinetten gezeigt. Man fiel über das Buch, das für ein Wunder galt, mit Heißhunger her. Der Verfaſſer wurde mit Lobesbriefen, aber auch mit Spöttereien überſchüttet. „Der Kopf wirbelte mir, der Genuß befriedigter Eitelkeit machte mich wie berauſcht. Doch meine Schüchternheit hielt mit meiner Leidenſchaft gleichen Schritt. Meine natürliche Menſchenſcheu, der Zweifel, den ich ſtets gegen mein Talent gehegt habe, machten mich mitten in meinem Triumphe demüthig. Ich floh vor meinem Ruhm, ſuchte die Einſamkeit und gieng nur abends, den Hut tief in die Augen gedrückt, in ein Eſtaminet, um Zeitungen zu leſen." — Die neue Richtung widerte viele an. Frau von Staël ſagte nach Durchleſung eines kleines Abſchnittes im „Geiſt des Chriſtenthums": „Ach, der arme Chateaubriand!" — Ein gelehrter Abbé ſagte zum Buchhändler, der ihm das Manuſcript zeigte und ihn um Rath fragte: „Wollen Sie ſich ruinieren, ſo drucken Sie es!" — Treu ſtand Chateaubriand dagegen ein Freund ſeiner Jugend, Fontanes, zur Seite, ein Dichter, der unaufhörlich an ſeinen Arbeiten feilte, ein Meiſter aus der alten Schule, der Chateaubriand zur Fortſetzung ermuthigte: „Es war ſeine Muſe, die von Staunen und Hingebung erfüllt, die meinige auf die neuen Wege leitete, die ſie eingeſchlagen hatte; er lehrte mich die Häßlichkeit der Gegenſtände durch die Art ihrer Darſtellung verdecken und den Perſonen meiner Romane, ſo weit es mir möglich war, eine claſſiſche Sprache in den Mund zu legen." In Paris. Fontanes.

Chateaubriand ſah mit Bangen einem Angriff von allen Seiten entgegen: „Wie konnte ich, ein Schriftſteller ohne Namen und ohne Lobredner, hoffen, den Einfluß Voltaires zu vernichten, welcher ſeit mehr als einem halben Jahrhundert alles beherrſchte, Voltaires, der das ungeheure, von den Encyklopädiſten vollendete und von allen berühmten Männern Europas befeſtigte Werk errichtet hatte? Wie? — Diderot, d'Alembert, Duclos, Dupuis, Helvetius, Condorcet — ſollten Männer ohne Autorität ſein? Konnte ich je eine Sache gewinnen, welche das Die Voltairianer.

mit seinen Bannstrahlen bewaffnete Rom, die mit Macht ausgerüstete Geistlichkeit, das Parlament und der König vergeblich vertheidigt hatten? War es nicht ebenso lächerlich als verwegen von einem unbekannten Manne, sich einer philosophischen Bewegung zu widersetzen, welche so unwiderstehlich war, dass sie die Revolution hervorgerufen hatte? War es nicht spasshaft, einem Zwerge zuzusehen, wie er seine Ärmchen anstrengte, den Fortschritt des Jahrhunderts zu hemmen, die Civilisation aufzuhalten und das Menschengeschlecht zum Rückzug zu zwingen?" — So sagte Guinguené spöttisch: „Das Gewäsch Chateaubriands wird bald vergessen sein."

Erfolge. Dennoch war der Erfolg ein gewaltiger. Chateaubriand hatte das Geschick gehabt, auf die ewigen Wahrheiten des Christenthums voll Begeisterung hinzudeuten und wieder Begeisterung dafür zu erwecken. Eine Sehnsucht nach den Tröstungen der Religion hatte nach den Schrecken der Revolution die Geister ergriffen. Die Kirche, die man begraben wähnte, erstand wieder mit aller Macht und erquickte die Geister. „Der Atheismus und Materialismus waren nicht mehr die Basis des Glaubens oder Unglaubens der jungen Geister; die Idee Gottes und der Unsterblichkeit der Seele erhielten ihre Herrschaft wieder — und dadurch entstand eine Umänderung in der Kette der Ideen, welche aus einander entspringen. Man war nicht mehr durch ein antireligiöses Vorurtheil an seinen Platz gebannt; man glaubte nicht mehr genöthigt zu sein, eine in philosophische Bänder gewickelte Mumie des Nichts zu bleiben; man erlaubte sich, jedes System zu prüfen, so absurd es auch war, wäre es selbst ein christliches gewesen. Außer den Gläubigen, welche auf die Stimme ihres Hirten zurückkehrten, bildeten sich durch dieses Recht der freien Prüfung andere Gläubige aus freiem Antrieb." — „Nehmet Gott zum Grundsatz der Dinge an und das Wort wird folgen, der Sohn muss nothwendig vom Vater geboren werden." Der Anstoß, den der „Geist des Christenthums" den Geistern gab, brachte das achtzehnte Jahrhundert aus dem Geleise und warf es auf immer aus seiner Bahn. Man begann von neuem, oder vielmehr nicht von neuem, die Quellen des Christenthums zu studieren, indem man wieder die Kirchenväter las; man staunte, als man so viele merkwürdige Thatsachen, so viele philosophische Kenntnis, so viele und so mannigfaltige Schönheiten des Stiles, so viele Ideen darin fand, welche in einer mehr oder weniger bemerkbaren Stufenfolge den Übergang von der alten zur neuen Gesellschaft bildeten.

Umschlag der Ideen,

des Geschmacks. Chateaubriand rühmt sich mit Stolz: „Auf mein Werk gründet sich noch jetzt der herrschende Geschmack an den Gebäuden des Mittelalters; ich bin es gewesen, der das neue Jahrhundert zur Bewunderung der alten Tempel aufgerufen hat."

Bonaparte bedurfte Gehilfen in seinem Bestreben, die Gottesverehrung wieder zur Geltung zu bringen; denn er hatte mit Männern seiner Partei sowie mit Gegnern jeder Gottesverehrung hinlänglich zu kämpfen — und es

war nöthig, durch einen genialen Schriftsteller nach außen vertheidigt zu sehen, was er damals anstrebte, nämlich — die Wiederkehr Frankreichs zur Religion. Er wünschte offenbar eine Zusammenkunft mit Chateaubriand — und Fontanes, der in den Salon von dessen geistreicher Schwester Elisa kam, brachte ihn mit ihr und mit Lucian Bonaparte in Verbindung. Elisa Bacciochi.

Chateaubriand erzählt:[1]) „Als der gesetzgebende Körper 1802 das Concordat angenommen hatte, gab Lucian, damals Minister des Innern, seinem Bruder ein Fest. Ich wurde dazu eingeladen, weil ich die christlichen Streitkräfte zusammengezogen und wieder ins Feuer geführt hatte. Sein Anblick machte einen günstigen Eindruck auf mich, denn ich hatte ihn bis jetzt nur in der Ferne gesehen. Sein Lächeln war freundlich und gewinnend, sein Auge wunderschön, besonders durch die Lage, die es unter seiner Stirne und von den Augenbrauen überwölbt, einnahm. In seinem Blicke lag noch nicht die geringste Charlatanerie, nichts Theatralisches und Affectiertes. Der ‚Génie du christianisme', der in diesem Augenblicke viel Aufsehen machte, war auch auf Bonaparte nicht ohne Wirkung geblieben. Eine außerordentliche lebhafte Phantasie beseelte diesen kalten Politiker; er würde ohne die Muse nicht gewesen sein, was er war; der Verstand vollendete die Ideen des Dichters. In allen den hochstehenden Männern einer großen Zeit haben sich immer zwei Naturen vermählt, denn sie müssen gleich fähig zur Inspiration wie zum Handeln sein; die erstere entwirft die Pläne, die letztere führt sie aus. Bonaparte. Dichter und Herrscher.

„Bonaparte bemerkte und erkannte mich, an was, weiß ich nicht. Als er auf mich zukam, wusste niemand, wen er suchte; die Reihen öffneten sich nach und nach vor ihm und jeder hoffte, der Consul werde bei ihm stehen bleiben; er schien über diesen Irrthum fast ungeduldig zu werden. Ich verbarg mich hinter meine Nachbarn, aber Bonaparte erhob plötzlich die Stimme und sagte zu mir: ‚Herr von Chateaubriand!' Bald stand ich allein, denn die Umstehenden zogen sich zurück und bildeten einen Kreis um die Sprechenden. Bonaparte knüpfte ein einfaches Gespräch mit mir an; ohne mir Schmeicheleien zu sagen, ohne müßige Fragen, ohne Einleitung sprach er sogleich von Ägypten und von den Arabern, als ob ich zu seinen Vertrauten gehörte, und als ob er eine zwischen uns schon begonnene Unterhaltung nur fortsetzte. ‚Ich war immer überrascht,' sagte er, ‚wenn ich die Scheiks mitten in der Wüste auf die Knie fallen, sich nach Osten wenden und den Sand mit ihrer Stirne berühren sah. Welchen unbekannten Gegenstand konnten sie im Osten anbeten?' Chateaubriand.

„Hier unterbrach sich Bonaparte und sprang ohne Übergang auf einen andern Gegenstand. ‚Das Christenthum! — haben die Ideologen nicht ein astronomisches System daraus machen wollen? Wenn es dies wäre, glauben Sie mich dadurch von der Geringfügigkeit des Christenthums zu überzeugen? Wenn es die Allegorie der Bewegung der Weltkörper, die Geometrie der Gestirne ist, so haben die Gottesleugner, sie mögen machen, was sie wollen, wider ihren Willen dieser Armseligkeit noch Macht genug gelassen.'

„Gleich nach diesen Worten entfernte sich Bonaparte. Wie bei Hiob ‚ist in meiner Nacht ein Geist bei mir vorübergegangen; die Haare auf meinem Haupte haben sich emporgesträubt; er blieb stehen, aber ich kenne sein Gesicht nicht und habe seine Stimme nur wie einen schwachen Hauch gehört.'" —

[1]) Chateaubriand, Denkwürdigkeiten von Jenseits des Grabes, 2. Heft, S. 34 bis 89; 3. Heft, S. 24—31.

Die constitutionellen Pfarrer.

Bonaparte. Während der Feier in Notre-Dame war Bonapartes Gesicht ernst, unbeweglich, ruhig, wie das Antlitz eines Herrschers, der weiß, daſs er einen Sieg errungen hat; beim Mahle nachher war er dagegen die Liebenswürdigkeit selbst gegen Caprara, und sagte zu ihm vertraulich: „Sehen Sie, jetzt kann Rom auf den Beinen stehen; ein Tag wie der heutige gibt Kraft; Sie sehen, mit welcher Pracht heute das Concordat in der Kirche und außer derselben verkündet worden ist. Man hätte nicht mehr thun können, um eine Religion als die herrschende zu bezeichnen; man hätte höchstens noch sie so nennen müssen.“ — Caprara. In Wahrheit herrschte jedoch nicht die Kirche, sondern Bonaparte, und Caprara mochte oft die Ahnung aufsteigen, daſs er der Getäuschte sei. Man hatte ihm gesagt, Bonaparte gedenke zu Ostern wie ein guter Katholik zu beichten und zu communicieren — daran war kein wahres Wort. Caprara wurde muthlos, denn er hatte es nach Rom gemeldet; er klagte bald in den Briefen an Consalvi, daſs Bonaparte kein Wort mehr mit ihm rede, daſs man ihn, den Legaten, ganz schwarz male, ihm die Schwierigkeit aufhalse wegen der Aussöhnung der Constitutionellen, daſs man ihm Wortbrüchigkeit vorwerfe. Doch bald überließ er sich wieder seiner Neigung, die Dinge rosig anzusehen, während Bonaparte unermüdlich thätig war, die Versöhnung zwischen den Parteien zu erzwingen. Jeder constitutionelle Bischof muſste einen Stellvertreter wählen, welcher den Civil-Eid nicht geleistet hatte; die Bischöfe, so der Kirche treu geblieben waren, muſsten einen Constitutionellen zu ihrem Vicar wählen, welcher natürlich Gleichgesinnte als Pfarrer begünstigte. Die strengen Katholiken klagten darüber und legten Verwahrung ein. Der erste Consul begünstigte sichtlich die Constitutionellen.

Eid der Pfarrer. Nun kam die Frage: sollen nicht bloß die Bischöfe, sondern auch die Pfarrer, welche den Eid geleistet hatten, sich mit Rom aussöhnen? Nach der Ansicht des Papstes war ein Eingeständnis ihres Irrthums nothwendig. Eine milde Formel der Aussöhnung wurde von Rom an die Bischöfe gesendet; viele unterschrieben sie, noch viel mehr aber weigerten sich dessen, als einer gehässigen Verfolgung, weil sie wuſsten, daſs sie eine Stütze finden würden am ersten Consul. War früher nur Spaltung zwischen den Bischöfen, so war sie jetzt zwischen den Pfarrern. Bonaparte hegte immer Sorge, daſs die streng kirchlichen Priester nicht so treu

Portalis. und anhänglich seien wie die constitutionellen. Darum sagte Portalis auf Anfragen, ein Widerruf sei nicht nöthig, der Eid auf das Concordat genüge.[1] Caprara meldete, 15. Mai 1802, nach Rom, die Feinde der Religion haben dem ersten Consul die Hände gebunden. Bald darauf sagte Bonaparte ganz herrisch in Malmaison zum Legaten: „Es ist unumgänglich, daſs man die Aussöhnung der Priester erleichtert; es genügt, wenn sie ihrem rechtmäßigen Bischof Gehorsam versprechen; wenn Rom noch mehr fordert, so ist das nur ein Zug von Hochmuth; es ängstigt damit nur die Hirten wie die Herden. Die Folge davon ist, daſs Tausende von Katholiken jetzt zum Protestantismus übertreten

Lüge. wollen.“ Letzteres war eine Lüge, um Caprara in Schrecken zu versetzen. Der Legat antwortete, er habe sich immer so versöhnlich als möglich gezeigt, müsse sich aber an die canonischen Vorschriften halten; das sei ja auch zum Vortheil der Kirche. — „Ach was,“ entgegnete Bonaparte, „Eure Priester wollen nur mit theologischen Sophistereien Zwiespalt stiften, statt zu versöhnen!“ — und dann

[1] Haussonville, l. c. I, p. 216—223.

sprach er, wieviel er gethan habe, um der Religion wieder aufzuhelfen. Caprara zeigte ihm die Aussöhnungsformel, die in den mildesten Ausdrücken abgefasst war. Unmuthig entgegnete Bonaparte: „Ihr wollt immer das nicht thun, was ich für die Religion und das französische Volk für nothwendig halte, von dem ein großer Theil in Aufregung ist. Nichts hält Sie mehr in Frankreich zurück; die Folge ihrer Sophistereien ist jetzt, dass ich noch elf Constitutionelle zu Bischöfen ernenne." Drohung.

Ganz bestürzt gieng Caprara fort, andere kamen dann zu ihm, welche die Angst des frommen Mannes verstärkten. Pancemont brachte ihm einen Brief von Portalis, welcher ruhig und bestimmt dieselben Ansichten und dieselben Drohungen auseinandersetzte. Pancemont sagte zu ihm: „Das Feuer ist wieder los, der erste Consul ist in einem Zorn, dass niemand den Muth hat, ihm etwas vorzuschlagen, was auch nur im geringsten von dem abweicht, was er sich vorgenommen hat. Alle Bischöfe würden das Opfer des Zwistes sein — und was man dabei vom Legaten sage, das wolle Portalis gar nicht wiederholen, denn er schaudere, wenn er daran denke." — Caprara entschuldigte sich mit seiner Pflicht. Pancemont.

Da kam der Minister des Äußern, Talleyrand, ganz feierlich zu ihm: „Ich komme nur, um Ihnen zu erklären, dass wir daran sind, all das wieder zu verlieren, was uns für die Wiederherstellung der Religion so viel Mühe gekostet hat. Weder der erste Consul, noch irgend ein Mitglied der Regierung, will Ihre Forderung an die constitutionellen Priester zulassen. Wenn die Bischöfe den geringsten Versuch machen, so wird das Unglück ohne Maß sein. — Das Volk ist empört darüber; es will zum Protestantismus übergehen, wo es eine Milde findet, auf die es beim Katholicismus nie hoffen kann. Alles ist in Feuer und Flammen und Rom und Eure Eminenz sind schuld am Untergange der Religion, weil sie unter so schmerzlichen Verhältnissen zu Mitteln der Versöhnung sich nicht herbeilassen wollten." Talleyrand.

Caprara entschuldigte sich: „Der Friede liegt mir am Herzen, aber ich kann ihn nicht auf Wegen verschaffen, die meine Pflicht und mein Gewissen verletzen." — „Sie wissen jetzt, woran Sie sind, was der erste Consul will und was werden muss für Frankreich und für die mit ihm verbündeten Staaten. Fassen Sie Ihren Entschluss und beschwichtigen Sie den Sturm, der sich erhebt, und bedenken Sie, dass der Untergang der Religion und der Kirche jetzt von Ihnen abhängt." — Das hieß bange machen.

Caprara dachte gar nicht daran, dass alles, was Bernier, Portalis und Pancemont ihm vorgestellt hatten, übertrieben sei, und dass man schwerlich von den Katholiken Frankreichs annehmen dürfe, dass sie so leicht zum Protestantismus übergehen würden. Capraras Angst.

Caprara war ganz verwirrt durch ihre Reden. Der in seinem Zorne schreckliche Bonaparte war nahe — und der gute Papst, dessen Gebote er verletzte, war fern; er fürchtete mehr den Zorn Bonapartes, als den des Oberhauptes der Kirche; er glaubte wirklich, dass von seiner Weigerung der Sturz der Kirche von Frankreich, ja von ganz Europa abhänge. Caprara nahm also die Formel an, die ihm Portalis gesendet hatte, nur bedang er sich aus, dass die Bischöfe nach der Aussöhnung mit den constitutionellen Priestern sie mahnen möchten, an ihr eigenes Gewissen zu denken. Bonaparte gefiel aber dieser Beisatz nicht und er ließ den Bischöfen sagen, sie hätten sich nicht daran zu halten.

Von innern Vorwürfen blieb übrigens Caprara nicht frei. Er bat in seinem Schreiben unter Thränen, wie er sagt, den Heiligen Vater, dass er ihm verzeihe und ihn lossspreche, wenn er aus Mangel an Erleuchtung sich gegen die Lehrsätze der Kirche verfehlt habe. Es gereicht ihm nicht zur Ehre, dass er bald darauf das Erzbisthum Mailand von Bonaparte annahm — und in die Hände Bonapartes, der Präsident der italienischen Republik war, in der Tuilerien-Kapelle den Eid ablegte neben acht anderen Bischöfen. Am Abend darauf war ein Fest bei Cambacérès, dem auch Bonaparte beiwohnte, — und wo er sehr freundlich gegen den Legaten that und eingehend mit ihm über die Undankbarkeit der Katholiken sprach, für die er so viel gethan habe. „Leider", sagte Bonaparte, „sind wir nicht mehr in der Zeit, wo die Priester Wunder wirken konnten. Wirket nur ein Wunder, und ich will euch alles überlassen! Wie aber die Zeit jetzt ist, so müsst ihr mich machen lassen und mir so lange beistehen, als eure Religion es mir gestattet. Der Streit zwischen Katholiken und Constitutionellen hat bei den Ungläubigen, den Gottesleugnern und denen, welche sich gar nicht um Religion kümmern, den Gedanken erweckt, sich dem Protestantismus zuzuwenden, eine Religion, wie sie sagen, bei der es keine Spaltung gibt und deren Häupter alles Mögliche thun, um die große Menge mit sich fortzureißen." — Caprara stand wieder ganz unter dem Zauber Bonapartes und glaubte wirklich wieder, dieser wolle den Glanz der katholischen Kirche, und darum schrieb er an seinen Hof: „Wer mit dem ersten Consul unterhandeln will, muss sich immer gegenwärtig halten, er spreche mit einem Manne, welcher jetzt Herr der Welt ist, mit einem Manne, der alle andern Mächte Europas gelähmt hat, der Pläne entworfen hat, die unausführbar schienen und die er zum Staunen der Welt doch ausgeführt hat. Wenn er also merkt, dass dieser große Mann ganz entschieden etwas will, so muss er suchen, dass er damit abschließt, dass er die Sache zugesteht. Sage ich dem ersten Consul, etwas sei unmöglich, so wird er beleidigt, trotzt, und gleich ist jemand da, der ihn noch weiter treibt. Auch muss ein Legat sich immer gegenwärtig halten, dass er bei einer Nation beglaubigt ist, bei der die katholische Religion nicht die herrschende ist, — nicht einmal im Frieden. Man darf es sich gar nicht verhehlen, alle einflussreichen Personen sind hier entweder gegen die Religion oder sie bekämpfen den ersten Consul. Er ist der Einzige, welcher der Religion wahrhaft geneigt ist, das heißt der Religion, wie er sich dieselbe vorstellt; — diese will er aber sehr nachdrücklich."

Bonaparte und Caprara.

Auch den Talleyrand hält Caprara für einen Freund der Religion: „Wenn auch er gegen uns verstimmt ist, auf wen können wir dann noch rechnen?" Und er befürwortete darum, man möge ihn sobald als möglich weltlich machen, damit er Madame Legrand heiraten könne. Mit all seiner Nachgiebigkeit erreichte aber Caprara nichts: „Ich komme mit Bonaparte nie zum Ende, wir streiten oft miteinander — und jeder bleibt zuletzt auf seinem Satz. Meinen religiösen Beweisen stellt er politische Gründe entgegen. Vernünftig reden, heißt in den Wind reden. Mein Leben ist ein fortwährendes Herzleid, man hört hier nichts reden, als von entsetzlichen Dingen. Wenn man hier von der Kirchenzucht spricht, so bekommt man nichts als Vorwürfe und Beleidigungen." Auf der andern Seite bezeigte ihm der Staatssecretär, wie unzufrieden man mit ihm in Rom sei.

Talleyrand.

Bald kam eine neue Forderung Bonapartes. Da jetzt Frankreich wieder mit Rom ausgesöhnt sei, so verlange es, dass man ihm, wie früher, eine

gewisse Anzahl von Cardinälen bewillige; fünf Plätze seien im Cardinals-Collegium erledigt, sie müssen also mit Franzosen besetzt werden. Montmorency könne nicht für einen Franzosen gelten, denn er habe den Eid verweigert; Fürst Rohan sei nur noch Bischof in Deutschland. Wenn Rom diese billige Forderung nicht zugestehe, so verzichte Bonaparte auf die Ernennung französischer Cardinäle, denn lieber wolle er gar keine Stimme im Heiligen Collegium haben, als dass er minder gut behandelt werde, als andere katholische Mächte. Verlangen von fünf Cardinälen.

Das war also wieder eine barsche Forderung zugleich mit Drohungen. Der Papst empfand es sehr bitter. Bonaparte war aber so mächtig, dass man auf seine Wünsche Rücksicht nehmen musste. Consalvis Geschicklichkeit war es zu verdanken, dass die Minister der andern katholischen Mächte erklärten, sie verzichteten einstweilen auf die Ehre, dass der Papst einen ihrer Bischöfe zum Cardinal ernenne. Bonaparte kam nachträglich auch zur Ahnung, dass seine Forderung zu hart gewesen sei. Aber auch seine Entschuldigung hatte durch seinen Hochmuth etwas Verletzendes, und der Papst fieng an, Verdacht zu fassen gegen die Absichten eines Mannes, welcher niemand eine gute Absicht zumuthete. Pius VII.

Eine neue Forderung war, die italienische Republik müsse ein Concordat haben, gerade wie Frankreich. Der Papst willigte ein, aber mit dem Beisatze, es dürfe am Concordat nichts geändert werden ohne seine Zustimmung; er wollte nämlich organischen Gesetzen beim italienischen Concordat vorbeugen. Desungeachtet gab es bald Verordnungen des Präsidenten Melzi, die zwar verworfen, in der Praxis aber beibehalten wurden und die das vernichteten, was im Concordat zugestanden war. Concordat für Italien.

Um den Papst in guter Stimmung zu erhalten, machte ihm Bonaparte kleine Geschenke, wie die schon erwähnte Stadt Pesaro, dann Ancona; dann verwendete er sich bei der neapolitanischen Regierung wegen Rückstellung von Benevent und Pontecorvo an den Papst. Er schenkte dem Heiligen Vater zwei neu ausgerüstete kleine Kriegsschiffe, damit er seine Staaten vertheidigen könne gegen die Angriffe der Seeräuber. Jedes Zeichen von Wohlwollen machte dem guten Herzen des Papstes Freude; er bewunderte auch die außerordentliche Begabung des ersten Consuls; er war eher geneigt, eine Handlung desselben wohlwollend als schlimm zu deuten; nur mochte er als Oberhaupt der Kirche mit seiner Gewissenhaftigkeit und tiefen Frömmigkeit kein Gesetz derselben übertreten. Er sprach diese Gesinnung in vielen Briefen an den ersten Consul in rührender Weise aus: „Wir befriedigen gern Ihre Wünsche, aber Wir können es oft nicht, und doch verlangen Sie, lieber Sohn, dass Wir gegen die Unmöglichkeit ankämpfen. Sie kennen vielleicht die Kirchengesetze nicht, denen ich unterworfen bin, oder sie missdeuten vielleicht dieselben durch falsche Erklärungen.[1]) Wir begreifen, dass Sie nicht Zeit haben, wegen Ihrer Unmasse von Geschäften, Unsere Briefe genau zu lesen, daher wäre es Uns lieb, wenn Wir Milde Pius' VII.

[1]) Schreiben vom 20. Juni 1802, mitgetheilt von Haussonville, l. c. I, p. 262.

Uns sehen und sprechen könnten. Ich hätte eine große Freude darüber, wenn Sie nach Ihrer Ankunft in Mailand auch nach Rom kommen könnten."

Armut des Papstes.

Pius VII. wollte dann Bonaparte sein gequältes Herz ausschütten, ihn drückte die Überzeugung, dass er für all seine Schritte Gott verantwortlich sei. Er erwog oft seine Lage kniend im Gebet vor Gott. Edle Bischöfe hatten ihm Vorwürfe gemacht wegen seiner Nachgiebigkeit; sie machten ihm Angst. Er sagte eines Tages zu Cacault: „Ich möchte gern die Wünsche des ersten Consuls befriedigen, aber er möge doch nicht verlangen, was ein Papst nicht gewähren kann. Was ich für Frankreich thun konnte, habe ich gethan, und es wird mir von Gott zum Verdienst gerechnet werden. Aber der Papst ist der Erhalter und Wächter der Gesetze und Gebräuche der katholischen Religion, und ich möchte nicht der erste Papst sein, welcher gegen die Grundsätze unseres Glaubens handelt."

Cacault.

Der französische Gesandte in Rom schrieb an Talleyrand: „Der römische Hof kennt wohl die ungeheuren Verluste, die er in allen katholischen Ländern erlitten hat; er erlässt keine Bannsprüche mehr; man kann thun, was man will, aber, wenn man seine Zustimmung zu Dingen verlangt, die den Grundgesetzen des Glaubens widersprechen, oder zu Maßregeln, welche die Bande der ganzen Kirche brechen, so wird er sich immer weigern kraft des Naturrechtes, welches jeder hat, dass er nicht selber Hand an sich legen muss, und infolge der geheimen Sorge, dass ein Theil der katholisch gebliebenen Völker sich erhebt gegen Anordnungen, wie sie die Philosophen verlangen. Man braucht nicht der Sclave dieses Hofes zu sein, man muss aber in theologischen Fragen auch nicht den Gelehrten spielen und nicht Regeln umstürzen und Grundsätze aufstellen wollen, so dass die ganze Gestalt der Kirche dadurch geändert würde. Mit einer gewissen Mischung von Achtung für die Grundsätze der Religion und mit einer gewissen Festigkeit für die Grundsätze der Vernunft erreicht man hier alles. Wenn man die Macht Frankreichs hinter sich hat, so ist es kein Verdienst, hochfahrend diesem Hofe gegenüber zu reden. Es ist das beste Mittel, alles zu verderben. Gewiss will der erste Consul nicht, dass ein so frommer Mann wie der Papst, vor Kummer stirbt; er hat schon bewilligt, was er konnte, und mit weitern Forderungen möchte man ihn und die alten Cardinäle in Verzweiflung bringen, die ihre achtzig Jahre

Pius VII.

hinter sich haben und sagen: ‚Ich muss bald vor Gott erscheinen und habe mich vor ihm allein zu rechtfertigen; was liegt mir da an der Macht Frankreichs!' Auf die Lieblingsdrohung Bonapartes, wenn man in seine Forderungen nicht willige, so setze er sich der Gefahr aus, dass die ganze französische Nation zum

und die Protestanten.

Protestantismus übergehe, antwortete der Papst: ‚Wir haben nur wahren Frieden und wahre Ruhe da, wo die Katholiken unter der Regierung von Ungläubigen oder Ketzern stehen. Die Katholiken in Russland, England, Preußen und im Orient machen uns gar keine Mühe, sie bitten um die Bullen und Weisungen, die sie nöthig haben, und halten sich daran gemäß den Kirchengesetzen in der ruhigsten Weise. Heutzutage ist niemand so unglücklich wie der Papst, er ist der Wächter der Gesetze der Religion und das Oberhaupt derselben. Man glaubt uns nöthig zu haben, um immer die Religion zu zerstören, und man erwägt nicht, dass unser Gewissen und unsere Ehre gegen alle diese Änderungen sind. Man weist unsere Einwürfe nach Laune oder mit Zorn zurück, und unsere Wünsche werden uns immer mit Drohungen zurückgesendet.'"

Cacault bemerkt dazu in seinem Bericht:[1] „Der Papst hat recht, man

[1] Es stammt vom 20. Juli 1802 und ist abgedruckt bei Haussonville, l. c. I, p. 267—268.

verlangt immer von ihm, und er bewilligt in einemfort, und niemand kümmert sich darum nachzuforschen, ob der Papst in seiner steten Nachgiebigkeit nicht in Verachtung und Ehrlosigkeit falle. Der Patriarch der Griechen, der Unterthan des Großtürken in Constantinopel, wird immer ausgeplündert, aber seine Herde deckt die Kosten. Aber der Sultan zwingt ihn nie, Entscheidungen zu geben in türkischer Weise über Religionslehren und Kirchenzucht, während der Papst ohne Unterlass von den Fürsten, seinen lieben Söhnen, gequält wird wegen neuer Opfer von alten Kirchengesetzen. Es gibt keinen Fetisch, der von einem seiner Neger so geprügelt worden ist, als der Heilige Stuhl, der Papst und das Heilige Collegium von treuen Katholiken seit vielen Jahren misshandelt worden ist."

Die Kirche konnte sich unter Bonaparte durchaus nicht frei bewegen, er war ein Feind der Kirchenfreiheit. Der Presse konnten sich die Geistlichen nicht bedienen, es gab keine Pressfreiheit unter ihm. Der Minister des Innern bekam den Befehl, allen Präfecten aufzutragen, dass sie alle Schriften, die in ihrem Departement gedruckt würden, darunter auch die Verordnungen der Bischöfe und die Hirtenbriefe, zu censieren hätten. Dagegen legten sehr entschieden einige Bischöfe Verwahrung ein, zumal da sie oft unter zwei Präfecten standen, denn es gab nicht so viele Bischöfe, als es Präfecten gab, von denen der eine gut katholisch, der andere ein Protestant oder gar ein Jude war. Da erschien die Verordnung, es dürfe von keinem katholischen Geistlichen etwas gedruckt werden, was nicht vorher dem Präfecten mitgetheilt worden sei.

Presse. Censur.

In Rom war man sehr unzufrieden mit dem „Concordat", so hieß ein starkes Buch, welches amtlich in Paris erschien. Consalvi bemerkt darüber:[1]) „Die verschiedenen Artikel des Vertrages waren weder lang noch zahlreich; aber im Anhange derselben und unter demselben Datum hatte man eine unförmliche Zusammenstellung sogenannter Organischer Artikel angefügt. Man nahm an, dass diese Organischen Artikel einen Theil des Concordats ausmachten, und in der vom Heiligen Stuhle ertheilten Approbation eingeschlossen seien. Diese im wahren Sinne des Wortes constitutionellen Gesetze warfen das neue Gebäude, das wir kaum mit so großer Mühe errichtet, wieder um. Was das Concordat zu Gunsten der Freiheit der Kirche und des Cultus festgestellt hatte, war durch diese gallicanische Rechtswissenschaft in Frage gestellt, und die Kirche Frankreichs musste fürchten, noch einmal geknechtet zu werden. Der Heilige Vater beeilte sich, Einsprache dagegen zu erheben. Um nachdrucksam zu beweisen, wie sehr er diese Organischen Artikel table, und um auch den Schein zu unterdrücken, als seien dieselben durch das Concordat genehmigt worden, ließ der Papst seine im Consistorium am Tage der Auferstehung unsers Herrn gehaltene Allocution drucken und allerwärts verbreiten. An diesem Tage hatte der Heilige Stuhl das Concordat veröffentlichen lassen, und in seiner Ansprache scheute sich der Heilige Vater

Die Organischen Artikel

von Pius VII. verworfen in der Allocution.

[1]) Consalvi, Denkwürdigkeiten, S. 347—349.

nicht zu sagen, dass ihm der Trost, den er durch die Wiederherstellung der Religion in Frankreich empfunden habe, durch die Organischen Artikel sehr verbittert worden sei, indem dieselben ohne sein Mitwissen, und besonders ohne seine Zustimmung verfasst worden seien."

Und damit das Publicum keinen Augenblick seine Ansichten in dieser Beziehung und seine unzweideutige Zurückweisung in Zweifel ziehen könne, fügte Pius VII. hinzu, dass er nicht unterlassen habe, sofort beim ersten Consul geeignete Einsprache zu erheben. Der Heilige Vater zweifelte nicht an der Erfüllung seiner Wünsche; umsomehr, sagt er, da Bonaparte die Wiederherstellung der katholischen Religion wünsche, könne er nicht zu gleicher Zeit dagegen widerstrebende Gesetze wollen. Indem sich der Papst in dieser Weise äußerte, hoffte er, der entgegenstehenden Hindernisse ungeachtet, aufs bestimmteste auf die alsbaldige Zurücknahme derselben. Durch die Missbilligung dieser Organischen Artikel, als den Kirchengesetzen widersprechender Decrete, hoffte er den Nachtheil, den dieselben hervorrufen würden, zu mindern und zugleich die Nichtgenehmigung des Heiligen Stuhles zu beurkunden. Desungeachtet kehrte sich der erste Consul nicht an die Bitten Seiner Heiligkeit in Bezug auf die Zurücknahme dieser Gesetze, welche er ihrem ganzen Inhalte nach aufrecht erhielt. Er versuchte mit Gewandtheit den Charakter, welchen der Papst diesen Gesetzen in seiner consistorialen Allocution beilegte, abzuschwächen. Als sie Bonaparte im „Moniteur" abdrucken ließ, fügte er die Bemerkung hinzu, dass man sich nicht verwundern dürfe, bei dieser Gelegenheit den römischen Hof gegen die Freiheiten der gallicanischen Kirche sprechen zu hören, nachdem sich der Heilige Stuhl seit so vielen Jahren dagegen erklärt habe. In der Absicht, die vom Papste gegen die Organischen Gesetze ausgesprochene Verurtheilung in den Augen der Franzosen zu verwischen, bemühte sich Bonaparte darzustellen, dass damit nichts anderes ausgedrückt werden wolle, als die gewöhnliche Reservation gegen die Freiheiten der gallicanischen Kirche. Wenn nun auch diese Anschauung einiges zur Handlungsweise Pius' VII. in Bezug auf diese Gesetze beitrug, kann man sich beim flüchtigsten Studium derselben leicht überzeugen, dass dieselben weit über die gewöhnlichen Ansprüche der gallicanischen Kirche hinausgiengen.

Einsprache.

Ärger Bonapartes.

Die Allocution des Papstes wurde vom ersten Consul, weil sie die Organischen Gesetze tadelte, übel aufgenommen: „Die Verwahrung des Oberhauptes der Kirche gegen die Schritte der nationalen Regierung gestatten keine solche Veröffentlichung, die nur geeignet ist, Besorgnisse in die Geister zu werfen und dem Guten Widerstand zu leisten." Der erste Consul der Republik verlangte also Schweigen über öffentliche Dinge; — die Verwahrung des Papstes zog dagegen die Schritte der republikanischen Regierung an das helle Tageslicht. Bonaparte suchte jetzt die Wirkung der Worte des Papstes abzuschwächen. In einem Aufrufe sagte er: „Das Oberhaupt der Kirche hat zu den Bischöfen gesprochen; was seine Stimme billigt, hat die Regierung schon gethan, und die berechtigten Behörden haben ein Gesetz daraus gemacht." Trotz aller Vorsicht der Polizei wurde die Einsprache des Papstes doch in Frankreich bekannt. Die Geistlichen wurden sorglich darüber, die Gegner der Regierung legten ihr große Bedeutung bei.[1])

Eindruck.

[1]) Pius VII. war schmerzlich berührt. „Wir kommen in ein Meer von Betrübnis", sagte er zu Consalvi. Dieser antwortete: „Wir haben gerechte und fromme Absichten; Gott wird nicht zulassen, dass wir uns verirren." Artaud, l. c. I, chap. 14. Wiederholt

Man kann den Heiligen Stuhl nicht eines Unrechtes zeihen. Rom verlangte, Wahre Artikel. die katholische Religion solle für die Staatsreligion Frankreichs erklärt werden; nach langen Verhandlungen lautete der erste Satz im Concordat: „Die katholische Religion ist die Religion der großen Mehrheit der Franzosen, wird in Frankreich öffentlich geübt, unterliegt aber hiebei den zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe nothwendigen polizeilichen Anordnungen.“ Die Kirchengüter konnten nicht zurückgefordert werden, die Kirche verzichtete darauf, ihre Wiedererlangung zu betreiben, verweigerte aber die Anerkennung des Veräußerungsrechtes — und versprach bloß, die Käufer des veräußerten Kirchengutes nicht beunruhigen zu wollen, wogegen die Regierung den Bischöfen und Pfarrern einen anständigen Gehalt versprach: 15.000 Francs für den Erzbischof, 10.000 für den Bischof, 1000 bis 1500 Francs für den Pfarrer nebst Amtswohnung. Die Kirche sollte keine Ländereien mehr besitzen, wohl aber zu ihren Gunsten Stiftungen in Renten gemacht werden können. Der Papst willigte ferner in eine neue Eintheilung der Diöcesen, deren Zahl auf zehn erzbischöfliche und fünfzig bischöfliche beschränkt werden sollte; aber er weigerte sich, Bischöfe, die für ihre Überzeugung geduldet hatten, zu entsetzen. „Was würde der erste Consul thun“, entgegnete man, „wenn man ihn aufforderte, die Generale aufzuopfern, deren Hingebung ihm den Sieg verschaffte?“ Man kam überein, dass Pius VII. in einem eigenen Breve die beeideten wie die unbeeideten Bischöfe auffordern solle, dem Frieden der Kirche ihre Stellung zum Opfer zu bringen, und aus den besten solle der erste Consul die neuen Bischöfe wählen. Diejenigen, welche ihren Abschied verweigern würden, sollten nicht länger als Bisthumsinhaber gelten. Der erste Consul solle die Bischöfe wählen, der Papst sie einsetzen, die Bischöfe die Pfarrer ernennen, aber nur aus solchen Personen, die der Regierung genehm sind; die Bischöfe der Regierung den Eid leisten, den sie seit altersher den Königen von Frankreich schwuren. Der erste Consul genießt alle Rechte und Vorzüge, welche den alten Monarchen zukamen, aber nur im Falle er katholisch ist; wenn ein Protestant erster Consul würde, so solle eine neue Übereinkunft abgeschlossen werden. Am Schlusse des Gottesdienstes wird in allen katholischen Kirchen das „Salvam fac rem publicam, salvos fac consules“ gesungen. — Der verheirateten Priester ist im Concordat selbst nicht gedacht, sie behielten ihren Gehalt, sie wurden aber ihrer Stelle enthoben, ihre Ehen waren giltig.

Der Organischen Artikel sind 76,[1]) sie erschienen zu Ostern 1802, Organische Artikel. unmittelbar hinter dem Concordat, als ob sie zu den vom Papst und von Consalvi genehmigten Artikeln gehörten, während sie das Concordat untergraben und den Bischöfen die Hände binden und dem Papst fast keine Einwirkung auf die französische Kirche gestatten.

So lautet schon der erste Artikel: „Keine Bulle, kein Breve, kein Bescheid, kein Beschluss, kein Befehl, keine Erinnerung, noch irgend eine andere Weisung

betonten die Schreiben des Heiligen Stuhles, dass der Papst für die Rettung der Kirche in Frankreich, in seinen Zugeständnissen bis an die äußersten Grenzen gegangen sei.

[1]) Sie sind abgedruckt in der Hist. parlem., XXXVIII, p. 470—479.

des römischen Hofes, selbst wenn sie nur Private angeht, kann angenommen, verkündet, gedruckt, noch anderswie vollzogen werden, ohne Genehmigung der Regierung"; — und der zweite: „Niemand kann unter dem Namen Nuntius, Legat, Vicar oder apostolischer Bevollmächtigter, oder unter irgend einem andern Namen, ohne Genehmigung der Regierung irgend etwas vollbringen, was auf die Angelegenheit der gallicanischen Kirche Bezug hat"; und der dritte: „Die Beschlüsse der fremden Synoden, selbst der allgemeinen Concilien, können in Frankreich nicht verkündet werden, bevor die Regierung ihre Form, ihre Übereinstimmung mit den Gesetzen, Rechten und Freiheiten der französischen Republik genau geprüft hat, ob etwas bei der Veröffentlichung die Ruhe stören könnte"; — und der vierte: „Es wird ohne besondere Erlaubnis der Regierung kein Nationalconcil, keine Diöcesan-Synode, keine Berathung der Geistlichen stattfinden." — Der fünfte Artikel hebt die Stolgebüren auf; der sechste und siebente Artikel bestimmen, dass man gegen Amtsmissbrauch der Geistlichen an den Staatsrath sich wenden soll, und gibt an, in welcher Form es zu geschehen habe. Nach Artikel 11 können Erzbischöfe und Bischöfe Domcapitel und Seminarien gründen, sich Citoyen oder Monsieur nennen lassen. Nach dem Artikel 16 kann nur ein Franzose, und zwar wenn er das dreißigste Jahr erreicht hat, zum Bischof ernannt werden, er muss ein gutes Sittenzeugnis haben und über seinen Glauben von einem Bischof und zwei Priestern geprüft sein, „die der erste Consul hiezu gewählt hat", und die über den Erfolg an den Staatsrath zu berichten haben; bevor er aber die Institution des Papstes erlangt und den im Concordat bestimmten Eid geschworen hat, darf er keine bischöfliche Verrichtung vollziehen. Die Bischöfe ernennen die Pfarrer und setzen sie ein, aber nur wenn ihre Ernennung dem ersten Consul genehm ist. Die Bischöfe müssen in ihren Diöcesen bleiben und können sie nur mit Erlaubnis des ersten Consuls verlassen; sie müssen jedes Jahr einen Theil ihrer Diöcese bereisen und in fünf Jahren ihre ganze Diöcese bereist haben. Die Lehrer an den Priester-Seminarien müssen den Eid auf die vier Artikel der gallicanischen Kirche von 1682 ablegen und danach lehren. Die Bischöfe müssen über die Studenten der Theologie dem Staatsrath jedes Jahr Bericht erstatten. In ganz Frankreich soll die gleiche Liturgie und der gleiche Katechismus sein. Ohne die Genehmigung des Bischofs kann kein Pfarrer besondere öffentliche Gebete veranstalten; ohne Erlaubnis der Regierung kann der Bischof neben dem Sonntag keinen besonderen Feiertag anordnen. Hauskapellen können nur mit Zustimmung der Regierung errichtet werden. Außerhalb der Kirchen darf in Städten, welche auch Tempel für andere Bekenntnisse haben, keine religiöse Feier stattfinden.

Tracht der Geistlichen.

Auch die Kleidung der Geistlichen wird im dritten Abschnitt bestimmt — die schwarze altfranzösische Tracht; die Bischöfe können außer ihrem Kreuze violette Strümpfe tragen. — Über das Glockengeläute hat

Geläute.

der Bischof sich mit der Ortspolizei zu vereinbaren; über öffentliche Gebete, welche die Regierung anordnet, hat sich der Bischof mit dem Präfecten und dem General hinsichtlich des Orts, der Stunde und der Art der Ausführung zu vereinbaren. Zur Anordnung von besondern Predigten in der Fasten und im Advent hat der Bischof die Erlaubnis der Regierung einzuholen. In den Pfarrkirchen wird am Sonntag für das Heil der Republik und der Consuln gebetet. In den Predigten sind offene oder versteckte Angriffe auf andere Bekenntnisse ver-

boten. Die Standesregister der Pfarrer gelten nur für die Austheilung der Sacramente.

Die Erzdiöcesen.

Der Artikel 76 enthält das Verzeichnis der Diöcesen und Erzdiöcesen: die Erzdiöcese Paris hat acht Diöcesen unter sich; Mecheln sieben, darunter Aachen, Trier, Mainz; Besançon fünf, darunter Metz, Straßburg, Nancy, Dijon; Lyon vier, darunter Chambery; Aix vier, darunter Ajaccio und Avignon; Toulouse fünf; Bordeaux drei, darunter La Rochelle mit der Vendée; Bourges drei; Tours sieben, darunter Nantes; Rouen vier. — Man sieht, die einst im Aufstand so tapferen Provinzen sind jetzt auch kirchlich getheilt. Aus dem Ganzen geht hervor: die Kirche durfte sich nur rühren, wie der Herrscher wollte. Argwöhnisch hielt Bonaparte jede freie Regung nieder. Da dachte Karl der Große hochsinniger von der Kirche, allerdings hatte er keine geschlossene Partei von Ungläubigen und Jansenisten und keine Protestanten in seiner Nähe, auf die er Rücksicht nehmen musste.

Die Protestanten.

Um zu zeigen, dass alle vom Staat erlaubten Bekenntnisse gleiche Rechte genießen, veröffentlichte Bonaparte zu gleicher Zeit die Organischen Artikel für die protestantische Kirche.[1]) Wie über den Katholiken, so lag schwer die Hand der Regierung auch über den Protestanten.

Nur ein Franzose kann eine Stelle in der protestantischen Kirche Frankreichs bekleiden;[2]) weder diese Kirche noch ihre Prediger können Beziehungen zu einer ausländischen Macht haben. — Die Prediger müssen am Sonntag beim Gottesdienst für das Gedeihen der Republik und für das Wohl der Consuln beten. Keine dogmatische Entscheidung, kein Gebets- oder Bekenntnis-Formular kann verkündet oder Gegenstand des Unterrichtes werden, dessen Veröffentlichung die Regierung nicht vorher geprüft und genehmigt hat. Ohne diese Genehmigung darf keine Veränderung beim Gottesdienst stattfinden. Der Staatsrath muss Kenntnis haben von allen Verhandlungen und Streitigkeiten der Prediger; diese sollen einen standesgemäßen Unterhalt haben vom Staat, wenn derselbe nicht aus dem Erträgnis der Stiftungen oder der übrigen Gaben erbracht werden kann. Die Verordnungen hinsichtlich der Stiftungen für die katholische Kirche gelten auch für die protestantische. Im Osten Frankreichs sollten zwei Akademien oder Seminarien bestehen für das Augsburgische Bekenntnis, und in Genf ein Seminar für die Prediger der reformierten Kirche. — Die Professoren all dieser Seminarien wird der erste Consul ernennen. Um Prediger zu werden, muss man die Studien an einem dieser Seminarien durchgemacht und ein Zeugnis guter Prüfung, guter Sitten und guter Fähigkeiten haben. Über die innere Einrichtung dieser Seminarien, über die Zahl und Beschaffenheit der Professoren, über die Art und Gegenstände des Unterrichts, über die Form der Zeugnisse wird die Regierung entscheiden. Hinsichtlich der reformierten Kirche ist bestimmt, dass 6000 Seelen eine Consistorial-Kirche, und dass fünf solcher Kirchen eine Synode bilden. Ein Consistorium soll aus mindestens sechs und höchstens zwölf angesehenen Männern bestehen und die Zahl der Prediger

Akademie.

Consistorium.

[1]) Articles organiques des Cultes Protestantes — in der Histoire parlementaire par Buchez et Roux, XXXVIII, p. 481—486.

[2]) Dispositions générales pour toutes les communions protestantes. Ibid. p. 481—482.

Prediger. in einer Consistorial-Kirche nicht ohne Genehmigung der Regierung vermehrt werden. Außerordentliche Sitzungen der Consistorien können nur mit Erlaubnis des Präfecten oder Bürgermeisters stattfinden; ohne eine begründete Anklage, über welche die Regierung entscheidet, kann kein Prediger abgesetzt werden. Den Eid. Eid, welchen die katholischen Priester vor dem Amtsantritt der Regierung schwören, müssen auch die Protestanten leisten. —

Bonaparte ordnet das Schulwesen.

Ordnung des Unterrichts. Neben der Ordnung der religiösen Angelegenheiten lag dem ersten Consul der Unterricht der Jugend am Herzen, denn sie war während der Revolution in Verwilderung aufgewachsen. Die Orden, welche einst die Schulen leiteten, waren im allgemeinen Umsturze zugrunde gegangen. Der Convent hatte allerdings dergleichen gethan, als wenn er für die Schulen etwas leisten wolle, er hat aber nur zerstört, nicht geschaffen. Zwar hatte er beschlossen, den ersten Unterricht und den höheren dem Volke unentgeltlich zu ertheilen, Volksschulen. es geschah aber nichts. Der Elementarunterricht blieb den Gemeinden überlassen, die dem Schullehrer wohl eine Wohnung anwiesen, nämlich meist in dem Pfarrhause, aus welchem der Geistliche vertrieben war, und die ihm höchstens noch einige zweifelhafte Assignaten ertheilten. Die Lehrer wären verhungert, hätten sie sich nicht anderweitig beschäftigt. Der höhere Unterricht bestand in einigen Städten während der Revolution darin, dass die Jugend Akademien. öffentlichen Vorlesungen täglich einige Stunden beiwohnte, dann aber kehrte sie in das Elternhaus oder in die Pension zurück, wo sie Kost und Wohnung hatte. Dieser öffentliche Unterricht bestand in lebenden Sprachen, in Naturgeschichte und Physik, nicht aber in classischen Studien; auch war kein System darin, noch wurde ein sittigender Einfluss auf die Jugend ausgeübt: „denn, ein Cursus, der täglich nur zwei Stunden dauert, ist kein Mittel, sich ihrer Pensionen. zu bemächtigen“. Diejenigen, welche solche Pensionen hielten, beuteten die Jugend aus; an der Erziehung, am Fortschritt derselben lag ihnen nichts. Solch eine Centralschule hatte jede Hauptstadt der 102 Departements. Einige hatten eine ziemliche Anzahl Zuhörer, die Mehrzahl aber gar keine oder wenige. Die Lehrer für den Unterricht der Jugend wurden von den Geschworenen gewählt, die aber in der Regel kein Verständnis für die höhere und feinere Ausbildung der Schüler hatten.

Primaireschulen. Für die Primaireschulen konnte nun der erste Consul beim besten Willen nichts thun, außer dass er Pfarrer in jeder Gemeinde anstellte und Schullehrer nur dahin that, wo die Gemeinden so vermöglich waren, dass sie ein Schulgeld bezahlen konnten. Das Heer verschlang zu große Summen, dass Bonaparte vorerst den Jammer der Primaireschulen nur beklagen, aber für sie kein Geld auswerfen konnte; er hätte mindestens 44.000 Lehrer für die 44.000 Gemeinden besolden müssen. Dagegen that er Wesentliches für die Secundär-

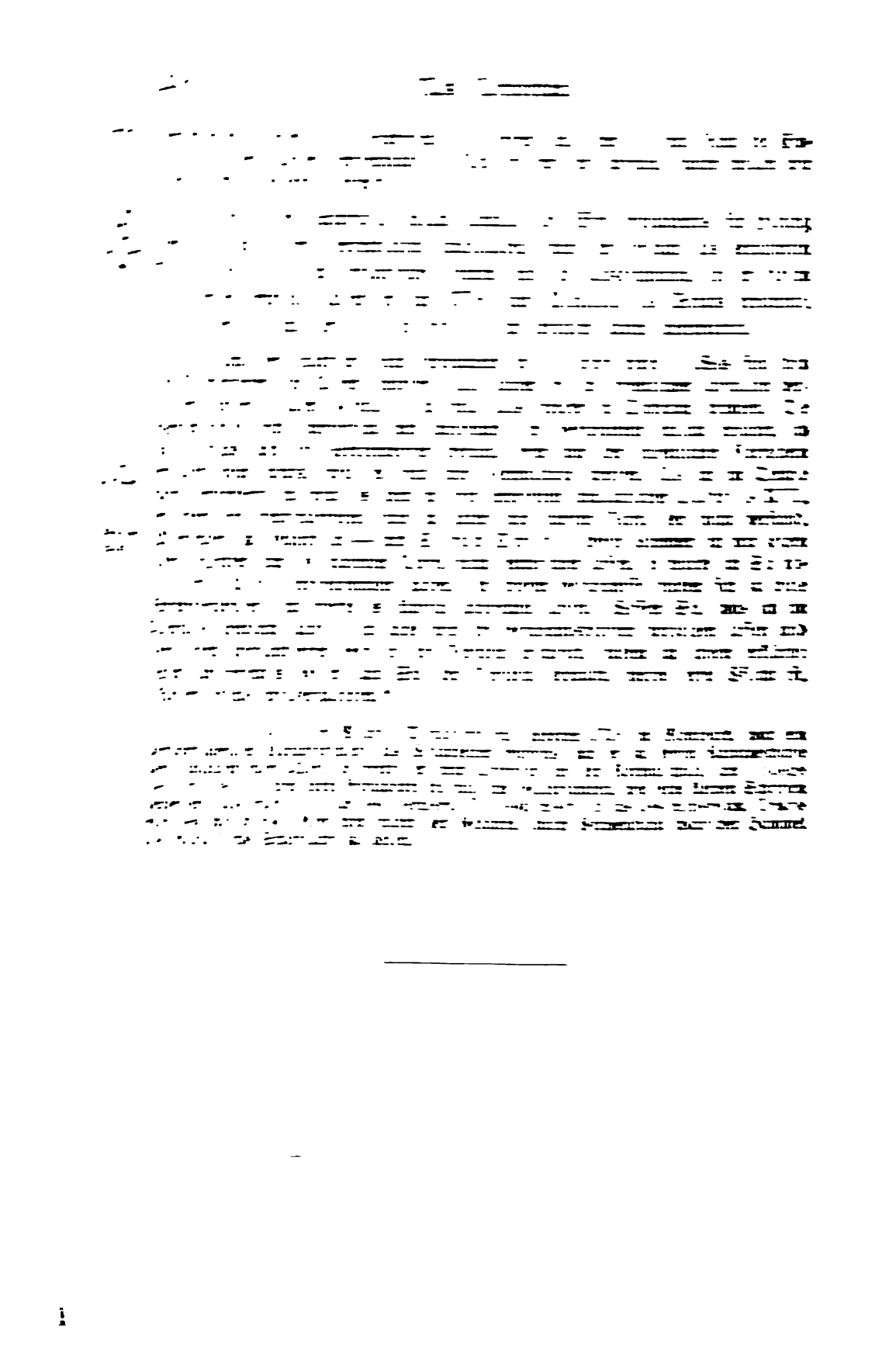
oder Centralschulen, deren er 32 in den wichtigsten Departements gründete. Er gab ihnen einen Namen aus dem Alterthum, er nannte sie Lyceen; sie waren zugleich Pensionsanstalten, in denen die Jugend, wie in einem Cadettenhaus, auch militärisch erzogen wurde. Das Studium der alten Sprachen hatte die erste Stelle darin, Mathematik und Physik die zweite. Darin bewies er einen richtigen Blick, „denn das Studium der todten Sprachen ist nicht bloß ein Wort-, sondern auch ein Sachstudium; es ist das so belehrende Studium des Alterthums mit seinen Gesetzen, seinen Sitten, Künsten und seiner so moralischen Geschichte. Es gibt nur ein Alter, diese Sachen zu lernen: die Kindheit. Erscheint einmal das Jünglingsalter mit seinen Leidenschaften, mit seinem Hang zur Übertreibung und zum falschen Geschmack, das reifere Alter mit seinen wirklichen Interessen, — so vergeht das Leben, ohne dass man einen Augenblick des Studiums einer Welt gewidmet hat, die dahingestorben ist gleich den Sprachen, die uns den Zugang zu ihr eröffnen. Führt uns eine spätkommende Wissbegierde zu ihr hin, so dringen wir in das schöne Alterthum nur ein durch eine ungenügende, von seiner Frische entfernende Übersetzung — und in einer Zeit, in welcher unsere religiösen Ideen schwach geworden sind, würden wir, wenn auch die Kunde des Alterthums verbliche, nur eine Gesellschaft bilden, die kein sittliches Band mit der Vergangenheit verknüpfte, die nur von der Gegenwart, sich nur mit der Gegenwart beschäftigte, eine ungesunde, gesunkene, ausschließlich den mechanischen Künsten hingegebene Gesellschaft.“ — Darum bestimmte der erste Consul für jede Lycealschule acht Professoren der alten Sprachen und schönen Wissenschaften. Neben ihnen sollte ein Geistlicher für den Religionsunterricht und ein verabschiedeter Officier für den Militärunterricht, ein Ökonom für den Haushalt sein, und ein Director, unter dem Namen Proviseur, der das Ganze leitete. Für diese Schulen beschloss er auf Staatskosten 6400 Stipendien auszusetzen, je eines von 700 bis 800 Francs. So wurden die Kosten der Anstalt größtentheils gedeckt. 2400 dieser Stipendien wurden den Söhnen verabschiedeter und armer Soldaten und solcher Civilbeamten ertheilt, welche nützliche Dienste geleistet, und Kindern von Einwohnern der Provinzen, die erst kürzlich mit Frankreich vereinigt waren, um die Eltern an Frankreich zu fesseln. Für Zöglinge, die in Pensionsanstalten wohnten, wurden 4000 Stipendien bestimmt, die nach dem Erfolge eines jährlichen Examens vertheilt wurden.[1])

Centralschulen. Lyceen. Alte Sprachen. Wert dieser Studien in der Jugend. Stipendien.

Nach den Lyceen kamen die Specialschulen, nicht Universitäten in unserm Sinne. Bonaparte errichtete zehn Rechtsschulen, zumal die frühere Rechtswissenschaft mit dem frühern Gerichtsverfahren untergegangen war. Dann stiftete er sechs Schulen für Arzneiwissenschaft zu den drei alten, die schon bestanden. Die polytechnische Schule bestand schon, man fügte hinzu eine Schule für Brücken- und Straßenbau, eine Schule für Mechanik; dann noch eine Schule der großen Kunst, durch die Frankreich damals unter allen Völkern sich hervorthat, nämlich der Kriegswissenschaft. Über all diesen Schulen sollte eine lehrende Körperschaft stehen, welche Lehrer lieferte und über sie die Oberaufsicht führte, diese hieß die Universität. Doch Bonaparte begnügte sich jetzt damit, Secundärschulen gegründet und für das Unterrichtswesen, das durch die Revolution vollkommen zugrunde zu gehen in Gefahr war, wieder einen festen Boden gewonnen und das Studium der alten Sprachen gerettet zu haben. Er sagte zu Fourcroy, dem berühmten Chemiker, einem der

Specialschulen. Universität.

[1]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, III, p. 364, 372—374.



Bonaparte wird erſter Conſul auf Lebenszeit.

Oppoſition im Tribunat.

Bonaparte hatte Großes geleiſtet, in der Verwaltung wie im Kriege, und war damals von Fremden im Auslande mehr bewundert, als in Paris, beſonders in England. Calonne, der ſich damals in Paris aufhielt, verſicherte, daſs in England der Enthuſiasmus für Bonaparte nicht nur allgemein ſei, ſondern ſogar eine Höhe erreicht habe, von der man ſich ſchwer eine Vorſtellung machen könne: der Hof und die Stadt, London und die Provinzen, alle Claſſen von Bürgern, von den Miniſtern bis zu den Handwerkern, ſeien beeifert, ſein Lob zu verkünden und um die Wette ſeine Siege und den Glanz ſeiner Macht zu feiern. Übrigens ſei dieſe Begeiſterung nicht bloß England eigenthümlich, ſondern ſie habe gleichſam ganz Europa angeſteckt; von allen Seiten her eile man nach Paris, um wenigſtens einmal im Leben den großen Mann zu ſehen, und die Polizei habe ſich genöthigt gefunden, einige Dänen mit Verhaftung zu bedrohen, weil ſie auf offener Straße auf die Knie ſanken, ſo oft ſie ihn erblickten. Das ſei eine Haupturſache ſeiner Kraft und unermeſslichen Gewalt — und wie ſollten die Franzoſen es wagen, gegen ihn zu kämpfen, ſolange ſie alle europäiſchen Mächte zu ſeinen Füßen ſähen? [1]) Bonapartes Ruhm.

Dennoch bildete ſich eine Oppoſition gegen ſeine beſten Leiſtungen, und zwar gehörten dazu nicht die ehemaligen Schreckensmänner, denn dieſe waren hingerichtet oder nach Cayenne verbannt, oder hatten ſich voll Scham in die Stille zurückgezogen; noch ſind dazu gerechnet die feurigen Royaliſten, ſondern dieſe Oppoſition beſtand aus den gemäßigten Anhängern der Republik. Die einen wollten eine gemäßigte Republik und hätten gerne in Bonaparte einen andern Waſhington erſtehen geſehen, die andern wollten eine beſchränkte Monarchie, die mit liberalen Einrichtungen umgeben wäre. Nun war aber ein aufgeklärter Deſpotismus das Reſultat der Revolution. Der Deſpot war Oppoſition.

[1]) Schreiben eines Agenten der Prinzen, mitgetheilt von Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, III, p. 214.

genial, gerecht und verschaffte Ruhe, aber er selber that alles und wollte nichts von einer Rückkehr der Bourbonen wissen — und sein Vorschreiten, um eine unermessliche, uneingeschränkte Macht zu erlangen, war ebenso rasch als sicher.

Beiden Richtungen waren namentlich die Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes und die Verhandlungen um ein Concordat zuwider;[1] selbst solche, die bei der neuen Regierung betheiligt waren, fühlten Neigung, ihr Widerstand zu leisten. Tribunen wollten nicht sprechen, ohne Erfolg zu haben; Mitglieder des gesetzgebenden Körpers fanden ihre Rolle, zu schweigen, ärgerlich; Senatoren langweilten sich, weil sie kein anderes Staatsamt annehmen durften, und beneideten den Staatsrath, der mit dem ersten Consul die
Sièyès. größten Dinge theilte. Der Mittelpunkt dieser Opposition war Siéyès; der Glanz von Bonapartes Wirken that den Augen des mürrischen, aber ehrgeizigen Mannes wehe, zumal Bonaparte, der mit dem Landgute Crosne ihn abgefertigt zu haben glaubte, ihn nicht bloß vernachlässigte, sondern auch hin und wieder spöttisch über seine Hohlheit, seinen Geiz und seinen Weisheitsdünkel sich aussprach. Mit Siéyès standen im Bunde de Tracy, Garat, Cabanis, Lanjuinais und andere. Bonaparte nannte diese Gegner nur schmollsüchtige Ideologen, schlechte Pfaffen, die ihre Kutten ausgezogen hätten, und war erbittert, dass sie ihn hemmen wollten in dem Guten, das er so eifrig zu schaffen gewohnt war. Bisher immer Soldat, an das Gebieten gewöhnt und in seinen Unternehmungen glücklich, kannte Bonaparte die Rücksichten nicht, die ihm Cam-
Cambacérès. bacérès zu beobachten empfahl. Seine Antwort war: „Man muss diesen Leuten beweisen, dass man sie nicht fürchtet — und sie werden Furcht haben, wenn man selbst keine hat." Zu den Missvergnügten gehörten ferner Generale der italienischen, wie der Armee, die in Deutschland gekämpft hatte. Einige waren neidisch, dass Bonaparte, ihr ehemaliger Mitgeneral, jetzt ihr Oberer geworden war und allein die Früchte ihrer Siege pflückte. — Lannes war ein feuriger Republikaner und äußerte sich vertraulich oft bitter über „die aufsteigende Despotie". Unter den Officieren der Armee in Deutschland war noch am meisten republikanischer Geist, sie grollten dem sich bahnbrechenden Monarchen, sie reizten

[1]) Marmont, Denkwürdigkeiten, II, S. 160, der doch aus einer alten Familie stammte, sagt: „Damals beschäftigte sich der erste Consul mit der Wiederherstellung des Cultus; er sah besser und von einem höheren Standpunkte aus, als jeder andere, denn sein Erfolg war vollständig — und doch stand er fast allein mit seiner Ansicht. Alles, was in der Revolution eine hervorragende Rolle gespielt hatte, und besonders die Militärs, nahmen den Plan sehr übel auf, aber nichts vermochte die Verwirklichung desselben zu verhindern. Der erste Consul war der Meinung, dass der öffentliche Gottesdienst in den Neigungen und Bedürfnissen wurzle. Obwohl ich nie Hang zur Irreligiosität gehabt, im Gegentheil diejenigen, die von einem tiefen Glauben erfüllt sind, beneidet habe wegen der Tröstungen, die sie darin fanden, so hatte mich doch die Gereiztheit einiger meiner Kameraden stutzig gemacht, und ich theile ihre vorgefasste Meinung. Die Einführung eines Clerus als Körperschaft mit seiner Macht, seiner Hierarchie und seinen Unterscheidungen lag so weit entfernt von allem Vorausgegangenen und erschien als etwas so völlig Neues, dass ich mit dem ersten Consul darüber sprach und ihm meine Zweifel ausdrückte. Ich hatte unter den großen Bäumen von Malmaison eine lange Unterredung mit ihm; er setzte mir auseinander, dass Frankreich religiös und katholisch, dass das einzige Mittel, den Clerus in der Gewalt zu haben und seinen Einfluss zu leiten, die Wiederherstellung und Organisierung desselben sei, und setzte noch hinzu: ‚Wenn dies geschieht, wird meine Macht in Frankreich verdoppelt sein und ich werde im Herzen des Volkes Wurzel gefasst haben.'"

Moreau, er sei ein älterer General als Bonaparte, habe viele Siege erfochten, und verdiene eigentlich den ersten Platz. Sie überschätzten Moreau, unterschätzten Bonaparte und erregten Zwist zwischen beiden. Moreau gab leider den Einflüsterungen Gehör.[1]) Ärger als die Männer waren die Frauen. Die Gattin Moreaus verlangte eines Tages den Vorrang vor der Gattin des ersten Consuls. Als Bonaparte eines Tages Moreau ersuchte, ihn bei einer Revue zu begleiten, schlug dieser es trocken aus, um nicht mit dem Generalstab Bonapartes verschmolzen zu werden. Als bald darauf alle hohen Generale und Staatsmänner bei einer Festlichkeit von Bonaparte zur Tafel geladen wurden, stand Moreau nicht auf der Liste. Cambacérès machte den ersten Consul aufmerksam auf diesen Missgriff; dieser erwiderte: „Er hat mir öffentlich eine abschlägige Antwort gegeben, dem will ich mich nicht zum zweitenmale aussetzen." — Moreau rächte sich dadurch, dass er am gleichen Tage in einem großen Gasthause öffentlich mit unzufriedenen Officieren speiste — und zwar in Civilkleidern. Als Bonaparte die Ehrenlegion einführte, schenkte Moreau seinem Koch eine Ehrencasserolle. Bonaparte bemerkte, Moreau werde sich an den Tuilerien den Kopf einstoßen.

Moreau. Grund der Spannung.

Am 22. November 1801 wurden die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers eröffnet. Die Regierung hatte der Versammlung vieles vorzulegen: die Friedensschlüsse mit Russland, mit England, mit den deutschen und italienischen Mächten, mit Portugal und der Pforte, alle unter Bedingungen, die für Frankreich durchaus vortheilhaft waren; dann die Verhandlungen mit Rom, das Bürgerliche Gesetzbuch, das Gesetz über den Unterricht, über die Ehrenlegion, endlich das Budget, in welchem sie ein Gleichgewicht der Ausgaben und Einnahmen angestrebt und erreicht hatte — lauter Beweise eines wunderbaren Glückes und einer ganz einzigen Umsicht und Thatkraft des ersten Consuls. Desungeachtet stieß er auf Widerstand.

Die Staatskörper 1801 bis 1802.

Schon die Wahl des Vorsitzenden im gesetzgebenden Körper, des Dupuis, welcher das berüchtigte Buch „Über den Ursprung der Religionen" herausgegeben hatte, sollte dem ersten Consul beweisen, dass man seine Ansichten nicht theile. Dann griff das Tribunat, gelegentlich des Friedensvertrages mit Russland, sehr heftig eine Bestimmung an, welche in Betreff der in Russland sich aufhaltenden Royalisten aufgenommen war; beide Regierungen versprachen sich „nicht zu dulden, dass irgend einer ihrer Unterthanen irgend welche directe oder indirecte Correspondenz mit den innern Feinden der gegenwärtigen Regierung der beiden Staaten unterhalte, in demselben Grundsätze verbreite, die ihrer betreffenden Verfassung zuwider seien, oder Unruhen anschüre". — Der Tribun Thibaud sagte, in den Text dieses Vertrages habe sich ein Ausdruck eingeschlichen, der in der Sprache Frankreichs unzulässig sei und nicht geduldet

Dupuis.

Streit um das Wort Unterthanen.

[1]) Bourrienne, Mémoires, III, bemerkt: „Napoleon hegte keine Feindschaft gegen Moreau, weil er ihn nicht fürchtete; nach der Schlacht bei Hohenlinden redete er in den besten Ausdrücken von ihm; aber er konnte die Familie seiner Frau nicht leiden, die er einen Haufen von Intriguanten (un tas d'intrigants) nannte. Auf Helena sagte Bonaparte von Moreau: er gehörte nicht in die Classe von Generalen ersten Rangs, die Natur hatte seine Bildung unvollendet gelassen, er hatte mehr Instinct als Genie (Las Cases, Tagebuch, II, S. 84), und beklagte seine Charakterschwäche, dass er sich ganz von seiner Umgebung leiten ließ und knechtisch unter den Befehlen seiner Frau stand. V, p. 19.

werden dürfe: es war das Wort „Unterthanen"; eine Republik habe keine Unterthanen, sondern nur Bürger. Dieser Friede war schon verhandelt worden zur Zeit Kaiser Pauls I., welcher früher die französischen Royalisten begünstigte, Ludwig XVIII. ein Asyl in seinen Staaten gewährt hatte, und war also sach-
Scherer. gemäß. Der Ausdruck „Unterthan"[1]) war auch sonst in den Republiken für die eigenen Bürger angewendet worden. Es hatte also wenig Belang, desungeachtet stieß sich das Tribunat sehr heftig daran. Bonaparte empfieng darum den Berichterstatter Costaz, und bewies ihm aus dem Wörterbuch der Akademie, daſs das Wort „Unterthan" auch von den Bürgern einer Republik angewendet werde. — Chénier und Benjamin Constant wollten den Vertrag wegen dieses Wortes verwerfen. Ein einfacher Mann von gesundem Sinne widerlegte die Einwendungen gegen den Friedensvertrag, der eine köstliche Sache sei, die man ganz annehmen müsse; Frankreich würde eine Verwerfung nicht verzeihen, die Verantwortlichkeit wäre furchtbar. Chénier sagte sogar: fünf Millionen Franzosen seien in den Tod gegangen, um nicht mehr „Unterthanen" zu sein, und dieses Wort müsse begraben bleiben unter den Trümmern der Bastille. — Bloß um eines Ausdrucks willen, der sich doch durch den diplomatischen Gebrauch rechtfertigen ließ, einen so vortheilhaften Frieden zu verwerfen, wäre doch allzu mislich gewesen. Darum wurde „aus Liebe zum Frieden" der Vertrag mit 77 gegen 14 Stimmen zuletzt angenommen.

War Bonaparte schon durch diesen Widerstand gereizt, so noch mehr durch die Wahl von drei Senatoren, von denen der gesetzgebende Körper, das Tribunat
Daunou. und der erste Consul je einen zu wählen hatten. Das Tribunat schlug Daunou vor; dieser hatte jedoch den ersten Consul beleidigt, indem er gelegentlich der Specialgerichte, die wider die Räuber so nöthig waren, öffentlich geäußert hatte, solange die Tyrannei daure, werde er allen Gesetzgebungsarbeiten fremd bleiben, und war von da an nicht mehr im Tribunat erschienen. Der gesetzgebende Körper
Grégoire. aber hatte den Abbé Grégoire vorgeschlagen. Das war eine deutliche Kundgebung gegen das Concordat. Der erste Consul schlug Bigot de Préameneu[2]) vor; für den dritten schlug er zugleich drei Generale vor: Jourdan, Lamartillière und Berruyer; den ersten hatte er zum Gouverneur von Piemont ernannt, der zweite war ein Officier der Artillerie und hatte alle Feldzüge der Revolution mitgemacht; Berruyer war ein verdienstvoller alter Officier der Artillerie. Der erste Consul sagte also mit seinen Wahlen gleichsam: „Ihr genießt den Frieden, wählt darum Generale, die ihr Blut in hundert Schlachten vergossen haben, und zeigt ihnen die Dankbarkeit Frankreichs."

Nicht minder heftig war der Widerstand gegen das Bürgerliche Gesetzbuch, das eine große und nothwendige Leistung der Rechtsgelehrten und zugleich Bonapartes war, der mit ihnen die einzelnen Paragraphe durchgesprochen, und wo sie im Streit waren, in der Regel mit richtigem Geiste selber die Entscheidung gegeben hatte. Die alten Rechtsgelehrten staunten in diesen Sitzungen über den Scharfsinn, über die gesunde Lebensanschauung, über das gesetzgeberische Talent des jungen Generals.

Code civil. Über die Abfassung des Code civil schreibt Marmont, der an den Berathungen theilnahm, Folgendes:

[1]) Sujet = celui qui est soumis à une autorité souveraine.

[2]) Bigot, geboren zu Rennes, Rechtsgelehrter in Paris, Mitglied der Legislative, verbarg sich nach dem 10. August 1792. Napoleon ernannte ihn zum Staatsrath, zum Reichsgrafen und zum Cultminister; er starb 1828.

„Der erste Consul wählte drei berühmte Juristen: Tronchet, Vertheidiger Ludwigs XVI., Portalis und Malleville, um den Entwurf zu machen. Dieser Entwurf wurde gedruckt an die Gerichtshöfe vertheilt und diese aufgefordert, ihre Bemerkungen darüber einzusenden. Nachdem auch diese Bemerkungen gedruckt und unter die Mitglieder des Staatsrathes vertheilt waren, eröffnete man eine feierliche Berathung. Ich wohnte derselben regelmäßig bei, und obgleich mir die Sache eigentlich fremd war, hörte ich doch mit dem lebhaftesten Interesse zu, wie die Meister der Gesetzeskunde die Bedürfnisse der Gesellschaft und die Mittel, denselben zu begegnen, mit Klarheit entwickelten. Der erste Consul war jedesmal anwesend und nahm oft den thätigsten Antheil an der Discussion. Anfangs schwieg er gewöhnlich und wartete bis Cambacérès, Portalis und andere ihre Sätze aufgestellt und ihre Meinung entwickelt hatten; dann aber nahm er das Wort, stellte die Frage oft in einem ganz neuen Lichte dar und zeigte einen Scharfsinn und eine Tiefe des Gedankens, welche bewunderungswürdig waren; so überzeugte er die andern und wurde oft die Veranlassung zu höchst weisen Modificationen. Bonaparte besaß keine Beredsamkeit, aber einen fließenden Vortrag, eine gewandte Dialectik und eine große Schärfe der Beweisführung. Sein Geist war fruchtbar, seine Worte hatten einen Reichthum des Ausdrucks, und seine Gedanken eine Tiefe, wie ich sie bei keinem andern Menschen gefunden habe. Bei dieser Berathung strahlte sein wunderbarer Geist im hellsten Glanze — und doch waren soviele der behandelten Fragen ihm stets fremd geblieben. Herr Locré, der Generalsecretär des Staatsraths, führte das Protokoll der Berathungen; es ist ein Meisterstück von Klarheit und Genauigkeit und beweist die ganze Wahrheit meiner Behauptungen."

wie er entstand.

Genie Bonapartes.

Ein neues Gesetz für ganz Frankreich war nothwendig, denn der Convent hatte keines zustande gebracht. Der Code civil, der jetzt vorgelegt wurde, war eine große Leistung, deren Wert auch Juristen unserer Tage anerkennen. Desungeachtet ward er als bloße Compilation, als Übersetzung des römischen oder herkömmlichen Rechtes von Benjamin Constant, von Chénier, von Ginguené und Andrieux verhöhnt: es sei ein Buch, von Rechtsgelehrten und einem General zusammengestoppelt. Die einzelnen Paragraphen, die sie tadelten, werden jedoch gerade in unseren Tagen als das einzig Richtige gepriesen. Schon der Einleitungsabschnitt wurde mit 63 gegen 15 Stimmen verworfen und es schien, als ob der Code civil dem Tribunat nur Anlass geben würde, seinen Unmuth gegen den ersten Consul auch ferner zu äußern, um zu allerletzt die ganze Arbeit zu verwerfen.[1]) Bonaparte versammelte, höchst aufgebracht, deshalb den Staatsrath: „Was fangen Sie an mit Leuten, die schon vor der Erörterung sagten, die Staatsräthe und Consuln seien Esel — und man müsse ihnen ihr Machwerk an den Kopf werfen!" Eine constitutionelle Geduld war nicht Sache des ersten Consuls. Er wollte nur noch das Schicksal zweier anderer Anträge abwarten, „um sich dann in seine Winterquartiere zurückzuziehen und zu erwägen, was zu thun sei" — das heißt: Gewalt zu gebrauchen. Thiers bezeichnet den Angriff der Tribunen als Schererei, die ernster Männer ganz unwürdig war, als ein künstliches und zugleich gefährliches Ärgernis, „denn man trieb einen ungestümen Charakter aufs äußerste, der sich seiner Kraft bewusst und zu allem fähig war und seinen Entschluss aussprach, die Hindernisse zu zermalmen, die man allem Guten in den Weg zu legen suche, was er thun wolle". — Am nächsten

Einwürfe.

Thiers' Urtheil.

[1]) Thiers, l. c. III, p. 268.

Siéyès. Audienztag, zu dem auch die Senatoren kamen, und darunter Siéyès, war Bonaparte sehr aufgeregt, fuhr einige Gegner hart an und sagte, auf Siéyès blickend, mit lauter Stimme: „Es gibt Leute, die uns einen Großwahlherrn geben möchten, und dabei an einen Prinzen des Hauses Orleans denken; dieses System hat, wie ich weiß, selbst im Senat Anhänger!“ [1]) — Siéyès wurde roth und entfernte sich. Dann erklärte Bonaparte den um ihn versammelten Senatoren: „Wenn Sie Daunou in den Senat wählen, so sehe ich das als persönliche Beleidigung an — und Sie wissen, ich habe eine solche nie geduldet!“ Das war nicht constitutionell, aber es wirkte. — Thiers bemerkt: „So wahr ist es, dass nach einer blutigen Revolution, welche die Gemüther aufs tiefste gegeneinander aufgeregt hat, ein freies Walten constitutioneller Einrichtungen unmöglich war.“ [2]) — Gewiss ist, dass die Mehrzahl der Franzosen in diesem Streit für Bonaparte war, und die Spitzfindigkeiten des Tribunats verwarf.[3]) Nicht die Tribunen, sondern die Regierung hatte die Zustimmung des Volkes für sich.

Der erste Consul sprach auf die Angriffe des Tribunats:[4]) „Wir brauchen
England keine Opposition; in England ist sie nicht gefährlich; die Männer, welche sie bilden, sind dort keine Unruhestifter; sie sehnen sich weder nach der Feudalherrschaft, noch nach der Herrschaft des Schreckens: sie haben den rechtmäßigen Einfluss des Talentes und streben nach nichts weiter, als sich von der Krone erkaufen zu lassen. Bei uns ist es anders; denn hier bilden die ehemaligen Privilegierten und die Jakobiner die Opposition. Diese Leute streben weder nach Stellen, noch nach Geld; einige wollen die Herrschaft der Clubs, andere die ehemalige Regierung. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Berathung in einem Lande,
und Frankreich. das schon lange constituiert ist, und der Opposition in einem Lande, das es noch nicht ist. Die ehrlichen Männer im Tribunat streben nach dem Siege, ohne sich darum zu kümmern, ob sie das Staatsgebäude erschüttern. Was ist die Regierung? Nichts, wenn sie nicht die Meinung für sich hat. Wie kann sie dem Einflusse einer immer dem Angriffe geöffneten Tribüne das Gleichgewicht halten? Da, wo es keine Patricier gibt, darf es auch kein Tribunat geben. In Rom war es etwas anders, und auch da haben die Tribunen mehr Schaden als Gutes gethan. Die constituierende Versammlung verwies den König in die zweite Reihe — und sie hatte Recht. Der König hatte den Adel und die Geistlichkeit in seiner Hand, und war überdies der Repräsentant der Feudalherrschaft. Die jetzige Regierung ist der Repräsentant des Volkes.“

Cambacérès. Der Vermittler in diesem Streite war wieder Cambacérès. Er rieth dem ersten Consul von ungesetzlichen, gewaltthätigen Mitteln ab, wozu dieser umsomehr geneigt war, als er nach der Verfassung nicht das Recht hatte, das Tribunat aufzulösen: er solle seine Gegner der Unthätigkeit und der öffentlichen Verachtung preisgeben, das Gesetzbuch zurückziehen, dadurch dem Tribunat Ferien geben, und so auf ihnen die gezwungene Unthätigkeit, zu welcher die Regierung sich genöthigt sehe, als schweren Vorwurf lasten lassen.

---

[1]) Thiers, l. c. III, p. 272—274.

[2]) Ibid. III, p. 275.

[3]) Bignon, Histoire de France depuis 18 Brumaire jusqu'à la paix de Tilsit. (November 1799 bis Juli 1807.) II, p. 88. Paris 1829.

[4]) So berichtet Lefèbre, damals Beamter im Ministerium des Äußern, in seiner „Geschichte der Cabinete Europas während des Consulates und Kaiserreichs 1800 bis 1815“, I, S. 203—204.

Nach der Verfassung sollten im Jahre 1802 im ganzen zwanzig Mitglieder des Tribunats und sechzig des gesetzgebenden Körpers austreten, die Verfassung lasse es unbestimmt, ob das Los darüber entscheide oder der Senat; die Regierung solle nun die Unbestimmtheit des fraglichen Artikels dahin erklären, dass der Senat zu wählen, dass nicht das Los zu entscheiden habe, und er, Cambacérès, wolle es beim Senat schon auswirken, dass an Stelle der unruhigen und gefährlichen Köpfe ruhige und friedliche Bürger gewählt würden. So könne man sich aus der Verlegenheit helfen, ohne die Verfassung schreiend zu verletzen. Bonaparte willigte in diesen und in jeden andern Plan ein, „sofern man ihn nur von Menschen befreite, die ihn verhinderten, Frankreichs Wohl zu befördern". Aushilfe.

Der Code civil zurückgenommen.

Nun wurde am 9. Januar 1802 dem gesetzgebenden Körper die vom ersten Consul gemachte Botschaft überschickt, die Regierung habe beschlossen, das Bürgerliche Gesetzbuch zurückzuziehen:

„Mit Schmerz sieht die Regierung sich genöthigt, die von der Nation mit so viel Interesse erwarteten Gesetze auf eine andere Zeit zu verschieben; aber sie hat sich überzeugt, dass die Zeit noch nicht gekommen ist, in welcher man zu diesen wichtigen Erörterungen mit derjenigen Ruhe und Eintracht des Strebens schreiten wird, die sie verlangen." —

Bonaparte Präsident der italienischen Republik.

Nun gieng es an die Ordnung der italienischen Republik. — Sichtlich hatte Bonaparte den Plan, dereinst über ganz Italien zu herrschen: er gieng aber umsichtig voran, übernahm einen Theil nach dem andern, um die Eifersucht der Mächte Europas nicht allzusehr zu erregen. In Italien gab es zugleich heftige Parteien wie in Frankreich; Bonaparte aber wusste sie mit italienischer Schlauheit seinem Willen fügsam zu machen.

Bonaparte sichert die italienische Republik.

Zunächst galt es, die italienische Republik sicher zu stellen: sie umfasste die Lombardei bis an die Etsch, die Legationen und das Herzogthum Modena. Piemont wurde dann mit Frankreich vereinigt, Parma blieb vorbehalten. Diese Republik zählte fünf Millionen Einwohner, konnte 70 bis 80 Millionen Francs Staatseinnahmen aufbringen und konnte mit der Hälfte davon leicht 40.000 Soldaten unterhalten. Sie war westlich und nördlich gedeckt durch Frankreich, durch die Alpen, östlich durch die Etsch, die von Rivoli bis Legnago befestigt war; dann deckten Peschiera und Mantua die Linie des Mincio. Südlich von ihr war Toscana oder Etrurien, das jedoch abhängig war von Frankreich. Hauptfestungen im Innern waren Alessandria und Pavia. Auf den vier neuen Straßen über die Alpen konnte Frankreich der jungen Republik schnell zuhilfe kommen; sie war eine Lieblingsschöpfung Bonapartes, der ihr jetzt eine feste Regierung zu geben sich vorsetzte, während sie bisher durch einen vollziehenden Ausschuss von drei Mitgliedern geleitet war, neben welchem eine Art Consulta oder gesetzgebender

Versammlung bestand. Bonaparte zog Marescalchi zu Rath, den Gesandten in Paris, und berief noch Albini, Serbelloni und Melzi,
Verfassung. und berieth mit ihnen eine Verfassung, die in vielem ein Nachbild der französischen war. Man kam zu drei beständigen Wahlcollegien, die sich selbst ergänzten mit Mitgliedern auf Lebenszeit.

Das erste sollte bestehen aus 300 Großgrundbesitzern, das zweite aus 200 angesehenen Kaufleuten, das dritte aus 200 Gelehrten, Schriftstellern und Geistlichen. Diese drei Collegien sollten einen Aus-
Censura. schuss von 21 Mitgliedern wählen, die Censurcommission, welche, wie in Frankreich der Senat, alle Mitglieder eines Staats-
Consulta. körpers wählen sollte, und diese Wahlobrigkeit sollte dann wieder eine von acht Mitgliedern küren, die, wie der französische Senat, über die Verfassung zu wachen, über außerordentliche Umstände zu berathen, die Verhaftung gefährlicher Personen anzuordnen, und den Präsidenten zu ernennen hätte. Eines dieser acht Mitglieder sollte zugleich das Ministerium des Äußern bekleiden. Dann sollte es noch einen Staatsrath geben, welcher die Gesetze und Verordnungen abzufassen und vor dem gesetzgebenden Körper zu vertheidigen hätte; dann einen gesetzgebenden Körper aus 75 Mitgliedern, welcher über die Gesetze abzustimmen hätte, nachdem 15 Sprecher aus seiner Mitte vor ihm diese Gesetze
Präsident. erörtert hätten. An der Spitze der Republik sollte ein Präsident stehen, der einen Vicepräsidenten zur Seite habe. Er solle gewählt sein auf zehn Jahre und ernannt vom Senat. In dieser Verfassung waren also drei lebenslängliche Wahlcollegien an die Stelle der Notabilitätslisten getreten.

Um dieser Verfassung sogleich rechtes Leben zu geben, beschloss Bonaparte, das Regierungspersonale auf einmal vollständig selber zu wählen und alle Ernennungen vorzunehmen. Er zimmerte also nicht bloß das Räderwerk, sondern setzte den Staatswagen auch zusammen und machte ihn gehen. Aber
Wer Präsident? wer sollte Präsident werden? — Kein anderer als Bonaparte, und Melzi sollte die Stelle des Vicepräsidenten übernehmen. Dies durfte man aber nicht sogleich sagen; sachte, nach und nach sollten die Italiener dahin gebracht werden, Bonaparte zu bitten, dass er diesen Präsidentenstuhl selber gnädigst ausfülle, denn ohne ihn wäre die Republik bald wie ein Schiff ohne Steuer, ein Spiel aller Winde geworden.

Feste in Lyon. Das Ganze sollte während einer Zusammenkunft unter großen Festlichkeiten in Lyon zusammengestellt werden, nachdem durch die Vertrauten Bonapartes in Zeitungen die Mahnung verbreitet worden war, die cisalpinische Republik bedürfe einer Ausbesserung ihrer Verfassung von 1797 und diese könne nur vom Gründer der italienischen Republik ausgehen; er allein habe die nöthige Kraft und Weisheit hiezu. Das Glück Italiens und die Ruhe Europas hängen davon ab. 452 hervorragende Grundbesitzer, Kaufleute, Professoren, Richter, Prälaten wurden zum Fest der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes nach Lyon eingeladen — und sie kamen, obschon es strenger Winter war, über die Alpen
Talleyrand. und wurden aufs beste empfangen und bewirtet. Talleyrand, als Minister des Äußern, und Chaptal, als Minister des Innern, empfiengen sie da und

hielten mit ihnen die Vorberathungen ab. Festlichkeiten wechselten mit den Sitzungen und hielten die Abgeordneten in bester Stimmung. Am 11. Januar 1802 traf Bonaparte selber in Lyon ein. Die Bevölkerung im Süden war umsomehr für ihn eingenommen, je mehr sie unter dem Directorium durch Unruhen gelitten hatte. Die Fabriken waren wieder im Gang, der Wohlstand und das behagliche Gefühl der Sicherheit war zurückgekehrt. Die Landleute warteten Tag und Nacht an den Straßen auf die Ankunft Bonapartes und begrüßten ihn, als er endlich kam, mit voller Begeisterung. Lyon war mittagshell beleuchtet, als er in der Nacht unter einem Triumphbogen, auf dem ein schlafender Löwe ruhte, in Lyon einzog. Die Italiener wetteiferten mit den Franzosen in Ausbrüchen der Begeisterung: sie sahen in ihm den Italiener, der über Frankreich herrschte und zugleich ihnen wieder eine Bedeutung gab. Die Verfassung, die er vorgeschlagen, nahmen sie mit Freuden an, und er willigte gern in einige unwesentliche Veränderungen, die sie wünschten. Mit einem Ausschuss von 30 Mitgliedern berieth er die zu treffenden Wahlen.

Bonaparte

beliebt.

Wer aber sollte Präsident werden? Als sie hinlänglich wegen dieser Frage in Verlegenheit waren, legte ihnen Talleyrand nahe, diese Verfassung durch den Ruhm des ersten Consuls zu schützen. Sie willigten ein unter der Bedingung, dass der Vicepräsident ein Italiener sei. Am 25. Januar 1802 rief die Consulta Napoleon Bonaparte zum Präsidenten aus; er sollte mit dem Titel „erster Consul der französischen Republik" den Titel „Präsident der italienischen Republik" verbinden. Während die Consulta diese Berathung pflog, hielt Bonaparte Revue ab über die Truppen, die aus Ägypten zurückgekehrt waren und in Jubel ausbrachen, als sie ihren General, der sie zu Siegen in Ägypten geführt hatte, wiedersahen, und zwar an höchster Ehrenstelle. Er hingegen wusste ihre Begeisterung für ihn zu steigern dadurch, dass er ihre Reihen entlang schritt, Einzelnen die Hand drückte, sie beim Namen nannte, sie an die gemeinsam bestandenen Gefahren erinnerte, sie nach ihren Narben fragte, um ihnen zu zeigen, dass er immer an sie gedacht habe. Diese Revue fand statt auf dem Platz Bellecour, der während der Revolution so viel Schreckliches und Thörichtes gesehen hatte.

wird Präsident.

Als Bonaparte von da in das Stadthaus zurückkam, hörte er aus dem Mund der Abgeordneten der Consulta den Wunsch, er möge Präsident der italienischen Republik sein, den er natürlich gern erhörte. Am 26. Januar war die Festversammlung der Consulta. Bonaparte hielt in italienischer Sprache eine Rede, worin er die Grundsätze aussprach, welche die neue Regierung leiten sollten.

Bonaparte sagte italienisch zu den Abgeordneten: „Ich habe Sie, als die vornehmsten Bürger der cisalpinischen Republik, in Lyon bei mir versammelt, und Sie haben mir hinlängliche Aufklärungen gegeben, dass ich das hohe, mir übertragene Amt als erste obrigkeitliche Person des französischen Volkes und als erster Schöpfer Ihrer Freiheit erfüllen kann. Die Wahlen der Obrigkeiten habe ich ohne Vorliebe für irgend eine Partei oder irgend einen Ort getroffen; was aber das Amt eines obersten Präsidenten betrifft, so habe ich keinen unter Ihnen gefunden, welcher durch Verdienste um das Vaterland, durch Ansehen beim Volke und durch Absonderung von den verschiedenen Parteien die Übertragung eines solchen

Ansprache Bonapartes.

Postens verdient hätte. Die von Ihnen klüglich angeführten Beweggründe bestimmen mich, und ich gebe Ihren Wünschen nach; ich will, so lange es nöthig sein wird, die große Last Ihrer Angelegenheiten auf meinen Schultern behalten und angenehm wird es mir unter so vielen auf mir ruhenden Sorgen sein, die Befestigung Ihres Staates und das Glück Ihrer Völker zu vermehren. Sie haben keine allgemeinen Gesetze, keine Nationalgebräuche, keine mächtigen Heere; allein Gott beschützt Sie, denn Sie haben Alles, um jene Bedürfnisse herstellen zu können, nämlich ein zahlreiches Volk, fruchtbare Fluren und das Beispiel Frankreichs."

Die Rede gefiel — und die Versammlung antwortete mit dem Jubelruf: „Es lebe der erste Consul der französischen, es lebe der Präsident der italienischen Republik!" —

Die Elimination der Gegner. — Amnestierung der Emigrante

Am 28. Januar verließ Bonaparte nach achtundzwanzigtägigem Aufenthalt die Stadt Lyon, am 31. Januar traf er wieder in Paris ein. Dass ihn die Italiener zu ihrem Präsidenten gewählt, wirkte auf die Franzosen mächtig ein, was Bonaparte vorausgesehen und darum zur Befestigung seiner Stellung in Frankreich gewunschen hatte. Italien war jetzt gebunden an Frankreich, der erste Consul der französischen war auch Präsident der italienischen Republik, alles schien dem jungen Manne zu gelingen. Der Muth seiner Gegner im Tribunat war erschüttert. Cambacérès hatte während seiner Abwesenheit das Nöthige gethan, diese Gegner zu lähmen.

Cambacérès.

Am 9. Januar 1802 hatte er im Einverständnis mit den angesehensten Senatoren, namentlich mit Tronchet, an den Senat eine Botschaft gerichtet: der Artikel 38 der Verfassung bestimme, dass im Jahr X, in dessen viertem Monat man schon stehe, das erste Fünftel vom gesetzgebenden Körper und vom Tribunat erneuert werde, und der Weisheit der Senatoren gezieme es, sich mit dieser Frage zu beschäftigen. — Am 18. Januar 1802 beschloss dann der Senat, die Bezeichnung des Fünftels habe durch Abstimmung und nicht durch das Los vor sich zu gehen — und er werde fortan abstimmen, wer beizubehalten sei. Hätte er beschlossen, er wolle abstimmen, wer auszuscheiden sei, so wäre dies einer Ausstoßung gleichgekommen, und hätte viel Bitterkeit erregt. Der Senat benutzte nun die Notabilitätslisten, welche Siéyès erfunden hatte, um die Partei des Siéyès eigentlich auszustoßen. 60 Mitglieder des gesetzgebenden Körpers und zwar jene, welche sich der Wiederherstellung des Gottesdienstes am meisten feindselig bewiesen hatten, und 20 Mitglieder des Tribunats wurden eliminiert, das heißt nicht mehr unter die Tribunen aufgenommen, darunter waren Chénier, Ginguené, Chazal, Baillenl, Courtois, Daunon und Benjamin Constant; an ihre Stelle kamen Großgrundbesitzer und Beamte, welche gute Dienste geleistet hatten, auch Lucian Bonaparte und Carnot. Durch diese Maßregel, gegen welche die eigentlich Ausgestoßenen nichts einwenden konnten, zumal die

Der Senat schließt die Gegner aus.

öffentliche Meinung sich gegen sie aussprach, entfernte Bonaparte seine Gegner aus dem Amt, ohne gerade verletzend aufzutreten; der Senat hatte sie eliminiert.[1])

Das Tribunat war fortan sehr fügsam — was der erste Consul ernstlich wollte, fand keinen Widerspruch mehr. Thiers bemerkt: „Es wäre zu wünschen gewesen, dass der erste Consul es über sich vermocht hätte, einige machtlose Verkleinerer zu ertragen, bei seiner Ruhmesfülle und bei dem allgemeinen Beifall Frankreichs, der ihn entschädigte für eine unangemessene Opposition. Dieses Verzichten wäre würdiger gewesen und zugleich minder schädlich für die Art von Freiheit, die er uns damals hätte lassen können, um uns später eine wahre Freiheit vorzubereiten. Allein in dieser Welt ist einmal die Weisheit seltener, als die Geschicklichkeit, seltener sogar, als das Genie, denn die Weisheit verlangt die Besiegung der eigenen Leidenschaften — und eines solchen Sieges sind die großen Männer auch nicht mehr fähig, als die kleinen. Der erste Consul ließ es, das muss man eingestehen, bei dieser Gelegenheit an Weisheit fehlen — und man kann zu seinen Gunsten nur eine Entschuldigung geltend machen, dass eine solche Opposition, wenn sie durch seine Geduld ermuthigt wurde, vielleicht mehr als unbequem, ja sogar gefährlich und unüberwindlich geworden wäre, wenn zuletzt der gesetzgebende Körper und der Senat an ihr theilgenommen hätten. Diese Entschuldigung hat einen gewissen Grund, und beweist, dass es Zeiten gibt, in denen die Dictatur nothwendig ist, selbst für Länder, welche frei sind oder doch bestimmt sind, es zu werden." — Thiers tadelt diese Opposition, die oft gepriesen worden ist, sie sei inconsequent und händelsüchtig gewesen, hätte sich gegen das Bürgerliche Gesetzbuch und gegen die Herstellung der Altäre, kurz gegen die besten Maßregeln des ersten Consuls aufgelehnt, habe aber stillgeschwiegen zur Ächtung der armen Revolutionäre, die ohne Urtheil und Recht außer Landes gebracht wurden, „wegen jener Höllenmaschine, deren Urheber sie nicht waren".[2])

Fehler Bonapartes

und des Tribunats.

Nun war Bonaparte im Stande, nützliche Maßregeln ohne Widerstand durchzuführen, das Concordat, die Ehrenlegion, das Schulgesetz. Eine Wunde aber, meinte er, sei noch offen und müsse geschlossen werden, die Auswanderung, dann habe Frankreich wahrhaft den innern Frieden.

Für den äußern Frieden mit England schien er damals wenig Besorgnis zu hegen, er war ja abgeschlossen in den Präliminarien von London. Cornwallis und Joseph Bonaparte verhandelten nur noch über Nebenfragen in Amiens, sie betrafen einmal Malta. Bonaparte wünschte die Festungswerke der Insel zu schleifen und darauf ein neutrales, allen Nationen offenes Lazareth einzurichten. Die Engländer aber sahen in Malta nur eine Brücke für die Franzosen nach Ägypten und wünschten darum die Herstellung des Ordens,

Verhandlung zu Amiens.

Malta.

[1]) Eliminer vom lateinischen Eliminare = hinauswerfen, mettre dehors; retrancher de la liste des candidats, faire disparaître.

[2]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, III, p. 316—317.

aber dass zugleich eine englische und eine maltesische Zunge darin sei: sie hätten dann das Übergewicht gehabt, da die Bewohner von Malta ihnen ergeben waren. Sie verzichteten zuletzt auf die beiden neuen Zungen, und man einigte sich dahin, ein neuer Hochmeister solle gewählt werden; Hompesch, der sich bei der Belagerung so feige gezeigt, habe alles Ansehen verloren. Bis aber der Orden wieder hergestellt sei, sollten 2000 Mann Neapolitaner die Festung besetzt halten; Russland sollte die Bürgschaft für den Bestand des Ordens und für die Neutralität Maltas übernehmen. Auch hatte man sich geeinigt über die Gebietsintegrität für Portugal und die Türkei. Lord Cornwallis freute sich schon, dass er einen Weltfrieden unterzeichnen könne, nachdem er früher als Krieger einen hohen Ruhm erlangt hatte. Allein plötzlich bekam er strengere Weisungen von den englischen Ministern.

Türkei und Portugal.

England enttäuscht.

Das englische Volk hatte zwar die Friedenspräliminarien von London mit Jubel aufgenommen, weil es das Ende alles Elendes vom Weltfrieden erwartete, nun aber war die damit erhoffte Erniedrigung der Preise der Lebensmittel nicht eingetreten und die Großhändler hatten keinen Absatz ihrer Waren in Frankreich erlangt. Frankreich war schnell wieder Herrin von Domingo geworden, es hatte Italien wieder fest an sich gekettet, es hatte von Spanien Louisiana erlangt. Man sagte in London, Frankreich vergrößere sich fortwährend und England würde kleiner.

Frankreich nimmt zu.

Nun wurden einige Fragen schärfer gefasst, zum Beispiel die der Entschädigung für das Haus Oranien. England wünschte ferner einen türkischen Bevollmächtigten bei Abschluss des Friedens von Amiens; auch solle der König von Sardinien, dessen Land Piemont Napoleon noch immer besetzt hatte, eine Entschädigung erhalten; dann sei England bereit, das Königreich Etrurien und die italienische Republik anzuerkennen. Bonaparte wies diese neuen Bedingungen zurück: wolle man den Frieden nicht ernst, so müsse man den Verhandlungen ein Ende machen. Das englische Ministerium erschrak und gab Cornwallis Erlaubnis, abzuschließen.

Abschluss.

Am 25. März 1802 unterzeichneten beide Bevollmächtigten den Frieden[1]) und umarmten sich herzlich unter dem Zurufe des Volkes. So war dieser zehnjährige Krieg feierlich, wenigstens für den Augenblick, beendet. Wieder stiegen die Hoffnungen auf einen lange dauernden Frieden und auf alle Wohlthaten desselben — und Bonaparte berief unter dieser Stimmung das Tribunat und den gesetzgebenden Körper zu einer außerordentlichen Sitzung, die vom 1. April bis zum 20. Mai dauern sollte.

Concordat 8. April.

Das Concordat wurde vorgelegt und mit 78 gegen 7 Stimmen vom Tribunat angenommen und vom gesetzgebenden Körper mit 228 gegen 21 Stimmen.[2]) Dann kam das Nationalfest des doppelten Friedens am Ostertag, 18. April 1802, und jetzt sollte auch die schwere Streitfrage wegen der Auswanderung gelöst werden durch ein allgemein giltiges Gesetz,

Die Emigranten.

[1]) Thiers, l. c. III, p. 327—328.
[2]) Ibid. III, p. 341.

während bisher nur durch Gunst oder auf Empfehlungen hin Streichungen aus der Liste der Emigranten stattgefunden hatten unter dem Vorwande, die Auswanderer seien unschuldig in das Verzeichnis gekommen.

Die Güterfrage.

Diese Frage hatte aber ihre großen Schwierigkeiten wegen der Güter, die der Staat zur Zeit der ärgsten Revolution mit Beschlag belegt und zum Theil verkauft hatte. In der Consularverfassung war den Käufern der Besitz zugesichert und war ausgesprochen, dass die Ausgewanderten niemals zurückgerufen werden sollten. Doch Bonaparte fühlte sich stark genug, auch diese Frage zu lösen und Hunderte, die Frankreich und ihn bitter hassten, zu versöhnen und in Anhänger seiner Regierung zu verwandeln. Thiers sagt mit Recht:[1]) „Die Verbannung ist eine abscheuliche Erfindung der Zwietracht: sie macht den Verbannten unglücklich, verdirbt sein Herz, weist ihn an auf das Almosen der Fremde und verbreitet das betrübende Schauspiel der heimischen Wirren bis in weite Fernen. Von allen Spuren einer Revolution muss man diese zuerst austilgen. Bonaparte sah die Zurückberufung der Auswanderer an als eine unerlässliche Vervollständigung der allgemeinen Beruhigung. Es war eine That der Versöhnung, deren Schwierigkeiten zu überwinden und deren Ruhm zu erwerben er längst mit Ungeduld trachtete.“ Viele Vorsicht war aber nöthig. Zuerst galt es, die Käufer der Nationalgüter ihres Besitzes zu versichern, und darum wurde gesetzlich erklärt, dass der Erwerb von Nationalgütern unwiderruflich sei. Dann wurde beschlossen, alle Auswanderer zurückzuberufen, sie ständen aber unter der Aufsicht der Staatspolizei und blieben derselben lebenslänglich unterworfen, wenn sie derselben auch nur einmal Anlass zur Einschreitung gäben. Ausgenommen von der Gunst der Zurückberufung sollten jedoch die Anführer von Scharen gegen die Republik, dann alle jene sein, die einen Rang in den feindlichen Heeren bekleideten, alle, welche Stellen, Titel am Hofe bourbonischer Prinzen beibehalten, alle Generale und Volksvertreter, die insgeheim mit dem Feinde unterhandelten (Pichegru), ferner alle Bischöfe und Erzbischöfe, welche den vom Papste verlangten Verzicht auf ihre Stelle verweigert hätten. Der letztern waren allerdings nur vierunddreißig, sie verwarfen das Concordat; achtzehn, die in England unter dem Einflusse der Prinzen lebten, protestierten auf Grundlage der gallicanischen Freiheiten gegen das Verfahren des Papstes, als Missachtung der Rechte des gesammten Episkopats, und stellten sogar Gebete zu seiner Bekehrung an. Die Eidleistenden erklärten alle bis auf einen, Saurin, dass sie dem Concordate beipflichteten. Die meisten Bischöfe hatten auf den Wunsch des Papstes auf ihre Stelle verzichtet, einige sogar mit dem patriotischen Beisatze: „sie seien bereit, ihre Stellen, ja sogar ihr Leben für den Frieden der Kirche und das Heil des Vaterlandes zum Opfer zu bringen“.

Beschluss.

Zurückberufung.

Ausnahmen.

Güter der Emigranten.

Nun kam die Frage der Güter. Nachdem der Verkauf der schon veräußerten für unverletzlich erklärt war, konnte nur von der Rückgabe jener Güter die Rede sein, welche noch unversehrt in den Händen der Regierung waren. Bonaparte sprach seinen Willen entschieden dahin aus: „Ich habe noch nichts gethan, wenn ich diesen Auswanderern ihr Vaterland, nicht aber ihr Erbe zurückgebe. Ich will die Spuren unserer Bürgerkriege austilgen, und wollte ich Frankreich anfüllen mit zurückkehrenden Auswanderern, welche in Armut blieben, während ihre Güter unter Sequestration des Staates stünden, so würde ich eine

[1]) Thiers, l. c. III, p. 349—350.

Classe von Unzufriedenen schaffen, die uns keine Ruhe ließe; und wer wird diese unter Sequestration verbleibenden Güter kaufen wollen, wenn ihre zurückgekehrten vormaligen Eigenthümer da sind?" Darum der Beschluss, die noch nicht verkauften Güter zurückzugeben, mit Ausnahme der einem öffentlichen Dienste gewidmeten Häuser oder Gebäude. Starker Widerstand war zu besiegen; es hieß, man möge die Auswanderer zurückrufen mit dem Wort „Amnestie", um die Auswanderung als ein Verbrechen zu brandmarken, das die siegreiche Nation verzeihe. — Bonaparte aber meinte, man dürfe die nicht demüthigen, deren Aussöhnung mit dem Vaterlande man bewirken wolle; man dürfe sie nicht als begnadigte Verbrecher behandeln. Es hieß, man dürfe keinesfalls die Gehölze und Forste zurückgeben, die für die Kriegs- und Marinebedürfnisse unentbehrlich seien. Hierin musste Bonaparte nachgeben. Er hat nachträglich manche vollkommen begnadigt und sich dieselben zu Anhängern seiner Regierung gemacht.

Amnestie.

Beschluss des Senats.

Am 26. April 1802 beschloss der Senat, als über der Verfassung stehende und dieselbe ergänzende Macht: da die Gerechtigkeit und der Vortheil der Nation es verlange, da die Gesetze über die Auswanderer in einer Zeit innerer Zwietracht und eines entsetzlichen Krieges gegeben worden seien, da es jetzt aber gelte, alle Franzosen miteinander zu versöhnen, die Familien zu beruhigen und die Wunden einer langen Revolution zu schließen, — so sei nun die Strenge der Gesetze zu mildern und eine Amnestie zu erlassen, welche die große Menge der mehr Verirrten als Übelgesinnten begnadige, welche aber die Strafe auf die großen Schuldigen fallen lasse, indem sie dieselben definitiv in dem Verzeichnis der Ausgewanderten beibehalte. —

Bonaparte, erster Consul auf Lebenszeit.

Dank der Nation.

Der Friede von Amiens sollte dem gesetzgebenden Körper zum Ende der Sitzungen vorgelegt werden, der allgemeine Friede sollte also normal sein. Begreiflich ist, dass viele meinten, man solle dem großen Manne, welcher in zwei und ein halb Jahren Frankreich aus dem Chaos der Revolution herausgerissen, mit der Kirche und mit Europa versöhnt hatte, einen großen Beweis der nationalen Dankbarkeit geben. Hätte er einen Wunsch ausgesprochen, er wäre erfüllt worden. Diejenigen, welche mit Bonaparte vertraut waren, ahnten wohl, was er wünschte — die oberste Gewalt auf Lebenszeit — aber es war, als ob man ihm den Mund aufbrechen müsse, dass er darüber rede. Er war verschlossener als je.

Talleyrand.

Talleyrand und Cambacérès handelten für ihn. Jener sagte ganz offen, man müsse so schnell als möglich zur Monarchie zurückkehren, mit Europa lasse sich viel leichter im Namen einer Monarchie, als im Namen einer Republik unterhandeln; die Bourbonen seien für die Monarchen unangenehme und missachtete Gäste, dagegen habe Europa Vertrauen zu Bonapartes Thatkraft und Kühnheit; man brauche kein Königthum, aber man solle ihm das Consulat auf

Lebenszeit zuerkennen, mit dem Rechte, einen Nachfolger zu wählen, und zwar den, welchen er für den würdigsten halte, dann habe er eine vollkommen monarchische Stellung, stärker und ruhmvoller als irgend eine andere.

Die Brüder.

Niemand wünschte eifriger die Monarchie Bonapartes als seine Brüder, denn sie waren dann Prinzen, während sie jetzt gar keine feste Stellung besaßen. Nur Frau Bonaparte wünschte, dass ihr Gemahl sich mit seiner Stellung begnüge oder gar sich mit den Bourbonen abfinde, denn sie fürchtete, wenn ihr Gatte zu rasch auf die Monarchie losgehe, so möchte er, wie Cäsar, zu den Füßen des Thrones ermordet werden. In ihren Träumen sah sie immerfort den neuen Cäsar von Dolchstichen durchbohrt. Fouché rieth ihr, ruhig zu sein, sonst würde sie ihren Gemahl unnützerweise stören: „Er wird Consul auf Lebenszeit, König oder Kaiser sein, alles, was man irgend werden kann. Ihre Befürchtungen sind ihm lästig, mein Rath würde ihn verletzen. Bleiben wir also auf unserm Platz und lassen wir die Ereignisse in Erfüllung gehen, die weder Sie noch ich zu verhindern im Stande wären."

Josephine.

Fouchés.

In geschicktester Weise war Cambacérès thätig. Er redete offen mit Bonaparte; jede Übereilung in dieser Angelegenheit sei gefährlich; sicher zum Ziel aber führe, wenn man eine bescheidene und republikanische Form für die Dauer der Macht wähle, die er jetzt schon besitze. Er selber, sowie der dritte Consul Lebrun, seien bereit, für ihn zu thun, was er wolle, und ihm die Verlegenheiten persönlichen Einschreitens zu ersparen, damit er sich nicht Ehren zu nehmen, sondern zu erhalten scheine. Aber auch ihm gab Bonaparte keine offene Antwort; ob er vielleicht jetzt schon das Kaiserthum wünschte? Ob er glaubte, man werde ihm die Kaiserkrone zu Füßen legen, so dass er sie nur aufzuheben brauche? Genug, er erwiderte das Vertrauen nicht mit Vertrauen, sondern wiederholte immer, er habe sich noch keine bestimmte Idee gebildet, sondern würde es mit Vergnügen sehen, wenn seine beiden Collegen die Gemüther überwachten und die Bewegung selber leiteten, um Unklugheiten ungeschickter Freunde zu überwinden. Doch hierin täuschte er sich. Nachdem man jahrelang gegen die Monarchie so viele Kämpfe bestanden, war man noch wenig geneigt, sie wieder einzuführen, eher jedoch ihm die Allmacht zu gestatten, aber unter republikanischer Form: Bonaparte sollte ein Washington, aber von größerem Genie und mit größerem Ruhme sein.

Cambacérès.

Bonaparte verschlossen.

Auch Cambacérès war der Ansicht, eine Verlängerung seiner Macht um zehn Jahre möchte Bonaparte befriedigen, und gewann dafür seine vielen Anhänger im Senat. Am 6. Mai sollte nun der Friede von Amiens dem gesetzgebenden Körper vorgelegt werden, und im Einverständnis sollte Siméon, wenn der Vertrag vom Tribunat dem gesetzgebenden Körper überwiesen werde, eine Botschaft an den ersten Consul vorschlagen, um ihm die Befriedigung der Versammlung auszudrücken, und dann solle der Präsident Chabot den Armstuhl verlassen und den Wunsch aussprechen, den Senat einzuladen, dass er den Consuln einen Beweis nationaler Dankbarkeit gebe. So geschah es, 30. April 1802. Chabot fragte: „Welcher Mann hat jemals mehr Anrecht auf die Nationaldankbarkeit gehabt, als der General Bonaparte? — Welcher Mann hat an der Spitze der Heere, wie an der Spitze der Regierung, sein Vaterland mehr geehrt und ihm ausgezeichnetere Dienste geleistet? — Seine Tapferkeit und sein Genie haben das französische Volk gerettet aus den Ausschweifungen der Anarchie, aus dem Unglück des Bürgerkrieges — und das französische Volk ist zu groß und

Cambacérès.

Weg zum Ziel.

Chabot.

zu hochherzig, um so viele Wohlthaten ohne eine große Belohnung zu lassen. Tribunen! lasst uns der Mund Frankreichs sein." — Dieser Wunsch sollte dem Senat. Senat, dem gesetzgebenden Körper und der Regierung angezeigt werden. Der Senat setzte sogleich einen Ausschuss nieder über diese Frage.

Bonaparte Am 7. Mai 1802 wurde die Botschaft vom ersten Consul und seinen beiden Collegen in den Tuilerien empfangen. Siméon feierte in der Anrede die Wunder seiner Regierung, die noch größer seien als die seines Schwertes, und sprach die Erwartung aus, der Senat möge erfüllen, was das Tribunat nur wünschen könne. bescheiden, Der erste Consul zeigte sich ernst und bescheiden, sprach seine Freude aus über die innige Verbindung der Staatskörper, dankte warm für den vom Tribunat ausgesprochenen Wunsch und schloss mit den Worten: „Ich wünsche keinen andern Ruhm, als den der vollständigen Erfüllung meiner Aufgabe. Ich trachte nach keinem andern Lohne, als nach der Liebe meiner Mitbürger, und fühle mich glücklich, wenn sie fest überzeugt sind, dass ihre Leiden stets die schmerzlichsten Leiden für mich selber sein werden, dass das Leben mir nur theuer ist wegen der Dienste, die ich meinem Vaterlande leisten kann, und dass selbst der Tod keine Bitterkeit für mich haben wird, wenn meine letzten Blicke das Glück der Republik ebenso sichergestellt sehen können, als ihren Ruhm."

Nun kam die Entscheidung, die leicht hätte gegen den Willen Bonapartes ausfallen können, denn viele glaubten, eine Statue oder ein Triumphbogen werde ihm genügen; andere meinten eine Verlängerung seiner Macht um zehn Jahre. Einige sagten zu Cambacérès: „Will der General König werden, so soll er es sagen. Wir haben ihn lieber zum König, als einen andern." Jeder List gegenüber, seine Ansicht zu erforschen, sagte Bonaparte, aber verschlossen. er habe noch keine bestimmte Idee, er nehme an, was man ihm gebe. Als Cambacérès ihm offen andeutete, die Partei Siéyès im Senat würde seine Zurückhaltung missbrauchen, antwortete er nur: „Lassen Sie die Senatoren nur machen, die Mehrzahl ist stets bereit mehr zu thun, als man verschiefe Wendung. langt." — Die Folge dieses Verhaltens war, dass die Gegner Bonapartes der Mehrzahl der Senatoren die Ansicht beibrachten, er begnüge sich mit der Verlängerung seines Amtes um zehn Jahre, in dieser Art würde auch die Republik aufrecht erhalten und die Nation gerettet. So beschloss denn der Senat am 8. Mai die Macht des ersten Consuls um zehn Jahre zu verlängern, d. h. auf siebzehn Jahre, da er bisher schon drei Jahre im Amte und auf zehn Jahre ernannt war.

Der Senator Lefèvre[1]) brachte abends die Nachricht in die Tuilerien, fand aber dort keine Freude daran, ja, Bonaparte wollte sogar im ersten Augenblick das Anerbieten des Senats ablehnen. Seine bisherige Bescheidenheit war also erkünstelt, der Beschluss des Senates verlieh ihm nicht genug. Rath des Cambacérès. Doch Cambacérès eilte ihn zu beschwichtigen und rieth, ja keine Missstimmung merken zu lassen, er gedenke in zweimal vierundzwanzig Stunden alles umzuändern; Bonaparte möge dem Senat danken für sein Anerbieten,

[1]) Der obengenante Verfasser der Memoiren, die sein Sohn herausgab.

aber erklären, nur von der Nation habe er seine Macht erhalten und könne sie nur von ihr verlängert sehen, ja die Nation solle darüber abstimmen; der Staatsrath solle dann an die Nation nur die Frage stellen, ob sie eine Verlängerung der Gewalt des ersten Consuls auf Lebenszeit wünsche. Bonaparte möge sich einige Zeit nach Malmaison entfernen, indessen wollte Cambacérès alles ins Werk setzen.

Antwort Bonapartes.

Bonaparte und Cambacérès verfassten am 9. Mai die Antwort, welche er dem Senat zusandte: „Senatoren! Der ehrenvolle Achtungsbeweis vom 8. Mai wird meinem Herzen stets gegenwärtig bleiben. In den drei verflossenen Jahren hat das Glück der Republik gelächelt; aber das Glück ist unbeständig — und wie viele Männer, die es mit seiner Gunst überschüttete, haben einige Jahre zu lang gelebt! Das Interesse meines Ruhmes und meines Glückes sollten, wie es scheint, in dem Augenblicke, da der Weltfriede verkündet ist, den Grenzpunkt meines öffentlichen Lebens bezeichnet haben. Allein der Ruhm und das Glück des Bürgers müssen schweigen, wenn das Interesse des Staates und das öffentliche Wohlwollen ihn rufen. Sie meinen, dass ich dem Volke ein neues Opfer schuldig bin, ich werde es bringen, wenn der Wunsch des Volkes mir gebietet, wozu Ihr Entschluss mich ermächtigt."

Röderer.

Unter Vorsitz von Cambacérès fand am 10. Mai darüber eine Sitzung des Staatsrathes statt. Röderer sagte, die Dauerhaftigkeit der Regierung sei das erste Bedürfnis des Staates, sei das sicherste Mittel, Vertrauen zu erwecken, den Credit, den Handel, die Industrie in Aufschwung zu bringen und auswärtigen Mächten Achtung einzuflößen; eine Verlängerung der Macht des ersten Consuls auf zehn Jahre sei eine zeitweilige Maßregel, ohne Festigkeit, ohne Größe. Man solle darum in dieser Frage zur Quelle aller Gesetze zurückgehen und das Volk einfach fragen: „Soll der erste Consul auf Lebenszeit Consul sein?" Der Polizeipräfect Dubois bemerkte hierauf, den Antrag des Senats finde man überall lächerlich; die öffentliche Meinung in Paris sei, man habe endlich eine kraftvolle, gewandte und glückliche Regierung gefunden und wolle diese für immer behalten. Mit der Mehrzahl der Stimmen wurde die Anfrage angenommen: „Soll Napoleon Bonaparte lebenslänglicher Consul sein?" Hierauf stellte Röderer noch den Antrag, dieser Frage weise eine zweite beizufügen: „Soll der erste Consul das Recht haben, sich einen Nachfolger zu ernennen?" Dann entsteht eine wahre Monarchie unter republikanischer Form, denn das Recht, einen Nachfolger zu bezeichnen, sei der beste Ersatz für die Erblichkeit, zuweilen sogar besser als die Erblichkeit selber, denn er sei das Mittel, der Welt die Regierung der Antonine zu geben. Mit Mehrheit ward auch diese Frage vom Staatsrath angenommen und beschlossen, in allen Mairien, in allen Gerichtsschreibereien, bei den Notaren und bei allen öffentlichen Beamten Stimmlisten aufzulegen. Die Frist zur Abgabe der Listen solle drei Wochen sein.

Dubois.

Bonaparte streicht die zweite Frage.

Cambacérès begab sich nach Malmaison mit dem Beschluss. Bonaparte verwarf jedoch die zweite Frage: „Wen soll ich denn zu meinem Nachfolger bestimmen? Meine Brüder? Frankreich hat wohl eingewilligt, sich von mir regieren zu lassen: — wird es sich aber wohl auch von Joseph oder Lucian regieren lassen? — oder würden Sie, Cambacérès, es wagen, sich dieser Aufgabe zu unterziehen? Wenn das Testament Ludwigs XIV. nicht beachtet wurde, wird man das meinige beachten? Ein todter Mann ist ja gar nichts mehr." —

Grund davon. Thiers fragt, ob sich Bonaparte einen Vorwand aufsparen wollte, auf Grund dessen er später sagen konnte, die Gewalt sei ohne Zukunft, ohne Größe, und man müsse sie in eine erbliche Monarchie verwandeln, oder ob er die Familien-Eifersucht fürchtete und die Belästigungen, welche ihm die Befugnis, einen Nachfolger zu wählen, von Seite seiner Brüder und seiner Neffen zuziehen könnte? Es läßt sich aber auch ein anderer Grund leicht finden, daß er nämlich damals schon an eine Ehescheidung dachte, da er mit Josephine nicht kirchlich getraut war und vielleicht in einer neuen Ehe mit einer Prinzessin aus einem hohen Hause einen Erben zu erzielen hoffte. Bekanntlich giengen seine Gedanken voraus sehr weit. Richtig ist jedoch die Bemerkung von Thiers: nachdenkliche Männer hätten damals eigenthümliche Betrachtungen anstellen können über die Wandelbarkeit der Revolution, über den Mangel an Folgerichtigkeit im Verhalten der Franzosen, die ein Königthum von zwölf Jahrhunderten niederwarfen, und in ihrer Raserei alle Monarchien Europas umstürzen wollten — und jetzt, von ihrer ersten Glut zurückkommend, den gestürzten Thron wieder auffrischen wollten, und mit Eifer den Mann aufsuchten, dem sie ihn geben könnten; zum Glück hätten sie einen außerordentlichen Mann gefunden. Nicht immer aber fänden die Nationen, wenn sie dieses Bedürfnis fühlen, einen Mann, der in gleicher Weise ihre Inconsequenz adle.[1])

Die Antwort war leicht vorauszusehen. Bonaparte hatte als Krieger wie als Regent Außerordentliches geleistet. Die Mehrzahl der Franzosen war voll Bewunderung seines Talentes und seiner Thatkraft, er hatte sich genial als Krieger wie als Staatsmann bewährt, nun zeigte sich auch die Finanzlage außerordentlich günstig. Darum war die Betheiligung bei der Abstimmung sehr stark: 3,575.259 Bürger hatten ihre Stimme abgegeben und unter diesen 3,568,885 für das lebenslängliche Consulat gestimmt, also nur über 9626 Stimmen waren dagegen. Jedermann stand es frei zu stimmen, wie er wollte. Lanjuinais und Carnot stimmten dagegen.

Abstimmung.

Monarchische Regung. Englische Verfassung, nicht für Frankreich.

Noch ehe das Resultat der Abstimmung bekannt sein konnte, fand eine ziemliche Bewegung für die Monarchie in der Person Bonapartes statt. Lucian war der geheime Schürer, er hoffte Thronfolger zu werden. Röderer war sein Werkzeug. Doch die Rundschreiben, die dieser insgeheim an die Behörden versandte, fanden keinen Anklang. Auch der Gedanke einer Monarchie nach Art der englischen mit zwei unabhängigen Kammern regte sich. Camille Jordan veröffentlichte eine Flugschrift über das, was die Nation wahrhaft wünschte.[2]) Die Schrift enthielt so viel Bedenkliches, daß sie unterdrückt wurde. Bonaparte hielt die Einführung der englischen Verfassung in Frankreich für eine Unmöglichkeit, sie beruhe auf der Erblichkeit, benöthige einen erblichen König und erbliche Pairs. Die Revolution habe sich jedoch allzu stark gegen die Erblichkeit der Würden ausgesprochen, als daß man sie wieder einführen könnte; man könne diese Senatoren, die durch die Verfassung von Siéyès an ihre Stellen gekommen seien, nicht zu erblichen Pairs ernennen, denn sie seien ohne Vermögen und müßten in der Regel von ihrem Gehalte leben. Auch sei mit der englischen Verfassung die Rednerbühne, die freie Presse und die Wahl eine Nothwendigkeit. Die Franzosen seien jedoch nicht auf einmal

[1]) Thiers, l. c. III, p. 376—398, 402—406.
[2]) Vrai sens du veu national.

in Engländer umzuwandeln, sie seien zu veränderungsluftig. „In England ist in der Regel die Mehrzahl des Parlamentes beharrlich in einer Legislatur, in Frankreich verändert sich das alle Tage. Jetzt wollen die Leute von 1791 wieder zurückkehren, ein Röderer, ein Mounier und andere. Man würde die großen Körperschaften aus all diesen Menschen zusammenstellen müssen, aus Männern, wie Lafayette, Latour-Maubourg. Wohlan, diese beiden haben nun geschrieben gelegentlich des lebenslänglichen Consulats, sie würden ‚Ja' sagen, vorausgesetzt, dass die Freiheit der Presse wieder hergestellt werde. Urtheilen Sie jetzt selber, was man von diesen Männern erwarten kann, die immer noch auf ihrer Metaphysik vom Jahre 1789 herumreiten! — Die Freiheit der Presse! — ich dürfte sie nur wiederherstellen, und in kurzer Zeit würden dreißig royalistische und einige jakobinische Journale gegen mich auftreten. Ich müsste wieder mit einer Minorität regieren, mit einer Partei, und die Revolution von vorne anfangen, während jetzt alle meine Anstrengungen dahin abzielen, mit der Nation zu regieren."[1]) Bonaparte befürchtete also, es möchten Zustände zurückkehren, wie sie unter den Directoren waren, welche nur durch die italienische Armee einige Zeit über dem Wasser gehalten wurden; eine Revolution würde der andern folgen und aus all diesen Zuckungen würde zuletzt die Regierung der Bourbonen oder die Herrschaft des Auslandes hervorgehen. Was sei aus den Männern des Directoriums geworden? — sie seien weggeschwemmt, bald würde ein Talleyrand, ein Fouché verloren sein. Die Militärs hielten sich zwar länger, aber bald würde auch ein Lannes, ein Massena weggeschwemmt sein. „Ich selbst, was würde man aus mir machen wollen? Hat man mir nicht vorgeschlagen, mich zum Connetable Ludwigs XVIII. zu ernennen? Die jetzige Regierung besteht aus Männern der Revolution und Männern, die sich durch ihre Tüchtigkeit unter mir Stellen erworben haben. Man muss an den großen Grundsätzen der Revolution festhalten, an der bürgerlichen Gleichheit, an der Gerechtigkeit in Vertheilung aller Dinge, bei der Gesetzgebung, bei den Gerichten, in der Verwaltung, in der Besteuerung, im Militärdienst, in der Stellenvertheilung. Gegenwärtig steht jedes Departement dem andern, jeder Franzose dem andern gleich, jeder Bürger gehorcht demselben Gesetz, erscheint vor demselben Richter, unterliegt derselben Strafe, empfängt dieselbe Belohnung, bezahlt dieselbe Abgabe, leistet denselben Militärdienst, erlangt denselben Rang, welches auch seine Geburt, seine Heimat, seine Religion sein mag. Das ist das große gesellschaftliche Resultat der Revolution, das der Mühe wert war, zu dulden, was man erduldet hat, und das man unabänderlich aufrecht erhalten muss. Nächst diesem ist noch ein anderes mit gleicher Kraft aufrecht zu erhalten, die Größe Frankreichs. Das Geschrei der Presse, die glänzenden Auftritte auf der Rednerbühne passen nicht für uns, — vielleicht für spätere Zeiten; jetzt bedürfen wir der Ordnung, der Ruhe und des Gedeihens, einer guten Leitung der Staatsgeschäfte und der Erhaltung unserer äußern Größe. Der Kampf zur Erhaltung dieser Größe ist noch nicht beendigt, er wird wieder beginnen und, um ihn zu bestehen, werden wir großer Kraft und Einheit in der Regierung bedürfen."

Folgen

und Grundsätze der Revolution.

Größe Frankreichs.

Nachdem das Endergebnis der Abstimmung ermittelt war,[2]) erließ der Senat am 2. August 1802 drei Beschlüsse: „1. Das französische Volk er-

Abstimmung.

[1]) Thibaudeau, Mémoires, III, p. 17—21.

[2]) Ibid. III, p. 117—120. Rapport sur le recensement des votes fait au sénat conservateur par Lacépède. — Séance du 14 Thermidor an X. Buchez et Roux, Hist. parlem., XXXVIII, p. 493—494.

nennt und der Senat ruft Napoleon Bonaparte zum ersten Consul der Republik auf Lebenszeit aus; 2. eine Statue des Friedens, die in der einen Hand den Lorbeerkranz des Sieges, in der andern das Decret des Senates hält, wird der Welt das Zeugnis geben von der Dankbarkeit der Nation; 3. der Senat wird dem ersten Consul den Ausdruck des Vertrauens, der Liebe und der Bewunderung des französischen Volkes darbringen." [1])

3. August 1802. Am 3. August 1802 war großer Empfangstag. Die Gesandten, die Minister, ausgezeichnete Fremde, wie Lord Holland, waren bei Bonaparte anwesend, als

Rede Barthélemys. der Senat angemeldet wurde, dessen Präsident Barthélemy den ersten Consul also anredete: „Das französische Volk will in Anerkennung der unermesslichen Dienste, welche Sie ihm geleistet, dass das erste Amt des Staates unentziehbar in Ihren Händen bleibe. Indem es so Ihr ganzes Leben in Anspruch nimmt, drückt es nur den Gedanken des Senates aus, welchen derselbe in seinem Beschlusse vom 18. Floréal niedergelegt hat. Die Nation gibt Ihnen durch diesen feierlichen Act der Dankbarkeit den Auftrag, unsere Institutionen zu befestigen" — und verlas, nachdem er kurz und kräftig die Thaten Bonapartes geschildert,[2]) die eben genannten drei Beschlüsse.

Antwort Bonapartes. Bonaparte verneigte sich vor dem Senat und gab folgende Antwort: „Das Leben eines Bürgers gehört seinem Vaterlande an. Das französische Volk will, dass das meinige ihm ganz und gar geweiht sei; ich gehorche seinem Willen. Durch meine Bemühung, durch Ihre Mitwirkung, Bürgersenatoren, und durch die Mitwirkung aller Behörden, durch das Vertrauen und den Willen dieses großen Volkes werden die Freiheit, die Gleichheit, das Gedeihen Frankreichs gesichert sein gegen die Launen des Schicksals und die Ungewissheit der Zukunft. Das beste der Völker wird das glücklichste sein, wie es das würdigste ist, es zu sein, und seine Glückseligkeit wird beitragen zu der des gesammten Europa. — Zufrieden durch das Gebot dessen, von dem alles ausgeht, berufen gewesen zu sein, Ordnung, Gerechtigkeit, Gleichheit auf die Erde zurückzuführen, werde ich dann meine letzte Stunde schlagen hören, ohne mit Schmerz an die Vergangenheit, ohne mit Besorgnis an das Urtheil der künftigen Geschlechter zu denken."

Dann gab der erste Consul dem Senate das Geleit und fuhr fort, ausgezeichnete Fremde zu empfangen,[3]) welche ihm von den Gesandten vorgestellt wurden. Er war jetzt eigentlich ein Monarch, der Name Republik war nur zum Schein. Was er wollte, das geschah. Die Verfassung modelte er zugleich noch derart um, dass sie nur eine Handhabe für seinen Willen wurde. So entstand

---

[1]) Art. Ier. Le peuple français nomme et le sénat proclame Napoléon Bonaparte premier consul à vie. II. Une statue de la Paix, tenant d'une main le laurier de la Victoire et de l'autre le décret du sénat, attestera à la postérité la reconnaissance de la nation. III. Le sénat portera au premier consul l'expression de la confiance, de l'amour et de l'admiration du peuple français. Hist. parlem., XXXVIII, p. 495—496.

[2]) Mitgetheilt im Anhang zu Bd. V, S. 373—375, der Mém. de Bourrienne.

[3]) Lord Holland erzählt in seinen Mémoiren von diesem glänzenden Empfangstag.

Die fünfte Verfassung,

in welcher Bonaparte dem Volke einiges gab, aber noch mehreres nahm. Er berieth die Veränderungen, die ihm nöthig schienen, am 4. August mit dem Staatsrath, ließ sie am 5. August dem Senate vorlegen, der sie nach kurzer Berathung bestätigte und in einen organischen Senatsconsult umwandelte.[1])

Wählercollegien.

Die Notabilitätslisten von Sièyès wurden aufgegeben, an die Stelle derselben traten lebenslängliche Wählercollegien, durch welche das Volk seine Theilnahme an der Regierung bekunden sollte. Zunächst sollten alle Staatsbürger eines Cantons zwei Wählercollegien ernennen, eines für das Arrondissement, eines für das Departement. In das Arrondissement-Collegium solle aus je 500 Bürgern einer, in das Departements-Collegium aus je 1000 Bürgern einer gewählt werden, aber nicht außer den 600 Höchstbesteuerten. Die Mitglieder des Arrondissements- wie des Departements-Wahlcollegiums sollen auf Lebenszeit gewählt werden aus den Cantonsversammlungen, welche dann nur noch die Gestorbenen oder Unwürdigen zu ersetzen haben. Die Präsidenten beider Wahlcollegien ernennt die Regierung, welche aber ein Wahlcollegium auch auflösen kann; in diesem Falle wird die Cantonsversammlung zu einer Neuwahl aufgerufen. Die Cantonsversammlungen, die Arrondissements- und Departements-Wahlcollegien bringen den Consuln Candidaten in Vorschlag für die Bildung von Friedensgerichten, für die Municipal- und Departements-Behörden. Die Arrondissements-Collegien schlagen zwei Candidaten vor für die erledigten Stellen im Tribunat, die Departements-Collegien für die erledigten Stellen im Senat, und jedes der beiden Collegien zwei Candidaten für die erledigten Stellen im gesetzgebenden Körper, also vier Candidaten. Der Senat wählt aus den Candidaten die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats und des Senats.[2])

Candidaten.

Consulat.

Bedeutsam sind die Bestimmungen über das Consulat.[3]) Die Consuln sind auf Lebenszeit gewählt. Bonaparte sagte zu Cambacérès: „Sie haben genug für mich gethan, dass ich dafür Ihre Stelle sichere.“ Die Consuln sind Mitglieder im Senat und führen den Vorsitz. Der erste Consul schlägt den zweiten und dritten vor zu ihrer Ernennung, wenn ein Platz leer wird. Verwirft der Senat seine Wahl, so ernennt er einen zweiten, und verwirft der Senat wieder diese Wahl, so ernennt er einen dritten, den der Senat annehmen muss. Hält es der erste Consul für geeignet, so ernennt er einen Bürger zu seinem Nachfolger, dieser muss in die Hände des ersten Consuls, in Gegenwart des zweiten und dritten, des Senates, der Minister, des Staatsrathes, des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats, des Cassationshofes, der Erzbischöfe und Bischöfe, der Vorsitzenden der Appellationsgerichte, der Präsidenten der Wahlkörper, der Vorsitzenden der Cantonsversammlungen, der Großofficiere der Ehrenlegion und der Bürgermeister der vierundzwanzig Hauptstädte der Republik den Eid leisten, worüber der Staatssecretär das Protokoll aufnimmt. Der Eid hat also zu lauten:

Wer folgt dem ersten Consul?

[1]) Senatus-Consulte origanique de la Constitution du 16 Thermidor an X. (4 Août 1802.) Buchez et Roux, l. c. XXXVIII, p. 499—505.

[2]) Des colléges électoreaux. Ibid. XXXVIII, p. 499—502.

[3]) Des consuls. Ibid. XXXVIII, p. 502—503.

Eid des Nachfolgers. „Ich schwöre, die Verfassung aufrecht zu halten, die Freiheit der Gewissen zu wahren, mich der Wiederherstellung feudaler Einrichtungen zu widersetzen, nie Krieg zu führen, als zur Vertheidigung und zum Ruhm der Republik, und die Macht, mit der ich bekleidet sein werde, nur zum Glück des Volkes anzuwenden, von welchem und für welches ich sie erhalten werde." — Dann hat er Sitz im Senat unmittelbar unter dem dritten Consul. — Der erste Consul kann auch im Staatsarchiv seinen Wunsch für Ernennung eines Nachfolgers niederlegen, der nach seinem Tod dem Senat überreicht werden muss. Der erste Consul beruft dann den zweiten und dritten Consul, die Minister und den Präsidenten des Staatsrathes, übergibt in ihrer Gegenwart dem Staatssecretär die versiegelte Urkunde, welche alle Anwesenden unterschreiben müssen. Der Staatssecretär legt sie dann in Gegenwart der Minister in das Staatsarchiv. Der erste Consul kann aber dieses Testament auch wieder zurücknehmen. Nach seinem Tode wird es aus dem Archiv geholt, dem Senat übergeben; ernennt dieser den vom ersten Consul Gewählten nicht, so treffen die beiden andern Consuln eine Neuwahl: wird diese nicht angenommen, so nimmt jeder von ihnen eine zweite Wahl vor, und einer von diesen Erwählten muss angenommen werden. Hat der erste Consul kein Testament hinterlassen, so schlagen die beiden andern Consuln jeder einen Candidaten vor und im Falle ihrer Verwerfung durch den Senat einen zweiten und einen dritten, und unter den beiden letzten muss einer gewählt werden. In den ersten vierundzwanzig Stunden nach dem Tode des ersten Consuls muss die Wahl vollendet sein.

Testament.

Senat. Der Senat erhielt einen bedeutenden Machtzuwachs, allerdings wurde er eine Behörde, welche auf Napoleons Wunsch hin beschloss, was er wollte: der Senat kann durch einen organischen Beschluss die Verfassung ergänzen, er bestimmt die Verfassung der Colonien; er ordnet alles an, was durch die Verfassung nicht vorausgesehen wurde, er erklärt die Artikel der Verfassung an zweideutigen Stellen; er suspendiert auf fünf Jahre die Thätigkeit der Geschworenen in den Departements, wo diese Maßregel nöthig ist; er kann ein Departement außer der Verfassung setzen (das Standrecht verkünden); er bestimmt die Zeit, wo Verhaftete vor Gericht gestellt werden müssen, wenn sie zehn Tage nach ihrer Verhaftung noch nicht vor Gericht gestellt wurden. Er erklärt Urtheile von Gerichtshöfen für ungiltig, die ihm die Verfassung zu verletzen scheinen; er kann das Tribunat und den gesetzgebenden Körper auflösen; er fasst aber nur Senatsbeschlüsse auf Einladung der Regierung. Zu seinen Beschlüssen ist nur einfache Mehrzahl der Stimmen nöthig; gilt die Sitzung aber organischen Gesetzen, so sind zwei Drittel der Stimmen der anwesenden Senatoren erforderlich.

Conseil privé. Ein geheimer Rath[1]) wurde errichtet, zu dem die Consuln, zwei Minister, zwei Senatoren, zwei Staatsräthe und zwei Großofficiere der Ehrenlegion gehören. Der erste Consul ernennt seine Mitglieder, unterschreibt die Friedens- und Bundesverträge, nachdem er den geheimen Rath darüber befragt hat, und theilt dessen Beschlüsse vor der Veröffentlichung dem Senat mit. Jetzt sollen auf einmal 14 Senatoren zugleich ernannt werden, um die Zahl 80 vollständig zu erhalten. Der erste Consul hat das Recht, bis 40 Senatoren zu ernennen, um die Zahl 120 vollständig zu machen. — Die Mitglieder des obersten Rathes der Ehrenlegion sind zugleich Mitglieder des Senats. Die Senatoren können zu Consuln, Ministern, Mitgliedern der Ehrenlegion, zu Aufsehern des öffentlichen

Mitglieder des Senats.

[1]) Conseil privé. Buchez et Roux, l. c. XXXVIII, p. 503—504.

Unterrichtes ernannt werden. Der Senat ernennt aus seinen Mitgliedern jährlich zwei, um das Protokoll zu führen.

Staatsrath.

Der Staatsrath schien verdrossen über die Gründung eines geheimen Rathes, und darüber, dass Bonaparte ihm die Mittheilung der Verträge entzog. Bonaparte meinte jedoch, 30 bis 40 Mitglieder seien zu viel, um ein Staatsgeheimnis festzuhalten. Der geheime Rath wurde fortan zur Genehmigung von Friedensverträgen zurathe gezogen. Ein wichtiges Recht erhielt der erste Consul, das der Begnadigung; nur sollte er zuvor den geheimen Rath über jeden Fall, also zwei Minister, zwei Senatoren, zwei Staatsräthe und zwei Mitglieder des Cassationshofes, anhören. Nach Beschluss vom 30. August sollte ohne Aufforderung der Consuln keine Senatssitzung stattfinden. Die Civilliste des ersten Consuls ward auf 6,000.000, die der beiden andern Consuln auf 1,200.000 Francs festgesetzt.

Recht der Gnade.

Civilliste.

Das Tribunat wurde auf 50 Mitglieder heruntergebracht, von denen die Hälfte alle drei Jahre austreten sollte. Es wurde in fünf Atheilungen gespalten, die über jede Frage bei verschlossener Thür berathen sollten. Vor Reden, wie sie im Jahre 1801 fielen, hatte sich der erste Consul jetzt nicht mehr zu fürchten. — Das Rechtswesen lag im Argen: in einigen Departements waren die Richter leidenschaftlich für die Emigranten, in andern gegen diese. Darum wurden die Gerichte erster Instanz unter die Aufsicht der Appellationshöfe und diese wieder unter die Aufsicht des Cassationshofes gestellt. Ein Richter, der sich gewissenlos gezeigt, konnte abgesetzt werden. Über dem ganzen Gerichtswesen stand ein Großrichter, der einen hervorragenden Platz im Senat und im Staatsrath einnahm, und das Recht hatte, alle Richter zu überwachen, und bei allen Gerichten den Vorsitz als Richter zu übernehmen. Er war also Oberrichter und Justizminister zugleich.[1])

Tribunat.

Richter.

Grand juge.

Der Monarch war fertig. Wie ein Monarch begab sich Bonaparte am 17. August in den Senat um den Vorsitz auszuüben. Der Besuch der vornehmsten Körperschaft der Republik war sehr feierlich angeordnet. Bourrienne sah demselben zu und sagt,[2]) er war ganz königlich. Eine doppelte Linie von Soldaten stand von den Tuilerien bis zum Luxembourg. Zum erstenmal bestieg Bonaparte auch eine, sonst nur dem König beikommende, mit acht Pferden bespannte Kutsche, welche mit Generalen und Adjutanten zu Pferd umgeben war. Ihr folgte eine ansehnliche Zahl anderer Wagen. Niemals war Ludwig XIV. so feierlich im Pariser Parlament erschienen, als jetzt Bonaparte sich in den Senat begab, als König — und an der Treppe des Luxembourg empfiengen ihn zehn Senatoren. Der Zweck des Besuches des Oberconsuls war die Vorlegung von fünf Entwürfen zu Senatsbeschlüssen. Unter gleicher Begleitung kam Bonaparte mit dem dritten Consul Lebrun in die Tuilerien zurück, da Cambacérès im Senat als dessen Präsident zurückblieb. In dieser Sitzung war auch die Vereinigung der Insel Elba mit dem französischen Reiche beschlossen worden. Bonaparte that alles, um das

Aufzug in den Senat.

Elba.

[1]) De la justice et des tribunaux. Buchez et Roux, Histoire parlem., XXXVIII, p. 505. Il y a un grand juge ministre de la justice.

[2]) Bourrienne, Mémoires, V, ch. 9.

nennt und der Senat ruft Napoleon Bonaparte zum ersten Consul der Republik auf Lebenszeit aus; 2. eine Statue des Friedens, die in der einen Hand den Lorbeerkranz des Sieges, in der andern das Decret des Senates hält, wird der Welt das Zeugnis geben von der Dankbarkeit der Nation; 3. der Senat wird dem ersten Consul den Ausdruck des Vertrauens, der Liebe und der Bewunderung des französischen Volkes darbringen." [1])

3. August 1802.

Am 3. August 1802 war großer Empfangstag. Die Gesandten, die Minister, ausgezeichnete Fremde, wie Lord Holland, waren bei Bonaparte anwesend, als

Rede Barthélemys.

der Senat angemeldet wurde, dessen Präsident Barthélemy den ersten Consul also anredete: „Das französische Volk will in Anerkennung der unermesslichen Dienste, welche Sie ihm geleistet, dass das erste Amt des Staates unentziehbar in Ihren Händen bleibe. Indem es so Ihr ganzes Leben in Anspruch nimmt, drückt es nur den Gedanken des Senates aus, welchen derselbe in seinem Beschlusse vom 18. Floréal niedergelegt hat. Die Nation gibt Ihnen durch diesen feierlichen Act der Dankbarkeit den Auftrag, unsere Institutionen zu befestigen" — und verlas, nachdem er kurz und kräftig die Thaten Bonapartes geschildert, [2]) die eben genannten drei Beschlüsse.

Antwort Bonapartes.

Bonaparte verneigte sich vor dem Senat und gab folgende Antwort: „Das Leben eines Bürgers gehört seinem Vaterlande an. Das französische Volk will, dass das meinige ihm ganz und gar geweiht sei; ich gehorche seinem Willen. Durch meine Bemühung, durch Ihre Mitwirkung, Bürgersenatoren, und durch die Mitwirkung aller Behörden, durch das Vertrauen und den Willen dieses großen Volkes werden die Freiheit, die Gleichheit, das Gedeihen Frankreichs gesichert sein gegen die Launen des Schicksals und die Ungewissheit der Zukunft. Das beste der Völker wird das glücklichste sein, wie es das würdigste ist, es zu sein, und seine Glückseligkeit wird beitragen zu der des gesammten Europa. — Zufrieden durch das Gebot dessen, von dem alles ausgeht, berufen gewesen zu sein, Ordnung, Gerechtigkeit, Gleichheit auf die Erde zurückzuführen, werde ich dann meine letzte Stunde schlagen hören, ohne mit Schmerz an die Vergangenheit, ohne mit Besorgnis an das Urtheil der künftigen Geschlechter zu denken."

Dann gab der erste Consul dem Senate das Geleit und fuhr fort, ausgezeichnete Fremde zu empfangen, [3]) welche ihm von den Gesandten vorgestellt wurden. Er war jetzt eigentlich ein Monarch, der Name Republik war nur zum Schein. Was er wollte, das geschah. Die Verfassung modelte er zugleich noch derart um, dass sie nur eine Handhabe für seinen Willen wurde. So entstand

---

[1]) Art. Ier. Le peuple français nomme et le sénat proclame Napoléon Bonaparte premier consul à vie. II. Une statue de la Paix, tenant d'une main le laurier de la Victoire et de l'autre le décret du sénat, attestera à la postérité la reconnaissance de la nation. III. Le sénat portera au premier consul l'expression de la confiance, de l'amour et de l'admiration du peuple français. Hist. parlem., XXXVIII, p. 495—496.

[2]) Mitgetheilt im Anhang zu Bd. V, S. 373—375, der Mém. de Bourrienne.

[3]) Lord Holland erzählt in seinen Mémoiren von diesem glänzenden Empfangstag.

Die fünfte Verfassung,

in welcher Bonaparte dem Volke einiges gab, aber noch mehreres nahm. Er berieth die Veränderungen, die ihm nöthig schienen, am 4. August mit dem Staatsrath, ließ sie am 5. August dem Senate vorlegen, der sie nach kurzer Berathung bestätigte und in einen organischen Senatsconsult umwandelte.[1])

Die Notabilitätslisten von Sièyès wurden aufgegeben, an die Stelle derselben traten lebenslängliche Wählercollegien, durch welche das Volk seine Theilnahme an der Regierung bekunden sollte. Zunächst sollten alle Staatsbürger eines Cantons zwei Wählercollegien ernennen, eines für das Arrondissement, eines für das Departement. In das Arrondissement-Collegium solle aus je 500 Bürgern einer, in das Departements-Collegium aus je 1000 Bürgern einer gewählt werden, aber nicht außer den 600 Höchstbesteuerten. Die Mitglieder des Arrondissements- wie des Departements-Wahlcollegiums sollen auf Lebenszeit gewählt werden aus den Cantonsversammlungen, welche dann nur noch die Gestorbenen oder Unwürdigen zu ersetzen haben. Die Präsidenten beider Wahlcollegien ernennt die Regierung, welche aber ein Wahlcollegium auch auflösen kann; in diesem Falle wird die Cantonsversammlung zu einer Neuwahl aufgerufen. Die Cantonsversammlungen, die Arrondissements- und Departements-Wahlcollegien bringen den Consuln Candidaten in Vorschlag für die Bildung von Friedensgerichten, für die Municipal- und Departements-Behörden. Die Arrondissements-Collegien schlagen zwei Candidaten vor für die erledigten Stellen im Tribunat, die Departements-Collegien für die erledigten Stellen im Senat, und jedes der beiden Collegien zwei Candidaten für die erledigten Stellen im gesetzgebenden Körper, also vier Candidaten. Der Senat wählt aus den Candidaten die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats und des Senats.[2])

Wählercollegien.

Candidaten.

Bedeutsam sind die Bestimmungen über das Consulat.[3]) Die Consuln sind auf Lebenszeit gewählt. Bonaparte sagte zu Cambacérès: „Sie haben genug für mich gethan, dass ich dafür Ihre Stelle sichere.“ Die Consuln sind Mitglieder im Senat und führen den Vorsitz. Der erste Consul schlägt den zweiten und dritten vor zu ihrer Ernennung, wenn ein Platz leer wird. Verwirft der Senat seine Wahl, so ernennt er einen zweiten, und verwirft der Senat wieder diese Wahl, so ernennt er einen dritten, den der Senat annehmen muss. Hält es der erste Consul für geeignet, so ernennt er einen Bürger zu seinem Nachfolger, dieser muss in die Hände des ersten Consuls, in Gegenwart des zweiten und dritten, des Senates, der Minister, des Staatsrathes, des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats, des Cassationshofes, der Erzbischöfe und Bischöfe, der Vorsitzenden der Appellationsgerichte, der Präsidenten der Wahlkörper, der Vorsitzenden der Cantonsversammlungen, der Großofficiere der Ehrenlegion und der Bürgermeister der vierundzwanzig Hauptstädte der Republik den Eid leisten, worüber der Staatssecretär das Protokoll aufnimmt. Der Eid hat also zu lauten:

Consulat.

Wer folgt dem ersten Consul?

[1]) Senatus-Consulte origanique de la Constitution du 16 Thermidor an X. (4 Août 1802.) Buchez et Roux, l. c. XXXVIII, p. 499—505.

[2]) Des colléges électoreaux. Ibid. XXXVIII, p. 499—502.

[3]) Des consuls. Ibid. XXXVIII, p. 502—503.

Die Royalisten. zeigungen ihrer Anhänglichkeit: die militärische Wahlregierung ohne Grenzen und Beschränkungen könne sich nicht auf die Dauer halten. „Selbst die aus der Revolution hervorgegangene Dictatur, unter welchem Titel sie auch geübt werden mag, ist keine Schranke zwischen Ihnen und dem Thron Ihrer Ahnen, sondern bricht Ihnen dazu die Bahn. Durch die Dictatur gewöhnt sich das Volk wieder an die Unterwerfung, die Armee gewinnt wieder Mannszucht, die ohnmächtigen Parteien vergessen sogar ihre Namen und sind kaum noch zu erkennen."

Lafayette. Beide Briefe sind abgedruckt bei Bourrienne.[1]) Auch Lafayette machte sich bemerklich, indem er bei der Abstimmung über das lebenslängliche Consulat Bonaparte einen Brief schrieb: „Ich kann für eine solche Magistratur nicht eher stimmen, als bis die politische Freiheit hinlänglich gesichert ist, dann gebe ich meine Stimme Napoleon Bonaparte." Das Schreiben ist vom 19. Mai 1802 aus Lagrange. Bekanntlich hatte Bonaparte die Freilassung Lafayettes aus dem Gefängnis zu Olmütz im Frieden von Campo Formio erwirkt. Nach der Schlacht von Marengo hatte Lafayette eine zweistündige Besprechung mit Bonaparte, welcher nachher von ihm sagte: „Es ist nichts mit ihm anzufangen, ich bin unwillig über ihn, er will sich zu nichts verstehen; er ist ein Mann, dessen Grundsätze zu achten sind, aber er zeigt dabei etwas Eigensinn und große Überspanntheit."[2])

Feier des Geburtstages. Der Monarch war da, das Volk eilte ihm mit Ehrenbezeigungen entgegen, die dem Emporkömmling gar sehr gefielen. Am 15. August 1802 wurde sein Geburtstag gefeiert in ganz Frankreich. In den Tuilerien war großer Empfang, die Hauptstadt war am Abend glänzend beleuchtet; in Flammen strahlte vom Thurm von Notre-Dame das Zeichen, unter welchem Bonaparte geboren war; in allen Kirchen Frankreichs war Tedeum. Als der

Rundreise des Herrschers. erste Consul mit seiner Gemahlin eine Reise nach dem Norden Frankreichs und nach Belgien unternahm, waren überall Triumphbogen errichtet, giengen ihm Ehrengarden entgegen, empfiengen ihn die Civil- und Militärbeamten an der Grenze ihres Bezirkes: die Anreden waren voll überschwenglichen Lobes, selbst Geistliche ließen sich zu Schmeicheleien herab.

In Abbéville redete ihn ein Pfarrer an: „Die Religion, wie Frankreich, sind Ihnen alles schuldig, was sie und was es ist; wir sind Ihnen alles schuldig, was wir sind; ich bin Ihnen alles schuldig, was ich bin." Aber auch der geistreiche Erzbischof von Rouen gab sich her, zu versichern: „Vor allem wollen wir Gott anflehen, dass der Mann zu seiner Rechten, jener Mann, der unter der Leitung göttlicher Befehle so viel für die Herstellung des Gottesdienstes gethan und den Vorsatz gefasst hat, noch mehr thun zu wollen, fortfahren möge, wie Kyros der Gesalbte der Vorsehung zu sein; sie wache für sein Leben und beschirme ihn mit ihrem Fittig; sie entferne auch von seiner heiligen Person die Gefahren, welche in Schlachten drohen, wenn man seinen Muth hat, und diejenigen, welche man vom Neide und von dessen Finsternissen fürchten muss, wenn man seine Verdienste besitzt." Duroc, welcher mit Rapp Bonaparte begleitete, sagte nach der Rückkehr zu Bourrienne:[3]) „Der Enthusiasmus für den ersten

[1]) Bourienne, Mémoires, IV, ch. 23.
[2]) Ibid, IV, ch. 23, gegen Ende.
[3]) Ibid. IV, p. 237—239.

Consul ist auf dem Lande noch größer als in Paris; die Männer, die Frauen und Kinder drängten sich auf der Heerstraße, Bonaparte zu sehen; die Anreden der Ortsbehörden in allen Gemeinden und Städten waren oft voll langweiliger Schmeicheleien; nie sah ich aber Bonaparte heiterer und vergnügter als bei denselben." In Amiens war allgemeine Beleuchtung, am andern Morgen beschaute Bonaparte die Industrieausstellung und sagte dabei: „Ich sehe mit Vergnügen, ihr Einwohner des Departements der Somme, das Resultat eurer Arbeiten und bin zufrieden. Die Arbeit sichert zu gleicher Zeit die Ruhe der Gesellschaft und das Glück der Einzelnen." Wie einst dem König von Frankreich, so schenkte ihm jetzt die Hauptstadt der Picardie schöne Schwäne. Es freute ihn, dass man ihn wie einen König behandelte, und er schickte die Schwäne nach Paris, damit sie ein Bassin in den Tuilerien schmückten und den Parisern zeigten, welche Huldigungen ihm die Provinzen darbrachten. Auf dieser Reise fieng er auch an, nach Ortschaften, wo er sich gerade aufhielt, Beschlüsse zu erlassen, wie die alten Könige, „im Namen der Regierung", nicht der Consuln, wie es früher Gebrauch war.

Bonaparte war also die Regierung. Als bald darauf die Rüstungen gegen England begannen, richtete er Schreiben im königlichen Stil an die Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe von Frankreich, dass sie Gebete anordnen und den Segen des Himmels auf sein Unternehmen herabflehen möchten. Die Generale spotteten darüber: er habe ja zweimal Italien erobert, ohne dass er die Gnade des Himmels auf seine Waffen herabrief. Die Bischöfe erließen sogleich Hirtenbriefe an ihre Geistlichen, welche diese und ihre Gemeinden zu Gebeten für den ersten Consul aufforderten. So schrieb Belloy, Erzbischof von Paris: „Frankreich ruhte von seinen Triumphen aus; das Haupt der Regierung hatte es mit Lorbeern bedeckt, durch seine Weisheit dessen Landgüter bereichert, die Städte verschönert, dem Handel Blüte gegeben. Überall öffneten sich die Canäle des Wohlstandes, es hatte keinen andern Wunsch, als ruhig die Früchte so vieler Arbeiten zu genießen. Aber wie trügerisch sind die Hoffnungen dieses vergänglichen Lebens! Plötzlich verfinsterte sich der Horizont und der Krieg wurde erklärt. Beruhigt euch jedoch, vielgeliebte Brüder! Der Liebling des Sieges leitet beständig unsere Heere, lasst uns den Gott der Schlachten um seinen Beistand anflehen. Der Eroberer Ägyptens verhehlt sich nicht, dass das Los der Waffen wandelbar ist, und wünscht, dass wir den Segen des Himmels für seine gerechten Anordnungen erflehen."

Gebete. Belloy.

Den Monarchen Europas erschienen jedoch Bonapartes Anordnungen nicht so gerecht, sondern herrschsüchtig. Die Vorgänge in Lyon verstießen gegen den Vertrag von Luneville: — denn jeder Friede wird abgeschlossen auf den gegenwärtigen Bestand der Staaten. Die cisalpinische Republik war als unabhängig anerkannt, jetzt aber war Bonaparte ihr Oberhaupt, und ihr neuer Name „Italische Republik" deutete an, dass sie dereinst alle andern Staaten Italiens verschlingen werde, oder dass er dereinst ganz Italien zu seinem Reiche schlagen wolle.

Bruch des Friedens.

Preußen sprach übrigens seine Zustimmung zu Bonapartes kühnem Vorgehen aus: der Norden Italiens müsse einmal durch Frankreich oder durch Österreich beherrscht werden; für Preußen könne die Wahl dieser zwei Herrschaften

Preußen.

Alexander I. nicht zweifelhaft sein. Kaiser Alexander I. hatte eine Entschädigung für den König von Sardinien erwartet, gemäß der geheimen Übereinkunft vom 11. October 1801, dass Frankreich für die Interessen des Königs von Sardinien alle mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge verträglichen Rücksichten haben würde, und während Bonaparte noch in Lyon war, erhielt er ein Schreiben vom Czaren mit der Zusicherung, dass der französische Handel auf seinen vollständigen Schutz, auf die ausgedehntesten Erleichterungen zählen könne. Der Czar sprach dagegen den Wunsch aus, dass Richelieu, Lambert, Choiseul, Langeron, die in russischen Diensten sich befanden, aus der Liste der Emigranten gestrichen würden, was Bonaparte gern bewilligte, und noch erlaubte, dass sie in russischem Dienst bleiben könnten unter der Bedingung, dass sie nach Frankreich zurückkehren würden, sobald die Regierung sie rufe. Dennoch war Alexander verstimmt durch den Gang der italienischen Angelegenheit und entfernte sich mehr und mehr von der Hinneigung zu Bonaparte. Österreich war bedroht, aber noch nicht in der Lage, zu den Waffen zu greifen.

Österreich.

Versuch zu beschwichtigen.

Der „Moniteur" suchte nun zu beweisen, dass Frankreich mit der Herrschaft der italienischen Republik nicht mehr an sich genommen habe als die anderen Mächte auch. Frankreich habe schon vor der Revolution Einfluss auf die Staaten von Sardinien gehabt, dann auf Venedig, weil diese Republik eine Stütze suchte gegen das benachbarte ehrgeizige Österreich, und auf Neapel durch Familienverträge. Diese seien jetzt aufgehoben und Venedig gehöre ja dem Kaiser. Polen sei eine Beute und ein neuer Zuwachs für die Großmächte geworden; die Türkei habe keinen Einfluss, Schweden sei ohnmächtig; der Erwerb der vier Rhein-Departements sei weder eine hinlängliche Entschädigung, noch ein volles Gegengewicht zur Theilung Polens. Die Wünsche Frankreichs seien also sehr gemäßigt; es habe beim Frieden das zurückgegeben, was es beim Kriege gewonnen; es wolle nur seine Würde und seine frühere Macht nicht beeinträchtigen lassen, indem es sich allzusehr schwäche; es verlange nur, dass niemand in Deutschland und Italien ein Übergewicht habe; es wolle nicht über andere herrschen, aber sich ebensowenig beherrschen lassen. Genau besehen, habe es also keine neue Macht errungen, sondern bloß die alte gewahrt.

Vorwurf mit Polen.

Über Piemont, wo Menou wie ein Pascha waltete, schwieg der „Moniteur". Der König von Sardinien schien wie landesverwiesen. Gebeugt durch seine Unglücksfälle, kam er zum Entschluss, der Regierung zu entsagen und fern von allen irdischen Kümmernissen nur dem Dienste Gottes zu leben und für das Heil seiner Seele zu sorgen. Diese Entsagung gieng 4. Juni 1802 ohne allen Prunk vor sich,[1]) sie war ernst gemeint. Des Königs Bruder, Victor Emanuel, der sich gerade in Neapel aufhielt, wurde jetzt König von Sardinien, und waltete hier mit Gerechtigkeit und Sanftmuth und blieb auf seiner Insel in Ruhe, während Europa dröhnte von fortwährenden Erschütterungen. Bonaparte nahm dies zum Anlass, Piemont mit Frankreich ganz zu vereinigen, und am 11. September musste der Senat in Paris beschließen, dass die Departements des Po, der Dora,

Karl Emanuel dankt ab 1802.

Victor Emanuel.

Piemont französisch.

[1]) Botta, Geschichte Italiens von 1789 bis 1814, VII, S. 107.

von Marengo, der Sesia, der Stura und des Tanaro mit der französischen Republik vereinigt werden sollten.[1])

Der Adel und die Liberalen in Piemont waren froh; denn jetzt waren die Plünderungen eines Menou nicht mehr möglich, sie gehörten jetzt zu Frankreich, und dieses musste sie wie seine eigenen Unterthanen behandeln; ihre alte Dynastie konnte ihnen ja doch gar keinen Schutz mehr gewähren.

Etrurien. Um diese Zeit starb König Ludwig von Etrurien kinderlos. Sein Bruder Karl Ludwig, Infant von Spanien, war noch zu jung, um ihm zu folgen. Die Regierung von Etrurien wurde daher der verwitweten Königin Maria Louise übertragen. Eigentlich regierten aber die Franzosen. Murat erklärte den Belagerungszustand in Livorno, schickte Truppen nach Piombino und dem ganzen toscanischen Küstenland, um jede Verbindung mit den Engländern zu verhindern. Etrurien war also kein freier Staat, die Franzosen wirtschafteten darin, wie wenn es schon zu ihrem Reich gehörte.

Marie Louise.

Genua 1802.

Unerwartet kam dazu die geheim verabredete, aber am 29. Juni 1802 offenkundige Verbindung Genuas mit Frankreich. An diesem Tag trat die von Napoleon den Genuesen gegebene Verfassung ins Leben.

Salicetti. Der französische Gesandte Salicetti redete den Senat an diesem Tage an:[2]) „Frankreich liebt die Ligurer, weil diese unter allen Umständen Frankreich geliebt haben, und sie brauchen keine Macht zu fürchten, denn Frankreich nimmt sie unter seinen Schutz. Sie mögen nun die vergangenen Unfälle vergessen, allen bürgerlichen Hass niederdrücken, der Verfassung, den Gesetzen, der Religion anhängen, eine mächtige Flotte ausrüsten und den alten Ruhm des ligurischen Namens wieder herstellen; stets aber werde das Glück der Ligurer Frankreich Freude, ihr Unglück ihm Trauer verursachen." — An schönen Versprechungen fehlte es also den Genuesen nicht.

Verfassung. Es gab auch in dieser Verfassung drei Collegien: das der Grundbesitzer, das der Kaufleute und das der Gelehrten; sie sollten alle zwei Jahre ein Syndicat von sieben Mitgliedern wählen, welches jährlich zwei Mitglieder des Senats, zwei der Nationalconsulta, zwei von jeder Districtsconsulta ausscheiden sollte. Die Jurisdictionen oder Districte sollten eine Jurisdictions-Consulta, und die Jurisdictions-Consulten sollten eine Nationalconsulta wählen, welche die gesetzgebende Gewalt habe. Die vollziehende sei beim Senat unter dem Vorsitz des Dogen. Die dreißig Mitglieder des Senats sollen fünf Abtheilungen bilden: den obersten Magistrat, dann die der Justiz, des Inneren, des Krieges, des Seewesens und der Finanzen. Der Senat legt der Nationalconsulta die Anträge zu Gesetzen vor und vollzieht die gegebenen Gesetze; er wählt den Dogen, der die Republik repräsentiert und auf sechs Jahre sein Amt bekleidet,

[1]) Bonaparte motiviert diesen Schritt in einem Schreiben an Marsau (Correspondance, VIII, p. 19) also: Piemont ist nothwendig für Frankreich, da Österreich Venedig besitzt. Die Großmächte kümmern sich wenig um die Wiedereinsetzung eines Königs, der, zwischen vier größeren Republiken steckend, für Europa, das Frieden und Ruhe bedarf, immer ein Gegenstand der Beunruhigung wäre.

[2]) Botta, l. c. VII, S. 106.

aber bei allen Geschäften einen Vertreter des obersten Magistrats zur Seite hat. Der oberste Magistrat hat dieselbe Stellung wie der Kleine Rath, das Consiglietto, in der früheren Verfassung: er wacht über die Vollziehung der Gesetze, über die Finanzen, die Kirchenangelegenheiten, den öffentlichen Unterricht, die Archive und über das Wohl und die Stärke Genuas nach außen.[1])

Freude an der Verfassung.

Hören wir nun auch, was die Genuesen meinten von der Verfassung, die ihnen Bonaparte gab.[2]) „Jetzt", sagten sie, „ist die Zeit der Erfüllung unserer Wünsche erschienen, denn derjenige, welcher Europa den Frieden gegeben hat, wird der Republik eine Gestalt geben — dies große Werk musste ja eben durch einen Helden Unsterblichkeit bekommen. Angetrieben durch Patriotismus und durch die Beispiele unserer Väter, haben wir ihn darum gebeten, und das glücklichste Schicksal steht uns bevor. Es ist eine Constitution entstanden, welche Religion verkündet und Freiheit bewahrt; die Regierung des Staates ist Männern anvertraut, welche theils Besitzthum haben, theils Gewerbsfleiß üben, theils der Wissenschaften sich befleißigen; die Rechte der Bürger sind in Sicherheit gestellt, und die Moralität des Volkes muss nun das allgemeine Glück beschützen. Die ligurische Nation, der kein italienisches Volk an hohen Erinnerungen gleich steht, beweist, dass in ihr der Same alter Biederkeit nicht abgestorben, dass sie — keineswegs abgeartet von ihren Vätern — auch würdig sei, einen so rühmlichen Namen beizubehalten."

Dank der Genuesen.

In Hoffnung auf eine neue Zeit der Größe der Republik, beschloss der Senat, dass dem Christoph Columbus, weil er eine neue Welt entdeckte, und Napoleon Bonaparte, weil er der ganzen Welt den Frieden gegeben, die Grenzen Liguriens erweitert und die Gesetze desselben wieder geordnet habe, Marmorstandbilder im Hofe des Nationalpalastes errichtet würden. Die Einwohner von Sarzana, wo die Buonaparte schon im 13. Jahrhundert Bürgerrechte besessen und Ämter mit Auszeichnung bekleidet hatten, beschlossen, ein Denkmal zu Ehren der Familie Bonaparte zu errichten. —

Bonaparte als Friedensstifter der Schweiz, Médiateur de la Suisse.

Nicht bloß Italien, auch die Schweiz machte Bonaparte zu einem halbfranzösischen Staat, und dieser Umstand hat namentlich beigetragen zu einem neuen europäischen Bund gegen das übermächtige Frankreich und zur Anklage, der Friede von Lunéville sei von ihm gebrochen. Ein Artikel desselben besagte ja: „Die den Frieden abschließenden Mächte gewährleisten sich gegenseitig die Unabhängigkeit der batavischen, helvetischen, cisalpinischen und ligurischen Republiken und den Völkern, welche sie bewohnen, die Befugnis, diejenige Regierungsform anzunehmen, die ihnen angemessen erscheinen wird." In einem geheimen Artikel versprach Frankreich zugleich, zu verhindern, dass die Schweizer sich eine Verfassung geben, welche eine Quelle voll Unruhen für ihre Nachbarn werden könnte.

---

[1]) Botta, l. c. VII, p. 103—104.

[2]) Vgl. Observations sur un projet de constitution pour la République Ligurienne. Correspondance, VIII, p. 236—237.

Die Schweiz vor 1789.

Seit Frankreich aus Raubsucht die Schweiz bekriegte, kam eine Veränderung ihrer Verfassung nach der andern. Vor 1789 hatte die Schweiz dreizehn Cantone, sechs demokratische: Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell; sieben oligarchische: Bern, Solothurn, Zürich, Luzern, Freiburg, Basel, Schaffhausen; Neufchatel war ein Fürstenthum, das von Preußen abhieng; Graubündten, Wallis und Genf bildeten drei besondere mit der Schweiz verbündete Republiken, die jede ihre eigene Regierung hatten. Graubündten neigte sich in der Regel zu Österreich, Wallis und Genf zu Frankreich. Frankreich nahm Genf weg und bildete daraus das Departement Leman; es nahm das Ländchen Biel und das Fürstenthum Pruntrut weg und bildete daraus das Departement Mont-Terrible; es gestattete den Anschluss von Graubündten an die Schweiz und nahm dafür Wallis weg, um eine Straße über den Simplon nach Italien zu bekommen, welche bis an den Lago Maggiore reiche.

Die Revolution.

Dann kam der Umsturz aller alten Verfassungen, der Einheitsstaat, die helvetische Republik; man bildete neunzehn Cantone, indem man Bern das Waadtland und den Aargau wegnahm, aus denen man zwei besondere Cantone machte. Man trennte von Uri die italienischen Ammannschaften und bildete daraus den Canton Tessin; man vergrößerte den Canton Appenzell durch St. Gallen, Toggenburg und das Rheinthal. Der Canton Glarus erhielt die Ammannschaften Saargaus, Werdenberg, Kasten, Uznach und Rapperschwyl, um die demokratische Partei in diesem Canton zu verstärken. Die neunzehn Cantone sollten gleichförmige Gesetze haben unter einer vollziehenden Gewalt, einem Directorium von fünf Männern, das durch Präfecte und Unterpräfecte seine Gewalt ausübe.

Directorial-Regierung.

Die Zeit dieser Directorial-Regierung (Ochs-Laharpe) war unglückselig für die Schweiz. Der Gesandte Rapinat war es, der Laharpe und Ochs in das Directorium brachte, zwei Schwärmer für den Einheitsstaat. Die alten Regenten in den Cantonen, welche Erfahrung, Einsicht und Grundsätze besaßen, wurden gewaltsam verdrängt, oder zogen sich entmuthigt zurück aus Hass gegen fremden Einfluss. Fast nur unwissende Neulinge kamen empor, die, Freiheit und Gleichheit im Mund, raubgierig ihre Hände nach fremdem Eigenthum ausstreckten, sich gegenseitig hohe Gehalte zuschoben und mit ihren Federbüschen, Schärpen und bunten Stickereien prunkten. Der Sinn für Ordnung und Rechtmäßigkeit kam aus der Mode, die Legitimität eines positiven rechtlichen Elements ward umgeworfen, Religiosität wurde verhöhnt; die Formen waren roh, denn „der Republikaner darf nicht höflich sein“.[1]) In allem Schlimmen äfften sie den Franzosen nach. Das Räderwerk der neuen Regierung erforderte viel Öl: fünf Directoren, sechs Minister, ein Senat, ein Großer Rath, ein oberster Gerichtshof, Cantonsrichter, Districtsrichter, alle mit großen Gehalten. Viel Schreibereien im Rechtsgang — und doch fand der gemeine Mann, der sein Recht suchte, bei der Obrigkeit nicht wie früher väterlichen Rath, sondern er musste einen theuren Advocaten dingen. War die frühere Regierung haushälterisch und konnte sie große Ersparnisse anlegen, so verschleuderte die jetzige leichtsinnig Güter und Wertschaften, und stürzte

Die Regierung.

[1]) „Le républicain n'est pas poli.“

schließlich wie toll, auf Laharpes Antrag, nach dem am 19. August 1798 in Paris unterzeichneten Schutz- und Trutzbündnis durch die Kriegserklärung gegen Österreich das Land in einen Krieg, dessen Schauplatz die Schweiz wurde.

Klage eines alten Berners. Ein alter Berner jammert: „Von Grund aus waren die Formen der ehemaligen Eidgenossenschaft zertrümmert; eine große Anzahl verschiedenartig gebildeter Republiken, verbunden zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit und Selbstständigkeit, durch ewige, aber freiwillige Bünde, von denen jede ihre eigene Geschichte besaß, die Geschichte überwundener Gefahren, rühmlicher Thaten, des Wechsels der Geschicke in Jahrhunderten, während deren sie sich nicht nach Principien der Schulweisheit, sondern nach dem naturgemäßen langsamen Gang allmähliger Entwicklung ausgebildet hatten. Alle diese Städte und Länder wurden nun mit einem Worte ihres politischen Daseins, ihrer ganzen Individualität, ja selbst in vielen Fällen ihres Namens beraubt[1]) und alle zusammengeworfen, um die sogenannte eine, untheilbare helvetische Republik zu bilden. Das gemeinsame Elend eines als erobert behandelten Landes diente als Cement des unglückseligen Machwerks, auf dem der Druck der französischen Besatzung als Schlussstein lasten sollte.“[2])

Einst.

Die Regierung war nicht bloß kostspielig, sie half auch nicht gegen Druck, Raub und Übermuth der Franzosen. Jeder dieser Regenten hatte das allgemeine Wohl im Mund, sorgte aber zunächst nur für sich selber. Nie waren die Parteien mehr von gegenseitigem Hass erfüllt, als in der einheitlichen Republik. Einheit war nur im allgemeinen Elend. Die Schilderungen aus jener Zeit sind schauerlich: „Namentlich die Kriegszüge brachten unermesslichen Jammer in das Land. Viele hundert Menschen wurden durch Hunger, Schwert und Seuchen hingerafft; eine Menge Dörfer lagen in Asche; die Felder, die Weinberge waren verwüstet; über hunderttausend fremde Krieger standen monatelang in der Schweiz.“

Allgemeines Elend.

Österreicher. Am wenigsten litt das Land von der österreichischen Armee, die aus ihren eigenen Magazinen regelmäßig verpflegt wurde und bei welcher strenge Mannszucht stattfand, während auch für die Einwohner die Zufuhren aus Schwaben geöffnet waren. Dagegen erschöpfte der Zug von Suworow in den schon hart mitgenommenen Cantonen Uri und Glarus die letzten Vorräthe. Am schrecklichsten waren die Bedrückungen durch die französische Armee, die, ohne Verpflegung von Frankreich her, nur auf Erpressung in der Schweiz angewiesen war. Zwar wurden für Lieferungen und Fuhren Wechsel und Gutscheine[3]) ausgestellt, aber nie bezahlt. Der kleine Canton Baden berechnete seinen Schaden auf 4,800.000 Francs. Der Viehstand verminderte sich um die Hälfte, sogar um drei Viertel in mehreren Gegenden. Der gemeine Soldat war zu Räubereien gezwungen.

Franzosen.

Erpressungen. Dazu aber kamen die schamlosen Erpressungen und Räubereien der Generale und Commissäre; großer Luxus herrschte stets an ihren Tafeln, während unzählige Familien an allem Nöthigen den bittersten Mangel litten. Aller Handel und Erwerb stockte, viele einst wohlhabende Familien waren gezwungen auszuwandern. Verwaiste Kinder irrten in großen Scharen umher, man brachte ihrer 2367 nach den Städten Zürich, Bern, Basel, Winterthur, wo christliche Nächstenliebe, der eigenen Noth vergessend, sich der Verlassenen erbarmte. Aus dem Glarnerland allein kamen 1115 solcher Kinder. Auch aus dem Ausland flossen für

[1]) Freiburg wurde umgetauft in Sarine und Broye; Uri, Schwyz und Unterwalden in Waldstätten; St. Gallen und Appenzell in Säntis.

[2]) Em. Franz v. Fischer, Rückblicke eines alten Berners. Bern 1848. S. 140—141.

[3]) Bons.

sie reiche Gaben. Als ob das Unglück nicht groß genug wäre, forderte Massena[1] von Zürich eine Kriegssteuer von 800.000 Livres, von St. Gallen 400.000, von Basel 800.000. Das Schweizer-Directorium verwahrte sich vergebens beim französischen Directorium gegen diese Erpressung; dieses billigte Massenas Verfahren, welcher übermüthig die von Basel geforderte Summe verdoppelte. Diesmal hatte sich doch das Schweizer-Directorium für die Schweizer verwendet, sonst aber war es nur in terroristischem Treiben hervorragend und durch wüthende Proclamationen, erzwungene Anleihen, Kriegssteuern, gewaltsame Aushebung von Mannschaft, Geiseln, Verhaftungen und der Schreckenszeit in Frankreich nachgeahmte Mittel gekennzeichnet. Erpressungen.

Darf man sich da wundern, dass diese Regierung allgemein verhasst und verachtet wurde? Die Vollziehungsbehörde gestand am 5. Januar 1800 die Schädlichkeit der Verfassung selber ein:[2] „Sie passt nicht auf unsere Lage, nicht auf unser individuelles Bedürfnis, sie enthält keine Garantie der Mächte; die gegenseitigen Befugnisse der öffentlichen Gewalten sind nicht hinlänglich bestimmt und nicht richtig gegeneinander abgewogen. In andern Ländern ist man aber bei noch viel mangelhafterer Verfassung doch glücklicher; die Quelle des Übels liegt also in den Fehlern der Menschen, die an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten berufen wurden." Schlechte Verfassung.

Talleyrand selber sagte in einem Bericht an Bonaparte: „Man weiß, dass die helvetische Revolution eine der schreiendsten Ungerechtigkeiten des französischen Directoriums war; man weiß, dass einige Schweizer Brauseköpfe, wie Ochs und Laharpe, nach Paris kamen, um daselbst fünf oder sechs Monate hindurch mittelst Brandartikeln die französische Regierung aufzureizen; man weiß, wie französische Agenten das mit einer Revolution verbundene Unglück über dieses arme Land brachten, und mit welcher Unverschämtheit man das Geheimnis fand, alles wegzunehmen, zu plündern und sogar auch Arme und Unglückliche noch unglücklicher zu machen. Ganz Europa widerhallt von diesen Frevels. Man muss heutzutage die blutige Spur dieses Jammers auszutilgen suchen."[3] Talleyrand.

Ochs und Laharpe waren die Männer, die durch das Schreckensregiment die Schweiz nach ihrem Kopf umgestalten wollten. Laharpe beantragte am 3. November 1800 ein Zwangsanleihen, um den Krieg gegen Österreich mit Nachdruck fortzusetzen: alles Silber in den Kirchen stehe zur Verfügung, welches zum Gottesdienst nicht unumgänglich nothwendig sei; die Klöster müssten aufgehoben, die Nationalgüter verkauft, alle Behörden, alle Kanzleien müssten von den Anhängern des Alten gereinigt werden. — Mehrere seiner Amtsgenossen und die Räthe waren ihm entgegen. Nun schlug Laharpe vor, Bonaparte, der am 8. November das Directorium gestürzt hatte und an die Spitze der Regierung getreten war, die Nothlage der Regierung der Schweiz vorzustellen, unter Berufung auf den Artikel des Bundesvertrages, wonach Frankreich sich verpflichtete, Hilfe zu leisten gegen die Angriffe der Oligarchie auf die Verfassung. Auch sollten Laharpe.

[1] Vögelin-Escher, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, IV, S. 43.
[2] v. Fischer, Rückblicke eines alten Berners, S. 147.
[3] Dieser Bericht ist mitgetheilt im „Leben der beiden Zürcherischen Bürgermeister David von Wyß, Vater und Sohn", durch Friedrich von Wyß, Professor der Rechte in Zürich, I, S. 202—203.

die gesetzgebenden Räthe sich vertagen, während eine Abordnung derselben, mit dem Directorium vereint, über das Wohl der Republik berathe. Das gab einer Genfer Zeitung Anlass zur Meldung, es gebe im Directorium Leute, die den 18. Brumaire nachmachen wollten, mit andern Worten, Laharpe wolle der Consul-Bonaparte der Schweiz werden. Laharpe beantragte, den Herausgeber und den Drucker dieser Zeitung zu verhaften. Der Zwist und die Erbitterung in der Regierung stieg nun aufs höchste. Der Ausschuss, den man für die Ausarbeitung einer Verfassung gewählt hatte, schlug heimlich dem gesetzgebenden Körper vor, das Directorium für aufgelöst zu erklären, und den Bürgern Dolder und Savary die Gewalt zu übertragen, bis neue Wahlen vorgenommen wären. Laharpe suchte sich mit seinen Gesinnungsgenossen zu behaupten, scheiterte aber am Widerstand der Minister, die er vergebens zur Sitzung einlud, und des Generalsecretärs Mousson, der ihm den Dienst versagte, und des Brigadechefs der helvetischen Truppen, der ihm nicht recht helfen wollte. Jetzt wandte er sich an den französischen Divisionsgeneral Müller, er solle Dolder und Savary verhaften; der wollte sich jedoch in die Sache nicht mischen; der französische Gesandte Pichon wollte auch nichts davon hören, denn er hatte insgeheim schon nach Paris geschrieben, es laste ein solcher Hass auf Laharpe und seiner Partei, dass ihre Unterstützung nicht im Interesse Frankreichs sein könne. So musste denn Laharpe fliehen. Ochs war schon früher durch die Ränke Laharpes gestürzt worden, und Bonaparte billigte 11. Januar 1800 das Vorgehen: er wollte Frieden, Mäßigung und Versöhnung der Parteien, während Laharpe alles auf die Spitze trieb. So hatte dieser Zürich in den Belagerungszustand erklärt, weil diese Stadt ihre Vorliebe für die in Gefangenschaft gerathenen kaiserlichen Soldaten an den Tag gelegt habe, mit Vernachlässigung der französischen und schweizerischen Soldaten. So hatte Laharpe von den Kosaken in einem Aufruf an die Helvetier vom 20. Mai gesagt, sie seien noch feiger als diebisch; Kaiser Paul I. erbebe bei dem Gedanken, die 36 Millionen Sclaven, die er beherrsche, möchten zur Freiheit emporsteigen; die Österreicher wollten der Schweiz das Schicksal Polens bereiten; die Russen kämen, um die Weiber und Kinder in der Schweiz niederzumetzeln; die Österreicher hätten in Mailand Weiber und Kinder bei den Fenstern hinausgeworfen; das Haus Habsburg habe die französischen Gesandten in Rastatt ermorden lassen und dergleichen. Auch in Lausanne, wohin er floh, setzte Laharpe sein Ränkespiel fort; durch Briefe, die er an sich schreiben ließ, suchte er den Generalsecretär als Verräther zu brandmarken. Mousson zieh ihn aber öffentlich der Lüge. Laharpe wurde verhaftet und sollte nach Bern abgeführt werden; in Peterlingen entkam er seinen Wächtern und floh nach Frankreich; sein guter Ruf war verloren.

Staatsstreich 7. Januar 1800.

Laharpe fällt.

Ochs.

Laharpes Lügen.

Flucht nach Frankreich.

So war das Schweizer-Directorium aufgelöst, an seine Stelle trat ein Vollziehungs-Ausschuss von sieben Mitgliedern; unter diesen gab es Unionisten, die für eine strenge Centralregierung eiferten, und Föderalisten, welche die Schweiz wieder in einen Bundesstaat umwandeln wollten. Daneben litt das Volk unsäglich; 72.000 Franzosen standen im Land und mussten verpflegt werden; die Zufuhren aus Deutschland waren gesperrt. Vergebens stellte der Vollziehungs-Ausschuss der französischen Regierung vor, die Lieferungen für die Armee betrügen schon 23,000.000 Francs, ohne die Fuhrleistungen, ohne den Unterhalt der Spitäler, der Generale, der Truppen, welcher den Ge-

Vollziehungs-Ausschuss.

meinden zur Last falle; der Ertrag der Abgaben stehe in gar keinem Verhältnis zu den Bedürfnissen. Namentlich litten die Geistlichen die bitterste Noth. Elend überall.

Voreilig hatte die Regierung alle Zehenten und Grundzinsen aufgehoben, ohne einen Dank dafür zu ernten von denen, deren Güter dadurch erleichtert und wertvoller geworden waren. Jetzt sah man sich genöthigt, den Zehenten und Bodenzins wieder herzustellen, und deren Einzahlung für die Jahre 1798 und 1799 auf einmal einzufordern. Die Bedrängten wandten sich an Bonaparte mit Klagen über eine Verfassung, „mit welcher Böswilligkeit, Verrath und Untüchtigkeit alles Unglück über die Schweiz gebracht hätten". In der Noth beschloss man die Zahl der Mitglieder der gesetzgebenden Räthe um ein Viertel oder um die Hälfte zu vermindern, und ohneweiters fünfunddreißig Mitglieder für die Fertigung einer neuen Verfassung zu wählen. In den Vollziehungsrath wurden übrigens Männer von Kenntnis und Mäßigung gewählt. Bonaparte rieth ab, eine einstweilige Verfassung schnell einzuführen, da wahrscheinlich das Frickthal mit Helvetien vereinigt würde, für welches er Wallis forderte. Er wollte freie Hand haben bis zum Frieden. Reinhard wurde damals französischer Gesandter in der Schweiz und erhielt insgeheim die Weisung, dem Anschein nach sich in die innern Angelegenheiten nicht zu mischen, aber dennoch die Einführung einer neuen definitiven Verfassung zu hindern; daher erklärte er beharrlich, in dem Zeitpunkte wichtiger Kriegsbewegungen müsse die innere Ruhe Helvetiens um jeden Preis erhalten werden. Das war in der Zeit des Entscheidungskampfes mit Österreich. Am 26. Juli aber erhielt Reinhard die Weisung, alle nöthigen Maßregeln zu ergreifen und den gesetzgebenden Körper zu vertagen. Der Vollziehungs-Ausschuss solle die Sache ins reine bringen, Reinhard ihn nur durch Rathschläge unterstützen. So kam es zum Staatsstreich vom 7. August, der durch französische Soldaten gedeckt war. Die beiden Räthe wurden vertagt, ein neuer Vollziehungs-Ausschuss von sieben Mitgliedern gewählt, die demagogische Patriotenpartei war zurückgedrängt. Mäßigung und Verschmelzung der Parteien war die Losung. Die Öffentlichkeit der Sitzungen der gesetzgebenden Räthe wurde aufgehoben, denn sie fördere nur den Parteistreit unter dem Volke, und die Clubs wurden verboten. Das gieng diesmal alles ohne Blutvergießen ab. Rath Bonapartes. Reinhard. Staatsstreich vom 7. August 1800.

Nur blieb der Gedanke, der im Frieden von Lüneville ausgesprochen wurde, das helvetische Volk habe das Recht zu freier Annahme jeder beliebigen Verfassung. Jede Partei deutete den Satz nach ihren Wünschen. Nun sandten die Schweizer einen Verfassungs-Entwurf nach Paris, welcher den Inbegriff der Wünsche und Absichten der Unionisten enthält. In Paris wurde er Lucchesini mitgetheilt, welcher erklärte, Preußen wolle weder in Holland das Statthalteramt, noch in der Schweiz die erbliche Aristokratie herstellen, jenes sei den Engländern, diese den Österreichern günstig, Russland sei hierüber mit Preußen einverstanden. Stapfer, der helvetische Gesandte in Paris, erklärte dem ersten Consul, „die Masse der Nation will weder die Rückkehr der regierenden Burgerschaften,[1]) noch die Anarchie der Demagogie, noch diejenige einer schwachen Conföderation". Der Schweizer Verfassungs-Entwurf.

[1]) Zwischen Burger und Bürger ist in dieser Zeit in der Schweiz der Unterschied, dass Burger jene sind, die am Gemeindevermögen einen ererbten Antheil haben, Bürger aber heißen alle, die in einem Orte ansässig sind.

Im Entwurf, welchen am 21. Januar 1801 die Schweizer dem Minister Talleyrand vorlegten,[1]) schlugen sie als Oberbehörden vor: einen Regierungsrath von sieben Mitgliedern auf vierzehn Jahre, von denen alle zwei Jahre eines austrete; einen Staatsrath von 20 bis 30 Gliedern, einen Senat von 31, eine Kammer der Gemeinden von 90 Mitgliedern, eines von jedem Distrikt. Die Regierung solle eingetheilt sein in Cantone, Districte und Gemeinden; Präfecten sollen die Cantone, Unterpräfecten die Districte und die Maires die Gemeinden regieren. Jeder Distrikt habe ein Gericht, über diesen stehen vier bis sechs Obergerichte, und über allen ein Cassationshof von 15 Mitgliedern, alle lebenslänglich. Für Criminalfälle Geschwornengerichte, für die Truppen Militärgerichte. Sehr vorsichtig sind die Bestimmungen für die Wahlen. Um in den Senat zu gelangen, müsse man vierzig Jahre alt, verheiratet oder Witwer sein, und constitutionelle Ämter bekleidet haben. Für die Kammer der Gemeinden sei ein Alter von dreißig Jahren nöthig; sie werde alle drei Jahre gewählt und sei beisammen vom 1. December bis letzten Februar. Der Präsident der Regentschaft sollte Schultheiß genannt werden; das Volk werde bei diesem Namen glauben, die alte Ordnung sei zurückgekehrt. Weil das Volk sich finanziell erschöpft zeigte, waren die Besoldungen nieder angesetzt: für den Schultheiß nur 15.000 Francs, für einen Regentschaftsrath nur 9000, für einen Minister nur 7500, für einen Präfecten 6000, für einen Unterpräfecten 1500 Francs.

Bonapartes Urtheil.

Was sagte Bonaparte über diesen Entwurf?[2]) Am 30. April 1801 ließ er die Gesandten kommen und sagte ihnen scharf und lebendig, er wünsche baldige Ordnung, denn seine Zeit erlaube ihm nicht, sich lange mit der Schweiz zu befassen. Als Consul habe er keinen Rath zu ertheilen, denn die Schweiz sei unabhängig und könne sich selbst eine Verfassung geben. Wenn sie glaubten, diesen Plan festhalten zu können, so könnten sie ihn einsetzen, er werde dann seine Truppen zurückziehen; wenn sie aber seine Hilfe verlangten, so müsste er ihnen offen erklären, der Plan sei grundschlecht. „Ich möchte mich nie damit entehren, dass ich ihn unterschreibe; ich habe Europa und die Nachwelt vor Augen; diese würde sagen, ich habe die Sclaverei über die Schweiz gebracht, indem ich aus ihr eine französische Provinz gemacht; jene aber würde mir mit Grund vorwerfen, ich hätte im Vaterlande des Wilhelm Tell die Freiheit zerstört. Welche Beziehung hat denn diese Verfassung zur Schweiz? Sie würde geradesogut für Sina passen, für Frankreich und für jedes andere Land. Das ist eine Nachäfferei von unserer Verfassung. Wozu braucht denn ihr einen Senat und einen Staatsrath? Wir haben einen Staatsrath von dreißig Mann für dreißig Millionen, einen für jede Million. Ihr habt zwei Millionen Seelen und zwanzig Staatsräthe, während die Minister und die Regentschaftsräthe für die ganze Schweiz aushelfen. Eine Verfassung kann nicht schlechter sein, als wenn sie gar kein Charaktermerkmal des Landes an sich trägt. Wer wird beim Lesen eures Entwurfes glauben, dass er für ein Alpenland bestimmt ist? Ich habe für die Gebirgsbewohner der Schweiz eine besondere Theilnahme, ich will sie nicht zu Sclaven eurer Verfassung machen, die selbst für Frankreich zu stark wäre; ich achte eure kleinen Cantone, sie allein verhindern mich, wie die andern Mächte Europas, euer Land einzuziehen. Lausanne, Bern, Zürich sind Städte so verdorben, wie die französischen; ich sehe aber in ihnen nicht die wahre Schweiz;

[1]) v. Fischer theilt ihn in den „Rückblicken eines alten Berners“ mit.
[2]) Wyß, l. c. I, S. 311—312.

die kleinen Cantone machen euch anziehend in den Augen Europas; unter ihrem Schutz hat sich der Bund der Eidgenossen gebildet. Ich kann also diese Verfassung nicht gutheißen: — hier habt ihr einen andern Entwurf, der besser für euch passt und unter den ich ohne Bedenken meinen Namen setze."

Verfassung von Malmaison.

Mit diesen Worten übergab 30. April 1801 der erste Consul den Gesandten einen Entwurf, der vom Ort der Besprechung die Verfassung von Malmaison genannt wird und die Mitte hält zwischen Einheits- und Föderativ-Verfassung, und den Cantonen für ihre innere Verwaltung viele Freiheiten einräumt: die Schweiz sollte mit Graubündten aus zwölf Cantonen bestehen. Wallis war nicht darunter genannt, denn es sollte für das Frickthal an Frankreich abgetreten werden. Dagegen war die ehemalige Neutralität und die Aufhebung des Offensivbündnisses in Aussicht gestellt; die auswärtige Politik solle gleichmäßig verwaltet, die Justiz, die allgemeinen Auflagen, die Handelsgesetze, die allgemeinen Unterrichtsanstalten sollten Sache der Centralregierung sein, eines Senates, bestehend aus zwei Landammännern, acht Stellvertretern und fünfzehn Räthen. Die Landammänner sollten auf zehn Jahre, die Stellvertreter auf vier, die Räthe auf drei Jahre gewählt werden; als eigentliche Regierung ein Kleiner Rath bestehen, aus einem Landammann, zwei Stellvertretern und drei Räthen. Der Landammann solle 50.000 Francs Besoldung haben; die Räthe, welche zugleich Minister wären, 10.000 Francs, die andern 5000 Francs. Senat und Tagsatzung sollten keine Besoldung haben, also aus unabhängigen Männern bestehen.[1])

Die Tagsatzung scheitert.

Der erste Consul erwartete unbedingte Annahme dieses Entwurfes. Die helvetischen Behörden wagten es nicht, ernstliche Einsprache dagegen zu erheben; sie empfahlen ihn sogar einer Tagsatzung zur Abstimmung, die am 7. September 1801 in Bern zur Berathung darüber zusammentrat. Zwar waren die Wahlen dazu im Sinne der Einheit ausgefallen, aber keine der in der Schweiz bestehenden Parteien war mit dem Entwurf zufrieden. Schon die Wahlen dazu hatten in den Cantonen große Aufregung bewirkt. Die Gesandten von Wallis wurden zugelassen, welche erklärten, dass sie um keinen Preis sich von Helvetien trennen wollten. Es ward erklärt, dass die höchste Gewalt einer Tagsatzung und einem Senat zustehe. Vergebens erklärte der französische Gesandte, dass keine Veränderungen am Entwurf stattfinden dürften. Am 9. October traten die Vertreter der Urcantone aus, mit Verwahrung aller die Selbständigkeit ihrer Cantone antastenden Beschlüsse; acht Tage später traten mit ähnlichen Verwahrungen dreizehn andere Föderalisten aus.

Staatsstreich vom 27. October 1801.

Dagegen machten nun Dolder und Savary einen Staatsstreich im geheimen Einvernehmen mit dem französischen Gesandten Verninac und mit Hilfe der unter französischem Befehl stehenden helvetischen Truppen. Die Tagsatzung wurde für aufgehoben erklärt, weil sie ihre Befugnis überschritten habe, und der Entwurf von Malmaison in Vollzug gesetzt. Ein föderalisti-

[1]) v. Fischer, l. c. S. 160—161. — Vögelin-Escher, l. c. IV, S. 53.

Alois Reding Landammann,

scher Senat und ein Kleiner Rath wurden gewählt, aber nicht Dolder wurde Landammann, sondern Alois Reding. Verninac war ebenso ergrimmt darüber als Dolder — und Talleyrand grollte wegen Wallis.

nach Paris.

Alois Reding beschloss darum, Ende November nach Paris zu gehen, und als Soldat von Namen bei Bonaparte für sein Vaterland den Fürsprecher zu machen; er wurde zuvorkommend und ehrenvoll aufgenommen, machte auch durch seine Offenheit und Geradheit einen guten Eindruck, aber der Schlauheit Bonapartes, der ihn mit guten Vertröstungen wieder heimschickte, war er doch nicht gewachsen. Gerade und offen sprach Reding seine Wünsche aus nach einigen Abänderungen in der Verfassung von Malmaison, im Sinne der alten Einrichtungen; dann, dass Wallis bei der Schweiz bleibe; ferner, dass die Schweiz von den französischen Truppen geräumt werde; dann, dass die Neutralität der Schweiz anerkannt und das drückende Schutz- und Trutzbündnis von 1798 aufgelöst werde. Bonaparte schien all

Zugeständnisse.

das zuzugestehen, nur wollte er von einer Rückgabe der Waadt an Bern nichts wissen: „Die Sonne wird eher von Westen nach Osten zurückkehren, als die Waadt zu Bern. Das ist mein Herzblut!" — Der ehemalige schweizerische Theil des Gebietes des Bischofs von Basel sollte zurückgegeben, die von der französischen Armee ausgestellten Gutscheine sollten zur Bezahlung eines Drittheiles des von der Schweiz bezogenen Salzes angenommen werden; ferner sollten die in französischem Solde stehenden schweizerischen Halbbrigaden von Frankreich ausgerüstet werden und den rückständigen Sold erhalten. Bonaparte bedang sich nur eine derartige Mischung der Regierung aus, dass sechs Mitglieder der Einheitspartei in den Senat und dann in den Kleinen Rath aufgenommen würden, der fortan aus eilf Mitgliedern zu bestehen habe.

Ziel Bonapartes.

Das waren wichtige Zugeständnisse, wenn sie von Bonaparte ernstlich gemeint waren. Sichtlich lag ihm alles daran, Wallis zu Frankreich zu schlagen und in der Schweiz eine Stellung zu erringen, wie er sie durch seine Reise nach Lyon von den Italienern erlangte; wenn aber nicht, jedenfalls die Schweiz von sich abhängig zu machen. Reding verlangte schriftliche Zusicherung, Bonaparte unterschrieb die Bedingungen; der eigentliche Vertrag sollte aber erst von Talleyrand die amtliche Form erlangen. In der Schweiz kamen ersehnte Nachrichten an, eine Abschrift Redings von der Note Bonapartes. Freude strahlte in den Gesichtern der Patrioten. „Gottes Güte sei es gedankt," schrieb Wyss,[1]) „dass wir wenigstens wieder hoffen dürfen ein Vaterland zu bekommen, und den Klauen unserer unverbesserlichen Revolutionäre entrissen zu werden." — Reding selber schrieb an den zweiten Landammann Frisching: „Ich habe begründete Hoffnung, dass unser geliebtes Vaterland sich in einer günstigern Lage befinden wird. Die Regierung wird ohne Zweifel anerkannt, das schweizerische Gebiet nicht geschmälert und bereits abgerissene Theile sollen wieder beigelegt werden. Der Allianztractat

[1]) Wyss, l. c. I, S. 366.

von 1798 soll von den drückendsten Bedingungen gereinigt, die Verfassung verbessert und jedem Canton überlassen werden, sich eine für seine Umstände passende Verfassung zu geben." Am 17. Januar 1802 traf Reding unter Glockengeläute und dem Jubel der Bevölkerung in Bern ein. Am 20. Januar berichtete er über die mündlichen Versprechungen Bonapartes, die man als unverbrüchliches Wort annahm. Wyß schrieb am 20. Januar darüber: „Gott gebe, daſs der redliche Schweizersinn nicht abermals von französischer Arglist düpiert werde, und daſs die verhoffte Unterstützung von anderer Seite her nicht ausbleibe." [1] — Seine bange Ahnung war richtig. Der Banquier Rougemont aus Paris meldete: „Ich möchte Ihnen gern die guten Nachrichten bestätigen, aber ich kann meine Sorge nicht verhehlen, daſs man wieder mit unserer Ehrlichkeit spielt. Unser wackerer Reding überließ mir die Abschrift eines Vertrages mit Bonaparte, und ich sollte das Original, von Bonaparte unterschrieben, in Empfang nehmen, es sollte aber erst in dem Bureau Talleyrands eine amtliche Form bekommen. Ich bin sehr unruhig darüber, daſs es gar nicht kommen will, und ich schließe daraus, daſs man uns betrügt; hervorragende Diplomaten, mit denen ich darüber gesprochen habe, bestätigen es mir. Ich bedauere sehr, daſs Reding abgereist ist, ohne daſs der Vertrag auch formell vollendet war, und ich fürchte, daſs man etwas anderes dafür nachsendet."

Reding.

Täuschung.

In der That kam, vom 6. Januar 1802 datiert,[2] ein ganz anderes Schriftstück Bonapartes, ein Meisterstück des Macchiavellismus, in Redings Hände. „Bürger Reding! Seit zwei Jahren haben Ihre Landsleute in ihrem Interesse mich oft um Rath gefragt; ich habe zu ihnen gesprochen, wie der erste Beamte der Gallier zur Zeit, da Helvetien noch zu Gallien gehörte, mit ihnen geredet haben würde. Die Rathschläge, die ich ihnen gab, konnten ihnen zum Heile gereichen, und ihnen zwei Jahre voll Beängstigungen ersparen; sie haben jedoch wenig Nutzen daraus gezogen. Sie scheinen mir von der Sehnsucht nach dem Glücke Ihres Vaterlandes durchdrungen zu sein, mögen Ihre Landsleute Sie unterstützen und Helvetien endlich unter den Mächten Europas einen Rang einnehmen! Der Verlauf des Krieges hat französische Heere in Ihr Land gebracht, die Liebe zur Freiheit hat ihre Völker bewaffnet und namentlich die Landleute gegen die Bevorrechteten. Ereignisse verschiedener Art folgten einander in wenig Jahren. Sie haben großes Unglück erlebt, und ein großes Resultat bleibt Ihnen davon, die Freiheit und Gleichheit der Mitbürger. An welchem Orte auch ein Schweizer heutzutage geboren werde, an den Ufern des Genfersees oder der Aar, so ist er frei. Das ist die einzige Sache, die ich in Ihrem gegenwärtigen staatlichen Zustande sehe. Die Grundlage des öffentlichen Rechtes in Europa ist jetzt derart, die bestehende Ordnung in jedem Lande aufrecht zu erhalten. Wenn alle Mächte diesen Grundsatz angenommen haben, so haben auch alle das Bedürfnis nach Frieden und nach der Rückkehr von diplomatischen und Handelsbeziehungen. Das französische Volk muſs also, soweit es an ihm liegt, in Eurem Lande das aufrechterhalten, was besteht. Es ist allerdings wahr, daſs bei Ihnen jetzt noch nichts geordnet ist, daſs Sie ohne Regierung und ohne Ausdruck Ihres nationalen Willens sind. Warum sollen Ihre Landsleute sich nicht regen? Sie sollen die patriotischen Tugenden ihrer Vorfahren zeigen, sie sollen den Parteigeist der Liebe zum Glück und der öffentlichen Freiheit opfern, dann brauchen

Bonaparte an Reding.

[1] Wyß, l. c. I, S. 361—372.

[2] Französisch wieder abgedruckt in Wyß, l. c. I, S. 370, auch in der Correspondance, VII, p. 452—454.

sie nicht zu fürchten, Beamte zu haben, die aus der augenblicklichen Anmaßung einer Partei hervorgegangen sind. Sie werden eine Regierung haben, weil sie die öffentliche Meinung für sich hat, auch das Ergebnis des nationalen Willens ist. Ganz Europa wird seine Beziehungen zu Ihnen wieder eröffnen, Frankreich wird nicht zurückgehalten sein durch irgend eine Berechnung seines besondern Vortheils, es wird alle Opfer bringen, welche zunächst Ihre Verfassung, die Freiheit und Gleichheit Ihrer Mitbürger sichert. Es wird dadurch fortfahren, Ihnen seine väterliche Zuneigung zu zeigen, welche seit so vielen Jahrhunderten die Bande zwischen diesen zwei unabhängigen Theilen eines und desselben Volkes bilden." [1])

Also Frankreich hat eine väterliche, hofmeisterliche Gesinnung. Die Unabhängigkeit der Schweiz war also ohne Aussicht, wenn man den Brief recht verstand. Lange aber konnte Reding gar nicht glauben, dass der erste Mann Europas sich zu einem Betrug herablasse. Er erfüllte die Bedingungen, wie er versprochen, die sechs bezeichneten neuen Mitglieder werden am 23. Januar 1802 in den Senat gewählt, und die Verfassung dahin verändert, dass der Kleine Rath aus zwei Landammännern, die jährlich im Amte wechseln, aus zwei Statthaltern derselben, die ebenfalls wechseln, und aus sieben Mitgliedern bestehen sollte.

Reding Landammann.

Am 6. Februar wurde Reding für 1802, und Rengger von Bruck für 1803 zum Landammann gewählt, und jedem ein Statthalter aus der Gegenpartei zugegeben. Nun war neuer Parteikampf in der Regierung, im Kleinen Rath war die Einheitspartei, im Senat die Föderalistenpartei in der Mehrheit. Es kam zu heftigem Streit über die Änderungen der Verfassung von Malmaison. Klagend schreibt Wyß am 2. Februar 1802:[2]) „Unser Vaterland ist nun einmal der kleinste Schweif des großen Kometen, von dem ungewiss ist, was er noch verheeren, verbrennen, oder allenfalls kraftlos für einmal bestehen lassen will; ob dieses Phänomen seine unwiderstehliche Kraft immer weiter fortsetzen oder sich wieder in eine ruhige Laufbahn einschränken wird. Damit ist unsere jeweilige, leidlichere oder drückendere Existenz verbunden und leider umsomehr, als seine bei uns entzündeten Vulcane der Anarchie und der Leidenschaften ihm jeden beliebigen Schwung und jede Bewegung leicht machen." — Von Frankreich erfolgte nun zwar die Anerkennung der neuen Regierung, aber von all dem, was Bonaparte Reding versprochen hatte, gieng nichts in Erfüllung. Bei Bezahlung des Salzes wurden sogar die Gutscheine zurückgewiesen. Der Verdacht geschehener Täuschung wurde immer dringender. Reding schrieb am 11. Februar an Bonaparte und an Talleyrand um Verwirklichung der gegebenen Zusagen, da die Bedingung hiefür in der neuen Organisation der Regierung erfüllt sei: „Wenn wider alles Erwarten die Erfüllung dieser Artikel verschoben werden soll, so wird meine Ehre dadurch auf die empfindlichste Weise gekränkt werden, was nicht in Ihren Gesinnungen liegen kann." [3]) Eine Antwort erfolgte nicht, die Zusagen blieben in Vergessenheit begraben.

Streitigkeiten.

Täuschung.

Reding beschwert sich.

[1]) „Elle continuera par là à montrer pour vous ces sentiments affectueux et paternels qui, depuis tant de siècles, forment les liens de ces deux parties indépendantes d'un même peuple. Bonaparte." Correspondance, VII, p. 254.

[2]) Wyß, l. c. I, S. 381.

[3]) Ibid. I, p. 388.

Der Grund dieses Wortbruches lag nicht im Eifer für die Einheitspartei, sondern im Widerstand, den Reding den Absichten Frankreichs auf Wallis entgegensetzte, und im Zorne darüber, dass Reding den Aristokraten Dießbach nach Wien sandte, um diplomatische Verbindungen wieder anzuknüpfen und der Schweiz eine unabhängigere Stellung zu verschaffen; dass er ferner mit England und Russland Verbindungen anknüpfte, dass er in einemfort sich beschwerte über die beispiellose Art, mit welcher General Turreau die Bewohner von Wallis misshandelte, um sie zu zwingen, um Vereinigung mit Frankreich zu bitten. Reding war in einer peinlichen Lage. Wyß schreibt: „Unser guter Reding dürstet nach dem Augenblicke, wo er wenigstens als Privatmann der Welt offenbaren kann, wie sehr ihn der mächtigste Mann in Europa betrogen hat. Schon mehrmals war er beinahe zum Niederlegen seiner Stelle entschlossen; wir hielten ihn aber einstweilen hauptsächlich mit der Betrachtung zurück, dass wir denjenigen Cantonen, welche die Verfassung angenommen haben, schuldig seien, so lange auszuharren, bis keine Möglichkeit mehr vorhanden ist, diese Organisation zu behaupten.“[1]) Talleyrand hatte sogar die Keckheit, sich zu beklagen, dass Reding die Ruhestörer in Wallis begünstige und Frankreich hindere, diesem Lande alle ihm zugedachten Wohlthaten zu ertheilen und Wallis für einen von der Schweiz ganz unabhängigen Staat zu erklären, und gab zu verstehen, dass, wenn die Schweiz diese neuentdeckte Wahrheit früher eingesehen hätte, man ihr nicht nur das Frickthal, sondern auch andere Besitzungen abgetreten hätte. Sollte die Schweiz sich etwa in dieser Angelegenheit an andere Mächte wenden, so würde sie ihren Zweck ganz verfehlen. — Gerüchte von Theilung der Schweiz wurden verbreitet, offenbar, um die Schweizer nachgiebig zu machen. Der Banquier Haller schrieb am 20. März 1802 aus Paris: „Ich betrachte jetzt die Unabhängigkeit der Schweiz als gesichert; man verdankt dies bloß England und Russland, welche sich den Entwürfen Frankreichs und Österreichs entgegenstemmten, vorausgesetzt, dass man jetzt klug wird.“

Grund des Wortbruchs. Talleyrand. Wallis. Haller.

Indes ward eifrig an der Ausbildung der neuen Verfassung gearbeitet. Wyß empfahl sie in einer eigenen anonymen Schrift. Zwanzig Cantone sollten bestehen: Aargau, Baden, Basel, Bern, Bellinzona, Freiburg, Leman (Genf), Luzern, Linth, Lugano, Graubündten, Schaffhausen, Säntis, Schwyz, Solothurn, Thurgau, Uri, Unterwalden, Zürich, Zug. Reding wollte Wallis beisetzen. Jeder helvetische Bürger sollte sich in allen Cantonen niederlassen, und in jedem alle politischen Rechte ausüben dürfen. Die vormals unterthänigen Landschaften seien den übrigen Cantonen gleichgestellt und genießen mit ihnen die nämlichen Rechte. Beide Confessionen, die katholische und die reformierte, seien förmlich anerkannt, und stehen unter dem besondern Schutz des Staates. Die Freiheit des Handels und Verkehrs sei gesichert. Für den Gottesdienst, die Erziehung und öffentliche Armen- und Kranken-Anstalten werde durch Zuweisung der wichtigsten Cantonal-Einkünfte besonders gesorgt. Die Centralregierung sei ein wirksamer Einfluss auf die geistlichen Stiftungen, das Erziehungswesen und auf allgemein wichtige Polizei-Einrichtungen und auf Leitung und Gebrauch der bewaffneten Macht zugestanden. Den Cantonen sei Schutz gegen Eingriffe und Missbräuche der Centralregierung gesichert. Der Zustand der Finanzen solle jedes Jahr nicht nur der Tagsatzung, sondern auch dem Volk bekannt gemacht werden.

Die zwanzig Cantone.

[1]) Wyß, l. c. I, S. 398.

„Bewohner von Helvetien! Ihr bietet seit zwei Jahren ein trauriges Schauspiel. Feindselige Parteien haben sich, eine nach der andern, der Gewalt bemächtigt, sie haben ihre vorübergehende Herrschaft durch eine fortwährende Parteilichkeit bezeichnet, die nur eine Klage war gegen ihre Schwäche und ihr Ungeschick. Im Verlauf des letzten Jahres hat Eure Regierung den Wunsch ausgesprochen, dass sich die kleine Schar französischer Truppen aus Eurem Land zurückziehe. Die französische Regierung hat diesen Anlass gern ergriffen, Eure Unabhängigkeit zu ehren, aber bald nachher haben die sich bekämpfenden Parteien mit neuer Wuth sich geregt, und das Blut von Schweizern ist durch Schweizer vergossen worden. Drei Jahre hindurch habt Ihr Euch gestritten, ohne Euch verständigen zu können. Wenn Ihr Euch selber noch länger überlassen bleibt, so werdet Ihr Euch noch ferner hinwürgen, ohne zu einem Einverständnis zu gelangen. Übrigens beweist eure Geschichte, dass eure Bürgerkriege ohne das wirksame Dazwischentreten Frankreichs nie beendigt werden konnten. Es ist wahr, ich hatte den Entschluss gefasst, mich gar nicht in Eure Angelegenheiten zu mischen; ich sah immer Eure verschiedenen Regierungen kommen, meinen Rath erbitten, ihn aber nie befolgen und bisweilen meinen Namen zu ihrem Vortheil und nach ihren Leidenschaften missbrauchen. Doch kann und darf ich nicht unempfindlich bleiben für die Leiden, die Euch verzehren. Ich komme von meinem Entschluss zurück, und will als Vermittler in Eurem Zwist auftreten. Aber meine Vermittlung soll eine wirksame sein, wie es sich geziemt für die Würde der großen Nation, in deren Namen ich rede. Fünf Tage nach der Veröffentlichung dieses Aufrufes muss sich der Senat in Bern vereinigen. Die Regierung, die sich nach der Capitulation in Bern gebildet hat, muss sich auflösen, darf nicht mehr zusammenkommen und keinerlei Gewalt ausüben. Die Präfecten müssen sich auf ihre Posten begeben, alle Beamten aufhören zusammen zu kommen. Die Truppen müssen auseinandergehen, die zwei ersten helvetischen Halbbrigaden werden die Garnison von Bern bilden. Nur die Truppen, die seit sechs Monaten unter den Waffen waren, werden beibehalten. Alle Officiere der kriegführenden Heere, die noch unter den Waffen stehen, müssen diese Waffen der Regierung ihrer Heimat übergeben. Der Senat muss drei Abgeordnete nach Paris senden. Jeder Canton kann ebensoviele schicken. Alle Bürger, die seit drei Jahren Landammänner waren oder Senatoren, oder eine Stelle bekleideten, können ebenfalls nach Paris kommen, um hier die Mittel kennen zu lernen, um die Einigkeit und die Ruhe wieder herzustellen und alle Parteien zu versöhnen. Meinerseits habe ich das Recht zu erwarten, dass keine Stadt, keine Gemeinde, kein Beamtenkörper etwas thut, was meiner Anordnung widerspricht.

„Einwohner Helvetiens! Lebet wieder auf in der Hoffnung! Euer Vaterland ist am Rand eines Abgrundes, ich will es aber schnell davon zurückziehen. Alle Männer von Ehre werden diesen edelmüthigen Plan unterstützen. Wenn aber, was ich nicht glauben kann, unter Euch eine große Anzahl von Leuten wäre, die ihre Leidenschaften und Vorurtheile nicht der Einheit des Vaterlandes opfern wollen, so wäret Ihr, Völker Helvetiens, sehr entartet. Es gibt keinen vernünftigen Menschen, der nicht einsieht, dass die Last, die ich auf mich nehme, eine Wohlthat jener Vorsehung für die Schweiz ist, die mitten unter so vielen Umstürzen, immer für den Bestand und die Unabhängigkeit eurer Nation gewacht hat, und dass diese Vermittlung das einzige noch übrige Mittel ist, um beide zu retten; denn es ist endlich Zeit zu bedenken, dass, wenn die Vaterlandsliebe und die Einigkeit Eurer Vorfahren Euren Freistaat gründeten, euer böser Partei-

geist dieselbe nutzlos zugrunde richten wird, und es wäre schmerzlich zu denken, dass zu einer Zeit, wo so viele neue Republiken sich erhoben haben, das Schicksal das Ende einer der ältesten bestimmt hätte.[1]) Bonaparte."

Grund des Einschreitens.

So konnte nur ein Herrscher gebieten, der seiner unwiderstehlichen Macht sich bewusst war. Warum schritt Bonaparte erst jetzt ein? Offenbar, weil die Verwirrung so groß geworden war, dass, wenn er die Schweizer sich selber überließ, die Tagsatzung in Schwyz siegte; denn sie vertrat offenbar den nationalen Willen, die ihr gegenüberstehende helvetische Regierung war ebenso gehasst als verachtet; wenn aber die Tagsatzung siegte, so war die nächste Folge, dass sie die Hilfe Österreichs, Englands und Russlands anrief — und dann wurde die Schweiz wieder der Schauplatz des Krieges, aber eines für Frankreich gefährlichen Krieges, da die Schweiz dessen rechte Seite deckte oder öffnete. Es entspann sich dann ein Krieg, der die bisherigen Berechnungen des ersten Consuls durchriss, darum sollte die Schweiz schnell, im Nothfall mit Waffengewalt, beruhigt werden. —

Bonaparte als Friedensstifter.

Die helvetische Regierung.

Regte sich aber kein Widerstand bei den Schweizern gegen das Machtgebot Frankreichs, kein Gefühl, dass nur sie selber über ihr Leben zu verfügen hätten? Bei der helvetischen Regierung nicht, die, ganz von Frankreich abhängend, sogleich demüthig dankte für den Entschluss des ersten Consuls. Ihr ganzes Heer belief sich nur auf 2170 Mann. — Anders war die Stimmung in Bern. Hier berief man sich auf die Tagsatzung und sandte sogleich Boten nach Schwyz. Zugleich suchte Bern in einem Schreiben an den ersten Consul zu zeigen, dass der entstandene Kampf nicht ein Streit der Parteien, sondern die Erhebung der Nation gegen die hartnäckigen Bestrebungen der Regierung sei, ein System durchzuführen, das den Bedürfnissen der Schweiz unangemessen sei. Die Tagsatzung aber blieb fest beim Beschluss, die Vermittlung nicht anzunehmen und die angekündigte Consulta zu Paris nicht zu beschicken, zumal man fürchtete, es werde den Schweizern in Paris ergehen, wie den Italienern, die nach Lyon berufen wurden und dort Bonaparte zum Präsidenten ihrer Republik annehmen mussten.

Tagsatzung.

Müliner.

Diese Befürchtung drückte auch ein Berner Aristokrat, Mülinen, der nach Paris gesandt wurde, um zu vermitteln, vor Talleyrand aus: „Die Schweizer werden nicht kommen, und ich will Ihnen kurz heraussagen, warum: man sagt allgemein, wir sollten den zweiten Act der Consulta von Lyon spielen; Nun sind wir aber keine Italiener, und der erste Consul mag ein noch so großer Mann sein, so werden die Schweizer in ihm dennoch nur einen Fremden sehen, der

[1]) Instructions à donner à l'aide-de-camp Rapp, chargé d'une mission à Berne. Correspondance, VIII, p. 67—68.

sich mit Gewalt bei ihnen eindrängt. Wenn auch alle Schweizer, die nach Paris eingeladen sind, kämen und dem ersten Consul zu willen wären, so wären sie in den Augen der ganzen Nation ehrlos, und keiner dürfte es wagen, in seine Heimat zurückzukehren." [1]) — Das war ein Manneswort. Die Folge davon war, dass Talleyrand Mülinen kalt entließ und dass man ihm, als er auch noch Besuche beim englischen und beim russischen Gesandten machte, bedeutete, er solle sobald als möglich nach Bern abziehen und dahin wirken, dass man sich dem ersten Consul füge. Mülinen reiste sogleich ab. Am andern Tag erschien eine Erklärung der französischen Regierung an den bayerischen Gesandten, Bonaparte hege keine Absicht auf die Schweiz. [2])

Sollte aber die Tagsatzung den Kampf beginnen gegen die einrückenden französischen Truppen? Bonaparte erklärte ja, er werde im Nothfall hunderttausend Mann senden. War Aussicht auf einen Sieg mit meist ungeübter Mannschaft, während die ihr feindselige von Frankreich ganz abhängige helvetische Regierung über alles in der Schweiz vorhandene Geschütz verfügte? Wenn man einen verzweifelten Kampf aufs Messer wagte und doch erlag, war es da nicht mit dem Bestand der ganzen Schweiz zu Ende? — Durfte man diesen entsetzlichen Krieg wagen, ohne der Verwegenheit geziehen zu werden? — Die einsichtsvollsten Officiere riethen zum Nachgeben und zum Abwarten.

Ansicht eines Altschweizers.

Fischer aus Bern aber meint: [3]) „Es darf nicht verschwiegen werden, dass bei ähnlicher Überzeugung die Unabhängigkeit der Schweiz einst nicht zustande gekommen wäre. Und wäre es wohl Sünde gegen dieses Vaterland, zu betrauern, dass der ungleiche und wahrscheinlich sehr kurze Kampf in einer edlen, gerechten, nationalen Sache nicht gewagt wurde? Die Zeit hat es gelehrt, nach den Leiden eines Geschlechts, nach der Noth einiger Jahre wären in der europäischen Erhebung von 1813 die Fesseln gesprengt worden. Aus der Feuerprobe wäre dann vielleicht der Nationalcharakter gereinigt von den Schlacken hervorgegangen, welche lange Angewöhnung an Wohlstand und seine Genüsse erzeugt hatten. Nimmermehr hätte es das Schweizervolk vergessen, wem es den Unfall von 1798, wem es seine Unterjochung zuzumessen habe; nimmermehr hätte es die Folgen des Verraths vergessen, es hätte den Wert der von seinen Vätern erstrittenen Güter kennen gelernt, zu keinem leichtfertigen Spiel mit denselben sich ferner verleiten lassen. Erinnerung an gemeinsam bestandene Gefahr, an gemeinsame Noth, an gemeinsames Leiden hätte das in langem Frieden und in Selbstsucht schlaff und mürb gewordene Band gefestigt und gestärkt, welches Volk

[1]) v. Fischer, l. c. S. 184.

[2]) Warum an den bayerischen Gesandten? Montgelas äußerte viel später (Fischer, l. c. S. 185), nachdem er lange nicht mehr Minister war, in Bern, es habe damals der Plan bestanden, durch Vereinigung mit Tirol und der Schweiz ein Königreich Bayern zu bilden, das Preußen an Größe und Kraft gleich gekommen wäre, welches als Wächter der Alpen und als bedeutender Mittelstaat, das Gleichgewicht zwischen Frankreich und Österreich hätte halten können. Die genannte Erklärung im „Moniteur" war nur eine Absage des Planes von Seite Frankreichs. Eine Schweiz, wie er sie jetzt schuf, taugte besser für Bonapartes Pläne einer Herrschaft über Europa, als ein allzumächtiges Bayern. Correspondance, VIII, p. 58—59. Déclarations à faire au colonel Mulinen au sujet de troubler la Suisse.

[3]) v. Fischer, l. c. S. 191.

und Führer und die Brüder aus allen Gauen einst umschlang, als die Eidgenossenschaft sich zu wahrer Freiheit erhob. Das heilige Gefühl für eine gerechte und gute Sache hätte vielleicht wieder seine Geltung erhalten." Vielleicht! In Wahrheit litt die Schweiz seit 1798 nur für ihren Missgriff, ihr Blut so lange und so oft für Frankreich gegen Deutschland, zu welchem sie gehörte, vergeudet zu haben. Es war ein Fehler, dass sie sich vom Reich losriss, und von schmerzlichen Folgen für sie, wie für das Reich.

Ney in Bern.

Der Rath der Vorsichtigen siegte und die Dinge nahmen jetzt einen raschen Verlauf. Am 23. October traf der General Ney, als Gesandter Frankreichs, in Bern ein, Verninac und Rapp zogen sich jetzt zurück. Die Truppen der Tagsatzung wichen vor den Franzosen, die Tagsatzung selber legte am 28. October ihre Vollmachten in die Hände ihrer Wähler zurück, insofern fremde Waffengewalt sie in ihren Verrichtungen hemme, und mahnte sie noch beim Abschied, nie dem von den frommen Altvordern ererbten und nun auch durch den Luneviller Frieden aufs neue zugesichertem Recht, sich selber eine Verfassung zu geben, zu entsagen; sich zwar der Gewalt zu fügen, aber auf keine Weise jenem heiligen Erbe künftiger Geschlechter Abbruch zu thun, das heißt, sich auf passiven Widerstand zu beschränken. In einem Schreiben an Ney erklärten sie noch, dass sie die helvetische Regierung nicht anders, als eine durch die französischen Waffen hergestellte, ansehen und auf das heilige Recht der Nation, sich selbst zu constituieren, keineswegs Verzicht leisten. Auch die Regierungen der einzelnen Cantone lösten sich jetzt auf mit dem Vorbehalt des Rechtes, für ihre Cantone sich selbst zu constituieren. Wohin nun die Franzosen kamen, fand Entwaffnung statt und wurden die Kanonen weggenommen und nach der Waadt abgeführt.

Entwaffnung.

Reding verhaftet.

Auf die Nachricht, dass eine neue Sammlung der Kräfte des Widerstandes von Konstanz ausgehen werde, ließ Ney die sieben bedeutendsten Mitglieder der Tagsatzung in die Festung Aarburg abführen, darunter Alois Reding, was beim Volk den Hass gegen die helvetische Regierung nur noch steigerte und den Gefangenen ein noch größeres Ansehen gab. Ihre Macht über das Volk zeigte sich auch darin, dass dieses ihrem Befehle gehorchte und sich nicht zu Einzelnkämpfen trotz alles Unmuthes verleiten ließ. So endete die nationale Bewegung von 1802.

Die Bewegung von 1802.

„Ihre entschiedensten Gegner konnten keine unwürdige Triebfeder, keine Verworfenheit im Gange anzeigen. Freudig, muthig, allgemein erhob sich das Volk; mit ihm und an seiner Spitze die alten Führer, offen den Zweck verkündend, keck denselben verfolgend. Sie erreichte nicht das hohe Ziel unabhängiger Freiheit; ihr aber verdankte die Schweiz das Aufhören unerträglich gewordener Zustände." [1]) Allgemein verachtet endete die helvetische Regierung am 5. März 1803. Ihre letzten Anschläge waren noch rachsüchtig, kamen aber nicht zur Ausführung.

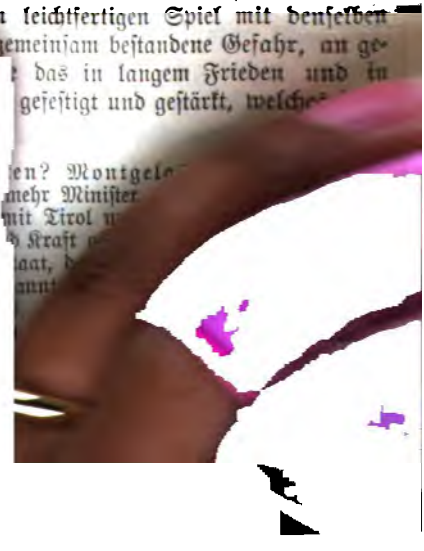
[1]) v. Fischer, l. c. S. 192.

sich mit Gewalt bei ihnen eindrängt. Wenn auch alle Schweizer, die nach Paris eingeladen sind, kämen und dem ersten Consul zu willen wären, so wären sie in den Augen der ganzen Nation ehrlos, und keiner dürfte es wagen, in seine Heimat zurückzukehren.“ [1]) — Das war ein Manneswort. Die Folge davon war, dass Talleyrand Mülinen kalt entließ und dass man ihm, als er auch noch Besuche beim englischen und beim russischen Gesandten machte, bedeutete, er solle sobald als möglich nach Bern abziehen und dahin wirken, dass man sich dem ersten Consul füge. Mülinen reiste sogleich ab. Am andern Tag erschien eine Erklärung der französischen Regierung an den bayerischen Gesandten, Bonaparte hege keine Absicht auf die Schweiz.[2])

Sollte aber die Tagsatzung den Kampf beginnen gegen die einrückenden französischen Truppen? Bonaparte erklärte ja, er werde im Nothfall hunderttausend Mann senden. War Aussicht auf einen Sieg mit meist ungeübter Mannschaft, während die ihr feindselige von Frankreich ganz abhängige helvetische Regierung über alles in der Schweiz vorhandene Geschütz verfügte? Wenn man einen verzweifelten Kampf aufs Messer wagte und doch erlag, war es da nicht mit dem Bestand der ganzen Schweiz zu Ende? — Durfte man diesen entsetzlichen Krieg wagen, ohne der Verwegenheit geziehen zu werden? — Die einsichtsvollsten Officiere riethen zum Nachgeben und zum Abwarten.

Ansicht eines Altschweizers.

Fischer aus Bern aber meint:[3]) „Es darf nicht verschwiegen werden, dass bei ähnlicher Überzeugung die Unabhängigkeit der Schweiz einst nicht zustande gekommen wäre. Und wäre es wohl Sünde gegen dieses Vaterland, zu betrauern, dass der ungleiche und wahrscheinlich sehr kurze Kampf in einer edlen, gerechten, nationalen Sache nicht gewagt wurde? Die Zeit hat es gelehrt, nach den Leiden eines Geschlechts, nach der Noth einiger Jahre wären in der europäischen Erhebung von 1813 die Fesseln gesprengt worden. Aus der Feuerprobe wäre dann vielleicht der Nationalcharakter gereinigt von den Schlacken hervorgegangen, welche lange Angewöhnung an Wohlstand und seine Genüsse erzeugt hatten. Nimmermehr hätte es das Schweizervolk vergessen, wem es den Unfall von 1798, wem es seine Unterjochung zuzumessen habe; nimmermehr hätte es die Folgen des Verraths vergessen, es hätte den Wert der von seinen Vätern erstrittenen Güter kennen gelernt, zu keinem leichtfertigen Spiel mit denselben sich ferner verleiten lassen. Erinnerung [illegible] gemeinsam bestandene Gefahr, an gemeinsame Noth, an gemeinsames Leide[illegible] das in langem Frieden und in Selbstsucht schlaff und mürb geworde[illegible] gefestigt und gestärkt, welche[illegible]



[1]) v. Fischer, l. c. S. 184.

[2]) Warum an den bayerisch[illegible] (Fischer, l. c. S. 185), nachdem er damals der Plan bestanden, durch reich Bayern zu bilden, das Preuße[illegible] als Wächter der Alpen und als bei reich und Österreich hätte halten nur eine Absage des Planes von taugte besser für Bonapartes Plä[illegible] Bayern. Correspondance, VIII au sujet de troubler la Suis[illegible]

[3]) v. Fischer, l. c. S. 1[illegible]

und Führer und die Brüder aus allen Gauen einst umschlang, als die Eidgenossenschaft sich zu wahrer Freiheit erhob. Das heilige Gefühl für eine gerechte und gute Sache hätte vielleicht wieder seine Geltung erhalten." Vielleicht! In Wahrheit litt die Schweiz seit 1798 nur für ihren Missgriff, ihr Blut so lange und so oft für Frankreich gegen Deutschland, zu welchem sie gehörte, vergeudet zu haben. Es war ein Fehler, dass sie sich vom Reich losriss, und von schmerzlichen Folgen für sie, wie für das Reich.

Der Rath der Vorsichtigen siegte und die Dinge nahmen jetzt einen raschen Verlauf. Am 23. October traf der General Ney, als Gesandter Frankreichs, in Bern ein, Verninac und Rapp zogen sich jetzt zurück. Die Truppen der Tagsatzung wichen vor den Franzosen, die Tagsatzung selber legte am 28. October ihre Vollmachten in die Hände ihrer Wähler zurück, insofern fremde Waffengewalt sie in ihren Verrichtungen hemme, und mahnte sie noch beim Abschied, nie dem von den frommen Altvordern ererbten und nun auch durch den Luneviller Frieden aufs neue zugesichertem Recht, sich selber eine Verfassung zu geben, zu entsagen; sich zwar der Gewalt zu fügen, aber auf keine Weise jenem heiligen Erbe künftiger Geschlechter Abbruch zu thun, das heißt, sich auf passiven Widerstand zu beschränken. In einem Schreiben an Ney erklärten sie noch, dass sie die helvetische Regierung nicht anders, als eine durch die französischen Waffen hergestellte, ansehen und auf das heilige Recht der Nation, sich selbst zu constituieren, keineswegs Verzicht leisten. Auch die Regierungen der einzelnen Cantone lösten sich jetzt auf mit dem Vorbehalt des Rechtes, für ihre Cantone sich selbst zu constituieren. Wohin nun die Franzosen kamen, fand Entwaffnung statt und wurden die Kanonen weggenommen und nach der Waadt abgeführt.

Auf die Nachricht, dass eine neue Sammlung der Kräfte des Widerstandes von Konstanz ausgehen werde, ließ Ney die sieben bedeutendsten Mitglieder der Tagsatzung in die Festung Aarburg abführen, darunter Alois Reding, was beim Volk den Hass gegen die helvetische Regierung nur noch steigerte und den Gefangenen ein noch größeres Ansehen gab. Ihre Macht über das Volk zeigte sich auch darin, dass dieses ihren Befehl gehorchte und sich nicht zu Einzelnkämpfen trotz alles Unmuthes [illegible] endete die [illegible]ale Bewegung von 1802.

„Ihr [illegible] konnten keine [illegible] Freudig, [illegible] Volk; [illegible] Sie [illegible] [illegible]

Bonaparte fühlte wohl, dass er mit den Schweizern nicht umgehen dürfe wie mit den Italienern. Die Verfassung, die er ihnen jetzt aufzwang, war ein Glück für die Schweiz, seine Vermittlung brachte Ordnung in das völlig aufgelöste Staatsgebäude. Schwerlich hätte die Tagsatzung so schnell Ordnung schaffen können, wie er, in einer aller Achtung vor dem Gesetz entwöhnten Bevölkerung; die Schweiz bekam durch ihn zehn Jahre der Ruhe und eines behaglichen Friedens. Noch 1809 rühmte er sich seiner Friedensvermittlung.

Die Consulta.

Nun kamen Abgeordnete aus allen Cantonen der Schweiz zur Consulta nach Paris, im ganzen 63 Erwählte oder Berufene, oder besonders Eingeladene, als Männer von hervorragender Bedeutung. Die helvetische Partei oder die Unionisten zählte 45 Vertreter, meist gewählt noch unter dem Hochdruck der helvetischen Regierung. Die schweizerische oder Föderalistenpartei zählte bloß 18 Vertreter. Zur Berathung in der Consulta hatte Napoleon vier Senatoren erkoren, Barthélemy, Fouché, Röderer und Desmeuniers. Fouché hatte den Bericht über die demokratischen, Röderer über die ehemals aristokratischen und Desmeuniers über die neuen Cantone abzustatten. Barthélemy führte den Vorsitz.

Willensmeinung.

Am 10. December 1802 wurden die Berathungen eröffnet. Ein Sendschreiben Bonapartes[1]) ward allen mitgetheilt, um sie in die Anschauungen einzuführen, die er selber in der Schweiz verwirklichen wollte. Es hebt an: „Die Lage Eures Vaterlandes ist kritisch. Mäßigung, Klugheit und das Opfer Eurer Leidenschaften sind nöthig, um es zu retten. Ich übernahm angesichts von ganz Europa die Verpflichtung, meine Vermittlung wirksam zu machen. Ich werde alles thun, was diese erhabene Verpflichtung mir auferlegt. Aber, was schwer ist ohne Euren Beitritt, das wird leicht mit Eurem Beistand und mit Eurem Einfluss.“ — Das wichtige Schreiben kennzeichnet den Mann und die Lage. Hier folgen nur mehrere Hauptsätze: „Die Schweiz gleicht keinem andern Staat, sie muss ein Föderativstaat sein; die Natur zu besiegen, versucht kein kluger Mensch. Eure Geschichte, wie der Wunsch der Euch umgebenden Staaten verlangen erst die Gleichheit der Rechte zwischen den achtzehn Cantonen, dann eine aufrichtige und freiwillige Verzichtleistung auf Privilegien von Seite der patricischen Familien und endlich eine föderative Organisation, nach welcher jeder Canton sich seiner Sprache, seiner Religion, seinen Sitten, seinen Interessen und seinen Ansichten gemäß eingerichtet befinde. Das Wichtigste ist die Festsetzung der Organisation Eurer achtzehn Cantone; ist einmal diese geordnet, so bleibt die Bestimmung der wechselseitigen Verhältnisse zwischen denselben übrig oder die Centralorganisation. Nichts kann bei Euch gleichförmig sein, weder die Finanzen, noch die bewaffnete Macht, noch die Verwaltung. Nie habt Ihr besoldete Truppen unterhalten, Ihr könnt keine großen Finanzmittel besitzen; ehedem hattet Ihr nicht einmal politische Agenten bei den verschiedenen Mächten. Eure Lage auf den Gipfeln der Gebirgsketten, welche Frankreich, Deutschland und Italien von-

[1]) Correspondance de Napoléon I, vol. VIII, p. 158—202. Aux députés des dix-huit cantons de la République helvétique.

einander trennen, macht, daſs Ihr gleichzeitig Antheil an den verſchiedenen Geiſtesrichtungen dieſer Nationen nehmt. Die Neutralität Eures Landes, der Aufſchwung Eures Handels und Eure ſparſame häusliche Verwaltung ſind die wahren Mittel, Euer Volk zu beglücken und Euern Beſtand zu ſichern. Dieſes Syſtem habe ich ſchon des öftern angedeutet. Desungeachtet haben gerade bedeutende Männer Stützen für ihr Vaterland auswärts geſucht, doch hätte jede Organiſation, in welcher Euer Volk eine, den Wünſchen und Intereſſen Frankreichs entgegenſtrebende Richtung wahrnehmen muſste, ſchon deshalb nicht als Euren wahren Intereſſen angemeſſen betrachtet werden können. Ich habe zu Euch wie ein Schweizerbürger geredet, jetzt ſpreche ich aber auch als Beamter zweier großer Länder und verhehle Euch nicht, daſs Frankreich nie dulden wird, daſs bei Euch ein Syſtem Wurzel faſſe, welches ſeinen Feinden Unterſtützung gewährt. Euer erſtes Intereſſe, Eure erſte Politik, Eure erſte Pflicht ſoll, wie während aller vergangenen Jahrhunderte, darauf gerichtet ſein, nicht nur nichts zu verſprechen, ſondern auch nichts auf Eurem Boden zu dulden, was den Intereſſen, der Ehre, dem Vortheil des franzöſiſchen Volkes mittelbar oder unmittelbar nachtheilig ſein könnte. Europa hat ſtets die Politik der Schweiz als einen integrierenden Theil der Politik Frankreichs, Savoyens und des Mailändiſchen betrachtet; Eure Sicherheit iſt an die Sicherheit dieſer Staaten geknüpft.“ Gegen Reding.

Am 12. December 1802 ſprach der erſte Conſul in Saint-Cloud[1]) noch ausführlicher ſeine Gedanken gegen fünf Deputierte aus, welche in ſeinem Auftrag der ſchweizeriſche Geſandte Stapfer aus beiden Parteien ausgewählt hatte, in freundlichſter Weiſe. — Am 13. December war eine Verſammlung aller Abgeordneten, wobei ſie aufgefordert wurden, Entwürfe zu Cantonsverfaſſungen binnen einer Woche einzureichen. Dann verhandelten die drei Beauftragten Bonapartes dieſe Cantons-Entwürfe mit den betreffenden Schweizern. Am 24. Januar 1803 war noch eine dritte allgemeine Verſammlung, in welcher beide Parteien je fünf Abgeordnete wählen muſsten, um mit dem erſten Conſul das ganze Verfaſſungswerk zu berathen. Am 29. Januar fand dieſe Berathung ſtatt, mit einer halbſtündigen Unterbrechung, acht volle Stunden hindurch. Mit der größten Aufmerkſamkeit und Geduld hörte Bonaparte alle Einwendungen gegen ſeinen Entwurf an, und antwortete darauf in der freundlichſten Weiſe. Die Schweizer ſtaunten über ſeine genaue Kenntnis der Geſchichte, der Verhältniſſe der Cantone und der zu Ämtern vorzuſchlagenden Perſönlichkeiten. Es war ihm ernſtlich darum zu thun, die Schweizer für ſich zu gewinnen und ſeinem Werke Wert und Dauer zu geben. Um ja im Herzen dieſer Republikaner keinen Stachel zurückzulaſſen, gieng er von dem Tiſch, den man eigens für ihn aufgeſtellt hatte, weg und ſetzte ſich mitten unter ſie, mit denen er verhandelte, wie ein Gleicher mit Gleichen. Bonaparte gegen die fünf Deputierten.

Napoleon ſprach zu den ſchweizeriſchen Abgeordneten die merkwürdigen Worte: „Ihr müſst bleiben, wozu die Natur euch gemacht hat, das heißt ein Verein kleiner verbündeter Staaten, deren Regierungsform verſchieden iſt, wie ihr Boden, und die ein einfaches Bundesband aneinander knüpft, das weder läſtig noch koſtſpielig wird. Auch muſs die ungerechte Herrſchaft eines Cantons über die anderen aufhören, und die Regierung der Patricierfamilien abgeſchafft werden, die in den großen Städten die eine Volksclaſſe der andern unterwarfen. Das Bonaparte zu den Abgeordneten.

[1]) Allocution au cinq deputés de la Suisse. Saint-Cloud 20 Frimaire an XI. Correspondance, VIII, p. 163—167.

ist eine mittelalterliche Barbarei, die Frankreich, das berufen ist, euch eine Verfassung zu geben, in euern Gesetzen nicht dulden kann. Es ist durchaus nothwendig, dass die wahre Gleichheit, die den Ruhm der französischen Revolution ausmacht, bei euch, wie bei uns durchdringe; dass jeder Landstrich, dass jeder Bürger in seinen Rechten und Pflichten dem andern gleichstehe. Ist dies gewährt, so müsst ihr das, was nicht Ungleichheit, sondern nur eine von der Natur selbst unter euch begründete Verschiedenheit ist, gelten lassen. Eine gleichförmige und centralisierte Regierung, wie die französische, ist mir für euch nicht denkbar. Man wird mich nie überreden, dass die Gebirgsbewohner, die Nachkommen Wilhelm Tells, regiert werden können wie die reichen Bewohner von Bern oder Zürich. Die ersteren müssen eine unbedingte Demokratie haben und eine Regierung ohne Abgaben. Für die andern würde dagegen eine reine Demokratie ein Unding sein. Wozu auch eine centralisierte Regierung? Um Größe zu erlangen? Dies ist nicht für euch, wenigstens nicht in der Art, wie der Ehrgeiz eurer Einheitsmänner sie sich vorstellt. Was ist nothwendig zur Erlangung einer Größe, wie die Frankreichs? Eine reich dotierte Centralregierung, ein stehendes Heer! — Möchtet ihr dies alles bezahlen? Würdet ihr es im Stande sein? Und was wolltet ihr wohl mit einem stehenden Heere von 15.000 oder 20.000 Mann neben Frankreich, das 500.000 Mann, neben Österreich, das 300.000 Mann, neben Preußen, das 200.000 Mann zählt, anfangen? Im vierzehnten Jahrhundert tratet ihr mit Ruhm gegen die Herzoge von Burgund auf, weil damals alle Staaten zerstückelt und ihre Streitkräfte zerstreut waren. Jetzt ist Burgund ein Theilchen von Frankreich. Ihr würdet euch mit ganz Frankreich oder ganz Österreich messen müssen. Wenn euer Trachten auf eine solche Größe hinausgienge, wisst ihr, was ihr dann thun müsstet? Ihr müsstet Franzosen werden, euch mit diesem großen Volke verschmelzen, theilnehmen an seinen Lasten, um an seinen Vortheilen theilzunehmen: dann würdet ihr alle Aussichten seines hohen Glückes mit ihm gemein haben. Aber das werdet ihr nicht wollen, und ich will es ebensowenig. Das Interesse Europas gebietet andere Maßnahmen. Ihr habt eure eigenthümliche Größe, die ebensoviel wert ist als eine andere. Ihr müsst ein neutrales Volk sein, dessen Neutralität jedermann achtet, weil es jedermann nöthigt, sie zu achten. Im eigenen Lande frei, unbesiegt und geachtet zu sein: das ist gewiss ein edles Dasein. Und dazu passt die Föderativ-Regierungsform besser: sie hat weniger die Einheit, welche wagt, aber mehr jene Kraft der Trägheit, welche widersteht. Man kann sie nicht an *einem* Tag besiegen, wie eine centralisierte Regierung, denn sie hat überall ihren Sitz, in jedem Bestandtheile des Bundes. Ebenso sind für euch Milizen besser als ein stehendes Heer. Ihr müsst alle Soldaten sein, sobald die Alpen bedroht werden. Dann ist das ganze Volk ein stehendes Heer, und eure unerschrockenen Jäger sind auf euren Gebirgen eine durch ihre Gesinnung, wie durch ihre Anzahl achtbare Streitmacht. Als besoldete und stehende Truppen dürft ihr nur die haben, welche zu euren Nachbarn gehen, um dort die Kriegskunst zu erlernen, und mit den Überlieferungen derselben zurückkehren. Eine Eidgenossenschaft, die jedem seine angestammte Selbständigkeit, die Verschiedenheit seiner Sitten und seines Landes lässt, und in ihren Gebirgen unbezwinglich ist: das ist eure wahre moralische Größe. Wäre ich nicht ein aufrichtiger Freund der Schweiz, gienge ich mit dem Gedanken um, sie in Abhängigkeit von mir zu erhalten: so würde ich eine centralisierte Regierung wünschen, die sich irgendwo vollständig beisammenfände. Zu ihr würde ich sagen: thut dies oder thut jenes, sonst rücke ich binnen vierundzwanzig Stunden ins Land ein.

Dagegen ist eine Föderativregierung schon durch die Unmöglichkeit einer raschen Antwort gesichert; ihre Langsamkeit schützt sie. Sie gewinnt zwei Monate Zeit und entzieht sich dadurch jeder auswärtigen Anforderung. Wollt ihr aber selbstständig bleiben, so vergesst nicht, dass ihr Frankreichs Freunde sein müsst. Seine Freundschaft ist euch unentbehrlich. Sie ist euch seit Jahrhunderten zutheil geworden und ihr verdankt ihr eure Unabhängigkeit. Um keinen Preis darf die Schweiz ein Herd für geheime Umtriebe und Feindseligkeiten werden und für die Franche-Comté und das Elsass das sein, was die Inseln Jersey und Guernsey für die Bretagne und die Vendée sind. Sie darf es nicht, sowohl um ihrer selbst als um Frankreichs willen; auch würde ich es nicht dulden. Ich spreche hier nur von eurer allgemeinen Verfassung; weiter reicht mein Wissen nicht. Was eure Cantonsverfassungen anlangt: — darüber müsst ihr mich aufklären und mich mit euren Bedürfnissen bekannt machen. Ich werde euch anhören und zu befriedigen suchen, die rohen Ungerechtigkeiten früherer Zeiten jedoch aus euern Gesetzen entfernen. Überhaupt braucht ihr, das vergesst nicht, eine Regierung, die gerecht, eines aufgeklärten Jahrhunderts würdig, der Natur eures Landes angemessen, einfach, besonders aber sparsam ist. Unter diesen Bedingungen wird sie Bestand haben, und ich will, dass sie Bestand habe; denn, wenn die Regierung, die wir jetzt miteinander einrichten wollen, gestürzt werden sollte, so würde Europa sagen, entweder hätte ich so gewollt, um mich der Schweiz zu bemächtigen, oder ich hätte es nicht besser verstanden; ich will ihm aber ebensowenig ein Recht lassen, an meiner redlichen Absicht, als an meinem Verstande zu zweifeln.“ [1])

Die Mediations-Urkunde.

Am 19. Februar 1803 ward endlich die Mediations-Verfassungs-Urkunde von Bonaparte, von Maret, von Marescalchi und den vier französischen Commissären, dann von den zehn Vertrauensmännern der Consulta unterzeichnet in feierlicher Audienz. Bonaparte nannte die Urkunde „einen Rettungsanker, welcher Schiffbrüchigen in dem Augenblick dargereicht würde, wo sie in den Abgrund versinken sollten.“ [2])

„Diese Verfassung setzt euch in den Stand, unabhängig zu leben und wieder eine Stelle unter den Völkern Europas einzunehmen. unter denen ihr beinahe schon ausgelöscht waret. Ihr könnt darauf zählen, die französische Nation wird euch als gute Nachbarn behandeln; stets werde ich bereit sein, euch Beweise meines Wohlwollens und meines Schutzes zu geben.“ — Im Eingang der Urkunde erklärt Bonaparte: „Nachdem wir alle Mittel angewandt, die Interessen und den Willen der Schweizer kennen zu lernen: so haben wir in der Eigenschaft als Vermittler, ohne andere Hinsicht als das Glück der Völker, über deren Interessen wir zu entscheiden haben, und ohne der Unabhängigkeit der Schweiz zu nahe zu treten, Folgendes festgesetzt.“ Nun kommen nach dem Alphabet die Verfassungen der neunzehn Cantone, meist in der Form vor 1798. Jedoch ist eine namhafte Verschiedenheit: in den Städtecantonen ist zum Beispiel allgemeine Rechtsgleichheit festgesetzt, aber die Wahlen in den Großen Rath waren in Zürich, Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn, jedem fünften, in Basel und Schaffhausen jedem dritten Theil der Mitglieder zugetheilt. Es ist jedoch jedem Cantonsbürger

[1]) So fasst Thiers die verschiedenen Reden zusammen.
[2]) Acte de médiation de la Suisse. Correspondance, VIII, p. 265—266. Exposé de la situation de la Suisse. Ibid. p. 266—278.

das Recht gewahrt, das Bürgerrecht in seiner Hauptstadt zu erwerben. Die gesetzgebende, die richterliche und vollziehende Gewalt sind streng geschieden. Die Regierungsstellen sollen durch periodische Neuwahl besetzt werden.

Die demokratischen Cantone.

In den sechs demokratischen Cantonen wurden die Landgemeinden hergestellt, aber es stand nicht mehr jedem Einzelnen frei, einen Gegenstand zur Berathung zu bringen, sondern die Vorschläge mussten einen Monat vorher dem Landrath eingereicht werden; denn die Landgemeinde sollte nur über Gegenstände berathen, welche der Landrath ihr einreichte. Die Bewohner der bis 1798 den Cantonen Schwyz und Zug unterworfenen Landschaften erhielten gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern ihrer Cantone. Die dreizehn alten Cantone behielten großentheils ihre alten Grenzen, nur Bern wurde stark geschmälert.

Sechs neue Cantone.

Sechs neue Cantone wurden gebildet: Aargau, Graubündten, Leman, St. Gallen, Tessin, Thurgau; ihre Verfassungen näherten sich denen der Städtecantone, nur dass sie nicht Bürgermeister und Schultheißen hatten, die jährlich wechselten, sondern Präsidenten, die alle Monate gewählt wurden. Ein kleines Eigenthum bedingte die Theilnahme an den Wahlversammlungen, ein größeres die Wählbarkeit. Zehnten und Bodenzinse konnten abgelöst werden.[1])

Die Bundesverfassung hält die Mitte zwischen Einheits- und Föderativsystem. Die neunzehn Cantone gewährleisten sich gegenseitig ihre Verfassung, ihr Gebiet, ihre Unabhängigkeit gegen fremde Mächte, gegen andere Cantone und gegen Parteien und leisten einander in der Noth Beistand und Geldbeiträge, nach einer festgesetzten Scala. Alle Unterthanenverhältnisse, alle Vorrechte des Orts, der Geburt, der Familie oder der Person sind aufgehoben. Jedem Schweizerbürger steht es frei, sich in einem andern Canton niederzulassen und daselbst sein Gewerbe zu treiben. Im Innern der Schweiz gibt es keine Eingangs- oder Transitzölle.

Allgemeine Gleichheit.

Zölle.

Zölle für Unterhaltung der Straßen bleiben jedem Canton, aber sie bedürfen der Genehmigung der Tagsatzung, die auch den Gehalt des in der Schweiz geschlagenen Geldes bestimmt. Kein Canton soll Verbrechern oder rechtmäßig Angeklagten eine Freistätte geben, keiner darf über 200 Mann stehende Truppen unterhalten oder sich mit anderen Cantonen oder einer auswärtigen Macht besonders verbünden; sie üben alle der Bundesbehörde nicht vorbehaltene Macht aus. Ein Canton, der ein Gesetz der Tagsatzung verletzt, kann als aufrührerisch vor ein eidgenössisches Gericht geladen werden. Die Tagsatzung versammelt sich jährlich abwechselnd in Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern; diese Cantone sind der Reihe nach Directorial-Cantone und sorgen für Wohnung, Sitzung und Ehrenwache der Tagsatzung. Der Schultheiß des Directorial-Cantons führt den Titel Landammann der Schweiz; der große Rath seines Cantons setzt ihm einen besondern Gehalt aus, damit er die mit dieser Würde verbundenen Ausgaben bestreiten könne. Während seines Amtsjahres darf der Landammann sich nicht aus seiner Stadt entfernen; durch ihn gehen alle diplomatischen Verhandlungen; ohne sein Vorwissen darf kein Canton über 500 Mann Truppen aufbieten; im Fall eines Aufruhrs oder einer andern dringenden Nothwendigkeit lässt er Truppen aus einem Canton in den andern ausmarschieren, aber nur auf Begehren des Großen oder Kleinen Rathes des hilfesuchenden Cantons und unter dem Vorbehalt, die Tagsatzung zu versammeln, wenn die Empörung unterdrückt ist oder die Gefahr fortdauert. Streitige Can-

Recht der Cantone.

Tagsatzung.

Directorial-Cantone.

Der Landammann.

[1]) Vögelin-Escher, l. c. IV, S. 90—91.

tone wenden sich an den Landammann, welcher Schiedsrichter ernennt oder die Entscheidung auf die Tagsatzung verschiebt. Unter seiner Aufsicht stehen Heerstraßen und Flüsse; seine Unterschrift macht eine Acte zu einer Nationalacte. — Bei der Tagsatzung haben die sechs volkreichsten Cantone Zürich, Bern, Waadt, St. Gallen, Aargau, Graubündten jeder zwei Stimmen. Die ordentliche Tagsatzung versammelt sich jedes Jahr am ersten Montag im Juni, ihre Sitzungen dürfen nicht länger als einen Monat dauern. Kriegserklärungen, Friedensschlüsse und Bündnisse gehen von ihr aus, doch ist die Zustimmung von drei Viertheilen der Cantone nöthig. Sie schließt Handelsverträge und Capitulationen für Truppen in auswärtigem Dienst. Tagsatzung.

Damit aber das, was so festgestellt wurde, auch so ins Leben trete, bestimmte Bonaparte als Vermittler für das Jahr 1803 den Canton Freiburg als Directorial-Canton und ernannte den Bürger Ludwig d'Affry mit außerordentlichen Vollmachten zum Landammann der Schweiz. In jedem Canton wurde ein Ausschuss von sieben Gliedern als provisorische Regierung zur Einführung der Verfassung aufgestellt; einen dieser Räthe hatte für diesesmal Bonaparte zu ernennen, die sechs andern die Bevollmächtigten der Consulta. Bis zum 15. April sollte die Verfassung allerwärts in Ausübung und am ersten Montag im Juli die Tagsatzung für 1803 versammelt sein. Frankreich übernahm diejenigen helvetischen Truppen in seinen Sold, welche bis zum 1. Mai 1803 keine Anstellung im Cantonaldienst finden konnten. — Amnestie wurde erlassen für alle im Privatstand oder in amtlicher Stellung verübten Verbrechen, die sich auf die Revolution bezogen. Den Klöstern wurden ihre Güter zurückgegeben; die als Nationalgüter erklärten Besitzungen wurden den Cantonen, denen sie gehörten, wieder zurückgestellt, mit Ausnahme derjenigen des Cantons Bern, welche in den Cantonen Aargau und Waadt lagen. Am Schluss der Acte sagt der erste Consul: „Wir erkennen Helvetien zufolge der in gegenwärtiger Acte aufgestellten Verfassung, als eine unabhängige Macht, wir garantieren die Bundesverfassung und die Verfassung jedes Cantons gegen alle Feinde der Ruhe Helvetiens, wer sie auch sein mögen; und wir versprechen, die wohlwollenden Verhältnisse, welche seit mehreren Jahrhunderten beide Nationen vereinigt haben, zu unterhalten." Die Verfassung eingeführt. Ludwig d'Affry. Amnestie. Schluss.

Bern allein wurde hart behandelt, die Berner sagen ungerecht, es konnte die Mediationsacte nicht als eine Wohlthat ansehen.[1]) Zu Mülinen, der am 23. Februar mit Wattenwyl zu einer Privataudienz zugelassen wurde, sagte Bonaparte: „Seid verständig, so lasse ich euch in euerem Innern gewähren; ich will lieber mit dem Haupt als mit dem Schweif des Volkes zu verkehren haben." Er liebe in einer geschichtlichen Republik Namen und Erinnerungen, er würde die öffentliche Gewalt lieber in den Händen der höheren Stände als in denjenigen der Hefe der Nation sehen, wenn jene sich seinen Bedingungen unterziehen wollten. Er sei entschlossen, das Schicksal der Schweiz demjenigen von Frankreich unterzuordnen, und sei sehr geneigt, dem Patriciat öffentliche Stellen und Schutz, Gewalt, Ehre, Ansehen und Vermögensquellen zuzusichern, wenn sie sich ihm fügen wollten. — Die beiden Berner erklärten aber stolz, dass sie und ihre Freunde sich nicht durch Vortheile bestimmen ließen, die Regierung unter Bedingungen zu übernehmen, welche für ihr Vaterland schädlich und erniedrigend Bern hart behandelt.

[1]) Die andern Cantone gewannen auf Kosten Berns; es verlor die Hälfte seines Gebietes und all sein in demselben befindliches Allodial-Eigenthum, in der Waadt allein ein Jahreseinkommen von 1,300.000 Francs, im Aargau von 900.000 Francs.

wären; sie könnten sich nie unbedingt zu Dienern Frankreichs gebrauchen lassen; sie hätten nichts als ihren guten Namen, das lebendige Verlangen des Wohles ihres gesammten Vaterlandes und vielleicht einigen Einfluss, den sie der Anerkennung dieser Gesinnung verdanken; allein Gewissen, Ehre und guten Ruf würden sie um keinen Preis für Macht, Ehre oder Reichthum hingeben. Sie verkennen nicht, wie riesenmächtig Frankreich sei, und welchen unbestreitbaren Einfluss es auf die kleine Schweiz ausübe; ebensowenig das Gebot der Klugheit, den gewaltigen Nachbar nicht zu beleidigen. Allein Freiheit sei das Erbe ihrer Väter, sie wollten frei leben und sterben und die Freiheit ihres Vaterlandes beschützen helfen oder aber, fern von öffentlichen Geschäften, auf eine Theilnahme daran, oder auf alle damit verbundenen Vortheile gänzlich verzichten. — Bonaparte entgegnete: „Ihr seid sonderbare Leute, bisher habe ich nur solche angetroffen, die um jeden Preis Macht, Gewalt und Geld zu erreichen wünschen; ihr allein wollt eine Ausnahme machen! Indes wollen wir sehen, was gethan werden kann."

Allerdings waren diejenigen, welche dem ersten Consul nahe traten, meist nur geneigt, Güter und Ehren von ihm zu erlangen. Er merkte das wohl und ward bestärkt in seiner Verachtung der Menschen, in seiner Selbstsucht und in seiner steigenden Kunst, die Menschen nur für Figuren auf dem Schachbrett seiner ehrgeizigen Pläne zu halten; hätte er mehr danach gestrebt, gewissenhafte Männer in seine Nähe zu ziehen, nie hätte ein Senat beschließen können, er habe das Vertrauen, das ihm das französische Volk schenkte, missbraucht, und sei seiner Stelle zu entheben.

Menschenverachtung.

Folgen.

Die Verfassung, die Bonaparte der Schweiz gab, war ein Zeichen seines einzigen Talentes. Übrigens bezeichnete er es selber als eine Sache seines Vortheils: „Ich hätte meine Vermittlung durchgesetzt [1]) und wäre es darüber zu einem europäischen Kriege gekommen; denn nie hätte ich das für meine Grenzprovinzen ansteckende Beispiel dulden können. Wollte man etwa behaupten, die Unabhängigkeit gestatte, an allen Thüren anzuklopfen, — es sei! Wenn aber dieses Recht unklug angewendet und dadurch die Interessen des Nachbars verletzt würden, so stünde diesem auch das Recht zum Kriege zu. Überdies hat Frankreich noch Mittel genug, um die Schweiz abzuschließen. Bei hartnäckiger Weigerung der Aristokraten, meine Vermittlung anzunehmen, hätte ich meine Armee in der Schweiz stehen lassen und sie wie eine eroberte Provinz behandelt. Ohnehin würde es mir weniger Mühe gekostet haben, zu erklären, die Schweiz sei mein, als, ich sei ihr Vermittler. Hätte England noch ein einziges Wort gesprochen, so wäre jenes geschehen. Sobald wir mit unserer Arbeit zu Ende sind, werde ich meine Truppen auf meine Verpflegung nehmen, und sobald die neue Verfassung eingeführt sein wird, dieselben ganz zurückziehen." — Fischer sagt mit Recht von ihm: „Er mochte diejenige Partei nicht, die sich ihm in die Arme geworfen hatte; er schwächte beinahe bis zur Wehrlosigkeit diejenige, welcher er Abneigung vorwarf, und die er nach seinen Äußerungen gewinnen zu wollen schien, ohne sie mit Zutrauen durch Dankbarkeit zu fesseln. Er hatte sich groß gezeigt durch Geist und Übersicht; die Menschen achtete er nicht genug, um den Edelsinn an Stelle der gewöhnlichen Politik zu setzen. Was er der Schweiz Gutes gethan, stellte er selbst in das Licht einer Berechnung der Interessen Frankreichs

[1]) v. Fischer, l. c. S. 200.

und seiner eigenen Herrschaft. Seine geistige Überlegenheit imponierte allen; das nationale Selbstgefühl verletzte er so tief, dass sogar persönliche Auszeichnung die wunde Stelle nicht zu vernarben vermochte. Gewissheit für die Zukunft hatte man keine erhalten. Noch einmal konnte der Gewaltige sagen: ‚Ich trete zurück von meinem Entschluss‘,[1]) und im ‚Moniteur‘ die Bestimmung der Schweiz zu zwei Departements Frankreich anzeigen. Nur hätte ihre Verwaltung wahrscheinlich mehr gekostet, als sie eingetragen hätte. Truppen muss sie ihm liefern und für ihre Besetzung hatte er keine zu verwenden. Hätte er die Schweiz zu Frankreich geschlagen, so hätte er eine missvergnügte Provinz im Rücken gelassen. Als erobertes Land hätte sie von Österreich ihre Befreiung erwartet, während sie jetzt im Falle eines Krieges gegen Österreich ihre Neutralität selber vertheidigen musste. Also war viel eigennützige Berechnung in seinem, allerdings für die Schweiz auf Jahre hinaus vortheilhaften Verfahren. In einem Vertrag, den Ney abschloss, versprach die Schweiz 16.000, im Nothfalle 24.000 Mann Truppen gegen Sold zu stellen und 200.000 Centner Salz jährlich Frankreich abzukaufen.“

Sein Vortheil.

Sold und Handelsvertrag vom 27. September 1803.

Unter den Notabeln der Consulta in Paris war, von zwei Districten zum Abgeordneten gewählt, ein Mann, der tief fühlte, was der Zeit fehle. Vor seiner Abreise hatte er seine „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk zu richten hätte“, veröffentlicht. Er übergab Bonaparte eine Denkschrift, „über das, was der Schweiz noththue“, welche aber dieser ebensowenig beachtete, als des Verfassers pädagogische Leistungen. Der erste Consul erklärte: „Ich kann mich nicht ins A-B-C-Lesen mischen.“ Dieser Abgeordnete war

Johann Heinrich Pestalozzi.

Einige Sätze über den Mann, der im schroffen Gegensatze steht zu Rousseau, dem Propheten, und zu Bonaparte, dem größten Herrschertalent dieser Zeit! In Alexander und Diogenes begegneten sich keine größeren Gegensätze, als hier in Napoleon und in Heinrich Pestalozzi. Jener wollte die kranke Zeit mit Eisen heilen, dieser mit liebevollem Unterricht.

Im Jahre 1780 hatte Pestalozzi „Abendstunden eines Einsiedlers“ herausgegeben,[2]) mit Mahnungen an die Hirten und Lehrer der Völker: sie sollten die Bestimmung der Menschheit erkennen, die in ihrem innersten Wesen krank sei. Alle Menschenweisheit beruhe aber auf der Kraft eines guten, der Wahrheit folgsamen Herzens; Wissen und Ehrbegierde müssen dem innern Frieden und stillen Genuss untergeordnet bleiben, die Bildung zur Familientugend müsse der Bildung zur Bürgertugend vorausgehen. Aber näher als Vater und Mutter sei Gott, er sei die nächste Beziehung zur Menschheit, Glaube an Gott sei vertrauender Kindersinn der Menschheit in den Vatersinn der Gottheit. Dieser

Abendstunden eines Einsiedlers.

[1]) v. Fischer, l. c. S. 205—206.

[2]) Sie fehlen in der Gesammtausgabe seiner Werke bei Cotta, sind aber im Anhang zu Karl von Raumers „Pädagogik“ wieder abgedruckt, II, S. 415 ff. Stuttgart 1843.

Glaube sei nicht Folge und Resultat gebildeter Weisheit, sondern reiner Sinn der Einfalt. Kinderſinn und Gehorſam ſei nicht Folge einer vollendeten Erziehung, Glaube an Gott. ſondern frühe und ernſte Grundlage der Menſchenbildung. Aus dem Glauben an Gott erwachſe die Hoffnung des ewigen Lebens, Kinder Gottes ſeien unſterblich, der Glaube an Gott heilige und befeſtige das Band zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Unterthanen und Fürſten; Unglaube löſe alle Bande, vernichte allen Segen. Sünde ſei Quelle und Folge des Unglaubens, ſie ſei ein Handeln gegen das innere Zeugnis von Recht und Unrecht; Freiheit ruhe auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit auf Liebe, alſo auch Freiheit auf Liebe. Die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltſegens, die Quelle der Liebe und alles Bruderſinnes der Menſchheit, dieſer beruhe auf dem großen Gedanken der Religion, daſs wir Kinder- ſinn. Kinder Gottes ſeien und daſs der Glaube an dieſe Wahrheit der ſichere Grund alles Weltſegens ſei. In dieſem großen Gedanken der Religion liege der Geiſt der echten Staatsweisheit, welche einen reinen Volksſegen ſuche. Gottvergeſſenheit ſei die Quelle, die alle Segenskraft der Sitten, der Erleuchtung und der Weisheit in aller Menſchheit auflöſe; daher ſei der Verluſt des Kinderſinns gegen Gott das größte Unglück der Welt, indem es alle Vatererziehung Gottes unmöglich mache. Die Wiederherſtellung des verlorenen Kinderſinns ſei die Erlöſung der Menſchheit.

Der hochbegabte Mann, der ſein ganzes Leben hindurch beharrlich, trotz aller Hinderniſſe, ein edles Ziel verfolgte, war geboren 1746 in Zürich, der Sohn eines Arztes; ſeine Mutter war eine Hotze, eine Nichte des tapferen öſter- Er- ziehung reichiſchen Generals Hotze. Die Entwicklung des Knaben war nicht normal, er verlor, ſechs Jahre alt, den Vater und entbehrte fortan alles, deſſen die männliche Kraftbildung in dieſem Alter bedarf. „Babeli," ſagte der ſterbende Vater zu der treuen Dienſtmagd, „um Gottes und aller Erbarmen willen, verlaſs meine Frau nicht; wenn ich todt bin, ſo iſt ſie verloren, und meine Kinder kommen in fremde Hände." — „Ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn ſie mich nöthig hat", antwortete die treue Seele und blieb bis an ihren Tod bei der Witwe. — „Ihre Treue", ſagt Peſtalozzi, „war Folge ihres hohen, einfachen und frommen Glaubens." Beide hüteten den Knaben nur allzu eifrig: „Ich wuchs an der Hand der beſten Mutter als ein Weiber- und Mutterkind auf, wie nicht bald eines in allen Rückſichten ein größeres ſein konnte. Ich kam Jahr aus Jahr ein nie hinter dem Ofen hervor, kurz alle weſentlichen Mittel zu männlicher Kraft und Denkungsart mangelten mir in dem Grade, als ich ihrer bei meiner Eigenheit und der Schwäche meiner Individualität bedurfte." — Er meint damit einſeitig. das Überwiegen des Gefühls und der Phantaſie und den Mangel an Umſicht und Vorſicht, welche das Unglück ſeines Lebens ausmachten. „Ich ſah die Welt nur in der Beſchränkung der Wohnſtube meiner Mutter und in der ebenſo großen Beſchränkung meines Schulſtubenlebens; das wirkliche Menſchenleben war mir beinahe ſo fremd, als wenn ich nicht in der Welt lebte, in der ich wohnte." — Die Mutter war in dürftigen Verhältniſſen, weshalb die Magd die Kinder nicht auf die Gaſſe ließ, „damit ſie nicht unnöthigerweiſe Kleider und Schuhe verderben". Die Jugendeindrücke wirken durch das ganze Leben. „Liebe bleibt der Grundton Peſtalozzis bis ins Greiſenalter; ſeine übertriebene Verehrung der Mütter, ſein Preiſen der Wohnſtuben fließt aus der Pietät des Mutterkindes." [1])

[1]) K. v. Raumer, Pädagogik, II, S. 289.

Die Folgen dieser einseitigen Behandlung des Knaben zeigten sich bald. Er war in der Schule einer der besten und ergriff den Gegenstand des Unterrichts richtig und lebendig, für die Formen aber war er gleichgiltig und gedankenlos. Er selber erzählt: „In allen Knabenspielen war ich der ungewandteste und unbehilflichste unter allen meinen Mitschülern und wollte dabei doch auf eine gewisse Weise mehr sein als die anderen.“ Daher bekam er den Übernamen „Hairi Wunderli von Thorliken“ (Heinrich Wunderlich von Thorlingen). Das gefühlvolle Ergriffenwerden von den Erkenntnisgegenständen war ihm immer wichtiger, als das praktische Einüben der Mittel ihrer Ausübung. Dabei aber war er doch vom Gedanken begeistert, seine Ideen dereinst ins Leben zu setzen, wobei er aber alle Welt für so gutmüthig und zutraulich hielt, wie er selber war. Zürich hatte gute Schulen und geistreiche Köpfe; es hieß damals das Schweizerische Athen. Unter den Lehrern waren Bodmer und Breitinger besonders wirksam auf ihn. Pestalozzi machte solche Fortschritte, dass frühe schon die Übersetzung einer Rede des Demosthenes von ihm in Lindau gedruckt erschien. Er selber erzählt vom Geiste jener Zeit: „Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Losungswort unserer öffentlichen Bildung. Aber das Mittel, zu allem diesem zu gelangen, was uns vorzüglich angepriesen wurde, die geistige Auszeichnung, war ohne gemeinsame und solide Ausbildung der praktischen Kräfte gelassen, die zu allem diesem hinführen. Man lehrte uns träumerisch in wörtlicher Erkenntnis der Wahrheit Selbständigkeit suchen, ohne uns das Bedürfnis lebendig fühlbar zu machen, was zur Sicherstellung sowohl unserer inneren als unserer äußeren häuslichen und bürgerlichen Selbständigkeit wesentlich nothwendig gewesen wäre. Der Geist des Unterrichts, den wir genossen, lenkte uns mit vieler Lebendigkeit und reizvoller Darstellung dahin, die äußeren Mittel des Reichthums, der Ehre und des Ansehens einseitig und unüberlegt gering zu schätzen, ja beinahe zu verachten. Das gieng soweit, dass wir uns in Knabenschuhen einbildeten, durch die oberflächlichen Schulkenntnisse vom großen griechischen und lateinischen Bürgerleben uns solid für das kleine Bürgerleben in einem der schweizerischen Cantone vorzüglich gut ausbilden zu können.“

Lehrer. Zeitrichtung.

Wir mögen uns leicht vorstellen, wie die Werke von Rousseau auf diese Jugend wirkten. „Sowie der ‚Emil‘ erschien, war mein im höchsten Grade unpraktischer Traumsinn von diesem ebenso im höchsten Grade unpraktischen Traumbuch enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube genoss, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines ‚Emil‘ ansprach und forderte. Die Hauserziehung, sowie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände erschien mir überhaupt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseaus hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neubelebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische Streben nach einem größeren segensreichen Wirkungskreise für das Volk in mir. Knabenideen, was in dieser Rücksicht in meiner Vaterstadt nothwendig und möglich sei, brachten mich dahin, den Stand eines Geistlichen, zu dem ich früher hinlenkte und bestimmt war, zu verlassen, und den Gedanken in mir entkeimen zu machen, es könnte möglich sein, durch das Studium der Rechte eine Laufbahn zu finden, die geeignet wäre, mir früher oder später Gelegenheit und Mittel zu verschaffen, auf den bürgerlichen Zustand meiner Vaterstadt und sogar meines Vaterlandes einen thätigen Einfluss zu

Rousseau. Träume.

erhalten." — Mit seltenem Eifer wandte sich Pestalozzi jetzt juridischen und historischen Studien zu. Dabei war er für Freiheitsgedanken so entflammt, „dass er leicht zum Mörder an einem Despoten hätte werden können". Ein kranker Freund warnte ihn: „Ich sterbe, und du, für dich selbst gelassen, darfst dich in keine Laufbahn werfen, die dir bei deiner Gutmüthigkeit und bei deinem Zutrauen gefährlich werden könnte. Suche dir eine ruhige, stille Laufbahn und lasse dich, ohne einen Mann an deiner Seite zu haben, der dir mit ruhiger, kaltblütiger Menschen- und Sachkenntnis, mit zuverlässiger Treue beisteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein, dessen Fehlschlagen dir auf irgend eine Weise gefährlich werden könnte."

Der Sterbende hatte nur zu sehr recht. Infolge von übermäßiger Anstrengung erkrankte Pestalozzi und sollte nach dem Rathe des Arztes sich auf dem Lande erholen. Der junge Schwärmer kam zu einem berühmten Landwirt, Tschiffeli, im Canton Bern und suchte Rath, wie er seine Pläne für das Landvolk verwirklichen könne. „Ich gieng mit vielen einzelnen, großen und richtigen Ansichten über den Landbau, als ein ebenso großer landwirtschaftlicher Träumer von ihm weg, als ich mit vielen einzelnen, großen und richtigen bürgerlichen Kenntnissen, Ansichten und Aussichten, als ein bürgerlicher Träumer zu ihm hinkam — in Gedankenlosigkeit über die Mittel der Ausführung." Tschiffelis Krappflanzung erregte damals Aufsehen und Pestalozzi hoffte durch eine solche gleichfalls zu gewinnen und kaufte hundert Morgen steiniges Land, den Morgen um zehn Gulden, auf dem Birrfeld im Canton Bern und ließ ein Haus dazu bauen, den Neuhof. Bald darauf gründete Pestalozzi einen eigenen Hausstand: bei seinem kranken Freund hatte er Anna Schultheß, die schöne und tugendreiche Tochter eines Züricher Kaufmanns kennen gelernt und Zuneigung zu ihr gefasst. Man rieth ihr ab von dem „unschönen und unordentlichen Mann"; die eigene Mutter erklärte, sie würde ihre Tochter ziehen lassen, aber ohne Aussteuer. Anna reichte ihm dennoch die Hand. Frauen haben meist ein richtigeres Gefühl für den Wert eines Mannes, als die Männer. Anna blieb in seinen Unternehmungen seine eifrigste Gehilfin und treueste Stütze auch im Unglück. Wie innig und rein das Familienleben war, zeigt ihr Tagebuch. Ein Sohn Jakob war die Frucht dieser Ehe.

Landwirt.

Anna Schultheß.

Die Zeit des Glückes und froher Aussichten war jedoch kurz. Pestalozzi hatte hohe Ideen, glühenden Eifer, aber zu wenig Lebenserfahrung und Geschäftskenntnis. In kurzer Zeit war er überschuldet und das Züricher Haus kündete das vorgestreckte Capital. „Der Grund des Fehlschlagens meines Unternehmens lag wesentlich und ausschließlich in mir, in meiner zu jeder Art von Unternehmung, die praktisch ausgezeichnete Kräfte erheischt, ausgesprochenen Untüchtigkeit, und meiner ‚bürgerlichen Ungewandtheit'." Desungeachtet wollte er die Landwirtschaft fortführen, eine Armenanstalt damit verbinden und sein Scherflein als Christ und als Bürger zur Hebung des Volkslebens beitragen und seine Ansichten über Erziehung verwirklichen. Sein Plan war so sinnreich und anziehend geschrieben, so originell, dass er in Zürich, Bern und Basel Handbietung fand und man ihm Kinder zuschickte. Niederer, der später sein Gehilfe war, schreibt über diesen ökonomisch-pädagogischen Versuch:[1]) „Im Besitz eines beträchtlichen Landgutes war er überdies Associé einer Baumwollenfabrik und eines Handelshauses. Sein Landeigenthum war cultivierbar, aber durchaus unangebaut

Niederer.

[1]) Vgl. Hunziker in der deutschen Biographie, VIII, S. 437.

und verwildert. Er wollte es durch Benutzung ungebrauchter, ebenso vernachlässigter menschlicher Kräfte anbauen und in Aufnahme bringen. Der Grundsatz, von dem er ausgieng, bestand darin, die einen durch die anderen gegenseitig so zu benützen, dass der Mensch die Natur, die Natur hinwieder den Menschen cultiviere. Der Fabricationserwerb und Handelsbetrieb, den er damit verknüpfte, sollte einerseits die Subsistenzmittel der Anstalt vermehren und sichern, andererseits selbst wieder als Übungs- und Bildungsmittel der menschlichen Kräfte benützt und so die physischen Bedürfnisse der Kinder mit der Förderung der Fabrication und des Handels und diese mit der Anregung und Benützung der menschlichen Kräfte in Übereinstimmung gebracht werden. Von Seite des Gemüths stützte sich das Unternehmen auf den menschenfreundlichen Trieb der Armenhilfe. Bettelkinder sollten dem Bettel entrissen werden, ihr Brot selbst verdienen lernen und dabei die Kosten ihrer Erziehung sogar mit ökonomischem Vortheil für den Unternehmer vergüten. Der Gedanke war neu, großartig und verkündete einen Fürsten im Gebiete der Civilisation." — Pestalozzi meint, den Armen sei nicht so sehr durch Almosen zu helfen, als dadurch, dass man die auch in den ärmsten der Menschen liegenden Kräfte entwickle; dadurch schaffe sich die Armenerziehung die Hilfsmittel einer unabhängigen Existenz und dadurch zugleich die Mittel zu ihrer eigenen unendlichen Entwicklung; man müsse die Armut in der Armut und für die Armut erziehen; die Erziehung zur Erwerbthätigkeit habe darum der theoretischen Bildung voranzugehen und dann erst sei mit der Arbeit der Unterricht zu verbinden. Man müsse unter den Arbeiten die ertragfähigste auswählen und darum mit dem Gewerbe die Landwirtschaft verbinden und dieses Gewerbe im großen betreiben; so werde aus der Familie eine Gewerbsgenossenschaft.

Erwerbthätigkeit vor Belehrung.

Gewerbe und Landwirtschaft.

So wurde denn von 1775 aus dem Neuhof eine Armenanstalt. Bald fanden sich fünfzig Kinder. Pestalozzi verwendete sie im Sommer zur Feldarbeit und im Winter zum Spinnen und zur Handarbeit und unterrichtete sie zugleich bei der Handarbeit. Doch schon 1780 löste sich diese Armenerziehungsanstalt auf.

Der Neuhof für die Armen, aufgelöst.

Nicht bloß weil Pestalozzis edles Bestreben mit grobem Undank belohnt wurde, da die verkommenen Bettelkinder große Ansprüche machten und dabei von ihren Eltern, die sie am Sonntag besuchen durften, aufgereizt wurden, die sie ohne einen Dank wegnahmen, sobald dieselben neue Kleider erhalten hatten; sondern weil auch Pestalozzi vom Fabrikswesen nichts verstand und sich in ein Unternehmen eingelassen hatte, bei dem unbedingt Geschäftskenntnis und Menschenkenntnis nöthig war, und im Spinnen- und Webenlehren der Schulkinder gerade die Fehler begieng, die er im Unterrichtswesen so sehr gerügt hatte: dass man zu den höheren Stufen des Unterrichtes übergehen wolle, ohne den Anfang fest begründet zu haben. Er selber gesteht: „Ich wollte das feinste Gespinst erzwingen, ehe meine Kinder auch nur im Groben einige Sicherheit und Fertigkeit in ihre Hand gebracht. Ich wollte Mousselin verfertigen, ehe meine Weber sich genugsam Festigkeit und Fertigkeit im Weben gemeiner Baumwolle erworben. Geübte und gewandte Fabrikanten gehen bei einem solchen verkehrten Benehmen zugrunde, wie viel mehr musste ich dabei zugrunde gehen, der ich in der Beurtheilung alles dessen, was es hiezu forderte, so blind war, dass ich bestimmt sagen muss, wer nur einen Faden des meinigen in seine Hand nahm, war sogleich bereit,

Gründe. Undank. Unklugheit.

Pestalozzi arm.

den halben Wert desselben für mich verschwinden zu machen. Auch steckte ich, ehe ich mich versah, in unerschwinglichen Schulden und der größte Theil des Vermögens und der Erbhoffnungen meiner lieben Frau, war gleichsam in einem Augenblick in Rauch aufgegangen. Ich war jetzt arm." — Hatte man seinem schönen Plan früher unbedingtes Vertrauen geschenkt, so verlor er jetzt durch das Scheitern desselben auch den letzten Schatten der Achtung seines Bestrebens; der Glaube an seine Tüchtigkeit zur Erziehung irgend eines Theiles war verschwunden.

Unglück.

Aber Pestalozzi verlor auch den Glauben an sich selbst und war unsäglich unglücklich. Es fehlte in seinem schönen Landhause an Geld, an Brot, an Holz, um sich vor Hunger und Kälte zu schützen, und seine treue Frau, die ihr ganzes Vermögen für ihn verpfändet hatte, verfiel in eine schwere, langwierige Krankheit. Unter seinen Freunden — denn er hat bei seinem edlen Charakter immer Freunde gehabt — war das Wort allgemein: „Er ist ein verlorener Mensch, ihm ist nicht zu helfen!" Aus Mitleid kauften ihm seine Verwandten den Neuhof ab, damit er die dringendsten Gläubiger befriedigen könne, und überließen ihm wieder aus Mitleid die Nutznießung desselben.

Freud aus Leid.

Pestalozzis Demüthigung war unsäglich, dennoch wurde sein Leid ein Glück für ihn selbst und für die Welt. Ein treuer Freund, der Buchhändler Füßli in Zürich, sagte ihm zwar gerade heraus, unter seinen Freunden sei es ausgemacht, er werde im Narrenhaus oder im Spital sterben, bot ihm aber doch, durch den Rath seines Bruders angeregt, ein Mittel zur Rettung. Einen launigen Aufsatz von ihm, über die damalige Militärliebhaberei in Zürich, las der Maler Füßli und sagte: „Dieser Mensch kann sich helfen, er hat ein Talent zu schreiben, das für die Zeit, in der wir leben, gerade passt." Der Buchhändler munterte nun Pestalozzi auf, eine kleine Erzählung zu schreiben, und so verfasste der Bedrängte „Lienhard und Gertrud".

Lienhard und Gertrud.

Pestalozzi sagt: „Diese Geschichte ist mir aus der Feder geflossen, ich weiß nicht wie, und hat sich von selbst entfaltet, ohne dass ich den geringsten Plan im Kopf hatte oder auch nur über einen solchen nachdachte. Das Buch stand in wenig Wochen da, ohne dass ich auch nur wusste, wie ich dazu gekommen. Ich fühlte seinen Wert, aber doch nur wie ein Mensch, der im Schlaf den Wert seines Glückes fühlt, von dem er eben träumt. Ich wusste kaum, dass ich wachte, doch fieng ein erneuerter Funke von Hoffnung an, sich in mir zu regen, dass es möglich sein möchte, meine ökonomische Lage auf diese Weise zu bessern und den Meinen erträglicher zu machen. Ich zeigte diesen Versuch einem Freund

Lavater.

Lavaters, der auch mein Freund war. Dieser fand ihn interessant, sagte aber dennoch: „So wie das Buch ist, kann es nicht gedruckt werden." Vertraulich sagte nachher Lavater: „Wenn ich nur einmal eine Zeile von Ihnen sähe, ohne Schreibfehler, dann würde ich Sie zu vielem fähig halten, was Sie gern thäten und gern wären." — Zu Pestalozzis Frau sagte Lavater: „Wenn ich ein Fürst wäre, so würde ich Pestalozzi in allem, was das Landvolk und die Besserung dessen Zustandes betrifft, zurathe ziehen, aber ihm nie einen Heller Geld anvertrauen." — Das Manuscript ward nun einem Studenten der Theologie übergeben zur Correctur, der aber auch die Blüte von Pestalozzis Originalität wegstrich, so dass dieser mit Recht meinte, es sei jetzt durchaus verkrüppelt. Pestalozzi brachte jetzt sein Manuscript zu einem andern Freund, dem Rathsschreiber

Iſelin in Baſel, auf den es ganz außerordentlich wirkte. Er ſagte ihm geradezu, Iſelin.
es habe in ſeiner Art noch keiner ſeinesgleichen geſchrieben, und die Anſichten,
die darin herrſchen, ſeien ein dringendes Bedürfnis der Gegenwart; dem Mangel
an richtiger Orthographie ſei leicht abzuhelfen, und ſchrieb an den Buchhändler
Decker in Berlin darüber, der einen Louisdor für den Bogen bezahlte und
dasſelbe Honorar verſprach, wenn eine zweite Auflage erſcheine. Wie glücklich war
jetzt Peſtalozzi! Das Buch erſchien 1781 und erregte in Deutſchland das größte
Aufſehen. Alle Zeitungen brachten Auszüge, alle Kalender waren voll davon.
Die Ökonomiſche Geſellſchaft in Bern ſandte ihm nebſt einem Dank-
ſchreiben die große goldene Medaille. Fehlte ihm auch für ſein Unter-
nehmen das Talent eines Fabrikanten, ſo war das Talent eines Schriftſtellers
hervorragend in ihm, Menſchen zu beobachten, aufzufaſſen und darzuſtellen.
Das Buch regte ungemein an; es iſt auch mit ſeinem Herzblut
geſchrieben. Das Ziel war edel: eine von der wahren Lage des Volkes und
ſeinen natürlichen Verhältniſſen ausgehende beſſere Bildung zu erwirken. Er ſelber
ſagt: „Es war mein erſtes Wort an das Herz der wahrhaft Verlaſſenen im
Lande, es war mein erſtes Wort an das Herz derer, die für den Armen und
Verlaſſenen im Lande an Gottes Statt ſtehen. Es war mein erſtes Wort an Ziel des Buches.
die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu
ſein, was kein Menſch auf Erden an ihrer ſtatt ſein kann. Ich ſah das Elend
des Volkes; das Buch, das mein Gefühl von dieſer Lage meiner Unſchuld aus-
preſste, war ein Werk meiner Unbehilflichkeit und ſtand unter meinen Zeit-
genoſſen da, wie ein Stein, der Leben redet und todt iſt. Ich wollte durch mein
Leben nichts und will heute nichts anderes als das Glück des Volkes, das ich
liebe und elend fühle, wie es wenige elend fühlen, indem ich ſeine Leiden mit
ihm trug, wie ſie wenige mit ihm getragen haben.“

Von dem Aufſehen, welches das Buch erregte, zeugt, daſs Karl von
Bonſtetten ihn auf ſeine Güter in der welſchen Schweiz zu ziehen ſuchte,
daſs der öſterreichiſche Finanzminiſter Graf Zinzendorf ihn in ſeiner Nähe
haben wollte, daſs Leopold von Toscana durch den Grafen Hohenwart Erfolg.
mit ihm in Verbindung trat und ihn in Toscana anzuſtellen gedachte. Der
Tod des Kaiſers Joſeph II. unterbrach dieſen Plan. Leopold II. wurde Leopold II.
Kaiſer. Wahrſcheinlich wäre Peſtalozzi nach Öſterreich berufen worden, wäre
Leopold nicht ſo frühe geſtorben. Lavater ſprach ſeine Meinung über Peſta-
lozzi in drei ſchönen Hexametern aus:

„Einziger, oft Miſskannter, doch hoch bewundert von vielen,
Schneller Verſucher des, was vor dir niemand verſuchte,
Schenke Gelingen dir Gott und kröne dein Alter mit Ruhm einſt!“

Zu denen, die Peſtalozzis Plan das Wort redeten, gehörte der Philo- Fichte.
ſoph Fichte in ſeinen „Reden an die deutſche Nation“.

Ein neues beſſeres Deutſchland könne auf den Trümmern des alten nur
emporwachſen durch eine gänzliche Umſchaffung des Menſchengeſchlechtes, durch
welche der Geiſt über das Fleiſch herrſche, und dies ſei nur möglich auf dem
von Heinrich Peſtalozzi erfundenen, vorgeſchlagenen, und unter deſſen Augen
in Ausführung begriffenen Unterrichtsganges. In ſeiner Liebe zum armen, ver-

wahrlosten Volk habe Pestalozzi eine Volkserziehung ersonnen. Man habe an alles gedacht, an Bündnisse, Streitkräfte, nur nicht an die Erziehung, welche allein die Nation von allen drückenden Übeln retten könne. Auch Rousseau wandte sich an die Mütter,[1]) aber wie ganz anders! Raumer bemerkt in seiner „Geschichte der Pädagogik“ mit Recht:[2]) „Rousseau will Gott nicht genannt wissen vor den Kindern. Er meint, lange physische und metaphysische Studien befähigen erst, an Gott zu denken. Für Pestalozzi ist Gott das dem Menschen Nächste, eigentlich das Alpha und Omega seines ganzen Lebens. Rousseaus Gott ist kein väterlicher Gott der Liebe, sein „Emil“ kein Kind Gottes. Der Mann, welcher seine Kinder ins Findelhaus gab, wußte von Vater- und Kindesliebe nichts, noch weniger von Fürsten, die Väter der Völker sind, und vom kindlichen Gehorsam der Unterthanen. Sein Ideal war eine kalte, herzlose Freiheit, die nimmermehr auf Liebe begründet, sondern abwehrend, isolierend, durchaus egoistisch war. Während also nach Pestalozzi der Glaube an Gott alle Verhältnisse der Menschen durchdringt, befestigt, stimmt, heiligt, die Verhältnisse zwischen Regenten und Unterthanen, zwischen Vätern und Kindern und die Vaterliebe Gottes zu seinen Kindern, den Menschen, überall abspiegelt, so ist bei Rousseau von solchen Liebesbanden nie die Rede.“

Unterschied von Rousseau.

der armselig ist.

Ist Rousseau mit seiner Lehre von den Menschenrechten und von der Pflicht des Widerstandes gegen Verletzung derselben, der Hauptschürer zur Revolution, so verwünscht Pestalozzi jeden Aufstand. Er konnte selbst die Auflehnung der Schweiz nur als Folge einer Verzweiflung, nicht als Zeichen einer Rechtlichkeit betrachten. „Das Beispiel der Selbsthilfe unserer Väter ist durchaus nicht geeignet, irgend jemand zum Aufstand zu berechtigen.“ In der civilisierten Welt gelte die Stimme der Menschlichkeit, Weisheit und Liebe, die sich im göttlichen Wort ausspreche: „Stecke dein Schwert in die Scheide; denn alle, die dasselbe gebrauchen, werden durch dasselbe umkommen!“ — Der Sinn der Gewaltthätigkeit sei im einzelnen Menschen schon schrecklich; gehe er in den Sinn von Menschenhaupt- und Menschenmassen über, so werde er entsetzlich. Pestalozzis Ideal ist eine väterliche Regierung.

Feind der Revolution.

„Aller Unglaube ist unbescheiden, aber der Glaube an Gott, der Kindersinn der Menschheit gegen die Gottheit ist stille Erhabenheit in jeder Wirkung ihrer Kraft. Mein Glaube an Gott ist Sicherstellung meines Glaubens an meinen Vater und an jede Pflicht meines Hauses. — So verbindest du, erhabene Natur, in deiner Bildung meine Pflichten und meine Genüsse, und an deiner Hand wallet der Mensch von genossenen Segnungen zu neuen Pflichten. Alle Menschen, Fürst und Unterthan, Herr und Knecht, bilden sich zu den besondern Pflichten ihres Standes durch Genuss ihrer ersten Naturverhältnisse. Der Fürst, welcher Kind seines Gottes ist, ist Kind seines Vaters. Der Fürst, der Kind seines Vaters ist, ist Vater seines Volkes. Der Unterthan, welcher Kind seines Gottes ist, ist Kind seines Vaters; der Unterthan, welcher Kind seines Vaters ist, ist Kind seines Fürsten. — Stand des Fürsten: Bild der Gottheit, Vater einer Nation! Stand des Unterthans: Kind des Fürsten, der mit ihm Kind Gottes ist. Wie sanft und stark und fein ist dieses Gewebe der Naturverhältnisse der Mensch-

[1]) Vgl. Bd. XII dieses Werkes, S. 163—165.
[2]) K. v. Raumer, Pädagogik, II, S. 300.

heit! O Menschheit in deiner Hoheit! Glauben Gottes, du bist die Kraft dieser Hoffnung!

So überwallt das Gemüth Pestalozzis stets vom Gefühl für Gott und in ihm findet er auch die Kraft, für die Gedrückten zu wirken — und wenn er nicht Schullehrer ist, für sie zu schreiben. Er ist stets hochedel in seinem Fühlen und reich an Ideen, aber nicht vorsichtig, nicht weitläufig genug.

Illuminat.

So ließ er sich um diese Zeit von den Illuminaten bethören, die doch ungläubig und zerstörend wirkten, trat nicht nur ein in den Orden, sondern wurde zuletzt Haupt desselben in der Schweiz. Sein Ordensname war Alfred: er verehrte diesen König, der sein Volk vom Untergang rettete und zur Bildung emporhob, der sein Lehrer und sein classischer Schriftsteller wurde. Sobald er aber enttäuscht wurde, trat er aus, ohne auf Verfolgung Rücksicht zu nehmen, und sagte dabei: „Was von Gesellschaften unternommen wird, fällt gewöhnlich in die Hände von Intriguanten." — In die Zeit von 1780 bis 1798 fällt eine Reihe von Schriften, zum Beispiel „Christoph und Else". Er wollte da den Zusammenhang der höheren, aber auch „dadurch hoch bemäntelten und hoch verschleierten Ursachen des Volksverderbens mit den nackten, unbemäntelten und unverschleierten Ursachen derselben darstellen, wie diese sich auf den Dörfern der schlechten Vorgesetzten offenbaren". Er nannte diese Schrift den Versuch eines Lehrbuches zum Gebrauch der allgemeinen Realschule der Menschheit (der Wohnstube). Sein Wunsch, dass es auch in den Strohhütten gelesen werde, gieng jedoch nicht in Erfüllung. Es wurde wenig beachtet, obschon es viel Vortreffliches enthält, zum Beispiel in der Schilderung der alten und der neuen Zeit, im Angriff auf die damals übliche Bibelverspottung.

Schriften.

Viel Träumerisches enthalten die 1798 erschienenen „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes". Hier will er auch ausgehen vom „ursprünglichen, instinctartigen, unschuldigen, thierischen Naturzustand", welcher doch historisch niemals war. Das Christenthum fasst er nicht positiv, wie es gefasst sein will; er nennt es bloß die Religion der Sittlichkeit, welche die Abtödtung, der Wiedergeburt, welche die höchste Anstrengung macht, dass der Geist herrsche über das Fleisch. Während er, wie ein echter Christ, Mitleid hat mit dem Elend des Volkes und all seine Kräfte aufbietet und allen Genüssen entsagt, um das Elend zu mildern und die Menschen zu bessern, sieht er doch im Erlöser nicht den Mittler zwischen Gott und den Menschen, sondern die erlösende Thätigkeit übt die Mutter aus.

Sein Christenthum.

Stellung der Mutter.

So lässt er Gertrud sagen: „Wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, um die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein; aber dieses ist nicht so: bei Reichen wie bei Armen muss das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen." Der Mittelpunkt der Erziehung ist daher die sittliche, und zwar die religiös-sittliche Erziehung; aber diese Selbstaufraffung des Menschengeschlechtes kann nicht befohlen oder geschenkt werden, sie muss von innen heraus, von unten herauf wachsen. Diese Emporhebung geschieht zunächst in der Familie, dann in der Gemeinde, dann im Staat; der Hauptfactor ist die Mutter, sie ist die erste und natürlichste Lehrerin der Kinder, sie knüpft alle ihre Lehren,

auch die der Religion an die nächsten Verhältnisse. In den Gaben, die sie den Kindern gibt, zeigt sie ihnen die Gaben Gottes, in ihrer Liebe — die Liebe Gottes. Dem Dank der Kinder gegen die Eltern gibt sie die Richtung auf Gott und so gründet sie auf das Kinderverhältnis in der Familie den Glauben an Gott und zum Nächsten. Wenn dieser Geist nicht in den Familien erwacht, so kann die Gemeinde nicht gedeihen, und ohne das Gedeihen der Gemeinden ist die Besserung des Staates nicht möglich. Das Gute muss von unten kommen, von oben kann man nur Handbietung erwarten.

Für die helvetische Republik.

Die helvetische Republik nahm Pestalozzi als Thatsache hin. Er mahnte nur an die Ehrenhaftigkeit der Vorzeit und suchte in seinen Schriften dafür den Geist zu erwecken. Ehemalige Freunde von ihm waren bei der Regierung und suchten ihn für ihr System zu gewinnen. Zum Staatsmann passte er aber nicht, bloß zum Schriftsteller und Lehrer. Die Regierung kam ihm wohlwollend entgegen und Pestalozzi gesteht: „Ich irrte mich nicht nur in jedem Schlauen, ich irrte mich auch in jedem Narren; ich traute jedem, der mir vor Augen stand und ein gutes Wort redete, auch eine gute Meinung zu. Aber dennoch kannte ich das Volk und die Quellen seiner Verwilderung, vielleicht wie niemand; aber ich wollte nichts, gar nichts, als das Stopfen dieser Quelle und das Aufhören ihrer Übel, und Helvetiens neue Menschen (novi homines), die nicht so wenig wollten und das Volk nicht kannten, fanden, dass ich nicht zu ihnen passe. Diese Menschen, die in ihrer neuen Stellung wie schiffbrüchige Weiber jeden Strohhalm für einen Mastbaum ansahen, an dem die Republik sich an ein sicheres Ufer treiben könnte, achteten mich, mich allein, für einen Strohhalm, an den sich keine Katze anschließen könne. Sie wussten es nicht und wollten es nicht, aber sie thaten mir Gutes, mehr Gutes, als mir je Menschen Gutes gethan haben. Sie gaben mich mir selber wieder und ließen mir im stillen Staunen ihrer Umwandlung, ihrer Schiffsverbesserung in einen Schiffbruch, nichts übrig als das Wort, das ich in den ersten Tagen ihrer Verwirrung aussprach: ‚Ich will Schulmeister werden‘; dafür fand ich Vertrauen.“

Lukas Legrand, Präsident des helvetischen Directoriums, und Stapfer boten ihm die Leitung eines helvetischen Lehrerseminars an; Pestalozzi aber lehnte ab, er wollte seine Ideen zuerst in einer Kinderstube erproben und so bekam er am 5. December 1798 die Leitung des Waisenhauses in Stanz; er sollte eine Menge Kinder erziehen, die durch den Einfall der Franzosen Eltern und Heimat verloren hatten. Der ganze Canton war verwüstet, eine Menge vater- und mutterloser Kinder trieben sich ohne Obdach und verlassen herum. Ihrer sollte sich Pestalozzi annehmen. Das Kloster der Ursulinerinnen wurde ihm eingeräumt; achtzig Kinder kamen zusammen, entsetzlich verwahrlost, mit Krätze und Grind behaftet, mit Ungeziefer beladen, Bettelkinder zwischen vier bis zehn Jahren, unter zehn kannte kaum eines das A-B-C. Pestalozzi hatte keinen Gehilfen, er kam, nur von einer Haushälterin begleitet. Er wurde jedoch nicht bloß Lehrer der armen Kinder, sondern machte auch den Zahlmeister, den Hausknecht, ja fast die Dienstmagd.

Wird Schulmeister in Stanz.

Mit glühendem Eifer widmete Pestalozzi sich dem neuen Amt. In fünf Monaten gewöhnte er die Kinder an Ordnung und Reinlichkeit, brachte ihnen die Anfangsgründe des Wissens bei und gab ihnen geistige Anregung. Was

ihn auf der einen Seite schmerzte und auf der andern freute, war, dass seine Glaubensgenossen — er selber war reformiert und die Kinder katholisch — seine Verdienste missachteten, dass er aber bei den Katholiken, bei Kapuzinern und Klosterfrauen, die größte Herzlichkeit und Anerkennung für sein Werk fand. Was hätte er leisten können, wenn er in seiner Jugend mit geistreichen Katholiken, wie Stolberg, in Berührung gekommen wäre!

Anerkennung.

„Pestalozzi arbeitete Tag und Nacht, über Hals und Kopf", schreibt der Berichterstatter, „es ist zum Erstaunen, was der gute Mann leistet und wie weit die Zöglinge, die voll Wissbegierde sind, in dieser kurzen Zeit vorrückten. Er ist den Kindern alles in allem, Lehrer, Vater und Mutter zugleich, arm mit den armen Kindern, um ihnen alles zu werden; das ist sein ewiger Ruhm."

Diese Thätigkeit fällt in die Zeit vom 7. December 1798 bis zum 8. Juni 1799; da musste das Haus geräumt werden, es war Krieg und die helvetisch-französische Armee bedurfte eines Spitals. Pestalozzi musste auf eine Alpe hinauf, um sich vom Blutspeien zu erholen, so sehr hatte er sich angestrengt. „Ich wusste, was ich wollte, und das war Tod oder Durchführung meines Zweckes; es war ein Pulsgreifen der Kunst, die ich suchte, ein ungeheurer Griff. Ich war zum Glück blind, sonst hätte ich ihn nicht gewagt." Mit andern Worten: im Lehren der Kinder hatte Pestalozzi selbst am meisten gelernt. — Aus Mangel an Gehilfen ließ Pestalozzi hier Kinder durch Kinder unterrichten. Zugleich suchte er die Vereinfachung aller Lehrmittel soweit zu treiben, dass jeder gemeine Mensch leicht dahin zu bringen sein könne, seine Kinder zu lehren, und sachte die Schulen nach und nach für die ersten Elemente beinahe überflüssig zu machen, so dass jede Mutter ohne fremde Hilfe selbst lehren und dadurch zugleich immer selbst lernend fortschreiten könne; denn wie die Mutter die erste Nährerin des Physischen des Kindes sei, so solle sie auch von Gottes wegen seine erste geistige Nahrung sein.

Krankheit.

Eifer.

Kinder zu unterrichten war die Leidenschaft Pestalozzis. Nachdem er von seiner Krankheit genesen, unterrichtete er vom August 1799 an in der Elementarschule zu Burgdorf. Viele waren gegen ihn, doch Pestalozzi ließ sich nicht einschüchtern. Die Erfolge waren nach achtmonatlicher Wirksamkeit glänzend. Die Schulcommission gab ihm im März 1800 das Zeugnis: „In dem Alter von fünf bis acht Jahren, in welchem nach der bisher marternden Methode die Kinder kaum syllabieren und lesen gelernt, haben Ihre Schüler diese Aufgaben nicht bloß mit einem ungewöhnlichen Grad von Vollkommenheit gelöst, sondern die höchsten unter ihnen zeichnen sich auch als Schönschreiber, Zeichner und Rechner aus. Bei allen aber haben Sie die Neigung zur Naturgeschichte, Messkunst, Erdbeschreibung zu erwecken und zu beleben gewusst, so dass ihre künftigen Lehrer die Arbeit ungemein erleichtert finden. Lehrer, nach Ihrer Methode gebildet, werden künftig in den obern Schulen nicht mehr mit den ersten Elementen zu ringen haben. Ihre Theorie ist auf die menschlichen Bedürfnisse genau berechnet. Mögen Sie, durch keinerlei Umstände von Ihrem Lieblingsgeschäft, der Bildung und Veredlung der Kinderwelt, abgezogen werden. Möchten wir nicht zu klein sein, um etwas zu diesem großen Plane beizutragen."

Burgdorf.

Anerkennung.

Dieses Zeugnis wirkte. Der helvetische Regierungsrath unterstützte Pestalozzi zum Druck der Elementarbücher. Eine patriotische Gesellschaft von Erziehungsfreunden entstand in Bern mit der Absicht, die Bestrebungen Pestalozzis zu unterstützen und zur allgemeinen Anerkennung zu bringen.

Unterstützung. Die Regierung gieng mit dem Gedanken um, ein Lehrerseminar im Sinne Pestalozzis zu gründen. Bald erhielt Pestalozzi Gehilfen, die einsichtsvoll die Kunst des praktischen Schulhaltens übten. So entstand die Schule in Burgdorf als Erziehungsanstalt, Seminar und Waisenhaus im October 1800. Die Regierung gab nicht bloß das Haus, sondern auch Holz und Land zum Anpflanzen. Hier bildete Pestalozzi seine Ideen weiter aus und so entstand 1801 das Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", welches nicht weniger anzog als sein erstes Werk „Lienhard und Gertrud" und Pestalozzis Einfluss auf das Schulwesen des neunzehnten Jahrhunderts begründete.

„Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." Das Buch besteht aus vierzehn Briefen; es sucht zu zeigen, dass man durch richtiges Elementarisieren des Wissens die schlichteste Mutter in den Stand setzt, und ihr damit Recht und Pflicht auferlegt, ihre Kinder selbst richtig zu erziehen. Also könnte etwa der Titel heißen: „Gertrud kann und soll ihre Kinder erziehen."[1]) Grundgedanke ist: Unterricht und Geistesbildung soll dem Geist angepasst werden. Kann man den Bildungsstoff in seine Elemente zerlegen, so kann die Elementarbildung mit der Elementarentwicklung des Kindes

Kunst und Natur. beginnen. Alle Kunst ist nur dann wahrhafte Kunst, wenn sie dem Gang der Natur sich anschließt. Die Natur zeigt klar in ihren Schöpfungen, welchen Gang die Kunst der geistigen Bildung ins Auge zu fassen habe. — Das Geistesleben geht seiner Natur nach von dunkeln Anschauungen aus, um zu deutlichen Begriffen zu gelangen. Unsere Erkenntnis geht von Verwirrung zur Bestimmtheit, von Bestimmtheit zur Klarheit und von der Klarheit zur Deutlichkeit. Mittel der Verdeutlichung sind Zahl, Form und Sprache. Auf die Grundkräfte des Sprechens, Messens, Zählens muss der Unterricht aufgebaut werden.[2])

Die alte Schule. Mit Ingrimm wendet sich Pestalozzi gegen das übliche Lehrwesen seiner Zeit: die Gebildeten in den höheren Ständen seien armselige Wortmenschen, die auf Stelzen gehen. Die Schule tödte den Geist der Wahrheit und lösche die Kraft der Selbständigkeit im Menschengeschlecht. „Ich habe gefunden und es lag mir offen zu Tage, dass dieses Unterrichtswesen seine einzelnen Mittel weder auf Elementargrundsätze, noch auf Elementarformen zurückführt. Europa musste seines Volksunterrichtes wegen in den Irrthum oder vielmehr in den Wahnsinn sinken, weil es unterlag. Es erhob sich auf der einen Seite zu einer riesenmäßigen Höhe einzelner Künste und verlor auf der andern Seite alle Fundamente der Naturführung für sein ganzes Geschlecht. So hoch stand auf der einen Seite noch kein Welttheil, aber so tief ist auf der andern auch noch keiner gesunken. Er grenzt mit dem Haupt seiner einzelnen Künste, wie das Bildnis des Propheten, bis an die Wolken. Aber der Volksunterricht, der das Ende dieses goldenen Kopfes sein sollte, ist dagegen allenthalben, wie die Füße dieses gigantischen Bildes, der elendeste, zerbrechlichste, nichtswürdigste Koth. Man hört nur ein Reden ohne Hintergrund, ein Maulwaschen. Unsere Zeitmenschen können und

[1]) Vgl. Hunziker in der Allgemeinen deutschen Biographie, VIII, S. 452.
[2]) Ibid. XXV, p. 453.

mögen Wahrheiten, die so sehr ihren sinnlichen Verhärtungen widerstehen, nicht mit Liebe auf ihren Schoß nehmen. Da, wo die Grundkräfte des menschlichen Geistes schlafen gelassen und auf die schlafenden Kräfte Worte gepfropft werden, da bildet man Träumer, die um so schattenhafter träumen, als die Worte groß und anspruchsvoll waren, die auf ihr elendes gähnendes Wesen aufgepflanzt worden sind. Solche Zöglinge träumen dann freilich auch alles andere eher, als dass sie träumen und schlafen; aber alle Wachenden um sie her fühlen ihre Anmaßung und halten sie, wenn es gut geht, für Nachtwandler. Dieses grundlose Wortgepränge erzeugt Menschen, die sich in allen Fächern am Ziel glauben, weil ihr Leben ein mühseliges Geschwätz von diesem Ziel ist; aber sie bringen es nie dahin, nach diesem Ziel zu laufen, weil es durch ihr Leben niemals in ihrer Anschauung jenen anziehenden Reiz hatte, der wesentlich nothwendig ist, irgendeine menschliche Anstrengung zu erzeugen. Unser Zeitalter ist voll solcher Menschen und es liegt an einer Weisheit krank, die uns wie Krüppel zum Ziel des Wissens hindrängt, ehe unsere Füße curiert sind. — Das Volk Europas ist vaterlos und elend, die meisten von denen, die ihm nahe genug stehen, um ihm helfen zu können, haben immer etwas ganz anderes zu thun, als daran zu denken, was sein Heil sei."

Also Pestalozzi suchte die Kräfte seiner Schüler vor allem zu wecken und im Unterricht sie zugleich sittlich zu heben und für das Leben brauchbar zu machen. Diese Art zog der Schule bald Kinder in Menge zu, der Ruhm seiner Thätigkeit stieg mit jedem Jahr. Aus allen Ländern Europas kamen junge Lehrer, um seine Methode kennen zu lernen und in ihrer Heimat einzuführen.[1]) In Madrid, in Neapel, in Petersburg wurde nach seiner Methode Schule gehalten. Der Kaiser Alexander kam persönlich, um dem Greise sein Wohlwollen zu bezeigen. Er unterschrieb 5000 Rubel, als es sich um eine Gesammtausgabe der Werke Pestalozzis handelte. Fichte sprach in begeisteter Weise seine Hoffnung aus, dass auf den Trümmern des alten Deutschland ein neues, frisches Geschlecht durch Pestalozzis Lehrart erstehen werde. Auch als Greis blieb Pestalozzi noch seiner Begeisterung für dieses Ziel getreu, obschon so manches Wetter über sein Haupt hingegangen und Ebbe und Flut von hoher Begeisterung und verzagter Stimmung so oft durch sein Herz gezogen war. Seine Grundüberzeugung blieb ihm: durch Übereinstimmung des Bildungs- und Erziehungseinflusses mit den menschlichen Gesetzen ewigen Wachsthums, wird der Mensch allein ewig gebildet und erzogen. Durch den Widerspruch seiner Bildungs- und Erziehungsmittel mit diesen ewigen Gesetzen wird der Mensch verbildet und verzogen. Der Erzieher ist es nicht, der irgend eine Kraft des Menschen in ihn hineinlegt; er ist es nicht, der irgend einer Kraft Leben und Athem gibt; er sorgt nur, dass keine äußere Gewalt den Entfaltungsgang der Natur in seinen einzelnen Kräften hemme und störe;

Schüler Pestalozzis.

Hohe Anerkennung.

[1]) Wie eifrig, aber auch wie einseitig, in Sachsen die Pestalozzische Lehrmethode damals gepflegt wurde, zeigt ein viele merkwürdige Züge aus der Geschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts enthaltendes, mit reizendem Humor geschriebenes Buch: „Jugend-Erinnerungen eines alten Mannes", Berlin 1870, S. 73—74. Der anonyme Verfasser ist der Sohn des auch von Goethe gerühmten Künstlers Gerhard von Kügelgen.

er sorgt dafür, dass die Entfaltung jeder einzelnen Kunst der Kraft der Menschennatur, nach den Gesetzen derselben ihren ungehemmten Lauf finde. Der Glaube muss wieder durch das Glauben und nicht durch das Wissen und Verstehen des Geglaubten, das Denken muss wieder durch das Denken und nicht durch das Wissen und Können des Gedachten oder der Gesetze des Denkens, die Liebe muss wieder aus dem Lieben und nicht aus dem Wissen und Kennen des Liebenswürdigen und der Liebe selber, und auch die Liebe muss wieder aus dem Können und nicht aus dem tausendfachen Gerede über das Können hervorgebracht werden.

Ideenreich war Pestalozzi,[1]) zugleich aber regierungsunfähig. So kam gegenüber seinen Gehilfen und der Ordnung der Anstalt manche bittere Stunde über ihn, namentlich seitdem seine treue und umsichtige Gattin 1815 aus dem Leben geschieden war. Er starb am 17. Februar 1827, voll festen Glaubens an Gott und Unsterblichkeit. Seine Ideen haben einen mächtigen Umschwung in das ganze Erziehungswesen gebracht; leider fehlte denen, die sie durchführen wollten, so oft der weise, ausdauernde Eifer für das Wohl und den Beruf der Kinder; so oft reden sich Leute ein, sie seien Volksbildner, die fern von der reichen Bildung Pestalozzis, von seinem Glauben und seiner Opferwilligkeit, nur oberflächliche Vorbildung, dagegen großen Dünkel und viele Anmaßung und Selbstsucht besitzen und nie im Stande sind, Geister zu wecken.[2]) Seine Nachahmer haben sich leider oft nur in seine Schattenseiten verliebt.

Karl von Raumer, der lange Zeit unter Pestalozzi thätig war, sagt:[3]) „Wer darf gegen ihn einen Stein aufheben, wer darf ihn verdammen? Ihm ist viel vergeben, denn er hat viel geliebt. Ja, eine Liebe zieht sich durch sein ganzes mühevolles Leben, eine Sehnsucht, dem armen verlassenen Volk zu helfen. Jene Liebe war seines Herzens Leidenschaft, ihr Feuer entzündete in ihm einen starken Zorn gegen alle, die seinem Liebestreben in den Weg traten. — Freilich war er sich selbst vorzüglich im Weg. Bei Gott ist beides, Rath und That, bei Menschen ist nur zu oft rathlose That oder thatloser Rath. So sahen wir Pestalozzi bei klarster Kenntnis der Menschen, unfähig, sie zu behandeln und zu regieren; bei den liebenswürdigsten Idealen blind, wenn er den Weg zu diesen Idealen zeigen sollte. Ja oft ergreift er das seinen großen Idealen Entgegengesetzteste, um diese Gedanken zu verwirklichen. Tiefsinnige Gedanken, welche eine heilige Liebe unter schweren Wehen geboren hat, hören wie die Liebe nimmer auf."

[1]) Das Verzeichnis seiner Schriften und des wesentlichen Theils der Literatur über sein System, in der Allgem. deutschen Biographie, XXV, S. 459—461, von Hunziker.

[2]) Hiemit verlassen wir die Schweiz. Für die Mittheilung einer großen Anzahl von seltenen politischen Broschüren, die in dieser Zeit in der Schweiz erschienen, sage ich meinem verehrten, seiner Wirksamkeit leider zu früh entrissenen Collegen, dem Professor des Staatsrechts und der Statistik, Regierungsrath Bidermann, meinen herzlichen Dank.

[3]) K. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik, II, S. 392—394. — Morf hat das Material zur Biographie Pestalozzis in 4 Bänden gesammelt. Winterthur 1868—1869.

Bruch mit England.

Bisher war Bonaparte alles gelungen. Nach außen stand Frankreich mächtiger da als je; im Inneren hob sich Industrie, Wohlstand und Behagen. Die Mehrzahl der Franzosen war mit dem Walten des ersten Consuls zufrieden und bewunderte seine Erfolge.

Das Hochgefühl seiner Leistungen für Frankreich drückt Bonaparte in seiner Mahnung zur Feier des Bastillefestes am 14. Juli 1801 aus. Sie stammt aus seiner Feder und spiegelt treu seinen Geist ab.[1])

„Franzosen! Der heutige Tag ist bestimmt, jene Zeit der Hoffnung und des Ruhmes zu feiern, in welcher barbarische Einrichtungen zu Boden sanken, und Ihr aufhörtet, in zwei Völker gespalten zu sein: das eine, zu Erniedrigungen verdammt, das andere zu Auszeichnungen und zu hohen Stellungen bestimmt. Jene Zeit, in der Euer Eigenthum frei wurde, wie Eure Person, und in der die Adelswirtschaft zerstört wurde, und jene zahlreichen Missbräuche abgeschafft wurden, mit welchen Jahrhunderte Euer Haupt belastet hatten. Ihr habt, 1790, jene Zeit gefeiert in der Einheit derselben Grundsätze, derselben Gefühle und derselben Wünsche. Ihr habt sie seitdem gefeiert bald in der Mitte der Triumphe, bald unter dem Drucke des Unglücks, bisweilen auch unter dem Lärmen der Zwietracht und des Kampfes des Parteien.

Ihr feiert sie heute unter glücklicheren Aussichten. Die Zwietracht schweigt, die Parteien werden niedergehalten, das Wohl des Vaterlandes steht über allen Interessen, die Regierung sieht nur die als ihre Feinde an, welche auch die Feinde der Ruhe des Volkes sind.

Der Friede des Festlandes ist durch Mäßigung geschlossen worden. Für seine Dauer bürgen unsere Macht und der Vortheil Europas.

Eure Brüder, Eure Söhne kehren zum heimischen Herde zurück, alle ergeben der Sache der Freiheit, alle vereint im Entschluss, den Triumph der Republik zu sichern.

Bald wird das Ärgernis der Religionsspaltung zu Ende sein.

Ein Reichsgesetz, vervollkommnet durch die weise Bedächtigkeit der Verhandlungen, wird Euer Eigenthum und Eure Rechte schützen. Endlich bürgt Euch eine harte, aber nützliche Erfahrung Schutz gegen politischen Zwiespalt und wird für lange Zeit Eure Nachkommenschaft davor behüten.

[1]) Correspondance, VII, p. 244—245.

Franzosen, freut Euch Eurer glücklichen Stellung; genießet Euren Ruhm und wiegt Euch in Hoffnungen einer schönen Zukunft. Seid immer treu jenen Grundsätzen und denket immer an jene Einrichtungen, die Eure Erfolge begründet haben, und welche die Größe und das Glück Eurer Kinder sein werden! Mögen eitle Beunruhigungen nie Eure Betrachtungen trüben, noch Eure Arbeiten! Eure Feinde vermögen jetzt nie mehr Eure Ruhe zu stören.

Alle Völker beneiden Euch um Euren Beruf und Euer Schicksal.

Bonaparte."

Normandie. Die Normandie hatte man ihm immer als royalistisch, also ihm selber feindlich dargestellt. Er beschloss daher im Herbst 1802 sich von den Zuständen daselbst persönlich zu überzeugen — und fand mit seiner Gemahlin eine glänzende Aufnahme. Das Volk war begierig ihn zu sehen. Die Priester kamen ihm feierlich und zugleich wohlwollend entgegen. Die Maires überreichten ihm am Thore den Schlüssel ihrer Stadt. Überall fand er eine rege Industrie, die nur Ruhe, Ordnung und Gerechtigkeit verlangte, welche ihr denn auch vollkommen zutheil ward.

England argwöhnisch. Der Friede mit England war jedoch nicht von langer Dauer. Schuld am Bruch war zum Theil das stete Wachsen von Frankreich an Ausdehnung, an Ruhm und Größe. Seit den Londoner Präliminarien war die italienische Republik unter Bonaparte gekommen, war Piemont eine französische Provinz geworden. Jetzt war auch die Schweiz mit Frankreich in engster Beziehung, fast ein Stück von Frankreich. Dazu kamen Andeutungen von weiteren Plänen Bonapartes.

Canäle und Straßen. Zugleich that der erste Consul in Europa vieles für den Bau von Straßen und Canälen, namentlich zu Kriegszwecken.

Der Ourcq-Canal und der von Saint-Quentin wurden ausgegraben, von Wallis aus eine Straße über den Simplon gebaut und eine Straße über Alessandria. den Mont-Genèvre. Alessandria ward in eine große Festung verwandelt, die 6000 Mann Besatzung fassen konnte, zugleich kriegerischer Mittelpunkt für ein kampffreudiges Heer sein sollte. Spitäler für 3000 Verwundete, Magazine für eine große Armee wurden dort errichtet. Soldaten und Officiere, die lang Militärcolonien. und ehrenvoll gedient hatten, erhielten in der Nähe dieser Festung Nationalgüter, die an Ertrag ihrem Rang entsprachen; sie sollten hier Piemontesinnen heiraten und französische Gesinnung in Italien verbreiten. Zweimal des Jahres sollten sie zu kriegerischen Übungen zusammenkommen; ihre Frauen sollten im Falle eines Krieges mit den besten Habseligkeiten sich schnell nach Alessandria flüchten. Ähnliche Anordnungen traf er in den Rheinprovinzen, in der Vendée, in der Bretagne. In beiden letzteren Landschaften gedachte er Städte und Befestigungswerke anzulegen.

Decaen nach Ostindien. Im Bestreben, die Colonialgröße Frankreichs herzustellen, sandte Bonaparte den General Decaen nach Ostindien, jedoch mit der bestimmten Weisung, den Engländern keinen Grund zum Argwohn zu geben, sondern sich mit Milde und Einfachheit zu benehmen, in ihrer Nähe alles zu dulden, was man mit

Ehren noch dulden könne, und mit benachbarten Fürsten keine andern Beziehungen anzuknüpfen als jene, welche für den Unterhalt der französischen Truppen und Comptoire unerläßlich nothwendig seien. Anweisung.

Aber, meint Bonaparte, es sei nöthig, diese Fürsten und Völker zu beobachten, die nur mit Schmerz sich das britische Joch gefallen ließen, ihre Sitten, Kräfte und Mittel zu studieren, sich im Falle eines Krieges mit ihnen in Verbindung zu setzen, nachzuforschen, wie groß ein französisches Heer sein müsse, um ihnen zu helfen, die Herrschaft der Engländer abzuschütteln, welche Mittel zur Erhaltung eines solchen Heeres zugebote ständen, einen tauglichen Hafen zur Landung zu entdecken und zu berichten, wie man ihn durch einen Handstreich nehmen könne, und all diese Fragen nach sechs Monaten gründlich zu beantworten und diesen Bericht durch einen einsichtsvollen und sichern Officier, der ihn mündlich ergänzen könne, an den ersten Consul zu senden, und nach sechs Monaten durch einen ebenso verläßlichen und einsichtsvollen Officier in abgewogenen Ausdrücken eine zweite Beantwortung derselben Frage zu senden. Beim Ausbruch eines Krieges sollte Decaen entweder in Hindostan bleiben oder sich nach Isle de France zurückziehen und hin und wieder leichte Schiffe nach Europa absenden mit Berichten über die Maßregeln, die er getroffen.

So dachte denn Bonaparte im Frieden immer wieder auf neue Eroberungen, die er seinen beharrlichsten Gegnern abgewinnen könnte. Auch die Türkei und Ägypten waren stets ein Gegenstand seiner Pläne in seinen Berechnungen. Wenn die Türkei auseinanderfalle, so sollten nicht bloß Rußland und England sich mit ihren Trümmern bereichern. — Ägypten war das Schoßkind seiner Pläne und Hoffnungen. Es schmerzte ihn, daß die Engländer trotz des Versprechens, Ägypten binnen drei Monaten zu räumen, doch schon dreizehn Monate seit den Londoner Präliminarien darin blieben — und es schien ihm, als wollten sie sich an den Mündungen des Nil festsetzen. Pläne auf die Türkei. Ägypten.

Bonaparte sandte daher den einsichtsvollen und muthigen Oberst Sebastiani[1]) nach den Küsten des Mittelmeeres: er sollte Tunis und Tripolis besuchen und zur Anerkennung der italienischen Republik nöthigen; dann sollte er in Ägypten zu erforschen suchen, wie lang die Engländer noch zu bleiben gedächten, auch wie die Türken sich mit den Mameluken vertrügen; ferner sollte er Palästina besuchen und die Christen bewegen, sich wieder unter den Schutz Frankreichs zu stellen; endlich sollte er dem Pascha von Saint-Jean d'Acre Geschenke und Versprechungen machen, wenn er die Christen schone und den Handel mit Frankreich begünstige. Sebastiani nach Ägypten und Syrien.

Dem Frieden folgte kein Handelsvertrag. Die Kaufleute und Fabrikanten fühlten sich enttäuscht. Ein Gefühl der Eifersucht auf das riesige, England bedrohende Anschwellen Frankreichs erwachte. Die englische Presse wurde auf einmal sehr feindselig gegen Frankreich, namentlich brachte sie bittere Artikel gegen den ersten Consul selber.

---

[1]) Der Auftrag im Wortlaut — Correspondance, VIII, 12.

Klagen wegen der Presse, und der Emigranten

Bonaparte beschwerte sich stark darüber: England unterstützte Georges Cadoudal und dessen Anhang. Der erste Consul verlangte vom englischen Ministerium die Unterdrückung gewisser Blätter: „Bewilligt mir die Ausweisung von Georges Cadoudal, Peltier und die der französischen Prinzen.“ — Vom englischen Ministerium wurde geantwortet: „Die Presse ist in unserem Lande frei, folgt unserem Beispiel und verachtet ihre Zügellosigkeit. Wir wollen, wenn es Euch recht ist, Processe einleiten, aber auf die Gefahr hin, Euren Feinden einen Triumph zu verschaffen.“ — Bonaparte entgegnete: „Ihr mögt in inneren Fragen die Freiheit der Presse dulden, aber Ihr dürft nie dulden, dass die Tagespresse fremde Regierungen beleidigt und so die Verhältnisse der Staaten untereinander gefährdet. Ihr habt die Fremdenbill und könnt Georges Cadoudal und Peltier, welche immer zum Aufstand im Westen schüren, entfernen, ebenso die Bischöfe von Arras und Saint-Pol de Léon, welche die Bevölkerung immer zum Aufruhr antreiben. Im Frieden von Amiens ist ja festgesetzt, dass man keinerlei Umtriebe in dem einen Staat gegen den andern gestatte. Ihr gestattet den Prinzen, Orden zu tragen, welche Frankreich abgeschafft hat und die zu Unannehmlichkeiten führen, wenn sie in einer Gesellschaft mit dem französischen Gesandten zusammenkommen.“

Thiers.

Thiers bemerkt über diese Vorwürfe, es sei nichts daran zu tadeln, als die Schwäche des großen Mannes, der über Europa gebot und sich doch die Mühe gab, sie vorzubringen. „Was konnte dem allmächtigen Sieger von Marengo gelegen sein an einem Georges, an einem Peltier, an einem Grafen von Artois mit seinen königlichen Orden? Gegen die Dolche der Meuchler hatte er sein Glück, gegen die Pamphletschreiber seinen Ruhm, gegen die Bourbonen die Liebe Frankreichs einzusetzen! Das aber ist die Schwäche großer Herzen! Dieser so hoch stehende Mann quälte sich mit Dingen, die so tief unter ihm standen!“ [1])

Artikel im Moniteur.

Nun schrieb Bonaparte selber in den „Moniteur“ Artikel gegen diejenigen in den englischen Blättern. Man erkannte aber den Verfasser sogleich an der Kraft des Stiles und an der Schärfe der Fragen, zum Beispiel: ob die englische Regierung jene abscheulichen Umtriebe noch billige und wünsche, da sie dieselben dulde? oder: ob sie nur zu schwach sei, dieselben zu verhindern? Eigentlich sei da keine Regierung, wo man die Verleumdung nicht unterdrücken, dem Morde nicht vorbeugen und die gesellschaftliche Ordnung nicht beschützen könne. Nun aber beschwerte sich das englische Ministerium: „Die Journale, über deren Beleidigung sich der erste Consul beklagt, stehen nicht unter unserem Einflusse, der ‚Moniteur‘ aber ist französisches Regierungsblatt; der Verfasser der beleidigenden Artikel ist weltbekannt — und wir verlangen Genugthuung.“

So wurde der anfangs kleine Riss immer größer und schwerer zu heilen. Ihn unheilbar zu machen, trug neben den Angelegenheiten der Schweiz die Frage wegen Malta und Ägypten am meisten bei.

Parlamentseröffnung.

Am 23. November 1802 eröffnete Georg III. das Parlament und schilderte dabei sein Bestreben, den Frieden zu befestigen. „Es war jedoch nicht möglich, das alte, weise, politische System, wonach unsere eigenen Interessen mit den Interessen der anderen Nationen innig verbunden sind, auch nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Keine Veränderung

[1]) Thiers, Hist. du Consulat et de l'Empire, livre XVI.

dabei kann mehr gleichgiltig sein, die in ihrer Macht und gegenseitigen Stellung vorgeht. Mein Verfahren wird unwandelbar von einer richtigen Würdigung der jetzigen Lage Europas und einer wachsamen Sorgfalt für das dauernde Wohl meines Volkes geleitet werden." Unter den Sicherungsmaßregeln für den Frieden war die Forderung von 50.000 Matrosen vorgebracht, und dass 50 Linienschiffe, sobald es nöthig würde, binnen vier Wochen aus den englischen Häfen auslaufen könnten.

Diese Thronrede gab den Gegnern Anlass zu heftigen Klagen gegen die französische Republik, welche die bürgerliche Gesellschaft in Europa mit einem demagogischen Umsturz, mit einer gräßlichen Militärtyrannei bedrohe. Kaum seien die Londoner Präliminarien unterzeichnet gewesen, so habe sich Bonaparte ganz offen der italienischen Republik bemächtigt, indem er sich die Präsidentschaft über dieselbe übertragen ließ, sich Toscana angeeignet unter dem Vorwand, es einem Infanten von Spanien zu überlassen, und für diese angebliche Überlassung von Spanien den schönsten Theil des amerikanischen Festlandes, Louisiana, abtreten lassen. Der Lack des englischen Siegels unter diesem Vertrag war kaum erkaltet, so vereinigte er Piemont mit Frankreich und entthronte den würdigen König von Sardinien, diesen standhaften Bundesgenossen Englands. Der definitive Vertrag wurde in Amiens im März abgeschlossen, im Juni dagegen wurde Piemont in Frankreich einverleibt und im August zeigte der erste Consul Europa ganz einfach an, die deutsche Verfassung habe aufgehört zu existieren. Sämmtliche Staaten Deutschlands wurden zusammengeworfen und vertheilt wie Lose, die Frankreich nach Belieben vergab, wobei die einzige Macht, auf deren Kraft und Standhaitigkeit England mit Recht zählen durfte, um der Habgier seiner Feinde eine Schranke zu setzen, Österreich, dermaßen geschwächt, erniedrigt und gedemüthigt wurde, dass es ungewiss ist, ob es je wieder im Stand sein wird, sich zu erholen. — Der Oranier, als dessen Schützer sich England aufwarf, erhielt für seine Statthalterschaft ein armseliges Bisthum, wie ungefähr auch das Haus Hannover, das sich seiner Privatbesitzungen in schmählicher Weise beraubt sah. Man hat oft gesagt, England habe um Hannovers willen zu leiden gehabt, diesmal hat aber Hannover um Englands willen leiden müssen, und sein Herr wurde des angestammten Erbes beraubt, weil er König von England ist. Ohne Unterbrechung kam eines nach dem andern. — In den letzten Tagen ist auch Parma noch aus der Reihe der selbständigen Staaten verschwunden. Von den vierzehn Monaten dieses verderblichen Friedens sind keine vier Wochen ohne den Sturz eines mit England verbündeten oder befreundeten Staates vergangen. Die Minister waren wie blind und taub; sie haben die größte Unfähigkeit bewiesen, denn durch ihren Einspruch zu Gunsten der Schweiz haben sie England lächerlich gemacht und verächtlich vor den Augen seines Feindes. Die Vorstellungen zu Gunsten der Schweiz hat er gar nicht beachtet. Jetzt sind die Abgeordneten aller Cantone in Paris, um die Befehle des ersten Consuls zu empfangen. Entweder muss man stillschweigen, oder man muss die Stimme erheben mit der Gewissheit, Gehör zu finden und nicht die Würde einer großen Nation dem Zufall preisgeben. Jetzt verlangen diese Minister noch Geld, wozu? — für den Frieden ist es zu viel, für den Krieg ist es zu wenig. Man könne nur Geld bewilligen unter der Bedingung, dass diese Minister abtreten und die Regierung dem Manne überlassen, dessen Platz sie eingenommen haben, und der allein Eng-

Grenville gegen Bonaparte,

wegen Italien,

Louisiana,

Sardinien,

Deutschland,

Holland,

Hannover,

Parma,

und wegen der Schweiz.

land aus der Krisis zu retten vermag, in die sie es unbesonnener Weise gestürzt haben; sie hätten die Flotte entwaffnet, das Heer entlassen, Ägypten und das Cap geräumt; das einzige, was man an ihnen loben könne, sei, dass sie
Malta. die englischen Truppen aus Malta noch nicht weggezogen hätten, ob es Nachlässigkeit, ob aus Leichtfertigkeit, könne man nicht sagen, jedenfalls sei diese Leichtfertigkeit ein Glück. England erwarte, dass die Minister Malta, dieses letzte in ihren Händen gebliebene Unterpfand sich nicht entschlüpfen lassen, sondern es behalten, um England für alle von seinem unersättlichen Gegner begangenen Vertragsverletzungen zu entschädigen. Damit war also ausgesprochen, dass England Malta zu behalten gedenke.

Charles Fox. Fox erhob sich zur Vertheidigung Addingtons und Hawkesburys: nicht unter ihnen, sondern unter Pitt und Grenville habe Frankreich die Rheingrenze und Holland erlangt, die Schweiz und Italien bis nach Neapel besetzt, unter ihnen seien Valenciennes und Dünkirchen belagert und die erste Festung für Österreich, die zweite für England bestimmt worden. Doch in einem erhabenen Aufschwung habe Frankreich seine Angreifer zurückgeschlagen und, statt sich Gesetze geben zu lassen, sie selber andern Völkern dictiert. England habe selbst den siegreichen Aufschwung Frankreichs hervorgerufen und es veranlasst zur Eroberung Belgiens. Der König von Piemont sei auch von Österreich aufgegeben worden, dessen Bundesgenosse er weit mehr war, als der von England. Man rede von der Zerrüttung Deutschlands, da solle man sich auch über Russland beschweren, von dem sie in Gemeinschaft mit Frankreich vollbracht wurde. Der Kurfürst von Hannover könne mit seinem Schicksal nicht so unzufrieden sein; denn ohne irgend etwas zu verlieren, habe er ja ein reiches Bisthum erhalten. Frankreich sei allerdings größer als ein guter Engländer es wünschen dürfe, allein seine Größe, zu der die englischen Minister selber beitrugen, sei vor den Londoner Präliminarien bestanden. England solle nur über die Vollziehung der Verträge wachen. Wegen der Größe Frankreichs ein feierliches Versprechen nicht zu halten und etwa Malta behaupten zu wollen, weil Frankreich jetzt zu groß erscheine, würde ein unwürdiger Wortbruch sein und die britische Ehre gefährden. Wenn die Bedingungen des Vertrages von Amiens noch nicht erfüllt seien und bis sie erfüllt seien, könne England Malta behalten, aber keine Minute länger. Man spreche neidisch von französischen Fabriken und deren Fortschritten; er, Fox, fürchte sie aber ebensowenig, als er die französische Seemacht fürchte; er sei überzeugt, dass die englischen Fabriken den Vorrang behaupten, wenn es zwischen ihnen und den französischen zum Kampf komme. Beide Nationen sollten nur in Leistungen der Industrie wetteifern.

Eindruck Diese Rede von Fox machte großen Eindruck auf das Parlament, es bewilligte zwar die Forderungen zur Kriegsrüstung, war aber doch geneigter zum Frieden. Darum sandte das Cabinet Lord Withworth als Botschafter nach Paris und sprach den Wunsch aus, General Andréossy möge als Botschafter nach London gesendet werden. Bonaparte willigte ein, obschon ihm jetzt oft kriegerische Bilder wieder gern vor der Seele schwebten, Träume von der Krone Karls des Großen, und der Gedanke, dass der Krieg sein Hand-
Withworth. werk, seine Kunst sei. Withworth, ein verständiger, redlicher, aber auch stolzer Mann, ward mit Auszeichnung empfangen, Andréossy fand in England eine schmeichelhafte Aufnahme. Es schien alles gut zu gehen. Da tauchte auf ein-

mal die Frage wegen Malta wieder auf. Das englische Cabinet schien entschlossen, Malta zu räumen gegen Sicherstellung in Bezug auf Ägypten und den Orient. Zum Unglück ließ Bonaparte, um einen Druck auf England auszuüben, den Reisebericht Sebastianis im „Moniteur" vom 30. Januar 1803 abdrucken. Darin hieß es: die Mameluken und Türken seien in Fehde miteinander; die Engländer seien verhaßt und dächten nicht an die Räumung Ägyptens; die Franzosen wünsche man zurück, ein Corps von 7000 Mann könnte leicht Ägypten wieder erobern. Dieser Bericht machte gewaltigen Eindruck jenseits des Canals. Die Engländer begannen für Ostindien zu fürchten und das Cabinet erklärte, Malta nicht herauszugeben ohne Sicherung vor den Absichten des ersten Consuls auf Ägypten und ohne Genugthuung für die Beleidigungen der englischen Armee im Bericht. Der erste Consul beschloss, Withworth auseinanderzusetzen, dass er Malta haben müsse, aber auch den Frieden aufrichtig wünsche. — Am 18. Februar 1803 fand die berühmte Besprechung Bonapartes mit Withworth über die gegenseitige Stellung beider Nationen statt. Bonaparte ließ den englischen Gesandten sich am gleichen Tisch gegenübersitzen, um ihm seine Absichten besser zu erklären, als dies irgend ein französischer Minister thun könnte.

Malta.

Besprechung mit Withworth.

Sobald er zur Macht gelangte, habe er England den Frieden angeboten, aber statt Zuvorkommenheit nur Abweisungen erfahren; mit vielen Opfern habe er den Frieden von Amiens erlangt, aber nie ein gutes Einvernehmen. England habe ihm immer nur Schwierigkeiten bereitet; es schütze und unterhalte seine Feinde; jeder Wind, der aus England wehe, führe ihm nichts als Hass und Schmähungen zu. „Jetzt sind wir in eine Lage gerathen, aus der wir durchaus wieder heraus müssen. Wollt ihr den Vertrag von Amiens vollziehen oder nicht? Ich, ich habe ihn getreulich und pünktlich vollzogen. Er verpflichtet mich, Neapel, Tarent und das römische Gebiet binnen drei Monaten zu räumen und binnen zwei Monaten waren die französischen Truppen aus all diesen Ländern entfernt; die Engländer befinden sich aber immer noch auf Malta und in Alexandrien. Uns darüber täuschen zu wollen, ist unnütz! Wollt ihr Frieden oder wollt ihr Krieg? Wollt ihr Krieg, so braucht ihr es nur zu sagen; erbittert und bis zum Untergang einer der beiden Nationen werden wir ihn führen. Wollt ihr Frieden, so müsst ihr Alexandrien und Malta räumen; denn dieser Felsen von Malta ist allerdings wichtig als Felsen für die Seemacht, hat aber in meinen Augen eine noch größere Wichtigkeit, weil Frankreichs Ehre dabei im höchsten Grad betheiligt ist. Was würde die Welt dazu sagen, wenn wir einen feierlich mit uns abgeschlossenen Vertrag verletzen ließen? Sie würde zweifeln an unserer Energie. Was mich anlangt, mein Entschluss ist gefasst. Lieber will ich die Höhen des Montmartre in Eurer Gewalt sehen als Malta."

Klagen über Hass.

Krieg oder Frieden! Räumet Malta!

Lord Withworth hörte diesen leidenschaftlichen Erguss regungslos an, dann wies er entschuldigend darauf hin, dass ein so lang genährter Hass zwischen beiden Nationen nicht auf einmal besänftigt werden könne. Die Presse sei in England frei. Die Chouans seien früher in seinem Sold gestanden; den unglücklichen Prinzen Gastfreundschaft zu gewähren, sei eine edle Gewohnheit Englands; Alexandrien sei bereits geräumt. Der Bericht Sebastianis

Gründe gegen die Räumung,

sei die Schwierigkeit, wegen der Malta noch nicht geräumt sei; auch hätten die kürzlichen Veränderungen in Europa Mitschuld.

bestritten. Der erste Consul bestritt scharf diese Veränderungen: seine Macht sei nicht gewachsen seit dem Frieden von Amiens; was er mit Etrurien, was er mit Piemont vorhabe, habe er damals schon gesagt. Seine Macht sei seit dem Frieden von Amiens weder kleiner noch größer geworden, als sie früher war. Der mehrfach hervorgehobene Bericht Sebastianis sei der Rede gar nicht wert. Um der Wiedereroberung Ägyptens willen möge er den Frieden nicht gefährden. Wenn das türkische Reich zusammenbreche, so wolle Frankreich, wie billig, auch seinen Theil an den Trümmern haben. Er täusche sich auch nicht über die öffentliche Meinung in Europa, sie würde sich augenblicklich gegen ihn wenden, wenn

Gefahr der Landung. er sich einen unbegründeten Angriff erlaubte. Er wolle ganz offen reden: „Obgleich noch sehr jung, habe ich doch eine Macht, einen Ruf erlangt, dass sich schwer etwas hinzufügen ließe. Glauben Sie, dass ich diese Gewalt, diesen Ruf in einem verzweifelten Kampf aufs Spiel setzen möchte? Habe ich Krieg mit Österreich, so werde ich den Weg nach Wien schon zu finden wissen. Habe ich Krieg mit euch, so werde ich euch eure Bundesgenossen auf dem Festlande abwendig machen, und euch von der Ostsee bis zum Meerbusen von Tarent die Landung verwehren. Ihr werdet uns belagern, aber ich werde euch ebenfalls belagern. Ihr werdet uns das Festland zum Gefängnis machen, euch aber will ich das Gebiet der Meere ebenfalls zum Gefängnis machen. Um jedoch zu einem Ende zu kommen, werden wirksame Mittel nöthig sein. Ich muss 150.000 Mann und eine unzählbare Flotille zusammenbringen und versuchen, über den Canal zu kommen und vielleicht mein Glück, meinen Ruhm, mein Leben auf dem Grund des Meeres begraben. Eine Landung in England, Mylord, ist eine ungeheure

Schwierigkeiten Verwegenheit.“ Und nun begann er alle Schwierigkeiten, Gefahren und Kosten des Unternehmens und die Möglichkeit eines Misslingens auseinanderzusetzen und fuhr fort: „Dennoch bin ich zu dieser Verwegenheit entschlossen und werde mein Heer und meine Person dabei einsetzen; vielleicht gelingt es mir. Ich bin im Winter über die Alpen gegangen und weiß, wie man möglich macht, was den Alltagsmenschen unmöglich erscheint. Gelingt es mir, so sollen eure Urenkel noch blutige Thränen weinen über den Entschluss, zu dem ihr mich gezwungen habt. Nun bedenken Sie, ob ich, mächtig, glücklich und unangefochten, wie ich es jetzt bin, Macht, Glück und Ruhm an ein solches Unternehmen setzen möchte, und ob

Bonaparte will den Frieden ich es also aufrichtig meine, wenn ich sage, dass ich den Frieden will. Es ist für mich besser, innerhalb der Grenzen der Verträge mich zufrieden zu

Bedingungen. zu stellen. Ihr müsst Malta räumen, die gegen mich gedungenen Meuchler nicht in England dulden, mich, wenn ihr wollt, von den englischen Zeitungen, nicht aber von den elenden Auswanderern schmähen lassen, die den Schutz, den ihr ihnen angedeihen lasst, verunehren und die ihr kraft der Fremdenbill fortjagen könnt. Verfahret offen und herzlich mit mir, so verspreche ich euch meinerseits vollständige Herzlichkeit, und will mich fortwährend bemühen, so weit es

Macht beider im Frieden. möglich ist, unsere Interessen zu vereinbaren. Welche Macht würden wir über die Welt ausüben, wenn es uns gelänge, unsere Nationen einander näher zu bringen! Ihr habt eine Marine, der ich durch zehnjährige ununterbrochene Anstrengungen, und wenn ich alle meine Hilfsmittel aufböte, nicht gleichzukommen vermöchte; ich aber habe 500.000 Mann, die bereit sind, unter meinem Befehl überall hinzumarschieren, wohin ich sie führe. Wenn ihr Gebieter des Meeres seid, so bin ich Gebieter auf dem Festland! Denken wir also lieber daran, uns

zu vereinigen als uns zu bekämpfen, dann regeln wir die Geschicke der Welt nach unserm Belieben. Für Frankreich und England, wenn sie zusammenhalten, ist alles möglich, was im Interesse der Menschheit und unserer Doppelmacht liegt."

Bericht über die Lage.

Zugleich theilte Bonaparte Withworth mit, dass seine Regierung sich am 23. Februar gleich offen der Sitzung des gesetzgebenden Körpers gegenüber aussprechen werde. Zwei Tage später gab, von Bonaparte verfasst, die Regierung dem gesetzgebenden Körper eine Darstellung der Lage: — wie überall Ruhe herrsche, wie der Gottesdienst wieder hergestellt sei, wie der Handel wieder auflebe und der Landbau fortschreite, wie die Einkünfte steigen, wie die Industrie sich hebe; ganz Europa bewundere Frankreich, nur England fühle sich verletzt. Auch ständen noch englische Truppen in Alexandrien und Malta. Eben aber höre die Regierung, dass die Engländer aus Ägypten abzögen, nur Malta sei noch zu räumen, der Friede sei ein Bedürfnis und ein Wunsch aller Völker, die Regierung werde alles thun, um ihn zu erhalten. „Allein in England streiten zwei Parteien um die Gewalt, die eine hat Frieden geschlossen und scheint willens zu sein, ihn aufrecht zu erhalten; die andere hat Frankreich einen unversöhnlichen Hass geschworen, daher dieses Schwanken in den Meinungen und in den berathenden Versammlungen, sowie die gleichzeitig friedliche und drohende Haltung. So lang der Streit dieser Parteien dauert, gibt es Maßregeln, welche der Regierung der Republik von der Klugheit geboten werden. 500.000 Mann müssen und werden bereit sein, sie zu vertheidigen und zu rächen. Befremdende Nothwendigkeit, in welche erbärmliche Leidenschaften zwei Nationen versetzten, die doch dasselbe Interesse und ein gleicher Wille an den Frieden knüpft! Welchen Erfolg die Intriguen in London auch haben mögen, andere Völker werden sie nicht zu neuen Bündnissen verleiten, und mit gerechtem Stolz spricht die Regierung es aus, England allein wäre nicht mehr fähig, mit Frankreich zu ringen. Hegen wir aber bessere Hoffnungen und glauben wir lieber, dass man im britischen Cabinet nur auf die Rathschläge der Weisheit und die Stimme der Menschlichkeit hören wird."

Anstoß.

Der Satz: „England allein könne nicht mehr mit Frankreich ringen", verletzte den Stolz jedes englischen Herzens — und von diesem Augenblick an war der Krieg entschieden, der von 1803 bis 1815 währen sollte. Die bittern Folgen dieses stolzen Wortes zeigten sich gleich. Am 8. März ergieng eine Botschaft des Königs an das Parlament, welche zu Anstrengungen für die Sicherheit und Ehre des Vaterlandes aufforderte, da gegenwärtig in französischen und holländischen Häfen beträchtliche Rüstungen und Erörterungen von großer Wichtigkeit mit Frankreich stattfänden, deren Ergebnis ungewiss sei. Rüstungen fanden jedoch im Augenblick keine statt.

Botschaft Georgs III.

Diese Botschaft reizte Bonaparte, der sie in seinem Stolz als eine Herausforderung ansah: wo denn das britische Cabinet all die Lügen hernehme, die in

der Botschaft enthalten wären? — Withworth und Talleyrand suchten zu beschwichtigen. Letzterer mahnte Bonaparte, seine Entrüstung zu bemeistern und den Engländern die Schuld eines Krieges zuzuwälzen. Aber sich in seinem hochfahrenden Stolz zu beherrschen, war eine schwere Sache für Bonaparte. Der
18. März 1803. 13. März 1803 war ein Sonntag, an dem das diplomatische Corps in den Tuilerien sich wieder versammelte. Bonaparte war eben bei Josephine und spielte mit dem Kind der Hortense und seines Bruders Ludwig, als der Palastpräfect Rémusat meldete, die Gesandten seien versammelt, Withworth sei auch da. Sogleich eilte der erste Consul in den Empfangsaal und auf Withworth zu,
Rede an Withworth. mit der Frage: „Haben Sie Nachrichten aus England? Ihr wollt also Krieg?" — „Nein," antwortete der Gesandte, „wir fühlen zu sehr die Wohlthaten des Friedens." — „Ihr wollt also Krieg", fuhr Bonaparte erregt fort; „zehn Jahre haben wir uns geschlagen, ihr wollt also, dass wir uns noch zehn Jahre schlagen?"[1]) — Ruhig entgegnete Withworth: „Es ist schon jetzt zu viel." — „Wie hat man es nur zu sagen gewagt, dass Frankreich sich rüste? Man hat es der Welt eingebildet. Alle dienstfähigen Schiffe sind nach Domingo abgesandt und ein kleines Geschwader, welches nach Louisiana bestimmt ist, findet sich an der holländischen Küste. Ich will nicht annehmen, dass ihr durch eure Rüstungen das französische Volk einzuschüchtern gedenkt!" — Der Botschafter antwortete verlegen, man wolle weder das eine noch das andere. — Dann gieng Bonaparte auf den russischen Gesandten Markow und auf den spanischen, Azara, zu, die in der Nähe standen, und sagte, allen vernehmbar — zweihundert Personen befanden sich im Saal —: „Die Engländer wollen den Krieg, wenn sie aber die ersten sind, das Schwert zu ziehen, so werde ich der letzte sein, der es in die Scheide steckt; sie achten die Verträge nicht, man muss diese in Zukunft mit einem schwarzen Flor bedecken." — Beim Anblick des
an den Gesandten Schwedens. schwedischen Gesandten erinnerte er sich des Protestes Gustavs IV. gegen die Vertheilung deutscher Gebiete und sagte mit zornfunkelndem Blick: „Ihr König vergisst, dass die Zeiten Gustav Adolfs vorüber sind, und dass Schweden zu einer Macht dritten Ranges herabgesunken ist!" Dann kehrte er wieder zu Withworth zurück, vielleicht im Gefühl, er sei zu weit gegangen, und fragte ihn in sanftem Ton nach dem Befinden der Botschafterin, der Herzogin von Dorset: — sie habe bisher die schlechte Jahreszeit in Frankreich mitgemacht, er wünsche, dass sie jetzt auch die gute in Paris erlebe. — Hierauf begann Bonaparte wieder: „Wozu Rüstungen? Gegen wen Maßregeln der Vorsicht? Nun, wenn Sie zu den Waffen greifen, thue ich es auch; wenn Sie sich schlagen wollen, werde ich mich auch schlagen. Sie können Frankreich tödten, aber nie es einschüchtern."[2]) — „Wir wollen weder das eine, noch das andere", gab Withworth ruhig zur Antwort. — Dann fuhr Bonaparte fort: „Man muss die Verträge achten; wehe denen, die sie nicht achten, sie müssen ganz Europa dafür verantwortlich sein!" — Withworth berichtet: „Er war zu aufgeregt, als dass ich es für räthlich hielt, ihm zu antworten; er zog sich dann zurück in seinen Saal, und ich bin überzeugt,[3]) jeder von den zweihundert Anwesenden fühlte das

---

[1]) Der Wortlaut des Berichtes Withworths an Hawkesbury ist abgedruckt bei Wachsmuth, Geschichte Englands, III, S. 368.

[2]) „Vous pourrez peut-être tuer la France, mais jamais l'intimider."

[3]) And I am persuaded that there was not a single person, who did not feel the extreme impropriety of his conduct and the total want of dignity as well as of decency on the occasion.

Ungeziemende seines Benehmens und den gänzlichen Mangel an Würde und Anstand bei einer solchen Gelegenheit."

Dieser leidenschaftliche Erguss war ein großer Fehler. Die Unterredung wurde in ganz Europa bekannt und erregte ein schmerzliches Bedauern, in England aber Erbitterung und Lust zum Kampf auf Leben und Tod. Withworth erklärte Talleyrand, er werde nicht mehr in die Tuilerien kommen, wenn er nicht die ausdrückliche Zusicherung erhalte, dass man ihn nicht fernerhin auf diese Art behandle.

Es war der Wendepunkt in Bonapartes Regierung. Das Ideal des Friedensstifters zerfloss vor seiner Seele; kriegerische Gedanken beherrschten sie fortan. Seine Phantasie ergieng sich in Bildern von Schlachten, von stürzenden Thronen, von einer Weltherrschaft. Wendepunkt.

Thiers bemerkt: „Ungestüm warf er sich aus der Bahn der Arbeit für den Frieden in die Arbeit des Krieges, um Europa umzugestalten und das abendländische Kaiserthum wieder herzustellen; aus einem Wohlthäter Frankreichs und der Welt, der zu sein er sich schmeichelte, wollte er ihr Erstaunen werden. Ein persönlicher und zugleich patriotischer Zorn ergriff ihn, und England zu besiegen, zu demüthigen und zu erniedrigen, zu vernichten, das wurde von diesem Tage an die Leidenschaft seines Lebens. Überzeugt, dass bei großer Einsicht, Beharrlichkeit und Willenskraft dem Menschen alles möglich sei, gab er sich plötzlich dem Gedanken hin, über die Meerenge von Calais zu setzen und eine jener Armeen, welche Europa besiegt, nach England hinüberzuwerfen. Von diesem Augenblick an, das heißt von dem Tag, als die Botschaft des Königs von England bekannt wurde, datieren seine Befehle, und dieser Geist, den das Gefühl seiner Macht in der Politik irre leitete, wurde jetzt wieder ein Wunder der Menschennatur, als es galt, alle Schwierigkeiten einer ungeheuren Unternehmung vorher zu berechnen und zu bewältigen." Hass gegen England.

Der Notenwechsel dauerte noch bis zum Mai. Withworth stellte am 26. April das Ultimatum Englands: Malta solle auf zehn Jahre in englischer Hand bleiben mit Lampedusa, das Neapel abtreten müsse; die Schweiz und Holland müssten ungesäumt geräumt werden, und der König von Sardinien eine Schadloshaltung bekommen. — sonst müsse er die Pässe fordern. Ultimatum.

Lord Withworth war es leid, dass er den Frieden aufkünden sollte. Er gab mit Bedauern an Talleyrand die Botschaft des Königs an das Parlament; er bat ihn, den ersten Consul zu besänftigen, und Talleyrand mahnte letztern an Selbstbeherrschung. Allein Bonaparte war gereizt und bereits zum Krieg entschlossen und schon fieberhaft thätig in den Vorbereitungen zu demselben, namentlich um die Schiffe zur Fahrt nach England zusammenzubringen und die Engländer von den Häfen des Festlandes auszuschließen, von Dänemark an bis zum Meerbusen von Tarent. Bonaparte zum Krieg entschlossen.

Die 4000 Mann, die nach Louisiana bestimmt waren, mussten aussteigen und wurden in den Festungen Hollands vertheilt. Er gedachte, Georg III. am empfindlichsten Punkt zu fassen und sein Herzogthum Hannover zu besetzen, und darum sandte er Duroc nach Berlin; denn der König von Preußen war als Hannover.

Duroc in Berlin. Oberleiter des sächsischen Kreises der natürliche Beschützer von Hannover. Duroc musste da melden, dass es demnächst zwischen Frankreich und England zum Bruch komme, und dass der erste Consul den Krieg aufs äußerste zu treiben und sich deshalb Hannovers zu bemächtigen gedenke. Wenn aber der König von Preußen und der Kaiser von Russland vermitteln und England zur Haltung der Verträge bringen wollten, so sei er bereit, auf dem Wege hartnäckiger Feindseligkeiten inne zu halten. Durch Obrist Colbert sandte Bonaparte ein Schreiben an Alexander I., worin er all seine Beschwerden gegen England auseinandersetzte, sich aber geneigt zeigte, sich der Vermittlung Russlands zu unterwerfen, so sehr verlasse er sich auf die Güte seiner Sache und die Gerechtigkeit des Kaisers — sofern England sich gleichfalls der Vermittlung desselben unterwerfe.

Schreiben an Alexander I.

Louisiana Unter diesen Umständen war die neueste französische Erwerbung, Louisiana, eine Verlegenheit für Bonaparte; denn es befand sich in derselben noch kein einziger französischer Soldat, und es war vorauszusehen, dass die Engländer eine Flotille, auf welcher der erste Consul Soldaten dahin sende, abfangen würden. Zudem sahen die Amerikaner französische Soldaten nicht gern in Louisiana. Die Spanier waren ihnen lieber, weil Frankreich stark und Spanien schwach war, und sie freien Durchgang zum Meerbusen von Mexiko haben wollten. Darum sagte Bonaparte zu seinen Vertrauten: „Ich werde diese Besitzung nicht behalten, die in unsern Händen nicht sicher wäre, und mich vielleicht mit den Vereinigten Staaten in Zerwürfnisse oder doch auf gespannten Fuß bringen würde. Ich will vielmehr dort den Engländern Feinde schaffen, die uns einst rächen werden, verkauft wenn es uns nicht gelingt, dies selbst zu thun. Ich gebe Louisiana den Vereinigten Staaten für eine Summe Geldes, die ich gegen England zu Seerüstungen verwende.“ Ein sparsamer Finanzmann, wollte Bonaparte nicht mit Monroe. einer Anleihe den Krieg beginnen. Gerade damals war Monroe in Europa, um mit den Engländern Fragen des Seerechts, und mit den Franzosen die Frage des Transito auf dem Missisippi zu erledigen. Bei seiner Ankunft in Paris bekam er sogleich den Antrag, Louisiana zu kaufen. Eine Vollmacht hatte er nicht, da die Frage ganz jung war, er kam aber nicht in Verlegenheit, sondern willigte in den Kauf um 80 Millionen Francs ein, vorbehaltlich der Genehmigung der Vereinigten Staaten. —

Rüstungen.

Stimmung in Frankreich. So war denn der Krieg erklärt, der bis zu Napoleons Sturz nicht mehr enden sollte. In Frankreich fühlte man die ganze Tragweite des Ereignisses wohl, doch ließ das Vertrauen auf Bonapartes Genie an der Zukunft nicht verzagen.

Fontanes' Anrede. Der gesetzgebende Körper sprach durch Fontanes' Mund: „Die Parteien scharen sich einmüthig um den Helden, den Frankreich bewundert, und streben nur, einander an Eifer und Muth zu besiegen. Alle fühlen, dass sie seines Genies bedürfen und erkennen es an, dass er allein die Wucht und Größe in unserem neuen Geschick zu tragen vermag. Das französische Volk hat gesiegt, um Frieden zu erlangen, und scheut auch jetzt den Krieg nicht, so sehr es den Frieden wünscht. Weiß England, das sich durch den Ocean beschirmt glaubt, weiß es nicht, dass die Welt zuweilen seltene Männer erstehen sieht, deren Genius zur Ausführung bringt, was vor ihnen unmöglich schien?“

Die Entrüstung stieg, als die Engländer augenblicklich, ohne eine Frist für den Beginn der Feindseligkeiten anzunehmen, sogleich französische Kauffahrteischiffe kaperten. Bonaparte ließ als Repressalie dafür alle Engländer in Festungen bringen, die irgend ein Amt bei ihrer Regierung hatten oder Milizen waren und auf französischem Boden gefunden wurden. Eröffnung der Feindseligkeiten.

Die nächste Folge der Feindseligkeit mit England war der Verlust Domingos. 15.000 Mann und 20 Generale waren dort dem gelben Fieber erlegen, und dies, wie die Feindschaft Englands, gab den unterdrückten Negern wieder Hoffnung. Domingo

Als der französische Befehlshaber die Entwaffnung der Neger befahl, erhoben sich diese allenthalben, Richepanse starb am Fieber wie Leclerc, und Rochambeau, sein Nachfolger, hatte nicht genug Ruhe und Umsicht. Der Kampf ward von beiden Seiten mit wilder Grausamkeit geführt und das Ende war, dass der Häuptling Dessalines siegte und die Franzosen die Insel verloren. Im November 1803 ergab sich Rochambeau lieber den Engländern mit den Resten des Heeres, als den schwarzen Barbaren; nur in der Stadt Domingo vertheidigte sich der General Ferrant noch länger gegen Neger und Mulatten. — Noch auf Helena bezeichnete Napoleon I. es als eine der größten Thorheiten, deren er sich je schuldig gemacht, diese Kerntruppen nach San Domingo gesandt zu haben. „Ich begieng einen großen Fehler, San Domingo nicht frei zu machen, die schwarze Regierung nicht anzuerkennen und ihr vor dem Frieden zu Amiens französische Officiere zur Unterstützung zu schicken. Ich hätte dadurch den Engländern einen nicht zu berechnenden Schaden zugefügt; sie hätten Jamaika verloren und ihre andern Colonien wären gefolgt.“[1] geht verloren. Grund.

Bonaparte trug sich wieder allen Ernstes mit dem Plan, zur Zeit der Windstille 150.000 bis 200.000 Mann nach England zu leiten. Heerfahrt nach England.

Damals standen ihm 480.000 Mann zur Verfügung. Ruderschiffe mit flachem Boden sollten 150.000 bis 200.000 Mann über den Canal werfen und die Flotte diese Überfahrt nur decken. In allen Häfen Frankreichs, auf allen Flüssen wurde gerüstet; von Boulogne sollte die Ausfahrt geschehen, Häfen und Flussmündungen wurden ausgetieft, Boulogne mehr befestiget; Antwerpen sollte ein Flotten-Hauptarsenal werden, und ihre Flaggen beständig zwischen der Themse und der Schelde wehen. Die Küsten wurden gedeckt vor feindlichem Überfall. Napoleons Geist zeigte sich erfinderisch in allen Mitteln der Vorsicht, seine Soldaten wurden zu jeder Anstrengung befeuert, wie von seiner Zuversicht: „Der Canal ist nur ein Graben, der überschritten werden wird, sobald man so kühn ist, es zu versuchen.“[2] Und doch waren alle diese Flachboote nicht nöthig, wenn Bonaparte auf den Vorschlag des Amerikaners Fulton hörte, der ihm die Anwendung der Dampfmaschine als bewegender Kraft bei der Schiffahrt vorschlug! Rüstungen. Fulton.

Aber auch England rüstete mit aller Macht. Alle Waffenfähigen von siebzehn Jahren an wurden aufgeboten, eingeübt, an allen Küsten Batterien und Signale errichtet. Desungeachtet fiel das Ministerium Addington; es Pitt wieder Minister.

[1] Las Cases, Tagebuch oder Napoleons Leben, VI, S. 42—43.
[2] Vgl. oben, S. 193—202 dieses Bandes.

hatte der Partei des Friedens nicht genug für den Frieden, und der Partei des Krieges nicht genug für den Kampf gethan, es erlag der Masse seiner Gegner: — Addington reichte am 9. Mai 1804 seine Entlassung ein, und Pitt erhielt den Auftrag, eine neue Verwaltung zu bilden.

Fox.

Pitt suchte zunächst die ersten Männer des Landes um sich zu sammeln, und wollte auch Fox einen Antheil an der Gewalt geben — doch der König zeigte sich in seiner Abneigung gegen Fox unerbittlich und unversöhnlich, und Pitt blieb, da auch die anderen Größen des Parlaments kein Amt annehmen wollten, wenn bloß Unbeliebtheit bei Hofe einen ausgezeichneten Mann vom Ministerium ausschließen könne, zuletzt nichts übrig, als aus den Trümmern von Addingtons Ministerium eine neue Verwaltung zu bilden, obschon er seine Freunde beschwor, persönliche Rücksichten in dieser Zeit der Noth außeracht zu lassen. Mittel zum Kampf bewilligte das Parlament hinlänglich, und der Minister war gleich anfänglich entschlossen, denselben nach dem Festlande hinüberzuleiten. Es war ein eigener Kampf, England beherrschte das Meer und Frankreich das Festland, der Kampf eines Walfisches gegen einen Elephanten: „Bei diesen Verhältnissen musste der Sieg der Macht zufallen, die das Element, auf dem sie herrschte, zu verlassen wusste, um die Nebenbuhlerin zu erreichen, oder wenn ein solcher Kraftaufwand unmöglich wäre, derjenigen, der es gelang, ihre Sache in der Welt so populär zu machen, dass diese auf ihre Seite trat.“ Wollte Bonaparte siegen, so musste er landen oder die Continentalsperre bewirken.

Das Parlament.

Macht gegen Macht

Die Cabinette.

Dem Wiederausbruche des Krieges sah man auf dem Festlande mit bangen Ahnungen entgegen. Kaiser Franz II. sagte zu Champagny: „Wenn General Bonaparte, der so viel Wunderbares vollbracht hat, das, was er jetzt vorhat, nicht zustande bringt, wenn er nicht über den Canal gelangt, dann werden wir die Opfer sein, dann wird er über uns herfallen und England in Deutschland schlagen.“ — „Dieser Monarch“, sagt Thiers bei diesem Anlass, „besaß einen seltenen Seherblick.“[1]) Der österreichische Gesandte in Paris, Cobenzl, sagte am Tisch zum Admiral Decrès: „Ja, England hat vollkommen Unrecht; es erhebt Ansprüche, die nicht zu rechtfertigen sind; das kann man nicht leugnen; aber aufrichtig gestanden: ihr erregt bei jedermann so sehr Befürchtungen, dass man jetzt nicht daran denkt, England zu fürchten.“

Kaiser Franz.

Österreich.

Preußen.

Schmerzlich war namentlich Preußen durch das Einrücken eines französischen Heeres unter General Mortier, 16.000 Mann stark, in Hannover, 27. Mai, berührt. Die hannöverische Regierung hielt jeden Widerstand für vergebens und drängte Walmoden zu einem Vertrag, der am 3. Juni 1804 in Suhlingen abgeschlossen wurde. Die hannöverische Armee sollte sich hinter die Elbe zurückziehen, während des Krieges nicht gegen Frankreich dienen, das Kriegsmaterial, die Einkünfte des Landes, außer denen der Universitätscasse in Göttingen, das Privateigenthum des Kurfürsten, den

Hannover.

Convention von Suhlingen.

[1]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, livre XVII.

Franzosen überlassen werden. Napoleon genehmigte die Suhlinger Convention, Georg III. aber warf sie dem hannöverischen Minister Lenthe, der sie ihm zur Unterschrift überreichte, ins Gesicht. Der gute Georg III. der, wie seine beiden Vorfahren, sein Hannover als letzte Zuflucht betrachtete, gerieth in eine Stimmung der Verzweiflung. Die brave hannöverische Armee hätte sich gerne geschlagen, erhielt jedoch von ihrem Fürsten keinerlei Befehl. Das Land aber fürchtete den Krieg und so verfloss der günstige Augenblick. Georg III.

Nun musste Walmoden entweder das Gewehr strecken oder den nutzlosen Kampf wagen. Aber die Landstände drangen auf friedliche Übereinkunft, wonach am 5. Juli 1804 bei Artlenburg man übereinkam, dass die hannöverische Armee sich auflöse, die Soldaten in ihre Heimat zurückkehrten, die Officiere sich verpflichteten, das Festland nicht zu verlassen, und die französische Armee, die nach und nach auf 30.000 Mann anwuchs, auf Kosten des Landes erhalten und die französische Reiterei auf Rechnung Hannovers beritten gemacht werde. Hannover zahlte täglich 10.000 Thaler für die Verpflegung. Die Kriegsbeute der Franzosen belief sich auf 1000 Kanonen, 40.000 Flinten, 7000 Pferde, 400.000 Pfund Pulver, 3,000.000 Patronen. Die Franzosen requirierten ferner 30.000 Hemden, 15.000 Paar Schuhe. Convention von Artlenburg. Kriegsbeute.

Preußen sah die Franzosen seiner Grenze so nahe sehr ungern, auch wurde sein Handel durch die Sperrung der Häfen geschädigt; es sandte deshalb Lombard nach Brüssel, wo Bonaparte damals sich aufhielt. Dieser wusste Lombard durch vertrauliche Mittheilung seiner Pläne ganz für sich zu gewinnen und bot Preußen den Besitz Hannovers an — gegen ein Schutz- und Trutzbündnis. Lombard.

Alexander I. war durch Bonapartes Benehmen in der Reichsdeputationsfrage verstimmt und mahnte, er solle Neapel und Hannover schonen; bald darauf machte er Ausgleichsvorschläge, um zwischen beiden Mächten zu vermitteln. Sie waren sehr anspruchsvoll: er verlangte Entschädigung des Königs von Sardinien, Räumung Neapels, Hannovers, Etruriens, der Schweiz und Hollands. Dagegen solle Malta an den Johanniter-Orden zurückgegeben werden und England die Insel Lampedusa erhalten. Bonaparte verwarf diesen Antrag, erklärte jedoch, den persönlichen Schiedsrichterspruch des Czaren, nicht aber den seines Cabinetes, anzunehmen, und sprach es schließlich aus, er habe alles gethan, um den Frieden zu erhalten, jetzt wolle aber das Schicksal den Krieg, den er mit allen Mitteln führen werde; nie werde er sich beugen vor einer hochmüthigen Nation, die seit zwanzig Jahren das Privilegium zu haben scheine, alle Mächte zum Nachgeben zu zwingen. Er verlangte Markows Abberufung, und an dessen Stelle kam kein anderer Gesandter. Russland.

Auch Spanien war der Ausbruch des gigantischen Kampfes lästig, es war verletzt durch den Verkauf Louisianas. Der Friedensfürst war insgeheim mit England einverstanden, obschon der Vertrag von San Ildefonso Spanien.

vom 19. August 1796 Antheil an Frankreichs Kriegen bedingte. Bonaparte rechnete auf Godoys Feigheit und bot Spanien Neutralität an gegen einen Monatsbeitrag von sechs Millionen Francs.

Godoy. Als Godoy sich weigerte, musste Beurnonville dem König von Spanien einen Brief Bonapartes überreichen, in welchem die ganze Schmach, die das Verhältnis der Königin zu Godoy über den König und das Land brachte, derb auseinandergesetzt war. Doch der schwache König war von seiner Gemahlin schon überredet, den Brief zwar anzunehmen, aber nicht zu öffnen, weil er Dinge
Karl IV. enthalte, die ihn beleidigen müssten, und so sagte Karl IV. zum französischen Botschafter: „Ich nehme diesen Brief des ersten Consuls an, weil es sein muss, werde Ihnen aber denselben bald zurücksenden, ohne ihn eröffnet zu haben. Ich schätze den ersten Consul, ich will sein treuester Bundesgenosse sein.“ Und wirklich wurden die sechs Millionen bewilligt und zugleich sechzehn Millionen für vier verflossene Monate ausbezahlt. — So tief war die Monarchie Kaiser Karls V. gesunken! —

Verschwörung.

Das Jahr der Attentate. Das englische Volk fühlte sich durch Bonapartes Rüstung ernstlichst bedroht, das ganze Land war in Aufregung; die Gefahr ließ die Minister leider zu Mitteln greifen, die alle Grenzen des Völkerrechts überschritten — und so wurde das Jahr 1804 das Jahr der Verschwörungen.

Georges Cadoudal. Georges Cadoudal, über dessen Auslieferung die englische mit der französischen Regierung vor kurzem noch unterhandelt hatte, erhielt auf einmal wieder von der englischen Regierung Unterstützung im reichlichsten Maße; Geld, Schiffe, Waffen, was er gegen Bonaparte benützen konnte, ward ihm zur Verfügung gestellt. Die berüchtigte Schmähschrift gegen Cromwell „Killing no murder“ wurde mit einem Sendschreiben an Bonaparte mit dem Motto: „Necesse est, unum mori pro populo“, in London gedruckt. Da die Vendée und die andern Westdepartements sich in Waffen nicht wieder erheben wollten, so beschloss man einen Schlag gegen Bonaparte
Plan. unmittelbar in Paris zu thun. Man wollte Royalisten, Jakobiner und Missvergnügte in der Armee zu einer Partei vereinigen, um den ersten Consul zu stürzen. Ludwig XVIII., dem man von diesen Plänen sprach, wies jede Theilnahme daran zurück; auch missbilligte er es höchlich, dass sein Bruder Artois an diesen Plänen theilnehme. Über den Verlauf gehen die Berichte in wichtigen Punkten auseinander. Hören wir zuerst, wie die Anhänger Bonapartes das Wagnis von Georges Cadoudal darstellen!

Die Verschworenen wollten den ersten Consul auf dem Wege nach Saint-Cloud oder Malmaison überfallen, seine Bedeckung zerstreuen, ihn selber niedermachen. Georges bedang sich nur aus, dass ein oder zwei Prinzen sich an seiner Seite befinden, und so mit dem Schwerte in der Hand die Krone der Ahnen wieder gewinnen sollten. Georges hielt dies nicht für einen Meuchelmord,

sondern nur für einen Überfall in einem erklärten Krieg. Nach der That sollte die Regierung der Bourbonen wieder ausgerufen werden; aber wie die Armee hiefür gewinnen? Zunächst sollte Moreau gewonnen werden und durch Moreau das Heer, Moreau, der begonnen hatte, den Gegner des ersten Consuls zu spielen und die Unzufriedenen aller Parteien um sich zu vereinigen. Den General selbst aber hoffte man durch Pichegru zu gewinnen, der aus der Verbannung entflohen, damals in London lebte. Georges unternahm kühn, in Paris alles vorzubereiten; er hatte eine Million in Wechseln bei sich — und eine Reihe entschlossener Chouans. Ein Officier der englischen Flotte, Capitän Wright, führte ihn, 21. August 1803, glücklich an die Felsenspalte von Biville zwischen Dieppe und Treport, wo die Schmuggler zu landen pflegten, und von da kam er, ohne eine Landstraße oder ein Gasthaus zu berühren, auf royalistischen Meierhöfen und Schlössern übernachtend, glücklich nach Paris. Hier lebte er in einem abgelegenen Haus der Vorstadt, brachte dreißig entschlossene Männer zusammen, besorgte ihnen Waffen und Uniformen für den Tag des Kampfes. Zwei Monate war er schon in Paris — und noch hatte die Polizei keine Ahnung von der Gefahr, die das Staatsoberhaupt bedrohte.

Moreau. Moreau. Gefahr.

Indes suchte man Moreau zu gewinnen; man erinnerte ihn an seinen alten Waffengefährten Pichegru, und Moreau erklärte, er würde gerne dazu beitragen, dessen Los zu mildern und ihm die Rückkehr ins Vaterland zu ermöglichen, wenn er nicht mit der Regierung, die er hasse, gespannt wäre. Ein gewisser Lajolais, einer seiner Vertrauten, entlockte Moreau Äußerungen des Hasses gegen die Consularregierung, gieng dann über Hamburg nach London und übertrieb im Club der Verschworenen, denen auch der Graf Artois beiwohnte, Moreaus Äußerungen: Pichegru brauche sich nur zu zeigen, um Moreau für die Bourbonen zu gewinnen. Artois soll, seine Freude nicht mehr bemeisternd, laut ausgerufen haben: „Wenn unsere beiden Generale einig sind, werde ich bald wieder in Frankreich sein!“ Es ward beschlossen, dass Pichegru jetzt mit einer zweiten Abtheilung von Auswanderern, in Begleitung einiger vornehmen Männer, wie von Polignac und Rivière, über Biville nach Paris gehen, mit Georges und Moreau alle Anordnungen treffen, und, wenn alles reif sei, Artois und Berry nach Paris nachfolgen sollten, um den Schlag zu vollführen.

Moreau und Pichegru.

Pichegru kam glücklich nach Paris, mit Moreau hatte er am Boulevard von Saint-Madeleine eine heimliche Zusammenkunft in einer dunklen Januarnacht. Moreau war anfangs herzlich, wurde aber plötzlich kalt, als Georges hinzutrat. Dann fanden zwei Zusammenkünfte in Moreaus Hause statt, allein wie war Pichegru enttäuscht! Moreau zeigte sich geneigt, mitzuwirken zum Sturze Bonapartes, aber nur um selber an die erste Stelle zu treten; er selber wolle erster Consul werden; den Bourbonen dürfe man die von Tyrannen befreite Republik nicht wieder überliefern; für Pichegru werde er dann alles thun, ihm Rang und Würden verleihen. Vergebens suchte Pichegru ihn zu überzeugen, dass nach dem Sturze Bonapartes nur die Bourbonen möglich seien, die Eitelkeit umnebelte den Verstand des Siegers von Hohenlinden. Richtiger sagte Georges: „Wenn es doch einmal ein Usurpator sein soll, so will ich lieber Bonaparte, als diesen Moreau, der weder Kopf noch Herz hat.“ Moreau äußerte sein Befremden, dass Pichegru in der Umgebung von Chouans sei, und die düsteren, schwermuthsvollen Züge des Eroberers von Holland zeigten ihm deutlich, dass er sich selber seiner Umgebung schäme, und dass in ihm

der Haſs mit den Erinnerungen an den alten Ruhm kämpfe. Bald ſahen Pichegru, Georges und die anderen ein, daſs ſie ſich getäuſcht hätten, daſs Bonaparte nicht ſo verhaſst ſei, wie ſie glaubten, und daſs ſie ſich blind in Gefahr geſtürzt hätten.

In weſentlichen Zügen weicht von Thiers der Neffe und Biograph von Georges Cadoudal ab, hören wir auch dieſen an!

Georges Plan zum Angriff.

In London hatte Georges Cadoudal den Gedanken gefaſst, Bonaparte bei hellem Tag in Paris ſelber mit einer Kernſchar von Chouans anzugreifen. Seit die Häuptlinge von Morbihan den Kampf gegen die Regierung aufgegeben hatten, war Cadoudal der Anſicht, man könne die Revolution nur in Paris ſelber beſiegen. Pichegru theilte dieſe Anſicht, der Graf Artois billigte ſie. Guilhermy, damals der Bevollmächtigte Ludwigs XVIII. in London, behauptet, der Plan des kühnen Bretonen war, den erſten Conſul und ſeine Bedeckung, Mann gegen Mann, mit gleichen Waffen anzugreifen, beim hellen Tag Bonaparte gefangen zu nehmen, an ſeine Stelle proviſoriſch einen andern zu ſetzen und die Ordnung aufrecht zu erhalten, hierauf hätte man Ludwig XVIII. auszurufen. Der König habe zwar den Plan miſsbilligt, aber Graf Artois habe zugeſtimmt.

Pichegru.

Pichegru kannte den vorausgefaſsten Plan nicht genug, er hatte ſich nur ausbedungen, ſich ſchriftlich zu nichts zu verpflichten und ſich erſt im Falle des Gelingens zu erklären; im Falle des Miſslingens dürfe er ſich den Verſchworenen feindlich zeigen, ſo daſs es ſchwer wäre, ihm den Prozeſs zu machen. Die Abreiſe von London war auf den 21. Auguſt 1803 feſtgeſetzt. Georges

Sieben Chouans.

Cadoudal wählte ſieben ehemalige Kampfgenoſſen, Hermely, La Haye-Saint-Hilaire, Brèche genannt Kirch, Joyaut, Querelle, Troche und Louis Picot, den letztern als ſeinen Diener. Georges barg eine Million Francs in Wechſelbriefen in ſeinem Leibgurte, die er aus dem engliſchen Staatsſchatz erhalten. Pitt trug Georges auf, indem er ihm dieſe Summe übergab, Bonaparte um jeden Preis nicht zu tödten, ſondern lebendig gefangen zu nehmen und ſogleich nach England zu ſchicken, von wo man ihn nach Sanct Helena bringen wollte, welche Inſel — merkwürdig! — damals ſchon zu ſeinem Gefängnis beſtimmt wurde. In Haſtings benöthigte Georges die Hilfe eines Zahnarztes, wozu ihn ſeine Genoſſen mit Mühe beredeten. Der Zahnarzt nahm ihm geſchickt einen Zahn weg; Georges wollte ihn königlich belohnen und ihm fünfundzwanzig Goldſtücke geben. Die Chouans meinten, fünf wären genug. Der

Wright.

Zahnarzt dankte höflich für ſo hohen Lohn. Der Capitän Wright führte die Verſchworenen in die Bucht von Biville. Vom 200 Fuß hohen Felſen herab wurde auf einen Schrei ein Seil herabgelaſſen, an welchem die Reiſenden einer nach dem andern hinaufgezogen wurden, es war ſehr gefährlich. Der ſchwere Georges ſchlug oft an den Felſen an und hatte eine Menge Beulen an ſich, als er die Höhe erreichte. Die ganze Karawane konnte nicht beiſammen bleiben, ſonſt wäre ſie den Gendarmen aufgefallen, man muſste ſich alſo trennen. Georges ſagte beim Abſchied: „Ich weiß nicht, welches Los uns jetzt beſchieden iſt; aber ich nehme ſicher an, daſs, wenn der eine oder der andere von uns in die Hände des Gewalthabers fällt, er verſchwiegen und muthig ſein Schickſal

ertragen wird.“ D'Hozier brachte Georges als Kutscher verkleidet nach Paris, auf abgelegenen Wegen. Georges in Paris.

Georges hatte einen hellen Blick und erkannte bei seiner Ankunft in Paris bald, dass der erste Consul vom Volk nicht gehasst sei, wie man nach London gemeldet hatte, dass die Anhänger des Königs nicht geneigt wären, sich in neue Abenteuer zu wagen, und dass die Wirklichkeit weit hinter den Versprechungen zurückstand; aber er war nicht der Mann, deshalb den Muth zu verlieren, und seine Genossen muthlos zu machen. Thiers sagt: „War aber der erste Consul todt, so konnte man Frankreich zwingen, die Bourbonen anzunehmen“; aber Thiers ist im Irrthum, wenn er meint, der Mord Bonapartes sei das Ziel gewesen. Einmüthig erklärten die Verschworenen später vor Gericht, sie hätten Bonaparte nicht tödten, sondern nur gefangen nehmen und nach England bringen sollen. Georges hielt eine Lüge für unwürdig. Konnte man aber einen Bonaparte gefangen nehmen, ohne sein Blut zu vergießen? Georges schwebte wahrscheinlich die Art vor, wie August von Sachsen 1704 Jakob, den Sohn des großen Sobiesky, in der Nähe von Breslau durch dreißig Edelleute in einem Wald bei einer Jagd hatte aufheben und nach Leipzig ins Gefängnis bringen lassen, damit er nicht von der Wahlversammlung zu Warschau zum König ausgerufen würde. Ebenso sagte der sardinische Gesandte in Petersburg, der als Schriftsteller berühmte de Maistre, in einem Bericht: „Man wird in Europa viel lachen über die Verschwörung zu Paris — und doch war die Maschine gut aufgezogen; Männer, Geld, alles war bereit. Bonaparte sollte lebendig gefangen genommen und in einem Wagen, von Posten zu Posten, ans Meer und auf die englische Flotte gebracht werden. Der Verrath eines Jakobiners machte den ganzen Plan scheitern. Ich bin trostlos darüber, dass der Streich verfehlt ist. Diejenigen, welche den französischen Prinzen vorwarfen, dass sie sich nicht an die Spitze stellten, während andere ihr Blut für sie vergossen, werden am ersten geneigt sein zu schreien: ‚Welche Thorheit, welch kindisches Unternehmen! so werden die Menschen geschlagen!‘“ — In der That haben alle Angeklagten später vor Gericht sich empört gezeigt über den Vorwurf, sie seien Meuchelmörder. Wäre der Streich gelungen, so sollte Moreau nach Boulogne eilen, sich an die Spitze der Armee stellen und damit nach Paris kommen, dann hätte man Ludwig XVIII. zum König ausgerufen. D'Hozier sagte vor Gericht aus: „Ich habe nur gehört von einer Veränderung der Regierung in Paris, die ohne Blutvergießen vor sich gehen sollte, wie der Staatsstreich vom 18. Brumaire, den Bonaparte gemacht hat.“ — Georges sagte vor Gericht: „Der erste Consul hat mich in den Templethurm setzen lassen, wäre mein Plan gelungen, so hätte ich ihn in den Tower gebracht.“ — Bouvier de Lozier ergänzt dies mit den Worten: „Der Plan war ehrlich und nie war ein Meuchelmord beabsichtigt; er war weit und groß; bevor man zu den Waffen griff, wollte man sich der öffentlichen Meinung versichern und den gefangenen ersten Consul zur Abdankung bewegen, dann erst sollten die Prinzen erscheinen; man wollte die Monarchie der Bourbonen wiederherstellen. Sollte ein König von Frankreich durch das feigste der Verbrechen auf den Thron gelangen? Nein, niemals! Dafür zeugt auch das ruhige Verhalten Pichegrus während der acht Monate, die er in Paris war. Wenn er es auf das Leben des ersten Consuls abgesehen hätte, so wäre er so lange Zeit nicht ruhig geblieben. Georges und Pichegru waren entschlossen, Paris zu verlassen; Georges hat dies aufs bestimmteste vor seiner Verhaftung gesagt und Pichegru an Moreau so entschieden erklärt, dass

Enttäuschung.

De Maistre.

Moreau.

Pichegru.

er fortgehe, daſs dieſer, zur Zeit da Pichegrus Verhaftung befohlen wurde, glaubte, er ſei ſchon abgereist. Moreaus Abſicht, ſelbſt an die Spitze der Regierung zu treten, war ſchuld am Beſchluſs dieſer beiden Männer, Paris zu verlaſſen.

Georges. ‚Wenn einmal ein Blauer regieren ſoll,‘ ſagte Georges, ‚ſo iſt Bonaparte doch viel beſſer als Moreau.‘“ [1])

Bonaparte entdeckt die Verſchwörung.

Sechs Monate war Georges ſchon in Paris: zwar die Polizei ahnte noch nichts, wohl aber entdeckte der Scharfblick Bonapartes die Gefahr. Der erſte Conſul war an und für ſich überzeugt, man werde jetzt einen Schlag gegen ſeine Perſon wagen. Aus Gendarmerieberichten entnahm er, daſs allenthalben die Chouans ſich wieder regten, die Unbeſonnenheit von

Drake. drei engliſchen Diplomaten beſtätigte ihn in ſeiner Überzeugung. Drake, engliſcher Geſandter in München, miſsbrauchte ſeine Stellung als Vertreter Englands, trat mit den franzöſiſchen Emigranten in Verbindung und entwarf Pläne, wie man ſich Straßburgs oder Beſançons bemächtigen und dort einen Aufſtand erregen und wie man Bonaparte tödten könne. Er ſchrieb Briefe, wie folgenden: „Es kommt ſehr wenig darauf an, durch wen das Thier niedergeſtreckt wird, es genügt, wenn Ihr nur alle bereit ſeid, Euch der Jagd anzuſchließen.“ Drake war aber unbeſonnen genug, ſich Leuten anzuvertrauen, die bei der geheimen Polizei von Frankreich angeſtellt waren — und ſo bekam Bonaparte bald zehn eigenhändige Briefe Drakes, nebſt einer Abſchrift der Verhaltungsmaßregeln für ſeine Agenten in die Hand, worunter unter anderem auch die Weiſung gegeben war, wie die Armee in Unordnung aufzulöſen und die Pulvermagazine in die Luft zu ſprengen wären. — Nicht lange darauf er-

Spencer Smith. Taylor. tappte Bonaparte den engliſchen Geſandten am wirtembergiſchen Hofe, Spencer Smith, und den in Kaſſel, Taylor, auf ähnlichen Umtrieben. Drake bekam von ſeinen Vertrauten Briefe, die Bonaparte ſelber dictiert hatte, um ihn zu täuſchen.

Bonaparte auf richtiger Fährte.

All dies überzeugte Bonaparte von der Richtigkeit ſeiner Vermuthung: es müſſe etwas gegen ihn im Werk ſein. Er ließ einige der verhafteten Chouans vor ein Kriegsgericht ſtellen, drei zum Tode verurtheilen, zwei erſchießen, die vor dem Tode erklärten, daſs ſie der Sache des rechtmäßigen Königs dienten, die bald ſiegen werde; ein dritter machte Geſtändniſſe, als man ihn zur Hinrichtung abführen wollte, und meldete, daſs er mit Georges nach Paris gekommen ſei, um den erſten Conſul zu bekriegen. Und nun war Bonaparte auf der richtigen Fährte.

Bonaparte erfuhr den Landungsplatz, die abgelegenen Stationshäuſer von da bis nach Paris, und daſs anfangs Februar eine zweite Landung bevorſtehe. Einer der Gefangenen, Bouvier de Lozier, verſuchte ſich am 13. Februar

Geſtändniſſe. zu erhängen, wurde aber abgeſchnitten, und gab nun zu Protokoll, er ſei der Nacht des Todes entronnen, um ſich und ſeine Freunde an dem Manne zu rächen, der ſie alle ins Verderben geſtürzt habe, nämlich Moreau, der durch Lajolais verſprochen habe, ſich an die Spitze der Bourbonen zu ſtellen; ſelbſt Artois rüſte ſich, um nach Frankreich zu kommen; jetzt aber, da eine Menge Royaliſten, ſelbſt Pichegru, in Gefahr ſeien, nehme Moreau ſein Wort zurück. Nun machten auch Andere weitere Geſtändniſſe, und Bonaparte war jetzt im Geheimnis des

[1]) „Bleu pour bleu,“ dit il, „j'aime encore mieux celui qui est que celui-ci.“

ganzen Plans der Verschwörung. „Ein guter Stern leuchtet über mir", sagte er; „wie konnte Moreau, der allein eine Unruhe erregen und gegen mich etwas vermag, sich auf eine so ungeschickte Art ins Verderben stürzen!" Er ließ alsbald Moreau verhaften und vor den Criminalhof des Seine-Departements stellen. Sein Plan war, ihn zum Geständnis zu zwingen, ihn dadurch zu demüthigen und dann zu begnadigen. Allein Moreau und seine Freunde leugneten alles ab, und sprachen nicht von einer Verschwörung Moreaus, sondern von einer Verschwörung gegen Moreau. Sein Bruder forderte von dem Tribunat, von seiner Schuldlosigkeit überzeugt, die Mittel, dass er die Wahrheit an den Tag bringen könne; man bezweifelte die Wahrheit des Complots. Man fragte, wo denn Georges und Pichegru seien? Bonaparte fühlte sich in seiner Ehre angegriffen, und die volle Leidenschaftlichkeit seiner Seele kam jetzt zum Ausbruch. Savary musste in Biville mit Gendarmen lauern, ein englisches Schiff war in der Nähe, landete aber nicht, weil das verabredete Zeichen nicht gegeben wurde.

Moreau verhaftet.

Savary.

Um die Wahrheit des ganzen Verschwörungsplanes zu erhärten, lag jetzt alles daran, sich Georges' und Pichegrus zu bemächtigen, man war jeden Tag auf ihrer Spur und verlor sie jeden Tag. Jetzt wurde Paris geschlossen, jedermann konnte herein, aber nicht mehr hinaus, ohne durchsucht zu werden. Ein Gesetz ward gegeben, dass jeder, der Georges, Pichegru und sechzig genau Bezeichnete verberge, mit dem Tode bestraft werden solle. Jetzt mochte ihnen niemand mehr eine Zuflucht gewähren, nur der Minister Marbois nahm eine Nacht seinen Jugendfreund Pichegru bei sich auf, bekannte es später dem ersten Consul, der sein großmüthiges Benehmen billigte. Endlich verrieth einer seiner Genossen Pichegrus Aufenthalt, er ward am 29. Februar 1804 in seinem Bett überrascht, überwältigt und nach dem Temple gebracht.

Georges und Pichegru gefangen.

Marbois.

Georges Cadoudal wohnte damals mit Joyaut, Burban und Raoul Gaillard in einem kleinen Haus auf dem Berge Sainte-Geneviève; da man ihm mittheilte, dass verdächtige Gesellen das Haus umstreichen, so beauftragte er Lériдant, ihm einen Wagen zu verschaffen. Dieser theilte unvorsichtig einem gewissen Goujon seinen Auftrag mit, dieser war aber ein Spion der Polizei und verrieth ihr die Nummer des Wagens (53). Im Augenblick, da Georges mit seinen Genossen den Wagen bestieg, stürzten Polizeibeamte auf denselben los. Der Wagen fuhr rasch, die Spione eilten ihm nach und schrien um Hilfe. An einer Straßenecke beim Odeon hält einer das Pferd an; Georges, der seine Gefahr sieht, streckte ihn mit einem Schuss seiner Pistole todt nieder, springt aus dem Wagen und will an einer Straßenecke entfliehen. Ein Häscher will ihn anhalten, Georges streckt ihn durch einen zweiten Schuss nieder, erhält aber einen Stockstreich auf den Kopf und wird trotz seiner Riesenstärke von der Menge, die herbeieilt, gefangen, von einem Häscher gebunden, ins Polizeigebäude gebracht und hier von Thuriot, einem Königsmörder, verhört. Hier sagte er ganz offen, er habe mit gleicher Macht Bonaparte angreifen und Ludwig XVIII. zum König ausrufen wollen. Er nahm die ganze Verschwörung auf sich; seine Genossen, seine Helfer suchte er nur zu schützen. Auf die Frage: „Wo haben Sie gewohnt?" gab er zur Antwort: „Als ich gefangen wurde, war ich in einem Wagen." — „War Pichegru bei der Verschwörung und Moreau?" da äußerte Georges: „Ich bin nicht in ihrem Vertrauen." — „Wissen Sie, dass Sie durch Ihren Schuss einen Familienvater getödtet haben?" — „Da hätte man mich durch unverheiratete Leute fangen sollen." — „Warum haben Sie geschossen?" — „Um Gewalt mit Gewalt ab-

Georges

gefangen 29. März.

verhört.

zutreiben." — „Wie lange sind Sie in Paris?" — „Ungefähr fünf Monate. Ich bin viel außerhalb Paris spazieren gewesen und werde nicht sagen, wo ich war. Übrigens haben Sie mich in Ihrer Gewalt, der Opfer sind schon genug, ich will nicht schuld sein, daſs es noch mehrere gibt." — Desmarest sagt[1]) über Georges: „Ich erwartete den Alten vom Berg zu erblicken; wie staunte ich, als ich eine behagliche Gestalt sah, von frischer Farbe, klarem Aug' und sicherm Blick, der aber so mild war wie seine Stimme. All seine Bewegungen waren frei, sein Kopf war rund, sein Haar kraus, er trug keinen Schnurrbart, er hatte überhaupt nichts, was auf einen Verschwörer schließen ließ, der lange Zeit die Bretagne beherrschte. Seine Antworten waren fest, freimüthig, abgemessen und in der reinsten Sprache; er war ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt hatte." — Zu Thuriot sagte Georges ganz kühn: „Sie haben für den Tod des Königs im Convent gestimmt; wären Sie in meine Hände gefallen, so wäre der Prozeſs schnell fertig gewesen; thun Sie also gerade so gegen mich." — Als ihm Thuriot ein Porträt Ludwigs XVI. zeigte und ihn fragte: „Was haben Sie mit der Abbildung gemacht?" antwortete Georges: „Und was haben Sie mit dem Original gemacht?" — Thuriot hatte roth unterlaufene Augen; Costaire rief ihm einmal zu: „Halte das Maul, du Königsmörder, das Blut Ludwigs XVI. bringt dir aus den Augen heraus!" — Seine Genoſſen beherrschte Georges wie ein König im Gefängnis; jedem sagte er, was er zu reden habe. Allen sprach er Muth ein und empfahl ihnen Klugheit und ja nichts zu sagen, was einen andern bloßstelle. „Wenn ihr nicht Stärke genug in euch fühlt, so schaut nur auf mich und bedenket, daſs ich bei euch bin; bedenket, daſs mein Los das eure sein wird, das muſs uns ermuthigen; das verschönert unsere Lage. Seid also milde und nachsichtig gegen einander; verdoppelt die Rücksichten, denen das gemeinsame Los eurer Neigung gilt. Schaut nicht zurück, wir sind, wo wir sind, und wir sind das, was Gott will, daſs wir seien. Sterbend wollen wir noch beten, auf daſs unser Vaterland dem Joch entrissen, das auf ihm lastet, und glücklich werde unter dem väterlichen Scepter der Bourbonen. Vergesset nie, daſs dieses Gefängnis, das wir bald verlassen müssen, dasselbe ist, von welchem aus Ludwig XVI. in den Tod gieng. Sein erhabenes Vorbild möge euch erleuchten und leiten; zeigt aller Welt in eurer Haltung, in eurem Wort und eurem Antlitz, daſs ihr viel von jenem Muth, von jener Entschlossenheit besitzet, welche mir so viel Vertrauen zu euch einflößten, und über die Feinde unseres Glaubens gesiegt haben würden, wären wir nicht so schmählich verrathen worden."

Georges freimüthig.

stärkt die Genossen.

Bonaparte sagte zu Bourrienne über Moreau und über Georges Cadoudal: „Moreau hat gute Eigenschaften, er besitzt eine erprobte Bravour, aber mehr Muth als Energie; er ist weichlich, unthätig; bei der Armee lebte er wie ein Pascha; er rauchte, lag fast immer und liebte zu sehr eine gute Tafel. Er hat gute, natürliche Anlagen; er ist aber zu träge, als daſs er unterrichtet sein könnte; er beschäftigt sich nicht mit Lectüre, und seitdem er immer am Unterrock seiner Frau hängt, ist er kein Mann mehr; er sieht nur noch auf die Augen seiner Frau und seiner Schwiegermutter, die ihn in alle Intriguen der letzten Zeit verwickelt haben werden. Und doch hatte ich ihm anfangs selbst zu dieser Verbindung, die er getroffen hat, gerathen; sagen Sie mir, Bourrienne, ist dies nicht sonderbar? — Man hatte mir gesagt, Mademoiselle

Bonaparte über Moreau.

[1]) Georges Cadoudal et la Chouannerie, p. 324 ff.

Hulot wäre eine Kreolin, und ich glaubte, er würde an ihr eine andere Josephine finden; ich habe mich entsetzlich getäuscht. Diese Strickerinnen haben ihn von mir entfernt, was mir sehr unangenehm ist, wiewohl er tief unter seinem Rufe steht. Erinnern Sie sich noch an das, was ich Ihnen etwa vor zwei Jahren sagte, dass Moreau einst an den Thoren der Tuilerien den Kopf sich einstoßen würde? es ist eingetroffen — und zwar durch eigene Schuld; denn was mich betrifft, so haben Sie selbst gesehen, was ich alles gethan habe, um ihn für mich zu gewinnen. Sie erinnern sich, auf welche Art ich ihn zu Malmaison empfieng; am 18. Brumaire vertraute ich ihm die Bewachung des Luxembourg an, und er entsprach meinen Absichten wohl. Seitdem aber hat er mir nur Undank bewiesen; er hat sich in alle Klatschereien eingelassen, hat alle öffentlichen Handlungen getadelt und die Ehrenlegion lächerlich gemacht. Haben ihm Intriguanten nicht in den Kopf gesetzt, dass ich auf ihn eifersüchtig wäre? — Sie wissen etwas davon. Sie wissen ebensogut als ich, dass er seinen Ruf dem Directorium verdankt, welches aus Furcht wegen meiner Siege in Italien, einen General in der Armee haben wollte, der meinem Ruhm die Wage halten könnte. Ich bin auf dem Thron und er ist im Gefängnisse. Sie kennen alle Berichte, welche über die beständigen Kläffereien seiner Familie gegen mich mir zugekommen sind; er ist darüber missvergnügt geworden, während ich so geneigt war, ihn aufs beste zu behandeln! Wenn er sich an mich angeschlossen hätte, würde ich ihm ohne Zweifel den Titel „erster Reichsmarschall" verliehen haben; aber durfte ich es thun? Er würdigte unaufhörlich meine Feldzüge und meine Regierung herab. Alle diese Berichte sind Ihnen zu Gesichte gekommen und ich habe Ihnen meinen Unwillen nicht verheimlicht. Vom Missvergnügen bis zur Empörung ist oft nur ein Schritt, besonders wenn ein Mann von weichem Charakter sich durch Verbindungen leiten läßt. Sobald man mir also sagte, dass Moreau in die Verschwörung Georges' verwickelt wäre, war ich auch geneigt, es zu glauben; indessen trug ich Bedenken, ihn verhaften zu lassen, und entschloss mich nur dazu, nachdem ich meinen Staatsrath darüber befragt hatte. Nachdem alle Mitglieder desselben versammelt waren, ließ ich ihnen alle Documente vor Augen legen und ersuchte sie, dieselben reiflich in Betrachtung zu ziehen. Ich sagte ihnen, dass es keine geringe Angelegenheit beträfe, und forderte sie auf, mir freimüthig zu erklären, ob sie so starke Beweise gegen Moreau enthielten, dass er das Leben verwirkt habe. Die Schwachsinnigen! ihre Antwort war bejahend; ich glaube selbst, sie war einstimmig. Nun ließ ich den Prozess seinen Gang gehen, denn es war nicht mehr möglich, zurückzutreten. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, Bourrienne, dass Moreaus Kopf nie auf dem Blutgerüste gefallen sein würde; ich würde ihn ganz gewiss begnadigt haben; denn schon der bloße Ausspruch des Todesurtheils gegen ihn würde ihm seinen Einfluss entzogen haben, dass er nicht weiter gefährlich sein konnte; sein Name würde aufgehört haben, für die Murrköpfe der Republik oder die royalistischen Schwachköpfe ein Panier zu sein. Wenn der Staatsrath Zweifel über Moreaus Strafbarkeit erhoben hätte, so würde ich ihn habe kommen lassen, würde ihm gesagt haben, dass der Verdacht, welcher auf ihm lastete, schon allein es nicht erlaubte, dass wir ferner beisammen leben könnten, dass er wohl daran thun würde, drei Jahre lang in Europa zu reisen und deshalb vorwenden könnte, dass er die Schlachtfelder der letzten Kriege besuchen wolle; sollte er aber eine außerordentliche Mission vorziehen, so würde ich sie ihm geben und so viel Geld, als er verlangte; während dieser drei oder vier Jahre würde die

Hulot.

Klage über Moreau

und den Staatsrath.

Plan mit Moreau.

Zeit, die große Ordnerin, alles wieder ausgleichen. Aber diese Thiere erklären mir, er könne sich einem Todesurtheile nicht entziehen, er sei augenscheinlich des Hochverraths schuldig, und nun verurtheilt man mir ihn wie einen Taschendieb! Was soll ich mit ihm anfangen? — ihn behalten? — Das wäre noch ein Vereinigungspunkt. Er mag seine Güter verkaufen und Frankreich verlassen. Was soll er im Temple? Ich habe Gefangene ohne ihn genug ... Noch möchte es gehen, wenn dies nur der einzige große Fehler wäre, zu dem sie mich verleitet haben!"

„Sire, wie sind Sie betrogen worden!"

„Jawohl ist dies geschehen, aber ich kann mit meinen zwei Augen nicht alles sehen! Moreau hat sich sehr geirrt, wenn er glaubte, dass ich über ihn erbittert wäre. Sobald er verhaftet war, schickte ich Lauriston in den Temple; ich wählte ihn, weil er einen sanften, einnehmenden Charakter hat, und gab ihm den Auftrag, Moreau zu sagen, wenn er nur eingestände, dass er mit Pichegru zusammengekommen wäre, so würde ich den ganzen Prozess in Rücksicht seiner suspendieren lassen. Statt dieses großmüthige Anerbieten anzunehmen, wie er hätte thun sollen, gab er mir eine stolze Antwort; er spielte den Trotzigen, so lange als Pichegru noch nicht verhaftet war, dann aber musste er wohl seinen Ton herabstimmen. Er hat mir über sein vorhergehendes Benehmen einen Entschuldigungsbrief geschrieben, welchen ich den Actenstücken habe beilegen lassen. Er hat sich durch eigene Schuld zugrunde gerichtet.

Trotz Moreaus.

„Übrigens bedurfte es zu einer Verschwörung gegen mich Männer anderer Art, als Moreau ist. Vernehmen Sie, zum Beispiel, es gibt unter den Verschworenen einen Mann, den ich bedauere, nämlich Georges Cadoudal. Das ist ein Mann von rechter Art; unter meinen Händen hätte ein solcher Mann große Dinge gethan. Ich weiß die Heftigkeit seines Charakters ganz zu schätzen und würde ihr eine gute Richtung gegeben haben. Ich habe ihm durch Réal sagen lassen, wenn er sich an mich anschließen wollte, würde er nicht nur seine Begnadigung erlangen, sondern ich würde ihm auch ein Regiment geben. Was weiß ich, ich hätte ihn vielleicht zu meinem Adjutanten genommen. Man würde geschrien haben, aber das wäre mir fürwahr sehr gleichgiltig gewesen. Georges hat alles ausgeschlagen; er ist unbiegsam, wie ein Stab von Eisen. Was kann ich dafür? Er wird sein Schicksal leiden, denn er ist für meine Partei ein zu gefährlicher Mann, meine Stellung macht dies nothwendig. Wenn ich nicht Beispiele statuiere, so wird mir England mit allen Taugenichtsen der Emigration Frankreich überschütten; aber nur Geduld! Ich habe lange Arme und werde sie zu erreichen wissen, wenn sie von der Stelle gehen.

Bonaparte über Georges Cadoudal.

„Moreau hat in Georges nur einen brutalen Mann erkannt, ich sehe jedoch etwas anderes in ihm. Sie, Bourrienne, müssen sich an die Unterredung erinnern, die ich mit ihm in den Tuilerien hatte; Sie waren mit Rapp im Seitenzimmer. Es gelang mir nicht, ihn zu bewegen. Einige seiner Kameraden ließen sich durch den Namen Vaterland und Ruhm erregen, aber er blieb kalt dabei. Vergebens berührte ich alle Fibern und durchlief alle Sehnen; es diente zu nichts, ich fand ihn fortwährend unempfindlich bei allem dem, was ich ihm sagte. Ich sah nun, dass Georges nur nach Gewalt begierig war, er blieb immer dabei, die Vendéer commandieren zu wollen. Nachdem ich alle Mittel, ihn auf meine Seite zu bringen, erschöpft hatte, nahm ich die Sprache der ersten obrigkeitlichen Person an. Ich entließ ihn und empfahl ihm vorzüglich, in seiner Heimat in Ruhe und Gehorsam zu leben, die Beschaffenheit des Schrittes, den ich gegen ihn gethan habe,

nicht zu verkennen und das nicht der Schwäche zuzuschreiben, was nur ein Resultat meiner Mäßigung und Stärke sei. — ‚Sagen Sie (Georges) sich selbst', setzte ich hinzu, ‚und wiederholen Sie es allen den Ihrigen, dass, so lange ich die Zügel der Autorität führen werde, weder Glück noch Heil für jeden, der es wagt, sich in eine Verschwörung einzulassen, zu erwarten sei!' — Ich entließ ihn nun, und die Folge hat bewiesen, ob ich recht hatte, ihm die Ruhe anzuempfehlen. Réal sagte mir, dass Moreau, er und Pichegru sich nicht miteinander hätten verständigen können, weil Georges für nichts anders, als für die Bourbonen wirken wollte. Immerhin, er hatte einen Plan, aber Moreau nicht; er wollte meine Gewalt stürzen, ohne zu wissen, was er an ihre Stelle setzen sollte. Das war höchst unverständig."

So war denn die Verschwörung an den Tag gekommen. Natürlich beeilten sich die Staatsbürger, dem ersten Consul zu seiner Rettung Glück zu wünschen. „An Ihr Dasein", sagte man ihm, „ist das Leben von vielen Millionen Menschen Adressen. geknüpft, Sie allein können Frankreich von den Greueln des Bürgerkriegs und einer neuen Staatsumwälzung bewahren; mit dem Tode eines einzigen Hauptes will man unsere Unabhängigkeit, unsere Nationalehre, unsere Ruhe und unser Glück zerstören." — Bonaparte entgegnete: „In dem Lager aufgewachsen Antwort. und durch den Krieg erzogen, habe ich nie eine Gefahr gescheut, und das Gefühl von Furcht ist mir unbekannt; alle Augenblicke meines Daseins wende ich an, um den hohen Pflichten zu genügen, die das französische Volk und mein Schicksal mir auferlegt haben. Mein Leben wird, so lange es der Nation von Nutzen ist, unantastbar sein; allein die Nation soll auch wissen, dass ein Dasein ohne ihr Vertrauen und ihre Liebe für mich nicht bloß zwecklos, sondern auch unerträglich wäre."

Zeigte sich Bonaparte bisher weise und groß, so lässt er sich von Bonapartes Leidenschaft. jetzt an von seiner Leidenschaft fortreißen. Es ist der Wendepunkt in der Geschichte seines Lebens. Von den Royalisten, für die er bisher so manches gethan, denen er ihr Vaterland, ihre Güter und sogar Anstellungen in seiner Umgebung verliehen hatte, fühlte er sich mit Undank belohnt; dass aber die Bourbonen ihn geradewegs hatten niedermachen lassen wollen, brachte ihn außer Fassung. — „Sie glauben, mich wie ein Vieh hinschlachten zu dürfen, aber mein Blut ist eben so gut wie das ihrige; ich will ihnen den Schrecken vergelten, den sie mir einjagen; den ersten Prinzen, den ich in meine Gewalt bekomme, lasse ich ohne Barmherzigkeit erschießen."

Diese Drohung sollte sich am letzten der Condé, am edelsten der noch lebenden Prinzen, verwirklichen, an Ludwig Anton Heinrich von Bourbon,

Herzog von Enghien.

Er war geboren 2. August 1772 im Schlosse zu Chantilly, der Sohn von Louis Henri Joseph, Herzog von Bourbon, und der Prinzessin Eltern. Louise Maria Theresia Bathilde von Orleans. Unter mütterlicher Obhut stand der Knabe nicht lange; seine Eltern trennten sich 1780: dem Vater

war die mystisch-revolutionäre Richtung der Gattin zuwider, und ihr die Untreue des Gatten verhasst — und so ward das Kind in einem Alter von der Mutter getrennt, wo selbst die zärtlichste und weiseste Sorgfalt des Vaters sie nie ersetzen kann. Eine Vicomtesse de Nesles vertrat Mutterstelle. Der Graf Virieu, den wir als tapferen Mann in der Vertheidigung Lyons kennen lernten, wurde bestimmt für die militärische, für die geistige Ausbildung des Prinzen, 1778 der Abbé Millot, früher Professor der Geschichte in Parma, Verfasser einer „Geschichte Frankreichs und Englands",[1]) die in fast alle Sprachen Europas übersetzt worden ist. Die Aufgabe Millots war nicht leicht, denn sein Zögling war von Frauen verzogen, launisch, unfolgsam, aufbrausend. Mit Geduld und Umsicht erreichte Millot dennoch sein Ziel. Das erste Lehrbuch waren die Fabeln Lafontaines. Beide wetteiferten, wer zuerst eine Fabel auswendig wisse; wenn dem Prinzen ein Wort oder ein Vers entfiel, setzte ihm der Lehrer den Gedanken des Satzes auseinander und der Zögling fand nach und nach den Vers, und so ward seine Selbständigkeit und sein Lerneifer angeregt, und die Lehre einer Fabel ihm tief eingeprägt. Oft musste der Lehrer staunen über den Scharfsinn, über die Lernbegier, über die Fortschritte des Knaben, über seine sinnigen Bemerkungen, wenn er eine Fabel dann in Prosa schriftlich erzählen musste.[2]) Hierauf gieng es an das Lateinlernen: ohne dass vorher Declinationen und Conjugationen geübt wurden, erklärte Millot leichte lateinische Sätze, und der Prinz fasste Liebe zur Sprache Roms und machte rasche Fortschritte. Dann kam der Katechismus von Fleury. Auf einmal wollte jedoch der Knabe nichts mehr lernen; da erklärte Millot, er wolle nicht länger sein Erzieher sein, wenn der Prinz nicht auf den Knien Gott um Verzeihung bitte, und blieb fest. Das wirkte. Der Knabe wurde wieder folgsam und gelehrig, namentlich wenn Millot sich auf seine Einsicht und seine Ehre berief. Für Geschichte wurde er leidenschaftlich eingenommen. Als ihm der Lehrer von Mithradates sprach, rief der Kleine: „Ach, wie liebe ich diesen Mann, welcher vierzig Jahre den Römern Widerstand leistete!" Während Millot ihm von der Jugend Heinrichs IV. erzählte, rief Enghien: „Sie gießen mir Feuer in das Herz, Sie werden schon die Folgen davon sehen!" — Da ihm einmal Ludwig XVI. sein gebieterisches Wesen vorwarf, antwortete der Kleine: „Das kommt daher, weil ich ein Mitglied der königlichen Familie bin." Als Millot bedauerte, dass kein weiser Freund Karl IX. von der Bartholomäusnacht abrieth, rief der Kleine: „Ich hätte sogleich alle fortgejagt, die mir zum Mordbefehl riethen, und hätte mein ganzes Vertrauen einem solchen Freunde fortan geschenkt!" — Wie war der Schüler entzückt, als sein Lehrer ein „Leben des Herzogs von Burgund" für ihn schrieb, jenes edlen Urenkels von Ludwig XIV., welchen Fénélon erzog, für welchen er den „Telemach" schrieb, jenes Prinzen, der die Hoffnung Frankreichs und mit dessen frühem Tod diese Hoffnung geknickt wurde, und als Millot ihn im Vorworte mahnte, richtig zu denken, zu schreiben und zu handeln, wie der Zögling Fénélons. Prinzen von hoher Geburt müssten sich bilden nach hohen Idealen: „Ihr Name, Ihr Stand, Ihre Zukunft verbinden Sie, sich durch Tugenden und edle Thaten auszuzeichnen!" — Liebe zur Gerechtigkeit, zur Religion, Abscheu vor der Lüge und Schmeichelei, Festigkeit und Klugheit sollten den Zögling zieren — und Millot

Erziehung. Virieu. Abbé Millot. Lafontaine. Latein. Geschichte. Vorbilder. Bourbon.

[1]) Elements de l'histoire de France et d'Angleterre.

[2]) Millot gab später (1816) Dialogues et vie du Duc de Bourgogne heraus, composés pour le Duc d'Enghien.

hat sich nicht in ihm getäuscht.[1]) Sieben Grundsätze hielt Millot dem Prinzen immer vor: „Ein Fürst sorge für die Nahrung seines Volkes, er unterdrücke die Üppigkeit; er halte auf Zucht und Ordnung, halte unruhige und abenteuerliche Köpfe fern, erziehe die Jugend in Gottesfurcht und Liebe zum Vaterland und in Achtung der Autorität; er ersticke jede Neuerung in der Religion und vermeide Günstlingswesen und Habsucht." Als ihm Millot eines Tages im Scherze rieth: „Rufen Sie die Minerva an um Weisheit", rief der Zögling: „Nein, ich rede zum großen Condé, zum größten Manne der Welt, welcher das Glück seiner Umgebung war. — Großer Condé, dein Enkel ist noch nichts, aber, wie in allen Dingen, muss man das Ende abwarten!" Der große Condés.

So verfloss das Knabenalter in reinen, hohen Gedanken: „Ich bin ein Condé, und hoffe, es der Welt noch zu beweisen, und harre mit Sehnsucht auf diesen Augenblick." Der Großvater, Ludwig Joseph von Condé, der tapfer gestritten bei Hastenbeck und Minden, wurde bald stolz auf seinen Enkel. Er wollte sein Lehrer im Krieg werden und führte ihn nach Flandern ins Lager von Saint-Omer, einige Stunden von Lens, wo alles ihn an den Heldensinn des großen Feldherrn erinnerte, an seinen Schlachtruf: „Soldaten, denket an Rocroy, an Freiburg, an Nördlingen." Dann führte der Großvater den Enkel nach Dünkirchen, das der große Feldherr sich zu ergeben zwang. Tiefe Eindrücke in die weiche Seele des Jünglings! 1788 kamen die drei Condé nach Versailles, der Enkel erhielt den Orden vom heiligen Geist.[2]) Auch im Parlament nahm der junge Herzog Platz, und hielt eine beifällig aufgenommene Anrede. Der Präsident betonte in seiner Antwort, dass im Hause der Pairs zum erstenmale ein Vater mit seinem Sohn und Enkel zugleich erschienen sei. Mit sechszehn Jahren erweckte Enghien schon große Hoffnungen. Der alte Condés. Enghien in der Pairskammer.

Da kam das verhängnisvolle Jahr 1789, der Reichstag, der Bastillesturm, der den König in Schrecken setzte, dass er Necker zurückberief, und die erste Auswanderung. Enghien musste nach dem Willen des Großvaters und Vaters Frankreich verlassen. 1789.

In das Tagebuch, das er seit seinem sechsten Jahre führte,[3]) schrieb er: „Ohne König, ohne Prinzen brach Frankreich mit seiner Vergangenheit, um sich in eine ungewisse Zukunft zu stürzen." Am 19. Juli 1789 trafen die Prinzen in Brüssel ein, Enghien sollte Chantilly, sollte seine Mutter nie mehr sehen... Im August reisten Artois und die Condés über Lüttich, Aachen, Mainz, Stuttgart in die Schweiz. Enghien schildert in seinem Tagebuch diese Reise; einfach und doch schön gibt er die Eindrücke, welche der Anblick der großartigen Gebirgswelt auf ihn hervorbrachte. Dann gieng es nach Italien, das ihn in Enthusiasmus versetzte. Klares Verständnis zeigen die Bemerkungen über die Bewohner, wie die Schweizer theils für, theils gegen die Revolution eingenommen und die Behörden voll Angst seien vor Frankreich; wie es thöricht war von den französischen Prinzen, die Aufklärer zu begünstigen, und wie sie Auswanderung. Italien.

[1]) Vgl. den ersten Abschnitt in Henri Welschinger, Le Duc d'Enghien. 1772—1804. Paris. Plon, 1888.

[2]) Die Höflinge witzelten: „Que le père et le fils étaient venus chercher le Saint-Esprit." Welschinger, l. c. p. 17.

[3]) Choulot, Mémoires du Duc d'Enghien.

jetzt durch Flucht ins Ausland dafür büßen müssten. Glänzend wurden die Emigranten in Mailand vom Erzherzog aufgenommen, der Prinz preist die Schönheit der Kathedrale, den Reichthum der Museen. Fünfzehn Monate hielten
Turin. sich die Prinzen in Turin auf; Enghien benützte diese Frist zu Ausflügen, so nach Genua, wo ihm die Ordnung im Spital sehr gefiel, die Flotte einen großen Eindruck auf ihn machte, er aber traurig wurde, als er unter den Galeerensclaven einige Franzosen erblickte. Der italienischen Sprache ward er bald mächtig, selbst den piemontesischen Dialect sprach er in kurzer Zeit mit Ge-
Über die Emigranten. wandtheit; sorglich aber zeigt er sich über den französischen Kriegsrath, über die Uneinigkeit, die Befangenheit, das folgenschwere Misstrauen in demselben. Alle hofften bald nach Frankreich zurückzukehren; Enghien kam aber zur Einsicht, dass sie sich verrechnen, dass sie Jahre harter Trübsal würden bestehen
Calonne. müssen, während Artois nur eine Revolte in der Revolution sah. Calonne ist ihm zuwider, der Einfluss dieses zweideutigen Mannes erschreckt ihn; er fühlt, dass die Prinzen die Rücksicht vergessen, welche sie ihrem König schuldig sind. Die Unthätigkeit wird ihm lästig. Bei der weiten Aussicht von der Superga
Hannibal. aus bemerkt er: „Wie oft schon habe ich gefragt, welchen Weg stieg Hannibal über die Alpen herab? Hätte man es mir erlaubt, so hätte ich an Ort und Stelle Nachforschungen gemacht. Ich wäre stolz darauf gewesen, wenn die Bemerkung, der Enkel des großen Condé hat Hannibals Weg über die Alpen entdeckt, in dem Blatt stände, welches mir in der Geschichte einst aufbewahrt ist, aber man hält mich noch am Gängelband.“ Also er rang nach unsterblichem Nachruhm — er sollte ihm zutheil werden, aber in tragischer Weise.

Am 4. Januar 1791 verließen die Emigranten Turin, Artois begab sich nach Venedig, die Condés wollten nach Bern. In Chambery trafen sie den
Mirabeau. Bruder Mirabeaus, der dort eine Legion bildete. In Stuttgart fanden sie eine schlechte Aufnahme, Machault, der französische Gesandte, hatte den Herzog dazu bewogen. Man sieht, wie Ludwig XVI. sorglich war vor den Emigranten! Der alte Condé sagte zum Enkel: „Man muss schweigen, aber verachten!“ — Enghien schreibt in sein Tagebuch: es falle ihm schwer zu verachten und zu schweigen, denn er war immer freimüthig. Glänzende Aufnahme fanden sie dagegen in Karlsruhe: der Markgraf Karl Friedrich war sehr gastfreundlich, gab ihnen Feste, Jagden; an einem hellen Tag zeigte er ihnen in der Ferne den Thurm des Münsters von Straßburg. Enghien sagt im Tagebuch: „Gern hätte ich gerufen: Land! Land! aber ich stieß nur einen Seufzer aus.“ Er liebte Frankreich, er hat später oft französische Soldaten als seine Landsleute gerettet. — Am 23. Februar 1791 trafen sie in Worms ein, und von da begann die militärische Laufbahn des Prinzen.[1])

Koblenz. In Worms schlug der alte Condé sein Hauptquartier auf, in Koblenz war die Regierung der Auswanderer. Die Grafen von Provence und Artois sandten von dort als Botschafter Calonne nach England, Baron Roll nach Berlin, Baron Flachslanden nach Wien, Vaudreuil wurde zum Kriegsminister, Condé zum Obergeneral ernannt. Wie sehr dieses Gebaren der Auswanderer Ludwig XVI. und Marie Antoinette zuwider war, ist in einem früheren Band gezeigt worden. Der König gerieth in den Verdacht der Zweideutigkeit bei seinem Volk. An Mercy schrieb Marie Antoinette:

---

[1]) Nougarède de Fayet, Recherches historiques sur le procès et la condemnation du Duc d'Enghien. Paris, 2 voll., 1844. I, p. 174—206.

„Nachdem sie uns feige verlassen haben, verlangen sie noch, dass wir uns ihretwegen bloßstellen und ihrem Vortheil dienen. Ich klage die Brüder des Königs nicht an, ich glaube, ihre Herzen und ihre Absichten sind rein, aber sie sind von Ehrgeizigen umgeben und geleitet, welche sie zugrunde richten werden, nachdem sie uns zuerst zugrunde gerichtet haben." Darunter war namentlich Calonne gemeint. Wir hören nie, dass Enghien an dem leichtsinnigen Treiben des Hofes in Koblenz theilgenommen habe; er unterschrieb zwar wie sein Vater und Großvater die Erklärung gegen die Verfassung an den König, sein Sinn war jedoch ernst und thatendurstig. Er war eifrig bei der Bildung des kleinen Heeres, das „die Armee Condés" hieß und aus 1200 Edelleuten bestand. „Er ist die Anmuth selber," schreibt der Graf von Romain aus dem Hauptquartier, „er sprüht von Geist, er behandelt uns wie Kameraden, ohne jedoch seine Würde zu verlieren." — Aus Frankreich kam bald eine drohende Forderung an den Kurfürsten gegen die Ansammlung der Emigranten und er befahl ihnen abzureisen. Aber wohin? — Die Bevölkerung am Rhein war gegen sie aufgereizt: „Landstreichern, Emigranten und Bettlern ist der Aufenthalt allhier verboten!" war angeschlagen zu lesen in den Orten, durch welche sie reisten.

Marie Antoinette. Enghien.

Da bot der Cardinal Rohan seinen schwer bedrängten Landsleuten ein Asyl in Ettenheim. Enghien schreibt: „Am 2. Januar 1792 reisten wir ab und wurden vom Cardinal bestens empfangen. Nichts war feiner und edelmüthiger als sein Benehmen, nichts kühner, denn in wenig Stunden konnte die Besatzung von Straßburg hier sein und alles mit Feuer und Schwert verheeren." Die Armee Condés bestand jetzt aus 1200 Mann des Regimentes Mirabeau, aus 400 Mann vom Regiment Berwick und aus 200 Kronreitern. Nach einiger Zeit zogen sie nach Oberkirch, Straßburg gegenüber, wo sie Einverständnisse hatten, um an eine Überrumpelung zu denken. Von Koblenz kam aber Befehl, den Angriff zu vertagen. Enghien klagt: „In Koblenz wartet man immer auf die Hilfe der Mächte. Der König wollte es, und man gehorchte seinen Befehlen. Aber wer weiß, ob nicht ein kühner Streich unserem unglücklichen Monarchen das Leben gerettet hätte. Und könnte man ihm nicht helfen, selbst gegen seinen Willen? Gäbe es eine bessere Entschuldigung für einen Ungehorsam, als den König zu retten und unserer Geschichte ein blutiges Blatt zu ersparen, und all das zu leisten ohne die Hilfe der Fremden?" Ludwig XVI. hatte übrigens nichts befohlen. — Von Oberkirch aus besuchte Enghien bei Sasbach das verfallende Grabmal Turennes und schreibt darüber: „Hier fiel Turenne, die Pyramide ihm zu Ehren ist verfallen, doch kann man ohne tiefe Verehrung diese Stätte nicht betreten. Mein Großvater sagte es oft und mich überkam das gleiche Gefühl — wie schmerzlich wäre es, wenn man hier die Franzosen als Feinde bekämpfen müsste. Aber — wer mordete? wer verletzte alle geheiligten Rechte?"

Cardinal Rohan. Pläne auf Straßburg.

Der Prinz mit seinem Scharfblick erkannte bald, dass es den Großmächten nicht recht Ernst sei mit einem Krieg gegen die Revolution; es musste ihm wie ein Glücksfall erscheinen, dass die Franzosen 20. April 1792 selber dem Reich den Krieg erklärten; er theilte übrigens die Täuschung der Emigranten über die Leichtigkeit des Krieges: „Die Revolutionäre werden schon beim Anblick einer Armee davonlaufen. Alles wird sich zurückziehen vor Männern, welche nur Feinde der Unordnung sind; von allen Seiten wird man uns rufen, wir werden mehr einen Spaziergang, als einen Feldzug nach Paris zu machen haben." — Das glaubten die Emigranten alle, denn sie hatten die Fühlung

Feldzug 1792.

mit der Heimat verloren; die Bewegung in derselben hatte jedoch schon zu tief gegriffen. Das sagten sie den Mächten und diese glaubten den Emigranten kein Wort mehr, als sie sich getäuscht sahen in den Pässen des Argonnerwaldes, und wollten mit denselben nach dem Rückzug nichts mehr zu thun haben. Für einen nationalen Krieg war das Heer der Coalition zu gering. Die Verbündeten hatten kein rechtes Vertrauen auf die Emigranten, sie theilten ihr Heer: der Prinz Condé musste 1. August 1792 in das Breisgau, der Herzog von Bourbon mit seinem Sohn Enghien nach Bingen, während die Brüder des Königs mit dem mittleren Heer voranzogen. Von Bingen fuhr Enghien mit seinem Vater auf dem Rhein nach Köln und von da nach Huy unweit Lüttich. Langsam zog Braunschweig voran, ein Monat verfloss mit Vorbereitungen. Am 23. August capitulierte zwar Longwy, am 1. September Verdun, die Septembermorde waren aber die Antwort der Revolutionäre in Paris sowie die Erklärung der Republik. Braunschweig zog sich zurück, Dumouriez besetzte Belgien. Den Emigranten erklärten die Verbündeten, sie dürften nicht mehr auf sie rechnen. Nach den stolzen Hoffnungen, welcher Umschlag in hoffnungsloses Elend! Enghien schreibt: „Meinem Vater war es unmöglich, das Corps beisammenzuhalten, dem er keine Nahrung, keinen Sold mehr verabreichen konnte. Wir waren nicht bloß in der Hoffnung getäuscht, dass die Macht des Rechtes die der brutalen Gewalt überwinden würde, wir blieben nicht bloß ohne jedes Hilfsmittel; alles deutete uns auch an, dass das Königthum, für welches so viele tapfere Männer so große Opfer gebracht hatten, von den Königen selber werde preisgegeben werden."

Entlärung.

Die Emigranten hatten also keine Stütze, kein Brot, keine Heimat mehr; sie flohen vor den Heeren und Beschlüssen des Convents, ohne zu wissen, wo sie Halt machen könnten. Bourbon verließ mit seinem Sohne Lüttich, um sich zu seinem Vater Condé nach Villingen auf den Schwarzwald zu begeben; er erreichte es nach dreißigtägigem Marsch auf großen Umwegen, denn Custine war schon über den Rhein gegangen. Condé war daran, seine Getreuen mit dem Troste zu verabschieden, er werde nie einen Schritt thun, der nicht zum Vortheil seines Königs, seines Vaterlandes und seines tapferen und unglücklichen Adels sei.

Condé in Villingen.

In dieser schmerzlichen Noth bot die Kaiserin Katharina II. dem französischen Adel eine Zuflucht an im Süden, Ländereien am Asowischen Meere und sandte zugleich 60.000 Ducaten Reisegeld (10. December 1792). Wie willkommen! Aber durfte der Adel Frankreichs nach Südrussland ziehen, während das Leben Ludwigs XVI. in höchster Gefahr schwebte? Condé erwirkte von der Kaiserin, dass er das Geld für seine kleine Armee verwenden dürfe. Auf die Kunde von der Hinrichtung des Königs hielten die Getreuen eine Todtenfeier und rief nach derselben Condé Ludwig XVII. zum König aus.[1]) Der Fortbestand der kleinen Armee hatte also jetzt wieder ein Ziel, Rache für den Mord des hingerichteten und Befreiung des gefangenen Königs! Der Kaiser Franz II. versprach Brot für die Mannschaft und Futter für die Pferde, und so war das kleine Heer gerettet. Condé erhielt den Rang eines Feldmarschalls, Bourbon wurde Generalmajor, Enghien Major.

Katharina II

Franz II.

Damals wurden die Mitglieder des Hauses Orleans verhaftet. Enghiens Mutter war eine Prinzessin von Orleans und kam in das Fort Saint-Jean

Enghiens Mutter.

[1]) „Le Roi est mort, vive le Roi!" Es war in Villingen.

in Marseille; sie war nicht bloß als Prinzessin, sondern auch wegen ihrer Verbindung mit Katharina Théot und Dom Gerle verdächtig. Die Güter ihres Mannes und Sohnes wurden mit Beschlag belegt; da bot sie jenem ihre eigenen Güter an, jedoch unter der Bedingung, dass er nach Frankreich zurückkehre. „Ich weiß, dass die Ehre nach den Begriffen der Welt Sie an Ihre Partei fesselt. Ich gestehe, es ist Muth nöthig, um diese Ehre vor der Welt einer noch größeren und reineren Ehre zu opfern, welche aber die Welt nicht versteht und die in stetem Gegensatz zur Ehre vor der Welt ist. Vielleicht macht man Sie glauben, es sei schön, für die Religion das Schwert zu führen. Dieser Gedanke passt für die Religion Mohammeds; aber nicht für die Religion Jesu Christi. Bedenken Sie, dass die größten Vertheidiger der Religion jene sind, welche auf Ehren, Reichthümer, Größe verzichten, die, fern davon, Blut zu vergießen, vielmehr für ihre Verfolger beten." Bourbon antwortete, auf die Beschlagnahme seiner Güter sei er schon lange gefasst gewesen und entschlossen, das Schicksal seiner tapfern Freunde zu theilen und für den König und das Vaterland zu sterben.[1]) So waren die Gegensätze in einer Familie!

Condés Corps bei Wurmser.

Condé mit seiner kleinen, aber tapfern Armee stieß nun zum Heere Wurmsers; das Ziel war die Eroberung des Elsasses. Bei Nilsheim, 17. Mai 1792, erhielt Enghien die Feuertaufe, er und sein Vater warfen an der Spitze der Kronreiter Custine zurück. Es war ein heißer Kampf, die Royalisten verloren 200, die Republikaner 1000 Mann. Ebenso zeichnete sich Enghien 19. Juli bei Belheim aus und am 20. August eroberte er bei Jockrim sechs Kanonen, am 11. September bei Bodenthal, wo die Condéer 1000 Todte und Verwundete zu beklagen hatten, dann am 13. und 14. October bei den heißen Kämpfen um die Weißenburger Linien und besetzte Hagenau. Doch wurden die Emigranten stutzig, als sie zu merken glaubten, dass Österreich für die Kriegskosten durch das Elsass sich entschädigen wollte. Einig waren die Condéer und Österreicher noch am 26. October bei der Leichenfeier in Bernheim für die Königin Marie Antoinette; tapfer stritten sie bei Wanzenau und Dettweiler; unerhörte Beschwerden ertrugen sie in den kalten Regentagen bei der Belagerung von Fort Louis. Enghien war ein Muster in Freudigkeit zum Kampf und in heiterem Ertragen aller Entbehrungen. 1. December griff Pichegru mit Übermacht an, 2. December mussten die Condé'schen Berstheim räumen. Unter dem Ruf: „Es lebe der König!" führte Enghien ihre Reihen wieder zum Sturm und errang den Sieg nach hartem Kampf, in welchem sein Vater schwer verwundet und er selber nur mit Mühe gerettet wurde. „Den Royalisten", rief er voll Begeisterung aus, „gleichen an Tapferkeit nur die Republikaner!" Condé ertheilte ihm das Ludwigskreuz.

Krieg im Elsass.

Enghien.

Im Jahre 1794 finden wir Bourbon in Rastatt krank an seiner Wunde. Enghien bei dem Corps stehend, das den Oberrhein vertheidigen sollte, erkrankte in Lahr und wurde nach Ettenheim zur Pflege gebracht. Aus Zorn über den Widerstand der Condés verwüsteten die Pariser Demokraten damals wie gemeine Barbaren das Schloss Chantilly, zerschmetterten die Statuen, zerrissen die Tapeten und Gemälde, besudelten bübisch die Säle. Alles Einkommen wurde gesperrt, die Condés kamen in die bitterste Noth. Der alte Condé musste Sohn und Enkel mahnen, nicht Fremde zur Tafel zu laden;

Chantilly.

[1]) Welschinger theilte zuerst diese Briefe mit, l. c. S. 57.

es sei keine Schande zu gestehen, dass man arm sei. Im Sommer 1794 standen die Condéer von Stolhofen bis Karlsruhe, ihr Hauptquartier war in Rastatt. Der Krieg war damals, namentlich im Norden, schlachtenreich; die Österreicher verloren Belgien, die Franzosen nahmen auch Holland. Preußen schloss Frieden mit Frankreich zu Basel, 15. April 1795. Österreich hatte schwere Verluste erlitten. Wieder kam der Fortbestand vom Heere Condés in Frage.

Pitt. Da bot Pitt 1795 hilfreiche Hand durch Wickham. Überzeugt, dass die Fortdauer der Republik einem siegreichen General die Krone in Aussicht stelle, und ohne den Hass seines Vaters gegen die Bourbonen zu theilen, strebte er eine Vereinigung der Condéer mit den Royalisten in Frankreich an. Doch die Condéer wollten nichts wissen von einem Bund mit den constitutionellen Royalisten, und dieser Widerspruch verzögerte wesentlich die Wiederaufrichtung des Thrones. 8. Juni 1795 starb der arme Ludwig XVII. im Temple und nahm der Graf von Provence, welcher damals in Verona weilte, den Namen Ludwig XVIII. an. In Mühlheim rief, nach der Leichenfeier für den unglücklichen König, Condé dann Ludwig XVIII. als König aus. Pitt trug sich damals mit dem Plan eines Krieges in der Vendée und Bretagne;

Bourbon zu Artois. ein königlicher Prinz sollte an dem Zuge theilnehmen und Graf Artois bat den Herzog von Bourbon, mit dem er früher den Kriegsdienst gelernt habe, sein Begleiter zu sein. Bourbon wagte nicht abzulehnen und reiste ab nach England. Enghien nahm unter Thränen, 30. Juli 1795, Abschied von seinem

Quiberon. Vater, der ihn nicht mehr sehen sollte. Die Landung bei Quiberon verlief schmerzlich; Condé schrieb seinem Sohne: „Es bleibt uns als Trost nur die Hoffnung auf eine andere, besser ausgerüstete und geleitete Landung, welche die Gegenwart Monsieurs wirksamer und in ihren Folgen glücklicher machen wird. Möge die Anwesenheit meines Sohnes bei der zweiten dazu beitragen, denn das Schicksal von Frankreich hängt davon ab.“ Aber auch diese Hoffnung wurde

Vorwürfe. nicht erfüllt, bittere Spaltung entstand. Die Engländer warfen vielmehr die Schuld des Unglücks auf die Emigranten, diese aber behaupteten, die Engländer hätten sie absichtlich unter das Messer geführt. Erst nach und nach erfuhr Enghien die volle Wahrheit; wie ganz anders hätte er gehandelt an Artois' Stelle! Doch erhob sich sein Herz elastisch wieder zu einer anderen Hoffnung zur Zeit, als Pichegru mit Condé in Unterhandlung stand: „Wir werden hier bald zu thun bekommen, Ober-Elsass ist ohne Truppen, die Festungen sind nicht verproviantiert und haben wenig Geschütz. Die Gelegenheit ist günstig. Ich werde Sie mit viel größerer Freude im Elsass als hier umarmen.“ — Bald darauf klagte er über Unthätigkeit: „Wir sind so oft getäuscht worden, dass ich erst wieder hoffe, wenn ich die Kugeln pfeifen höre. Die Politik gegen uns ist abscheulich. Suchen wir so lange als möglich unter den Waffen zu bleiben, das ist alles, was wir zunächst wünschen dürfen; ich habe Sorge vor dem schwarzen Plan, das ganze Emigrantencorps aufzulösen.“ Daran dachte

Elsass. Thugut nicht, wohl aber auf Erwerbungen im Elsass. Bei einer Unterhandlung mit Wurmser wie mit Wickham sprach sich der alte Condé schroff gegen jedes Verstümmeln Frankreichs aus: keine Stadt, kein Dorf des französischen

Ludwig XVIII. Gebietes dürfe abgetreten werden. Ludwig XVIII. erklärte gleichfalls ganz bestimmt, er wolle durch eine solche Maßregel nicht unpopulär werden; er würde sich dadurch entehren und die Ehre wäre das einzige Gut, das ihm bisher geblieben sei. So zerschlugen sich die Unterhandlungen; Enghien schreibt

30. December 1795: „Es war ein abscheuliches Jahr, ich erwartete viel und bedaure all das Gute, was ich von ihm gehofft habe. Doch 1796 wird liebenswürdiger sein!“ In Ettenheim.

Den Winter 1795 bis 1796 brachte Enghien in Karlsruhe zu und in Ettenheim: hier gieng es heiter her, es gab Feste auf Feste. „Keine Artigkeit, keine Gefälligkeit, die der Cardinal uns nicht erweist. Wurmser ist immer noch in Mannheim. Trotz der unersetzlichen Verluste, die wir erlitten haben, kann man doch immer noch mit einem reinen Herzen und gutem Gewissen und mit Gesundheit Tage erleben, wo man sich glücklich fühlt. — Die Hoffnung verläßt niemals einen Condé.“ — Wie freut er sich, daſs es endlich mit dem Krieg Ernst werden, und der Erzherzog Karl gegen Moreau die Österreicher führen soll. Die Emigranten sollen darin eine Rolle spielen, Enghien an der Spitze der Vorhut, der Graf Lanaan und der Marquis Thumery als Obersten unter ihm stehen: er sollte den Rhein hüten von Kehl bis Emmendingen und sein Hauptquartier in Nonnenweier, Condé aber sein Hauptquartier in Riegel am Fuß des Kaiserstuhls haben.

Unerwartet erschien Ludwig XVIII. am 28. April 1796 in Riegel, und hielt über die kleine Armee 4. Mai Heerschau; sie hoffte, daſs er mit ihr ziehen würde: er selber wäre, wie wir früher sahen, gerne über den Rhein gegangen.[1]) Da kam aber von Wien der Befehl, in der Defensive zu bleiben — der König muſste bald das Heer verlassen. Im Feldzug 1796 war dagegen Enghien in vielen Gefechten ruhmvoll thätig: bei Altenheim, bei Kehl, 8. August bei Wurzach und Illerdissen, 13. August bei Kamlach, wo ihm achtzig Edelleute getödtet und 580 verwundet wurden. Enghien bewunderte die Tapferkeit der Soldaten Moreaus, dieser aber meinte, ohne diese Handvoll Emigranten wäre er Sieger über die österreichische Armee. Die Republikaner gaben Enghien den Namen „Le duc Va-de-bon-coeur“ oder „Herzog Muthigvoran“. Der republikanische General Abbatucci sagte zu Enghien bei einer Verhandlung auf der Isarbrücke: „Sie hätten gar nicht nöthig ein Prinz zu sein, um sich einen Namen zu machen; wären Sie der Sohn eines Kohlenträgers, so würden Sie mit Ihrem militärischen Talent im Heer der Republikaner an der Spitze der Vorhut stehen.“ Alle, welche Enghien im Kampf beobachteten, waren überzeugt, er werde ein groſser Feldherr werden. Beim Rückzug Moreaus war Enghien wieder den Franzosen immer auf den Fersen; er zwang 15. September in Neuburg ein Bataillon, die Waffen zu strecken, er griff sie am 30. September mit Erfolg in Schussenried an und nahm ihre Stellung mit dem Bajonnett, er bedeckte sich mit Ruhm durch Behauptung einer Brücke bei München, er hieng immer an den Seiten des französischen Heeres im Fürstenbergischen, in Neustadt, in der Hölle, in Steinestadt. Die Royalisten hatten also in diesem Feldzug tapfer gestritten und ruhten dann einige Zeit aus in Mühlheim. Der alte Condé äuſserte desungeachtet bitter, sie würden für all ihre Leistungen keinen Dank ernten; Österreich trachte nach dem Elsaſs und England nach den Inseln Frankreichs, dessen Zukunft für diese beiden Staaten nur Nebensache sei. Wickham rieth damals wirklich vom Krieg ab, man solle die Geldmittel dazu lieber auf Bildung einer königlichen Partei in den beiden Räthen verwenden, man werde auf diese Weise viel leichter wieder den Königsthron in Paris aufrichten. Ludwig XVIII. schrieb dankbar

Ludwig XVIII.

Feldzug 1796.

Enghien tapfer

und klug.

Condés.

Wickham.

[1]) Vgl. Bd. XIX dieses Werkes, S. 294, 299, 324—330, 364—370.

an Enghien, der die freie Zeit zu einer Geschichte der letzten Kämpfe benutzte:
Ludwig XVIII. „Sie haben bewiesen, dass es erbliche Siege gibt, wie erbliche Namen, und dass, wenn ein Condé angreift, Stellungen, wie der Höllgraben und St. Peter sind, nothwendig der Schauplatz seines Ruhmes werden.“ — Doch freute sich Enghien vergebens auf einen neuen Krieg in großem Maßstab. Am Oberrhein war zunächst Ruhe, Bonapartes Siege in Italien waren der Gegenstand der allgemeinen Beachtung und Entscheidung. Zwar drangen Moreau und Jourdan zuletzt wieder über den Rhein, da machte aber die Friedensbotschaft aus Italien allem weiteren Kampf ein Ende. Frankreich behielt Belgien und die Rheingrenze. Bald sollte die Prophezeiung Mallet-du-Pans in Erfüllung gehen: „Ihr werdet sehen, die Franzosen wählen den zum König, der sich mit ihnen gut zu stellen weiß. Der Erste, der zu herrschen im Stande ist, und ihnen zunächst Ruhe versprechen kann, wird alle Ansichten für sich gewinnen.“

Reise in die Schweiz. Der Prinz benützte die Muße zu einer Reise mit drei Freunden in die Schweiz. Über Frauenfeld gieng es zunächst nach Zürich; der See und dessen Umgebung begeisterten ihn. In der Stadt besuchten sie das Grabmal Geßners
Lavater. und traten unter fremdem Namen bei Lavater ein, der sie wohlwollend aufnahm, ihnen seine Bilder zeigte und schließlich die Grundsätze seiner Physiognomik auseinandersetzte, und zuletzt zu Enghien, der ungläubig lächelte, die Worte sprach: „Auf Ihrer Stirne thront Würde; Ihre Züge sind die eines Fürsten. Wenn unter Ihnen vier eine hohe Person ist, so sind Sie es!“ — Von Zürich gieng es über Küßnacht nach dem Vierwaldstätterse und Luzern, auf den Rigi, nach Einsiedeln und an andere denkwürdige Orte. Die Schilderungen der Reise in den Briefen und dem Tagebuch des Prinzen zeigen, dass er empfänglich war für alles Schöne und Erhabene, und dass er einfach und kraftvoll seine Eindrücke zu schildern vermochte. „Derartige Naturbilder erheben den Gedanken und verschaffen der Einbildungskraft, die auch ihr Gedächtnis hat, Farben, um Augenblicke des Lebens zu verschönern, die ohne solche Erinnerungen verloren wären.“ [1])

Enghien bei Condé. Am 2. September war Enghien in Überlingen, jetzt dem Hauptquartier Condés, der sehr in Sorge war um seine kleine Armee: Österreich benöthigte sie nicht mehr, England gab den Plan einer neuen Landung im Westen auf und setzte alle Hoffnung auf die Bildung einer königlichen Partei in den beiden Räthen und verwendete dafür sein Geld. Wir sahen früher, wie
Missgriff Ludwigs XVIII. ungeschickt Ludwig XVIII. die Männer wählte, welche seine Partei leiten sollten, wie er die öffentliche Meinung in Frankreich nicht zu schonen verstand und wie der Staatsstreich des 18. Fructidor die Folge dieser Verblendung war. Mallet du Pan, welcher sich damals in Constanz aufhielt, sagte: „Ich halte mich in respectvoller Ferne von den Emigranten, ihr Wahnsinn hat keine Grenzen.“ — Wickham, der die Seele des ganzen Planes gewesen war, wurde damals nach London abberufen.

Angebot Pauls I. Der Bestand des Condé'schen Heeres stand jetzt wieder in Frage; da reichte Russland noch einmal seine rettende Hand. Kaiser Paul I. erinnerte sich noch immer mit Vergnügen an seine Reise nach Paris und an die

[1]) Mémoires du Duc d'Enghien, publiés par Choulot. — Welschinger, l. c. S. 122.

herzliche Aufnahme, die er in Chantilly gefunden, und lud 17. Juli 1796 den Prinzen Condé und die Seinigen ein, bei ihm Aufenthalt zu nehmen; er erbot sich, den Unterhalt der ganzen Armee unter fünf Bedingungen auf sich zu nehmen: 1. sie müsse rasch abmarschieren, 2. ihr Fuhrwerk vermindern, 3. sich für den Dienst den Regeln des russischen Heeres unterwerfen, 4. die Kriegszucht wie im russischen Heere beachten und russische Uniform tragen und 5. dem Czaren den Treueid leisten. Durfte Condé seine Getreuen dem Hungertode aussetzen? — so mufste er das Angebot annehmen. „Ich glaube schon, dafs Frankreich wieder in Ordnung kommen wird, aber wann? Vielleicht in einem, vielleicht erst in zehn Jahren!“ schrieb Condé.[1]) „Es ist weit, ich fühle es, doch man mufs leben und die Republik wird in dem Reiche, welches sie gezwungen hat, sie anzuerkennen, keine Emigranten dulden.“ — Enghien sollte den Marsch des Heeres nach Rufsland leiten.

von Condé angenommen.

Enghien.

Dieser wäre lieber in Ettenheim geblieben, dort fühlte er sich wohl beim gastfreundlichen Cardinal und sprach gern mit der schönen Nichte desselben, der siebzehnjährigen Prinzessin Charlotte Rohan-Rochefort. Sie hatte die feine Bildung einer Französin und die Schönheit einer Deutschen, blaue Augen und blondes Haar, vor allem ein edles Herz. Der alte Condé sah diese Neigung nicht gern, denn er dachte groß von seinem Enkel, welcher das Geschlecht nicht bloß erhalten, sondern auch erhöhen sollte. Der Markgraf in Karlsruhe hatte schöne Töchter, die bald auf glänzende Throne gelangten: entweder solle Enghien dort eine Gattin suchen oder sich mit einer russischen Großfürstin vermählen. Condé schrieb an Bourbon nach London: „Es wäre ein großer Trost für mich, wenn ich vor meinem Tode sicher wäre, dafs mein Geschlecht nicht ausstirbe; es steht an Rang jedem andern Fürstengeschlecht gleich.“ Zu einer offenen Erklärung zwischen dem Großvater, der seinem Enkel die Braut bestimmen, und Enghien, der sie frei wählen wollte, kam es nicht. Das Verhältnis Enghiens zu Charlotte Rohan war bis dahin nur das einer Freundschaft. Als er aber abreisen wollte, sagte sie ihm doch: „Der Abschied thut mir weh; ich fürchte, es ist der letzte Abschied.“ Zwei Tage später, 14. October 1797, schiffte Enghien schon in Ulm auf der Donau 4000 Mann ein. Ludwig XVIII. reiste damals von Blankenburg nach Mietau in Kurland; der alte Condé wollte ihn dort besuchen, ehe er seinen Enkel in Petersburg treffe.

Charlotte Rohan.

Ludwig XVIII.

Die Abreise nach Rufsland kam die Edelleute schwer an, sie entfernten sich jeden Tag weiter von Frankreich, nach dem sie Heimweh hatten. Aber vielleicht erlangten sie vom Czaren Hilfe für ihren König und dessen Einsetzung in sein historisches Recht? Dann mochten sie ihren Führer, der tapfer und heiter und wohlwollend wie ein Freund für sie war, nicht verlassen; nur Wenige, welche Wunden und Alter hinderten, blieben zurück. Die Fahrt donauabwärts gieng in Ordnung und rasch vor sich; kurzer Halt war in Regensburg, wo der russische Gesandte den Prinzen und seine besten Officiere bewirtete, dann in Linz; das Wetter war heiter und schön. Von Linz fuhr Enghien

Die Emigranten.

[1]) Welschinger, l. c. S. 124.

nach Wien, wo er vom Kaiser und der Kaiserin, wie von den Erzherzogen warm empfangen wurde; Franz II. lobte seine militärische Tüchtigkeit und
Maria Thereſia. dankte ihm dafür; auch Madame traf er dort, die befreite Tochter Ludwigs XVI. „Ich bin ganz begeistert für sie," schreibt Enghien seinem Großvater, „man kann nichts Schöneres, nichts Liebenswürdigeres sehen. Sie werden entzückt von ihr sein, wenn Sie sie erblicken. Sie gab mir tausend liebenswürdige Aufträge für Sie und sprach mit höchstem Lob von Ihnen, von der Armee und mir." Von Wien gieng der Zug nach Brünn; der alte Condé pries die Geschicklichkeit, mit der Enghien ihn bisher geleitet: „Ich bin entzückt darüber, und wünsche Dir Glück deshalb und würde Dich noch lieber haben, wenn ich nur könnte." — In Polen gieng der Zug langsamer wegen der schlechten Wege. 4. December war Enghien in Calvaria in Galizien. Anfangs Januar wurde er in Petersburg erwartet. Der Großvater mahnte ihn: „Behalte die edle und züchtige Haltung, mit welcher Du in Karlsruhe auftratest, und gib hier niemand einen sichtbaren Vorzug. Der Kaiser und die Kaiserin haben mich schon mehrmals gefragt: „Hat er noch das offene und reizende Gesicht wie in Chantilly? Die englischen Manieren, das nachdenkliche, ungebundene, auf alles herabsehende Wesen ist hier verabscheut. Man muss hier zu loben wissen, liebenswürdig und artig sein. Sie dürfen nicht erwarten, dass diese Großfürstinnen, eine schöner als die andere, mit Ihnen so zutraulich verkehren, wie mit mir, daran ist mein Alter schuld. Aller Augen sind auf Sie gerichtet." — Also Condé wünschte jetzt eine Großfürstin für seinen Enkel.

Am 9. Januar 1798 traf das kleine Heer in Lutzko in Wolhynien ein, das zum Hauptquartier bestimmt war, später wurde es nach Dubno verlegt.
Enghien in Petersburg. Enghien reiste dann an den Hof, wo er einen herzlichen Empfang fand; man bewunderte sein edles, höfliches Wesen, dabei seine stolze Haltung. Die Kaiserin Maria, der Feldmarschall Suworow, der Fürst Besborodko gaben ihm Feste, der Großfürst Alexander wurde sein warmer Freund. Sechs Wochen verweilte Enghien in Petersburg, man fand ihn in der Regel zusammen mit Suworow und Alexander. Gern hätte er von da in London seinen Vater besucht, oder dessen Besuch in Dubno gesehen, aber dieser blieb bei Artois hängen und hatte ein kaltes Herz für die Bitten seines genialen Sohnes. „Sind wir denn für immer getrennt? — es ist zum Verzweifeln!" schreibt der zärtliche Heinrich, der oft vergebens den Vater um einige Zeilen Antwort bat. Am 8. März
In Lutzko. kam er mit dem alten Condé im Schlitten nach Lutzko zu seiner Armee zurück, die sie in trüber Stimmung fanden. Die meisten litten an Heimweh, das Leben in der schneereichen Steppe und die Thatlosigkeit war ihnen zuwider, obschon der polnische Adel den Officieren eine glänzende Gastfreundlichkeit bot. Enghien wandte häufige Waffenübungen an, um der Melancholie seiner Soldaten zu steuern. Zucht und Ordnung kehrten zurück; die alte loyale Stimmung zeigte sich wieder, als Ludwig XVIII. seinen Getreuen die Vermählung des Herzogs von Angoulême mit Marie Thérèse de France 18. September meldete. Nicht minder erregte die Nachricht große Freude, dass Russland an die Spitze einer neuen Coalition gegen Frankreich trete, deren Mitglieder England, Österreich, die Türkei, Neapel
Berry. und Portugal seien. Der Sohn des Grafen von Artois, der Herzog von Berry, kam damals zum Heer, wurde aber nicht beliebt wie Enghien, denn er war hochmüthig, unbesonnen, verstand wenig vom Dienst, und bald sagten die Edelleute, er wäre besser anderswo am Platze. Mit Enghien verstand er sich nicht gut zu stellen; für diesen war damals noch ein anderer Umstand misslich. Der Vater

Charlottens von Rohan-Rochefort war mit seiner Tochter nach Russland gekommen, um hier eine Anstellung im Heer zu erlangen. Ja der Cardinal Rohan soll damals gleichfalls den Kaiser um eine Zuflucht gebeten haben, im Fall er durch den Krieg auch um sein letztes Besitzthum gebracht würde. Damals war Russland die Zuflucht der französischen Royalisten vor den Republikanern. Auch Frauen suchten Schutz beim edelmüthigen Czaren. Die Prinzessin Louise von Condé, aus ihrem Kloster Martigny in der Schweiz vertrieben, erhielt mit ihren Schwestern von Paul I. einen gastfreundlichen Aufenthalt in Orcha in Weißrussland. Rohan erhielt jedoch vom Czaren keinen gnädigen Bescheid, umsoweniger als Charlottens Bruder wegen illoyaler Reden beim Heere Condés in Untersuchung war. Durch Enghiens Verwendung wurde jedoch die Sache unterdrückt. Dem Kaiser Paul I. war der Name Rohan zuwider, er dachte dabei an die Halsbandgeschichte und an den Verkehr mit Cagliostro. Der alte Condé beschwerte sich dabei über das allzu empfindliche Herz und den allzu glühenden Kopf seines Neffen. Dieser hatte noch andere Gründe zum Unmuth: er dürstete nach Schlachtenruhm und hatte 1798 nur Manövers mitzumachen; er liebte seine Kriegskameraden und diese litten bitterlich an Heimweh, sie klagten laut über den Aufenthalt in diesem Lande des Schnees und Winters. Der Januar 1799 war besonders eisig kalt, vielen erfroren Nasen, Ohren, Finger auf der Wache. Dazu kam eine Wendung im Benehmen des polnischen Adels. Dieser konnte den Verlust der Unabhängigkeit und Freiheit nicht vergessen, er hasste die Russen und hoffte, in den Franzosen Brüder und Genossen bei seinen politischen Bestrebungen zu finden, und hatte sie darum warm aufgenommen. Konnten diese aber den Treueid brechen, den sie dem großmüthigen Czaren geschworen hatten? Nein! Die Polen fühlten sich bald enttäuscht, zeigten Kälte und die Franzosen konnten nichts mehr von ihnen erhalten, als mit Drohung und Gewalt. Für einen Mann von zartem Gefühl, wie Enghien war, wurde daher die Lage äußerst misslich.

Rohan. Paul I. Polnischer Adel.

Daher der Jubel, dass der Krieg wieder beginne, dass die Condéer mit den Russen nach dem Westen ziehen sollen. Condé sollte nach Bayern 15. April aufbrechen und im Einvernehmen mit dem Erzherzog Karl den Kampf beginnen, Berry und Enghien sollten in Wolhynien mit der Reiterei bleiben, bis sie vollkommen mit Pferden versehen wären. Enghien erbat und erlangte vom Czaren die Erlaubnis, dass er mit seinen Reitern dem Großvater nacheilen dürfe, sobald er hinlänglich ausgerüstet sei. Indem er dies seinem Vater meldet, macht er eine seine Lage gegenüber dem Großvater Condé bezeichnende Bemerkung: „Ich bin jetzt sechsundzwanzig Jahre alt und hochgewachsen, wie mein Vater und meine Mutter, und dennoch behandelt mich mein Großvater noch wie ein Kind. Eingezwängt und gequält auch in den kleinsten Dingen, habe ich bis auf diesen Tag mit ungeheuchelter Geduld gehorcht. Aber ich denke ernstlich daran, mehr Freiheit zu erlangen und den Rest meiner Tage nicht in strenger Unterthänigkeit hinzubringen. Er liebt mich, ich weiß es; er ist bereit, alles für mein Glück zu thun; aber seine Art mich zu lieben ist mir peinlich. Er denkt dabei mehr an meinen Namen, als an meine Person.“ — Dann macht er seinem Vater ein Geständnis, das ein Sohn in der Regel zuerst der Mutter mittheilt; allein Enghiens Mutter ist geschieden vom Vater, war zuerst im Gefängnis in Marseille, vielleicht für die Guillotine bestimmt, jetzt nach Spanien verbannt, fern von ihm, seine Briefe können sie nicht erreichen. Darum gesteht Enghien dem Vater, dass er Charlotte von Rohan verehre, liebe und mit ihr sich zu vermählen

Gegen den alten Condé. Liebesgeständnis.

gedenke. Enghien, dies geht aus seinen weiteren Briefen hervor, will nicht in russischen Diensten bleiben, sondern unter dem Erzherzog Karl den Krieg mitmachen. Der Czar hatte jedoch schon bestimmt, dass, im Falle dem alten Condé etwas Menschliches begegne, Enghien an dessen Stelle treten müsse. Darum schreibt der Großvater: „Sie laufen Gefahr, das zu ändern, was Ihnen schon zugesichert ist, nämlich mein Stellvertreter zu werden, und die Geneigtheit des Czaren gegen Sie in Abneigung zu verwandeln, unverheiratet und einsam auf Erden zu bleiben, wenn Sie eines mächtigen Schutzes gemäß Ihres Schicksals benöthigen. Wie können Sie verlangen, dass ich kaltblütig all das mitansehe. Sie verlangen Unmögliches von mir.“ — So war Tadel und dann wieder Versöhnung zwischen Großvater und Enkel.

Indes hatte der an Schlachten und Wechselfällen zwischen Siegen und Niederlagen reiche Krieg von 1799 und 1800 schon begonnen. Am 2. Juli 1799 setzte Condé mit seiner Armee über den Bug bei Ustiluck; ihm folgen Berry mit der Reiterei und Enghien an der Spitze der Dragoner. In Prag fand Enghien einen enthusiastischen Empfang. Der Marsch gieng der Schweiz zu, wo das Schicksal sich entscheiden sollte; 24. September war er in Oberkamlach, wo er 1796 im Gefechte sich so ausgezeichnet hatte, 25. September 1799 wurde Korsakow bei Zürich geschlagen. Da die Verbündeten gegen Schaffhausen gedrängt wurden, erhielt Condé den Befehl, um jeden Preis Konstanz zu behaupten, von wo aus der Angriff auf die Schweiz wieder beginnen konnte. Am 5. October drangen Condé und Enghien in Konstanz ein. Am 7. October Kampf gegen die Übermacht bei Kreuzlingen; zurückgedrängt vertheidigt Condé Konstanz von Haus zu Haus, bis Enghien den Rückzug gesichert hat. Mit den Worten: „Fest, meine Freunde!“ behauptet Condé die Brücke, „mein Enkel ist noch nicht herüber.“ Endlich kommt Enghien, den Säbel in der Hand, und hält noch Petershausen. Von da bis Schaffhausen halten sich noch die Russen. Am 10. October besetzen sie noch einmal Konstanz, am 12. October räumen sie es. Dann gibt Suworow, mit Unrecht den Österreichern grollend, den Kampf auf und wendet sich gegen Bayern. Condé erhielt Befehl, sich mit ihm über den Marsch und die Verproviantierung zu verständigen; er kam bald zur Überzeugung, sein Corps sei das Opfer des Zwistes zwischen Russen und Österreichern. — Suworow erhielt vom Czaren den Befehl, sein Heer nach Russland zurückzuführen.

Zug in die Schweiz.

Bonaparte.

Indes war Bonaparte aus Ägypten zurückgekehrt und hatte sich der Gewalt bemächtigt. Viele hielten ihn noch für einen Royalisten, der den Thron der Bourbonen wiederherstellen wolle. Enghien sah schärfer: „Wenn Bonaparte ein Royalist ist, so ist er es nur für sich!“

Paul I.

Was sollte nun, da Paul I. von der Coalition ab- und Bonaparte sich zuwandte, aus der Condéischen Armee werden? Die Edelleute waren gegen eine Rückkehr nach Russland, Enghien mochte nicht als russischer Oberst in Wolhynien versauern. Paul I. sandte zwar 12. Februar 1800 an Condé den Befehl, Suworow zu folgen, ertheilte ihm aber 23. Februar, als er hörte, dass Condé zögere, die Erlaubnis, in englische Dienste zu treten.

Enghien war entzückt; er hatte schon hierüber an Wickham geschrieben, dass er den Kampf gegen die Rebellen seines Vaterlandes fortsetzen möchte. Während die Engländer über die Verwendung seiner Armee noch unschlüssig waren, reiste

Condé mit seinem Enkel nach Venedig, wo der neuerwählte Papst Pius VII. sie huldvoll empfieng. Am 22. Mai erhielt er die Weisung, seine Truppen mit denen des Generals Kray zu vereinigen, der sich gegen Moreau schlug. Angoulême schrieb ihm damals aus Mantua: er wolle seine Gefahren, seinen Ruhm theilen und den Krieg unter einem solchen Meister erlernen. Angoulême.

Am 7. Juli stand das Corps Condés in Rosenheim auf dem linken Ufer des Inn. Doch hemmte ein Waffenstillstand noch den Kampf. So oft Enghien mit französischen Soldaten sprach, hörte er Worte der Bewunderung für die Tapferkeit der Emigranten. Mit den Engländern dagegen war er unzufrieden; er fürchtete, dass sie beim Frieden das Corps Condés auf eine Insel im Mittelmeer bringen würden. Gern wäre er in die österreichische Armee eingetreten,[1]) die schön, die stark sei, und unter dem Erzherzog Karl, den er bewunderte, gewiss siegen werde. Von dem Plan einer neuen Landung von Emigranten und Engländern im Westen Frankreichs wollte er nichts wissen; es sei eine unglückselige Verblendung, mit einem solchen Häuflein der französischen Armee widerstehen zu wollen. Man hätte die Vendée früher unterstützen sollen, Graf Artois hätte dort landen, auf die Vorstellungen Cadoudals, Charettes, Frottés hören, nicht feig sich zurückziehen sollen. Allerdings wäre der Heldenmuth der Bauern noch gewaltiger und die Aussicht auf einen Sieg sicherer gewesen, wenn man Enghien erlaubt hätte, sich an die Spitze der Bauern und Edelleute in der Vendée und Bretagne zu stellen. „Ach, die Vendée, sie hätte uns gerettet, wenn wir sie unterstützt hätten!“ Über die royalistischen Agentschaften, für welche damals viel Geld ausgegeben wurde, spricht er sich sehr bitter aus, es seien „stinkende Dummheiten“, mit denen er nichts zu thun haben wolle, ein Haufen von Ränkeschmieden, die nur Geld gewinnen wollten, mehr schädlich als nützlich. „Ich verachte dies Zeug, ich werde meinem König immer offen dienen, nicht im Frack, höchstens im Bauernkittel der Vendéer.“ Offener Kampf war seine Losung, Verwerfung jedes Ränkespiels und jeder Verschwörung. Wohin jetzt?

Am 28. November 1800 begann wieder der Krieg. Enghien hatte die Stellung von Rosenheim zu vertheidigen. Am 29. November bestand er bei Aibling, am 1. December bei Rosenheim gegen überlegene Streitmacht unter Montrichard mit unvergleichlicher Unerschrockenheit einen heißen Kampf. Nach dem Unglückstag von Hohenlinden zog sich die österreichische Armee zurück. Enghien deckte den Nachtrab. Dann bekam er den Befehl, Rottenmann in Steiermark zu vertheidigen. Nach dem Stillstand, den der Erzherzog Karl mit Moreau abschloss, mussten sich die Condéer nach Leoben, dann nach Bruck an der Mur zurückziehen. „Wir thaten, was wir konnten“, schreibt Enghien; „der Waffenstillstand war eine Nothwendigkeit, sonst wäre Moreau wegen der Überlegenheit an Mannschaft schon in Wien.“ Enghien stand während dieses Rückzugs der Österreicher zum letztenmal im Kanonendonner. Krieg 1800.

Österreich schloss Frieden zu Luneville. „Was soll jetzt aus uns werden?“ fragte Enghien seinen Vater. „Ich fürchte mich vor dem Plane einer Landung; das wäre das Ende, die allgemeine Zersetzung.“ In England gedachte man die Condéer auf einer Insel im Mittelmeere oder in Ägypten zu verwenden. „Das betrachte ich als moralische und politische Einkerkerung, ich aber will auf dem Schauplatz bleiben und meine Rolle zu Ende spielen.“ — Dringend bat Enghien seinen Vater um eine Zusammenkunft: „Der Krieg hat uns getrennt, aber der Ende der Condéer.

[1]) Die beweisenden Briefe bei Welschinger, l. c. S. 171—173.

Friede sollte uns doch zusammenbringen." Doch der kaltherzige Vater hatte kein Ohr für die Bitte seines Sohnes, keine Hand, um ihm eine freundliche Antwort zu schreiben; es gieng ihm gut in der Nähe des faulen Artois. Der alte Condé verhandelte in Windisch-Feistritz mit den englischen Agenten. Georg III. bewilligte den Officieren, welche nicht nach Ägypten ziehen wollten, als Abfertigung einen sechsmonatlichen Sold. Die Pferde der Cavallerie wurden verkauft. Condé reiste dann nach England. Angoulême begab sich nach Klagenfurt, Enghien nach Graz. Czar Paul I. ließ Ludwig XVIII. sagen, er könne nicht mehr auf seine Gastfreundschaft rechnen; 22. Januar 1801 verließ dieser bei grimmiger Kälte Mietau mit der Herzogin von Angoulême, in Memel erhielt er provisorisch die Erlaubnis, sich da aufzuhalten. 22. Januar 1802 kam er arm nach Warschau, dort blieb er bis 30. Juli 1804, von wo er in Schweden bei Gustav IV. eine Zuflucht fand. Enghien gefiel es in Graz und im nahen Maria-Trost, wo er eine Villa mietete; erst im October brach er nach dem Oberrhein auf.

Ludwig XVIII.

Auflösung des Corps Condé.

Am 31. Mai 1801 löste sich das Condéische Heer auf, neun Jahre hindurch hatte es für die Sache des Königs gekämpft. Die Edelleute nahmen tiefbewegt vom großen Condé ihren Abschied, der unter Thränen ihnen seinen Segen gab auf ihrer Wanderung in die weite, weite Welt. Sein Enkel wollte nicht mit ihm nach England fahren, es sei jetzt verhaßter als Frankreich und ein gewaltiger Sturm stehe ihm bevor. „Unsere Aufgabe ist zu Ende," schreibt Enghien, „wir haben alles gethan, wenn wir daran denken, was wir für unsern rechtmäßigen König thun konnten und glaubten thun zu müssen. Es ist erwiesen, daſs die Mächte nichts für ihn je haben thun wollen, und man will auch jetzt nichts für ihn thun." [1])

Als in Maria-Trost die Abrechnungen mit den englischen Agenten abgeschlossen waren, trat Enghien die Reise über Innsbruck nach Ettenheim an, um dort in stiller Zurückgezogenheit den Wiederausbruch des Krieges abzuwarten und dann als Soldat für das zu wirken, was er als die Aufgabe seines Lebens ansah. Er glaubte nicht an eine lange Dauer des Friedens, überzeugt, daſs Österreich den Augenblick ersehne, wo es wieder auf dem Kampfplatz erscheinen könnte, daſs seit dem Tode Pauls I. England wieder Lust zum Krieg fühle, daſs Preußen durch den hochfahrenden Ton des ersten Consuls gereizt sei, daſs alle drei Mächte bei der ersten günstigen Gelegenheit Hand in Hand miteinandergehen würden. Indes war seine eigene Lage bitter. Vom Vater kein Schreiben, keine Unterstützung, vom Großvater nur nergelnde Mahnungen, sich mit einer Prinzessin von königlichem Rang zu vermählen, während sein Herz an Charlotte von Rohan hieng. Er war jetzt fest entschlossen, sie zu seiner Gattin zu machen, ohne den Großvater davon zu benachrichtigen. „Nur kein emigrierter Prinz sein![2]) Man ist weder geschützt, noch geachtet wie andere Fremde; man wird vielmehr wie ein gefährlicher, verpesteter Mensch betrachtet, der mit der Krankheit, die ihn betroffen hat, alles ansteckt" — schrieb er damals. Von keiner Seite kam Hilfe: Österreich war durch das Unglück des letzten Jahres gelähmt und verarmt, von Alexander I. kam auch keine Unterstützung, obschon er Enghien zugethan war. „Was ist jetzt noch zu hoffen? Bonaparte herrscht in Frankreich und der rechtmäßige König ist kaum in einem Winkel von Polen geduldet." — Spanien zahlte nie einen Heller von der für die französischen Bourbonen zugesagten Unter-

[1]) Briefe bei Welschinger, l. c. S. 187—188.
[2]) „Tout vaut mieux qu'un prince émigré."

stützung, ebenso verhielten sich Parma und Neapel. Darum drängte es Enghien nach Ettenheim. Dort konnte er billig und anständig von dem kleinen Reste von Geld leben, der ihm geblieben war. „Ich bin nicht wählerisch; wer arm ist, dem schmeckt alles", pflegte er zu sagen. In Ettenheim fühlte er sich auch von der Liebe der Bewohner umgeben. Wer ein gutes Herz hat, der findet wieder gute Herzen. — Wie oft hat der Schreiber dieser Zeilen als Knabe in Ettenheim von alten Leuten, die den Prinzen kannten, die rührendsten Schilderungen gehört, wie leutselig er war, wie heiter, wie witzig und voll guter Einfälle, und wie er trotz seines dürftigen Einkommens noch Wohlthaten spendete; stets unter Thränen sprachen sie von seiner Verhaftung und seinem unverschuldeten Tod. — Das Ichtrazheimische Haus in der Nähe des Pfarrhofes nebst einem schönen Garten wurde gemietet. Der Prinz arbeitete fleißig im Garten, er liebte Blumen und diese waren auch der einzige Schmuck seiner Wohnung. — Daneben las er viel, unternahm gerne große Spaziergänge in der schönen Umgegend und liebte leidenschaftlich die Jagd. Der Markgraf Karl Friedrich hatte ihm ein Jagdgebiet zur Verfügung gestellt, das groß, reich an Wild und romantisch war. Ettenheim.

Ettenheim liegt malerisch an einem Ausläufer der Berge des Schwarzwaldes. Von weitem her sieht man schon die Kirche emporragen, die auf einem Hügel am südlichen Ende der Stadt thront; sie ist hoch und weit, am Sonntag aber dicht besetzt von der frommen Gemeinde. Zur Zeit Karl Martells vom Bischof Etto gegründet, im dreißigjährigen Krieg vollkommen infolge einer Schlacht in nächster Nähe verbrannt, wurde sie nach einem einheitlichen, zweckmäßigen Plane wieder erbaut und zum Schutz mit Graben und Stadtmauer umgeben. Sie gehörte mit der Umgebung zum Bisthum Straßburg. Zwei Stunden davon im Osten war das Kloster Ettenheimmünster, von wo aus die Stadt mit Geistlichen versehen wurde. Zwischen Ettenheim und Ettenheimmünster ist die große Kirche St. Landolin, an der Stätte gebaut, wo in heidnisch-alamannischer Zeit ein Glaubensbote aus Irland den Märtyrtod erlitt. In dem nur eine Viertelstunde entfernten Altdorf zeigt man noch die Hütte, wo der fromme Mann[1]) sich aufhielt, ehe er in dem Urwald, wo jetzt ihm zu Ehren der prachtvolle Tempel steht, eine Einsiedelei sich erbaute. Der Jäger des nahen Grundherrn Giso soll dem Betenden das Haupt abgeschlagen haben. Da, wo das Blut des Glaubensboten floss, sprudelt jetzt eine Quelle, welcher Heilkraft für kranke Augen zugeschrieben wird; in der Nähe zeigt man die Trümmer von der Burg Gisos. Andere Glaubensboten vollendeten, was Landolin begonnen, und in der Nähe entstand das Benedictinerkloster Ettenheimmünster; als es aufgehoben wurde, war darin ein Gymnasium und eine Buchdruckerei. — Rings um Landolin stehen prachtvolle Buchenwälder, in welchen Enghien Rehe und Hirsche jagen konnte. St. Landolin.

Aus dem Thale bei St. Landolin windet sich an Ettenheim vorbei ein kleines Flüsschen, die Undiz, jetzt oft Ettenbach genannt. Der Name ist keltisch, von einer Pflanze genommen, die viel darin gedeiht — er ergießt sich in die Elz und mit dieser in den Rhein.

---

[1]) Landolin ist sein Name, „in Schottland geboren, aus königlichem Stamm" heißt es im alten Lied. Unter Schottland ist Irland zu verstehen, Scottia major. Auf den Bildern in der nach ihm benannten Kirche erscheint er in langem, dunkelbraunem Rock, einen Filzhut auf dem Haupt, einen langen Stab in der Hand, einen Bündel auf dem Rücken, der sein Reisegepäck, Buch, Kelch und Fischangel enthielt. Geradeso sehen diese irischen Missionäre in den Handschriften zu St. Gallen aus.

Die Bewohner von Ettenheim leben dem Ackerbau. Der fruchtbare Boden liefert durch ihre Emsigkeit reichen Ertrag. Im Juni ist ein Wald von blühenden Bäumen und wogenden Saaten um die Stadt zu sehen, zur Zeit der Ernte und des Herbstes eine geordnete Regsamkeit wie in einem Bienenstock.

Rohan. 1802 kam das Amt Ettenheim an Baden. Der Cardinal, dessen Schloss das heutige Amthaus war, hatte sich nach Ettenheim zurückgezogen, als er aus Frankreich verbannt ward. Für Ettenheim war er noch Mitglied des Reichstages. Auch dieser letzte Rest der Macht entfiel ihm durch die Säculari-sation. Seine verschwenderische Gastfreundschaft hatte ihn um den größten Theil seines gewaltigen Vermögens gebracht. Es kamen für ihn die Jahre, wo es heißt, sie gefallen mir nicht. Bitter bereute er seine Missgriffe und Verirrungen. Er war übrigens in Ettenheim wegen seiner Leutseligkeit und seines Wohl-

Rohans Tod. wollens gegen die Armen, und wegen des Glanzes, mit welchem er den Gottes-dienst feierte, sehr beliebt. Er starb 17. Februar 1803 an einer Lungen-entzündung und fand seine Ruhe im Chor der Kirche zu Ettenheim. Seine letzten Anordnungen betrafen seine liebe Nichte Charlotte, deren Zukunft er sichern wollte. Ohne Wissen des alten Condé hatte er 1802 ihre Ehe mit dem

Enghien vermählt. Herzog von Enghien eingesegnet. Ihr Vater söhnte sich mit der französischen Regierung aus — und so erhielt sie die Wälder von Limours und Rochefort bei Rambouillet. Von England bezog Enghien als Prinz eine Pension von 3500 Francs.

In diesen Verhältnissen, still zurückgezogen, lebte Enghien mit seiner Gattin, stets achtsam auf die politischen Vorgänge, ob sie eine Aussicht böten auf Wiederherstellung des legitimen Königs in Frankreich, entschlossen, dann im offenen Kampf für dessen Rechte einzutreten. Von Verschwörungen gegen den ersten Consul, dessen Genie er vollkommen würdigte, wollte er nichts wissen. Dennoch sollte er in einen folgenschweren Verdacht der Theilnahme daran kommen.

Angebot Bona-partes. Das gieng so her: Bonaparte machte durch Vermittlung Preußens in jener Zeit einen Versuch, Ludwig XVIII. zum Verzicht auf seine Ansprüche an die Krone Frankreichs zu bewegen. Der Präsident Meyer in Warschau schlug 26. Februar 1803 Ludwig XVIII. vor, für sich und seine Familie auf den Thron zu verzichten; dafür sollte er König von Polen werden und eine reiche Entschädigung hiezu noch in Geld erhalten. Ludwig XVIII. antwortete

Antwort Ludwigs XVIII. darauf brieflich: „Ich verwechsle Bonaparte nicht mit denen, welche ihm vor-angiengen. Ich schätze seine Tüchtigkeit und Begabung für den Krieg. Ich bin ihm dankbar für mehrere Verfügungen, denn das Gute, welches er meinem Volke anthut, ist mir immer wertvoll; aber er täuscht sich, wenn er glaubt, mich zum Verzicht auf meine Rechte zu bringen. Weit davon entfernt, würde er sie gerade durch diesen Schritt, wenn sie überhaupt streitig sein könnten, nur be-kräftigen.“ — Meyer antwortete darauf: „Bonaparte hat Einfluss auf ganz Europa. Muss man nicht besorgen, dass er die Fürsten, von denen Eure Majestät erhalten werden, zwingt, Ihnen den Beitrag zu entziehen?“ — Alexander I. hatte nämlich die Monarchen aufgefordert, die traurige Lage der Bourbonen in Erwägung zu ziehen, und sein Gesandter Markow in Paris mit Talley-rand davon gesprochen, dass Frankreich, weil im Besitz der Erbgüter der Bour-bonen, ihnen eine gewisse Entschädigung geben sollte, und ob das französische Cabinet an diese Lieferung eine erniedrigende Forderung knüpfen würde, worauf Talleyrand geantwortet, nach den Gesetzen der alten Monarchie seien Entsagungen nicht giltig, aber das vollständige Herunterkommen der Betheiligten werde sie

schon giltig machen. Ludwig XVIII. gab nun Meyer zur Antwort: „Ich fürchte die Armut nicht; wenn es nöthig wäre, so würde ich mit meiner Familie und meinen getreuen Dienern Schwarzbrot essen. Aber täuschen Sie sich nicht, ich werde nie so weit in Noth gerathen. Ich habe eine andere Hilfsquelle, von der ich keinen Gebrauch machen darf, so lange ich mächtige Freunde habe: ich darf meine Noth nur in Frankreich kund werden lassen und meine Hand ausstrecken, nicht zur Regierung des Thronräubers — das niemals! — sondern zu meinen treuen Unterthanen, und ich bin dann gewiss reicher als jetzt.“ — Meyer wendete ein: „Bonaparte könnte aber die meisten Mächte zwingen, Ihnen ein Asyl zu versagen.“ — „Ich werde den Fürsten beklagen, welcher sich gezwungen glaubt, so zu handeln, und werde gehen!“ [1] Ludwig XVIII.

Diese stolze Antwort reizte Bonaparte und machte ihn geneigt, Rache zu nehmen. Ludwig XVIII. sandte an seinen treuen Saint-Priest nach Stockholm [2] Nachricht von dieser Besprechung und setzte noch bei: „Es war natürlich zu bedenken, dass Bonaparte, der die geringe Festigkeit seiner Macht wohl fühlt, den Titel, welcher seine Ansprüche ungiltig macht und immer machen wird, zu vernichten sucht. Da man seinem Wink überall gehorcht, so konnte er auch hoffen, dass sein Angebot mich blenden würde; aber ich darf mir schmeicheln, dass Sie meine Antwort errathen würden, wenn ich Ihnen auch keine Abschrift davon sendete.“ Saint-Priest machte König Gustav IV. Mittheilung und schrieb an Ludwig XVIII., Botschaft und Bote hätten eine scharfe Abweisung verdient. Die Antworten von Artois, Angoulême und Berry reizten Bonaparte noch mehr, nicht minder aber das nachfolgende Schreiben des Herzogs von Enghien, 22. März 1803, an Ludwig XVIII.: „Sire! Eure Majestät kennt zu sehr das Blut, welches in meinen Adern fließt, um den geringsten Zweifel an meiner Antwort zu hegen. Ich bin ein Franzose, und als solcher treu meinem Gott, meinem König und dem Schwur der Ehre! Vielleicht werden mich manche einst um diesen dreifachen Vorzug beneiden. Mögen Eure Majestät mir also meine Unterschrift unter das Schreiben des Herzogs von Angoulême gestatten, mit dessen Inhalt ich von ganzem Herzen und von ganzer Seele einverstanden bin.“ Bonaparte. Die Prinzen an Ludwig XVIII.

Diese Briefe wurden ohne Wissen und Willen Enghiens in London gedruckt und von Bonaparte gelesen, und von da an war Enghien und sein Treiben in Ettenheim Gegenstand der sorgfältigsten Überwachung. Seinem Vater schrieb Enghien damals, dass Bonaparte für die Antwort des Königs Rache nehmen werde, und dass die Prinzen, wenn England geschlagen würde, in Europa keine Rast und keine Ruhe mehr haben könnten, und dass es sich jetzt um alles handle,[3] und bat um schnelle und sichere Nachrichten, denn er wollte dann unter den ersten sein, das Schwert zu ziehen. Warnung.

Der Großvater gab warnende Antwort: „Nur ruhig, wir vergessen Sie nicht! Aber auch nur keine Übereilung; lernen Sie zu warten. Man muss sich nicht unnöthig opfern, wir haben ohnehin schon Opfer genug.“ — Als

[1] Welschinger, l. c. S. 233 - 235.
[2] Vgl. Bd. XIX dieses Werkes, S. 306.
[3] „Et je crois que nous jouons le tout en ce moment.“ Welschinger, l. c. S. 228.

bald darauf in London das Gerede gieng, Enghien betrete oft den französischen Boden, reise nach Straßburg, ja sogar nach Paris, so warnte ihn der Großvater sehr ernstlich: der Aufenthalt in Ettenheim sei zu nahe der französischen Grenze; es könnte dem ersten Consul auf einmal einfallen, ihn verhaften zu lassen; Enghien möge Sorge für schnellen Bericht tragen, wenn etwas im Plane wäre. Enghien beschwert sich: „Wie kann man glauben, dass ich, ohne meine Würde zu wahren, den französischen Boden betrete. Ich bin zu stolz, um niedrig mein Haupt zu beugen; der erste Consul kann es erreichen, dass er mich vernichtet, aber nie dass er mich demüthigt. Auf mein heiliges Ehrenwort, ich betrat nie den französischen Boden!“ — Weiters bemerkt er, vor einem meuchlerischen Schusse sei man in keinem Lande sicher; übrigens gehe er immer in Gesellschaft von zwei oder drei Männern auf die Jagd und jeder habe dabei ein doppelläufiges Gewehr. Er fühlte sich also sicher; er dürstete nur nach offenem Kampf und glaubte auch nicht an Meuchelmord. Artois dagegen gab in jener Zeit Cadoudal die Vollmacht zu einem kühnen Streich und dieser bereitete in Paris einen Angriff vor. Artois kündete auch unvorsichtig einen Angriff in einem Schreiben an Georg III. an. „Wir sind Franzosen, und weder unser Unglück, noch die vielen Unbilden, die wir erduldeten, haben die heiligen Bande geschwächt, die uns an unsere Heimat knüpfen. Aber der Mann, welcher Frankreich unterjocht und daraus das Werkzeug seines treulosen Ehrgeizes gemacht hat, ist wahrhaft der Feind jedes Franzosen, wie er der Feind Eurer Majestät und deren Regierung ist.“ Dieses ungeeignete Schreiben kam sogleich zur Kenntnis Bonapartes und stand bald im „Moniteur“ übersetzt. Grund genug, den ersten Consul zu reizen und wachsam zu machen, und bald hatte er die Beweise in Händen, dass Verschworene gefährlichster Art in Paris und bereit seien, ihn aus dem Weg zu räumen, wie wir oben sahen.

Artois unbesonnen

Enghien verdächtigt.

Einer der Verschworenen gestand, ein vornehmer, junger Mann sei von Zeit zu Zeit in ihren Versammlungen in Paris erschienen und mit der größten Ehrfurcht empfangen worden. Wer war der Vornehme? Ein Prinz? Man rieth auf Enghien. Sogleich sandte Réal an den Präfecten in Straßburg den Befehl, genaue Erkundigung einzuziehen, ob Enghien noch in Ettenheim sei. Der Präfect sandte am 4. März den Unterofficier der Gendarmerie, Lamothe, als Ausforscher. Dieser erfährt in Kappel, Enghien sei noch in Ettenheim mit dem General Dumouriez und dem Baron Grünstein. Dann geht er verkleidet nach Ettenheim und hört da, auch ein Lieutenant Smith aus London sei bei ihm. Enghien hatte jedoch Dumouriez nie gesehen, wohl aber war ein alter Officier, Thumery, immer bei ihm, und öfter ein Lieutenant Schmidt aus Freiburg. Weiters, aber gleich unrichtig, vernahm der Spion, der Prinz gehe öfters ins Elsass, nach Bennfeld und Straßburg. Am 9. März kam dieser Bericht in die Hände des ersten Consuls, der in dem vermeintlichen Dumouriez einen bösen Feind hasste, den Mitschuldigen Pichegrus und Cadoudals. Alsbald machte er Réal Vorwürfe, dass er ihm die Anwesenheit Dumouriez' in Ettenheim nicht gemeldet habe, und dem Talleyrand, dass der französische Gesandte Massias in Karlsruhe nichts berichtet habe über die Verschwörung in Offenburg. Talleyrand klagte über Massias, er habe eine Baronin Böcklin, eine Verwandte der Baronin Reich, der Leiterin der Verschwörung, in Offenburg geheiratet. Nun machte der Oberrichter Regnier Meldung an den Staatsrath von einem Royalisten-Ausschuss in Offenburg, der Frankreich in Verwirrung bringen wolle, und dass man vom Markgrafen, der jetzt Kurfürst

Falsche Berichte.

Massias.

Offenburg.

geworden war, ihre Auslieferung fordern müsse. Die Baronin Reich, die mit Pichegru und Wickham in Verbindung stehe, müsse verhaftet werden: am 12. März wurde sie verhaftet, ihre Papiere weggenommen. Zwei Tage vor ihrer Verhaftung erhielt Enghien vom Marquis Vauborel Nachricht, dass ihm Verhaftung bevorstehe. Enghien antwortete, er habe sich nie in eine Verschwörung eingelassen; die Verhaftungen in Paris würden die gute Sache nur von einem Haufen von Ränkeschmieden befreien. Dieser Brief kam in die Hände Réals, aber nie in die Hände Bonapartes. — Warnung.

Verhaftung und Hinrichtung Enghiens.

Talleyrand und Fouché machten sich nun an Bonaparte: er solle unerbittlich sein; die Royalisten behaupteten ja so oft, er wolle, ein zweiter Monk, den Thron wieder herstellen; er müsse der Revolution ein Pfand geben, dass er keine Umkehr wolle. Bonaparte versammelte den Staatsrath. Fouché und Talleyrand berichteten in ihrem Sinne über die Einzelheiten der Verschwörung und schlossen mit dem Antrag, man müsse den Herzog verhaften, ohne sich um Verletzung des badischen Gebietes zu kümmern, die Sache werde sich nachträglich leicht ausgleichen. Cambacérès und Regnier machten einige schüchterne Einwendungen. Man beschloss die Wegführung Enghiens und der Verschworenen, die Bonaparte übrigens schon 10. März anordnete; er dictierte Meneval die Weisung für den Kriegsminister, noch in der Nacht den General Ordener nach Straßburg zu senden; von da müsse er sich nach Ettenheim begeben, die Stadt umzingeln, Dumouriez, Enghien und Smith verhaften sammt ihrem Gefolge und in derselben Nacht noch nach Schlettstadt zurückkehren. 300 Dragoner von dieser Festung, eine Abtheilung Gendarmen, 15 Pontonniere sollten in Rheinau zu ihm stoßen und in großen Schiffen diese und den Commandanten von Straßburg über den Rhein nach Kappel führen. Die Mannschaft wurde mit scharfen Patronen versehen. Von Kappel sollte Ordener geradezu auf Ettenheim und dort auf das Haus des Prinzen losgehen, diesen und Dumouriez, den Engländer Smith und die Diener verhaften und mit ihnen alsbald nach Straßburg zurückkehren. General Caulaincourt sollte dem Freiherrn von Edelsheim, dem Staatsminister in Karlsruhe, ein Schreiben Talleyrands übersenden und die bei der Baronin Reich abgefangenen Papiere zurückbringen. Im Schreiben Talleyrands waren die Gründe auseinandergesetzt, warum der erste Consul zwei kleine Abtheilungen in das badische Gebiet sandte und Verschwörer verhaften ließ; von Offenburg sollte Caulaincourt Mannschaft gen Ettenheim senden, bis er Bericht habe, dass Ordener sein Unternehmen gelungen sei. 300 Mann sollten mit vier Geschützen in Kehl und eine Abtheilung leichte Reiterei in Wilstett als Reserve aufgestellt werden. Der Commandant von Neubreisach hatte Befehl, 100 Mann mit zwei Kanonen zur Deckung des Unternehmens auf das rechte Rheinufer abzusenden. Die Mannschaft bekam Brot auf vier Tage mit und sollte nicht auf Kosten der Einwohner leben, sondern jeder der beiden Generale empfieng 12.000 Francs zur Verproviantierung. Caulaincourt sollte auch die Verhaftung englischer Agenten in Weißenburg veranlassen und die nöthige Mannschaft in Straßburg hiezu bekommen. Caulaincourt hatte also diplomatisch und militärisch das Unternehmen zu leiten, das später ein steter Vorwurf gegen ihn wurde, da seine Fouché und Talleyrand. Verhaftsbefehle.

bald darauf in London das Gerede gieng, Enghien betrete öf
fischen Boden, reise nach Straßburg, ja sogar nach Pari
ihn der Großvater sehr ernstlich: der Aufenthalt in Ettenheim se
französischen Grenze; es könnte dem ersten Consul auf einmal
verhaften zu lassen; Enghien möge Sorge für schnellen Bericht
etwas im Plane wäre. Enghien beschwert sich: „Wie kann man
ich, ohne meine Würde zu wahren, den französischen Boden b
zu stolz, um niedrig mein Haupt zu beugen; der erste Consul kan
dass er mich vernichtet, aber nie dass er mich demüthigt. Auf mein
wort, ich betrat nie den französischen Boden!“ — Weiters
einem meuchlerischen Schusse sei man in keinem Lande sicher;
immer in Gesellschaft von zwei oder drei Männern auf die
habe dabei ein doppelläufiges Gewehr. Er fühlte sich also
nur nach offenem Kampf und glaubte auch nicht an Meuc

Artois unbesonnen

dagegen gab in jener Zeit Cadoudal die Vollmacht zu ei
und dieser bereitete in Paris einen Angriff vor. Artois
sichtig einen Angriff in einem Schreiben an Georg III. a
zosen, und weder unser Unglück, noch die vielen Unbilden
haben die heiligen Bande geschwächt, die uns an unsere
der Mann, welcher Frankreich unterjocht und daraus das
losen Ehrgeizes gemacht hat, ist wahrhaft der Feind
der Feind Eurer Majestät und deren Regierung ist.“ Di
kam sogleich zur Kenntnis Bonapartes und stand ba
setzt. Grund genug, den ersten Consul zu reizen u
bald hatte er die Beweise in Händen, dass Ver
Paris und bereit seien, ihn aus dem Weg zu r

Enghien verdächtigt.

Einer der Verschworenen gestand, ein
Zeit zu Zeit in ihren Versammlungen in Par
Ehrfurcht empfangen worden. Wer war der
auf Enghien. Sogleich sandte Réal
Befehl, genaue Erkundigung einzuziehen.
Der Präfect sandte am 4. März den
als Ausforscher. Dieser erfährt in K
dem General Dumouriez und d
kleidet nach Ettenheim und hö

Falsche Berichte.

sei bei ihm. Enghien hatte jede
alter Officier, Thumery, in
aus Freiburg. Weiters, aber
öfters ins Elsass, nach B
in die Hände des erst
einen bösen Feind ha
machte er Réal Ve
heim nicht gemelde

Massias.

sandte Massia
Offenburg. Tal
eine Verwandt
burg geheirat

Offenburg.

rath von e
in Verwirr

[redacted] neral Ordener mit drei Brigaden Die Nacht des 14. März
[redacted] hein und marschierte im Dunkel
[redacted] rdener an der Spitze, der über
[redacted] sprach. Ob ihm der stille Zug
[redacted] des Werkes schämen, das sie auf

[redacted] zwei Uhr sprang Schmidt auf, er
[redacted] den Baron Grünstein. Beide
[redacted] Die Nacht ist schwarz, sie sehen
[redacted] ne springt auf: sie legen sich aber
[redacted] Indes umringen die Reiter Etten-
[redacted] die Kirche, damit niemand Sturm
[redacted] Talleyrand [redacted] us, wo Thumery wohnte, in welchem
[redacted] haus des Prinzen. Um fünf Uhr hört
[redacted] net das Feuster und erblickt Gendarmen,
[redacted] Prinz wird wach und ruft Canone zu:
[redacted] sie am Thor!" Sie öffnen ein Fenster,
[redacted] iert hier?" ruft der Prinz. — Wir haben
[redacted] antwortet eine Stimme. Der Prinz legt an, Enghien verhaftet,
[redacted] Grünstein in den Arm: „Jeder Widerstand ist
[redacted] e Gendarmen dringen ins Gemach, den Säbel
[redacted] — „Wer ist der Herzog?" fragt Charlot. —
[redacted] wortet der Prinz. — „Darum, weil ich ihn nicht
[redacted] lot; — „führt all diese Herren aus der Stadt fortgeführt.
[redacted] wartet mich dort." — Indes entsteht ein anderer
[redacted] er! Feuer!" dann wieder: „Helft dem Prinzen!"
[redacted] und eisernen Gabeln, ihn zu vertheidigen, einige rasch
[redacted] zum Rathhaus, um Sturm zu läuten, sie finden alles
[redacted] verhaftet. Der Prinz aber wird zur Mühle geführt:
[redacted] sorgen für mehrere Tage auf die Jagd gehen, er hat
[redacted] an, hirschlederne Gamaschen, über den Knien zugeschnallt,
[redacted] der Goldtresse auf dem Haupt; seine männliche Schönheit,
[redacted] sausdruck machen Eindruck auf die Soldaten. Der Ober-
[redacted] ling eilt zum Hause des Prinzen, um ihm beizustehen.
[redacted] alles sei zwischen dem ersten Consul und dem Landesfürsten
[redacted] a war für die Bürger nichts mehr zu thun, traurig kehrten
[redacted] angen zurück. Jetzt wurden nur die Papiere des Prinzen noch
[redacted] und mit seinem Siegel versehen, auch sein Secretär Jaques
[redacted] len und den an den Ausgängen der Stadt aufgestellten Reitern
[redacted] eilt, zur Fähre am Rhein zurückzukehren.

Mühlen stehen von der Stadt abwärts an der Undity, die Pelz- Kein Ausweg.
die Holzmühle, letztere sogenannt, weil eine Holzsäge damit ver-
r. In die erstere wurde der Prinz gebracht. Canone flüsterte ihm zu,
durch eine Hinterthür entrinnen, und sollte den nahen Weinbergen
dort wäre er dann nicht mehr zu finden. Aber zum Unglück hatte ein er-
s Kind den Riegel von außen vorgeschoben. Charlot brachte einen
r von Ettenheim, der ihm bezeugen sollte, wer unter den Gefangenen der
z wäre. Der Prinz, fürchtend, der Bürger werde misshandelt, wenn er ihn
yt nenne, rief darum sogleich freimüthig: „Ich bin der Herzog!" — Sofort

Mutter einst Ehrendame der Gräfin Artois und sein Vater Generallieutenant im Regiment des Königs gewesen war. In dem Schreiben Talleyrands an Edelsheim ist von der schrecklichen Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls die Rede und von dem Antheil, welchen das Complott in Offenburg daran habe. „Der erste Consul hat dabei erfahren, dass der Herzog von Enghien und Dumouriez sich in Ettenheim befinden, und da es unmöglich ist, dass sie sich da aufhalten ohne Erlaubnis des Fürsten, so hat der erste Consul nicht ohne tiefen Schmerz sehen können, dass ein Fürst, dem er die wertvollsten Beweise der Freundschaft Frankreichs verliehen hat, seinen grausamsten Feinden eine Zuflucht bot und sie in Ruhe unerhörte Verschwörungen bilden ließ.“ [1]) — Weiter wird gesagt, die Theilnehmer an einer solchen Verschwörung ständen außerhalb des Völkerrechts.

Beschwerde in Karlsruhe.

In der Frühe vom 12. März kamen von Straßburg der Polizist Stohl und der Unterofficier Pfersdorff nach Ettenheim und umschlichen das Haus des Prinzen, wurden jedoch von den Kammerdienern bemerkt, welche in ihnen Polizeispione zu erkennen glaubten und ihren Herrn warnten, der aber in jugendlichem Sicherheitsgefühl darüber lächelte. Ernster nahm Lieutenant Schmidt die Bemerkung auf, er gieng auf die Fremden los und fragte sie, was sie da zu schaffen hätten. Sie antworteten ausweichend und entfernten sich auf einem Weg, welcher der Straße nach Straßburg gerade entgegengesetzt war. Gustav IV., König von Schweden, der eine badische Prinzessin zur Gemahlin hatte, sandte von Karlsruhe, wo er sich gerade aufhielt, die Warnung, Enghien sei nicht mehr sicher in Ettenheim und solle schleunigst abreisen. Am 14. März früh bekommt Caulaincourt in Straßburg die Nachricht von den beiden Spionen, die Gelegenheit sei günstig, und gibt den Befehl zum Abmarsch; er selber geht mit Leval und dem Stadthauptmann Scher nach Kehl, Ordener, Charlot und Fririon brechen nach Rheinau auf. Fririon in Schlettstatt bekam die Weisung, sogleich mit 300 Dragonern nach Rheinau zur Verhaftung Enghiens aufzubrechen; er war gerade bei einem ehemaligen Emigranten Stumpf zur Tafel, theilte diesem erblassend die Nachricht mit und Stumpf sandte sogleich einen Boten nach Ettenheim und ließ zur Flucht rathen, aber Enghien, welcher auf der Jagd bei Ringsheim den Brief bekam, nahm mit der verhängnisvollen Zuversicht des furchtlosen Soldaten, wie Cäsar an den Idus des März, die Nachricht auf die leichte Achsel.

Enghien gewarnt,

Am Abend des 14. März 1803 begannen die vielen Warnungen endlich doch zu wirken. Der Prinz bat Thumery, den Baron Grünstein, den Lieutenant Schmidt und seinen Secretär Jaques: „Bleibet heute Nacht bei mir, es könnte doch der französischen Regierung einfallen, mich verhaften zu lassen, wie die Baronin Reich, und ich will nicht, wie sie, mich überraschen lassen.“ — Grünstein und Schmidt baten ihn, diese Nacht noch fortzugehen, mit Recht; wäre er in den nur eine Stunde von ihm entfernten Hochwald gegangen, die Franzosen hätten ihn nicht gefunden; mindestens möge er in einem anderen Haus die Nacht zubringen. Gewiss niemand hätte den beliebten Prinzen verrathen. Aber die Bitten der Freunde waren umsonst. Schmidt erbot sich sogleich gegen den Rhein zu auf Kundschaft zu gehen; der Prinz lehnte es jedoch ab: wenn eine überlegene Macht käme, würde er durch eine geheime Thüre entwischen.

sorglich.

[1]) Welschinger, l. c. S. 258—296.

In der Nacht des 14. März fuhr der General Ordener mit drei Brigaden Gendarmerie und 300 Dragonern über den Rhein und marschierte im Dunkel der Nacht von Kappel gegen Ettenheim — Ordener an der Spitze, der über seinen Auftrag empört schien, da er kein Wort sprach. Ob ihm der stille Zug nicht wie der von Dieben vorkam, die sich des Werkes schämen, das sie auf Befehl des Hauptmanns vollbringen müssen? Die Nacht des 14. März

In Ettenheim war tiefe Ruhe. Um zwei Uhr sprang Schmidt auf, er glaubte Pferdegetrappel zu hören, und weckte den Baron Grünstein. Beide öffnen ein Fenster und schauen und lauschen. Die Nacht ist schwarz, sie sehen nichts, das Geräusch hört auf. Auch Canone springt auf: sie legen sich aber nach kurzer Unterbrechung wieder zu Bett. Indes umringen die Reiter Ettenheim, damit niemand entfliehe, umringen die Kirche, damit niemand Sturm läuten könne; die Spione zeigen das Haus, wo Thumery wohnte, in welchem man Dumouriez vermuthete, und das Haus des Prinzen. Um fünf Uhr hört man hier wieder Lärm. Schmidt öffnet das Fenster und erblickt Gendarmen, die das Haus ersteigen. Auch der Prinz wird wach und ruft Canone zu: „Rasch zu deiner Flinte! ich höre sie am Thor!" Sie öffnen ein Fenster, bereit zu feuern. — „Wer commandiert hier?" ruft der Prinz. — Wir haben dir keine Rechenschaft zu geben!" antwortet eine Stimme. Der Prinz legt an, um Feuer zu geben, da fällt ihm Grünstein in den Arm: „Jeder Widerstand ist unnütz, sie sind schon im Hof!" Die Gendarmen dringen ins Gemach, den Säbel oder die Pistole in der Hand. — „Wer ist der Herzog?" fragt Charlot. — „Ihr solltet ihn kennen", antwortet der Prinz. — „Darum, weil ich ihn nicht kenne, frage ich!" ruft Charlot; — „führt all diese Herren aus der Stadt hinaus in die Mühle und erwartet mich dort." — Indes entsteht ein anderer Lärm in der Stadt: „Feuer! Feuer!" dann wieder: „Helft dem Prinzen!" Bürger eilen mit Äxten und eisernen Gabeln, ihn zu vertheidigen, einige rasch zur Kirche, ein Hufschmied zum Rathhaus, um Sturm zu läuten, sie finden alles umschlossen und werden verhaftet. Der Prinz aber wird zur Mühle geführt: er wollte an diesem Morgen für mehrere Tage auf die Jagd gehen, er hat Tiroler Jägerkleidung an, hirschlederne Gamaschen, über den Knien zugeschnallt, eine Mütze mit doppelter Goldtresse auf dem Haupt; seine männliche Schönheit, sein heiterer Gesichtsausdruck machen Eindruck auf die Soldaten. Der Oberförster Baron Schilling eilt zum Hause des Prinzen, um ihm beizustehen. Man lügt ihn an: alles sei zwischen dem ersten Consul und dem Landesfürsten schon verabredet. Da war für die Bürger nichts mehr zu thun, traurig kehrten sie in ihre Wohnungen zurück. Jetzt wurden nur die Papiere des Prinzen noch zusammengepackt und mit seinem Siegel versehen, auch sein Secretär Jaques noch mitgenommen und den an den Ausgängen der Stadt aufgestellten Reitern der Befehl ertheilt, zur Fähre am Rhein zurückzukehren.

Enghien verhaftet.

fortgeführt.

Zwei Mühlen stehen von der Stadt abwärts an der Undits, die Pelzmühle und die Holzmühle, letztere sogenannt, weil eine Holzsäge damit verbunden war. In die erstere wurde der Prinz gebracht. Canone flüsterte ihm zu, er könne durch eine Hinterthür entrinnen, und sollte den nahen Weinbergen zueilen, dort wäre er dann nicht mehr zu finden. Aber zum Unglück hatte ein erschrecktes Kind den Riegel von außen vorgeschoben. Charlot brachte einen Bürger von Ettenheim, der ihm bezeugen sollte, wer unter den Gefangenen der Prinz wäre. Der Prinz, fürchtend, der Bürger werde misshandelt, wenn er ihn nicht nenne, rief darum sogleich freimüthig: „Ich bin der Herzog!" — Sofort Kein Ausweg.

wird der Zug angeordnet, Enghien mit zwei Genossen auf einen Bauernwagen gesetzt, den rechts und links Dragoner decken. Der Zug geht rasch voran durch das Dorf Grafenhausen nach Kappel. Hier harren die großen Schiffe unter der Leitung der Pontonniere. — Bei ihrem Anblick sagt Enghien: „Es scheint, man legt meiner Verhaftung eine große Wichtigkeit bei. Übrigens habt ihr jetzt das Recht des Stärkeren.“ — Im Schiffe, auf dem der Prinz über den Rhein fuhr, waren die Generale Ordener und Fririon. Enghien fragte Ordener, warum man ihn auf neutralem Gebiet, während er bloß mit der Jagd beschäftigt war, verhaftet habe. Ordener gab keine Antwort, wohl aber Fririon: „Herr Herzog, Sie sind Soldat und wissen, dass wir die Befehle, die man uns gab, so peinlich sie auch sein mögen, nicht deuteln dürfen.“ Der Prinz schien gefasst auf die Haft, die ihm bevorstehe; in Plobsheim flüsterte er jedoch Canone, der ihm gefolgt war, leise zu, wenn man in einen Wald komme, so werde er zu entfliehen suchen, und Canone möge ebenso thun. Ein Postwagen fuhr aber vor, den er besteigen musste; Canone, Pfersdorff und ein Gendarm mussten miteinsteigen. Die Rede kam auf Dumouriez und der Prinz betheuerte, er habe ihn nie gesehen und habe mit Leuten dieser Art nie etwas zu thun haben wollen. „Übrigens hättet ihr mich heute Abend nicht mehr in Ettenheim gefunden. Gestern flehte mich die Prinzessin von Rohan unter Thränen an, ich sollte mich von Ettenheim entfernen. Ich habe meine Abreise um einen Tag verschoben, weil ich nicht glaubte, dass ihr schon heute Nacht ankommen könntet.“ — Um vier Uhr abends fuhr der Postwagen schon in die Citadelle von Straßburg ein.

Enghien über den Rhein.

nach Straßburg.

Indessen hatte Caulaincourt in der Nacht vom 14. März die Stadt Offenburg besetzt, den Marquis Vauborel, den Lieutenant Bollogne und den Abbé Eymar verhaftet, am Vormittag des 15. März empfieng er von Ordener die Botschaft, der Fang sei gelungen; nun sandte er den Hauptmann von Berkheim nach Karlsruhe mit dem Schreiben Talleyrands an den Minister von Edelsheim; auf dem Rückweg nach Straßburg verhaftete er noch den Postmeister Ledoux-Melleville in Kehl, weil er als Mitschuldiger der Royalisten in Offenburg im Verdacht stand, dann Madame Klinglin, den Grafen Toulouse-Lautrec, den Marquis Agrain und den ehemaligen Abgeordneten Chambré. An Bonaparte ergieng die Meldung, beide Unternehmungen seien gelungen. Moncey musste mit Popp die Papiere des Herzogs untersuchen; sie enthielten nichts, was man nicht schon wusste; man sah daraus nur, dass er sich seit acht Jahren für den König geschlagen hatte, und bereit war, sich wieder für ihn zu schlagen.

Verhaftungen in Offenburg.

Enghiens Papiere.

Der Prinz brachte die Nacht im Saal des Commandanten Machim zu, auf einer Matratze, die am Boden lag; er schlief wenig und unruhig, nicht aus Sorge um sein Leben, denn er fürchtete bloß, dass man ihn lange als Geisel in eine Festung einsperren wolle: „Ich werde Mühe haben, nach dem freien Leben, welches ich geführt habe, mich an ein solches Leben zu gewöhnen“, sagte er zu Grünstein. Machim, der ihn in der Frühe besuchte, versicherte der Prinz, dass Dumouriez nie in Ettenheim gewesen sei, und dass er ihn nicht vor sich gelassen hätte, wenn er gekommen wäre, denn er habe mit Leuten solcher Art nie etwas zu thun haben wollen. Nachdem er auf die Bitte, dass er an die Prinzessin Rohan schreiben dürfe, und dass man den Brief sicher an sie bestellen möge, zusichernde Antwort erhalten, gab er ihr Nachricht von seiner Fahrt nach Straßburg und ergoss sich in zärtlichen Versicherungen seiner

In der Festung.

treuen Anhänglichkeit; er schloss mit den Worten: „Leben Sie wohl, Prinzessin, Sie kannten seit langer Zeit meine zärtliche und aufrichtige Neigung für Sie; mag ich frei oder gefangen sein, sie wird stets dieselbe bleiben.“ Er bat sie, in Karlsruhe beim Kurfürsten für ihn thätig zu sein; er meinte über seine Verhaftung: „Sie werden gefunden haben, dass bei der Menge von Leuten, welche man dazu aufgeboten hatte, jeder Widerstand fruchtlos gewesen wäre; man vermag nichts gegen die Gewalt.“ Er erzählte ihr: „Die Anhänglichkeit meiner Leute entlockt mir jeden Augenblick Thränen; sie konnten sich aus dem Staube machen; man zwang sie nicht, mir zu folgen, und dennoch folgten sie mir; der treue Mohileff (sein schöner Hund) ist mir auf Schritt und Tritt nachgegangen.“ Schreiben an Charlotte Rohan.

Am andern Morgen schrieb der Prinz in sein Tagebuch: „Die Generale Leval und Fririon besuchen mich; sie benehmen sich sehr kalt. Ich werde nach einem andern Flügel, rechts, gebracht werden. Ich kann mit Thumery, Jaques und Schmidt verkehren, aber man trennt mich von Grünstein, dem man eine abgesonderte Wohnung gibt. Diese Trennung macht mich noch unglücklicher. Nach allen Seiten sind ganz außerordentliche Vorsichtsmaßregeln getroffen, dass ich mit niemand verkehren kann; wenn das so fortdauert, so glaube ich, dass Verzweiflung sich meiner bemächtigen wird.“ — Am 17. März schrieb er in sein Tagebuch: „Ich weiß nicht, was aus meinem Briefe geworden; ich zittere für die Prinzessin, ein Wort von meiner Hand würde sie beruhigen. Ach, wie unglücklich bin ich!“ Charlotte war seine Gattin, vom Cardinal ihm insgeheim angetraut, aber vom alten Condé noch nicht anerkannt, wohl aber später von Ludwig XVIII. Jetzt sollte diese Ehe, von der aber die Gegner wohl wussten,[1]) noch geheim bleiben. Darum gab Enghien auf die Adresse des Briefes an die Gattin nicht seinen, sondern nur den Namen „Prinzessin Rohan“. Der Brief ist damals nicht an seine Adresse gekommen, sondern abgefangen worden, was eine neue Grausamkeit war. Die Polizei erwartete, dass die Prinzessin nach Paris komme, und gab sogleich Befehl, sie zu verhaften; man werde sie bei ihrer Mutter, die noch dort lebe, treffen. Tagebuch.

Am gleichen Tage ließ man ihm das Protokoll über den Befund seiner Papiere unterzeichnen, auch sein Testament war darunter, er durfte noch einen Beisatz machen. Dem Protokoll schloss er die Bemerkung bei, dass er nie in eine Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls sich einließ, dessen Genie er bewundere; dass er mit vierzehn Jahren Frankreich mit seinem Vater und Großvater verließ, um als Soldat, als Glied der Familie Bourbon, für die Rechte seines Geschlechts und seines Blutes zu kämpfen — das könne man ihm nicht als Verbrechen anrechnen. Auf die Frage, warum er nicht seiner Mutter folgte, deren Brief bei seinen Papieren war, und die ihn 1792 aufforderte, nach Paris zurückzukehren, entgegnete der Prinz: „Ich durfte nur dem König gehorchen!“ — und sprach dann mit Feuer über die Greuel der Revolution, über den Mord Ludwigs XVI, der Marie Antoinette und der Madame Elisabeth. Es war das erstemal, dass ihn seine Ruhe verließ. Machim sagte später oft zu Ségur, der Prinz habe sonst in einer so peinlichen Lage, während der zwei Tage Haft in der Citadelle, stets eine Höflichkeit ohne Hochmuth und voll Würde gezeigt: „Alles an ihm erweckte Hochachtung, in den peinlichsten Augenblicken zeigte er sich immer ruhig und fest.“ Briefe und Testament.

[1]) Welschinger bringt die nöthigen Erklärungen dafür, l. c. S. 304—334.

Am Abend des 17. März erlaubte ihm Machim, sich im Hof und Garten der Citadelle zu ergehen. „Gut," sagte er, „morgen ist Sonntag, da gehe ich in die heilige Messe und Montag will ich dann arbeiten." — Schmidt berichtet: „Diese Besserung in unserer Lage schien uns Gutes vorzubedeuten. Selbst der Prinz täuschte sich darüber." Das Abendessen war heiter. „Wahrscheinlich ist meine Verhaftung die Folge eines Irrthums, denn weder in meinem Benehmen, noch in meinen Briefen kommt etwas vor, was die Strenge, mit der man mich behandelt, rechtfertigt. Das Schlimmste für mich wäre, wenn ich im Gefängnis bleiben müsste, bis mit England Friede geschlossen ist. Was Sie (Schmidt) anlangt, so zweifle ich gar nicht, dass man Sie bald wieder freilassen wird."

Leise Hoffnung.

Aber es war anders beschlossen. In der Nacht noch brachte ein Courier den Befehl, den Gefangenen sogleich nach Paris zu bringen. Sonntag 18. März schrieb er in sein Tagebuch: „Man kommt um ein Uhr morgens zu mir, um mich abzuführen, man lässt mir kaum Zeit, mich anzukleiden. Ich umarme meine unglücklichen Schicksalsgenossen, meine Leute. Ich reise allein mit zwei Gendarmerie-Officieren und zwei Gendarmen. Der Oberst Charlot kündigte mir an, wir müssten zum General Leval fahren, der von Paris Befehle erhalten habe. Statt dessen finde ich auf dem Platz vor der Kirche einen mit sechs Pferden bespannten Postwagen. Man heißt mich einsteigen. Lieutenant Petermann setzt sich zu mir, der Wachtmeister Blittersdorf auf den Bock, ein Gendarm steigt mit hinein, ein anderer nimmt draußen Platz." Das sind die letzten Zeilen, die der Prinz in sein Tagebuch schrieb, es wurde ihm weggenommen. Der arme Canone hatte ihm beim Ankleiden geholfen, er wollte mitreisen, wurde aber mit Kolbenstößen weggetrieben. Thränen standen in den Augen der Diener, als sie ihm Lebewohl sagten. Enghien beherrschte sein Gefühl: „Meine Freunde, es ist mir leid, dass ich für Sie nicht ferner sorgen kann. Doch beruhigen Sie sich, wir werden uns wiedersehen." — Alsbald muss er fort, keiner seiner Diener darf mit ihm, sein kleiner Hund Mohileff springt aber zu ihm in den Wagen und setzt sich zwischen seine Füße; er war ihm nachgelaufen von Ettenheim bis zum Rhein, war, seinem Schiffe nach, durch den Strom geschwommen, dann unter dem Wagen bis in die Kaserne nachgegangen und blieb jetzt sein einziger treuer Gefährte.

fort nach Paris.

Die Prinzessin Charlotte war ihrem jungen Gemahl nach Straßburg nachgereist und wurde dort sogleich verhört; gern hätte man an ihr eine Schuld gefunden, es gelang jedoch nicht; sie erklärte einfach, die heiligsten Bande knüpften sie an den Herzog. Man gestattete ihr nicht, den Gemahl zu sehen, gab ihr auch sein Schreiben nicht, verwies sie zurück nach Ettenheim; sie reiste aber nach Karlsruhe, wo Gustav IV. von Schweden sich ihrer aufs wärmste annahm. Der Kurfürst erklärte, dass er nichts für den Prinzen thun könne, dessen Schicksal jedoch schnell entschieden werden sollte. Einige Elsässer hatten sich entschlossen, in der Nähe von Zabern den Wagen zu überfallen und den Prinzen zu befreien — doch sie kamen vierundzwanzig Stunden zu spät. Auf jeder Poststation standen schon frische Pferde bereit, es gieng fortwährend im Galopp. Am 20. März 1804, drei Uhr nachmittags, fuhr der Wagen zu Paris in den Hof des Ministeriums. Der Prinz wollte aussteigen, er meinte, man werde ihn zu Bonaparte führen und nach einer viertelstündigen Unterredung werde alles klar sein, er als unschuldig erkannt und frei werden. Es wurde ihm jedoch befohlen, schnell wieder einzusteigen. Ein Herr kam die Treppe herab,

Charlotte von Rohan.

Enghien in Paris

bestieg einen Wagen und kehrte nach einer halben Stunde wieder. Wahrscheinlich war es Talleyrand, der Réal meldete, der Prinz sei da. Nun fuhr der Postwagen wieder aus dem Hof und kam um fünf Uhr im Schloss zu Vincennes an und hielt vor der Thüre des Commandanten Harel. Das Gericht war schon bestellt, zum voraus war schon das Grab gegraben, in welches der zum Tod durch Pulver und Blei zu Verurtheilende geworfen werden sollte! In Vincennes.

Fand sich in der Umgebung Bonapartes niemand, der für Enghien sprach? — Doch, aber jedes Wort war vergebens.

Hören wir darüber die Denkwürdigkeiten der Frau von Rémusat;[1]) sie war Hofdame Josephinens und erzählt von der Charwoche 1804: „Am Palmsonntag kam die Reihe wieder an mich. Nach dem Gottesdienst, der in den Tuilerien sehr feierlich abgehalten wurde, sagte mir Madame Bonaparte: ‚Ich bin froh, wir bringen diese Woche in Malmaison zu, Paris macht mir in diesem Augenblick Angst.‘ — Bald darauf fuhr ich mit ihr nach Malmaison. Sie war sehr schweigsam und traurig. Ich zeigte mich besorgt, da sagte sie: ‚Ich will Ihnen ein großes Geheimnis mittheilen: diesen Morgen theilte mir Bonaparte mit, er habe Caulaincourt an die Grenze gesandt, um den Herzog von Enghien zu verhaften; man will ihn hieher bringen — es scheint, man will ihn aburtheilen.‘ Ich erschrak derart über diese Worte, dass Madame Bonaparte glaubte, ich würde ohnmächtig, und die Fenster des Wagens herabließ. Sie fuhr fort: ‚Ich habe gethan, was ich konnte, um von ihm das Versprechen zu erhalten, dass er den Prinzen nicht hinrichten lasse, aber sein Entschluss scheint gefasst zu sein.‘ — ‚Wie! dass er sterben muss?‘ — ‚Ich fürchte es.‘ Bei diesen Worten fieng ich an zu weinen, und ich stellte ihr dann all die traurigen Folgen dieses Verfahrens vor; die Versündigung am königlichen Blute würde nur den Jakobinern gefallen; ich hielt ihr die Vorzüge dieses Prinzen vor allen andern vor die Augen und den schönen Namen Condé, dann den allgemeinen Schrecken und die Glut des Hasses, der aufflammen würde, und erschreckte sie damit so sehr, dass sie mir versprach, alles zu wagen, um diesen verhängnisvollen Beschluss zu ändern. Wir trafen ganz niedergeschlagen in Malmaison ein — ich eilte in mein Zimmer und weinte bitterlich. Ich liebte und bewunderte Bonaparte, und hielt ihn durch eine unsichtbare Macht zu höchsten Dingen für berufen — und plötzlich zerriss der Schleier vor meinen Augen und begriff ich nur allzusehr die Folgen dieser That. Josephine. Frau von Rémusat.

„Ich hatte in Malmaison niemand, dem ich mein Herz eröffnen konnte; mein Mann war noch in Paris. Ich musste mich also zusammennehmen und ganz ruhig erscheinen, denn Madame Bonaparte hatte mir streng verboten, etwas zu verrathen. Als ich um sechs Uhr in den Saal kam, spielte Bonaparte gerade Schach; es that mir weh, sein Gesicht so friedlich zu sehen; seit zwei Stunden hatte sich alles in meinem Kopf so umgedreht, dass Bonaparte mir ganz verändert vorkam. An der Tafel kam nichts Besonderes vor, Bonaparte verließ sie bald und arbeitete dann mit seinen Polizeimännern. Abends versprach mir Josephine, ihre Bitten zu erneuern.

„Am andern Morgen war sie ganz entmuthigt, Bonaparte hatte ihr alles abgeschlagen: Die Weiber sollen sich mit solchen Dingen nicht befassen; seine Politik erfordere diesen Staatsstreich, er erreiche damit, dass er sich in der Zu- Gründe Bonapartes.

[1]) Mémoires de Madame de Rémusat 1802—1808, publiés par son petit-fils Paul de Rémusat, Senateur de la Haute-Garonne. 13me édition. Paris 1880.

kunft milder zeigen könne; er müſſe wählen zwiſchen dieſer entſcheidenden That oder einer langen Folge von Verſchwörungen, die er jeden Tag ſtrafen müſste. Die Strafloſigkeit würde die Parteien ermuntern, er wäre ſonſt genöthigt zu verfolgen, in die Verbannung zu ſchicken und ohne Unterlaſs zum Tode zu verurtheilen und von dem abzukommen, was er für die Emigranten gethan habe, und ſich in die Hände der Jakobiner hinzugeben. Die Royaliſten hätten ihn ſchon öfter gegenüber den Jakobinern bloßgeſtellt; die Strenge in dieſem Falle würde ihn jedoch vor der ganzen Welt freimachen. Übrigens habe nach allem ſich Enghien in die Verſchwörung Cadoudals eingelaſſen; er würde in kurzem eine Verwirrung nach Frankreich bringen, er diene dem Haſſe der Engländer; dann könnte auch ſein Ruhm als Soldat ihm das Heer aufregen; ſei er einmal todt, ſo hätten ſeine Soldaten für immer mit den Bourbonen gebrochen. Ein Mord, der Ruhe verſchaffe, ſei in der Politik kein Verbrechen. Die Befehle ſeien ſchon gegeben,
Caulaincourt. er könnte nicht mehr zurück. Joſephine hatte ihm geſagt, die Wahl Caulaincourts, deſſen Familie früher im Dienſte der Bourbonen ſtand, erhöhe das Gehäſſige der That. Bonaparte entgegnete: ‚Ich wuſste das nicht, aber was liegt daran? Iſt Caulaincourt bloßgeſtellt, ſo iſt das kein großes Unglück, er wird mir nur ein um ſo treuerer Diener ſein.‘ — Mir ſchien es, Caulaincourt hätte die Sendung abweiſen ſollen.

Joſephine. „Der ganze Tag verlief traurig. Joſephine ſah der Pflanzung einer Cypreſſe im Garten zu und erhob auch einigemal dabei den Spaten; ich ſagte zu ihr: ‚Mein Gott, ein ſolcher Baum paſst für den Tag.‘ Peinliche Eindrücke hafteten jedoch nicht lange bei ihr, überdies beugte ſie ſich gerne vor der Überlegenheit. Ich ließ ihr aber den ganzen Tag keine Ruhe, ſie hörte mich geduldig an, aber entmuthigt; ſie kannte Bonaparte beſſer als ich. Ich weinte, ich beſchwor ſie und abends erlangte ich von ihr den Entſchluſs, noch einen Verſuch zu wagen. — ‚Nennen Sie mich nur‘, ſagte ich; ‚aus meinem Schmerz wird er erſehen, welchen Eindruck die That machen wird. Ich wünſche mir nichts Beſſeres, als daſs er Entſchuldigungen mir vorbringt, es wird keine vor mir beſtehen.‘ Wir ſahen übrigens Bonaparte wenig an dieſem zweiten Tag. Der Großrichter, der Polizeivorſtand und Murat waren lange bei ihm. Ich fand in allen Geſichtern etwas Düſteres. Meine Träume in der Nacht waren gräſslich. Ich fühlte mich gedrängt, Bonaparte zu Füßen zu fallen und ihn zu bitten, daſs er Mitleid habe mit ſeinem Ruhm, den ich für rein hielt und ehrlich beweinte.

„Mittwoch am Morgen ſagte Madame Bonaparte zu mir: ‚Alles iſt vergebens! Der Herzog von Enghien kommt heute Abend an, wird nach Vincennes
Murat. gebracht und dieſe Nacht gerichtet. Murat nimmt alles auf ſich, er iſt voll Haſs in dieſer Sache; er iſt es, der Bonaparte antreibt, und ihm immer vorredet, man würde ſeine Milde für Schwäche halten. Es gibt eine Partei, die es übel nimmt, daſs man nicht Rückſicht nahm auf den ehemaligen Ruhm Moreaus, und die fragen möchte, warum man denn einen Bourbon geſchont habe? Endlich hat mir Bonaparte verboten, mit ihm ferner darüber zu reden. Er hat mit mir von Ihnen geſprochen, und iſt über Ihre Traurigkeit betroffen geweſen. Nehmen Sie ſich alſo zuſammen.‘

„Mir ſtieg es heiß auf: ‚Er ſoll von mir denken, was er will, mir iſt es ganz gleichgiltig, und wenn er mich fragt, warum ich weine, ſo ſage ich, ich weine über ihn‘ — und mir kam gerade bei dieſen Worten das Weinen recht ſtark. Madame Bonaparte erſchrak über meinen Zuſtand, und als ſie mich beruhigen wollte, konnte ich nur die Worte vorbringen: ‚Sie verſtehen mich nicht!‘

Sie versicherte, Bonaparte werde nachher vorangehen wie bisher. Ach, nicht die Zukunft macht mir Kummer: ich zweifelte nicht an seiner Macht über andere, aber ich fühlte einen Riss in meinem Herzen.

Bonaparte beim Schachspiele.

„Endlich gieng es zum Diner, und ich musste meine Miene in Ordnung bringen, aber sie war ganz verstört. Er spielte gerade Schach, an diesem Spiel hatte er seine Freude. Sobald er mich sah, rief er mich zu sich, ich sollte ihm einen guten Rath geben. Ich war jedoch nicht im Stande, einige Worte vorzubringen. Er sprach in einem Ton voll Sanftmuth und Theilnahme, die mich erst recht in Verwirrung brachten. Als die Speisen aufgetragen waren, wies er mir den Platz neben sich an, und stellte eine Reihe von Fragen über meine Familie an mich. Er schien es sich zur Aufgabe zu machen, mich zu betäuben und mich am Denken zu hindern. Man hatte den kleinen Napoleon (den Sohn Louis') an den Tisch kommen lassen und ihn an die Mitte gesetzt und Bonaparte schien eine Freude daran zu haben, wie der Kleine nach allen Platten langte und alles um sich her umwarf. Nach dem Essen setzte er sich auf den Boden und spielte mit dem Kleinen. Josephine, die fürchtete, er sei gereizt über das, was sie über mich zu ihm gesagt hätte, sah mich lächelnd an, wie wenn sie sagen wollte: ‚Sie sehen, er ist doch nicht so böse, und wir können ruhig sein'. Was mich anlangt, so wusste ich nicht mehr, wo ich war; ich glaubte einen Augenblick einen bösen Traum zu träumen. Ich hatte ohne Zweifel ein blasses Gesicht, denn er sah mich scharf an und sagte: ‚Warum haben Sie kein Roth aufgelegt? Sie sind zu bleich.' — Ich sagte, ich hätte es vergessen. — ‚Wie?' entgegnete er, ‚eine Frau, die ihr Roth vergisst!' und lachte: ‚Josephine, das würde dir nie begegnen!' und setzte hinzu: ‚Die Frauen haben zwei Dinge, die ihnen gut anstehen: das Roth und die Thränen.' — Diese Worte vermehrten meine Bestürzung.

„Wenn Bonaparte fröhlich war, hatte er wenig Geschmack und kein Maß und benahm sich ganz wie ein Soldat in der Garnison. Er spielte nachher noch lange mit seiner Frau, mit einer Freiheit ohne Anstand; dann rief er mich zu einem Tische, um eine Partie Schach mit ihm zu spielen. Er spielte jedoch nicht gut, indem er dem Gang der Figuren sich nicht unterwerfen wollte. Ich ließ ihn machen, was ihm beliebte; alle sahen schweigend zu und er fieng an durch die Zähne zu singen. Dann kamen ihm die Verse in den Sinn, die er laut hersagte:

Des dieux que nous servons connais la différence:
Les tiens t'ont commandé le meurtre et la vengeance;
Et les miens, quand ton bras vient de m'assassiner,
M'ordonne de te plaindre et de te pardonner.[1])

Ob Gnade oder Tod?

Unwillkürlich erhob ich den Kopf und sah ihn fest an, er lächelte und fuhr fort. In Wahrheit glaubte ich in diesem Augenblick, vielleicht habe er seine Frau und alle Welt getäuscht, und bereite einen großen Act der Gnade vor. Dieser Gedanke, den ich festhielt, gab mir wieder Beruhigung; meine Einbildungskraft war damals noch sehr jung und ich hatte ein so großes Bedürfnis zu hoffen. ‚Sie lieben die Verse', sagte Bonaparte zu mir. Ich hatte Lust zu antworten: ‚Ja, besonders wenn man sie verwirklicht!' Ich hatte aber nicht den Muth dazu. — Wir setzten unser Spiel fort und mehr und mehr setzte ich Vertrauen in seine Fröhlichkeit. — Da hörte man einen Wagen anfahren und Hulin wurde angemeldet. Der erste Consul stieß rasch den Tisch von sich, erhob sich und gieng

[1]) Alzire, act., V, sc. 8.

in die Gallerie neben dem Saal, und blieb den Abend mit Murat, Hulin und Savary zusammen. Er kehrte nicht mehr zurück und ich — ich gieng beruhigt in mein Zimmer hinauf. Ich konnte mich überreden, dass Bonaparte gerührt sei beim Gedanken, ein solches Opfer in seiner Gewalt zu haben. Ich wünschte, der Prinz möge eine Besprechung mit ihm verlangen — was er wirklich wiederholt mit den Worten that: ‚Wenn der erste Consul geruhen wollte, mich zu sehen, so würde er mir recht geben und begreifen, dass ich nur that, was ich sollte.' Vielleicht, dachte ich mir, geht Bonaparte selber nach Vincennes und übt eine glänzende That der Gnade. Warum sonst hätte er jene Verse hergesagt."

Enghien in Vincennes.

Indes war das Opfer gekommen. Am 20. März um fünf Uhr abends erreichte der Wagen mit dem Herzog von Enghien den Schlosshof zu Vincennes und hielt vor der Wohnung des Commandanten Harel. Der Prinz stieg aus, fast erstarrt vor Kälte, erschöpft von der langen Fahrt, auf der keine Erfrischung gereicht worden war. Eine ehemalige Nonne, jetzt Erzieherin, führte Harels Kinder zum Haus und erzählte später, der junge Mann, der ausstieg, habe ihr bleich und sehr ermüdet geschienen, sei schlank gewesen und von edlem, vornehmem Wesen. Harel lud den Ankömmling ein, mit ihm in seine Wohnung hinaufzugehen und sich am Kaminfeuer zu erwärmen, bis sein Zimmer eingerichtet wäre. „Von Herzen gern," sagte der Prinz, „es wird mir eine Erquickung sein, ein Feuer zu sehen, und ich werde auch noch etwas Speise zu mir nehmen, denn ich habe den ganzen Tag nichts gegessen." Der Prinz nahm Platz am Kamin, indes wurde sein Zimmer eingerichtet und ein Diener gieng in das Gasthaus des Dorfes, etwas Speise zu holen. Der Wirt hatte gerade an diesem Tage viele Gäste und darum nur wenig zu bieten, eine Suppe und ein Stückchen Fricandeau, wofür er sieben Francs forderte. Der Diener entschuldigte sich beim Prinzen, dass er so wenig bringe; dieser entgegnete freundlich, ihm genüge es vollkommen, und dankte ihm höflich für seinen Eifer. Dann sagte er zu Harel: „Ich habe einen Reisekameraden bei mir, diesen kleinen Hund da; er ist der einzige Freund, der sich nicht von mir getrennt hat. Das arme Thier hat die ganze Fahrt mitgemacht und ist, wie ich, nüchtern seit Straßburg. Erlauben Sie, dass ich ihm meine Dankbarkeit bezeuge und dieses kleine Mahl mit ihm theile" — und dabei schüttete er auf einen Teller dem Hunde, der ihm die Hand leckte, die Hälfte des Mahles. Erwärmt durch das Feuer und erfrischt durch das Mahl, erzählte dann der Prinz, dass er als Knabe mit seinem Großvater Vincennes besucht habe, damals freilich nicht ahnend, dass er einmal als Gefangener dahin käme. Er betrachtete dann durch das Fenster die Wipfel der Bäume des nahen Waldes und sprach vom Vergnügen, darin zu jagen; wenn man es ihm erlaubte, würde er sein Wort geben, nie zu entrinnen. Er kam dann auf seine Haft. „Was will man denn mit mir machen?" — und sprach die Überzeugung aus: „Das Ganze kann nur die Sache von ein paar Tagen Gefängnis sein!" Harel gab nur ausweichende Antwort. Das ganze Gespräch hörte die Frau Harels, die ungesehen in einem Alkoven krank lag. Sie kannte den Prinzen, dessen Milchschwester sie gewesen war, von dessen Gütern sie eine Pension bezog, konnte aber in der Stille nur ihre Thränen vergießen, denn sie konnte nichts für den Prinzen thun.

Das letzte Mahl.

Hoffnung.

Dann wurde Enghien in sein Zimmer geführt, das man nur nothdürftig eingerichtet und geheizt hatte. Hier schrieb er noch einen Brief an Charlotte, den er in sein Kleid steckte. Darauf begab er sich zur Ruhe, die seine Natur so sehr bedurfte, und verfiel sogleich, seiner Unschuld und eines frohen Erwachens sicher, in einen tiefen Schlaf.

Letzter Schlaf.

Indes kamen in der Nacht nach und nach die Richter zusammen im Salon Harels. Savary befahl, den Gefangenen zum Verhör zu führen. Der Berichterstatter Dautencourt trat mit drei Officieren zum Bett des Prinzen, der in tiefem Schlafe lag, beugte sich über ihn und weckte ihn. Enghien sprang auf, kleidete sich rasch an und folgte ihnen in das Zimmer neben dem Salon des Commandanten, wo das Verhör vorgenommen wurde,[1]) offenbar nur zum Schein, denn der Prinz sollte ja erschossen werden. Der keine Hund folgte ihm auf Schritt und Tritt. Wie üblich, kam zuerst die Frage nach dem Namen, Alter, Stand, die der Prinz einfach und kurz beantwortete, dann die Frage, wann er die Heimat verlassen habe. Der Prinz sagte, es dürfte der 16. Juli 1789 gewesen sein, er erinnere sich nicht mehr so genau, da er damals noch sehr jung war. Auf die Frage, wo er seitdem sich aufgehalten, nannte der Angeklagte Mons und Brüssel, sechzehn Monate in Turin und Umgebung; 1792 habe er den Feldzug in Brabant mit dem Corps Bourbon unter Herzog Albert mitgemacht. In Worms sei er in das Corps Condés eingetreten. Die Frage, wo er sich aufgehalten habe seit dem Frieden mit dem Kaiser? beantwortete der Prinz: einige Monate in Graz[2]) und Umgebung, dann sei er in Ettenheim, mit Erlaubnis des Kurfürsten von Baden, zwei und ein halbes Jahr gewesen; auch habe der Kurfürst ihm die Jagd überlassen, die er sehr liebe. Die Frage: ob er nie in England war, von wo er einen Gehalt bezog? beantwortete der Prinz: niemals! er habe als Prinz nur einen kleinen Gehalt bezogen, von dem er allein lebte. — Welche Stelle er in der Armee Condés bekleidet habe? — Er habe die Vorhut befehligt; der Kaiser Paul I. habe ihn zum Obersten der Dragoner ernannt, als das Corps in Rußland war, in dieser Eigenschaft habe er auch den Feldzug am Rhein mitgemacht. Die Frage, ob er mit Pichegru Beziehungen habe, beantwortete der Prinz also: „Niemals; ich habe ihn nie gesehen. Nach den gemeinen Mitteln, die er anwenden wollte, wenn das wahr ist, was man sagt, bin ich froh, daß ich ihn nie kennen gelernt habe.“ Die gleiche Frage wegen Dumouriez beantwortete der Prinz: „Ebensowenig, ich habe ihn nie gesehen.“ Ob er nicht Briefe nach Frankreich geschrieben? — „Bisweilen, an alte Kameraden und Freunde, ihr Inhalt war aber nur persönlicher Art, so daß man mir kein Verbrechen daraus machen kann.“ Ehe er das Protokoll unterschrieb, bat Enghien um eine Audienz bei dem ersten Consul. Dautencourt erlaubte ihm, diesen Wunsch dem Protokoll beizusetzen, und der Herzog schrieb: „Ehe ich dieses Protokoll unterzeichne, spreche ich meine dringende Bitte aus, der erste Consul möge mir eine Audienz bewilligen. Mein Name, mein Rang, meine Art zu denken und meine schreckliche Lage lassen mich hoffen, daß er diese meine Bitte nicht abschlagen werde.“

Bericht.

Bitte um eine Audienz.

Aus diesem Verhör ergab sich kein Grund zu einem Todesurtheil. Das Gesetz vom 28. März 1793 betraf nur Emigranten, welche in einem feindlichen oder eroberten Land die Waffen gegen ihr Vaterland getragen hatten und auf französischem Boden ergriffen wurden — solche sollten binnen vierundzwanzig Stunden von einem Gericht, welches der Oberst der sich da aufhaltenden Truppen zusammensetze, gerichtet werden. Enghien war aber nicht

Enghien ohne Schuld.

[1]) Es ist vollständig abgedruckt in Nougarède de Fayet, II, p. 30–36.

[2]) Enghien wohnte in der schönen Blümelvilla in romantischer Umgebung zu Maria Trost bei Graz. Die Villa Nr. 81 gehört jetzt dem Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Rintelen.

in Frankreich, nicht in einem feindlichen, nicht in einem eroberten Lande, sondern in einem friedlichen, vermittelst einer Gebietsverletzung überfallen und nach Vincennes geschleppt worden. Man durfte ihn auch nicht als Emigranten behandeln, denn er war ja ein Verbannter, wie alle königlichen Prinzen, er durfte nicht in seine Heimat zurückkehren. Für sein und seiner Familie Recht hatte er offen gekämpft, aber nie sich in eine Verschwörung eingelassen. Letzteres behauptete aber die Regierung. Um seine Unschuld gegenüber dieser Verdächtigung zu erweisen, bat der Prinz um eine Unterredung mit dem ersten Consul. Ein Condé konnte dies verlangen, durch seinen Freimuth war der Prinz bekannt als unfähig zu einer Lüge. Übrigens war das Verfahren gegen die Emigranten überhaupt milder geworden. Bonaparte hatte sich früher selber gegen das standrechtliche Verfahren wider dieselben ausgesprochen und hatte mit den Waffen in der Hand gefangen genommene Emigranten amnestiert. Also ist das von ihm gegen Enghien eingeschlagene Verfahren rein als eine That seines durch die Antwort Ludwigs XVIII. gereizten Hochmuthes und seiner Gier zu erklären, durch eine Blutthat Schrecken zu erregen und auf dem Weg zum Kaiserthron kein Hindernis mehr zu finden.

Joseph Bonaparte.

Es ist noch eine andere Angabe über Bonapartes Schwanken vor der Blutthat vorhanden in den Denkwürdigkeiten seines Bruders Joseph. Dieser sagt:[1] „Zur Zeit, da Enghien ankam, war ich in Morfontaine und wurde nach Malmaison berufen. Schon im Hof kam mir Josephine entgegen, ganz aufgeregt, um mir das Ereignis des Tages mitzutheilen. Napoleon hatte Cambacérès und Berthier befragt, welche dem Gefangenen günstig waren, doch fürchtete

Talleyrand.

Josephine den Einfluss Talleyrands, welcher mehreremale mit Bonaparte auf- und abgegangen war. Sie sagte zu mir: ‚Ihr Bruder hat öfter nach Ihnen gefragt, gehen Sie doch schnell zu ihm hin und machen Sie der Unterredung mit dem Krummen (Talleyrand) ein Ende.‘ Bei meinem Eintritt in den Saal verabschiedete Bonaparte Talleyrand, sprach nur sein Erstaunen über die Verschiedenheit der Ansichten der beiden aus, die er zuletzt gesprochen hatte, und verlangte meine Meinung. Ich erinnerte ihn an seine politischen Grundsätze, dass er allen Parteien fremd bleiben wolle, um alle zu beherrschen, dass er der Schlussstein am Gewölbe zu sein gedenke. Ich erinnerte ihn an seinen Eintritt in die Artillerie infolge der Ermuthigung, die ihm der Prinz Condé zum Kriegerstand gegeben hatte, bei seinem Besuch in Autun 1783, von wo er nach Dijon zog, um die Stände von Burgund zu eröffnen, wo er Statthalter war. Ich kannte noch einen Vers aus dem Gedichte auswendig,[2] welches Abbé Simon Condé zu Ehren damals verfasst hatte; — wer hätte uns damals prophezeien können, dass wir einmal über das Los seines Enkels zu entscheiden hätten! Bonapartes Blick wurde milder, er sagte mit der nervösen Erregung, die bei ihm immer einen edelmüthigen Gedanken begleitete: ‚Seine Begnadigung ist in meinem Herzen,

---

[1] Mémoires du roi Joseph, I, p. 97. Paris 1855.

[2] Condé, quel nom! L'univers le vénère,
A ce pays il est cher pour jamais;
Mars l'honore pendant la guerre,
Et Minerve pendant la paix. —

weil ich ihm Gnade erweisen kann. Aber das ist für mich nicht genug; ich will, dass der Nachkomme des großen Condé in meinem Heere diene; ich fühle mich stark genug dazu.' — Ich kehrte nach Morfontaine in diesem Glauben zurück und setzte mich dort neben Frau von Staël, welche Mathieu von Montmorency zu ihrer Linken hatte. Frau von Staël, der ich von der Absicht des ersten Consuls sprach, einen Nachkommen des großen Condé zu begnadigen, antwortete wie ein Weib: ‚Um so besser, sonst würden wir Herrn von Mathieu nicht mehr sehen.' Ein Edelmann jedoch, der nicht emigriert war, sagte zu mir: ‚Soll es also den Bourbonen gestattet sein, straflos sich zu verschwören? Der erste Consul täuscht sich, wenn er glaubt, dass der Adel und zwar der historische Adel, der nicht ausgewandert ist, vielen Antheil an den Bourbonen nimmt. Wie haben sie nicht Biron behandelt und meinen Großvater!'

Doch, gehen wir nach Vincennes zurück! Dautencourt ließ den Prinzen allein und gieng zu den Richtern, welche sich indessen im Salon Harels versammelt hatten. Ihr Vorsitzender war Hulin, uns noch bekannt als Bastillestürmer; durch Eifer für die Revolution und als Soldat hatte er sich emporgearbeitet bis zum Commando der Consulargarde-Grenadiere zu Fuß. Die andern Richter waren Guiton, Oberst der Küraſſiere, Bazancourt, Barrois, Rabbe, Ravier, sämmtlich Officiere der Pariser Garnison, alle gewohnt unbedingt zu thun, was die Regierung wünschte. Murat, der Befehlshaber von Murat. Paris, hatte sie gewählt nach ihrem Range, und ihnen, als sie sich bei ihm vorstellten, nur kurzweg gesagt: „Sie müssen die Befehle kennen, deren Überbringer Sie sind; führen Sie dieselben aus, soweit sie Sie betreffen." — In ihrer Anweisung stand: „Sie werden sofort in Vincennes zusammentreten, und nicht eher auseinandergehen, als bis Sie das Urtheil über den Angeschuldigten wegen der in dem Regierungserlasse enthaltenen Anklagen gefällt haben." Hinter Hulin stand beim Gericht General Savary, das eigentliche Werkzeug von Savary. Bonapartes Willen, er hatte während dieses Gerichtes den Oberbefehl über die Festung und über die militärischen Vorkehrungen, welche das Gericht nöthig machte, und hatte eine Brigade Linieninfanterie mitgebracht und an allen Ausgängen Gendarmerie aufgestellt und befohlen, jede Verbindung mit auswärts zu verhindern. Also wurden weder von Paris, noch von Malmaison Gegenbefehle erwartet. Demnach fällt die Erfindung, dass der Oberrichter Réal hätte kommen, Die Fabel von Réal. den Prinzen sprechen und erst nach seinem Urtheil das Schicksal des Gefangenen hätte entschieden werden sollen, in nichts zusammen.

Dautencourt trug das Gesuch des Prinzen um eine Unterredung mit dem ersten Consul vor. Oberst Barrois sprach dafür, in einer Stunde könne ein reitender Bote in Malmaison und von da mit der Entscheidung wieder zurück sein. Savary war dagegen, es sei nicht nach dem Willen des ersten Consuls.[1]) Berathung. Von den Richtern hatte keiner den Muth, darauf zu bestehen, noch zu verlangen, dass dem Angeklagten ein Vertheidiger gegeben werde; sie kannten bloß den Willen der Regierung und verstanden zu gehorchen. „Wenn du diesen nicht verdammst, so bist du kein Freund des Kaisers." Hulin theilte die Botschaft der Regierung den Richtern mit, und ließ den Gefangenen kommen; er selber berichtet später: „Er trat vor uns mit einer edlen Zuversicht. Enghien wies Enghien. die Anklage, er habe unmittelbar oder mittelbar an der Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls Antheil genommen, von sich; er verabscheue eine

[1]) Cette demande est inopportune.

solche Kampfesweise, durch welche der Sieg zum Verbrechen gestempelt werde." —
Hulin. Hulin entgegnete: „Wie können Sie uns einreden wollen, dass Sie nicht genau wussten, was in Frankreich vor sich gehe, während nicht bloß das Land, wo sie weilten, sondern auch die ganze Welt es wusste? Wie konnten Sie bei Ihrem Rang und Ihrer Geburt, an die uns zu erinnern Sie so besorgt sind, den hochwichtigen Ereignissen gegenüber, deren Folgen alle zu Ihrem Vortheil sind, gleichgiltig bleiben? Sie scheinen sich nach der Art, wie Sie antworten, über Ihre Lage zu täuschen; nehmen Sie sich inacht, das könnte sehr ernst werden, denn bei den Kriegsgerichten gibt es keine Appellation."

Bitte um eine Audienz. Der Prinz bedeckte das Gesicht mit den Händen und besann sich einen Augenblick. Dann sagte er: „Mein Herr, ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich schon gesagt habe. Als ich hörte, dass der Krieg wieder ausbreche, ließ ich in England um eine Stelle in seinem Heere bitten; die englische Regierung ließ mir sagen, dass sie mir keine zu geben habe, dass ich aber am Rhein bleiben solle, wo ich sofort eine Rolle zu spielen hätte — und ich wartete. Das ist alles, was ich zu sagen habe. Ich verhehle mir die Gefahr meiner Lage nicht, ich will sie aber auch nicht durch eine unwürdige Ausflucht beseitigen. Ich wünsche nur eine Unterredung mit dem ersten Consul."

Hulin ließ sofort den Prinzen abführen; auch Savary und die Officiere der von ihm herbeigeführten Mannschaft verließen den Saal. Die Richter blieben allein und fällten, so langsam, als es nur mit Anstand geschehen konnte, einstimmig das Todesurtheil.[1]) „Wir mussten richten," sagte Hulin später, „wenn
Todesurtheil. wir nicht selber gerichtet werden wollten." — Hulin fasste das Todesurtheil ab, das ohne genügende Gründe und ohne Kenntnis der Gesetze ist, er weiß nicht einmal die Paragraphe genau anzugeben. Die Richter kennen die Gesetze nicht; der Angeklagte hatte keinen Vertheidiger. Nach dem Gesetz vom 7. Februar 1801 hatte das Militärgericht keine Befugnis: über Verschwörungen hatten nur die ordentlichen Gerichte zu urtheilen — warum stellte man den Prinzen nicht, wie Georges Cadoudal und Moreau, vor dasselbe Gericht? Wider das Gesetz fand ja die ganze Verhandlung in Eile bei Nacht statt. Die Berufung wurde wider Recht verworfen. Savarys Gegenwart übte offenbar einen Druck auf die Richter aus, sie waren gewohnt zu gehorchen, und thaten

---

[1]) Das Urtheil vor der Hinrichtung des Herzogs von Enghien.

„Heute den 30. Ventose des Jahres XII der Republik.

„Die in Vollziehung der vermöge Beschlusses der Regierung vom 29. des laufenden Monats gebildete Militärcommission hat sich im Schlosse zu Vincennes vereinigt, um über den vormaligen Herzog von Enghien in Hinsicht der in dem vorerwähnten Beschlusse bemeldeten Anklagen zu richten. — Der Präsident ließ den Angeklagten frei und ohne Fesseln vorführen, und befahl dem berichterstattenden Capitän, die Actenstücke zur Anklage und zur Vertheidigung, bestehend aus jenem einzigen Actenstücke, vorzulesen. Nach der Vorlesung jenes Beschlusses legte der Präsident dem Angeklagten folgende Fragen vor:

„‚Ihre Namen, Vornamen, Alter und Geburtsort?' — Hat geantwortet, dass er sich nenne Louis Antoine Henri de Bourbon, Herzog von Enghien, geboren in Chantilly den 2. August 1772.

„Wurde befragt, ob er die Waffen wider Frankreich ergriffen habe? — Hat geantwortet, dass er den ganzen Krieg mitgemacht habe, und dass er bei der Declaration beharre, welche er dem berichterstattenden Capitän ertheilte, auch hernach unterzeichnete; hat ferner hinzugefügt, dass er zum Kriegführen bereit sei, und in dem neuen Kriege Englands wider Frankreich Dienste zu nehmen wünsche.

„Befragt, ob er noch im englischen Solde stehe? — hat er ‚Ja' geantwortet und dass er von dieser Macht monatlich 150 Guineen empfienge.

was die Regierung wollte. Dautencourt sagte nachher zu Savary: „Hienge es von mir ab, so möchte ich lieber tausend Schlachten anwohnen, als einem Kriegsgericht.“ — Warum legte denn keiner der Richter Verwahrung ein gegen das ganze Verfahren?

Das ärgste aber enthält Hulins Bericht: „Kaum war das Urtheil unterzeichnet, so verfaßte ich ein Schreiben an den ersten Consul, in welchem ich den einmüthigen Wunsch des Gerichtes aussprach, nämlich die Bitte des Angeklagten um eine Besprechung, und ihn beschwor, eine Strafe zu verschieben, welche zu unterlassen uns die Strenge des Gesetzes verwehrte. In diesem Augenblick sagte ein Mann hinter mir: „Was machen Sie da?“ — „Ich schreibe an den ersten Consul, um ihm den Wunsch des Gerichts und des Verurtheilten mitzutheilen.“ — „Ihr Geschäft ist zu Ende!“ fuhr er mich an, indem er mir die Feder nahm; „das Weitere ist meine Sache!“[1]) — Savary nahm das Todesurtheil in die Hand und entfernte sich damit, um es ohne Verzögerung vollziehen zu lassen. — Er wußte am besten, was Napoleon wollte, und war seine rechte Hand in Vollziehung seines Willens.“ Hulins Bericht. Savary.

Savary traf indessen die Anstalten zur Hinrichtung. Er ließ sechzehn Mann an die Stelle im Festungsgraben treten, wo der Prinz das Ende seines Lebens und sein Grab finden sollte — und das Gewehr laden. Man sagte ihnen, ein großer Verbrecher, der Frankreich in die Revolution zurückstürzen wollte, müsse nach dem Urtheil des Gerichtes der Officiere seine Strafe finden; er sei ein Verschwörer gegen das Leben des ersten Consuls, man werde ihn bald bringen, und sie sollten ihn auf eine Entfernung von vier bis fünf Schritten sicher treffen. Das Zeichen zum Schuss sollte sein, dass der Officier die Hand zum Kopf erhebe und den Hut abnehme; sie sollten nur auf den Verbrecher und das Zeichen sehen. Auf den Einwurf, es sei so dunkel, dass man nicht einen Schritt weit vor sich deutlich sehe, wurde geantwortet: dem werde schon abgeholfen werden; sie würden den Verbrecher sehr gut sehen, während sie selber nicht gesehen würden.[2]) Was man den Soldaten sagte.

„Nachdem die Commission dem Angeklagten seine Declaration durch das Organ ihres Präsidenten lesen gelassen und ihn befragt hatte, ob er etwas seiner Vertheidigung hinzuzufügen habe, antwortete er, dass er nichts mehr darüber sagen könne und beim Gesagten beharre.

„Der Präsident ließ den Angeklagten abtreten und das Gericht berieth sich bei verschlossenen Thüren. Der Präsident sammelte die Stimmen, indem er bei dem Untersten im Grade anfieng; nachdem der Präsident seine Meinung zuletzt ausgesprochen hatte, wurde er durch alle Stimmen verurtheilt in der Art: ... des Gesetzes vom ... so lautend ... und demzufolge zum Tode verurtheilt.

„Und befahl dem vortragenden Capitän, das gegenwärtige Urtheil sofort zu vollziehen, nachdem dasselbe in Gegenwart der verschiedenen Detachements der Garnison dem Verurtheilten vorgelesen worden sei. — Geschehen, geschlossen und geurtheilt, ohne Aufenthalt in Vincennes in dem vorbemeldeten Monat, Tage und Jahre wie oben, und haben wir dies unterzeichnet.“

Abgedruckt in Bourrienne, Mémoires, V, Anhang, und in Nougarède de Fayet, l. c. II.

[1]) Welschinger, l. c. S. 335.

[2]) Récit d'un gendarme présent à l'exécution, publié par Borgh. 1811. Welschinger, l. c. p. 335.

Enghien sorglos.

Der Gefangene ahnte nicht, dass das Los des Todes schon über ihn geworfen sei. Man hat ihn vom Gerichte weg in sein Zimmer geführt, er unterhielt sich heiter mit den Gendarmen, die ihn bewachten, und dem Lieutenant Noirot, und streichelte seinen Hund. Noirot hatte früher in einem Reiterregiment gedient, an dessen Spitze ein Freund des Prinzen stand; eine Erinnerung weckte die andere. Noirots biederes, soldatisches Wesen fesselte den Gefangenen. Da traten Harel und sein Diener ein, grüßten den Prinzen und forderten ihn auf, ihnen zu folgen. Harel gieng mit einer Laterne voraus durch Gänge und Höfe in einen Thurm, von wo eine Wendeltreppe in den Graben führte. Schweigend stiegen sie hinab. Da überkam den Prinzen

Enghiens Ahnung,

die Ahnung, dass es in ein finsteres, unterirdisches Gefängnis gehe. Zögernd hielt er ein und fragte bewegt: „Wohin führen Sie mich? Nach einem finsteren Kerker, um mich zu begraben? Da möchte ich lieber sterben!“ — Harel gab zur Antwort: „Folgen Sie mir und nehmen Sie all Ihren Muth zusammen.“ Ein Gendarm sagte: „Leider nicht in einen Kerker!“ — Jetzt begreift der unglückliche Prinz sein Schicksal — einige Schritte noch und er steht vor den Peloton und sieht die Gewehre blitzen. Ein Officier, Pelet, hält eine halb offene Laterne, deren Licht er auf den Prinzen richtet. Man lässt den Prinzen halten fünf Schritt vor den Gendarmen, den Rücken gegen die Mauer des Pavillons der Königin. Der Adjutant öffnet halb seinen Mantel und liest dem Prinzen das Todesurtheil vor. Zwar heißt es darin, das Urtheil soll vollzogen werden in Gegenwart der ganzen Garnison, aber nur die sechzehn Soldaten sind da, welche ihm das tödtliche Blei ins Herz senden sollen; auf der Brustwehr stehen einige Officiere. Wahrscheinlich fürchtete Savary einen Widerstand, denn es war doch bekannt geworden, dass der Unbekannte, den man Plessis nannte, der Herzog von Enghien sei. Furcht kannte dieser nie, er zeigt sich auch in dieser entsetzlichen Überraschung gefasst. Seine Gedanken richten sich zunächst an seine Gattin am Rhein in Ettenheim; er fragt, ob unter der Mannschaft niemand ihm eine Schere geben könne. Ein Soldat hat eine in seinem Torniſter; der Prinz schneidet sich damit eine Locke ab, wickelt sie in ein Papier, welches er noch im Kerker beschrieben hatte, und gibt sie mit dem Trauring, als letztes Liebeszeichen dem Lieutenant Noirot und bittet ihn, dies alles der Prinzessin Rohan-Rochefort zu übergeben. Noirot verspricht es. Dann richten sich seine Gedanken zu Gott, er fragt, ob man ihm keinen Priester gebe? Eine Stimme ruft spöttisch aus dem Hintergrund: „Will er denn wie ein Kapuziner sterben!“ Es soll die Stimme Savarys gewesen sein. Voll Entrüstung schaut Enghien nach der Stelle, woher diese Verhöhnung ertönte. Man sagt dem Prinzen, es sei kein Priester im Schloss, keiner im Dorfe: doch war ein Pfarrer in Vincennes. Da kniet Enghien nieder und betet stille. Dann erhebt er sich, ohne eine Schwäche zu verrathen, und ruft: „Wie

schrecklich ist es, derart durch die Hand von Franzosen zugrunde zu gehen!“ Der Officier, wahrscheinlich um einem zweiten Vorwurf vorzubeugen, erhebt die Hand zum Hut, die Gendarmen geben Feuer und Enghien stürzt regungslos zusammen, von mehreren Kugeln getroffen. Es war drei Uhr morgens, 21. März 1804. Enghiens Tod.

Man durchsuchte die Kleider, fand darin eine goldene Uhr, die mit dem Überrock des Gemordeten Harel später trug; man fand ferner Wechsel im Werte von 11.000 Gulden und das Tagebuch. — Der Brief und der Trauring kamen nicht in die Hand der Prinzessin Rohan-Rochefort. Die Leiche wurde dann in Eile in die Grube geworfen, das Gesicht kam auf den Boden zu liegen. Die Grube ward rasch mit Erde gefüllt. Da hörte man das Winseln eines Hundes, es war Mohileff, der aus der Wohnung Harels entronnen, auf das frische Grab sprang und Klagetöne ausstieß. Die Gendarmen verjagten ihn, aber er kam immer wieder, bis eine mitleidige Frau ihn in Pflege nahm. Später soll diesen treuen Hund der Schwedenkönig Gustav IV. erworben haben, und nie ohne denselben ausgegangen sein.[1] Nur ein Hund.

Die Richter waren noch im Schlosse beisammen und warteten auf ihre Wagen, als sie die Schüsse hörten, die den unglücklichen letzten Sprossen der Condés leblos zu Boden warfen; es fuhr ihnen wie Eis über den Rücken. „Wir haben diese Hinrichtung nicht gewollt“, schrieb einer derselben. — Aber warum habt ihr sie unterzeichnet? Savary hat sich später auf ihr Urtheil berufen, er habe nur die schnelle Vollziehung, welche sie zuerkannten, angeordnet. Beide haben ihre Schuld, aber die Hauptschuld lastet auf Bonaparte. Angst der Richter. Savary. Bonaparte.

Die Thore des Schlosses öffnen sich, die Richter, welche feig verurtheilt, und die Soldaten, welche scharf geschossen haben, und die andern, welche zur Abwehr jedes Befreiungsversuchs den Schlosshof bewachten, kehren nach Paris zurück. Savary reitet nach Malmaison, und meldet dem ersten Consul den Vollzug seines Befehls. „Es ist gut“, sagte Bonaparte. Sagen wir vielmehr: „Es war schlecht! — es war ein Mord!“ —

Stimmen über Enghiens Tod.

Das kernigste Urtheil hat Lamartine gefällt: „Das Gewissen, die Billigkeit, die Menschheit protestieren gegen diese Befriedigung des Mörders, der sich selbst beglückwünschte. In seinem auf St. Helena geschriebenen Testamente nimmt er allein die Schuld dieses Verbrechens auf sich! So möge er sie denn auch ganz allein behalten! Er hat Millionen Menschen durch die Hand des Krieges hingeopfert, und die thörichte Menschheit hat ihm in ihrer Parteilichkeit Lamartines Urtheil.

[1] Welschinger, l. c. S. 334—336.

für das, was sie Ruhm nennt, verziehen. Einen einzigen hat er grausam, feige, im Schatten der Nacht, durch das Urtheil pflichtvergessener Richter und die Kugeln erkaufter Henker, ohne selbst sein Leben zu wagen, nicht als Krieger, sondern als Mörder getödtet. Dieses Blutvergießen werden ihm weder die Menschen noch die Geschichte verzeihen. Man hat ihm unter den Gewölben, welche Ludwig XIV. für die Invaliden hat bauen lassen, ein Grabmal errichtet, wo die aus einem Granitblock gemeißelten Bildsäulen von zwölf Siegesgöttinnen, welche eins sind mit den massiven Pfeilern, die den Tempel selbst tragen, die Jahrhunderte vorzustellen scheinen, welche um die Porphyr-Urne, welche seine Gebeine enthält, Wache stehen. Aber auf seinem Grabmal erhebt sich im Dunkel eine unsichtbare Bildsäule, welche alle übrigen in Schatten stellt, die Bildsäule eines jungen Mannes, der durch gedungene Meuchelmörder nachts den Armen der Geliebten, dem unverletzlichen Asyle, dem er sich anvertraut, entrissen und bei dem Scheine einer Laterne vor dem Palaste seiner Ahnen gemordet wurde. Mit kalter Neugierde besucht man die Schlachtfelder von Marengo, von Austerlitz, von Wagram, von Leipzig, von Waterloo; trockenen Auges schreitet man über sie hin; dann läßt man sich in der Ecke einer Mauer, in den Gräben von Vincennes eine Stelle bezeichnen, die mit Nesseln und Malven bewachsen ist. „Hier ist es!" sagt man; man stößt einen Schrei aus, und geht mit einem unauslöschlichen Mitleid für das Opfer, mit einem unversöhnlichen Groll gegen den Mörder hinweg! Dieser Groll ist eine Rache für die Vergangenheit, aber auch zugleich eine Lehre für die Zukunft. Die Ehrgeizigen, seien es Soldaten, Tribunen oder Könige, mögen bedenken, daſs, wenn es ihnen auch nicht an dienstbaren Geistern und an Schmeichlern fehlt, welche sie während ihrer Regierung entschuldigen, nach ihnen ein menschliches Gewissen bleibt, welches sie richtet, und ein Mitleid, welches sie haſst. Der Mörder hat nur eine Stunde, dem Opfer gehört die Ewigkeit!" [1])

Hören wir nun, wie die Nachricht vom Mord auf viele andere in Malmaison wirkte: [2]) „Ich gieng nach dieser schrecklichen Nacht früh in den Salon
Savary. hinunter. Dort traf ich Savary allein, ganz bleich, seine Miene entstellt, seine Lippen zitterten, während er mit mir sprach, und doch sagte er nur unbedeutende Worte zu mir. Ich fragte ihn nicht, Fragen sind bei Leuten dieser Art immer vergebens: sie sagen, was sie wollen, wenn man sie fragt, und geben
Josephine. nie Antwort. Madame Bonaparte trat ein, sah mich traurig an und sagte zu Savary, indem sie sich niedersetzte: ‚Also ist es doch geschehen!' — ‚Ja, Madame,' antwortete Savary, ‚er hat geendet, aber mit einem herrlichen Muth, ich muſs ihm dies Zeugnis geben.' — Madame Bonaparte fragte um das Nähere. Da zeigte er ihr einen Brief, einen Ring und Haare für die Prinzessin Rohan. Der Brief war offen, kurz und liebevoll. Ich weiß nicht, ob der letzte Wille des unglücklichen Prinzen vollzogen worden ist. ‚Nach seinem Tod', fuhr Savary fort, ‚gestattete man den Gendarmen, seine Kleider, seine Uhr und sein Geld mitzunehmen. Keiner wollte etwas anrühren. Man mag sagen, was man will, man kann Männer solcher Art nicht sterben sehen wie hundert andere, und es kostet mich Mühe, meine frühere Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen.'

„Nach und nach erschienen Eugène Beauharnais, der noch zu jung war, um sich der Condés zu erinnern, und in dem Herzog von Enghien nur

---

[1]) Lamartine, Geschichte der Restauration, 12. Buch, § XXI.
[2]) Mémoires de Madame de Rémusat, I, p. 323.

einen Verschwörer gegen das Leben seines Herrn sah; kamen Generale, welche die That hochpriesen, so dass Madame Bonaparte, die stets erschrak, wenn man sehr laut und stark sprach, sich über ihre Traurigkeit glaubte entschuldigen zu müssen und das übel angebrachte Wort fallen ließ: ‚Ich, ich bin eine Frau, und gestehe, dass ich darüber weinen möchte.' — Im Verlauf des Morgens kamen eine Menge Leute, die Consuln, die Minister, Ludwig Bonaparte und seine Gattin, er in ein missbilligendes Schweigen sich hüllend, Hortense ganz außer sich, wie wenn sie nicht wüsste, was sie fühlen sollte. Die Frauen waren damals noch mehr als die Männer der Magie des Wortes: ‚Meine Politik' unterworfen. Denn mit diesem Worte drückte er den Gedanken, die Gefühle, selbst die Eindrücke nieder, und wenn er es aussprach, so wagte niemand, namentlich keine Frau, ihn zu fragen, was er denn eigentlich damit meine. Meine Politik.

„Die Ankunft meines Mannes behob den schrecklichen Druck, der mich fast erstickte. Wir verstanden uns in unserem Schmerze. Er erzählte mir, dass man im allgemeinen in Paris in Aufregung sei, und dass die Häupter der Jakobinerpartei sagten: ‚Jetzt ist der erste Consul in eine Bahn hinausgeworfen, wo er, um diese Erinnerung zu verwischen, genöthigt sein wird, das Nützliche beiseite zu lassen, um uns mit dem Außerordentlichen zu betäuben.' Er sagte auch zu Madame Bonaparte: ‚Ihnen liegt jetzt ob, dem ersten Consul einen wichtigen Rath zu geben; er sollte keinen Augenblick verlieren, um die öffentliche Meinung zu beruhigen, die in Paris schnell geht. Er muss wenigstens beweisen, dass das nicht die Folge eines grausamen Charakters ist, der sich da entwickelt, sondern die Folge einer Berechnung, deren Richtigkeit ich nicht bestimmen mag, und die ihn sehr umsichtig macht.' Madame Bonaparte verstand diesen Rath und theilte ihn dem ersten Consul mit, der darüber sagte: ‚Das ist richtig!' Caulaincourt, welcher die Verhaftung des Prinzen überwacht, aber ihn nicht begleitet hatte, wich ich aus. ‚Sie verabscheuen mich auch,' sagte er ganz laut zu mir, ‚und doch bin ich nur unglücklich, aber auch sehr unglücklich. Zum Danke für meine Hingebung hat mich der erste Consul heute Nacht um meine Ehre gebracht. Ich bin schmählich getäuscht worden, ja zugrunde gerichtet.' Bei diesen Worten fieng er an zu weinen, und ich fasste Mitleid mit ihm. Wie mir Madame Bonaparte versicherte, hat er im nämlichen Ton mit dem ersten Consul gesprochen, und ihm wirklich lange ein ernstes und zürnendes Gesicht gezeigt. Der erste Consul wandte ihm Vortheile zu, Caulaincourt wies sie zurück. Jener setzte ihm seine Pläne, sein System auseinander, dieser fand es herb und eisig. Glänzende Entschädigungen wurden ihm angeboten, aber von diesem abgewiesen; hätte Caulaincourt nur immer so gehandelt! Sicher, die öffentliche Meinung wandte sich gegen Caulaincourt, sie schonte den Herrn, zermalmte aber den Gehilfen. Dieses Missverhältnis reizte ihn, er hätte sonst vor einem unabhängigen Tadel sein Haupt gebeugt, welcher wenigstens hätte getheilt sein müssen. Als er aber sah, wie man entschlossen war, allen Schimpf nur gegen ihn zu erschöpfen, um das Recht zu erlangen, dem wahren Schuldigen zu schmeicheln, so fasste er eine gründliche Verachtung der Menschen, und beschloss sie zum Stillschweigen dadurch zu zwingen, dass er zu einer Macht aufstieg, die ihnen Schrecken einjagte. Sein Ehrgeiz und Bonaparte hießen diesen Plan gut. Dieser sagte ihm immer: ‚Seien Sie doch kein Thor! wenn Sie sich vor den Schlägen beugen, die man Ihnen versetzen will, so werden Sie niedergeschmettert; man wird Ihnen für den zu späten Widerstand gegen meinen Willen keinen Dank wissen, man wird sie umsomehr tadeln, je weniger man sie fürchten muss.' Durch diese Vorstellungen und Herr von Rémusat. Freude der Jakobiner. Jammer Caulaincourts.

besänftigt durch Bonaparte.

durch Anwendung jedes Mittels ihn zu trösten, ihm schön zu thun und ihn zu verlocken, gelang es Bonaparte, seinen tiefen Groll zu beschwichtigen — und so erhob er ihn zu den ersten Würden. Man mag die Schwäche Caulaincourts tadeln, dass er dem ersten Consul nie den Fleck verzieh, den er ihm unauslöschlich auf die Stirne gebrannt hatte, doch muss man ihm das zuerkennen, dass er nie blind bei Bonaparte war, noch ein gemeiner Höfling, und dass er zu der kleinen Zahl jener Diener gehörte, welche keine Gelegenheit versäumten, ihm die Wahrheit zu sagen.[1])

„Vor dem Mittagessen mahnten mich Josephine und ihre Tochter, mich möglichst ruhig zu verhalten, denn er habe gefragt, welchen Eindruck die traurige Nachricht auf mich gemacht habe, und sie hätten gesagt, dass ich geweint habe, worauf er geantwortet: ‚Das ist leicht zu erklären, das ist die Sache der Frauen; Ihr versteht nicht, was ich zu thun habe; aber alles wird sich beruhigen, und man wird sehen, dass ich keinen dummen Streich gemacht habe.' — Endlich kam das Diner. Nebst Louis Bonaparte, Eugène Beauharnais, Caulaincourt war auch

Hulin.

Hulin dabei. Der Anblick dieses Mannes störte mich, sein Gesicht drückte Gefühllosigkeit aus. Ich glaube in Wahrheit, er dachte nicht, dass er eine schlechte That begangen, oder eine besondere Hingebung bewiesen habe, indem er das Gericht gegen den Prinzen leitete. Er hat auch seitdem sehr einfach gelebt. Bonaparte hat durch Stellen und Geld den traurigen Dienst, den er ihm leistete, belohnt, aber ihm kamen oft, wenn er Hulin sah, die Worte aus dem Munde: ‚Seine Gegenwart ist mir lästig und erweckt in mir eine unangenehme Erinnerung.'

„Endlich kam der erste Consul aus dem Arbeitszimmer zur Tafel, er erkünstelte an diesem Tage keine Fröhlichkeit; im Gegentheil, so lange das Mahl währte, schien er in eine tiefe Träumerei versunken; wir waren alle ganz still.

Bonapartes

Als man sich erhob, gab Bonaparte auf einmal seinen Gedanken Antwort und sprach mit trockener, rauher Stimme: ‚Sie werden jetzt wenigstens merken, wessen wir fähig sind, und werden uns in Ruhe lassen.' Er gieng dann in den Salon, sprach ganz leise mit seiner Frau, sah zwei- oder dreimal ohne Zorn mich an. Ich hielt mich, in Trauer, ferne von ihm, niedergeschlagen, krank, ohne Willen und ohne Kraft ein Wort zu sagen. Nach und nach kamen Joseph Bonaparte, Elisa mit ihrem Gemahl Bacciocchi und mit Fontanes. Lucian war damals wegen seiner Heirat mit der Jouberthon zerfallen; er erschien nicht mehr beim ersten Consul und schickte sich an, Frankreich zu verlassen. Abends kamen Murat und die Staatsräthe. Ihre Gesichter waren wie immer; man sprach leise und spärlich, die Frauen saßen schweigsam, die Männer bildeten einen Halbkreis. Bonaparte begann ein anfangs halb literarisches, halb historisches Gespräch mit Fontanes. Einige Namen aus der Geschichte gaben ihm Gelegenheit, seine

Erklärung

Ansicht über unsere Könige und über die größten Feldherren zu entwickeln. Ich merkte, dass sein Hang ihn auf Entthronungen und Regierungen leitete. Er pries Karl den Großen, unter den Valois jedoch sei Frankreich in stetem Verfall gewesen. Er setzte Heinrich IV. herab: ‚Er ermangelte des Ernstes. Die Gutmüthigkeit soll kein Herrscher erkünsteln. Was will er damit? Seine Umgebung erinnern, dass er ein Mensch ist, wie jeder andere. Welch ein Unsinn! Sobald

[1]) Im Feldzug 1813 fiel eine Haubitze in der Nähe des Kaisers nieder, Caulaincourt stellte sich rasch auf seinem Pferd vor Napoleon, um ihn zu schützen. Als Mounier ihm am Abend seine Bewunderung für diese Hingebung aussprach, sagte Caulaincourt: „Und doch würde ich nicht glauben, dass ein Gott im Himmel ist, wenn dieser Mann auf dem Throne stirbt."

jemand ein König ist, steht er über allen; ich habe immer den Instinct für wahre Politik in dem Gedanken Alexanders gefunden, dass er von einem Gott abstammen wollte. Er fügte bei, Ludwig XIV. habe die Franzosen weit besser verstanden als Heinrich IV., er sei aber der Knecht von Priestern und einem alten Weib gewesen. Dann richtete er seine Gedanken auf einige Generale Ludwigs XIV. und auf die Kriegskunde überhaupt: sie bestehe darin, alles richtig voraus abzuwägen, die Möglichkeiten zu allererst, und dann beinahe mathematisch die Macht des Zufalles zu berechnen. Hierüber darf man sich durchaus nicht täuschen, eine Decimale mehr oder weniger kann oft alles ändern. Nun, diese Kenntnis und diese Bewältigung des Zufalles kann nur in einem genialen Kopfe hausen, denn das ist da nöthig, wo es gilt zu schaffen, und die höchste Leistung des Menschengeistes ist die, welche dem, was noch nicht ist, ein Dasein gibt. Der Zufall bleibt also immer ein Geheimnis für mittelmäßige Köpfe, und wird eine Wirklichkeit für überlegene Geister. Turenne dachte nicht daran, er hatte nur Methode. Ich glaube, ich würde ihn geschlagen haben. Condé ahnte den Zufall mehr als jener, aber er gab sich öfter seinem stürmischen Wesen hin. Der Prinz Eugen ist einer von jenen, welche ihn am meisten gewürdigt haben. Heinrich IV. stellte immer die Tapferkeit als das erste allem voran, er hat immer nur Gefechte geliefert und würde aus einer geordneten Schlacht sich nicht gerettet haben. Aus demokratischer Liebhaberei hat man Catinat allzusehr gerühmt; ich habe da einen Sieg errungen, wo er geschlagen wurde. Die Philosophen haben nach ihrem Belieben seinen Ruhm gemacht, und dies war um so leichter, als man alles, was man will, von mittelmäßigen Leuten sagen kann, die durch eine gewisse Klarheit der Umstände, die sie nicht geschaffen haben, gehoben worden sind. Um wahrhaft ein großer Mann in irgend einer Richtung zu sein, muss man wirklich einen Theil seines Ruhmes wie gezaubert haben, und über dem Ereignis stehen, welches man hervorgerufen hat. Cäsar bewies bei mehreren Gelegenheiten eine Schwäche, die mich voll Misstrauen gegen das Lob macht, welches ihm die Geschichte spendet. — Fontanes! Ihre Lieblingsgeschichtschreiber sind mir oft verdächtig: Ihr Tacitus selber erklärt nichts; er zieht aus gewissen Ergebnissen Schlüsse, ohne die Wege anzudeuten, auf welchen er dazu gekommen ist; er ist ein fähiger Schriftsteller, glaube ich, aber selten ein Staatsmann. Er schildert uns Nero als einen fluchwürdigen Tyrannen, dann aber sagt er beinahe zur selben Zeit, wo er uns von seinem Vergnügen spricht, Rom anzuzünden, dass das Volk ihn sehr gern hatte. All das ist nicht klar. Glauben Sie mir, wir sind von den Schriftstellern, die uns die Geschichte gemacht haben, nach ihrer Laune irregeführt. Wissen Sie, von wem ich ein gut geschriebenes Geschichtsbuch haben möchte? Vom König Friedrich von Preußen; er ist einer von denen, welche ihr Handwerk in jeder Beziehung am besten verstanden haben. Diese Damen da werden meine Ansicht nicht theilen und sagen, er sei trocken und persönlich. Aber, ist ein Staatsmann, dazu gemacht, um empfindsam zu sein? Ist ein solcher nicht außerhalb des Kreises gestellt und die Welt auf der anderen Seite? Er schaut die Welt durch die Brille seiner Politik an, er darf auch bloß darauf achten, dass sie nichts vergrößert, nichts verkleinert. Und während er die Dinge aufmerksam beobachtet, muss er darauf sehen, die Fäden, die er in der Hand hält, gleichmäßig anzuziehen. Am Wagen, den er lenkt, sind oft ungleiche Pferde angespannt; urtheilen Sie also selbst, ob er sich damit ein Vergnügen suchen solle, gewisse Rücksichten zu nehmen, die dem gewöhnlichen Schlag von Menschen so wichtig erscheinen. Darf er auf die Bande

über Kriegskunst.

Eugen.

Catinat.

Cäsar.

Tacitus.

Friedrich II.

Der Krieg ist eine politische Nothwendigkeit.

des Blutes, auf die Neigungen und die kindischen Rücksichten der Gesellschaft achten? Und in der Lage, in welcher er sich befindet, wie viele Kräfte, die sich vom harmonischen Ganzen trennen und die man tadelt, obschon sie zum großen Werke beitragen müssen, welches aber nicht jedermann überblickt! Eines Tages werden sie der Schöpfung des großen Kolosses ein Ziel stecken, welcher die Bewunderung der Nachwelt erregt. Ihr Unglückseligen, ihr werdet euer Lob zurückhalten, weil ihr fürchtet, dass die Bewegung dieser großen Maschine auf euch den Eindruck Gullivers macht, welcher die Liliputaner zertrat, als er sein Bein von einem Ort zum andern legte. Rafft euch auf, geht der Zeit voran, stärkt eure Einbildungskraft, und ihr werdet finden, dass diese großen Männer, welche ihr als gewaltthätig und grausam ausschreiet, nur Staatsmänner waren. Sie kennen sich, sie beurtheilen einander besser als ihr, und wenn sie wahrhaft geschickt sind, so wissen sie auch ihre Leidenschaften zu beherrschen, denn sie gehen so weit, auch deren Wirkungen zu berechnen.'

„So sprach Bonaparte, auf- und abgehend, ungefähr eine Stunde lang, manches ist mir entfallen. Dann befahl er Fontanes, Auszüge aus den Briefen Drakes vorzulesen, die sich alle auf die Verschwörung bezogen, und fuhr dann fort: ‚Hier sind die unwiderleglichen Beweise. Diese Leute da wollten Frankreich in Verwirrung bringen und die Revolution in meiner Person ersticken; ich musste sie vertheidigen und rächen. Übrigens war alles begonnen ohne Vorsicht, ohne Kenntnis des Bodens; einige dunkle Correspondenten, einige leichtgläubige alte Weiber haben geschrieben und fanden Glauben. Die Bourbonen werden immer die Welt durch das Oeil de boeuf ansehen, und sind schon dazu bestimmt, sich immer zu täuschen. Die Polignacs zweifelten gar nicht daran, dass alle Häuser in Paris zu ihrem Empfang offen wären, und als sie hier eintrafen, wollte kein Edelmann etwas mit ihnen zu thun haben. All diese Unsinnigen würden mich ermorden, wenn es ihnen gelänge, und würden an meine Stelle nur gereizte Jakobiner bringen. Wir sind über die Zeit der Etikette hinaus, die Bourbonen verstehen es nicht, sich von ihr loszumachen; wenn sie zurückkämen, so wäre das die erste Sache, mit der sie sich abgäben. Ha, ganz anders wäre es, wenn man sie wie Heinrich IV. auf einem Schlachtfeld gesehen hätte, ganz bedeckt mit Staub und Blut. Man nimmt kein Königreich mit einem Brief ein, der etwa aus London erlassen und mit Louis unterzeichnet ist. Und doch stellt dieser Brief gewisse Thoren bloß, die ich zu bestrafen genöthigt bin, und die ich bemitleide. Ich habe Blut vergossen, ich musste es; ich werde vielleicht noch anderes vergießen, aber ohne Zorn, und ganz einfach, weil der Aderlass in die Berechnung der politischen Arzneiwissenschaft gehört. Ich bin der Staatsmann, ich bin die französische Revolution, ich sage es noch einmal, und ich werde sie aufrecht halten.'

Bonaparte über die Bourbonen.

„Nach dieser letzten Erklärung verabschiedete Bonaparte uns alle; jedermann zog sich zurück, ohne dass er es wagte, seine Gedanken mitzutheilen, und so endigte dieser unglückselige Tag." [1])

Von der Tiefe des Eindruckes dieser That bemerkt die Rémusat: „Bonaparte musste jetzt außerordentliche Dinge thun, um die Erinnerung an dies Verbrechen zu verwischen; er musste in all seinen Unternehmungen einen guten Erfolg haben, denn der Erfolg allein konnte ihn rechtfertigen. Wenn wir die gewundene und schwierige Bahn betrachten, die er jetzt einschlagen musste, so können wir

[1]) Mémoires de Madame de Rémusat, I, p. 345.

daraus den Schluſs ziehen, daſs eine edle und reine Politik, welche das Glück der Menschheit und die Anerkennung ihrer Rechte zur Grundlage hat, jetzt noch immer und in alle Zukunft der bequemste Weg auch für die Fürsten ist. — Es gelang Bonaparte, zunächst uns und den französischen Adel, dann das ganze Volk, ja ganz Europa bloßzustellen; man band sich an sein Schicksal, es ist wahr und hatte für ihn eine große Bedeutung; aber indem er uns bloßstellte, verlor er auch seinen Anspruch an unsere Hingebung, die er im Unglück vergebens in Anspruch nahm. Wie konnte er auf ein Band rechnen, das auf Kosten der edelsten Stimmungen der Seele geschmiedet war! Ach, ich ziehe diesen Schluſs nach mir selber. Von diesem Tage an begann ich über die Kette zu erröthen, die ich trug, und dieses geheime Gefühl, das ich zeitweise unterdrückte, ist mir später mit der ganzen Welt gemein geworden." Wie Frau von Rémusat, so fühlten damals viele Wohlgesinnte: der bisher bewunderte erste Consul habe sich durch seinen Jähzorn und Hochmuth den Mördern Ludwigs XVI. gleichgestellt und sei von seinen weisen Ansichten zu den Maximen Dantons herabgesunken: „Man muſs den Royalisten Schrecken einjagen." [1]) Sie erschraken in der That, fortan hören die Complotte auf. Der geistreiche Thiers bemerkt aber sehr gut:[2]) „Dieser traurige Nutzen vermag dergleichen Handlungen doch keineswegs zu rechtfertigen. Lieber eine Gefahr mehr für die auf den Schlachtfeldern so sehr gefährdete Person des ersten Consuls, als eine um einen solchen Preis erkaufte Sicherheit." Folgen für Bonaparte.

Am zweiten Tag kam Harel zu Bourrienne und erzählte vom Verhör, vom Urtheil und dessen Vollziehung.

Bourrienne eilte sogleich nach Malmaison, um Josephine zu sprechen. Er wurde ganz schnell vorgelassen, nur Hortense und Frau von Rémusat waren bei ihr; alle drei waren höchst niedergeschlagen. „Ach, Bourrienne," rief Josephine aus, „wenn Sie wüſsten, wie er seit einiger Zeit ist, er vermeidet die Gegenwart anderer Menschen. Wer hat ihm eine solche Handlung eingeben können?" — Bourrienne berichtete hierauf, was er von Harel gehört hatte. Josephine versetzte: „Welche Grausamkeit! wenigstens soll man mir daran nicht schuld geben, denn ich habe alles versucht, um ihn von diesem traurigen Vorhaben abzulenken; er hat es mir nicht anvertraut, aber Sie wissen, wie ich seine Gedanken zu errathen weiß; auch gestand er mir seine Absicht, aber mit welcher Härte stieß er meine Bitten von sich. Ich habe mich an ihn gehängt und bin vor seinen Knien niedergestürzt. ‚Mischt Euch in das, was Euch angeht!' schrie er mit Wuth, ‚das sind nicht Weibersachen, lasst mich in Frieden!' Auch schleuderte er mich zurück mit einer Heftigkeit, wie er sie seit unserer ersten Zusammenkunft, als er aus Ägypten heimkehrte, nicht gezeigt hat. Mein Gott, was soll aus uns werden." — Bourrienne konnte sie wenig trösten, und fühlte selbst einen gleichen Schmerz über das Schlachtopfer, wie darüber, daſs Bonaparte einer solchen Unthat fähig gewesen war. — „Wie muſs man darüber in Paris denken!" rief Josephine; „sicher verwünscht man ihn allenthalben; selbst seine Schmeichler können in seiner Gegenwart ihre Bestürzung nicht verbergen. Wir sind seit gestern sehr traurig — und er! Sie kennen ihn, wie er ist, wenn er mit sich selbst nicht zufrieden ist und doch vor andern Menschen scheinen will, daſs er es sei. Niemand wagt, mit ihm zu reden und alles um ihn herum ist stumm. Welchen Auftrag hat er Savary gegeben? Sie wissen, daſs ich diesen nicht liebe, weil er einer von denen ist, Bourrienne bei Josephine.

[1]) „Il faut faire peur aux Royalistes."
[2]) Thiers, Hist. du Consulat et de l'Empire, livre V.

die durch ihre Schmeichelei am meisten beitragen, ihn zu verderben — und doch hat mich Savary gedauert, als er bei mir den traurigen Auftrag vollzog, welchen Enghien vor seinem Tode ertheilte.“ Dabei zeigte sie Bourrienne den Brief des Prinzen, seinen Ring und ein Paket mit seinen Haaren.

Chateaubriand.

Dann erzählte Josephine davon, dass Chateaubriand dem ersten Consul schriftlich seine Abdankung alsbald übersandt habe, nachdem er die Hinrichtung des Herzogs erfahren. „Welches Unglück,“ sagte sie, „dass mein Gatte nicht von Menschen gleichen Charakters umgeben ist, welche ihn vor fehlerhaften Schritten, die der beständige Beifall ihn begehen lässt, zurückzuhalten vermögen!“

Gesandter für Wallis.

Chateaubriand hatte nämlich seine Stellung als Secretär des Cardinals Fesch unangenehm gefunden. Bonaparte, der große Theilnahme für ihn hegte, hatte eine eigene Stelle für ihn geschaffen: er sollte als Gesandter nach Wallis gehen, da kein anderer Posten zunächst frei war. Da war er unabhängig, hatte wenig mit Geschäften zu thun, war in einer katholischen Republik, in einer ganzen Welt voll Waldströmen. Er solle Urlaub haben, so viel er nur wünschen könne, um Italien zu bereisen, um sich in der Gebirgswelt zu ergehen. Es war also glänzend für den Dichter gesorgt; aber auch sein Ehrgeiz war berücksichtigt, er solle die erste große Gesandtschaft erhalten, die erledigt werde. Aus Wallis war ihm schon ein Schreiben des Rathes der Stadt Sitten zugekommen, dass man sich auf seine Ankunft freue, und dass man dem ersten Consul für diese Sendung dankbar sei. Also eine angenehme Stelle! Am 20. März war er in den Tuilerien, um sich von Bonaparte zur Gesandtschaft in Wallis zu verabschieden; er fand aber sein Antlitz ganz verändert: seine Wangen waren bleich und eingefallen, seine Augen stechend, seine Miene finster und abschreckend. „Das Gefühl, welches mich früher zu ihm hingezogen hatte, verschwand, und anstatt da, wo er vorüberkommen musste, stehen zu bleiben, machte ich eine Bewegung, um ihm auszuweichen. Er warf mir einen Blick zu, als bemühe er sich, mich zu meiden, that einige Schritte auf mich zu, wendete sich aber dann wieder von mir ab, um mir nicht zu begegnen. War ich ihm wie eine Warnung erschienen? Sein Adjutant wandte sich wieder mir zu und zog den Consul nach sich. Das ging so eine halbe Stunde. Bonaparte gieng in einen Nebensaal, und ich verließ die Tuilerien, zufrieden damit, dass ich mich am Hof gezeigt hatte. Meinen Bekannten sagte ich: es muss etwas Besonderes vorgegangen sein, was wir nicht wissen, denn Bonaparte kann sich nicht so sehr verändert haben, ohne krank zu sein.“ [1]) — Es war zur Zeit der Aufregung, wo Bonaparte sagte: „Wenn der Herzog von Berry in Paris wäre und bei Cobenzl wohnte, und der Herzog von Orleans beim Marchese Gallo, würde ich sie nicht bloß diese Nacht noch festnehmen und erschießen lassen, sondern beide Gesandten geradeso behandeln! — und das Völkerrecht wäre dadurch nicht verletzt.“

Am 21. März hörte Chateaubriand zufällig einen Zeitungsträger, der die neuesten Nachrichten ausschrie, die Worte sagen: „Urtheil des in Vincennes zusammenberufenen außerordentlichen Kriegsgerichtes, durch welches über Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, geboren 2. August 1772, in Chantilly die Todesstrafe ausgesprochen worden ist!“ Dieses Geschrei traf Chateaubriand wie ein Donnerschlag; diese That brachte eine Veränderung in sein Leben, wie in das Leben Napoleons. Er gieng sogleich nach Haus und schrieb sein Entlassungsgesuch. Dazu gehörte jetzt Stärke des Muthes, denn der Löwe hatte Blut ge-

[1]) Chateaubriand, Jenseits des Grabes, III, S. 101.

leckt, und der Augenblick ihn zu reizen war nicht klug gewählt. Mit Mühe ließ Chateaubriand sich bewegen, einige der härtesten Stellen zu streichen. Elisa Bacciochi erhob ein lautes Geschrei, als sie seinen Abfall erfuhr: sie ließ ihn zu sich rufen und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. Fontanes war einige Tage wie wahnsinnig, er fürchtete, Chateaubriand würde erschossen. Manche bisherige Freunde zogen sich von ihm zurück, sein Anblick war ihnen ein Vorwurf, „denn die Klugen finden Unklugheit an denen, die der Ehre gemäß handeln". Talleyrand reichte das Entlassungsgesuch erst ein, als Bonapartes Leidenschaft sich gemindert hatte. Zu seiner Schwester sagte der erste Consul: „Sie haben viel Angst um Ihren Freund gehabt." — Chateaubriand schreibt: „Indem ich es wagte, Bonaparte zu verlassen, hatte ich mich auf gleiche Höhe mit ihm gestellt, und er war mit seiner ganzen Pflichtvergessenheit gegen mich aufgebracht, wie ich es gegen ihn mit meiner ganzen Rechtschaffenheit war. Bis zu seinem Sturze hat er das Schwert über meinem Haupte hängen lassen; er kehrte einigemale mit einer natürlichen Zuneigung zu mir zurück, und suchte mich mit seinen unheilvollen Reichthümern zu betäuben; zuweilen näherte ich mich ihm infolge der Bewunderung, die er mir einflößte, und der Idee, daſs ich in der Zeit einer totalen Umwälzung und nicht eines bloßen Dynastiewechsels lebte; aber unsere beiden, in vielfacher Beziehung unverträglichen Naturen, traten bald wieder hervor, und so wie er mich gerne hätte erschießen lassen, so hätte ich auch mir kein großes Gewissen daraus gemacht, ihn zu ermorden."[1]

Elisa Bacciochi. Chateaubriand.

Napoleon I. sagte oft, wenn Pierre Corneille zu seiner Zeit gelebt hätte, würde er ihn zum Herzog gemacht haben. Man mag daraus schließen, wie sehr ihn die Abdankung Chateaubriands zum Zorne reizte; sie sagte eigentlich: „Sie haben ein Verbrechen begangen, darum will ich unter Ihrer mit dem Blute eines Bourbonen befleckten Regierung nicht dienen." Dennoch würdigte er sein Talent noch auf St. Helena in den Worten, die er Montholon[2] in die Feder dictierte: „Chateaubriand hat von der Natur, wie seine Schriften bezeugen, das heilige Feuer empfangen; sein Stil ist nicht wie der Racines, sondern der Stil der Propheten. Nur er allein konnte in der Pairskammer ungestraft sagen, daſs Napoleons Überrock und Hut, auf einen Stock an der Küste von Brest aufgepflanzt, Europa bewaffnen würden. Sollte er jemals zur Leitung der Staatsangelegenheiten berufen werden, so ist es möglich, daſs er einen Irrweg einschlägt. So manche andere verirrten sich darin. Aber es ist gewiſs, daſs alles, was groß und national ist, mit seinem Genie übereinstimmt, und daſs er mit Unwillen die ehrlosen Handlungen der damaligen Verwaltung verworfen haben würde."[3]

Einige wichtige Angaben macht Bourrienne über die Katastrophe Enghiens.[4]

Er sagt geradezu:[5] „Der Tod des Herzogs von Enghien habe keinen anderen Grund, als weil Napoleon seinen Tod wollte. Ach, hätte ich noch damals sein Vertrauen genossen! — — ich sage es mit Gewiſsheit, vielleicht

Bourrienne über Enghiens Tod.

[1] Chateaubriand, l. c. III, S. 104—107.
[2] Montholon, Mémoires pour servir à l'histoire de Français sous Napoléon, IV, p. 248.
[3] Bourrienne, Mémoires, V, ch. 21.
[4] Am Ende des fünften und Anfang des sechsten Bandes seiner Memoiren.
[5] Bourrienne, Mémoires, V, ch. 21.

mit Stolz, so würde das Blut des Herzogs von Enghien nicht dem Ruhme Napoleons einen unauslöschlichen Flecken eingedrückt haben. Ich hätte bei dieser schrecklichen Gelegenheit thun können, was kein anderer gewagt hätte. Das hieng von meiner Stellung ab, welche nach mir keiner so wie ich bei Bonaparte einnahm. — Ich kannte ihn besser als irgend einen, dann war ich der einzige in seiner Umgebung, welcher sich eine Berufung auf unsere alte Jugendfreundschaft erlauben konnte. — Keine Furcht vor seinem Zorn würde mich abgehalten haben in einer Frage, die Bonapartes Ruhm so nahe angieng." Bourrienne behauptet: Bonaparte habe nach dem Bruche mit England die Emigranten am Oberrhein, die Pamphlete gegen ihn verbreiteten, nur schrecken wollen, um sie aus Ettenheim und Offenburg fortzujagen. Der Gedanke, einen Bourbon zu tödten, sei ihm erst gekommen, als er von der großen Verschwörung sich überzeugte. „Der Entschluss dazu kann nur ihm selbst zugeschrieben werden, denn wer hätte gewagt, ihn dazu aufzufordern? Bonaparte wusste nicht, was er that. Wenn ihn das gewaltsame Fieber des Ehrgeizes ergriff, so gieng solches bis zum Wahnsinn, und er begriff nicht, in welchem Grade er sich in der öffentlichen Meinung schadete, weil er diese nicht kannte, da er sonst, wenn er sie gekannt hätte, gewiss alles für sie aufgeopfert haben würde." — Bourrienne ist der Ansicht, an der Verschwörung habe Fouché geschürt, um nachher Bonaparte gegen sie aufreizen zu können, und dass er Bonaparte zum Verfahren gegen Enghien aufreizte, um ihn sicher auf der Bahn der Revolution festzuhalten. „Sobald er die von ihm beschützte Verschwörung zur Entdeckung reif gemacht hatte, sagte ihm Fouché, dass er sich schnell entscheiden, dass er die Kaiserwürde annehmen müsse — und er entschied sich dafür. — Man weiß, dass ein Schurke dem Prinzen Condé unter gewissen Bedingungen anbot, den ersten Consul zu ermorden, worüber der Prinz unwillig wurde und sehr edel sich weigerte, die Rechte der Bourbonen durch ein Verbrechen wieder zu erobern. In der Folge erfuhr man, dass dieser Mensch ein Scherge der Pariser Polizei gewesen war, mit dem Auftrage, die Prinzen in eine Verschwörung hineinzuziehen, welche ihnen Nachtheil gebracht haben würde. Der Herzog von Enghien dachte eben so edel wie sein Großvater."

Bonaparte zu Massias

Zu Massias, dem französischen Gesandten in Karlsruhe, sagte Napoleon 1804 in Aachen: „Sie hätten die Ränke des Herzogs von Enghien in Ettenheim verhindern sollen." — Massias entgegnete: „Sire, ich bin zu alt, um erst die Lüge zu lernen. Man hat in diesem Punkte Eure Majestät hintergangen." — Napoleon antwortete: „Glauben Sie denn, dass, wenn die Verschwörung von Georges und Pichegru gelungen wäre, Enghien nicht sogleich über den Rhein gefahren und schnell nach Paris geeilt sein würde?" — Massias, von dem man diese Umstände weiß, setzte hinzu: „Als der Kaiser dies sagte, senkte ich mein Haupt und schwieg, da ich wohl sah, dass er die Wahrheit nicht hören wollte." — Seinen Gefährten auf Helena erzählte der Kaiser: dass der Tod des Herzogs von Enghien einem übertriebenen Diensteifer seiner Umgebung oder Privatabsichten oder geheimnisvollen Umtrieben zugeschrieben werden müsse. Er sei dazu unerwartet hingerissen worden, man habe seine Ideen überwältigt, die Maßregel beschleunigt und die Resultate gefesselt." Man sieht, die Erinnerung drückte ihn.

und Las Cases.

Zu Las Cases sagte Bonaparte: „Ich war an einem Tage allein und sehe mich noch halb liegend an der Tafel, an der ich gespeist hatte, wie

ich meinen Kaffee genoſs. Man meldet mir eilig eine neue Verſchwörung und ſetzt mir mit Eifer auseinander, daſs es Zeit ſei, ſo ſchrecklichen Mordplänen ein Ziel zu ſetzen und denen eine Lehre zu geben, welche ſich ein tägliches Vergnügen daraus machen, ſich wider mein Leben zu verſchwören, daſs dies kein Ende nehmen würde, als wenn einem der Verſchwörer das Leben genommen würde. Dies Opfer müſſe der Herzog von Enghien ſein, weil er bei der That ergriffen werden könne, da er ein Theilnehmer der gegenwärtigen Verſchwörung ſei. Alles war im voraus bereitet, ich brauchte die Actenſtücke bloß zu unterſchreiben und das Schickſal des Prinzen war entſchieden. Sein Tod muſs irrig denen zum Vorwurf dienen, welche, hingeriſſen durch einen blutigen Dienſteifer, die Befehle ihres Herrn nicht erwarteten, um das Urtheil des Standgerichtes zu vollziehen. Der Herzog von Enghien ſtarb als ein Opfer der damaligen Umtriebe. Ich gebe zu, daſs man ſeine Verurtheilung etwas ſtreng findet, aber die Formen waren regelmäßig und wurden genau beobachtet.“ [1]) — Hier ladet alſo Bonaparte die Schuld auf Savary ab. — Es iſt nicht wahr, daſs die Formen regelmäßig waren. Als bei der Berathung mit den Conſuln Cambacérès von der Verhaftung und Hinrichtung Enghiens abrieth, ſagte ihm Bonaparte: „Sie ſind mit dem Blute der Bourbonen ſehr geizig geworden!“ — Cambacérès hatte ja das Todesurtheil Ludwigs XVI. abgefaſst.

In ſeinem Teſtament nimmt Bonaparte die Hinrichtung Enghiens vollkommen auf ſich: „Ich habe den Herzog von Enghien verhaften und hinrichten laſſen, weil das zur Sicherheit, zum Intereſſe und zur Ehre des franzöſiſchen Volkes nöthig war, als der Graf Artois, wie er ſelbſt geſtand, in Paris ſechzig Meuchelmörder unterhielt. Unter gleichen Umſtänden würde ich wieder ebenſo handeln.“

[1]) Las Caſes, XI, 19—26.

Das Kaiserthum.

Die Ermordung des Herzogs von Enghien hatte ernste Folgen: das Kaiserthum und einen neuen europäischen Krieg.

Streit der Familie. Lucian.

Die beabsichtigte Erhöhung erregte in der Familie des zu Erhöhenden ernste Zwistigkeiten, es gab da kein Glück. Zugleich sollten die Brüder Napoleons standesgemäße Ehen schließen. Da wollte jedoch Lucian nicht von der Joubertthon sich trennen. Napoleon hatte im Plan, seinen Bruder mit der Königin von Etrurien zu vermählen, die seit 1803 Witwe geworden war, mit Maria Louise, der Tochter Karls IV. von Spanien, und machte damals einen letzten Versuch, Lucian für die Pläne seiner Größe zu gewinnen. Doch dieser blieb unerschütterlich, die Liebe war stärker, er wies stolz alles zurück. Es kam zu einer heftigen Scene zwischen den Brüdern — und Lucian wurde vom französischen Boden verbannt. Frau von Rémusat erzählt, wie erregt Napoleon von diesem Streit in Saint-Cloud ankam: „Gegen Mitternacht kam er in den Saal, wo Josephine, ich und mein Gatte waren, ganz niedergeschlagen und sank auf einen Stuhl und rief in einem herzdurchdringenden Schmerz: ‚Es ist also geschehen! Ich habe soeben mit Lucian gebrochen und ihn fortgejagt.' Josephine suchte ihn zu beruhigen. — ‚Du bist ein gutes Weib, dass du noch für ihn sprichst', sagte er und erhob sich und umarmte sie und legte sanft den Kopf auf ihre Schulter, die Hand auf ihr Haupt, dessen Schönheit zu seiner düstern Stimmung einen starken Gegensatz bildete, und dabei erzählte er, wie bei Lucian alle Bitten, alle Drohungen vergebens waren. ‚Es ist doch hart, in seiner eigenen Familie einen solchen Widerstand gegen so hohe und vortheilhafte Pläne zu finden. Ich muss mich also von aller Welt absondern. Ich darf auf niemand rechnen, als auf mich selber. Wohlan denn, ich werde mir selbst genügen, und du Josephine, du sollst mein Trost sein.' — Thränen standen ihm bei diesen Worten in den Augen.

Josephine. Napoleons Schmerz.

Streit über die Thronfolge.

Bald kam ein anderer Zwist. Wenn ein Erbthron errichtet wurde, wer sollte dem Kaiser nachfolgen? Die Ehe mit Josephine war unfruchtbar, an Scheidung von ihr dachte er damals noch nicht, vielmehr wollte er den Sohn seines Bruders Ludwig an Kindesstatt nehmen.

Joseph.

Da machte ihm aber sein ältester Bruder Joseph Vorstellungen: was er denn verbrochen habe, um seines näheren Anrechtes beraubt zu werden? Jeder

Widerspruch reizte jedoch Bonaparte, er blieb nur um so fester in seinem Vorhaben und theilte den Plan Josephinen mit, die über alle Maßen sich glücklich darüber fühlte, denn damit war ihr jede Sorge vor einer Scheidung benommen, deren Nothwendigkeit sie oft berechnete. Hortense war es zufrieden, sie hatte keinerlei Ehrgeiz, fürchtete aber nur die Gefahren, die eine Krone für das Leben ihres Kindes haben könnte. Eines Tages nahm der erste Consul im Familienkreise den kleinen Napoleon auf die Knie und sagte zu ihm: „Weißt du, kleiner Bambino, daſs du eines Tages ein König sein kannst?“ — „Und Achille?“ fragte Murat für seinen Sohn dazwischen. — „Nun, Achille wird ein tapferer Soldat werden.“ Dadurch zeigte sich dessen Mutter Karoline verletzt. Geärgert durch diesen Widerspruch in der Familie, sagt der erste Consul, indem er den kleinen Napoleon auf den Knien schaukelt: „Jedenfalls rathe ich dir, mein armes Kind, wenn du leben willst, gehe zu keinem Essen, zu welchem dich deine Vettern einladen werden.“

Die ganze Familie machte sich dann an Louis Bonaparte und verdächtigte ihm Hortense, als ob er nicht der Vater des kleinen Napoleon wäre, der jedenfalls zur Hälfte in die Familie Beauharnais gehöre, und Ludwig klagte nun auch, warum er wegen seines Sohnes seiner Rechte an die Krone verlustig werden solle; was er denn verbrochen habe, um enterbt zu werden? „Wie stehe ich dann da, wenn dieses Kind von dir adoptiert, eine höhere Würde besitzt als ich selber, wenn es unabhängig von mir, unmittelbar hinter dir herschreitet und mich nur mit Unmuth oder gar mit Verachtung ansieht. Nein, dazu gebe ich nie meine Einwilligung, und eher, als daſs ich auf die Thronfolge verzichte und mein Haupt beuge vor meinem Sohn, will ich Frankreich verlassen, und meinen kleinen Napoleon mitnehmen, und wir wollen dann sehen, ob du offen vor aller Welt einem Vater sein Kind zu entreißen wagen magst.“ [1] Hortense. Louis.

Louis also ließ sich nicht beugen. Bonaparte muſste von seinem Wunsch abstehen, namentlich damit nicht offenkundig werde, wie die Familie sich schon um die Thronfolge stritt, noch ehe der Thron selber in Frankreich wieder errichtet war. — So kam es, daſs Napoleon sich nur das Recht der Wahl seines Nachfolgers vorbehielt, und daſs er keine Adoption vornahm.

Der ganze Haſs der Familie warf sich nun auf Josephine: von ihr rühre der Plan her, daſs Napoleon seinen kleinen Namensvetter an Kindesstatt annehmen solle. Die Folge hatte am meisten Hortense zu erdulden. Louis wurde sehr streng gegen sie: „Wenn du den Vortheil deines Knaben zu meinem Nachtheil förderst, so erkläre ich dir, daſs du es eines Tages bereuen sollst: ich werde dich von deinen Kindern trennen, dich in irgend einen abgelegenen Winkel einsperren, aus dem keine Macht der Welt dich herausziehen kann, und du sollst mit deinem Lebensglück deine Hinneigung zu deiner Familie bezahlen. Nimm dich ja inacht, daſs meine Drohung gegen dich zu den Ohren meines Bruders kommt; seine Macht wird dich nicht schützen vor meinem Zorn.“

Hortense beugte sich, sie verlor ihre Heiterkeit und die Frische ihrer Farbe, wurde schweigsam und wagte nicht einmal ihrer Mutter ihren Kummer zu gestehen, weil sie deren Lebhaftigkeit fürchtete und den Mangel an Verschwiegenheit; auch mochte sie den ersten Consul nicht reizen. Napoleon ahnte aber alles, er kannte seinen Bruder zu gut, und unterließ keine Gelegenheit, der Dulderin seine Achtung für ihr mildes und kluges Benehmen zu bezeigen.

---

[1] Mémoires de Madame de Rémusat, I, p. 351—355.

Die Verschworenen erklärten vor Gericht, dass sie den ersten Consul hätten gefangen nehmen und an die Engländer ungesäumt ausliefern wollen. Ihre Gegner warfen ihnen vor, dass sie den genialen Mann, der Frankreich zum Siege geführt und die Revolution gebändigt, hätten ermorden wollen. Bei allen, die sich an den ersten Consul angeschlossen hatten, entstand die Besorgnis, was aus ihnen selber werden sollte, wenn die Bourbonen zurückkehren und Rache nehmen würden, oder wenn nun gar wieder die Revolution siegreich würde und die Jakobiner wieder die Schreckenszeit zurückführten. Da tauchte naturgemäß in vielen Köpfen unwillkürlich der Gedanke auf, um Ruhe und Ordnung zu erhalten, müsse man den ersten Consul zum König oder Kaiser ernennen und seine Macht in seiner Familie erblich machen; dadurch benehme man allen Verschwörern die Hoffnung auf Erfolg. Jede Verschwörung, welche scheitert, verstärkt die Regierung, gegen welche sie gerichtet war. Wem war diese Richtung der Geister willkommener als Bonaparte, wer wusste sie besser zu benutzen als er! Er glühte vor Ehrgeiz, Cäsar und Karl der Große schwebten ihm als Ideale vor. — Die Republik war nach kurzem Bestand ja ohnehin auf der Rückkehr zur Monarchie: statt 747 Abgeordneten, welche während der Zeit des Convents Frankreich regierten, war man 1795 zu fünf Directoren gekommen; nach deren Sturz zu drei Consuln auf zehn Jahre, dann auf Lebenszeit. Jetzt sollte der eine Consul auf Lebenszeit Kaiser werden mit dem Recht, einen Nachfolger zu ernennen; also französische Republik und Napoleon I. Kaiser unter dem Namen Imperator.[1])

Angst vor der Schreckenszeit.

Paris, Rom und Florenz.

Thiers bemerkt mit Recht, der Gang von der Republik zur Monarchie habe in Rom und Florenz lange gewährt, weil in der Stadt an dem Tiber und am Arno die Republik Jahrhunderte hindurch bestanden habe; in Paris sei die Rückkehr so schnell gegangen, weil Frankreich dreizehnhundert Jahre Monarchie gewesen war. „Was war nöthig zu diesem Umschwung der Ideen? Nur vier Jahre und eine verunglückte Verschwörung gegen den außerordentlichen Mann, welcher den einen ein Gegenstand der Liebe, den andern des Hasses, allen aber der Gegenstand der gespanntesten Aufmerksamkeit war. Und noch ein zweiter Zug lässt uns die Tiefe dieser Lehre der Geschichte bewundern: gegen diesen Mann war soeben ein verbrecherischer Anschlag gemacht worden, aber auch er hatte eben erst eine blutige That begangen. Und in demselben Augenblicke scheute man sich nicht, ihn auf den Schild zu erheben, so sehr war man überzeugt von seiner Nothwendigkeit. Man nahm ihn zum Herrscher, als er minder rein war, aber nicht minder ruhmvoll. Man hätte ihn angenommen mit seinem Genie, man hätte ihn auch ohne dasselbe genommen, wie er auch gewesen wäre, wenn er nur Macht besaß; so sehr wünschte man am Nachtage so großer Wirren die Kraft. Haben wir nicht in unserer Nähe und in unseren Tagen erschrockene Nationen sich selbst mittelmäßigen Soldaten in die Arme werfen gesehen, weil sie wenigstens den Schein der Kraft zeigten? — Bloßer Zufall war nöthig, um zurückzukommen von dem Traum einiger edlen, aber verirrten Geister, zu den lebendigen, aber minder unauslöschlichen Erinnerungen des ganzen Volkes."

[1]) République française, Napoléon empereur.

Thiers kommt aber zu einem anderen, nicht minder beachtenswerten Satze: er meint, Napoleon hätte sich mit seiner Würde als erster Consul auf Lebenszeit begnügen sollen; er habe eine außerordentliche Stellung eingenommen, und sein glänzender Ruhm war gesichert und gerechtfertigt, wenn er nach Art der römischen Kaiser des zweiten Jahrhunderts einen hochbefähigten, edlen Mann zu seinem Nachfolger ernannte, wozu er ja das Recht hatte. Die Ernennung zum Kaiser sei sein Unglück geworden, weil er, um auch die Kaiser zu überbieten, in Versuchung gerieth, Frankreichs Kräfte allzusehr anzustrengen und dadurch seinen Fall herbeizuführen: „In seiner natürlichen und einfachen Stellung als erster Beamter der französischen Republik hatte dieser Kriegsmann nicht seinesgleichen auf Erden, selbst nicht auf den erhabensten Thronen; wenn er aber erblicher Monarch wurde, kam er in Vergleichung mit den Königen, den großen wie den kleinen, und blieb dann in einer Beziehung hinter ihnen zurück, hinsichts des königlichen Blutes. Und wenn dies auch nur für das Vorurtheil der Fall war, er stand dann doch in einer Beziehung ihnen nach." Das Kaiserthum war Napoleons Unglück.

Fouché errieth den geheimen Wunsch Bonapartes, Kaiser zu werden, und stellte es ihm als dringend nothwendig vor, schnell einen Entschluss zu fassen und den Besorgnissen Frankreichs vor der Wiederkehr des Schreckenssystems oder den Bourbonen dadurch ein Ende zu machen, dass er sich die Krone auf das Haupt setze und dieselbe in seiner Familie erblich mache: es sei jetzt der günstige Augenblick und Zaudern vom Übel. So der Würger von Lyon, jetzt aber zu monarchischen Gedanken bekehrt und, wenn ein Adel als Stütze der neuen Monarchie nöthig sei, sogar bereit sich erklärend, adelig zu werden. Diesen Vorschlag brachte Fouché um so eifriger vor, bald bei Bonaparte, bald bei seinem neuen Secretär Meneval, bald bei Josephine, je heißer er sich selber nach einer hohen Stellung sehnte; er wollte sich durch gewandte Beförderung der Kaiserfrage ein Verdienst um Bonaparte schaffen und hoffte, das Polizeiministerium für sich wieder zu erwerben, und zeigte in der Leitung dieser Sache eine außerordentliche Gewandtheit. Er brachte zuerst in englische Blätter die Nachricht, wie Bonaparte seit Entdeckung der Verschwörung unstet und düster und die Bevölkerung in Angst sei vor der Revolution, und wie viele ruhige Leute in Frankreich den Wunsch hegten, man solle die Regierung in der Familie Bonaparte erblich machen. Solche und ähnliche Artikel wurden dann aus den englischen Blättern übersetzt und durch Frankreich verbreitet. Gerade damals fanden in vielen Städten die Wahlversammlungen statt: man legte ihnen nahe, Adressen in diesem Sinne an den ersten Consul zu richten. Man brachte die Soldaten in den Lagern in Gährung, diese sahen in der Erhöhung ihres Feldherrn ihre eigene Erhöhung, und hätten es gerne den römischen Legionen nachgemacht, die in ihrem Lager die Kaiser ausriefen. Soult meldete, im Lager von Boulogne verlangten die Generale und Obersten die Einsetzung einer neuen Regierung, und erbat sich Befehle in dieser Hinsicht. Hinwieder machte man den Räthen bange, sie möchten nicht die Armee den ersten Schritt thun lassen, sonst drohe Frankreich eine Prätorianerwirtschaft. Fouchés arbeitet dafür, in Zeitungen, beim Volk, im Heer.

Am 25. März, vier Tage nach der Hinrichtung Enghiens, begann der Adressensturm: man müsse durch Befestigung der Regierung den steten Besorgnissen Frankreichs ein Ende machen. Damals war der Code Civil vollendet; der gesetzgebende Körper beschloss, dafür dem ersten Consul eine Marmorbüste in seinem Saale aufzustellen. Der Präsident desselben, der gewandte Fontanes, kam, um dieses Bonaparte zu melden, und brachte in seiner Danksagung die Worte vor: „Das zwiefache Recht des Eroberers und Gesetzgebers hat jedes andere zum Adressen. Fontanes.

Schweigen gebracht. Wer könnte jetzt noch der verbrecherischen Hoffnung Raum geben, Frankreich gegen Frankreich unter die Waffen zu bringen? Wird es sich einiger vergangenen Erinnerungen willen entzweien, wo es durch alle gegenwärtige Interessen vereinigt ist? Es hat nur ein Oberhaupt — Sie, nur einen Feind — England."

Bonapartes Wille.

Das hieß feierlich den Bourbonen abschwören! — Bonaparte ließ nun die beiden anderen Consuln kommen und theilte ihnen mit, dass er der Bewegung der Gemüther nachzugeben gesonnen sei und den Kaisertitel annehmen wolle. Oft schon hatte er sich geäußert, man könne Kaiser einer, aber nicht König in einer Republik sein; letztere zwei Ausdrücke seien durchaus von einander verschieden.

Lebrun dafür.

Lebrun stimmte zu. Cambacérès machte Einwendungen: die Republikaner würden missvergnügt sein, weil man ihnen nicht einmal den Schein der Republik lasse; die Royalisten aber wollten einen Bourbon, wenn man überhaupt einen Thron errichte; bisher hätten sich viele zufrieden gegeben im Glauben, Bonaparte werde, ein zweiter Monk, die Bourbonen zurückrufen. Ein Name verletze oft mehr, als die Sache selber; Macht habe ja Bonaparte ohnehin genug, sie sei ja fast unbeschränkt. Bonaparte gewinne also nichts durch den Kaisertitel, müsse aber vielleicht wegen Anerkennung desselben einen Krieg führen, während Frankreich der Ruhe des Friedens bedürfe. Einen Hauptgrund sagte er Bonaparte nicht, wohl aber Lebrun auf dem Heimweg: „Es ist geschehen, die Monarchie wird hergestellt; aber ich habe die Ahnung, dass, was man erbaut, nicht von Dauer sein wird. Wir haben Europa bekriegt, um ihm Republiken, Tochterrepubliken der französischen, zu geben; wir werden es jetzt wieder thun, um ihm Monarchen zu geben, welche Söhne oder Brüder des unsrigen sind, und das erschöpfte Frankreich wird zuletzt diesen thörichten Unternehmungen unterliegen." — Diese Ahnung war nur zu richtig. Cambacérès fürchtete den Ehrgeiz Bonapartes, der, wenn er einmal Kaiser sei, Kaiser aller Kaiser, Kaiser des Abendlandes werden wolle. Bonaparte beantwortete die Einwendung des zweiten Consuls dahin: es sei klar, Frankreich wolle einen König und sei geheilt von seinen Narrheiten, und die größte Narrheit sei eine Republik für Frankreich; das Land würde sogar wieder einen Bourbon zum König nehmen; die Rückkehr der Bourbonen sei jedoch ein Landesunglück; eine größere Macht, als er schon habe, wünsche er gar nicht; stillestehen könne er jedoch auch nicht bei der Bewegung der Gemüther, sonst würde die Armee ihn zum Kaiser ausrufen.

Cambacérès dagegen

Der Senat.

Nun kam durch Mittheilung der Briefe Drakes, Spencer Smiths und Taylors auch der Senat in Bewegung. Man sprach von den Bedürfnissen Frankreichs, von der Nothwendigkeit, die Monarchie herzustellen und das Zögern des ersten Consuls zu überwinden; sonst würde, wie in Rom, das Kaiserthum durch Prätorianer verliehen werden. Begreiflich, dass manche Senatoren auch auf neue Stellen rechneten, deren Errichtung das Kaiserthum nöthig mache. In der Antwort des Senates hieß es: „Die Engländer und die Emigranten wissen, dass von Ihrem Schicksal das Schicksal des französischen Volkes abhängt. Geben Sie uns also Institutionen, auf dass Ihr System Sie überlebe. Sie gründen eine neue Ära, aber Sie müssen sie verewigen. Der Glanz ist nichts ohne die Dauer."

Der Ausschuss im Senate fand, die Einrichtungen Frankreichs seien unvollständig, denn einmal fehle ein Gerichtshof für große Staatsverbrecher, und man sei genöthigt, dieselben einer ungenügenden und schwachen Gerichtsbarkeit zu überweisen (wie den Moreau-Cadoudal'schen Prozess dem Gerichtshof des Seine-Departements), sodann beruhe die Regierung Frankreichs auf einem einzigen Haupte — und dies sei eine fortwährende Versuchung für Verschwörer, welche mit diesem Haupte, wenn sie es treffen, alles vernichten. Die Weisheit des ersten Consuls möge den ersten Schritt zur Ausfüllung dieser Lücken thun. Dieser Entwurf wurde mit ungeheurer Mehrheit 27. März vom Senat angenommen. Beschluss des Senates.

Bonaparte schien überrascht durch diese Schnelligkeit des Entgegenkommens; er wollte aber zuerst der Armee und Europas gewiss sein, ehe er den letzten unwiderruflichen Schritt wage. Darum empfieng er den Senat, der ihm diesen Beschluss mittheilte, erklärte aber, er müsse den Gegenstand erst reiflich in Erwägung ziehen, ehe er eine öffentliche und entscheidende Antwort geben könne.

Bonaparte schrieb darum an Soult und andere Heerführer, um ihre Ansicht zu vernehmen; er sandte einen Courier nach Berlin, damit Laforest erst bei Haugwitz anfrage, ob der erste Consul hoffen dürfe vom König von Preußen als erblicher Kaiser anerkannt zu werden. Man sollte andeuten, dass der König nur die Wahl habe zwischen inniger Dankbarkeit und dem bitteren Groll von Seite Frankreichs. Haugwitz erklärte sogleich, dass sein König kein Bedenken trage, den Kaiser der Franzosen anzuerkennen. Friedrich Wilhelm III. selber schrieb 23. April an seinen Gesandten in Paris, an Lucchesini, er solle kein Bedenken tragen, eine Gelegenheit zu ergreifen, um Talleyrand zu bezeugen, dass er es mit Vergnügen sehe, wenn dem ersten Consul die oberste Gewalt auf Lebenszeit übertragen werde, und wie er mit noch größerer Theilnahme sehen würde, dass die durch seine Weisheit und seine großen Thaten hergestellte Ordnung der Dinge in seiner Familie befestigt werde. Dieser unzweideutige Beweis seiner guten Gesinnung sei viel mehr wert, als jeder förmliche Vertrag, und er wünsche, dass Freundschaft und Vertrauen beständig zwischen beiden Regierungen obwalten. Anfrage in Berlin. Antwort des Königs.

Also von Preußen Anerkennung! Talleyrand klopfte bei Cobenzl an, der seine guten Dienste zusagte, aber erklärte, er müsse zuerst in Wien anfragen. Nun mochte Österreich wegen dieser Frage sich nicht auf den Kriegsfuß setzen; auf der anderen Seite verlangte es einen Gegendienst. Bei der Art, wie sich die deutschen Verhältnisse gestaltet hatten, war die deutsche Kaiserkrone eine Last, auch konnte sie wohl bei einer neuen Wahl auf ein anderes Haus fallen. Man verlangte daher die Anerkennung der Kaiserkrone für das Haupt des Hauses Österreich. So kam denn Europa zu drei Kaisern: von Karl dem Großen an bis auf Peter den Großen gab es nur ein Kaiserthum; jetzt sollte es drei geben, und man war auf ein viertes gefasst. Das vereinigte Parlament von England, Schottland und Irland hieß schon Imperial-Parliament; man sah also einem englischen Kaiserthum entgegen. Von Seite Spaniens war kein Widerstand zu erwarten, ebensowenig von Neapel; mit Russland stand Frankreich auf gespanntem Fuße und mochte man dort nicht anfragen. Die Generale gaben die schmeichelhafteste Antwort. Die Städte wetteiferten in Adressen. Anfrage in Wien. Antwort.

Erklärung Napoleons.

Nun gab der erste Consul dem Senate die Antwort: „Je mehr ich meine Aufmerksamkeit auf die gewichtigen Gegenstände hingewandt, destomehr habe ich gefühlt, dass bei einer so neuen als bedeutsamen Angelegenheit mir die Rathschläge Ihrer Weisheit und Erfahrung nothwendig sind. Ich ersuche Sie daher, mich Ihre Gedanken ganz wissen zu lassen.“ Also der Senat sollte reden; es war aber, als ob man ihm den Mund aufbrechen müsse. Sollte aber das Kaiserthum nicht als erschlichen, sondern als Ausdruck des freien Volkswillens erscheinen, so musste es im Tribunate beantragt sein, wo noch Redefreiheit war, und sein Beschluss dafür dann vom Senat angenommen werden.

Tribun Curée

Der Tribun Curée, ein ehemals feuriger, jetzt aber zur Monarchie bekehrter Republikaner, wurde hiezu verwendet. Der Entwurf seines Antrages war durch Fabre d'Aude vorher Bonaparte vorgelegt, und von diesem dahin verbessert, dass statt „Erblichkeit in der Familie Bonapartes“, „Erblichkeit in der Nachkommenschaft Bonapartes“ gesetzt wurde. Bonaparte zürnte damals seinen Brüdern wegen ihres Verhaltens.

gegen die Bourbonen,

Curée setzte 30. April 1804 alle Übel auseinander, welche Frankreich seit 1789 erduldet, und rechnete es der Constituierenden Versammlung als großen Fehler an, dass sie bei Veränderung der französischen Regierungsform an die Stelle der Bourbonen-Dynastie nicht eine andere gesetzt habe, denn die Bourbonen würden immer die Königswürde als ein Familien- und Feudalitätsrecht betrachten. Nachdem er die Abscheulichkeiten des Convents und die Schändlichkeit des Directoriums geschildert, kam er auf den 18. Brumaire zu sprechen, den er den Tag der Befreiung nannte. Dann schilderte er die glänzenden Thaten des Siegers in Italien und Ägypten, und wies nach, dass er im Regieren nicht weniger groß sei, als im Kriege: er allein sei auch im Stande, den Freiheiten Frankreichs Dauer zu geben. Man müsse der Wiederkehr des Hauses, welches 1792 geächtet wurde, eine ewige Schranke entgegenstellen, dann könne das französische Volk seiner Würde, seiner Unabhängigkeit, seines Gebietes versichert sein. „Wir müssen uns daher beeilen, die Erblichkeit der obersten Magistratur vorzuschlagen, und ihr die Achtung übertragen, die eine erhabene

für Bonaparte.

Benennung ihr verleihen kann. Lasst uns denjenigen wählen, welcher, während er die ersten bürgerlichen Verrichtungen bezeichnet, zugleich ruhmvolle Erinnerungen zurückruft und keinen Angriff auf die Volkssouveränität in sich trägt. Ich weiß nun für den Träger der Nationalgewalt keinen Titel, der des Glanzes der Nation würdiger ist, als den Titel Empereur (Kaiser). Wenn er bedeutet siegreicher Consul, wem kann er je mit größerem Rechte zukommen? Welches Volk, welche Heere waren jemals würdiger, dass ihr Oberhaupt diesen Titel führte? Ich trage deshalb darauf an, dass wir dem Senat einen Wunsch vorlegen, welchen die ganze Nation hegt und zum Gegenstand hat: 1. dass Napoleon Bonaparte, gegenwärtig erster Consul, zum Kaiser ernannt und in dieser Eigenschaft mit der Regierung der Republik betraut werde; 2. dass die Kaiserwürde in seiner Familie für erblich erklärt werde; 3. dass diejenigen Einrichtungen in unserem Staate, welche erst in Umrissen entworfen sind, endgiltig festgestellt werden. — Tribunen! es ist uns nicht gestattet, langsam voranzugehen, die Zeit eilt, die Regierung Bonapartes

ist schon im vierten Jahre und die Nation verlangt nach einem Oberhaupt, das ebenso ruhmreich ist, als seine Bestimmung." [1])

Bedientenseelen. Vierundzwanzig Tribunen erhoben sich zugleich und drängten sich zur Rednerbühne, den Antrag Curées zu unterstützen.[2]) Nur ein Tribun wagte zu widersprechen: es war Carnot. Er hatte gegen das lebenslängliche Consulat gestimmt und blieb seiner Überzeugung auch jetzt treu. Nachdem er die Mäßigung der Vorredner gelobt, sprach er als ein „dem Vaterland ganz ergebener Mann, der fern von jeder persönlichen Rücksicht, sein Leben der sorgfältigsten Prüfung überlasse", die entgegengesetzte Ansicht aus. „Ich bin fern davon, das Lob des ersten Consuls abzuschwächen! Verdankten wir Bonaparte nur den Code Civil, so verdiente sein Name schon auf die Nachwelt überzugehen. Aber welche Dienste auch ein Bürger seinem Vaterland geleistet haben mag, so setzt doch die Ehre und die Vernunft der Dankbarkeit der Nation gewisse Grenzen. Wenn dieser Bürger die öffentliche Freiheit wieder hergestellt, wenn er das Heil seines Landes begründet hat, soll man ihm dafür das Opfer der Freiheit zum Lohn anbieten? Hieße es nicht Vernichtung seines eigenen Werkes, wenn man ihm dieses Land zum Erbgut übergäbe? Sobald man der Nation sein Consulat auf Lebenszeit vorschlug, konnte jeder leicht einsehen, dass ein Hintergedanke dabei vorhanden und ein weiteres Ziel gesteckt sei. Eine Reihe monarchischer Einrichtungen wurde seit einiger Zeit getroffen und immer dabei versichert, dass sie nur die Freiheit schützen sollten. Heute endlich wird das Ziel gezeigt: wir werden berufen, die Monarchie wieder herzustellen und dem ersten Consul die Kaiserwürde zu verleihen. Carnot. spricht freimüthig

gegen das Kaiserthum. Ich stimme gegen das Erbkaiserthum, wie ich gegen das lebenslängliche Consulat gestimmt habe, ohne eine andere Liebe, als die für das Gemeinwohl, und bleibe mir selbst treu in der Vertheidigung der Sache des Volkes. Ich unterwarf mich stets dem bestehenden Gesetz, auch wenn es mir nicht gefiel, und war schon mehr als einmal das Opfer meiner Überzeugung, und erkläre, dass ich der neuen Ordnung der Dinge mich fügen werde, wenn sich die Mehrheit der Nation für den gegenwärtigen Antrag ausspricht. Über die verschiedenen Verfassungen, welche die beste sei, zu streiten, ist hier nicht der Ort, ich beschränke mich auf unsere Lage." Hier brachte man für die Wiederherstellung der Monarchie als Hauptgrund vor, „dass man nur mit ihr der Regierung Dauer und Ruhe geben, den Bürgerkrieg vermeiden und gegen das Ausland stark sein könne, dass mit der Republik Anarchie, stete Empörungen, beständige Angst vor Unordnung und also die Sehnsucht nach der Monarchie verbunden seien, nur müsse man die Dynastie ändern". Dagegen bemerkte nun Carnot: „Das römische Reich dauerte als Kaiserthum nicht länger, denn als Republik; die Unruhen im Innern waren noch größer, die Verbrechen viel zahlreicher: der republikanische Stolz und Heldenmuth, die männlichen Tugenden wurden ersetzt durch feile Schmeichelei, zügellose Genusssucht und maßlose Sorglosigkeit um das Gemeinwohl. Wozu hat der Erbthron geholfen? — Galt er nicht für ein legitimes Erbe der Familie des Augustus? War Domitian nicht der Sohn des Vespasian, Caligula der Sohn des Germanicus, und Commodus der Sohn des Marc-Aurel? In Frankreich hat sich die letzte Dynastie achthundert Jahre behauptet, war aber das Volk weniger geplagt? Wie viel innere Streitigkeiten gab es nicht? Kriege mit dem Ausland wegen Ansprüchen und Erbfolgen, welche Verbindungen dieser Dynastie mit anderen hervor- Beispiele aus der Geschichte.

[1]) Die Rede abgedruckt bei Buchez et Roux, Histoire parlem, XXXIX, p. 118—114.

[2]) Ihre Namen bei Buchez et Roux, l. c. XXXIX, p. 114.

riesen! Sobald eine ganze Nation die Interessen einer Familie sich zu eigen macht, muss sie auch bei einer Menge von Ereignissen gerüstet eintreten, welche sonst für sie gleichgiltig wären. — Wir konnten früher bei uns die republikanische Regierung nicht feststellen, obschon wir sie unter verschiedenen, mehr oder weniger demokratischen Formen versucht haben ... aber man muss beachten, dass von allen Verfassungen, welche wir nach und nach ohne Erfolg versucht haben, keine einzige ist, die nicht im Parteikampf entstand, und die nicht das Werk ebenso gebietcrischer, als flüchtiger Umstände war: schon darum waren alle fehlerhaft.

Der 18. Brumaire.

Seit dem 18. Brumaire jedoch fand sich eine Epoche, die vielleicht einzig ist in den Annalen der Geschichte, wo man sicher vor den Stürmen nachdenken, die Freiheit auf festen Grundlagen begründen konnte, wie sie durch Erfahrung und Vernunft gebilligt waren. — Nach dem Frieden von Amiens konnte Bonaparte wählen zwischen dem monarchischen und republikanischen System: er hätte alles zuwege gebracht, was er wollte, er wäre auch nicht auf den geringsten Widerstand gestoßen. Der Schutz der Freiheit war ihm anvertraut; er hatte geschworen, sie zu vertheidigen: wenn er sein Versprechen hielt, so erfüllte er die Erwartung der Nation, welche ihn allein für fähig hielt, das große Problem der Freiheit in einem Großstaat zu lösen; er hätte sich bedeckt mit einem unvergleichlichen Ruhm. Was macht man aber statt dessen heutzutage? Man schlägt vor, ihm den Staat zu unumschränktem Erbeigenthum zu übergeben, dessen Regierung ihm bloß übertragen wurde. Liegt das im wohlverstandenen Vortheil des ersten Consuls? Ich glaube es nicht.

„Es ist allerdings wahr, dass vor dem 18. Brumaire der Staat sich in Auflösung befand, und dass die unumschränkte Gewalt ihn am Rande des Abgrundes zurückgehalten hat; was folgt aber daraus? — Das, was alle Welt weiß: dass politische Körper hin und wieder Krankheiten unterworfen sind, welche man nur mit starken Mitteln heilen kann; dass eine Dictatur für kurze Zeit oft nothwendig ist, um die Freiheit zu retten. Die Römer, welche so eifersüchtig auf sie waren, haben doch hin und wieder erkannt, dass eine unumschränkte Gewalt nöthig sei. Weil aber ein starkes Mittel einen Kranken gerettet hat, soll man ihm darum jeden Tag ein starkes Mittel eingeben? Fabius, Cincinnatus, Camillus retteten die römische Freiheit durch unbedingte Gewalt, aber nur weil sie sich derselben entschlugen, sobald sie konnten: sie hätten die Freiheit getödtet, wenn sie die Macht behalten hätten. Cäsar war der erste, welcher sie behalten wollte, und wurde darum ermordet; aber auch die Freiheit gieng dadurch zugrunde. Demnach beweist alles, was heute hier für die unumschränkte Gewalt gesagt worden ist, bloß, dass eine Dictatur in Krisen des Staates für den Augenblick nöthig ist, — nicht aber eine andauernde und unabsetzbare Gewalt.

Nutzen kurzer Dictatur.

„Große Republiken ermangeln der Dauer nicht an und für sich, sondern bloß weil sie inmitten eines Sturmes in der Aufregung entstanden sind. Eine einzige Republik war das Werk der Philosophie und eingerichtet in ruhiger Stimmung, und besteht noch fort in Kraft und voll Weisheit: nämlich die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Sie bilden ein Phänomen, ihr Wachsthum gedeiht jeden Tag mehr und erregt das Staunen der anderen Völker. Es war also der neuen Welt vorbehalten, die alte Welt zu lehren, dass man unter dem Regiment der Freiheit und Gleichheit in Ruhe leben könne. Ja, ich wage den Satz aufzustellen, dass, wenn man eine neue Ordnung der Dinge ohne Angst vor dem Treiben der Parteien feststellen kann, wie dies der erste Consul unmittelbar nach dem Frieden von Amiens vermochte, und wie er es jetzt noch zu

Bei Nordamerikas.

thun vermag, es weniger schwierig ist, eine Republik ohne Anarchie zu bilden, als eine Monarchie ohne Despotismus." — Dann fragte Carnot, wie man denn mit gewissen Einrichtungen sich schützen wolle vor Ausschreitung der unumschränkten Gewalt? Etwa durch einen neuen Adel? Ob das Heilmittel nicht schlimmer sei als die Krankheit? Die Erbmonarchie tödte die Freiheit, der neue Adel aber tödte die Gleichheit. Man spreche vom einmüthigen Wunsch des Volkes für die Erbmonarchie; sind aber die Adressen dafür nicht von den Beamten hervorgerufen, und ist die Freiheit der Presse nicht so sehr gehemmt, dass auch eine gemäßigte Gegenvorstellung in keinem Blatte aufgenommen wird? Wäre die Monarchie in der That eine Nothwendigkeit, so könnte über die Wahl des Monarchen keine Frage sein, und kämen die Bourbonen in keinen Vergleich mit dem ersten Consul; sie würden ohnehin Rache nehmen wollen und der Ächtungen wäre kein Ende. Aber die Ausschließung dieser Dynastie hat die Wahl einer neuen nicht zur nothwendigen Folge. Mit der Wahl einer neuen Dynastie beschleunigt man aber auch nicht die Ankunft eines allgemeinen Friedens, sie bildet vielmehr ein neues Hindernis. Ist man schon sicher, dass die Großmächte die neue Dynastie anerkennen? — und wenn sie dazu nicht geneigt sind, will man sie zwingen? Oder wird man, nachdem man den Titel Consul unter den Titel Kaiser gesetzt hat, sich begnügen für die Fremdmächte Consul zu sein, während man Kaiser ist bloß für die Franzosen? Und wird man für einen leeren Titel die Sicherheit und das Glück der ganzen Nation bloßstellen? „Es ist also sehr zu bezweifeln, dass die neue Ordnung der Dinge mehr Festigkeit besitzt als der gegenwärtige Zustand. Für die Regierung gibt es nur ein Mittel, Bestand zu gewinnen: sie muss gerecht sein, Gunst soll nicht gelten über Verdienst, sie muss schützen vor Plünderung und Betrug. Fern sei von mir jeder Tadel der gegenwärtigen Regierung, ich rede nur gegen das Willkürregiment überhaupt."

Gegen den neuen Adel.

Verdienst Bonapartes.

Erbmonarchie hilft nicht,

Carnot schloss wehmüthig: „Wurde denn die Freiheit dem Menschen nur gezeigt, um sie ihn nie genießen zu lassen? Soll sie sich ewig seinen Wünschen entziehen wie eine Frucht, nach welcher er seine Hand nicht ausstrecken darf, ohne vom Tode getroffen zu werden? Sollte also die Natur, die uns nach dieser Freiheit eine so dringende Sehnsucht ins Herz legte, uns nur wie eine Stiefmutter behandeln wollen? Nein, ich kann mich nicht dazu verstehen, dieses Gut, das vor allen anderen den Vorzug verdient, und ohne welches alle anderen Güter nichts sind, als eine bloße Täuschung anzusehen; mein Herz sagt mir, dass die Freiheit möglich ist, dass ihre Herrschaft leichter und dauerhafter ist als irgend eine Willkürregierung, als irgend eine Oligarchie. Ich wiederhole jedoch: stets bereit, meine theuersten Neigungen dem Vaterland zum Opfer zu bringen, werde ich mich damit begnügen, dass ich dieses einemal noch die Stimme einer freien Seele hier ertönen ließ, und meine Achtung vor dem Gesetz wird umso gesicherter sein, als sie die Frucht langen Unglücks ist, und jener Einsicht, die uns heute dringend gebietet, fest zusammenzuhalten gegen den gemeinsamen Feind der einen wie der anderen, gegen jenen Feind, der immer bereit ist, unsere Zwietracht zu schüren, und welchem alle Mittel als rechtmäßig gelten, wenn er damit sein Ziel, die allgemeine Unterdrückung und die Herrschaft über alle Meere, erreichen kann.

wohl aber die Freiheit.

„Ich stimme demnach gegen den Antrag." [1])

[1]) Buchez et Roux, l. c. XXXIX, p. 121.

Republik und Freiheit verwechselt.

Also Carnot. Er sprach seine Überzeugung aus, diese Worte kamen ihm aus dem Herzen, wenn er auch darin fehlte, dass er Republik mit Freiheit verwechselte. Die Geschichte zeigt uns, dass in constitutionellen Monarchien in der Regel mehr Freiheit, Ordnung und Sicherheit waltet als in Republiken. Wahrscheinlich mochte Carnot nicht sagen, was im Grunde seiner Seele lag: mit dem genialen, aber gewaltthätigen und von maßloser Herrschaft geleiteten Bonaparte ist keine bürgerliche Freiheit möglich, wenn er als Kaiser die schrankenlose Staatsgewalt in der Hand hat.

Doch Carnots Worte fanden in den Herzen seiner Zuhörer keinen Widerhall, er redete nicht zu freien Seelen, sondern zu ehrgeizigen Schmeichlern, die den Anlass benutzen wollten, um Ehren und Güter zu erlangen. Eine Reihe von Rednern trat gegen ihn auf, und, als hätten sie es verabredet, griff jeder einen Theil seiner Rede an. Man warf ihm seine Vergangenheit vor; einer fragte ihn, ob er nicht Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses gewesen sei; ein anderer sprach sein Erstaunen aus, dass Carnot seine Vergangenheit nicht vergessen lasse; ein dritter fragte, ob er zur Verfassung von 1793 zurückkehren wolle. Carnot hatte in den Wind gesprochen.[1])

Der Senat

Am 3. Mai 1804 berichtete ein Ausschuss über Curées Antrag ganz in seinem Sinne, und ganz gleich lautete der Beschluss des Tribunats, der am 4. Mai dem Senat überbracht wurde. François von Neufchateau empfieng die Tribunen mit Beifall, sie hätten die Gelegenheit, die ihnen ihre Stellung verlieh, die Wünsche des Volkes dem Senat vorzutragen, gut benutzt; der Senat habe in ihren Reden das Wesentliche seiner eigenen Gedanken gefunden; auch er wolle die Bourbonen nicht, welche nur die Gegenrevolution bringen würden. Auch der Senat wolle eine neue Dynastie errichten und wünsche, dass die Freiheit, Gleichheit und die Aufklärung keinen Rückschritt mehr machen; er wolle nicht reden von dem großen Manne, der berufen sei, seinem Jahrhundert den Namen zu geben. Mit andern Worten: der Senat wollte sich vom Tribunat nicht überholen lassen im Eifer der Schmeichelei für Bonaparte, und sandte am gleichen 4. Mai an den ersten Consul seine offene Antwort auf seine Bitte, ihm ihre Gedanken wissen zu lassen.[2]) Nur die Erbmonarchie könne Frankreich Frieden und Glück geben, und sie könne nur Napoleon und seiner Familie verliehen werden. „Der Ruhm, die Dankbarkeit, die Liebe, die Vernunft, der Vortheil des Staates, all das ruft Napoleon zum Erbkaiser aus. Aber, Bürger, erster Consul! die Wohlthat unseres gesellschaftlichen Vertrages muss, wenn es möglich ist, dauern so lange als Ihr Ruhm; wir müssen das Glück und die Rechte der kommenden Geschlechter sichern. Die kaiserliche Regierung muss unerschütterlich sein" — und fügt seiner Antwort noch die Anordnungen bei, die ihm am geeignetsten schienen, „der Nation ihre theuersten Rechte zu sichern, indem man die Unabhängigkeit der hohen Stellen sichere, die freie und zielbewusste Abstimmung

für Erbmonarchie,

mit Forderungen.

[1]) Buchez et Roux, l. c. XXXIX, p. 121.
[2]) Ibid. XXXIX, p. 124—128.

über die Steuern, die Sicherheit des Eigenthums, die individuelle Freiheit, dann die der Presse, der Wahlen, die Verantwortlichkeit der Minister und die Unverletzlichkeit der Verfassung. — Dieser Gesellschaftsvertrag wird der Zeit trotzen; um ihn zu erschüttern, würde man die Welt erschüttern müssen."

Preis für die Kaiserwürde.

In einem beigeschlossenen Gutachten bezeichnete der Senat den Preis, um welchen er Bonaparte zum Kaiser ernennen wollte; er stellte fünf Forderungen: 1. dass die Würde der Senatoren erblich sei; 2. dass die Senatoren nur durch ihresgleichen gerichtet werden könnten; 3. dass der Senat die Initiative bei den Gesetzen oder mindestens das Veto habe; 4. dass der Staatsrath die Beschlüsse des Senates nicht auslegen dürfe; 5. dass im Senate ein besonderer Ausschuss die Freiheit der Presse, ein anderer die Freiheit der Personen zu schützen habe.

Das hieß eine Theilung der kaiserlichen Macht verlangen. Napoleon strich die vier ersten Forderungen sogleich. Die Tribunen und Mitglieder des gesetzgebenden Körpers deuteten an, dass ihr Gehalt so hoch wie der der Senatoren werden solle. Welche Achtung konnte Bonaparte vom Pflichtgefühl solcher Leute haben, die geneigt waren, um Geld und Ehrenstellen zu beschließen, was er wollte? Er nahm die Ausarbeitung der Verfassung des Kaiserreichs jetzt selber in die Hand, er prüfte und löste mit einem Ausschuss, der aus Senatoren, den Ministern und den beiden andern Consuln bestand, die Fragen, welche die Einführung der neuen erblichen Gewalt mit sich brachte. So entstand

Bonaparte macht die Verfassung.

Die Verfassung des Kaiserreichs.

Zuerst kam der Titel in Frage. Talleyrand erschrak vor dem Namen Kaiser, er meinte,[1]) König wäre der bessere Titel, der Name Kaiser war ihm zu weit und unbestimmt. Allein gerade das Unbestimmte und die Rücksicht auf die römische Geschichte schmeichelte Bonaparte. Darum wurde der Hauptsatz festgestellt: „Napoleon Bonaparte, gegenwärtig erster Consul der Republik, wird Kaiser der Franzosen; in seinem Namen wird durch die Richter, welche er einsetzt, Gerechtigkeit geübt." In Betreff der Erblichkeit wurde beschlossen: „Die kaiserliche Würde ist erblich in der geraden, natürlichen und rechtmäßigen Nachkommenschaft Napoleon Bonapartes, im Mannsstamm, nach dem Recht der Erstgeburt, die Frauen sind für immer ausgeschlossen." Napoleon kann die Kinder und Enkel seiner Brüder adoptieren, wenn sie das achtzehnte Jahr erreicht haben und er selber zur Zeit der Adoption keine männlichen Nachkommen hat; seine Adoptivsöhne treten dann in die Linie der geraden Nachkommenschaft ein. Wenn er nach der Adoption noch männliche Nachkommen bekommt, so können seine Adoptivsöhne erst nach den geraden und legitimen Nachkommen berufen

Hérédité.

Adoption.

[1]) Senatus-consulte organique du 28 Floréal an XII (18. Mai 1804). Buchez et Roux, l. c. XXXIX, p. 155.

werden. Die Adoption ist jedoch den Nachfolgern Napoleon Bonapartes und denen, die von ihnen stammen, untersagt. Im Falle, dass ein natürlicher und rechtmäßiger Erbe oder ein Adoptiverbe Napoleon Bonapartes nicht vorhanden ist, geht die kaiserliche Würde an Joseph Bonaparte und seine natürlichen und rechtmäßigen Nachkommen über, nach dem Rechte der Erstgeburt und im Mannsstamm (nach dem salischen Gesetz), die Frauen und ihr Nachkommen sind ausgeschlossen. Hat aber Joseph Bonaparte keine männlichen Nachkommen, so geht die Kaiserwürde auf Ludwig Bonaparte und seine rechtmäßigen männlichen Nachkommen mit Ausschluss der Frauen über. Bis zum Augenblick, da die Wahl des neuen Kaisers vollendet ist, leitet der Ministerrath nach Stimmenmehrheit die Regierung, und führt der Staatssecretär das Protokoll über die Berathungen."

Joseph Bonaparte.

Louis Bonaparte.

La famille impériale.

In dritter Reihe kam die Frage von der kaiserlichen Familie. Hier wurde bestimmt: „Die Mitglieder der kaiserlichen Familie in der Erbfolgereihe erhalten den Titel Princes français, der älteste Sohn des Kaisers wird kaiserlicher Prinz genannt. Ein Senatsbeschluss regelt die Erziehung der französischen Prinzen, sie sind von ihrem achtzehnten Jahre an Mitglieder des Senates und Staatsrathes. Ohne Genehmigung des Kaisers dürfen sie sich nicht verheiraten. Die Heirat eines französischen Prinzen ohne Genehmigung des Kaisers benimmt ihm und seinen Nachkommen das Erbrecht; wenn er aber keine Kinder hat, und die Ehe wieder auflöst, gewinnt er seinen Anspruch wieder." Das war auf Lucian, der die Jouberthon, und auf Jérôme gemünzt, der die Amerikanerin Patterson geheiratet hatte; durch Scheidung von ihren Frauen stand ihnen der Rückweg zur Familie offen. Die Acten über Geburt, Ehen und Tod der Mitglieder der kaiserlichen Familie sind in Verwahrung des Senates. Napoleon Bonaparte stellt durch Verordnungen, welchen seine Nachfolger sich fügen müssen, fest: 1. die Pflichten der Mitglieder der Familie gegen den Kaiser; 2. eine Palastordnung, die der Würde des Thrones und der Größe der Nation entspricht. Die Civilliste ist dieselbe, welche von der constitutierenden Versammlung 26. Juni 1791 festgesetzt worden ist: 25 Millionen Francs für das Staatsoberhaupt; Joseph und Ludwig erhalten jeder eine Million Francs. Der Kaiser kann das Leibgeding der Kaiserin bestimmen und auf die Civilliste anweisen, an seiner Anordnung hierüber dürfen die Nachfolger nichts ändern. Der Kaiser besucht die Departements, folglich werden kaiserliche Paläste in vier Hauptstädten des Reiches errichtet.

Princes français.

Prince impérial.

Gewalt über die Familie.

La régence.

Die vierte Abtheilung behandelt die Regentschaft. Volljährig ist der Kaiser mit dem vollendeten achtzehnten Jahre, eine Regentschaft waltet bis dahin über das Kaiserreich; zu der Regentschaft gehört ein Alter von mindestens fünfundzwanzig Jahren. Frauen sind von der Regentschaft ausgeschlossen. Der Kaiser bestimmt, wer unter den französischen Prinzen, und wer bei deren Ermangelung unter den Großwürdenträgern des Reiches Regent sein soll. Wenn der Kaiser einen Regenten nicht bestimmt hat, übernimmt der nächste Prinz in der Ordnung der Erbfolge die Regentschaft. Ist aber kein solcher Prinz, der volle fünfundzwanzig Jahre zählt, vorhanden, so wählt der Senat den Regenten unter den Großwürdenträgern des Reiches, der dann bis zum vollendeten achtzehnten Jahre des Kaisers zu walten hat. Kein organischer Senatsbeschluss kann während der Regentschaft oder vor den vollendeten drei Jahren nach der Majorität des Kaisers gefasst werden. Der Regent waltet wie ein Kaiser, nur darf er niemand zur Stellung eines Großwürdenträgers oder Großofficiers des Reiches ernennen,

noch zur Stelle eines Senators. Er ist nicht für sein Thun persönlich verantwortlich; alle seine Befehle werden im Namen des minderjährigen Kaisers erlassen, er muss aber stets den aus den Großwürdenträgern des Reiches zusammengesetzten Regentschaftsrath befragen; ohne dessen Zustimmung kann er keinen Krieg erklären, keinen Frieden, keinen Handelsvertrag schließen. Die Berathung entscheidet mit Stimmenmehrheit; in diesen drei Fragen nimmt der Minister des Äußern an der Berathung theil, auch kann der Großrichter auf Befehl des Regenten daran theilnehmen, der Staatssecretär führt das Protokoll der Berathung.— Der Regent hat kein Recht über die Person des minderjährigen Kaisers, er bezieht ein Viertel von der Civilliste des Kaisers. Die Überwachung des minderjährigen Kaisers ist seiner Mutter anvertraut, und wenn diese nicht mehr ist, dem Prinzen, welchen der vorangehende Kaiser bestimmt hat. Ist aber weder die Mutter mehr vorhanden, noch eine solche Bestimmung des vorangehenden Kaisers, so bestimmt der Senat für die Überwachung einen der Großwürdenträger des Reiches; nie aber darf die Überwachung dem Regenten oder einem seiner Nachkommen oder einer anderen Frau übertragen werden.

Erziehung des Kaisers.

Welches sind aber die Großwürden des Reiches, die ihm zur Zierde und zum Schutze dienen, und mit denen man den Ehrgeiz der Männer zweiten Ranges befriedigen wollte? Mit welchen Würden sollten Cambacérès und Lebrun entschädigt werden, die bisher mit dem ersten Consul regierten, und jetzt zu seinen Unterthanen herabsanken? Es wurde vorgeschlagen, die beiden Consuln beizubehalten, wie sie in Rom neben dem Cäsar beibehalten wurden. Allerdings hatten sie wenig Bedeutung mehr, in Constantinopel gaben sie nur noch das Fest zum Anfang des Jahres, zu dessen Angabe man ihren Namen brauchte. Der übereifrige Fouché meinte, man solle sich nicht viel um diejenigen kümmern, welche bei der neuen Einrichtung etwas verlieren müssten; es handle sich darum, jetzt alle Spuren einer verrufenen Regierungsform zu vertilgen, und dies sei die Republik. Cambacérès, ohnehin verletzt und verbittert bei den Berathungen, entgegnete: „Wer bei der neuen Ordnung der Dinge etwas verliert, wird sich trösten können, denn er nimmt das mit sich, was man beim Verlassen der Ämter nicht allezeit mitnimmt, — die öffentliche Achtung!“ Man lud, um solcherlei Reibungen zu vermeiden, die beiden Consuln nicht mehr zu den Berathungen ein.

Die Consuln.

Talleyrand hatte für solche Dinge besonderes Talent; ihm schwebten die Ehrenämter des deutschen Reiches vor, wollte ja Bonaparte das Reich Karls des Großen wiederherstellen: er schlug sechs Großwürdenträger vor: den Großwahlherren, den Erzkanzler des Reiches, den Erzstaatskanzler, den Erzschatzmeister, den Connetable und den Großadmiral. Diese Würden genehmigte Bonaparte: ihre Träger sollten, vom Kaiser ernannt, die Ehren der französischen Prinzen haben und den Rang unmittelbar nach ihnen, unabsetzbar, Mitglieder des Senates und Staatsrathes sein, den Großen Rath des Kaisers und seinen Geheimrath, auch den Großen Rath der Ehrenlegion bilden, und einer von ihnen den Senat leiten, wenn der Kaiser verhindert sei, den Vorsitz zu führen. Der Großwahlherr[1]) beruft den Gesetzgebenden- und die Wahl-Körper und die Cantons-Versammlungen, oder löst sie auf nach einem Beschluss des Senates; er hat bei Verhinderung des Kaisers den Vorsitz im Senat bei Ernennung von Senatoren, Gesetzgebern und Tribunen; er nimmt die Beschwerden der Wahlkörper in Empfang und stellt die gewählten Senatoren, Gesetzgeber und Tribunen

Talleyrand.

Grand-électeur.

[1]) Buchez et Roux, l. c. XXXIX, p. 160–167.

L'archichancelier. zur Ablegung des Eides dem Kaiser vor. — Der Erzkanzler sorgt für die Verkündigung der Beschlüsse und organischen Gesetze des Senates, ist zugleich der Kanzler des kaiserlichen Palastes und registriert die Geburten, Ehen und Todesfälle in der kaiserlichen Familie, ist gegenwärtig beim Bericht des Justizministers über die Missbräuche, die sich in die Verwaltung des Rechtes eingeschlichen haben. — Der Erzstaatskanzler veröffentlicht die Friedens- und Bundesbeschlüsse und Kriegserklärungen, legt dem Kaiser die Beglaubigungen der Gesandten, stellt diese und ihre Beamten vor und wohnt dem Vortrage des Ministers des Äußern über die Beziehungen zum Ausland bei. — Der Erzschatzmeister überwacht den Stand der Finanzen des Reiches, berichtet darüber an den Kaiser, führt die Aufsicht über das große Buch der öffentlichen Schuld und gibt durch seine Unterschrift allen an Staatsgläubiger ausgehändigten Urkunden Giltigkeit. — Der Connetable überwacht das Heerwesen, die Vertheidigung der Grenzen, den Zustand der festen Plätze, legt den ersten Stein beim Bau neuer Festungen, leitet die Militärschulen, übergibt den Armeecorps im Namen des Kaisers die Fahnen und hält bei Verhinderung des Kaisers die Heerschau, stellt die Marschälle, Generale und General-Inspectoren, die Obersten zur Eidesablegung dem Kaiser vor, unterzeichnet die Anstellungszeugnisse und hat den Vorsitz bei Kriegsgerichten über Generale. — Der Großadmiral hat dieselbe Stellung bei der Flotte. Der Gehalt der Großwürdenträger beträgt ein Drittheil des Gehaltes der Prinzen, also nur eine Drittelmillion. Nie darf aber ein Großwürdenträger zugleich Minister sein, letztere haben die schwere Arbeit, erstere mehr Prunkbefugnisse und Ehrenämter, sie haben nur eine höhere Aufsicht zu führen.

L'archichancelier d'état.

L'architrésorier.

Le connétable.

Le grand amiral.

Les grands officiers de l'empire.

Dann kommen die Beschlüsse über die Großofficiere des Reiches, zunächst die Marschälle, die aus den ausgezeichnetsten Generalen gewählt werden, ihrer sollten sechzehn sein, außer den früheren Marschällen, die schon im Senate saßen. Dann acht Inspectoren und Generaloberſten der Artillerie und des Genieweſens und hierauf die bürgerlichen Großofficiere der Krone (Kammerherren, Ceremonienmeister). Alle diese waren unabsetzbar, konnten nur wegen eines Verbrechens durch Ausspruch des Kaisergerichtshofes entfernt werden. Thiers findet[1]) diese Bestimmung ganz ausgezeichnet: „Es ließ sich nichts Geschickteres erfinden, um eine Aristokratie mit einer Demokratie nachzuahmen, denn diese auf die Stufen des Thrones hingestellte Hierarchie von sechs Großwürdenträgern und vierzig oder fünfzig Großofficieren war gleichzeitig Aristokratie und Demokratie: Aristokratie durch ihre Stellung, Ehren, Einkünfte; Demokratie durch ihre Herkunft, denn sie bestand aus Advocaten, Glücksrittern, mitunter Bauern, welche Marschälle geworden, und sollte beständig jedem Emporkömmling von Genie oder Talent offen stehen.“

Welche Bürgschaften bot die neue Verfassung dem Bürgerstand für die Forterhaltung ihrer durch die Revolution erworbenen Rechte? Zuerst der Eid des Kaisers. In den ersten zwei Jahren seiner Regierung soll er vor den Großwürdenträgern, den Großofficieren, in Gegenwart des Senats, des Staatsraths, des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats, des Cassationshofes, der Erzbischöfe und Bischöfe, der Großofficiere der Ehren-

Le serment de l'empereur

[1]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, livre XIX, p. 80.

legion, der Vorstände der Rechnungskammer, der Wahlkörper, der Vorsteher der Consistorien, der Maires der sechsunddreißig Hauptstädte des Reiches auf das Evangelium den Eid schwören: „Ich schwöre, das gesammte Gebiet der Republik zu erhalten, die Gesetze des Concordats und der Cultfreiheit zu achten und ihnen Achtung zu verschaffen, ebenso die Gleichheit der Rechte, die politische und bürgerliche Freiheit desgleichen zu achten und ihr Achtung zu verschaffen, ferner die Unwiderruflichkeit des Verkaufs der Nationalgüter aufrechtzuerhalten, niemals eine Auflage oder Steuer, als in Kraft eines Gesetzes zu erheben, und nur im Sinne des Vortheils, des Ruhmes und des Glückes des französischen Volkes zu regieren."

Eid des Regenten.

In ähnlichem Sinne ist der Eid, den der Regent schwören muss, „zu regieren nach den Grundgesetzen des Reichs, nach den Beschlüssen des Senats und den Gesetzen, die Rechte der Nation und die Würde des Kaisers aufrechtzuerhalten und das Reich getreu dem Kaiser zu übergeben, sobald er volljährig ist".

Der Senat.

Nun kommen die Bestimmungen über den Senat:[1]) er habe zu bestehen aus den volljährigen französischen Prinzen, aus den Großwürdenträgern, aus achtzig Männern, welche unter den Vorgeschlagenen der Wahlkörper der Departements der Kaiser auswählte, aus Bürgern, die der Kaiser aus eigenem Antrieb zu dieser Würde erhob. Der Vorsitzende wird auf je ein Jahr vom Kaiser ernannt; er beruft den Senat auf Befehl des Kaisers, oder auf den Antrag eines Senators oder eines Ausschusses; er berichtet darüber dem Kaiser. Ein durch geheime Abstimmung aus dem Senat erwählter Ausschuss von sieben Mitgliedern, welcher alle vier Monate durch den Austritt eines Mitgliedes erneuert wird, hat zu wachen über die persönliche Freiheit der Bürger. Die Regierung darf niemanden in Haft halten, ohne ihn binnen zehn Tagen vor seinen ordentlichen Richter zu stellen. An diesen Ausschuss kann sich jeder wenden, der in solchem Falle ist, durch Briefe, Verwandte oder seinen Vertreter, und Antwort fordern, ob die Verhaftung gerechtfertigt oder vom Staatswohl geboten ist. Ist dies nicht der Fall und wird der Verhaftete nach einer dritten Mahnung des Senates an den Minister nicht freigelassen, so hat der Senat den Minister bei dem hohen kaiserlichen Gerichtshof wegen Verletzung der Verfassung zu verklagen. — Ein ähnlich gewählter Ausschuss hat über die Freiheit der Presse zu wachen und hat in ähnlichem Falle zu handeln; wenn nach dreimaliger Aufforderung der Minister das Verbot eines Werkes nicht zurücknahm, ihn beim obersten kaiserlichen Gerichtshof zu verklagen. Dieses Gesetz bezog sich aber nur auf Bücher; die Zeitungen standen unter der Gewalt der Polizei und wurden eines besonderen Schutzes von Seite des Senates nicht für würdig erachtet.

Commission sénatoriale de la liberté individuelle.

Commission sénatoriale de la liberté de la presse.

Auch der gesetzgebende Körper, der bisher stumm die Vorschläge der Tribunen oder die Entgegnungen der Staatsräthe über dieselben angehört und stumm darüber durch Kugelung abgestimmt hatte, erhielt das Recht der Besprechung, aber nur für geheime Sitzungen, in denen jedes Mitglied sprechen konnte, die Reden durften aber nicht veröffentlicht werden.[2]) Das Tribunat wurde in drei Sectionen getheilt: für Gesetzgebung, für Inneres, für Finanzen. Die Gesetze sollten fortan nur in diesen Abtheilungen, nie in der Gesammtheit

Corps législatif.

Tribunat.

[1]) Buchez et Roux, l. c XXXIX, p. 167—170.
[2]) Ibid. XXXIX, p. 171—172.

des Tribunats berathen und dann nur Redner dieser Abtheilung deren Beschlüsse im gesetzgebenden Körper besprechen. Die Zahl aller Tribunen war fünfzig, die Amtsdauer zehn Jahre.

La haute cour impériale.

Es fehlte bisher an einem höchsten Gerichtshof über Verbrechen gegen den Staat. Ein solcher wurde jetzt geschaffen:[1]) er sollte das Urtheil sprechen über Vergehen von Mitgliedern der kaiserlichen Familie, der Großwürdenträger des Reichs, der Großofficiere, der Minister, der Senatoren, der Staatsräthe, über Verschwörungen gegen die innere und äußere Sicherheit des Reiches, gegen die Person des Kaisers und des Thronfolgers, über Willkürlichkeiten der Minister und Staatsräthe, der Anführer zu Wasser und zu Land, über ihren Ungehorsam, Bestechung, Verschwendung, über Vergehen gegen die Freiheit der Personen und der Presse. Versammeln sollte sich dieser Gerichtshof im Gebäude des Senats, den Vorsitz hatte der Erzkanzler des Reiches. Mitglieder waren die Prinzen, die Großwürdenträger, die Großofficiere, der Justizminister, sechzig Senatoren, die sechs Sectionspräsidenten des Staatsraths, ferner vierzehn Staatsräthe und zwanzig Mitglieder des Cassationshofs. Der Staatsanwalt bei diesem Gerichtshof wurde vom Kaiser ernannt. Gehilfen waren drei Tribunen, welche der gesetzgebende Körper jedes Jahr neu wählte. Zu einem Urtheil müssen wenigstens sechzig Richter anwesend sein, vom Angeklagten wie vom Ankläger können je zehn Richter zurückgewiesen werden. Wählt der Angeklagte keinen Vertheidiger, so bestimmt ihm der Erzkanzler einen solchen. Der Gerichtshof kann nur Strafen aussprechen, welche im Strafrecht genannt sind. Diejenigen, welche der hohe Gerichtshof freispricht, kann er einige Zeit unter polizeiliche Überwachung stellen. Gegen die Urtheile des Staatsgerichtshofes gibt es keine Berufung, nur entehrende Strafen müssen vorher vom Kaiser genehmigt werden. Diese Bestimmungen füllten eine Lücke in den bisherigen Verfassungen aus. Thiers meint: „Er war ein Gerichtshof für große Staatsverbrechen, ein politischer Gerichtshof für die Minister und die Träger der öffentlichen Gewalt, ein Marschalls-Tribunal für die Soldaten, ein Pairshof für die Großen des Staates."

Volksabstimmung.

Nach den Bestimmungen über die Gerichte, über die Art der Verkündigung ihrer Urtheile und neuer Gesetze, kommt in der Verfassung eine letzte Huldigung für die Rechte des Volkes. Wie bei der Consular-Verfassung sollen die Listen in allen Mairien aufgelegt werden, in denen jeder Bürger mit Ja oder Nein seinen Willen über den Vorschlag ausdrücken kann: „Das französische Volk will die Erblichkeit der Kaiserwürde in der geraden, gesetzlichen, natürlichen oder adoptiven Nachkommenschaft Napoleon Bonapartes, und in der geraden, natürlichen und legitimen Nachkommenschaft von Joseph und Louis Bonaparte, sowie diese im organischen Senatsbeschluss geordnet ist."

Die Listen wurden in den Gemeinden aufgelegt, das Ergebnis aber erst am 5. November 1804 von dem hiefür bestimmten Ausschuss des Senates diesem eröffnet: gestimmt haben 3,524.254 Bürger, darunter 400.000 Soldaten vom Landheer und 50.000 von der Flotte, auf 60.870 Listen; mit

[1]) Buchez et Roux, l. c. XXXIX, p. 174—179.

Ja hatten gestimmt 3,521.665, mit Nein 2569. Bonaparte wartete jedoch die Abstimmung nicht ab, er veröffentlichte sogleich nach der Abstimmung des Senates die Kaiser-Verfassung.

Der Beschluss des Senates wurde in Paris mit großem Pomp vom Kanzler des Senates verkündet, der von den Präsidenten des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats, einem zahlreichen und glänzenden Gefolge begleitet war. Die Bevölkerung hörte die Verkündigung mit einem düsteren Schweigen an, nach den Zeitungen aber mit großem Jubel.[1] —

Der Senat ruft Napoleon zum Kaiser aus.

Im Senat hatte der zweite Consul Cambacérès den Antrag gestellt, der mit den Worten schloss: „Für euch, Senatoren, ist es ruhmvoll, in einer so merkwürdigen Zeit der Mund und der Richter einer großen Nation zu sein und zur Sicherung ihres Glückes auf unerschütterlichen Grundlagen beizutragen. Ist es gestattet, die Sprache persönlicher Zuneigung mit dem Gedanken an so große Interessen zu vermählen, so muss ich sagen, dass am Ende der Laufbahn, zu welcher mich das Vertrauen des ersten Consuls und die Stimme des Vaterlandes berufen hatte, es süß für mich ist, in eurem Schoß den Ausdruck meiner Bewunderung, meiner Dankbarkeit und meiner verehrungsvollen Hingebung für den niederzulegen, den wir mit vollem Recht den Vater und Führer des französischen Volkes nennen." — Bonaparte hatte Cambacérès' Unmuth, der Unterthan seines bisherigen Genossen zu werden, damit beschwichtigt, dass er ihm die Würde des Reichserzkanzlers mit den Worten zuwies: „Ich bin von Ränken, von falschen und eigennützigen Rathschlägen umgeben und werde es hinfüro noch mehr, als gegenwärtig, sein; nur Sie allein werden Urtheilskraft und Aufrichtigkeit genug haben, um mir die Wahrheit zu sagen. Ich will Sie deshalb meiner Person und meinem Ohr noch näher bringen. Sie bleiben, um mein ganzes Vertrauen zu besitzen und dasselbe zu rechtfertigen." Cambacérès.

Nach Cambacérès sprach der Staatsrath Portalis in langer Rede über den Nutzen und die Nothwendigkeit der Annahme des Antrages. Die Hauptsätze sind: „Wo nur einer regiert, da ist mehr Verschwiegenheit und Schnelligkeit im Thun; der oberste Beamte setzt alles in Bewegung und scheint dabei doch unbeweglich; die weiteste und großartigste Thätigkeit ist hier ermöglicht.[2] — Wo nur einer regiert, liegt alles auf ihm, er denkt stets daran, er ist nur der größte Bürger des Staates, er kann sein eigenes Glück nur im allgemeinen Glück finden, nur der Vortheil des Staates ist sein eigener Vortheil. — Die Völker sind nicht da für die Fürsten, sondern die Fürsten für die Völker.[3] — Die Erblichkeit der Krone ist die beste Schranke gegen die Parteien, sie setzt den obersten Beamten in eine Höhe, gleichsam in ein Heiligthum, das für die Gedanken und die Thätigkeit der Einzelnen unnahbar ist.[4] — Benutzen wir den Vortheil des Augenblickes! Machen wir denjenigen zum Kaiser, welcher das Gebiet der Republik durch seine Siege vergrößerte und durch die Weisheit Portalis.

[1] Buchez et Roux, l. c. XXXIX, p. 182.
[2] Ibid. XXXIX, p. 131—145.
[3] Ibid. XXXIX, p. 133.
[4] Ibid. XXXIX, p. 134.

seiner Regierung die Franzosen glücklich machte; die kaiserliche Macht möge erblich in einer Familie sein, deren Mitglieder sich schon durch nützliche Dienste für den Staat hervorthaten.[1]) — Wenn man dem Staat ein Oberhaupt gibt, so ist ein großer Zwischenraum zwischen ihm und den gewöhnlichen Bürgern. Vermittelnde Körper sind nöthig. Darum werden unabsetzbare Großwürdenträger und Großofficiere vorgeschlagen, die zugleich den Schmuck des Kaiserthrones bilden.[2]) — Der Kaiser übt nicht *seine* Rechte, sondern die der Nation aus; *seine* Würde ist die der Nation; man kann das Oberhaupt einer großen Nation nicht mit Majestät genug umgeben; er muss die Majestät der Nation darstellen."[3]) Diese Reden sind große Merksteine von der Umwandlung der Gesinnung.

Lacépède. Lacépède rechtfertigte sodann die Bestimmungen der Kaiser-Verfassung über den Senat, das Tribunat, den gesetzgebenden Körper, die Gerichte, den Staatsgerichtshof, die wir oben anführten, und schloss mit den Worten: „Im Augenblick, da ihr euer Siegel unter diese Verfassung drückt, ist Napoleon schon Kaiser der Franzosen. Eilet also und befriedigt die Ungeduld der Bürger, der Behörden, des Heeres, der Flotte und des gesammten Frankreich. Eilet und bringet ihm den Beschluss, Napoleon sei Kaiser der Franzosen. Cambacérès möge das Wort führen. Eilet!"

Der Senat nach Saint-Cloud. Die wohldienerischen Senatoren brauchte man nicht zur Eile zu ermahnen: sie hörten die letzten Sätze kaum mehr ruhig an und stürzten sich alle in die prachtvollen Wagen, die zur Fahrt nach Saint-Cloud bereit standen, denen im Glanze ihrer Waffen Reiter unter Trompetengeschmetter voranritten und folgten. Es war ein schöner Frühlingsmorgen der 18. Mai 1804. Bonaparte erwartete die Botschaft in Saint-Cloud, umgeben von einem glänzenden Hof, als Soldat gekleidet, ruhig, fest und zuversichtlich, als hätte ihm die Kaiserwürde schon lange gebürt.

Anrede des Cambacérès, bietet die Kaiserkrone, *Cambacérès* hob an mit dem Worte: „Sire! der Beschluss, welchen der Senat soeben gefasst hat, ist nur der echte Ausdruck eines von der Nation schon lange gehegten und geäußerten Wunsches; er bringt Ihnen einen neuen Titel, der nach Ihnen die Erblichkeit Ihrem Geschlechte sichert, aber Ihrem Ruhm und Ihren Rechten nichts Neues hinzufügt. Die Liebe und Dankbarkeit des französischen Volkes haben Eurer Majestät seit vier Jahren die Zügel der Regierung anvertraut und die Verfassung des Staates verließ sich schon auf Sie wegen eines Nachfolgers. Der mehr ehrfurchtgebietende Name, welcher Ihnen jetzt zuerkannt wird, ist nur ein Dank, den die Nation ihrer eigenen Würde zahlt und dem Bedürfnis, welches sie fühlt, Ihnen jeden Tag Beweise einer Verehrung und Anhänglichkeit zu zeigen, die jeder Tag sich mehren sieht.

„Wie könnte auch das französische Volk eine Grenze für seine Dankbarkeit finden, wenn Sie selber Ihren Sorgen und Mühen für dasselbe keine Grenze stecken? Wie könnte es in Erinnerung an die Leiden, die es erduldete, als es sich selbst überlassen war, ohne Begeisterung an das Glück denken, welches es empfindet, seit die Vorsehung ihm den Gedanken gab, sich in Ihre Arme zu werfen?

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XXXIX, p. 140.
[2]) Ibid. XXXIX, p. 140.
[3]) Ibid. XXXIX, p. 141.

„Die Heere waren besiegt, die Finanzen in Unordnung, der öffentliche Credit zugrunde gerichtet, die Parteien stritten sich um die Rechte des alten Glanzes, die Ideen der Religion und selbst der Moral waren verdunkelt; die Gewohnheit, die Gewalt zu geben und wieder zurückzunehmen, ließ die Obrigkeit ohne Achtung und hatte jede Autorität verhaßt gemacht.

rühmt Bonapartes Verdienste.

„Da erschien Eure Majestät! sie rief den Sieg zurück unter unsere Fahnen; sie stellte Regel und Sparsamkeit in unserem Staatshaushalt auf; wieder ermuthigt durch den Gebrauch, den Sie davon zu machen verstanden, hat die Nation wieder Vertrauen zu ihren eigenen Hilfsquellen zu fassen vermocht. — Ihre Weisheit hat die Wuth der Parteien beruhigt, die Religion sah ihre Altäre wieder erstehen; die Begriffe von Recht und Unrecht sind in den Seelen der Bürger wieder erweckt worden, als man sah, wie die Strafe dem Verbrechen folgte, und ehrenhafte Auszeichnungen die Tugenden belohnten. Endlich — und das ist das größte der von Ihnen gewirkten Wunder — verstanden Sie dem Volk, welches die bürgerliche Gährung ungefügig für jeden Zwang und zum Feind jeder Autorität gemacht hatte, Liebe zu einer Macht einzuflößen, welche nur zu seinem Ruhm und zu seiner Liebe ausgeübt wurde.

„Das französische Volk maßt sich nicht an, sich zum Richter über die Verfassungen anderer Staaten aufzuwerfen; es hat keine Beurtheilungen zu machen, keine Beispiele zu befolgen, — die Erfahrung ist fortan seine Lehrerin. Jahrhunderte hindurch hat es die Erfahrungen der erblichen Gewalt genossen; es hat eine kurze, aber schmerzliche Erfahrung mit dem entgegengesetzten Systeme gemacht; — es kehrt infolge einer freien und bedächtigen Überlegung auf eine Bahn zurück, die seinem Genius entspricht; es gebraucht frei seine Rechte, um Eurer kaiserlichen Majestät eine Macht zu übertragen, welche selber zu handhaben ihm sein eigener Vortheil verbietet. Es trifft Anordnungen für die kommenden Geschlechter und vertraut durch einen feierlichen Vertrag das Glück seiner Enkel den Sprößlingen Ihres Geschlechtes, welche Ihre Tugenden nachahmen werden.

erklärt Bonaparte zum Kaiser.

„Glücklich die Nation, welche nach so vielen Wirren und Unruhen in ihrer Mitte einen Mann findet, welcher fähig ist, den Sturm der Leidenschaften zu beschwören, alle Interessen zu versöhnen und alle Stimmen zu vereinigen! Glücklich der Fürst, welcher seine Macht erhält vom Willen, vom Vertrauen, von der Liebe seiner Mitbürger! Liegt es in den Grundsätzen unserer Verfassung, der Genehmigung des Volkes den Theil des Beschlusses zu unterlegen, welcher die Begründung einer erblichen Regierung anlangt, so glaubte doch der Senat, Eure Majestät bitten zu dürfen, es zu gestatten, daß die organischen Bestimmungen sofort in Vollzug treten, und für den Ruhm wie für das Glück der Republik, erklärt er in diesem Augenblick Napoleon zum Kaiser der Franzosen."

„Es lebe der Kaiser der Franzosen!" riefen die Anwesenden, und der Ruf hallte nach im Hof, in dem Garten und in den Straßen; die Kanonen donnerten und zeigten der Hauptstadt das Geschehene an. Alles schien glücklich zu sein im Vertrauen auf eine schöne und große Zukunft. Nur der Himmel schien nicht einzustimmen: finstere Wolken zogen rasch auf, die stärker als der Donner der Kanonen wirkten — die Vorboten eines herannahenden Gewitters.

Antwort des Kaisers.

Nachdem wieder Stille eingetreten war, antwortete der Kaiser mit fester Stimme: „Alles, was zum Wohle des Vaterlandes beitragen kann, ist innig verbunden mit meinem Glück. Ich nehme den Titel an, welchen Sie für vortheilhaft halten zum Ruhme der Nation. Ich unterwerfe das Gesetz der Erblichkeit

der Zustimmung des Volkes. Ich hoffe, dass Frankreich nie die Ehren bereuen wird, mit denen es meine Familie schmücken will. Jedenfalls wird mein Geist nicht mehr auf meiner Nachkommenschaft ruhen an dem Tage, wo sie aufhören würde, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen." [1])

Hierauf begab sich der Senat zur Kaiserin. Auch hier führte Cambacérès das Wort: „Madame! Wir haben soeben Ihrem erhabenen Gemahl den Beschluss überbracht, welcher ihm den Kaisertitel verleiht, und welcher in seiner Familie die Erbregierung einführt und dadurch die künftigen Geschlechter mit dem Glück der jetzigen Generation verknüpft. — Es bleibt dem Senate noch eine süße Pflicht zu erfüllen: Eurer kaiserlichen Majestät seine Huldigung, seine Hochachtung darzubringen, sowie den Ausdruck der Dankbarkeit der Franzosen. — Ja, Madame, der Ruf macht das Gute bekannt, welches Sie unaufhörlich thun, und er besagt, dass Sie, stets zugänglich für die Unglücklichen, Ihren Einfluss auf das Oberhaupt des Staates nur dazu benutzen, um das Unglück zu mildern, und dass Eure Majestät mit dem Vergnügen, durch Wohlthaten zu verpflichten, noch jene liebenswürdige Zartheit verbindet, welche die Dankbarkeit süßer und die Wohlthat wertvoller macht. — Diese Neigung deutet uns an, dass der Name der Kaiserin Josephine das Zeichen der Tröstung und Hoffnung sein wird, und da die Tugenden Napoleons immer seinen Nachfolgern zum Muster dienen und sie die Kunst lehren werden, wie man Nationen regiert, so wird die lebendige Erinnerung an Ihre Güte deren erhabene Gattinnen auch lehren, dass die Sorge die Thränen zu trocknen das sicherste Mittel ist, über alle Herzen zu herrschen. Der Senat wünscht sich Glück dazu, dass er der erste ist, Sie als kaiserliche Majestät begrüßen zu können, und derjenige, welcher die Ehre hat, dessen Gesinnungen auszudrücken, wagt zu hoffen, dass Sie geruhen werden, ihn unter Ihre treuesten Diener zu rechnen."

Sorge der Kaiserin.

Josephine standen Thränen im Auge vor innerer Erregung, sie waren beredter als ihre Worte. Seit sie Kaiserin wurde, schwand für einige Zeit die Angst vor der Scheidung, welche sie beim Gedanken drückte, dass ihr Gatte einen Sohn wünschen müsse, und dass ihre Ehe mit ihm unfruchtbar sei; schwand auch die Angst für einige Zeit, dass er, wie Cäsar, auf dem Wege zur Monarchie, durch die Dolchstiche der Republikaner enden werde. Sie war in ihrem Herzen eigentlich Anhängerin des Königs und hätte es am liebsten gesehen, wenn ihr Gatte die alte Dynastie zurückberufen und sich mit der Stelle eines Connetable oder Reichsfeldherrn begnügt hätte. Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien hatte den Bruch mit der alten Dynastie unversöhnlich gemacht: sie hatte dieses Blut unter bittern Thränen beklagt. Josephine ergab sich jetzt in die Lage, und je mehr der neue Kaiser ärgerlich war über den Ehrgeiz seiner Brüder und Schwestern und deren Widerstand gegen seine Pläne, umsomehr fesselte ihn, dass seine Gattin keine bittere Frage anregte, und dass Eugène und Hortense sorglos und bescheiden waren und keinerlei Ehrgeiz äußerten — und einige Zeit hindurch hörte man von Napoleon kein Wort mehr über Scheidung. [1])

Cambacérès.

In schmeichelhafteren und würdigeren Worten konnte man einen werdenden Kaiser und eine werdende Kaiserin nicht begrüßen, als Cambacérès dies am 18. Mai 1804 in Saint-Cloud that; er wurde auch von Napoleon und Josephine beim ersten Kaisermahle mit Liebenswürdigkeiten überschüttet, und das erste

[1]) Discours prononcé par le second Consul 28 Floréal an XII. Buchez et Roux, l. c. XXXIX, p. 151—153.

[2]) Mémoires de Madame de Remusat, I, p. 395—399.

Schreiben des neuen Kaisers beweist seine freudige Dankbarkeit; es ist an die beiden bisherigen Consuln gerichtet und lautet: „Bürger-Consul Cambacérès (Lebrun)! Ihr Titel erfährt jetzt eine Veränderung, Ihre Verrichtungen und mein Vertrauen aber bleiben sich gleich. In der hohen Würde eines Erzkanzlers des Reiches (Erzschatzmeisters), mit der Sie jetzt bekleidet werden, werden Sie, wie Sie es bisher als Consul gethan haben, die Weisheit Ihrer Rathschläge und Ihrer hervorragenden Begabung mir kundgeben, die Ihnen einen so ausgezeichneten Antheil an allem gaben, was ich bisher Gutes thun konnte. Ich habe also von Ihnen nur zu ersehnen die Fortsetzung derselben Gesinnungen für den Staat und für mich. — Gegeben im Palast zu Saint-Cloud, 18. Floréal des Jahres XII der Republik. Napoleon." — Gegengezeichnet ist das Schreiben vom Staatssecretär B. H. Maret. — Die Formel der Erlasse ist fortan:[1]) „Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Verfassung der Republik Kaiser der Franzosen für alle Gegenwärtigen und Zukünftigen, Gruß. Nachdem der Senat die Redner des Staatsraths angehört, hat er beschlossen und verordnen Wir, was folgt." — Der Titel Bürger (Citoyen), auf den man so stolz gewesen, verschwand jetzt; an seine Stelle trat der Titel Monsieur. Beim gleichen Mahle, am 18. Mai, begrüßte Napoleon die anwesenden Herren alle mit Monsieur. — Der Titel Republik blieb in den Erlässen und auf den Münzen; er war aber nur Schein, nur Umhüllung der unumschränkten Gewalt des Kaisers. Der Senat war so gefügig, der gesetzgebende Körper war stumm, die Tribunen stimmten in drei Abtheilungen ab. Eine unumschränktere Gewalt als Napoleon hatte nicht einmal der Czar. Am nächsten Tage brachte Joseph Bonaparte, als Großwahlherr, seine Beamten und leistete den Treueid, auch Louis Bonaparte, als Großfeldherr des Reichs, mit ihm Eugène de Beauharnais, als einfacher Oberst. Ein Artikel des „Moniteur" theilte mit, dass man die französischen Prinzen mit „kaiserliche Hoheit" (Altesse impériale) anreden müsse, und die Großwürdenträger des Reichs mit „Monseigneur" oder mit „Erlauchte Hoheit" (Altesse sérénissime), die Minister mit „Monseigneur" und die Marschälle mit „Monsieur le maréchal". So war man wieder vollständig im alten Titelwesen[2]) und Byzantinismus. Citoyen.

Befriedigt über den Erfolg äußerte Napoleon: „Ich habe die Partie gewonnen. Ich fand die französische Krone auf dem Boden liegend, und habe sie mit der Spitze meines Degens aufgehoben."[3])

Frau von Rémusat erzählt, wie der Kaiser in Saint-Cloud im engsten Kreise — nur Josephine, Herr und Frau von Rémusat waren anwesend — nach der Kaiser-Ernennung sich also eröffnete, rittlings auf einem Stuhle sitzend und das Kinn auf die Lehne gestützt: „Wohlan, Sie grollten mir wegen dem Tod Frau von Rémusat.

[1]) „Napoléon, par la grace de Dieu et par les constitutions de la République, empereur des Français à tout présent et à venir, salut. — Le Sénat, après avoir entendu les orateurs du conseil d'État, a décrété, et nous ordonnons ce qui suit"

[2]) Marschälle wurden Berthier, Murat, Moncey, Jourdan, Massena, Augereau, Bernadotte, Soult, Brune, Lannes, Mortier, Ney, Davoust, Bessières — und die Senatoren: Kellermann, Lefèbre, Pérignon, Sérurier. Inspectoren und General-Obersten wurden Bruix, Songis, Marescot, Gouvion Saint-Cyr, Baraguay d'Hilliers, Junot, Eugène Beauharnais, Decrès, Marmont.

[3]) Mémoires de Madame de Rémusat, I, p. 389—386.

des Herzogs von Enghien?' — ‚Ja,' antwortete ich, ‚und ich nehme Ihnen denselben noch übel und, mir scheint, Sie haben sich selbst geschadet.' — ‚Aber, wissen Sie auch, dass er da unten abwartete, dass man mich umbringe!' — ‚Das ist möglich, Sire, aber endlich war er doch nicht in Frankreich.' — ‚Ah, es ist gut, dass man von Zeit zu Zeit sich als Herrn bei den anderen zeigt.' — ‚Halten Sie ein, Sire, reden wir nicht mehr davon, sonst muss ich weinen.' — ‚Die Thränen! Die Frauen haben nur diese Waffe. Geradeso meint Josephine, alles sei gewonnen, wenn sie nur geweint habe.' — Mein Mann fiel ihm in die Rede mit den Worten: ‚Sire, es gibt Thränen, die man nicht tadeln kann!' —

Napoleon über Enghien,

‚Ja, ich sehe, Sie nehmen die Sache auch ernstlich. Übrigens ist sie ganz einfach. Sehen Sie, Sie alle haben Ihre Erinnerungen, Sie haben andere Zeiten gesehen. Ich rechne erst von der Zeit an, wo ich begann etwas zu sein. Was ist ein Herzog von Enghien für mich? — Ein bedeutenderer Ausgewanderter, als ein anderer, das ist alles, und das reicht aus, um ihn fester treffen zu müssen. Hatten diese Narren von Royalisten nicht das Gerücht verbreitet, dass ich die Bourbonen wieder auf den Thron setzen wolle! Die Jakobiner hatten Angst davor; Fouché kam eines Tages zu mir, von ihnen gesendet, mich zu fragen, was meine Absicht sei. Die Autorität ist so leicht seit zwei Jahren in meine Hände zu sitzen gekommen, dass man bisweilen zweifeln konnte, ob ich ernstlich Lust hätte, sie officiell anzunehmen. Auch dachte ich, meine Aufgabe sei, Nutzen daraus zu ziehen, um der Revolution gesetzlich ein Ende zu machen. Deshalb habe ich auch das Kaiserthum der Dictatur vorgezogen, weil man sich legitimiert, wenn man sich auf einem bekannten Boden niederlässt. Ich wollte anfangs die

über die Parteien,

beiden Parteien versöhnen, die ich im Streite betraf, als ich Consul wurde. Ich glaubte, indem ich durch Einrichtungen von Dauer Ordnung schaffe, würde ich ihnen von der Lust nach Wagnissen den Muth benehmen. Aber die Parteien verlieren den Muth nicht, solange man thut, als ob man sie fürchte, und man macht diese Miene, solange man daran arbeitet, sie zu versöhnen. Man kann übrigens an das Ende kommen von Stimmungen, aber nie an das Ende von Meinungen. Ich begriff also, dass ich unter ihnen keinen Vertrag schließen könnte, wohl aber mit ihnen einen Vertrag zu meinem Vortheil. Das Concordat, die Streichungen aus der Emigrantenliste brachten die

über den Adel

Emigranten in meine Nähe und bald werden sie alle kommen; Sie sehen, wie der Schimmer des Hofes sie alle anzieht. Mit der Rede von alten Gepflogen-

und die Jakobiner,

heiten gewinnt man die Edelleute; die Jakobiner aber wollen Thatsachen sehen; sie lassen sich nicht mit Worten abspeisen; meine Strenge hat sie zufriedengestellt. Seit dem 3. Nivose,[1]) im Augenblicke einer ganz royalistischen Verschwörung, habe ich eine tüchtige Anzahl Jakobiner nach Cayenne abführen lassen; sie hätten das Recht gehabt sich zu beklagen, wenn ich jetzt nicht ebenso stark dreingeschlagen hätte. Ihr habt alle gemeint, dass ich im Begriffe sei, grausam zu werden, und ihr habt euch alle getäuscht. Ich hege keinen Hass, ich thue nichts aus bloßer Rachsucht; ich schaffe das weg, was mir im Wege steht, und ihr könntet morgen sehen, wie ich Georges verzeihe, wenn es angienge, ihm selber zu verzeihen, der eigentlich in der Absicht kam, mich umzubringen. Wenn man die Ruhe wieder eintreten sieht, wird man mir wegen diesem Ereignis nicht mehr grollen, und nach einem Jahr wird man in dieser Hinrichtung eine große politische That sehen. Die Politik hat mich gedrängt, die Krisis kurz zu machen.

[1]) Zeit der Höllenmaschine.

Was ich in diesem Falle that, beschäftigte mich seit zwei Jahren. Ich wollte das Consulat behalten, obschon die Worte mit den Thatsachen nicht übereinstimmten. Frankreich und ich wären noch länger derart mitsammen gegangen, weil es Zutrauen faßte und alles wollen wird, was ich will. Aber diese Verschwörung da wollte ganz Europa in Bewegung bringen — und es war nöthig, Europa und die Royalisten zu enttäuschen. Ich hatte zu wählen zwischen einer Verfolgung im einzelnen oder einem großen Schlag; meine Wahl konnte nicht zweifelhaft sein. Ich habe also für immer die Royalisten wie die Jakobiner zum Schweigen gebracht. Jetzt bleiben noch die Republikaner, diese Träumer, welche glauben, daſs man eine Republik auf einer alten Monarchie aufbauen könne, und daſs Europa uns ruhig eine Föderativrepublik von zwanzig Millionen Einwohnern gründen lasse. Diese Träumer werde ich nicht gewinnen, aber sie sind nicht zahlreich und sie haben wenig Ansehen. Ihr andern Franzosen liebt die Monarchie, nur diese Form der Regierung gefällt euch. — Ich wette, Sie, Herr Rémusat, fühlen sich hundertmal wohler, seit Sie mich Sire und ich Sie Monsieur nenne!' — Mein Mann lächelte über die Wahrheit dieser Bemerkung. Der Kaiser fuhr fort: ‚Ich selber bin nicht zum Gehorchen gemacht. Als Cobenzl und ich zum Abschluſs des Friedens in Campo Formio zusammenkamen, war, nach österreichischer Sitte, ein Thron des Kaisers errichtet. Ich fragte, als ich in den Saal trat, was das bedeute? — und sagte zu Cobenzl: »Nehmen Sie diesen Thron weg, denn ich habe nie einen Stuhl, der höher war als andere, angesehen, ohne daſs ich Lust gehabt hätte, mich darauf zu setzen!« die Republikaner.

„‚Ich habe mir bis jetzt eine große Fertigkeit erworben, Frankreich zu regieren, weil wir, es und ich, einander nicht betrügen. Talleyrand wollte mich »zum König« machen, das ist der Name aus seinem Wörterbuch; er hätte dann gemeint, »unter einem König sei er dann wieder ein hoher Herr«; aber ich will keine Hochadeligen, als jene, welche ich selber dazu mache. Dann ist auch der Name »König« abgenutzt und knüpft sich an überlebte Ideen; er würde mich zu einer Art Erben machen, ich will es aber nur durch mich selber sein. Der Name, den ich trage, ist größer, er ist noch etwas unbestimmt und reizt die Phantasie. Jetzt hat die Revolution ihr Ende, und ein sanftes Ende, ich rühme mich dessen — weil kein Interesse verletzt, aber manches angeregt ist. Man muſs bei euch immer die Eitelkeit in Athem erhalten, der Ernst der republikanischen Regierung hätte euch zu Tode gelangweilt. Wer hat die Revolution gemacht? — Die Eitelkeit! — Wer wird sie zu Ende bringen? — Die Eitelkeit! — Die Freiheit war ein Vorwand, die Gleichheit ist euer Spielzeug! Seht, das Volk ist zufrieden mit einem König, welcher aus den Reihen der Soldaten genommen ist. Leute, wie der Abbé Sièyès, werden schreien »Despotismus!« Mein Name aber wird immer beim Volke beliebt sein; ich habe heute das Volk und die Armee für mich, und der müsste ein dummer Geselle sein, der mit diesen sich nicht auf dem Thron behaupten könnte.'“ Napoleon über seinen Titel. Eitelkeit.

Am ersten Mahle des Kaisertages zeigte sich wieder Zwist in der eigenen Familie. Duroc, jetzt Gouverneur des Palastes, theilte beim Eintritt in den Speisesaal allen mit, daſs Joseph und Louis Bonaparte fortan den Titel „Prinzen“ und ihre Frauen den Titel „Prinzessinnen“ hätten. Die Damen Bacciochi und Murat schienen niedergeschmettert, daſs sie nicht auch den Titel ihrer Schwägerinnen hatten. Madame Murat vermochte ihre Unzufriedenheit nicht zu verbergen. Gegen sechs Uhr kam der neue Kaiser und begrüßte Zwist in der Familie.

jeden in seiner neuen Würde; er schien zufrieden und heiter und bemerkte lächelnd den Zwist. Die Kaiserin war liebenswürdig, Joseph und Louis zufrieden, Karolina. Eugène einfach und fern von allem Ehrgeiz. Madame Murat konnte ihre Thränen nicht zurückhalten; sie trank oft Wasser, um sich zu beruhigen, aber es Elisa. half nicht; alle waren unangenehm von ihrer Trauer berührt. Elisa Bacciochi weinte nicht, gab aber auf alle Fragen scharfe und spitzige Antworten. Den Kaiser ärgerte dieses Verhalten der beiden Schwestern, er verwundete sie noch durch bittere Scherze. Am Tage darauf klagte die Murat bitter, weinte laut und machte dem Kaiser Vorwürfe, warum er seine Schwestern zur Dunkelheit verdamme, zu verächtlicher Stellung, während er Fremde mit Ehren und Würden überhäufe. Bonaparte gab harte, scharfe Antworten: er sei Herr und könne nach seinem Willen die Würden vertheilen. „Wenn man eure Ansprüche hört, möchte man meinen, dass wir die Krone von unserem verstorbenen Vater geerbt haben!" — Madame Murat fiel darüber in Ohnmacht zu Boden. Jetzt verschwand der Zorn des Kaisers; er hob seine Schwester auf, suchte sie zu beruhigen und machte ihr Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche.[1]) Wenige Tage darauf war im „Moniteur" zu lesen, dass man Karolina und Elisa Altesse impériale. mit „Kaiserliche Hoheit" anzureden habe. Am 1. Februar 1805 erhielt Murat den Rang eines Prinzen und wurde Eugène Beauharnais zum Erzstaatskanzler ernannt. —

Der Prozeſs der verſchworenen Royaliſten.

Die Verschwörung der Royalisten gab den Anlass zur Gründung des Kaiserthums; die Entscheidung vor Gericht bot peinliche Seiten für die neue Regierung. Während Bonaparte den Thron bestieg, stand der Sieger von Hohenlinden unter Anklage auf Leben und Tod. Am 18. Mai 1804 begannen die Verhandlungen unter einem ungeheuren Zudrang von Bürgern, Officieren, Gelehrten, Künstlern, Damen. Moreau galt für unschuldig und seine Stellung vor Gericht für Sache des Neides, der Eifersucht und Willkür des neuen Herrschers.

Moreau beliebt. Bourrienne, der aus Theilnahme für Moreau wie für Bonaparte jeder Sitzung beiwohnte, erzählt, wie man Moreau mit einer starken Bedeckung umgeben musste, um das Volk und seine Freunde in Schranken zu halten, und wie man diese Garde nicht allzusehr vergrößern durfte, weil sie als Vereinigungspunkt furchtbar werden konnte, wenn die Stimme eines geehrten Generals sie zur Vertheidigung aufforderte. „Man glaubte fast überall, dass eine Entführung zu Gunsten Moreaus wohl ausführbar wäre; einige hofften sie, andere fürchteten sie, und ich kann versichern, dass sie bei der damaligen Stimmung der Gemüther unmittelbar erfolgt sein würde, wenn die Richter noch gefälliger sich gezeigt, als sie es schon waren, und Moreau zum Tode verurtheilt hätten." Der Prozess dauerte zwölf Tage und der Andrang ward mit jedem Tage stärker, die Äußerung der Theilnahme für den Sieger von Hohenlinden immer lebhafter. Die angesehensten Personen wünschten gegenwärtig zu sein. Der allzugefällige Senat hatte die Geschwornengerichte auf zwei Jahre vertagt; man äußerte laut, die

[1]) Mémoires de Madame de Rémusat, I, p. 386—398.

Ankläger rechneten mit größerer Zuversicht auf besonders bestellte Richter, als auf die Geschworenen. Als der Held im Gebirgskriege, Lecourbe, unvermuthet Lecourbe. mit einem Kind in den Gerichtssaal trat, es emporhob, und mit bewegter Stimme rief: „Soldaten, das ist der Sohn eures Generals!“ — da erhoben sich alle Militärs im Saale und präsentierten vor ihm, und feuriger Beifall ertönte. „Hätte Moreau in diesem Augenblick, wo der Enthusiasmus für ihn auf das Höchste gestiegen war, nur ein Wort gesagt, so würde das Tribunal aufgelöst und würden die Gefangenen in Freiheit gesetzt worden sein.“[1]) Moreau schwieg still und schien allein an dieser Bewegung keinen Antheil zu nehmen. Er flößte aber noch so viel Ehrerbietung ein, dass die Gendarmen, die ihn bewachten, wenn er aufgerufen wurde und aufstand, um zu antworten, sich zugleich mit ihm erhoben und mit entblößtem Haupte, so lange er redete, stehen blieben. Die edle und schöne Récamier schreibt: „Ich war tief ergriffen, als ich den großen Feld- Die Récamier. herrn als Verbrecher behandelt sah. Es handelte sich nicht mehr um Republik und Republikaner; er war vollkommen fern von der Verschwörung; es war der treue Royalismus, der sich allein noch vertheidigte wider die neue Gewalt.“[2]) — Die Mitangeklagten belasteten ihn nicht, sondern entlasteten ihn: einige Ränkeschmiede hätten sie getäuscht durch die Nachricht, Moreau sei bereit, die Bourbonen aufzunehmen; der General sei aber auf keinen ihrer Vorschläge eingegangen, und seitdem hätten sie an gar keine Verschwörung mehr gedacht. Mit dieser Anklage, dass Moreau die Bourbonen habe zurückrufen, reimte sich der Vorwurf nicht, er habe Dictator werden wollen.[3]) Er erwiderte: „Ich, Dictator, mit allen Anhängern der Bourbonen? Man suche doch meine Anhänger! es müssen die französischen Soldaten sein, da ich über neun Zehntheile derselben den Oberbefehl geführt, und mehr als 50.000 gerettet habe. Das sind meine Anhänger; man hat meine Adjutanten, alle Officiere, die ich kannte, verhaftet, aber nicht den geringsten Verdacht gegen sie gefunden und sie in Freiheit gesetzt. Warum will man mir die Thorheit beimessen, dass ich mich durch die Anhänger der alten französischen Prinzen, die seit 1792 für den König kämpften, zum Dictator hätte wollen ernennen lassen? Sie nehmen an, dass diese Leute in vierundzwanzig Stunden den Vorsatz fassen, mich zum Dictator zu erheben. Das ist Thorheit! Man hat von meinem Vermögen, von meiner Besoldung gesprochen. Ich habe mit nichts angefangen; ich könnte 50 Millionen Francs zum Eigenthum haben; ich besitze aber nur ein Haus und ein Landgut: meine Besoldung beträgt 40.000 Francs — und man hüte sich wohl, sie mit meinen Diensten zu vergleichen!“

Sicher ist: Moreau mochte nicht für die Bourbonen arbeiten. Diese An- Pichegru. klage konnte er leicht zurückweisen. Peinlicher für ihn waren die Fragen wegen seiner Verbindung mit Pichegru und wegen der Klinglinischen Papiere, von denen er zu spät der Regierung Anzeige gemacht hatte. Er schrieb nach seiner Verhaftung darüber an den ersten Consul:[4]) „Pichegru, welcher sich im gesetz- Schreiben an Bonaparte. gebenden Körper befand, konnte umsoweniger dem gemeinen Wesen schädlich werden, weil der Friede gesichert war. Die beiden Officiere, die von dieser Correspondenz Kenntnis hatten, mahnten mich, Anzeige zu machen, als die Unruhe ziemlich groß wurde. Ich bekleidete einen öffentlichen Posten und konnte nicht länger darüber

[1]) Bourrienne, Mémoires, VI, ch. 8.
[2]) Georges Cadoudal et la Chouannerie, p. 324—325.
[3]) Bourrienne, Mémoires, VI, ch. 8.
[4]) Vgl. Bd. XIX, S. 306—307, 326—330, 366—370 dieses Werkes. — Bourrienne, Mém., VI, ch. 8 u. 9.

schweigen." — Aber Moreau hatte diese Papiere erst angezeigt, als das Directorium von ihrem Bestand schon durch General Bonaparte unterrichtet war; er entschuldigte sich deshalb in einem Schreiben an den ersten Consul: „Anzeigerei ist meinem ganzen Charakter zuwider; denn, fast immer mit Strenge beurtheilt, wird sie gehässig, und drückt das Siegel der Verwerflichkeit auf den, welcher dieselbe gegen Personen anwendet, denen er Verbindlichkeiten schuldig ist oder mit denen er in freundschaftlichen Verhältnissen stand." — Diese Entschuldigung sollte auch gelten für den Verkehr mit Pichegru, über welchen Moreau in seinem Schreiben an Bonaparte meldete: „Während der beiden letzten Feldzüge in Deutschland und nach dem Frieden, hat er mir zuweilen ziemlich entfernte Eröffnungen gemacht, um zu erfahren, ob es möglich wäre, mich für die Bourbonen zu gewinnen. Ich fand dies so lächerlich, dass ich nicht einmal darauf antwortete. An der gegenwärtigen Verschwörung habe ich nicht den entferntesten Antheil genommen. Ich habe jeden Antrag, den man mir gemacht hat, aus Überzeugung zurückgewiesen und als die augenscheinlichste Thorheit betrachtet, und wenn man mir die zu erwartende Landung in England als den zur Veränderung der Regierung günstigsten Zeitpunkt darstellte, so antwortete ich, der Senat wäre die Behörde, an welche sich im Falle von Unruhen unfehlbar alle Franzosen anschließen würden, und ich würde der erste sein, den Befehlen desselben Folge zu leisten." — Aber Moreau hätte auch von diesen Werbungen Anzeige machen sollen, und hat es nicht gethan. „Pichegru war ein Verräther", sagte der Präsident, „und Sie selbst haben ihn unter dem Directorium angezeigt." — Moreau entgegnete: „In einer Zeit, wo Condés Armee die Pariser Salons und die Zimmer des ersten Consuls füllten, konnte ich mich wohl damit beschäftigen, Frankreich den Eroberer Hollands zurückzugeben." — Aber die nächtliche Zusammenkunft Moreaus mit Pichegru und Georges sprach gegen ihn. Dann blieb Bouvet de Lozier bei seiner Anzeige stehen, und Roland, ein ehemaliger Armeebeamter, der den Vermittler zwischen Pichegru und Moreau gespielt hatte, blieb auch bei seiner Aussage stehen; letzterer habe ihm aufgetragen, Pichegru zu erklären, dass er die Bourbonen nicht wolle; allein wenn man ihn von den Consuln befreie, wolle er die Gewalt, die ihm unfehlbar übertragen werden würde, dazu anwenden, die Verschwörer zu retten und Pichegru wieder zu Ehren zu bringen. Vergebens sagte Moreau: „Ich habe zehn Jahre commandiert, und mich nie lächerlich gemacht!" — Diese Zeugen kühlten bei vielen den Eifer für Moreau ab. Er entgegnete: „Nach meiner Meinung ist Roland entweder ein Mitglied der Polizei oder er hat seine Erklärung aus Furcht gethan." — Bourrienne bemerkt: „Roland hat zwei Erklärungen gegeben, in der ersten sagte er nichts, wohl aber in der zweiten. Man sagte ihm: „Sie sind in einer schrecklichen Lage. Sie werden entweder der Mitschuldige oder der Mitwisser einer Verschwörung sein; wenn Sie nichts sagen, sind Sie Mitschuldiger; wenn Sie Geständnisse thun, sind Sie gerettet!" Dieses Beispiel zeigt, wie man die Untersuchung in dem Sinne leitete, Schuld auf Moreau zu bringen." — Von Lajolais bemerkt Bourrienne: er stand unter dem Einfluss der geheimen Polizei; er wurde zum Tode verurtheilt, wie er erwartet, erhielt aber verabredetermaßen seine Begnadigung. Hierüber sowie über andere geheime Umstände hätte Pichegru sprechen können, deshalb musste er vor Beginn des Prozesses verschwinden.

Bouvet de Lozier. Roland. Lajolais.

Der Eroberer Hollands war in der That nicht mehr unter den Lebenden. Am 6. April 1804, morgens, fand man Pichegru in seinem Zimmer im Temple todt. Die Chirurgen, welche den Leichnam amtlich besichtigten, erklärten: „Um

Tod Pichegrus.

den Hals befand sich ein schwarzseidenes Tuch, durch welches ein Stab von ungefähr 46 Centimeter Länge und 4 bis 5 Centimeter Dicke hindurch gesteckt war. Dieser Stab, durch welchen das Halstuch zusammengedreht war, ruhte mit dem einen Ende auf dem linken Backen, der ihn festhielt, so dass dadurch eine Zusammenziehung entstanden war, welche hinreichte, den Tod herbeizuführen." Also Selbstmord. Daran glaubten aber jene nicht, welche Pichegru näher kannten; denn er hatte die religiösen Gesinnungen bewahrt, die ihm in seiner Jugend von seinen katholischen Eltern waren eingeflößt worden. Er hatte bisher zehn Verhöre bestanden, ohne dass er etwas entdeckt oder jemanden bloßgestellt hätte, und dabei erklärt, dass er laut und öffentlich vor seinen Richtern sprechen wolle, seine Sprache werde immer der Wahrheit und dem Interesse des Vaterlandes angemessen sein; er bezeugte den festen Entschluss, das verhasste Gewebe des Complottes zu zerreißen, in welches die Polizei ihn und seine Mitgefangenen verwickelt hätte — das heißt, das Ränkespiel Fouchés, der durch seine Helfershelfer in Paris und London die Bildung der Verschwörung geleitet und, um wieder Minister der Polizei zu werden, die Verschworenen angezeigt hatte. Bourrienne bemerkt: „Es ist bis zur äußersten Evidenz erwiesen, dass Pichegru in seinem Gefängnis erdrosselt worden ist, folglich erscheint mir jeder Gedanke an Selbstmord unzulässig"; er lenkt auf Fouché den Verdacht, diesen Mord angeordnet zu haben. Fouchés.

Thiers hat eine Erklärung verbreitet, welche die Schuld des Selbstmordes auf Réal schiebt, der in Vincennes zur Rettung Enghiens zu spät und zu Pichegru zu selten gekommen sei: Bonaparte habe Pichegru, als seinem ehemaligen Lehrer in der Schule zu Brienne, Verzeihung und eine Stellung in den Colonien versprochen und Pichegru wieder Hoffnung und Muth gefasst, durch Begründung einer großen Ansiedelung in Cayenne seine Ehre wieder zu erlangen. Nun sei aber Réal viel zu selten im Zimmer dieses Gefangenen erschienen, weil er aus dem selbständigen und festen Mann wenig herauszubringen hoffte, und dieser habe, als er nichts mehr von den Vorschlägen Bonapartes vernahm und die Hinrichtung Enghiens erfuhr, geglaubt, er dürfe auf die angebotene Gnade nicht mehr rechnen. „Der Tod war keineswegs das, was diesem Kriegsmann am schwersten ankam, er war die fast erzwungene Lösung der strafwürdigen Umtriebe, in die er sich eingelassen." Moreau leugnete, dass er die Bourbonen hätte zurückbringen wollen, aber seinen Verkehr mit Pichegru konnte er nicht rechtfertigen. Erklärung von Thiers. Schuld Réals.

Moreau verlor, Cadoudal gewann an Ansehen während des Prozesses durch seine Entschiedenheit.[1]) Die Récamier sagt: „Man betrachtete ihn mit dem Gedanken, dass dieser freie und energische Kopf bald auf dem Schafott fallen, dass vielleicht er allein nicht gerettet werden sollte, denn er that nichts für seine Rettung. Er verschmähte es, sich zu vertheidigen, er vertheidigte nur seine Freunde. Ich hörte, wie seine Antworten ganz eingetaucht waren in jenen altehrwürdigen Glauben, für welchen er selber mit so viel Muth gekämpft und für den er seit je das Opfer seines Lebens dargebracht hatte. Als man in ihn drang, um Gnade zu bitten, wie die andern Angeklagten thaten, sagte er: ‚Können Sie mir einen schöneren Anlass zu sterben versprechen?'" — Ähnlich erzählt Bourrienne, wie er von Réal vernahm: „Ich komme aus der Conciergerie; ich bin bei Georges gewesen; er ist ein außerordentlicher Mann. Ich sagte zu ihm, ich wäre bereit, Georges Cadoudal. Réals Bericht.

[1]) Georges Cadoudal et la Chouannerie, p. 325.

ihm seine Begnadigung anzubieten, wenn er verspreche, sich nicht wieder in eine Verschwörung gegen die Regierung einzulassen und einen Dienst anzunehmen. Ich drang sehr in ihn, aber alles war vergeblich; er widersetzte sich all meinen Bemühungen und sagte am Ende: ‚Meine Kameraden sind mir nach Frankreich gefolgt, und ich werde ihnen in den Tod folgen!‘“ — Er vertheidigte beim Prozess nie sich selber, sondern nur seine Kameraden; er nahm alle Verantwortlichkeit auf sich; bisweilen mischte er bittern Spott in seine Antworten. Seine Bretonen sahen nur auf ihn, wenn sie gefragt wurden, um aus seinen Blicken zu lesen, wie sie sich verantworten sollten. Die ganze Kunst der Einleitungen, Zusammenstellungen und Folgerungen scheiterte an seiner unerschütterlichen Entschlossenheit. Moreau war voller Zuversicht und Georges voller Resignation über das Los, das seiner wartete und das er mit herber Gleichgiltigkeit betrachtete. Gleichsam um seinen Tod zu rächen, noch ehe er ihn gelitten hatte, nahm er zuweilen den beißenden, beleidigenden Ton an; so nannte er den Richter Thuriot nur Tue-roi = Königsmörder; war er genöthigt, auf seine Fragen zu antworten, so sagte er: „Man gebe mir ein Glas Brantwein, um den Mund auszuspülen.“ — Georges hatte den Ton und die Manieren eines Soldaten, aber unter dieser Hülle barg er eine heldenmüthige Seele.[1]) Auch Napoleon bewunderte ihn; im Familienkreise sagte er: „Cadoudal ist eine Heldenseele, ich möchte ihn begnadigen, wenn ich könnte.“

Belastungszeugen wurden 39 vorgerufen, Entlastungszeugen 16. Unter den ersteren war auch der Commandant des „Vincego“, der Capitän John Wesley
Wright. Wright, welcher die Angeklagten an die Küste der Bretagne geführt hatte. Während er an der Küste von Morbihan kreuzte, trat eine Windstille ein, da wurde er nach blutigem Widerstande gefangen und zuerst in Vannes eingesperrt, jetzt aber nach Paris gebracht, um gegen die Angeklagten Zeugnis abzulegen. Er gab aber nur die Antwort: er sei Kriegsgefangener nach den Gebräuchen gebildeter Völker, er sei englischer Officier, er kenne seine Pflichten gegen seinen König und sein Vaterland, und sei nur seiner Regierung Rechenschaft schuldig. Der Generalprocurator ließ ihm ein früheres Verhör zum Durchlesen übergeben. Wright gab es mit den Worten zurück: er finde die gegen ihn ausgesprochene Drohung nicht darin, dass man ihn vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen lassen werde, wenn er die Geheimnisse seines Vaterlandes nicht verrathe.

Die angeklagten Edelleute verleugneten ihre Anhänglichkeit an die Bour-
Rivière. bonen durchaus nicht. Charles de Rivière trug bei seiner Verhaftung ein Medaillon mit dem Porträt des Grafen Artois auf der Brust, mit der Inschrift: „Geschenk des Grafen Artois an seinen treuen Adjutanten Rivière nach der Rückkehr von mehreren gefährlichen Reisen nach Paris und in die Vendée. Erhalte Dich für Deine Freunde gegen unsere gemeinsamen Feinde.“ Um ihn zu überweisen, ward dieses Bildchen von ferne gezeigt, ob er es anerkenne? Rivière erklärte, er müsse es in der Nähe besehen. Man gab es ihm in die Hände. Sogleich küsste er es mit Inbrunst: „Ja, das ist er; möge Gott nie zulassen, dass ich einen so guten Herrn verkenne!“

Die Polignac. Noch lebhafter war die Rührung über den Wettstreit brüderlicher Liebe zwischen den Jünglingen Armand und Jules de Polignac. Armand sagte am 8. Juli, nachdem er bewiesen hatte, dass seine Absichten nicht die eines Verschwörers seien: „Ich habe nur noch einen Wunsch, nämlich, dass das

[1]) Bourrienne, Mémoires, VI, ch. 8.

Schwert, wenn Sie es gegen unsere Häupter erheben, nicht meinen Bruder treffe; retten Sie ihn, wenn nicht zu Gunsten seiner Unschuld, doch zu Gunsten seiner Jugend, und lassen Sie das Gewicht Ihres Zornes ganz auf mich zurückfallen." Am 9. Juni, dem Tage wo das Urtheil gesprochen werden sollte, nahm Jules de Polignac das Wort: „Ich war gestern durch die Rede meines Bruders zu sehr gerührt, um sprechen zu können. Heute bin ich ruhiger und bitte Sie, meine Herren, nehmen Sie auf die Worte meines Bruders zu meinen Gunsten keine Rücksicht. Wenn einer von uns beiden erliegen soll, so retten Sie ihn, wenn es noch Zeit ist! Geben Sie ihn den Thränen seiner Gattin zurück; ich habe keine. Ich weiß, wie er, dem Tode Trotz zu bieten; ich bin noch zu jung, als dass ich das Leben gekostet haben sollte; wie kann ich es also bedauern?" — „Nein, nein!" rief sein Bruder, „du hast deine Laufbahn noch zu durchlaufen, mir aber kommt es zu, zu sterben!" — Bourrienne bemerkt: „Meine Erinnerung versetzt mich noch in diese erhabene Scene zurück; ich sehe noch, wie die Anwesenden die Thränen trockneten; ich sehe Hémart noch ganz verzerrt; ich sehe noch seine schreckliche Gestalt; ich sehe ihn gefühllos und grausamer als das Gesetz dem Auftritt plötzlich ein Ende machen, indem er mehr in dem Tone strafender Roheit als in dem Ausdruck strafender Würde, die Worte aussprach: ‚Die Verhandlungen sind geschlossen!'" Hémart.

Georges Schlussrede.

Nach den Reden der Vertheidiger wurde jedem der Angeklagten noch das Wort gestattet. Georges erhob sich und sagte, nachdem er einige Angaben in der Anklage widerlegt hatte: „Freimüthig und ehrlich will ich jetzt den wahren Streitpunkt hervorheben! Meine Anhänglichkeit an Frankreich und an die Familie der Bourbonen ist auch durch die zwei Jahre, die ich auf dem Lande in England im Frieden zubrachte, nicht abgekühlt worden. Alle Nachrichten, die ich aus Frankreich erhielt, kündeten mir an, dass die öffentliche Meinung sich aufs entschiedenste dahin aussprach, der glühendste Wunsch der Franzosen sei, die Monarchie wieder erstehen zu sehen, und zwar in einer Familie allein, und dass kein Umsturz mehr zu befürchten sei. Ich wusste, dass zur Zeit, da der Friede von Amiens abgeschlossen wurde, davon die Rede war, Bonaparte zum Kaiser auszurufen. Auf diese Nachrichten hin entschloss ich mich, nach Frankreich hinüberzugehen und zu sehen, ob der öffentliche Geist wirklich so wäre, wie man ihn angekündigt hatte. Ich begab mich mit sechs anderen Personen nach Paris und zog Erkundigungen ein. Meine Ansicht war, als ich landete, auszuforschen, ob es nicht möglich wäre, der stark ausgesprochenen öffentlichen Meinung eine Wendung zu geben zu Gunsten der Bourbonen. Hätte ich die öffentliche Meinung dieser Familie günstig befunden, so hätte ich sogleich um einen Prinzen gesendet und nach seiner Ankunft hätte man dann die nöthigen Mittel berathen, um zum erwünschten Ziel zu gelangen. Doch in meinen Hoffnungen enttäuscht, habe ich nicht um den Prinzen senden können, und hatte noch nicht sechs Mann beisammen. Das ist die reine Wahrheit und niemand kann das Gegentheil beweisen. Diejenigen, welche behaupteten, auf den Schiffen, die nach Biville fuhren, sei ein französischer Prinz gewesen, haben bloß getäuscht. Die französischen Spione in London haben ihrer Regierung schon die Versicherung gegeben, dass diese Behauptung falsch sei. Ich sage es Ihnen noch einmal: das ist die reine Wahrheit. Ich weiß nicht, ob in dieser Angelegenheit die Merkmale sind, die zum Begriff Verschwörung gehören. Ich kenne die Gesetze nicht und weiß nicht, ist es Verschwörung oder nicht. Sie, meine Herren, wissen es, und ich überlasse die Entscheidung darüber Ihrem Gewissen."

Die Richter zogen sich acht Uhr abends zur Berathung zurück. Diese währte lange. Niemand mochte den Sitzungssaal verlassen, die gespannteste Erwartung herrschte; erst um vier Uhr morgens kam Hémart mit dem Urtheil heraus. Unter Urtheil zum Tod, den 47 Angeklagten verurtheilte das Gericht zum Tode: Georges Cadoudal, Bouvet de Lozier, Rouffillon, Rochelle, Armand de Polignac, Charles d'Hozier, Rivière, Louis Ducorps, Picot, Lajolais, Rocher, Coster-Saint-Victor, Déville, Gaillard, Joyaut, Burban, Lemercier, Jean Cadoudal, Lelan und Merille. Zwei Jahre zu zweijähriger Haft. Gefängnis wurden verhängt über Julius de Polignac, Léridant, Roland, Hisay und über Moreau: seine Schuld an der Verschwörung sei nicht hinlänglich dargethan, aber sein moralisches Verhalten sei tadelnswert. Bonaparte hatte seine Verurtheilung gewunschen, um ihn begnadigen zu können. Hémart drängte die Richter, ihn zu verurtheilen, der Kaiser wolle ihn doch begnadigen. Der strenge Richter Clavière entgegnete: „Aber, wer begnadigt dann uns, wenn wir gegen unser Gewissen stimmen?“ — Freigesprochen wurden: Conchiery, der Abbé David, Hervé, Le Noble, Robin de la Grimaudière, Noël Ducorps, Datry, Evan, die beiden Troche (Vater und Sohn), Monnier, Verdet, Spin, Dubuisson, Caron, Gallais, Denand; und die Frauen Monnier, Dubuisson, Gallais, Denand.

Bourrienne berichtet: „Kaum war das Urtheil ausgesprochen, so verbreitete sich Bestürzung unter den Zuschauern, und bald in ganz Paris. Es war, Trauer in Paris. ich kann es versichern, ein öffentlicher Trauertag; und wiewohl es ein Sonntag war, so waren doch die an diesem Tag gewöhnlich besuchten Orte ganz leer. Mit dem Entsetzen, welches die so verschwenderisch zuerkannte Todesstrafe verursachte, deren Opfer größtentheils zu der ausgezeichneten Classe der Gesellschaft gehörten, verband sich noch das Lächerliche der Verurtheilung Moreaus, was nach dem Urtheil auf niemand in höherem Grade fiel, als auf Bonaparte.

„Die Angeklagten reichten Cassationsgesuche ein, doch größtentheils wider ihren Willen, nur um den dringenden Bitten ihrer Freunde nachzugeben, welche alle mögliche Mühe anwandten, sie zu retten. Moreau beschloss anfangs auch auf Cassation anzutragen, stand aber davon ab, noch bevor die Sitzungen des Cassationshofes begonnen hatten. Er ergab sich in sein Schicksal und würde sich getröstet haben, dass er nur das Opfer seiner zu großen Berühmtheit geworden sei, die er auf den Schlachtfeldern erlangt hatte, wenn die Klagen seiner Gattin ihn nicht gegen Frankreich erbittert hätten, während er nur gegen Bonaparte gerechte Feindschaft zu tragen hatte.“ [1])

Murat. Murat begab sich zum Kaiser und beschwor ihn, alle Angeklagten zu begnadigen, indem dieser Gnadenact ihm in Frankreich und in ganz Europa die größte Ehre bringen würde; man würde von ihm sagen, der Kaiser verzeihe die Attentate gegen das Leben des ersten Consuls, und diese Verzeihung würde größeren Ruhm über den Anfang seiner Regierung werfen, als eine Hinrichtung ihm Sicherheit gewähren könnte. Aber um specielle Begnadigungen bewarb er sich damals nicht.

Wie schwer eine Begnadigung von Bonaparte zu erlangen war, zeigt der Frau von Ré- Bericht der Frau von Rémusat:[2]) „Ich kam von dem, was ich in Saint- musat. Cloud hörte, niedergedrückt nach Paris zurück. Dort traf ich bei einer Partei eine empörende Freude, beim Adel aber eine tiefe Bestürzung über das Todesurtheil Polignacs. Ich beklagte bei meiner Mutter die Hinrichtungen, die kommen sollten,

---

[1]) Bourrienne, Mémoires, VI, ch. 9.
[2]) Mémoires de Madame de Rémusat, II, p. 7.

da trat plötzlich die Herzogin von Polignac in Begleitung der Frau von Andlau, die ich von früher kannte, in mein Zimmer, beide in Thränen. Die erste, welche bald Mutter werden sollte, erweckte mein Mitleid; sie bat mich, ihr behilflich zu sein, um zu den Füßen des Kaisers zu gelangen, die Begnadigung ihres Mannes zu erbitten; sie hätte kein anderes Mittel, um nach Saint-Cloud zu gelangen. Mein Gatte, meine Mutter und ich, wir fühlten alle drei die Schwierigkeit dieses Wagnisses, aber wir dachten zugleich, sie dürften uns nicht hemmen, und da wir noch einige Tage vor uns hatten, bis der Cassationshof entschieden habe, so lud ich die Damen ein, am nächsten Tag einige Stunden später als ich nach Saint-Cloud zu fahren, damit ich vorher die Kaiserin bestimmen könnte, sie zu empfangen. In der That erreichte ich am andern Morgen bei der guten Kaiserin das Versprechen, die beiden Damen zu empfangen, aber sie hatte Angst davor, in dem Augenblick vor den Kaiser zu treten, da er wegen des Urtheils über Moreau so unzufrieden war (er sagte ja, Moreau sei behandelt worden, als hätte er nur Taschentücher gestohlen). Die Kaiserin sagte nur: ‚Wäre Moreau zum Tod verurtheilt worden, so wäre ich des Erfolges sicherer; aber er ist jetzt so sehr gereizt, dass ich fürchte, er jagt uns fort, und dass er Ihnen den Schritt sehr übel nimmt.' — Ich war aber vom Zustand und den Thränen der Frau von Polignac so sehr ergriffen, dass eine solche Erwägung mich nicht aufzuhalten vermochte, und ich entwarf der Kaiserin ein lebhaftes Bild vom Eindrucke der Bluturtheile in Paris. Ich erinnerte sie an den Tod Enghiens; ich stellte ihr die Erhebung auf den Kaiserthron unter fortwährenden Hinrichtungen und den allgemeinen Schrecken vor, den ein Gnadenact mildern würde, welchen man wenigstens neben so vielen Beweisen von Strenge anführen könnte. — Während ich ihr noch feurigst davon sprach, und dabei meine Thränen nicht zurückhalten konnte, trat der Kaiser plötzlich in das Zimmer durch eine Seitenthüre. Er traf uns beide sehr erregt. Zu einer anderen Zeit hatte mich seine Gegenwart sehr eingeschüchtert, aber mein Mitleid siegte über alle Bedenken: ich gestand ihm auf seine Frage alles, was ich zu thun gewagt hatte, und da die Kaiserin sein Gesicht sehr streng werden sah, so zauderte sie nicht, mich zu unterstützen, und sagte, sie habe eingewilligt, Frau von Polignac zu empfangen. Der Kaiser verweigerte uns anfangs, dass er dieselbe anhören wolle, und beklagte sich darüber, dass wir ihn in eine Lage brächten, in der er als grausam erscheine. ‚Ich werde diese Frau nicht sehen, ich kann ihren Mann nicht begnadigen; Ihr seht nicht, dass unter diesen Royalisten eine Menge dummer Jungen sind, die sogleich wieder anfangen werden, wenn man sie nicht durch eine derbe Lection in Schranken hält. Die Bourbonen sind leichtgläubig, sie trauen der Versicherung gewisser Ränkeschmiede, welche sie über die echte öffentliche Meinung in Frankreich täuschen, und sie werden mir noch eine Menge Opfer herschicken.'

Die Polignac.

Josephine.

Napoleon gegen die Polignacs.

„Diese Antwort hielt mich nicht auf, ich war höchst erregt durch die Sache selber, und vielleicht auch durch die Gefahr, diesem furchtbaren Herrn missfallen zu haben. Ich mochte mir selber nicht das Unrecht vorwerfen, zurückzuweichen aus Rücksicht für mich, und dieser Gedanke machte mich muthig und standhaft. Ich wurde sehr warm, so dass der Kaiser, der in raschen Schritten im Zimmer auf- und abgieng, auf einmal vor mir stehen blieb, mich scharf ansah und fragte: ‚Was für ein Interesse haben Sie denn an diesen Menschen da? Sie sind nur zu entschuldigen, wenn es Ihre Verwandten sind!' — ‚Sire,' antwortete ich mit aller Festigkeit, die ich in mir finden konnte, ‚ich kenne sie nicht, bis gestern Morgen hatte ich Frau von Polignac nie gesehen.' — ‚Also, Sie sind die Für-

Muth der Rémusat.

sprecherin von Leuten, die hieherkamen, um mich zu ermorden!' — ‚Nein, Sire, ich spreche für eine unglückliche Frau in der Verzweiflung, und noch mehr, für Ihre Frau' — und wiederholte ihm alles, was ich der Kaiserin gesagt hatte. Diese stand mir in ihrem Mitleid wacker bei; dennoch konnten wir in diesem Augenblick nichts erreichen. Der Kaiser gieng übel gelaunt von uns fort und verbot uns, ihn weiter mit unserem Gerede zu belästigen.

„Gleich darauf brachte man mir die Nachricht, die Herzogin von Polignac sei da. Die Kaiserin gieng, sie zu empfangen, in ein Seitengemach; sie sagte ihr nichts von der harten Abweisung, auf die wir beim Kaiser gestoßen, und versprach ihr, alles aufzubieten, um vom Kaiser die Begnadigung zu erlangen.

Josephine. „Im Verlauf dieses gewiss bewegtesten Morgens in meinem Leben drang die Kaiserin zweimal in das Cabinet des Kaisers und wurde zweimal hinausgejagt. Ganz muthlos kam sie zu mir, ich selber fieng an, den Muth zu verlieren und zu zittern über den Bescheid, den ich der Herzogin geben sollte. Endlich erTalleyrand. fuhren wir, dass der Kaiser mit Talleyrand allein arbeite. Ich trieb die Kaiserin zu einem letzten Schritt, indem ich dachte, dass Talleyrand, wenn er Zeuge wäre, leicht dazu beitragen könnte, den Kaiser geneigt zu machen. In der That unterstützte er sie sogleich, und, überwunden durch so viele Bitten hintereinander, willigte endlich der Kaiser ein, dass man die Polignac zu ihm bringe. Damit war alles versprochen, denn jetzt konnte der Kaiser kein grausames ‚Nein' in solcher Gegenwart sagen. Frau von Polignac kniete vor dem Kaiser nieder und wurde ohnmächtig. Bonaparte war gerührt, als er sie sah, und sagte zu ihr: ‚Madame, Ihr Mann hat nach meinem Leben getrachtet, ich kann ihm also verzeihen!' — Die Kaiserin zerfloss in Thränen. Der Kaiser verwandelte die Todesstrafe in vierjährige Haft. Beide Polignacs kamen in eine Festung."

Eine kleine Notiz aus der Feder Talleyrands schilderte im „Moniteur" die Scene der Begnadigung. Sofort eilten Frauen, Mütter, Schwestern von Verurtheilten nach Saint-Cloud und suchten die Kaiserin oder Hortense zur Verwendung beim Kaiser zu rühren, und diese erhielten einige Strafumwandlungen. Der Kaiser bemerkte endlich die düstere Färbung, welche so viele Hinrichtungen seiner Thronbesteigung gäben, und zeigte sich zugänglicher für Bitten. Die SeelenNapoleons Schwestern. güte machte die Kaiserin beliebt; die Schwestern des Kaisers wünschten auch Gunst beim Volk zu erlangen, und führten Frauen von Verurtheilten mit sich im Wagen nach Saint-Cloud, und so wurden einige gerettet. Eine Strafumwandlung erlangten noch der Marquis de Rivière, Roussillon, Rochelle, d'Hozier, Lajolais, Gaillard. Doch mehr war nicht zu erreichen. Josephine sagte einige Bourrienne. Tage später zu Bourrienne:[1]) „Wie schade ist es doch, dass man nicht mehr in die Vergangenheit zurückkann; er (so sprach sie unter Vertrauten vom Kaiser) ist mit guten Gesinnungen abgereist (nach Boulogne); er hat Begnadigung gewährt; er schien mir einen Augenblick über das Gute, was er zu thun Gelegenheit fand, Vergnügen zu empfinden, und ohne die verwünschte Polizei bin ich versichert, er würde eine größere Anzahl begnadigt haben; es hat mich viel gekostet, aber ich habe mir vorgenommen, ihm meine Bekümmernisse zu verbergen, weil ich gesehen habe, dass sie ihm zuwider waren und ihn noch düsterer machten. Gegenwärtig ist er mitten unter seiner Armee, wo er alles übrige vergisst. —
Schmeichler. Sie kennen Bonaparte und wissen, dass er nicht schlecht ist, aber seine Räthe und Schmeichler verleiten ihn zu schlechten Handlungen. — Wir wollen wo möglich

[1]) Bourrienne, Mémoires, VI, ch. 11.

einen Schleier über das Vergangene werfen, aber die Zukunft verursacht mir recht viele Besorgnisse."

Auf dem Wege vom Gericht in die Conciergerie sagte Georges zu Rivière: „Jetzt haben wir abgeschlossen mit dem König der Welt, jetzt müssen wir uns vorbereiten, um in Ordnung zu sein vor dem König des Himmels. Sie haben eine christlich gesinnte Schwester, verschaffen Sie uns durch ihre Vermittlung die letzten Tröstungen." Er bereitete sich wie ein frommer Katholik auf den Tod vor und trug nur noch Sorge für seine Kameraden. Zu d'Hozier, dessen bevorstehende Begnadigung er erfuhr, sagte er: „Mein Freund, Sie werden wahrscheinlich Ludwig XVIII. noch auf seinem Thron sehen; sagen Sie ihm dann, dass das Beste, was er zum Andenken an mich thun kann, das ist, dass er die treuen Dienste meiner Kameraden anerkennt." Am Tage der Hinrichtung meldete man noch, dass er die Gnade erlangen könne, wenn er darum einkomme. Er fragte, ob auch seine Officiere in diesem Falle begnadigt würden. Nein, hieß es, die Regierung würde der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen. „Wohlan," erwiderte er, „da will ich die über mich verhängte Strafe erleiden. Ich habe sie zur Reise hieher verleitet und wäre ein Feigling, wenn ich leben wollte, während sie sterben müssen." — Da kam der Gefängniswärter mit einem schon geschriebenen Gnadengesuch für ihn und seine Kameraden, Georges möge es nur unterzeichnen. Als Georges oben las: „An Seine Majestät den Kaiser!" gab er es zurück und sagte: „Kameraden, beten wir die Gebete der Sterbenden!" — Um 11 Uhr am 25. Juni 1804 fuhr er mit eilf Kameraden zum Grèveplatz. Ein Bretone, Kéraveuau, spendete ihnen die Tröstungen der Religion. Am Fuße des Schafottes bat Georges, zuerst sterben zu dürfen, damit die Genossen seines Schicksals nicht glauben könnten, er würde sie überleben; er müsse ihnen ein Beispiel des Muthes geben. Wie er immer der vorderste im Gefecht war, so gieng er ihnen jetzt voran im Tod, und der erste Beilhieb trennte vom Leib diesen Kopf, in welchem so viel Scharfblick und Festigkeit des Willens wohnten. Mit ihm endete das Heroenthum der Bretonen. Von den ihn überlebenden Häuptlingen besaß keiner seine Kraft, seine Kühnheit, sein Ansehen, seine Festigkeit. Er war wie von Stahl, aus ganz anderem Metall als die Republikaner, die früher für die Freiheit gesprochen und Blut vergossen hatten und jetzt bei Bonaparte Herzoge werden wollten; ein ganz anderer als jene Edelleute, die zuerst auswanderten und jetzt bei Bonaparte Hofdienste suchten, um zu kriechen im Glanze der Majestät. Georges blieb treu seinem König und starb für ihn. „Es gibt Fälle, wo der Ruhm, muthig zu sterben, mehr wert ist, als der Sieg", sagte Bossuet. — Seine Gebeine ruhen jetzt in seiner Heimat an der Seite seines getreuen Adjutanten Mercier la Vendée. Ludwig XVIII. erhob seine Familie in den Adelsstand und dankte 1805 von Mietau aus seinem Vater in einem ihn selber ehrenden schönen Schreiben, dass er Frankreich einen solchen Sohn gegeben habe.

Georges

will keine Gnade.

Was that Ludwig XVIII. gegenüber der Errichtung des Kaiserthrons? Er war machtlos gegenüber dem mächtigsten Manne in Europa; er konnte nur einen Protest an alle Höfe versenden, um die Rechte seines Hauses zu wahren.

Derselbe ist von Mietau 6. Juni datiert und lautet: „Durch Annahme des Kaisertitels und das Bestreben, ihn in seiner Familie erblich zu machen, hat Bonaparte seiner Usurpation das Siegel aufgedrückt. Dieser neue Act einer Revolution, in welcher alles in seinem Ursprung nichtig war, kann meine Rechte

Ludwigs XVIII.

nicht entkräften. Jedoch wegen meines Benehmens allen Souveränen verantwortlich, deren Rechte nicht weniger gekränkt sind, als die meinigen, und deren Thron durch die gefährlichen Grundsätze, welche der Senat zu Paris aufzustellen gewagt hat, gefährdet ist; für ganz Frankreich, für meine Familie und meine eigene Ehre verantwortlich, würde ich die gemeinschaftliche Sache zu verachten glauben, wenn ich bei dieser Gelegenheit Stillschweigen beobachten wollte. Ich lege also, laut Protest. meinem Rechte, Verwahrung ein gegen alle ungesetzlichen Acte, welche nach Eröffnung der Generalstaaten in Frankreich diese entsetzliche Krisis herbeigeführt haben, in welcher Frankreich und Europa sich jetzt befinden, und erkläre vor allen Souveränen, dass ich, weit entfernt, den Kaisertitel anzuerkennen, den Bonaparte sich durch eine Behörde (den Senat) hat übertragen lassen, welche selbst keine gesetzliche Existenz hat, gegen diesen Titel und alle folgenden Acte protestiere, zu denen er Veranlassung gegeben haben kann."

Fouché erhielt zuerst Nachricht von diesem Actenstück und theilte es Napoleon mit, der sich in seiner Stellung so sicher fühlte, dass er es am 30. Juni im „Moniteur" abdrucken ließ: „Ah," sagte er, „der Graf von Lille macht Einsprüche! Mein Recht beruht auf dem Willen Frankreichs, und so lange ich einen Degen habe, werde ich es zu behaupten wissen. Die Bourbonen sollen indes wissen, dass ich sie nicht fürchte. Sie sagen, die Maulaffen in der Vorstadt Saint-Germain werden von der Protestation Abschriften machen und damit hausieren gehen! Ach, guter Gott! sie mögen sie ganz nach Lust und Belieben lesen. Ich will, dass der Protest am Morgen im ‚Moniteur' stehe."

Als es zur Krönung kam, erließ Ludwig XVIII. eine andere Verwahrung aus Calmar vom 2. December; sie lautet: „Am Baltischen Meer und unter dem Schutze des Himmels, in Gegenwart unseres Bruders und des Herzogs von Angoulême, unseres Neffen, und der Zustimmung der übrigen Prinzen unseres Hauses versichert, welche alle unsere Ansichten theilen und von denselben Grundsätzen durchdrungen sind, die uns beseelen, betheuern wir bei den königlichen Opfern, sowie allen denen, welche der Wuth der Revolution oder dem Blutdurste und der Eifersucht der Tyrannen Treue und Ehre, Frömmigkeit, Unschuld, Patriotismus und Ergebenheit entgegenstellten, rufen wir die Manen des jungen Helden an, welchen ruchlose Hände dem Vaterlande und dem Ruhme entrissen haben; bieten wir unsern Völkern als Unterpfand der Versöhnung die Tugenden des Trostengels dar, welchen die Vorsehung, um uns ein großes Beispiel zu geben, neuen Widerwärtigkeiten aussetzen wollte, indem sie ihn den Henkern und Fesseln entriss; und schwören, dass man uns nie den heiligen Bund wird brechen sehen, welcher unser Los an das Eurige knüpft, und uns mit Euren Familien, Euren Herzen und Euren Gewissen vereint, dass wir nie über das Erbtheil unserer Väter einen Vergleich eingehen, nie unsere Rechte aufgeben werden. Frankreich! Wir rufen bei diesem Schwure den Gott des heiligen Ludwig an, den Gott, welcher die Obrigkeiten richtet." [1])

Wirkungslos schienen diese Proteste zu verhallen und der Thron Napoleons festgenietet zu stehen.

Der Name des Herzogs von Enghien kam im ganzen Prozesse gar nicht vor, keiner der Verschworenen war in irgend eine Berührung mit ihm

---

[1]) Bignon, Geschichte Frankreichs vom 18. Brumaire bis zum Frieden von Tilsit, IV, S. 93.

gekommen. Der Herzog war also rein ein Opfer von Bonapartes Gewaltlust und Rachsucht: „Was mir im Wege steht, räume ich weg!“

Die Nachricht von Enghiens Verhaftung erregte Aufsehen in London; Bourbon las sie 3. April in der Zeitung zu Wanstead House, wo er mit Condé auf einem Landgut lebte. Bald darauf meldete Ludwig XVIII. dem letzteren:[1]) „Ich habe über die Verhaftung an beide Kaiser, an die Könige von Neapel, Spanien, Preußen, Schweden und England geschrieben, und sie um Hilfe angefleht für meinen dritten Sohn; ich würde diese beleidigen, wenn ich an ihrer eifrigen Verwendung zweifelte.“ — Allein Europa blieb, wie bei der Hinrichtung Ludwigs XVI. und Maria Antoinettes unbeweglich, und wie erstarrt vor Schrecken. — Wie beklagten Bourbon und Condé jetzt, dass sie seit acht Jahren von ihrem Sohn und Enkel getrennt gelebt hatten! — Am 4. April besuchten beide den Minister Addington, welcher versprach, 12.000 Pfund einem Herrn von Brulart sogleich zu übergeben der es auf sich nehme, sofort nach Paris zu gehen und den Prinzen aus den Händen seiner Henker zu retten. Lord Hawkesbury versprach, den Kaiser von Russland für Rettung des Prinzen anzurufen. Ein Cirullo rieth, von den unzufriedenen Corsen, welche aus ihrer Heimat flüchtig in London sich aufhielten und Bonaparte tödtlich hassten und geschworen hätten ihn zu erdolchen, einige nach Paris zu senden. Bourbon und Condé wiesen diesen Antrag stolz zurück. — Nun kam in der Zeitung die Nachricht: der österreichische, spanische, neapolitanische und etrurische Gesandte hätten sich gemeinsam bei Talleyrand für den Prinzen verwendet, und Talleyrand habe versprochen, ihren Schritt dem ersten Consul zu melden; über Holland kam sogar die Nachricht, der Herzog sei schon freigelassen — sie stand bald in großen Buchstaben an den Straßenecken von London angeschlagen und wurde von Lesern umstanden.

London. Addington. Hawkesbury.

Doch die Freude war vor kurzer Dauer. Am 10. April kam der Graf von Artois selber nach Wanstead House. Bourbon sah ihm die Nachricht, die er bringen wollte, schon im Gesichte an, drückte ihm stumm die Hand, eilte davon und in sein Zimmer, schloss sich ein und weinte laut und lange. Artois eilte nun zum alten Condé und hob traurig an: „Vetter! ich habe einen Bruder, einen Neffen und einen Schwager zu beweinen, Sie haben immer mein Unglück als ein gemeinsames betrachtet.“ — Der alte Condé verstand, was Artois sagen wollte, sank an seine Brust und schluchzte laut, dann ergriff er Artois' Hand mit den Worten: „Vetter! entschuldigen Sie meine Schwäche, es sind die einzigen Thränen, welche ich seit dem Tode Ludwigs XVI. geweint habe.“ — Nun kamen die Söhne Georgs III. und bezeigten ihre Theilnahme. Die Trauernachricht brachte ganz London in Aufregung. Gustav IV. von Schweden meldete in edlen Worten seine Theilnahme. Ludwig XVIII. schrieb: er bedürfe selber des Trostes und finde ihn nur im Gedanken, Enghien sei gestorben, wie er gelebt habe, als ein Held — nun möchten die beiden, nachdem sie der Natur ihren Zoll geleistet, auch daran denken, dass sie sich Frankreich, ihrem König und Freund, erhalten müssten. In einem andern Schreiben tröstete er: „Das Reich des Verbrechens wird auch einmal ein Ende nehmen, und ich finde eine Art Trost in dem Gedanken an die Ehren, die ich dem Hingeschiedenen erweisen kann, der noch kein Denkmal hat, als das in unseren

Artois. Condé. Gustav IV. Ludwig XVIII.

[1]) Welschinger, l. c. S. 383—387.

Enghiens Mutter. Herzen.“ Nicht minder würdig war der Ausdruck des Schmerzes von Seite der Mutter des Opfers, die in Spanien lebte und nach fünfzehn Jahren der Trennung von ihrem Gatten wieder den ersten Brief erhalten hatte und ihm dafür wünschte, sein Denken und Thun möge durch dieses schmerzliche Erlebnis sich nach den Geboten des Evangeliums umgestalten. — Ebenso edel war der Angoulême. Ausdruck der Trauer von Seite der Herzogin von Angoulême, welcher Edgeworth die Nachricht mitgetheilt hatte, und von Seite der Schwester des Maria Josepha. Herzogs von Bourbon, der Barmherzigen Schwester Maria Josepha, die ihren Gram Gott zum Opfer brachte.[1]) Beiden war Enghiens Muth ein Trost, dass er sich nicht die Augen verbinden ließ, dass er gesagt habe, er wisse schon zu sterben. Beide wussten aber auch von einem letzten Schreiben, und dass er Charlotte von Rohan, seiner Gattin, seine letzten Zeilen, seinen Ring und eine Locke habe übersenden wollen.

Charlotte von Rohan. Bei dieser Prinzessin war der Schmerz am tiefsten und währte am längsten, bis zu ihrem Tode. Ihr war das Herz durchschnitten, das ganze Leben vergällt. Ihre Gefühle, ihre Gedanken beschäftigten sich nur mit dem Opfer, das so grausame Feinde ihr entrissen und geschlachtet hatten. Sie klagt einer Freundin: „Es ist nicht wahr, dass der Schmerz tödtet; denn ich lebe noch. Ich muss leben und unter entsetzlichen Qualen“: immer und immer quält sie der Gedanke, wie er fortgeschleppt wurde, wie er, von allen Freunden verlassen, Entbehrungen ertrug, erschöpft in Vincennes ankam, kaum rasten konnte, vor die Richter, dann auf den Richtplatz geschleppt und erschossen wurde, ohne dass man seine Bitte um einen Beichtvater beachtete. Sie weiß sich einige Krumen Erde von seinem Grabe zu verschaffen, da man ihr die Locke, das Schreiben, den Ring, die er ihr bestimmte, nicht gesendet hat; sie gehört ihm an nach seinem Tode, wie sie ihm während des Lebens angehörte. Sie ängstigt sich, ihre Liebe sei Mitursache an seinem Tod: „Hätte er mich nicht so sehr geliebt, so wäre er bei seinem Vater und Großvater geblieben, und nicht in Ettenheim verhaftet worden, und er lebte noch. — Ich habe vielleicht sein Ende beschleunigt und dieser Gedanke drückt mich schwer.“[2]) — Die Spuren ihrer Thränen sind heute noch auf diesem Briefe sichtbar. — Was sollte aus ihr werden? Zunächst blieb sie in Ettenheim, das ihr durch ihren Gatten noch lieber geworden war. Sie überlebte ihren Heinrich um siebenunddreißig Jahre — immer ihm ein liebevolles Andenken bewahrend und immer und immer klagend, dass der Tod zögere, sie mit ihm zu vereinigen.

Laforest in Berlin. Die Nachricht von der Hinrichtung des Prinzen machte auf Europa einen tiefen Eindruck. In Berlin war der französische Gesandte Laforest, den man sonst wohl leiden mochte, von der guten Gesellschaft wie ausgeschlossen; man Haugwitz. sprach kein Wort mehr mit ihm. Jemand — vielleicht der Minister Haugwitz — sagte ihm: „Alle Gemüther sind so erbittert und man äußert sich so heftig, dass ich wirklich glaube, alles, was zur französischen Regierung gehört, würde beschimpft werden, um mich keines stärkeren Ausdrucks zu bedienen, wenn wir hier in Preußen nicht schützende Gesetze und einen König hätten, dessen Grundsätze bekannt sind.“[3]) — Talleyrand tadelte Haugwitz, er habe sich nicht entschieden genug benommen. Der Minister sorgte dafür, dass der Bericht über den Mord in Vincennes nicht in die königliche Zeitung kam, und sandte Ludwig XVIII.

[1]) Welschinger, l. c. S. 388—390.
[2]) Ibid. p. 391—410.
[3]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, V, p. 12.

seinen Protest uneröffnet zurück; ja er beglückwünschte ihn noch durch den Präsidenten Hoym, dass er an der Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls keinen Antheil genommen habe!

Alexander I.

Viel muthiger war der Czar Alexander I.: da er Enghien in Petersburg liebgewonnen hatte, so zerriss die grausame Art seines Todes ihm das Herz. An einem Samstag abends traf die Nachricht ein: am Sonntag beim diplomatischen Empfang erschien der edle Kaiser und der ganze Hof in Trauer.

Hédouville.

Die Minister des Czaren wunderten sich, denn er hatte sie nicht befragt; die fremden Gesandten freuten sich darüber; der französische Gesandte Hédouville ward von Alexander I. keines Wortes, keines Blickes gewürdigt. Das war eine Demonstration entschiedener Art, zwar noch keine Kriegserklärung, aber nicht weit davon entfernt. Napoleon gab schneidige Antwort. Hédouville erhielt Befehl, binnen achtundvierzig Stunden von Petersburg abzureisen und keinen andern Grund anzugeben als: seine Gesundheit erfordere es; nur Rayneval sollte als Geschäftsträger zurückbleiben, wie auch in Paris seit Markows Abreise nur Dubril als Geschäftsträger sich aufhielt. Napoleon beschwerte sich zugleich über das übelwollende Benehmen der russischen Agenten gegen Frankreich. Wenn man Krieg wolle, dürfe man es nur sagen; Frankreich wünsche ihn zwar nicht, fürchte ihn aber auch nicht. Alexander I. hatte den Muth, sich über die Verletzung des badischen Gebietes durch Verhaftung des Herzogs von Enghien zu beschweren, unter Berufung darauf, dass er sich für das deutsche Reich verbürgt habe, und eine Note an den deutschen Reichstag zu senden, um eine Berathung darüber anzuregen. Napoleon erwiderte, das wäre Sache des badischen Fürsten gewesen — und der habe geschwiegen. Russland habe gar kein Anrecht, hierüber einzuschreiten; denn Frankreich habe nur ein Recht erlaubter Vertheidigung gegen Verschwörungen angewendet; er habe es hierüber mit den deutschen Fürsten allein zu thun und sich ihnen gegenüber schon ausgesprochen; Russland würde an Frankreichs Stelle ebenso gehandelt haben, „wenn die Mörder Pauls I. nur einen Marsch weit von der Grenze beisammen gewesen wären, und würde sich es nicht versagt haben, dieselben festzunehmen“.[1] Diese Antwort musste Kaiser Alexander umso schwerer verletzen, als es ihm noch nicht möglich gewesen war, die Mörder seines Vaters aus seiner Nähe auf anständige Art zu verweisen. So führte der Mord zu Vincennes zur Verbitterung der beiden Kaiser und zuletzt zu einem ernsten Krieg.

Dubril.

Beschwerde in Regensburg.

Antwort Napoleons.

Kaiser Franz I.

Über Verletzung des Reichsgebietes mit Frankreich ein ernstes Wort zu sprechen, wäre eigentlich Sache zunächst des Kaisers Franz gewesen. Aber wie wenig durfte er auf die Unterstützung der deutschen Fürsten rechnen, und wie wenig war er noch zu einem neuen Krieg gerüstet, den die ernste Anregung dieser Frage zur Folge haben musste! Was geschehen war, konnte ein Protest nicht mehr ändern. Man ergab sich also in das Unvermeidliche, schwieg über diese Frage, rüstete aber insgeheim eifrig und erwartete alles von der Zeit.

---

[1]) Thiers, l. c. V, p. 15—16.

Cobenzl. Champagny.

Der österreichische Minister Cobenzl sagte darum, als der französische Gesandte das Ereignis mittheilte, er bedauere die harten Nothwendigkeiten der Politik, und die neuen Verwicklungen, welche dasselbe in Europa anregen würde; übrigens sei Österreich für Erhaltung des Friedens auf dem Continent. Frech hatte Talleyrand an Champagny die Weisung erlassen, wenn man in Wien von verletztem Völkerrecht zu reden wage, mit Hohn und Spott darauf zu antworten; zugleich solle er fordern, dass die französischen Emigranten fünfundzwanzig Stunden weit von der französischen Grenze aus Freiburg und Schwaben entfernt werden müssten — und der Befehl wurde erlassen. Auch gab Kaiser Franz I. auf Ludwigs XVIII. Protest und Beschwerde gar keine Antwort, weil eine jede ihm Verlegenheit bringen musste und Österreich der Ruhe bedurfte, um sich zu erholen.

Die kleinen Höfe.

In Dresden, München, Stuttgart fühlte man zu sehr seine Schwäche, als dass man es gewagt hätte, mit dem französischen Gesandten ein ernstes Wort über den Einbruch in das Reichsgebiet und über verletztes Völkerrecht zu reden.

England. Hawkesbury.

Dagegen wurde ein ernstes Wort in London gesprochen. Die Briefe von Drake, Smith und Taylor kamen in Frage. Der Kanzler der Schatzkammer dankte dem Lord Morpeth, dass er ihm Gelegenheit gegeben habe, einer der größten und erbärmlichsten Verleumdungen zu widersprechen, welche je ein civilisiertes Volk gegen ein anderes ersonnen habe. Die Regierung habe niemals einem Geschäftsträger die Weisung gegeben, auf solche Art gegen das Völkerrecht zu handeln; weder Hawkesbury noch einer seiner Amtsgenossen habe je einen Beamten zu solchem Benehmen ermächtigt, welches Englands Ehre bloßstellen könnte, oder worüber die Menschheit erröthen würde. Offenbar waren Drake, Smith und Taylor durch die Doppelspione Méhée de la Touche und Rosay verlockt und fällt also das Gerede von der großen Verschwörung, die sich von München bis Straßburg, von Stuttgart bis Ettenheim, von Freiburg bis Offenburg, von Kehl bis Besançon ausgedehnt haben soll, zu Boden; sie war von Talleyrand und Fouché gemacht, um die Geister in Frankreich besorgt und für das Kaiserreich geneigt zu machen, und die Augen vom Morde in Vincennes abzuwenden.[1]) Auch Bourrienne bemerkt: „Ich habe Beweise dafür, dass alle diese Correspondenzen, an welchen die rechtschaffenen Leute so großen Anstand nahmen, nur durch gehässige Ränke entstanden sind; ohne die hinterlistigen Eingebungen geheimer Agenten der französischen Polizei, unter denen Méhée einer der thätigsten war, würde keiner dieser Briefe geschrieben worden sein.[2]) Ich brachte sechs Jahre in Hamburg als französischer Gesandter zu, in welcher Stellung ich alles kennen lernen und wissen musste, aber nie fand ich Veranlassung zur Annahme, dass die englische Regierung je eine Verschwörung derart angestiftet habe, welche ihr zur Schande gereichen konnte. Die Engländer gebrauchten alle Mittel, welche die Politik und der diplomatische Brauch erlauben, um ein großes und ehrgeiziges Genie zu bekämpfen, dessen Absichten auf das Festland sie gar wohl kannten. Der Stärke seiner Armeen setzten sie die Macht des Goldes entgegen und der Reiz ihrer Hilfsgelder zog die schwankenden Cabinette in die Verbindung mit ihnen. Napoleons Politik war dem Völkerrecht immer mehr entgegen, als die englische; so verletzte er

Die Engländer und Bonaparte.

[1]) Welschinger, l. c. S. 415.
[2]) Bourrienne, Mémoires, VI, ch. 12.

das badische Gebiet, so nahm er Engländer gefangen, welche im Vertrauen auf den Frieden von Amiens nach Frankreich gekommen; so ließ er 25. October 1804 den englischen Gesandten zu Hamburg, Rumbold, in seinem Landhaus in der Nähe der Stadt durch eine Abtheilung jener französischen Truppen, welche Hannover besetzt hatten, aufheben und ihm das Versprechen abnöthigen, nach England abzufahren und nie mehr als Gesandter nach Hamburg zurückzukehren. So wurde das Gebiet auch dieser noch unabhängigen Republik entschieden verletzt." [1] Rumbold.

Bonaparte hat auf Helena in trotzigem Stolz die Hinrichtung Enghiens auf seine Schultern genommen. Unter seinen Freunden hat er oft, und einmal auch öffentlich, Talleyrand vorgeworfen, dass er ihn dazu getrieben habe. Diese Angabe ist oft bestritten worden, das Document ist aber seitdem im kaiserlichen Archiv gefunden worden, ein Schreiben auf feinstem Papier von Talleyrands Hand, jetzt als unleugbar echt anerkannt und schlau berechnet, um Bonaparte zur Verhaftung und Hinrichtung Enghiens zu treiben. Es lautet wortgetreu übersetzt:[2] „Ich habe viel über Ihre gestrige Mittheilung nachgedacht. Die Form einer Verfassung, in der wir regiert werden, entspricht am besten unseren Sitten, unsern Bedürfnissen und dem Vortheile unseres Landes. Doch das, was man nicht weniger in Frankreich und selbst in Europa fühlt — denn Europa ist dabei ebenso betheiligt, wie Frankreich —, ist, dass die kostbare Ordnung der Dinge einzig an Ihrer Person hängt und nur durch Sie bestehen und sich befestigen kann. Die Überzeugung davon wäre nahezu einmüthig, wenn nicht gewisse bösgesinnte Ränkeschmiede die Kunst besäßen, beständig Gerüchte zu verbreiten, die den Glauben fördern, dass Ihre Absichten nicht ganz feststänben, und dass Sie Ihre Blicke nach der alten Dynastie richteten, die einst in diesem Lande regierte; sie geben sogar zu verstehen, dass Sie sich mit der Rolle Monks begnügen wollten. Diese Meinung wird mit großer Arglist verbreitet und stiftet viel Übles an. Jetzt aber bietet sich eine Gelegenheit, aller Beunruhigung ein Ende zu machen. Werden Sie sich dieselbe entgehen lassen? Sie bietet sich Ihnen in der Angelegenheit an, welche die Urheber, die thätigen Theilnehmer und Mitschuldigen der kürzlich entdeckten Verschwörung vor das Gericht bringt. Thermidorianer und Vendéer, welche ihnen halfen, finden sich darunter. Ein Prinz des Hauses Bourbon leitet sie. Das Ziel ist sichtlich Ihre Ermordung. Sie sind im Recht, Ihre Person zu vertheidigen. Wenn hier die Gerechtigkeit strenge strafen soll, so muss sie auch ohne Ausnahme strafen. Nehmen Sie sich dies zu Herzen." — Das heißt: lassen Sie den Herzog von Enghien verhaften und hinrichten! — Diesen Rath gibt ein ehemaliger Edelmann und Bischof, der Minister des Äußern unter der Consularregierung! Talleyrand.

Bonapartes Entschluss war offenbar schon gefasst, aber Talleyrand hat doch durch seinen Rath diesen Entschluss befestigt und durch Unterschlagung wichtiger Nachrichten Bonaparte vor einem Act der Gerechtigkeit, vor Gewissensbissen zurückgehalten. Als bei der Berathung Cambacérès rieth, doch abzuwarten, bis man der Theilnahme Enghiens an der Verschwörung sicher sei, dadurch, dass man ihn auf dem Boden Frankreichs treffe, fiel ihm Talleyrand ins Wort: „Glauben Sie, dass er in die Schlinge fallen wird, wenn einmal die Zeitungen von der Sache reden? Man muss ihn in Ettenheim überraschen."

[1] Bourrienne, Mémoires, V, ch. 12.

[2] Zuerst veröffentlichte es Haussonville in der „Revue des deux mondes", 1867, 1 Janvier; jetzt ist es auch von Welschinger, l. c. S. 418 mitgetheilt.

Massias

Nicht minder bedeutsam ist ein Schreiben des französischen Gesandten Massias an Talleyrand: „Sobald ich erfuhr, dass der Prinz verhaftet und in die Citadelle zu Straßburg gebracht sei, schrieb ich auf der Stelle an den Minister des Äußern, um ihm zu sagen, wie sehr während seines Aufenthaltes in Baden das Benehmen des Prinzen angemessen und schuldlos war. Mein Schreiben muss im Archiv sein.“ Es ist auch neulich wirklich dort gefunden worden[1]) und lautet: „Aus den vielen Berichten, die ich über den Herzog

über Enghien.

von Enghien eingezogen habe, geht hervor, dass er ein ehrlicher Anhänger seines Königs ist, dass er England hasst und sehr gedemüthigt ist, dass er von einer englischen Pension leben muss; dass er sehr spart, um sich derselben entledigen zu können: dass er in Ettenheim auf ganz einfachem Fuße lebt, aber Unglücklichen viel Gutes thut, dass er für Intriguen gar nicht geschaffen und ein Feind der Feigheit ist und Meuchelmörder verabscheut. — Diese Nachrichten habe ich weder vom Hof, noch von Höflingen; ich besaß sie schon in einer Zeit, wo er gar keine Rechtfertigung nöthig hatte und ihre Mittheilung jedenfalls interesselos war. — Ich weiß, Bürger-Minister, dass mir, wenn ich mir diese Rechtfertigung untersagt hätte, all meine Pflichten in Zukunft peinlich wären, und dass ich sie Ihnen und meiner Verehrung vor dem ersten Consul schuldig war.“

Edelsheim.

Am 17. März 1804, vier Tage vor der Hinrichtung Enghiens, sandte der badische Minister Edelsheim ein Schreiben an Talleyrand: „Ich will hier nicht noch einmal die Verhältnisse Enghiens in Ettenheim schildern, ich habe es schon früher gethan und unser Gesandter Dalberg ist vollkommen im Stand, Eurer Excellenz die befriedigendsten Auskünfte darüber zu ertheilen. Auch ist es Ihnen schon bekannt, dass die Annahme, Dumouriez halte sich in Ettenheim auf, ein voller Irrthum ist. Man hat den Namen Thumery mit Dumouriez verwechselt.“ — Massias schrieb noch: „Was die in Offenburg versammelten Emigranten anlangt, so sind sie durch ihren Mangel an Fähigkeiten und ihr unbesonnenes Gerede so bekannt, dass es eine Schande gewesen wäre, sie als Verschwörer hinzustellen.“[2]) Von Karlsruhe aus ist also das Nöthige geschehen, um Napoleon und Talleyrand darüber aufzuhellen, dass Enghien kein Verschwörer sei, und dass die Royalisten in Offenburg nichts zu bedeuten hätten, und sind also die Klagen über die Kälte und Unthätigkeit des Kurfürsten unbegründet.

Talleyrand.

Napoleon.

Während Bonaparte in Spanien war, suchte Talleyrand sich den Royalisten zu nähern und verbreitete er das Gerede, er sei ebensosehr gegen das Einschreiten in Spanien, als gegen die Hinrichtung Enghiens gewesen. Napoleon hörte davon und stellte Talleyrand vor dem gesammten Hof darüber zur Rede: „Sie wagen zu behaupten, dass Sie der Hinrichtung des Herzogs von Enghien fremd waren! — und dem Unternehmen gegen Spanien! Fremd dem Tode Enghiens! Doch Sie vergessen, dass Sie mir schriftlich die Hinrichtung Enghiens angerathen haben! Fremd dem spanischen Krieg! Doch Sie vergessen, dass Sie mir in einem Berichte gerathen haben, ich solle die Politik Ludwigs XIV. befolgen!“ — Wie ein mit heißem Wasser übergossener Hund lief Talleyrand davon, erschien aber schamlos am andern Tage wieder in der Audienz, um ein Wort oder um einen Blick bettelnd — und so an den folgenden Tagen, bis der Kaiser, durch solche beharrliche Kriecherei überwältigt, ihn wieder zu Gnaden annahm.

[1]) Welschinger, l. c. S. 423 f.
[2]) Ibid. p. 424.

Also Talleyrand hat einen Hauptantheil an der Schuld, da er die Berichte von Massias und Edelsheim Bonaparte nicht vorlegte. Als jener nach Aachen berufen wurde, um sich bei Bonaparte über sein Verhalten zu rechtfertigen, gieng er zuerst zu seinem Beschützer Lannes, der ihm sagte, der Kaiser werfe ihm vor, dass er eine nahe Verwandte der ränkevollen Baronin Reich zur Frau genommen habe; dann eilte er zum Minister des Äußern und beschwerte sich, dass er einen Vorwurf, den er längst widerlegt habe, noch vom Kaiser hören solle. Talleyrand sagte ganz nachlässig: „Das wird sich schon ordnen!“ — und der Kaiser machte dann in der Audienz dem ehrlichen Massias doch den Vor- Massias.
wurf, den dieser aber widerlegte, und wobei er auf Talleyrand zeigend sagte: „Sire, dieser Mann da hat Eure Majestät nicht wenig betrogen. Er hat von mir gewusst, dass meine Gattin keine Verwandte der Baronin Reich sei, und ich hatte ihm vorher die Beweise meiner Behauptung gesendet.“ — Der Kaiser wurde milder und sagte: „Aber Sie haben doch Versammlungen von Emigranten in Offenburg geduldet!“ — Massias erwiderte: „Sire, ich habe immer treu über alles, was vorgieng, berichtet. Aber, warum soll es mir zugemuthet werden, einige Unglückliche zu verfolgen, während Hunderte und Tausende von Emigranten mit Ihrer Zulassung über den Rhein zurückkehrten?“ — „Sie hätten aber die Ränke Enghiens hindern sollen!“ entgegnete der Kaiser. — „Sire,“ antwortete Massias, „ich bin zu alt, um noch lügen zu lernen. Man hat Eure Majestät in dieser Angelegenheit betrogen!“[1]) — Am nächsten Tage wurden Kreuze der Ehrenlegion an alle Standesgenossen des Massias vertheilt, nur er erhielt keines. So rächte sich Talleyrand. Die Ehrlichkeit des Massias scheint aber doch auf den Kaiser Eindruck gemacht zu haben, denn er ernannte ihn ein Jahr darauf zum Generalconsul in Danzig und erhob ihn in den Adelstand.

Seine schurkische Gefühllosigkeit, zugleich sein volles Mitwissen und seine Mitschuld bewies Talleyrand in der Nacht des 21. März 1804; er lag bei der Baronesse Laval nachlässig auf einem Lehnstuhl, zog um zwei Uhr nachts seine Uhr heraus und sagte ganz gleichmüthig:[2]) „In diesem Augenblicke hat der letzte der Condés aufgehört zu leben.“ Drei Tage nachher gab er einen Ball: „Die fremden Gesandten“, schreibt Lucchesini an seinen König, „werden sich mit gepresstem Herzen dazu begeben; wahrscheinlich wird der Marchese di Gallo sich auch darauf einfinden, obschon sein König ein Verwandter des Prinzen ist.“ — Talleyrand ist also ebensogut einer der Mörder des Prinzen als Savary und Bonaparte. Aber auch Fouché. In einem vertraulichen Gespräche gestand er es Bourrienne ein, der zum Generalconsul in Hamburg ernannt, von ihm Abschied nahm. Der Sinn seiner Worte war: Ich habe die Verschwörung Georges', Pichegrus und Moreaus herbeigeführt, ich habe die Missvergnügten in Verschworene umgewandelt, um Régnier einen Streich zu spielen und Bonaparte zu zwingen, dass er mich wieder zum Polizeiminister mache. „Wenn ich im Ministerium geblieben wäre, so würde ich, unterrichtet, wie ich war, wahrscheinlich die Verschwörung verhindert haben; aber Bonaparte hatte dann die Rivalität Moreaus zu fürchten: er würde nicht Kaiser sein, und wir hätten dann noch die Rückkehr der Bourbonen zu fürchten, was jetzt, Gott sei Dank, nicht mehr der Fall ist.“ — Bourrienne bemerkt: „Fouché fehlte oft

[1]) Welschinger, l. c. S. 425—426, 429. — Vgl. oben, S. 426 dieses Bandes.
[2]) Welschinger, l. c. S. 427—428.

gegen die Verschwiegenheit, aber er stand in solchem Rufe der Verstellungskunst, dass die Leute auch die Wahrheit, die aus seinem Munde kam, bloß für eine feine Lockspeise hielten. Ich kannte ihn hinlänglich und unterschied wohl seine List von seiner Unachtsamkeit; die beste Art, ihn mehr Dinge sagen zu lassen, als er eigentlich wollte, war, ihn ohne Unterbrechung fortreden zu lassen. Wenn er seine Absichten erreicht hatte, dann verheimlichte er auch die Mittel nicht, die er angewendet, um sie zu erreichen, bloß durch den Wunsch verleitet, seine Schlauheit zu zeigen."[1])

Also Talleyrand rieth, Bonaparte befahl den Mord und Fouché leitete die ganze Verschwörung ein, die das tragische Ende Enghiens und zwölf treuer Royalisten zur Folge hatte, aber auch die Errichtung des Kaiserthums und einen großen europäischen Krieg herbeiführte.

Angezeigt möchten hier einige Angaben sein über das Ende der Familie Condé. Charlotte von Rohan blieb nach dem Tode ihres Gatten noch zwei Jahre in Ettenheim, dann zog sie auf ihre Güter in Ungarn. Sie überlebte noch den Sturz Bonapartes; über seine Fahrt nach Elba schrieb sie: „Ach, wie gemein ist er im Unglück, nachdem er so anmaßend im Glücke gewesen!" Sie erlebte die glückliche Rückkehr der Bourbonen, aber sie freute sich wehmüthig: „Warum konnte ihr Gatte diese Heimkehr nicht erleben! Es war noch leichter, im Unglück seinen Verlust zu ertragen; als jetzt im Glück, das er nicht theilen kann!" Viele Jahre sind über ihren Schmerz vergebens hingegangen, und vermochten nicht, ihn zu mildern. Sie hat Angst, dass die Reise nach Paris ihre Seelenschmerzen noch steigern werde. Die Nachricht vom Tode Napoleons gibt allen bitteren Erinnerungen neue Frische. Christlich edel mahnt sie Louise von Condé, die jetzt Barmherzige Schwester war: „Er war Ihr Feind und hat Sie verfolgt, lassen Sie jetzt eine heilige Messe für ihn lesen. Er hat meinen Neffen getödtet und war mein Feind, aber Gott hat mir die Gnade gegeben, dass ich ihn jetzt alle Tage in mein Gebet einschließe."[2]) — 1820 starb die Mutter Charlottens, für welche diese noch gesorgt hatte, jetzt riss auch der letzte Faden, der sie an diese Welt band. Sie schrieb ihr Testament, in welchem sie den treuen Dienerinnen lebenslängliche Gehalte, den Armen Almosen, einem Neffen ihr Haus in Domingo, einem andern ihre Güter in Frankreich und dem Herzog von Bourbon alle Geschenke vermachte, die ihr einst Enghien gab, aber bestimmte, seine Briefe an sie sollten verbrannt werden, desgleichen die Briefe des Cardinals, die sie noch besaß. Sie starb gottergeben 1. Mai 1841.

Charlottens Ende.

Der Herzog von Bourbon zögerte, bei der Restauration in seine Heimat zurückzukehren, um nicht die Mörder seines unglücklichen Sohnes sehen zu müssen. Den Großcordon des Ordens der Ehrenlegion wies er zurück, um nicht eine auch Henkern verliehene Auszeichnung zu tragen. Mit dem Denkmal, das seinem Sohne in der Schlosskirche zu Vincennes gesetzt wurde, war er nicht zufrieden: „Welches Denkmal kann uns trösten?" Seine Schwester, die ihn zu trösten suchte, starb 1824 im Rufe einer Heiligen. Der alte Condé kehrte 1813 nach Frankreich zurück. Bei der Rückkehr Bonapartes weigerte er sich, zu fliehen; seine Losung war: „Man muss sich schlagen!" — Die Ehren, welche ihm der König verlieh, reizten ihn nicht; er kam selten an den Hof, lebte meist in Chantilly; seine

Rückkehr Bourbons.

[1]) Bourrienne, Mémoires, V, ch. 12.
[2]) Welschinger, l. c. S. 465—474, 477—478.

Zerstreuung war die Jagd; er erreichte ein Alter von zweiundachtzig Jahren. Als man den Sterbenden ermahnte, seinen Feinden zu verzeihen, antwortete er: „Ich bin meiner Seligkeit sicher, wenn Gott mir so gewiss verzeiht, als ich ihnen verzeihe!“ Mit den Worten: „Credo in unum Deum“ hauchte er friedlich am 18. Mai 1818 seinen Geist aus.[1] Condés Tod 1818.

Gewaltsam endete jedoch der Herzog von Bourbon, er verfiel nach dem Tode der Schwester und des Vaters jetzt vollständig in Melancholie und wurde die Beute einer ränkevollen Frau. Er schrieb 30. August 1829 sein Testament, worin er den Herzog von Aumale zum Erben einsetzte, und genaue Kenner wollen auch in seinem Ende die Hand Talleyrands erkennen. Die Julirevolution erschreckte ihn sehr — und am 29. August 1830 fand man ihn todt an einer Fensterstange in seinem Schlosse Saint-Leu mit seinem Schnupftuche aufgehängt. Ein berühmter Prozess entstand über die Frage, ob er ermordet worden sei, oder sich selber den Tod gegeben habe? In seinem Kamine fand man einen Zettel mit den Worten: „Ich wünsche an der Seite meines unglücklichen Sohnes in Vincennes bestattet zu werden.“ So düster war das Ende dieser einst so glänzenden Familie.[2] Bourbons Ende.

Moreaus Strafe ward in Verbannung verwandelt, der Name des Siegers von Hohenlinden ward aus der Liste der Armee gestrichen. Sein Landgut Grosbois kaufte Bonaparte und schenkte es Berthier. Unter dem Geleite eines Obersten der Gendarmerie reiste Moreau nach Cadix, von wo er nach Nordamerika fuhr. Nachdem er einige Staaten besucht hatte, ließ er sich in New-Jersey, in Morrisville bei Trenton nieder, in einem Landhause am Fuße des Wasserfalls des Delaware; hier lebte er anscheinend ruhig, fühlte sich aber unglücklich in seiner Unthätigkeit und verfolgte eifersüchtig die Schritte seines großen Gegners, unter welchen Europa dröhnte.

---

[1] Welschinger, l. c. S. 478.
[2] Souvenirs du feu Duc de Broglie.

Die Krönung.

Verhandlungen zur Krönung.

Bonaparte war noch nicht vom Senat zum Kaiser ernannt, desungeachtet setzte er schon alles in Bewegung, um vom Papste die Krönung zu erlangen.

Unterredung mit Caprara.

Am 16. Mai 1804 sagte Bonaparte abends in Saint-Cloud zu Caprara: „Alle Behörden lassen mich merken, wie ruhmvoll es wäre, wenn meine Weihe und Krönung von den Händen des Papstes vollzogen würde, und wie viel Gutes daraus für die Religion hervorgienge. Es ist nicht wahrscheinlich, dass irgend eine Macht etwas darin fände, um mit Recht oder mit einer Thatsache dagegen einen Widerspruch einzulegen. Ich richte deswegen noch nicht eine förmliche Bitte an den Papst, weil ich mich keiner Weigerung aussetzen mag. Machen Sie also die ersten Schritte, und ich werde dann beim Papste, wie ich es soll, das Nöthige thun.“ [1]) Und dann redete er noch von den Ansprüchen, die er an das persönliche Wohlwollen Pius VII. habe, und schloss mit dem Hinweis auf Pipin den Kurzen, zu dessen Krönung der Papst Zacharias ins Frankenland gekommen sei. Neu war für Caprara nur der bestimmte und kalte Ton des Kaisers, der wie ein Weltherrscher gebot. Caprara hatte eigentlich schon die ersten Schritte gethan und des öftern in seinen Briefen an den Staatssecretär darauf hingedeutet, dass es der Kirche nützlich sein würde, diesen mächtigen Herrscher zu weihen. — Wenn aber der Papst nicht darauf eingieng? Caprara schrieb: „Bonaparte würde es sehr übel aufnehmen und als schwere Beleidigung ansehen, wenn man sein Begehren abschlüge, und sein Groll wäre umso ärger, als er die Erfolge in dem neuen Geschlechte sichern und das katholische Leben in Frankreich stärken würde. Auch glaube ich, jetzt oder nie wäre dieser Monarch geneigt, die allzu engen Grenzen des Kirchenstaates zu erweitern. Ein ‚Nein‘ wäre ihm höchst peinlich. Er würde jede Entschuldigung als leeren Vorwand auffassen. Sprechen Sie daher in Ihrer Antwort ja von keiner Schwierigkeit, die etwa im Alter oder in der Gesundheit des Heiligen Vaters läge. Auch solle der Heilige Vater von seinem Staatssecretär selber begleitet sein; die einflussreichsten Personen am Hofe legen das höchste Gewicht darauf, dass Consalvi mitkomme. Wenn es nicht geschähe, so würde man es nicht dem Papste, sondern nur Consalvi selbst zuschreiben.“ [2])

[1]) Haussonville, l. c. I, p. 316.
[2]) Ibid. I, p. 321—322.

In Rom nahm man das Schreiben mit Widerwillen, ja mit einem gewissen Schrecken auf, denn in Vincennes war der Boden noch feucht vom Blute Enghiens; diese That hatte einen tiefen Eindruck bei allen Cabinetten hervorgebracht, wenn sie es auch nicht angezeigt fanden, ihre Missbilligung der That auszusprechen. So groß war die Scheu, den gewaltigen Krieger zu reizen! — Selbst der Bourbone in Madrid hatte kein Wort der Entrüstung für die Hinschlachtung seines Verwandten, ja er that noch eifriger, als er es bisher gethan, um die Gunst des ersten Consuls zu gewinnen. Von Pius VII. heißt es nur, dass er laut weinte, als ihm der Cardinal Fesch die Hinrichtung Enghiens anzeigte, und dabei sagte, dass seine Thränen ebensosehr über den Tod des einen, als über die That des andern fließen.[1]) Der Mord Enghiens war eine der Ursachen, warum Pius VII. solange zögerte.

Eindruck des Mordes Enghiens. Karl IV. Pius VII.

Als Fesch nachher anmeldete, Napoleon sei zum Kaiser ernannt, wurde ihm geantwortet, der Papst warte mit seinem Glückwunsch, bis die Umwandlung der Republik in die Monarchie in Frankreich förmlich vollendet sei. Consalvi antwortete Caprara:[2]) Die Bitte habe ihre ernste Seite. Bloß wegen einer menschlichen Angelegenheit komme seit achtzehn Jahrhunderten keine so weite Reise bei einem Papste vor. Nur ein religiöser Grund könne ihn bewegen, seinen Sitz zu verlassen und die wichtigen Fragen, die gegenwärtig in Rom verhandelt würden, ruhen zu lassen. Nur durch einen religiösen Grund könne diese Reise in den Augen der Welt und der fremden Höfe gerechtfertigt erscheinen.

Antwort Consalvis.

Zwölf französische Bischöfe, die ihre Stelle nicht aufgegeben hatten, machten damals über das Concordat dem Papste ernste Vorwürfe und sprachen sich zugleich entschieden für die Rechte Ludwigs XVIII. aus. Die fremden Gesandten in Rom nannten Pius VII. den Kaplan Bonapartes. Dem Kaiser in Wien konnte es nicht genehm sein, einen neuen Kaiser in Paris erstehen zu sehen. Fesch in Rom dagegen ließ immer fallen, man müsse sich offen an den berühmten Krieger anschließen, von dessen Zorn man alles zu fürchten habe.

Stimmung. Fesch.

Darum schrieb Consalvi: nur ein religiöser Grund könne eine solche Reise entschuldigen, dem Papst könne eine bloße Einladung, nach Paris zu kommen, und dort den großen Kaiser zu krönen, nicht entsprechen. Bisher seien diejenigen, welche Kaiser werden wollten, nach Rom gekommen, um dort die Weihe zu empfangen. Wie einst Bonaparte bestimmen wollte, was der Papst in der Bulle über das Concordat sage, so verlangte jetzt Consalvi, das Einladungsschreiben müsse bestimmt erklären, dass der Kaiser den Wunsch nach dem Widerruf der organischen Artikel sicher erfülle und diese Erfüllung in seinem Schreiben fest verspreche, und dass, wenn der Papst nach Paris komme, der Kaiser die constitutionellen Bischöfe dazu verhalte, dass sie in die Hände des Papstes ihren Irrthum abschwören, und dass die französische Regierung diejenigen, welche dasselbe nicht wollten,

Bedingungen. Die organischen Artikel. Eid der Bischöfe.

[1]) Haussonville, l. c. I, p. 318—319.
[2]) Ibid. I, p. 323—324.

von ihrem Stuhl enthebe; desgleichen dass der Kaiser die Decrete Melzis, welche das italienische Concordat verletzen, aufhebe, und dass statt durch einen gewöhnlichen Courier das Einladungsschreiben des Kaisers durch zwei Bischöfe nach Rom gebracht würde. Ferner solle Weihe und Krönung in der Form, wie sie bisher die römischen Kaiser erhielten, ertheilt werden. Ein wesentlicher Vortheil müsse für die Kirche erreicht werden, sonst sei die Ehre des Papstes bloßgestellt in den Augen der Zeitgenossen, wie in denen der Nachwelt. Das Gedeihen der Religion, die Dauer und die Ruhe Frankreichs, die Ehre des Papstes und des Kaisers hiengen davon ab. Nach dem Beschluss des Senats solle der Kaiser das Concordat und die Freiheit der Culte aufrecht erhalten und schützen; ein Katholik könne aber nie den Irrthum beschützen, der Papst halte also den Eid, welchen der Kaiser schwören solle, für ungeeignet.

Form der Krönung.

Der Eid bei der Krönung.

Man kann sich den Schrecken des weichen Caprara über diese Depesche denken! Er wagte kein Wort zu sagen, sondern erröthete und schwieg, als ihn am Abend nach der Ankunft dieses Schreibens die Kaiserin Josephine in Saint-Cloud huldvoll anredete: „Also wir werden den Heiligen Vater hier haben zur Krönung meines Mannes?“ — Sie bemerkte Capraras Verlegenheit und sagte: „Ah, Sie sind verschwiegen, ich kann es nicht misbilligen, aber wir wissen, die Sache ist im reinen!“ — Dann kam Talleyrand auf ihn zu und sagte zuversichtlich: „Ah, endlich ist die Sache geordnet, der Papst kommt also und krönt den Kaiser!“ — Schüchtern antwortete der Legat: „Ich kann noch nichts Bestimmtes sagen; denn es handelt sich noch um einige Bedingungen.“ — Napoleon aber war für den Legaten in diesen Tagen gar nicht zu sprechen. Caprara war in Verzweiflung darüber und schrieb in seiner Angst an Consalvi: „Ist es menschenmöglich, noch an eine Weigerung zu denken, seit die Majestäten die Ankunft Seiner Heiligkeit für gewiss ansehen, die Minister und das Publicum diese Meinung theilen und die Zeitungen schon davon reden?“ — Caprara meinte, die Eidesformel sei eben französisch und habe für Rom wenig zu bedeuten. Consalvi aber war der Ansicht, die Form sei wesentlich — und der Papst werde, wenn man nicht auf seinen Wunsch eingehe, seinen Sitz nicht verlassen, komme, was da wolle.[1])

Josephine.

Talleyrand.

Caprara

Fesch.

Nun ward die Angelegenheit dem Cardinal Fesch in Rom übertragen. Dieser war für den Heiligen Stuhl gut gesinnt. Während Pius VII in der ganzen Angelegenheit nur ein religiöses Ziel vor Augen hatte, mahnte Fesch, der Kaiser müsse dem Papst die drei Legationen zurückstellen und eine Entschädigung geben für Avignon und Carpentras. Fesch war oft heftig, aber immer ehrlich. Als zwei Cardinäle — der Papst hatte auch diese Frage dem Cardinals-Collegium vorgelegt — sich gegen die Krönung aussprachen, denn der Kaiser sei auf ungesetzliche Weise erwählt, meinte Fesch, es sei gut, wenn man dies dem Kaiser mittheile, es mache Eindruck auf ihn! — Caprara theilte es aber Bonaparte nicht mit. Er schrieb an Consalvi: „Der Kaiser würde sehr zornig werden, wenn man ihm erkläre, dass seine Anerkennung nur der Thatsache gelte, dass er die Macht in Händen habe, dass aber Weihe und Krönung

[1]) Consalvi, Denkwürdigkeiten, S. 530 ff.

sein Recht bestätigen. Auch darf man ihm nicht reden von der Rückgabe der Legationen, er will dieselbe als eine That seiner Großmuth betrachtet wissen."

Verhandlungen vor der Reise des Papstes.

Consalvi erzählt: „Ehe dem Wunsch Bonapartes schriftlich entsprochen wurde, fand eine lange Verhandlung zwischen Fesch und mir und dem Heiligen Vater statt, die sich ausschließlich nur um einen Punkt drehte. Wir wollten, ehe wir uns verpflichteten, eine bestimmte, feierliche, unzweifelhafte und officielle Versicherung, dass dem Verlangen des Papstes vollständig und allseitig entsprochen werde. Vergeblich ließ Fesch von Anfang an und im Laufe der Verhandlung den Gedanken durchblicken, der Papst solle die Rückerstattung der drei Provinzen und eine Entschädigung für Avignon erlangen. Ebenso vergeblich waren und blieben seine Vorwürfe, dass wir seinen Rath nicht befolgten. Der Papst blieb standhaft und willigte niemals darein, dass irgend weltliche Interessen der großen Unternehmung der Krönung Napoleons beigemengt würden. Nach einer langen und stürmischen Verhandlung erlangte man endlich die feierliche und förmliche Zusicherung einer thatkräftigen Mitwirkung zur Unterwerfung der Priester seitens der französischen Regierung: sie sicherte uns zu, dass sie diese Priester veranlassen würde, auf ihre Pfründen zu verzichten, wenn sie nicht darein willigten, ihre Irrthümer in Paris in die Hände des Papstes und innerhalb eines von ihm selbst zu bestimmenden Zeitraumes abzuschwören. Auf diese Weise sollte und musste das Schisma unterdrückt werden. Bezüglich der organischen Artikel versprach der Kaiser, den schon von Seiner Heiligkeit erhobenen einzelnen Beschwerden Rechnung zu tragen und überdies den weitern vom Heiligen Vater vorzustellenden Bedenken ein geneigtes Ohr zu leihen. Diese Zusicherungen waren officielle. Überdies versprach Bonaparte, auf die Beschwerde des Heiligen Vaters in Bezug auf die Erlasse Melzis, der das Concordat in Italien verletzt hatte, Rücksicht zu nehmen. Nachdem der Papst diese Zusicherung in der bindendsten Form erhalten hatte, so versprach er, in der alleinigen Absicht,[1]) der Religion zu nützen, alle dieser Reise sich entgegenstellenden Hindernisse zu überwinden." —

Versprechen des Kaisers.

Boulogne, Aachen, Mainz.

Wann sollte die Krönung stattfinden? Nicht sogleich, sondern im Spätjahr, wenn der Kaiser siegreich zurückkehre von der Heerfahrt nach England. So hieß es. Zunächst geschah daher alles, um die Flotte seetüchtig zu machen und das Heer in kriegerischen Enthusiasmus zu versetzen.

14. Juli 1804.

Vorläufig durch ein Fest zur Erinnerung an den 14. Juli, welches der Kaiser auf den 15. Juli verlegte, da an diesem gerade ein Sonntag war. Er liebte keine Feiertage, im Concordat waren nur vier angenommen, so dass ein Lieblingsfest der Franzosen früherer Zeit, das Frohnleichnamsfest, auf den folgenden Sonntag verlegt wurde. „Das Volk bedarf der Arbeit, um zu leben" — war sein Wahlspruch. — Der 14. Juli war eigentlich ein revolutionäres Fest, er erinnerte an den Sturm der Bastille 1789, dann an die allgemeine Verbrüderung 1790. Es war also eigentlich gegen Napoleons Ideenkreis; es scheint aber, er wollte damit den Republikanern schmeicheln und zugleich sich in seiner Pracht als Kaiser zeigen. Zum erstenmal sahen die Pariser hier zweierlei Ge-

[1]) Pella sola vista della religione.

folge, das der Kaiserin, welche zu Wagen in den Dom der Invaliden fuhr, dann das des Kaisers, welcher an der Spitze der neu ernannten Marschälle, der ausgezeichnetsten Generale ritt, wo der Oberceremonienmeister Ségur ihn wie die Kaiserin an der Schwelle des Hotels empfieng und in die Kirche geleitete, die nicht mehr, wie zur Zeit, da die Überreste Turennes dahin gebracht wurden, der Tempel des Mars, sondern wie eine echte Kirche geschmückt war, an deren Thoren ihn der Cardinal-Erzbischof von Paris, Belloy, an der Spitze der Geistlichkeit, empfieng. Napoleon nahm Platz auf einem Thron neben dem Altar, die Kaiserin auf einer für sie eigens errichteten Tribüne gegenüber dem Throne. „Hier saß nun mein ehemaliger Schulkamerad von Brienne auf einem erhabenen Throne, umgeben von den Generalen seiner Garde, den Großwürdenträgern seiner Krone und den Marschällen" — bemerkt Bourrienne. Nach dem Hochamt hielt Lacépède eine Lobrede auf die Ehrenlegion und ihren Gründer und verlas die Namen der Officiere. Bonaparte bedeckte sein Haupt, wie einst die Könige von Frankreich bei der Sitzung der Stände thaten, und sprach mit fester Stimme, nicht stammelnd wie im Rathe der Fünfhundert: „Commandierende, Officiere, Legionsmänner, Bürger und Soldaten! Sie schwören

Eid der Ehren-Legionäre.

auf Ihre Ehre, sich dem Dienste des Reiches und der Erhaltung seines Gebietes und dessen Gesammtumfang zu weihen, sowie der Vertheidigung des Kaisers, der Gesetze der Republik und des durch sie für rechtmäßig erkannten Eigenthums, durch alle Mittel, welche von der Gerechtigkeit, der Vernunft und den Gesetzen genehmigt werden, jede Unternehmung zur Wiedereinführung des Feudalsystems zu bekämpfen. Sie schwören endlich, nach allen Kräften zur Aufrechthaltung der Freiheit und Gleichheit, als der Grundfeste unserer Verfassung, beizutragen. Sie schwören es." — Alle Mitglieder der Legion riefen: „Ich schwöre es!" — und von einem unbeschreiblichen Enthusiasmus fortgerissen, riefen alle: „Es lebe der Kaiser!"

Nach Boulogne.

Beim Herausgehen aus der Kirche kündete der Kaiser an, dass er nach dem Lager von Boulogne gehen werde, um an die dort versammelte Armee die Kreuze der Ehrenlegion auszutheilen. Am 18. Juli reiste er ab mit solcher Schnelle, dass er schon am 19. Juli, wo man noch Vorbereitungen zu seinem Empfange traf, sich am Hafen in der Mitte der Arbeiter befand, um die Leistungen zu besichtigen; seine unglaubliche Thätigkeit schien sich zu vervielfachen, so dass man sagen kann, er war überall. — In Paris glaubte man, die Vertheilung der Kreuze im Lager sei nur ein Vorwand, dass aber Napoleon in Wahrheit jetzt die Fahrt nach England ausführen werde.

War es Ernst mit der Fahrt?

Wollte Napoleon damals wirklich den Zug nach England wagen? Bourrienne leugnet es.[1]) Der Kaiser wollte mehr und mehr den Enthusiasmus seiner Armee wecken, sich derselben mit seiner neuen Würde bekleidet zeigen, große Manöver abhalten und ihr eine Stimmung geben, dass sie auf

Bourriennes

das erste Zeichen bereit wäre, zu folgen. Wie hätte man fürwahr beim Anblick so vieler Zurüstungen und so vieler Transportschiffe, die wie aus dem Boden gestampft waren, nicht glauben sollen, dass er wirklich beschlossen habe, nach England zu fahren? Man glaubte es auch in London, man wusste, dass alle von England bis nach Ostende an den Küsten aufgestellten Armeecorps

[1]) Bourrienne, Mémoires, VI, ch. 12.

zur Einschiffung bereit waren. Die Ankunft Napoleons in ihrer Mitte gab den Truppen einen neuen Eifer; in den Werften und Arsenalen herrschte eine wundervolle Thätigkeit.

Thiers glaubt, dass Napoleon im Ernst an England sich jetzt wagen wollte. „Napoleon", sagt er, „hatte es beschlossen: er wollte im Juli oder August über den Canal setzen, und wenn die Ungläubigen, welche an seinem Plane gezweifelt haben, seinen vertrauten Briefwechsel mit dem Marineminister, die Unzahl seiner Befehle, das geheime Eingeständnis seiner Hoffnungen gegen den Erzkanzler Cambacérès lesen könnten, würden sie nicht lange ungewiss bleiben über die Wirklichkeit jenes außerordentlichen Entschlusses." — Ja, es war ihm anfangs voller Ernst. und Thiers Ansicht.

Napoleon verstand seine Soldaten zu begeistern, zunächst ihnen den Glauben beizubringen, dass er jeden kenne, der unter seiner Führung schon gestritten habe, und sich um seine Verhältnisse kümmere, und dadurch ihren Enthusiasmus für ihn zu entflammen. Bourrienne erzählt:[1]) „Im Lager von Boulogne liebkoste er sein Heer, fast täglich hielt er Revue von sechs bis zwölf Uhr; den übrigen Theil des Tages besichtigte und beförderte er die Arbeiten, die während seiner Anwesenheit wie durch einen Zauber zustande kamen. Es trat oft der Fall ein, dass er zu einem seiner Adjutanten sagte: „Fragen Sie den Obersten dieses oder jenes Regimentes, ob es in seinem Corps einen ausgezeichneten Mann gibt, welcher die Feldzüge in Italien oder in Ägypten mitgemacht hat; erkundigen Sie sich nach seinem Namen, seiner Heimat, nach den Verhältnissen seiner Familie und was er gethan hat; fragen Sie nach seiner Nummer im Gliede, zu welchem Regiment er gehört, und bringen Sie mir Rechenschaft." Bei der folgenden Revue sah nun Bonaparte mit einem Blicke, wo der Mann stand, gieng zu ihm hin, als ob er ihn wieder erkannt habe, und rief ihn beim Namen und sagte zu ihm: „Ah, du bist hier! du bist ein braver Mann; ich habe dich bei Abukir gesehen; was macht dein alter Vater? Ach, du hast das Kreuz nicht? Hier nimm, ich gebe es dir!" — Und nun sagten die bezauberten Soldaten untereinander: „Der Kaiser kennt uns alle; er kennt unsere Familie; er weiß, was wir gethan haben!" — Welch ein Antrieb für Soldaten, die man zur Überzeugung gebracht hatte, dass sie alle eines Tages Reichsmarschälle werden könnten! Wie Napoleon die Soldaten begeistert.

An seinem Geburtstag, 15. August, fand die Austheilung der Kreuze der Ehrenlegion mit dem Bilde des Kaisers statt. Auf einem weiten Amphitheater, das einer ungeheuren kreisförmig ausgehöhlten Muschel gleicht, in deren Mitte sich ein regelmäßiger Hügel erhebt, fand die Feier statt. Dieser Hügel wurde der Thron, hier nahm der Kaiser mit seinem Generalstab Platz; um diesen Mittelpunkt wurden die Regimenter wie Strahlen aufgestellt, welche von demselben ausgiengen. Rechts und links vom Kaiser waren Stufen für die Großwürdenträger und die Marschälle. An der Spitze jeder Colonne war das Fußvolk, hinter ihr saß die Reiterei, um die Höhe der Pferde sie überragend, über 120.000 Mann. Napoleon sprach, wie in der Invalidenkirche, denselben Eid vor, und alle antworteten unter unermesslichem Jubel und unter dem Schmettern der Drommeten und dem Donner der Kanonen: „Wir schwören!" und „Es lebe der Kaiser!" Fest vom 15. Aug. 1804.

[1]) Bourrienne, Mémoires, IV, ch. 12.

Napoleon schien hocherfreut, seine Macht war glänzend, das Glück schien ihm treu zu bleiben. Und nun stieg Mann nach Mann, Bauernsöhne wie Edelleute, zum Kaiser empor, um die Auszeichnung der Tapferkeit zu empfangen und für ihn zu sterben, wenn er sie nach England führe.

Die polytechnische Schule.

Aus dem Lager von Boulogne erließ Napoleon eine Anordnung über die polytechnische Schule, durch welche er ihr eine ganz militärische Einrichtung gab; er wollte alle Erziehungsanstalten militärisch gestalten. Aus dem Feldlager für die Schule zu sorgen, gefiel ihm, er hatte Freude an solchen Gegensätzen. In den Unterricht selber griff er nicht ein; dazu hatte er eine zu gründliche Achtung vor den Größen, die dort Lehrer waren. Noch auf Helena rühmte er Monge. Monge, der diese Schule nach dem 18. Brumaire organisiert und deren neue Einrichtung sich bewährt habe. „Die polytechnische Schule", fügte er hinzu, „wäre die berühmteste Schule der Welt geworden." Arago erzählt:[1] „Generale, welche auf dem Schlachtfeld ihre Laufbahn begründet, die sehr tapfere Kanoniere, aber keineswegs Artilleristen waren, lagen dem Kaiser unaufhörlich an mit ihren Klagen über die, wie sie es nannten, zu wissenschaftlichen Bestrebungen der aus der polytechnischen Schule hervorgegangenen Officiere. Sie machten mehrmals Eindruck auf ihn, und er war öfter geneigt, die Zahl und Strenge der Prüfungen zu verringern für die zur Artillerie bestimmten Zöglinge, wagte es aber doch nicht; vielmehr wählte er seine vornehmsten Ordonnanz-Officiere aus Zöglingen dieser Schule, und bei seinen militärischen Unternehmungen nahm er sie zu Vertrauten seiner geheimsten Gedanken, wenn es sich um die Mittel zur Überwindung von möglicherweise sich ihm darbietenden Schwierigkeiten handelte, Generale und Obersten von demselben Ursprunge." — Monge rühmte der Kaiser noch auf Helena,[2] er habe für einen ganz schreckbaren Jakobiner gegolten, sei aber der allersanfteste Mensch von der Welt gewesen, durch den gewiss kein Huhn um das Leben gekommen wäre, wenn er es selbst hätte schlachten oder beim Schlachten hätte anwesend sein müssen. „Dieser rasende Republikaner, wofür er sich selber hielt, hatte eine Art Verehrung für mich, die an Anbetung grenzte; er liebte mich, wie man nur sein Mädchen lieben kann."

Vertagung der Fahrt.

Die Fahrt gegen England musste übrigens aus wichtigen Gründen vertagt werden.

Die Kanonenschaluppen.

Die Hauptfrage war, ob die Kanonenschaluppen der englischen Flotte würden die Spitze bieten können. Die Admirale Bruix und Verhuel, welche bei jedem Wetter mit denselben ausgelaufen waren, und sich in kleinen Gefechten mit den Engländern geübt hatten, hielten dieselben zur Überfahrt nach England für vollkommen geeignet. Admiral Decrès misstraute ihnen, und Admiral Gantheaume glaubte, der Kaiser würde sammt der Armee in denselben im Meer versinken. Decrès gab zu, dass diese Schaluppen bisher an den Küsten gut gekämpft hätten, aber auf dem offenen Meer bei starkem Winde in Gefahr wären, von den englischen Riesenschiffen übersegelt und in den Grund gebohrt zu werden.

Man bedurfte einer zweimaligen Flut, um auszulaufen, und zehn bis zwölf Stunden zur Überfuhr, also im ganzen ungefähr achtundvierzig Stunden.

---

[1] Arago, Sämmtliche Werke, III, S. 62.
[2] Las Cases, Tagebuch oder Napoleons Leben, VI, S, 41.

Napoleon würdigte diese Einwände und suchte sich jede unnöthige Gefahr zu ersparen: er gedachte eine große Flotte in den Canal zu werfen; wenn diese nur drei Tage lang der englischen Dünen-Flotte Widerstand leiste, so sei die Überfahrt gesichert. Man hatte dann Zeit, die Flotille die Überfahrt mehrmals machen zu lassen, frische Truppen und 15.000 Pferde hinüberzuführen. Bonaparte brütete also über dem Plan, seine von den Engländern blockierten Häfen freizumachen und aus ihnen unerwartet eine Flotte in den Canal zu bringen.

Die Flotten.

In Brest waren 18 Linienschiffe blockiert von 15 Linienschiffen unter Admiral Cornwallis, in Rochefort 5, blockiert von 5 unter demselben, in Ferrol 5, gegenüber einer kleinen Abtheilung englischer Schiffe, in Cadix war 1 Linienschiff, in Toulon waren 8, die aber stets von Nelson beobachtet waren.

Bonapartes Plan.

Bonapartes Plan war nun, bei einem scharfen Nordwestwinde, gegen welchen Nelson in der Regel Schutz suchte hinter der Insel Corsica oder Sardinien, solle sein Geschwader zu Toulon in die See stechen in der Richtung gegen Sicilien, und Nelson, der immer eine neue Fahrt nach Alexandrien fürchtete, verleiten, gegen Ägypten zu segeln, indes schnell umkehren nach der Straße von Gibraltar, die Schiffe in Cadix und Rochefort an sich ziehen und sich in den Canal werfen: die Flotte war dann stark genug, die Überfahrt zu decken. Dieser Plan war wohl durchdacht und wäre wahrscheinlich gelungen, wenn Napoleon selber Admiral in Toulon gewesen wäre. Der Minister rieth ihm, dem Admiral, der diesen Plan ausführen sollte, denselben persönlich mitzutheilen und ihn zu befeuern; denn wegen der bisherigen Unfälle seien die See-Officiere entmuthigt und dächten eher daran, würdig zu sterben als glänzend zu siegen. Admiral Latouche-Tréville wurde berufen: er hatte Muth und Schnellblick, wurde auch für den Plan begeistert, allein er hatte in Domingo den Keim der Auszehrung sich geholt, an der er bald erliegen sollte. Gantheaume wurde nach Brest versetzt, dessen Flotte beim Gelingen des Planes nach Irland segeln sollte. Der Kaiser hatte kein Glück mit seinen Admiralen und in seiner Flotte fehlte es noch immer an Schiffen, an Arbeitern und Matrosen. Er gedachte jetzt zehn Linienschiffe und ebensoviele Fregatten in Genua zu bauen, um die Aufmerksamkeit der Engländer zwischen Genua und Toulon zu theilen. Englands Flotte blieb der französischen überlegen, jenes hatte 100.000 Matrosen, Frankreich nur 45.000; jenes 89 Linienschiffe und 132 Fregatten; dieses stand an Zahl der Schiffe weit zurück. Dennoch wäre der kühne Plan vielleicht gelungen, da starb der Mann des Vertrauens, Latouche-Tréville, 20. August 1804 — und der Kaiser sah sich genöthigt, die Fahrt nach England zu vertagen.

Decrès. Latouche-Tréville. Gantheaume.

Villeneuve. Neuer Plan. Vertagung.

Decrès schlug nun Villeneuve für den Posten in Toulon vor, und diese Wahl war vom Unheil, denn dieser Mann war zwar geistreich und tapfer, aber ohne Charakterfestigkeit. Und doch erforderte der Plan, den der Kaiser jetzt entwarf, eine noch viel größere Kühnheit und Raschheit von ihm. Die Fahrt nach England wurde nämlich auf den 9. November verlegt (die Jahresfeier des 18. Brumaire). Da sollte Gantheaume mit 18.000 Mann nach Irland segeln, und wenn er sie abgesetzt, rasch in den Canal steuern und die Überfahrt der Flotte decken. Villeneuve sollte sich indes von

Toulon nach Amerika wenden und Surinam und die holländischen Colonien in Guyana wieder erobern und im Vorbeifahren die Insel St. Helena besetzen. Missiessy sollte 4000 Mann Verstärkung nach den französischen Antillen werfen und die englischen Colonien verheeren. Beide sollten sich auf der Rückkehr nach Europa vereinigen, das Geschwader in Ferrol befreien und dann in Rochefort einlaufen. Villeneuve sollte 12. October von Toulon auslaufen, Missiessy 1. November von Rochefort, und die Engländer hinter sich nachziehen. Gantheaume werde dadurch Freiheit erlangen, nach Irland zu segeln und dann sich vor Boulogne aufzustellen.

Für alle Fälle blieb das Heer in Boulogne, die angeordneten Übungen zur See wurden fortgesetzt. Noch am 26. August besichtigte der Kaiser in seinem Boote die äußerste Linie, die aus 200 Schaluppen und Segelbooten bestand. — Eine englische Corvette steuerte auf den äußersten Punkt der französischen Vertheidigungslinie, um einige Ladungen auf sie abzufeuern. Der Admiral Bruix gab den Kanonenschaluppen Befehl, auf die Corvette loszugehen: sie war auch gezwungen, sich zurückzuziehen. Nun brachen die Engländer mit mehreren Schiffen auf die Schaluppen los. So entspann sich ein Gefecht, an dem der Kaiser auf einem Boote theilnahm; er fuhr den Seinen weit voraus, um zu zeigen, dass er zur See so kühn sei als zu Land. Die Engländer überschütteten das Boot mit Kugeln, aber keine traf ihn. Die Franzosen fuhren jetzt rasch voran, um den Kaiser zu retten und zu decken. Nun mussten die Engländer sich zurückziehen, einige ihrer Fahrzeuge wurden übel zugerichtet. Die Kanonenschaluppen hatten sich bewährt, die Engländer hatten 15 Todte und 60 Verwundete, die Franzosen nur 1 Todten und 17 Verwundete.

Der Kaiser war sehr erfreut, aber die Heerfahrt nach England vertagte er dennoch, jetzt sich damit begnügend, die Gegner geängstigt zu haben. Das hebt auch Bignon hervor, wenn er sagt:[1]) „Die Leute sind da und erwarten nur das Zeichen. Aber wie groß auch Napoleons Eifer sein mag, so wird er doch die verbrecherische Verwegenheit nicht haben, alle diese Tapferen dem Zufall eines fürchterlichen Missiingens preiszugeben. Der Feldzug kann vernünftigerweise nur mit Vorkehrungen anderer Art gewagt werden, mit ungeheuren Vorkehrungen, deren Ausdehnung der Feind nicht ahnt, und die gleichzeitig in den Händen Spaniens, Frankreichs und Hollands getroffen werden. Dieser Augenblick kann nicht ferne sein, doch man muss abwarten und in der Zwischenzeit — wie viele Wechsel waren da zu fürchten! Auch heute hat Napoleon England nur ängstigen wollen — und sein Zweck ist erreicht worden." — Das hieße den Feind um einen theuern Preis ängstigen!

Auch Bourrienne glaubt nicht an Ernst mit dem Plan der Landung:[2]) „Nie wurde England mehr durch Bonaparte getäuscht, als durch die Arbeiten

[1]) Bignon, Geschichte Frankreichs vom 18. Brumaire bis zum Frieden von Tilsit, IV, S. 78.

[2]) Bourrienne, Mémoires, VI, ch. 13.

während der Zeit, wo man das Lager in Boulogne hielt: die Engländer erwarteten einen Landungsversuch und erschöpften sich in Werbungen und Abgabenerhebungen, um an allen Orten gegen den möglichen Angriff gerüstet zu sein." —

Reise nach Belgien.

Napoleon verließ Boulogne, um Belgien und das linke Rheinufer zu bereisen. Der Glaube an ihn war damals auf der Höhe und er wurde mit Schmeicheleien überschüttet. Ein Herr de la Chaise, Präfect zu Arras, sagte in der Anrede: „Gott schuf Bonaparte und ruhte!" Das gab dem Grafen Louis von Narbonne, der damals noch nicht zu Bonaparte übergegangen war, Anlass zur Äußerung: „Gott würde wohl daran gethan haben, etwas früher zu ruhen!" — In Laeken, das auf das prächtigste ausgerüstet war, traf der Kaiser mit Josephine zusammen, welche die Bäder von Plombières gebraucht hatte. Am 31. September traf er in Aachen ein, an welches ihn die Erinnerung an Karl den Großen fesselte. Statt zu sagen: er gieng in die Marienkirche, die Karl gebaut hatte und wo er auch begraben worden war, sagt Thiers: „Er besuchte die Gruft, in welcher jener große Mann des Mittelalters begraben lag, nahm mit Interesse seine Reliquien in Augenschein, und gab der Geistlichkeit glänzende Beweise seiner Freigebigkeit." Leider hat man nur noch das Haupt; wohin die anderen Gebeine gebracht wurden, weiß man nicht mehr. Eine besondere Gruft für den großen Karl bestand einst, bestand aber 1804 nicht mehr.

in Aachen.

Cobenzl.

Bedeutsam war, dass ihm Cobenzl hieher seine Beglaubigung brachte und die Anzeige, dass sein Herr am 14. August den seinem Hause zuerkannten Kaisertitel angenommen und sich erwählter Kaiser von Deutschland, Erbkaiser von Österreich, König von Böhmen und Ungarn, Erzherzog von Österreich, Herzog von Steiermark genannt habe. Herr von Souza brachte die Anerkennung Napoleons als Kaisers von Seite Portugals, Comthur de Feretti von Seiten des Malteserordens. Dann wurde das Land zwischen Maas und Rhein besucht, Jülich, Venloo, Köln, wo die Bürger, wie rasend vor Freude, statt der Pferde den Kaiser in die Stadt zogen, und Koblenz. Gegen Ende September kam der neue Kaiser nach Mainz. Wer hätte 1792 bei dem großen Feste in Mainz denken können, dass ein gallischer Kaiser schon nach zwölf Jahren daselbst als Heer die deutschen Fürsten als Gäste empfangen würde! Da erschien huldigend Dalberg, der Kurfürst-Erzkanzler des Reiches, dann der Kurfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Herzoge von Nassau-Weilburg und Nassau-Usingen, die Fürsten von Hessen-Homburg, Isenburg, Salm, Leiningen, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß und mehrere andere, um ihm in Person ihre Glückwünsche und ihre Huldigungen darzubringen; auch der Kurfürst und die Kurfürstin von Bayern kamen; „sie wurden sammt ihrem Gefolge mit einer Pracht empfangen, wie sie dieselbe nicht in Wien getroffen", bemerkt Thiers lobpreisend. Begreiflich, Kaiser Franz hatte keine Länder ausgestohlen, wie die Franzosen. — Weiters lobt Thiers:[1]) „Alle waren überrascht von der Schnelligkeit, mit welcher der gekrönte Soldat

Kaiser Franz I. 1804.

Napoleon in Mainz.

[1]) Thiers, l. c. V, p. 168—171.

die Haltung eines Souveräns angenommen. Es kam daher, dass er frühzeitig und nicht auf Grund eines leeren Titels, sondern durch sein Genie, seinen Charakter, sein Schwert den Menschen befohlen hatte, was für die Herrschaft eine weit großartigere Schule, als die war, welche man an Höfen durchmachen kann." — Der Kurfürst von Hessen wollte kommen, erkrankte jedoch auf der Reise. Damals wurde die Grundlage zum Rheinbund bitteren Andenkens gelegt.

Von Mainz, das er für eine der wichtigsten Festungen Europas hielt, und dessen Werke er genau prüfte und zu ergänzen dachte, reiste Napoleon über Luxembourg nach Paris, wo er am 12. October eintraf. Den Zug nach England, mit dessen Eroberung er sein Kaiserthum gleichsam einweihen und seine Weltherrschaft hatte begründen wollen, musste er allerdings verschieben. Um so eifriger betrieb er jetzt wieder seine Krönung durch den Papst. Dass der Papst nach Frankreich komme, um dem jungen Kaiser die Weihe der Religion zu ertheilen, hielt er für einen moralischen Sieg Frankreichs, der nicht bloß die Katholiken im Lande für ihn gewinnen, die sittigenden religiösen Gefühle verstärken, sondern auch die Feinde betäuben und ganz Europa blenden würde. Napoleon betrieb daher die Krönung mit seiner einzigen Energie und suchte die vielen ihr entgegenstehenden Hindernisse zu bewältigen.

Der Staatsrath

Da waren einmal die Bedenken der Ungläubigen im Staatsrath zu heben: Die Weihe durch den Papst führe ins Mittelalter zurück, erneuere die Ansprüche Gregors VII. an die weltliche Regierung, während doch der Kaiser bloß durch den Willen der Nation und die Thaten seines Heeres auf den Thron gehoben sei. Napoleon erklärte, die Krönung sei das Anrufen des himmlischen Schutzes für die neue Dynastie, und wenn bei der Krönung ein Priester nöthig sei, so sei es doch das Würdigste, wenn der ausgezeichnetste aller Priester zu dieser Feier nach Paris komme. Es sei dies die höchste Ehre für Frankreich. „Sie berathschlagen in Paris", sagte er; „stellen Sie sich aber einmal vor, Sie berathschlagen in London im englischen Cabinet, und Sie wären die Minister des Königs von England, und man berichtete Ihnen, eben gehe der Papst über die Alpen, um den Kaiser der Franzosen zu salben: würden Sie es für einen Triumph Englands oder Frankreichs halten?"

Bedenken des Papstes,

Schwerer waren die Bedenken des Römischen Stuhles. Sie gründeten sich auf die Erfahrungen beim Abschluss des Concordates mit Bonaparte und auf die Erwägung, ob man in Bonaparte nicht die Revolution kröne? Ob man nicht die Unzufriedenheit der Höfe über die Krönung eines neuen Kaisers zu fürchten habe, ebenso die Entrüstung eifriger Katholiken? Ob man in Paris selber nicht eine Überraschung, eine Entzweiung zu befürchten habe? Auf der anderen Seite war die Macht Frankreichs so gewaltig, und konnte der junge Herrscher, wenn er wollte, soviel für die Kirche thun, dass sein glühender Wunsch dringend Berücksichtigung forderte. Hatten in den Zeiten der Völkerwanderung nicht die Päpste germanische Häuptlinge zu Königen

geweiht, und ihre Macht damit in den Dienst der Religion und der Cultur genommen?

der Cardinäle.

Pius VII. wollte jedoch nicht handeln ohne Zustimmung des Heiligen Collegiums. Da aber die Frage nicht vor der Zeit in die Öffentlichkeit dringen durfte, wurden zunächst nur zehn Cardinäle in das Vertrauen gezogen, aber unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses; fünf waren für, fünf gegen die Forderung Napoleons. Man zog nun zehn andere bei. Von diesen Zwanzig sprachen sich fünf unbedingt gegen, fünfzehn für die Forderung Napoleons aus, aber unter Bedingungen: die fünf ersteren wiesen auf die organischen Artikel hin, auf die Beraubung der deutschen Kirche durch die Säcularisation, auf den Raub der Legationen. Wollte der neue Kaiser gerecht werden, wie Karl der Große, so solle er auch handeln, wie Karl der Große, und die Kirche nicht berauben, sondern ihr mindestens ihr Eigenthum zurückgeben. — Die Fünfzehn hatten Bedenken gegen die Reise nach Paris: die früheren Kaiser seien nach Rom gekommen, um sich krönen zu lassen. Misslich wäre in Paris die Begegnung mit den eidleistenden Priestern, dann mit einem Manne wie Talleyrand; auch möchte dort der Papst mit unzulässigen Forderungen überrascht werden, deren Nichtgewährung Feindschaft erwecke, oder könne der Papst ohne Erreichung seiner Wünsche zurückkehren müssen, wie Pius VI. von seiner Reise nach Wien. Jedenfalls müsse Napoleon vorher einige der organischen Artikel widerrufen, desgleichen die von der italienischen Regierung ergriffenen Maßregeln gegen die Kirche abschaffen, ferner die Kirche für die Wegnahme der Legationen entschädigen; dann könnte die Krönung nach der alten Weise, wie man die römischen Kaiser krönte, vorgenommen werden, und zwar diesseits der Alpen, das erfordere die Würde des Heiligen Stuhles. Als aber die Eidesformel für den Kaiser: „Ich schwöre, das Concordat und die Freiheit der Bekenntnisse aufrechtzuerhalten" bekannt wurde, erklärten fünfzehn von diesen zwanzig Cardinälen die Krönung durch den Papst für unmöglich.

Absage.

So war man wieder auf dem früheren Standpunkt. Fesch meldete nach Paris: um zum Ziele zu kommen, müsse man dem Heiligen Stuhl völlig befriedigende Versprechungen und Aufklärungen machen. Darauf musste Bernier, der Bischof von Orleans, antworten: „Der Papst sei in Paris so sicher allgemein erwartet, dass seine Absage Napoleon nur auf das äußerste beleidigen könnte, der doch der Kirche so große Dienste geleistet und Ansprüche an Dankbarkeit habe und noch größere Dienste leisten könne. Die Ankunft des Papstes in Paris werde den religiösen Ideen einen neuen Aufschwung geben. Der Eid des Kaisers bedeute nur, dass er die freie Ausübung jedes anerkannten Cultus dulden und keinen verfolgen, nicht aber, dass er ein von der Kirche abweichendes Bekenntnis besonders begünstigen werde. Auch könne man zwei Formen in der Krönung anwenden, eine bürgerliche, bei welcher der Kaiser den Eid ablege und die Krone selber nehme, und eine kirchliche, bei welcher der Papst die Krone segne."

Antwort.

Endlich erklärte die Regierung zu Rom, sie erwarte ein Einladungsschreiben, welches Versicherungen eines guten Willens für die Sache der Religion enthalte. Darauf sandte der Kaiser das folgende Schreiben[1]) durch

[1]) Text bei Artaud, Histoire du pape Pie VII, vol. I; Bourrienne, l. c. VI; Thiers, l. c. V, p. 187.

den General Caffarelli, einen Mann von sanftem Charakter, der schon über das Zustandekommen des Concordates Freude bezeugt hatte:

Napoleon an Pius VII.

„Heiligster Vater! Der glückliche Einfluss auf Moral und Charakter meiner Völker, den die Herstellung der Religion gehabt hat, bewegt mich, Eure Heiligkeit zu bitten, mir bei einem der wichtigsten Anlässe, welchen die Weltgeschichte aufzuweisen hat, einen neuen Beweis der Theilnahme zu geben, welche Sie für mein Geschick und für diese große Nation hegen. Ich bitte Eure Heiligkeit, hieher zu kommen und der Salbung und Krönung des ersten Kaisers der Franzosen im erhabensten Maße den Charakter der Religion zu verleihen. Diese Ceremonie erlangt einen neuen Glanz, wenn Sie von Eurer Heiligkeit selber vollzogen wird. Sie wird über uns und unsere Völker den Segen Gottes herabziehen, dessen Rathschlüsse die Schicksale der Reiche und Familien nach seinem Willen ordnen. — Eure Heiligkeit kennen die liebevollen Gesinnungen, die ich seit langer Zeit für Sie hege, und mögen deshalb das Vergnügen ermessen, das mir diese Gelegenheit gewähren wird, derselben neue Beweise davon zu geben. Und so bitten wir Gott, dass er Sie, allerheiligster Vater, lange Jahre im Regiment und in der Regierung der heiligen Kirche erhalten möge! Ihr fromm ergebener Sohn Napoleon."

Caffarelli übergab 29. September dem Heiligen Vater das Schreiben, welches dieser jedoch erst nach der Audienz las, aber mit bitterer Empfindung, denn nicht das Interesse der Religion war als der wesentliche Zweck der Reise hingestellt, sondern die Krönung; seine Feinde nannten den Papst schon den Kaplan Napoleons.

Antwort des Papstes.

„Das ist Gift," sagte Pius VII. zum Cardinal Fesch, „was Sie mir gebracht haben; auf einen solchen Brief werde ich nicht antworten, ich gehe nicht nach Paris, denn man hat mir nicht Wort gehalten." — Fesch suchte den Unmuth des Heiligen Vaters zu beschwichtigen, indem er auf das amtliche Schreiben des Ministers des Äußern an Caprara hinwies, worin die Worte standen: „Diese Reise hat nicht bloß die Krönung Seiner Majestät zum Zweck; die großen Interessen der Religion werden der vorzüglichste Gegenstand derselben sein; sie werden in den gegenseitigen Berathungen Seiner Majestät und des Heiligen Vaters erörtert werden. Die Resultate ihrer Berathschlagungen können den Fortschritten der Religion und dem Wohle des Staates nur zu unendlichem Nutzen gereichen." — Die Frage ward daher noch einmal von dem Heiligen Collegium erörtert: die Mehrzahl sprach sich für die Reise aus. Es ward bestimmt, der Papst sollte des Allerheiligenfestes wegen erst am 2. November abreisen und am 27. November in Fontainebleau eintreffen. Pius VII. antwortete Napoleon: er würde voll des Vertrauens auf die empfangenen Schreiben und die Verheißungen, ungeachtet seiner Kränklichkeit und der Strenge der Jahreszeit, abreisen.

Consalvi.

Der Biograph Pius' VII., Artaud, erzählt von einem Besuch bei Consalvi am 17. October, welcher zu ihm sagte: „Europa schweigt, allein man ist im Irrthum, wenn man glaubt, der Papst werde Fehler begehen; er wird keine begehen. Die Vorsehung hat bisweilen den päpstlichen Stuhl in schwere Umstände versetzt. Ich denke immer von dem ersten Consul, was ich in Venedig von ihm dachte: er ist ein großer Mann, ein großes Genie. Abgesehen von den Ratificationen der Versprechungen, die dem Cardinal Caprara geschahen, ist dieser Brief, den der Kaiser geschrieben hat, sehr schön. Es liegt eine erhabene Philosophie

darin; es liegen darin auch Verpflichtungen, wenn man sie zu finden weiß. Der General Caffarelli ist gut gewählt; der Kaiser hat also nicht lauter Personen um sich, die uns und der Religion feind sind. — Man glaubt, ich regiere den Papst; Sie werden aber sehen, wie vielen Muth bei so großer Bescheidenheit er hat, wie viele Würde bei so großer Demuth. Nichts wird er thun oder sprechen, außer gute, schöne, zarte, wohl angebrachte Dinge, zuweilen sogar stolze Worte."

Ziel der Reise.

Am 23. October versammelte der Papst noch einmal die Cardinäle um sich und rief den Allmächtigen zum Zeugen an, dass er nichts anderes als Gottes größere Ehre, den Vortheil der katholischen Religion, das Heil der Seelen und die Erfüllung der apostolischen Pflicht bei dieser Reise vor Augen habe, zu der ihn die wichtigsten Ursachen trieben. Nachdem er seine ganze Gewalt dem Cardinal Consalvi anvertraut, kniete er am 2. November frühe lange in der Peterskirche im Gebet, umgeben von den Cardinälen, den Großen Roms und vielem Volk, das ihn, als er dann den Wagen bestiegen, eine Stunde begleitete und ihm alle erdenklichen Zeichen der rührendsten Ehrfurcht gab. Sechs Cardinäle begleiteten den Papst.

Maury.

Zu Radicofani empfieng ihn Cardinal Maury und sagte ihm voraus, seine Reise werde eine denkwürdige Wirkung im Geiste der Katholiken hervorbringen. Cardinal Fesch bot alles auf, um die Strapazen der Reise zu mildern und alle Hindernisse ungesäumt zu beseitigen. Zu Florenz wurde der Papst von der frommen Königin von Etrurien ehrerbietigst empfangen; sie hatte die prachtvollste Wohnung für ihn herrichten lassen und war die erste, die ihn um seinen Segen bat. Ein englischer Agent verbreitete die Nachricht vom Ausbruch einer epidemischen Krankheit in Livorno; man suchte jedoch vergebens Pius VII. zurückzuhalten, es wäre dies eines Papstes unwürdig, zurückzubleiben, während er zu kommen versprochen. Über Pistoja, Modena gieng die Reise nach Turin, dort wurde einen Tag gerastet. An der Grenze von Piemont kam der Cardinal Cambacérès mit einem Schreiben entgegen, welches die Freude des Kaisers ausdrückte, dass der Heilige Vater die Beschwerden der Reise glücklich bestanden habe, und seine Sehnsucht nach der baldigen Begegnung in Fontainebleau bezeichnete. Die Ankunft des Papstes war wie das Läuten einer Morgenglocke, überall regten sich die religiösen Stimmungen: an den Straßen lag das Volk auf den Knien, um seinen Segen zu empfangen; die Soldaten aber präsentierten ehrerbietig, die Officiere und Generale beugten demüthig das Haupt. Die Gleichgiltigen störten den Eifer der Frommen nicht: selbst die Anhänger anderer Bekenntnisse zeigten, dass sie in Pius VII. die Tugenden liebten und ehrten, die ihn würdig machten, der gemeinschaftliche Vater aller christlichen Glaubensbekenntnisse zu sein. Nach Lyon war die Bevölkerung aus der Provence, Dauphiné, aus Burgund, aus der Franche-Comté zusammengeströmt, um den Stellvertreter Christi enthusiastisch zu begrüßen. Der ehrwürdige Greis fühlte jetzt freudig, welch eine Bedeutung diese Reise für das religiöse Leben in Frankreich habe.

Reise über die Alpen.

Lyon.

Über Moulins und Nevers gieng es nach Fontainebleau, wo am 25. November die erste Begegnung mit dem Kaiser stattfand, beim Kreuze Saint-Erem. Es war Mittag, der Kaiser stieg vom Pferd, der Papst

Fontainebleau.

aus dem Wagen, beide umarmten sich: Napoleon, freudig, dass er jetzt seinem Ziele nahe sei, Pius VII. in froher Hoffnung, dass er mit dem Manne, in welchem er ein Werkzeug Gottes auf Erden sah, vereint dem religiösen Leben einen neuen Aufschwung geben könne. Beide fuhren im gleichen Wagen, der Papst zur Rechten des Kaisers, durch den Wald nach dem anmuthig gelegenen Schloss, auf dessen Schwelle die Kaiserin stand mit den im Halbkreis aufgestellten Großen des Hofes und den Berühmtheiten der Armee. Freude strahlte auf Napoleons Antlitz, als er die vergoldete Treppe mit dem Manne hinanstieg, der zwar keine Heere zur Verfügung hatte, aber allen durch die Würde seiner Stellung und den Adel seines Wesens Huldigung abnöthigte. Der Papst war damals zweiundsechzig Jahre alt, von hoher, schöner Gestalt, Ernst und Seelengüte strahlten aus seinem Blick.

In dem Saale, der ihre Gemächer voneinander trennte, verließ Seine Heiligkeit den Kaiser, um in seiner Wohnung ein wenig auszuruhen; dann machte er dem Kaiser und der Kaiserin je einen halbstündigen Besuch, der von beiden erwidert wurde. Nach dem Mahle wurden ihm die Großen vorgestellt. „Seine Heiligkeit empfieng alle, die sich vorstellen ließen; wir durften ihm die Hand küssen und seinen Segen empfangen! Seine Gegenwart an solcher Stelle bei einer so großen Angelegenheit machte einen mächtigen Eindruck auf alle Herzen.“ [1])

Josephine. Während der drei Tage seiner Anwesenheit in Fontainebleau vertraute die Kaiserin dem Papst, der ihre Güte und Wohlthätigkeit rühmte und sie seine Tochter nannte, ihren Kummer und ihre Sorge an, dass sie nur bürgerlich mit dem Kaiser getraut sei, und eine Scheidung befürchte.

Während der Reise des Papstes war nämlich in der Familie Napoleons ein Sturm ausgebrochen über die Frage, ob Josephine mit dem Kaiser gekrönt werden oder nur Zuschauerin bei der Krönung sein solle? Josephine wünschte gekrönt zu werden, denn dadurch würde ihre Stellung fester und die Gefahr der Scheidung beseitigt. Dagegen waren aber die Schwestern des Kaisers aus Hass und aus Sorge, die Stellung zwischen ihr und ihnen würde dadurch unerträglich. Napoleon schwankte zwischen der Neigung zu seinen Geschwistern und zur Gattin. Sein Schweigen ängstigte die Kaiserin. Namentlich rieth ihm sein Bruder Joseph, diese Gelegenheit zu benützen, um sich eine Ehe mit einer europäischen Prinzessin möglich zu machen, denn von Josephine habe er doch keinen Nachfolger mehr zu erwarten.[2]) — Josephine ahnte, was vorgieng, und vermochte ihren Unmuth nicht zu verbergen und reizte in ihrer Eifersucht den Kaiser zum Zorn und zur Erklärung, sie solle sich zur Abreise aus Saint-Cloud rüsten, denn er müsse sich später doch von ihr scheiden lassen; seine Politik erfordere es, und es sei besser jetzt, bevor er noch durch engere Bande mit ihr vereinigt sei. Er habe schon an Eugène gesendet, dass er komme, um diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Eugène kam, hörte

Scheidungsfrage.

Eugène.

[1]) Mémoires de Madame de Rémusat, II, p. 62.

[2]) Die ganze heikle Angelegenheit ausführlich in den Mémoires de Madame de Rémusat, II, p. 45—50. Neulich in Turquan, Die Generalin Bonaparte, übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig 1896.

mit ruhiger Ergebenheit den Entschluss des Kaisers an, wies alle Entschädigungen, womit dieser ihn trösten wollte, zurück: er hoffe auf nichts in einem Augenblick, wo seine Mutter ein solches Unglück treffe; er werde sie aber überallhin begleiten, wohin man sie verweise, und selbst nach Saint-Martinique, denn sie bedürfe jetzt des Trostes. Bonaparte schien betroffen und sah ihn finster und schweigend an. Josephine theilte alles der Frau von Rémusat mit und bat sie, Hortense zu ihr zu bringen. Diese aber sagte: „Ich kann Hortense. mich in nichts einmischen, denn mein Mann hat es mir streng, selbst den geringsten Schritt, verboten. Meine Mutter war sehr unklug, sie wird eine Krone verlieren, aber sie wird wenigstens Ruhe haben. Glauben Sie mir, es gibt Frauen, die noch viel unglücklicher sind als sie.“ — „Diese Worte sprach sie mit einem Schmerz aus, welcher ihren ganzen Gedankengang errathen ließ; da sie aber nie ein Wort über ihre eigene Lage gestattete, so wagte ich ihr nicht zu antworten, dass ich sie vollkommen verstanden hätte.“ Übrigens, bemerkte Hortense schließlich: „Wenn es in dieser Angelegenheit eine Möglichkeit des Ausgleiches gibt, so besteht diese in der Macht, welche die Thränen und die Anmuth meiner Mutter über den Kaiser ausüben; man muss beide jetzt sich selber überlassen und es meiden, sie beisammen zu lassen; ich rathe Ihnen auch, gehen Sie nicht nach Saint-Cloud, so lange die genannte Dame glaubt, dass Sie starke Mittel anrathen.“ Hortense hatte Recht. „Als ich nach zwei Tagen wieder zur Kaiserin kam, war ihre Angst vorüber. Der stille Kummer Josephinens überwältigte Napoleon. Aber er sagte ihr dabei, welche Bedeutung die Ehescheidung für seine Politik habe, ‚doch ich habe nicht den Muth, den letzten Entschluss zu fassen, und wenn du nun so viel Kummer zeigst und mir nur gehorchst, so fühle ich mich nicht stark genug, um dich zum Fortgehen zu zwingen. Aber du musst zu Gunsten meiner Politik zu entsagen wissen, und mir alle Verlegenheiten dieser peinlichen Scheidung ersparen.‘“ — „Ich“, fügt die Rémusat in ihrer Erzählung hinzu, „hätte in einem solchen Falle Rath der Rémusat. das Opfer, das ihn befestigte, gebracht und einen Posten aufgegeben, auf dem man mich nur mit Bedauern sah, und hätte mich in die Einsamkeit zurückgezogen, zufrieden mit meinem Opfer. Soll aber ein Rath nützlich sein, so muss er für den Charakter der Person passen, welcher man ihn gibt. Aber die Kaiserin war gewohnt an Glanz, an Luxus, an großartigen Verkehr mit der Welt; die Einsamkeit hätte sie getödtet. Ich rieth ihr also, entweder mit Würde sich zu dem zu entschließen, was man von ihr verlangte, nach Malmaison zu gehen und von dort dem Kaiser zu schreiben, dass sie ihm seine Freiheit zurückgebe; oder, wenn sie nicht selber ihr Los zu entscheiden im Stande sei, immer bereit sein zu gehorchen, jedoch entschieden zu erklären, dass sie den directen Befehl abwarte, um vom Throne, auf den man sie hinaufgeführt habe, wieder herabzusteigen. Sie wählte das letztere und nahm mit einer zarten Anmuth die Haltung eines ergebenen Opfers an und vereitelte dadurch die Angriffe der Familie des Kaisers, der sich ärgerte über die boshafte Freude der Brüder, Die Brüder Napoleons. weil sie sich rühmten, sie brächten sie weg, und welcher jetzt eine geheime Freude darin fand, ihren Plan zu vereiteln, ihr eines Abends erklärte, der Papst komme und werde sie beide krönen, und sie möge sich mit den hiezu nöthigen Vorbereitungen befassen. Man kann sich die Freude der Kaiserin über diese Lösung denken und den Ärger der Bonaparte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich von der Kaiserin, dass sie nicht kirchlich getraut sei, und dem Kaiser ihren Wunsch

mitgetheilt habe, kirchlich mit ihm getraut zu werden, der keinen Widerwillen dagegen gezeigt, aber gemeint habe, die Trauung könne nicht so geheim bleiben, dass man nicht erfahre, dass ihre Ehe bisher noch nicht kirchlich war. Ob das sein wahrer Grund oder nur ein Vorwand war, um sich die Möglichkeit einer Scheidung vorzubehalten — er wies die Bitten seiner Frau in dieser Frage immer sanft zurück.“ [1])

Pius VII.

Begreiflich, dass die Kaiserin sehnsüchtig die Ankunft des Papstes erwartete, und dass sie die erste Gelegenheit ergriff, ihm ihren Kummer und die Angst ihres Herzens mitzutheilen. Pius VII. versprach zu helfen: er nannte sie seine Tochter, und hatte ihr antike Vasen von wunderbarer Schönheit zum Geschenke mitgebracht, für Bonaparte aber zwei bedeutsame antike Cameen, von denen die eine den Achilles, die andere die Mäßigung des Scipio darstellte.

Am 28. November fuhren Kaiser und Papst, der letztere zur Rechten Napoleons nach Paris. Der Papst bewohnte den Flora-Pavillon, einen Flügel der Tuilerien. Nachdem er am 29. ausgeraſtet, empfieng er am 30. November zuerst fünfundzwanzig Mitglieder des Senates, dessen Präsident Thibaudeau eine Anrede an ihn hielt philosophisch-historischer Art:

Der Senat.

Die Salbung christlicher Fürsten habe in Europa bei den Monarchen Frankreichs begonnen, ein Gebrauch, der von den Hebräern abstamme. Die Franzosen hätten immer eine hohe Wichtigkeit darauf gelegt und es immer geliebt, dass ihr bürgerliches Thun durch die Religion geheiligt werde, um dem öffentlichen Zaum der Gesetze noch den geheimen Zaum der Gewissen beizugeben. Aus weit stärkerem Grunde müssen sie daher wünschen, dass ihre großen politischen Verträge mit aller Pracht von jener Bürgschaft bekleidet werden, welche im Himmel besiegelt, was auf Erden geschrieben wird. „In dieser denkwürdigen Epoche, wo Eure Heiligkeit so gütig sein wollen, das Oberhaupt der neuen Dynastie selbst zu salben, wird durch diesen Schritt die kaiserliche Majestät ihnen noch ehrwürdiger, sowie die religiöse Oberhoheit des Oberhauptes der Kirche noch theurer. Frankreich verdient ohne Zweifel diese besondere Gewogenheit, denn es ist die älteste Tochter der römischen Kirche.“ [2])

Anreden.

An demselben Tage wurden dem Papst auch der gesetzgebende Körper, das Tribunat und der Staatsrath vorgestellt. Dann hielten die Präsidenten

Fontanes.

Anreden an ihn; im Namen des gesetzgebenden Körpers sprach Fontanes, zu dem Bonaparte einmal sagte: „Sie sind der Einzige hier, der gesunden Menschenverstand hat“, der wegen der Reinheit seiner Sprache und wegen der Klarheit und Feinheit seiner Rede in hohem Rufe stand. Pius VII. hatte schon oft von ihm gehört, und richtete einige liebevolle Worte und einen wohlwollenden Blick auf ihn, noch ehe Fontanes also seine Rede anhob, welche die gedankenvollste und bedeutsamste von allen war, und darum wortgetreu hier folgen soll: [3])

---

[1]) Mémoires de Madame de Rémusat, II, p. 46—52.

[2]) Artaud, l. c. I, ch. 39, p. 497—498. Paris 1826.

[3]) Text in Artaud, l. c. I. — Auch bei Thiers l. c. V, und Bourrienne, l. c. VI, wortgetreu.

„Heiligster Vater! Als der Sieger von Marengo mitten auf dem Schlachtfeld den Plan hegte, die religiöse Einheit wieder herzustellen und den Franzosen ihre uralte Gottesverehrung zurückzugeben, bewahrte er die Grundlagen der Civilisation vor einem gänzlichen Untergang. Dieser große Gedanke an einem Siegestag erzeugte das Concordat, und der gesetzgebende Körper, dessen Organ vor Eurer Heiligkeit zu sein ich die Ehre habe, wandelte das Concordat in ein Gesetz um. Jener denkwürdige Tag ist gleich theuer der Weisheit des Staatsmannes wie dem Glauben des Christen! Damals schwor Frankreich allzugroße Irrthümer ab und gab dem Menschengeschlechte die nützlichsten Lehren. Es schien vor ihm zu bekennen, dass alle irreligiösen Gedanken unpolitische Gedanken sind, und dass jeder Angriff auf das Christenthum ein Frevel gegen die Gesellschaft ist. Die Rückkehr zum alten Gottesdienst bereitete bald die Rückkehr zu einer Regierung vor, welche für große Staaten viel naturgemäßer und für die Gewohnheiten der Franzosen viel angemessener ist. Jedes Gesellschaftssystem, das durch die bestandlosen Meinungen der Menschen erschüttert ist, sucht wieder eine Stütze in einer Lehre, die unveränderlich ist, wie Gott selber; die Religion ist es, welche einst wilde Gegenden fruchtbar machte, aber es war viel schwieriger, sie aus ihren Trümmern wieder herzustellen, als es gewesen ist ihre Wiege zu gründen. Die Wohlthat verdanken wir einem zweifachen Wunder. Frankreich sah einen jener außerordentlichen Männer erstehen, welche von Zeit zu Zeit Staaten zuhilfe gesendet werden, die nahe daran sind, unterzugehen, während gleichzeitig Rom auf dem Stuhle des heiligen Petrus die apostolischen Tugenden der ersten Zeit des Christenthums wieder erstrahlen sah. Ihre sanfte Gewalt machte sich allen Herzen fühlbar. Allgemeine Huldigungen müssen einem ebenso weisen als frommen Papst zutheil werden, der zu gleicher Zeit alles erkennt, was er dem Lauf der menschlichen Dinge überlassen muss und was die Interessen der Religion verlangen. Diese erhabene Religion kommt jetzt mit ihm, das neue Geschick des französischen Kaiserthums zu weihen, und nimmt denselben Glanz an, wie zur Zeit Chlodwigs und Pipins. Alles ringsum ist anders geworden, nur die Religion ist immer dieselbe geblieben. Sie sieht die Geschlechter der Könige zu Ende gehen, wie die der Unterthanen; doch über den Trümmern der Throne, welche zusammenstürzen, wie über den Thronen, die sich erheben, bewundert sie immer die fortschreitende Offenbarung der ewigen Rathschlüsse und gehorcht ihnen immerdar. Niemals sah die Welt ein großartigeres Schauspiel, niemals haben die Völker erhabenere Lehren empfangen. Die Zeit ist vorüber, wo das Priesterthum und das Kirchenthum Nebenbuhler waren; vielmehr reichen sich jetzt beide die Hand, um die verderblichen Lehren zurückzuweisen, die Europa mit einem vollständigen Umsturz bedrohten; mögen sie immer dem vereinigten Einfluss der Religion und der Staatskunst erliegen! Dieser Wunsch wird ohne Zweifel nicht getäuscht werden. Niemals hatte die Politik in Frankreich so viel Genie und nie bot der päpstliche Stuhl der christlichen Welt ein ehrwürdigeres und rührenderes Vorbild.“

Dann kamen achtzehn Tribunen, in deren Namen Fabre de l'Aude eine Anrede hielt, welche den Papst sichtlich erfreute: er drückte lebhaft die Dankbarkeit der Franzosen aus; schon als Bischof von Imola habe Pius VII. ein weises, erleuchtetes und wohlwollendes Verfahren gegen die Franzosen gezeigt.

Der Redner pries sodann die Art und Weise wie der Papst den durch die Revolution zerrütteten Kirchenstaat wieder in gute Ordnung brachte, wie

Lob des Papstes. er die Ausgaben für die Paläste beschränkte, wie sein Tisch gleich dem des einfachsten Privatmannes wurde, wie er seinen Ruhm nicht im Glanze des Hofes, sondern in der Einfachheit und in den edelsten Tugenden suchte; wie er ein einfaches, gemäßigtes, auf Grund und Boden gegründetes Steuersystem einführte, wie er eine Leihanstalt genehmigte, und die Errichtung von Anstalten für den Ackerbau und Anpflanzungen förderte; wie die großen Grundbesitzer von ihm angehalten wurden, ihre Ländereien anzubauen oder sie um einen mäßigen Grundzins denen zu überlassen, welche sie anbauen wollten; wie die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe dem Ackerbau große Ländereien zurückstellte, zur Gesundheit der Luft und zur Vermehrung der Bevölkerung beitrug; wie er den Handel von den bisherigen Fesseln befreite, die schlechten Münzen durch gute ersetzte, wie er für die Armen zu sorgen wusste, dass seine freigebigen Spenden nützlich verwendet wurden; wie er die Lücken in den Kunstsammlungen wieder auszufüllen verstand durch Ausgrabungen, die er in Ostia, die er auf dem Forum zu Rom veranstaltete, wie der Triumphbogen des Septimius Severus wieder an das Tageslicht kam. — Das war verdientes Lob! Die Wohlthaten der Regierung dieses Papstes werden in der Regel verschwiegen.

Pius VII. war freudig berührt durch die Anerkennung dessen, was er ernstlich und redlich angestrebt hatte.

Der Redner schloss dann mit einer für Napoleon schmeichlerischen Wendung: „Ihre persönlichen Tugenden verdienten allerdings die Belohnung, dass Sie von der Gottheit erwählt wurden, das der Menschheit und der Religion heilsamste Werk zu vollenden, nämlich den Segen des Himmels auf einen Thron herabzuziehen, der die stärkste Bürgschaft des Friedens für den Staat und die Schicksale eröffnen wird, welche Frankreich den Glanz seines Ruhmes, seinen Armeen den Sieg, allen Franzosen Frieden und das höchste Glück sichern werden!“

Art der Krönung. Der Heilige Vater lächelte bei diesen Träumen: er hatte Gelegenheit genug, tiefer in das Treiben zu blicken. Ernste Unterhandlungen wurden gerade gepflogen über die Art der Krönung, ob die Form, wie bei den römischen Kaisern, oder bei den französischen Königen beibehalten werden sollte oder nicht.

Nach der alten Form kam der Monarch ohne die Zeichen der höchsten Gewalt, ohne Scepter, Schwert und Krone, und empfieng sie aus der Hand des Papstes und setzte der Papst zuletzt ihm die Krone auf das Haupt, welche nach römischem Ceremoniel vier Cardinäle, nach französischem vier Pairs einige Zeit über dem Haupte des zu Krönenden hielten. Bernier und Cambacérès meinten, sechs Großwürdenträger sollten statt der Cardinäle oder der Pairs die Krone über dem Haupte des Kaisers halten, und diese dann vom Papst nach altem Brauch auf das Haupt des Kaisers gesetzt werden. Napoleon wies dies zurück, als wäre es gegen die Unabhängigkeit des Thrones, er habe seine Macht von der Nation und von der Armee, die beide verletzt würden, wenn der Papst

Wer setzt die Krone auf?

gleichsam die Krone verliehe. Caprara meinte, man dürfe ohne den Papst nichts entscheiden. Pius VII. hielt auf das Recht seiner Vorgänger, die Krone auf das Haupt des Kaisers zu setzen. Napoleon, um durch diese Frage den Papst nicht zu beunruhigen, befahl, die Frage ruhen zu lassen, sie werde sich an Ort und Stelle von selbst lösen.

Entschieden war Pius VII. in der Ehefrage Josephinens. Zwei Tage vor der Krönung erklärte er in einer Unterredung Napoleon: er könne ihn schon krönen, denn der Gewissenszustand der Kaiser sei aus Anlass der Krönung nie untersucht worden; doch nicht Josephinen, denn sonst würde er einem Concubinats-Verhältnisse die kirchliche Weihe ertheilen. Napoleon schalt Josephine derb aus, scheute sich aber doch, den Papst vor den Kopf zu stoßen, zumal das Programm bereits gedruckt war. In derselben Nacht noch fand die Trauung statt im tiefsten Geheimnis.[1]) Josephine kirchlich getraut.

Josephine konnte aber ihre Freude nicht verbergen und erzählte den Hergang am Morgen Herrn von Rémusat: ein Altar sei im Zimmer des Kaisers hergestellt worden, der Cardinal Fesch habe die Trauung vollzogen. Zeugen seien Berthier und Talleyrand gewesen. Nach der Trauung verlangte die Kaiserin vom Cardinal einen schriftlichen Trauschein, den sie sorgfältig aufbewahrte, und nie vermochte der Kaiser ihn in die Hand zu bekommen, sie mochte nie sich von demselben trennen. Der Pfarrer des Kirchspiels war nicht dabei gewesen — und darum konnte diese Heirat angefochten werden. Das Betragen des Cardinals in der späteren Scheidungsfrage zeigt, dass er es ehrlich mit Josephine gemeint hat. —

Der 2. December 1804.

Der zur Krönung bestimmte Tag nahte. Paris war überfüllt von Fremden. Die Zurüstungen waren glänzend, großartig. Alles war in Spannung.

Am 1. December überreichte der Senat — François von Neufchâteau war der Sprecher — das Ergebnis der Abstimmung des Volkes für das Kaiserthum in hochtönenden Worten über die Verdienste des Kaisers und den Vorzug, den eine starke Monarchie vor der Republik habe. „In der Ab- Rede des François von Neufchâteau.

[1]) Dagegen sagt Duhr, S. J., in seiner scharfsinnigen Abhandlung über die Ehescheidung und zweite Eheschließung Napoleons I.: „Die Thatsache der kirchlichen Einsegnung steht durch so viele Zeugnisse fest, dass es unmöglich ist, dieselbe zu leugnen. Über die Genesis dieser Einsegnung und insbesondere über die Stellung des Papstes zu derselben gehen die Meinungen freilich auseinander. Die gewöhnliche Darstellung besagt, der Papst habe auf Bitten der Kaiserin die Einsegnung verlangt, oder in einer anderen Fassung, der Papst habe, von anderer Seite aufmerksam gemacht, die kirchliche Einsegnung als Bedingung für die Krönung der Kaiserin gefordert. Allen diesen Darstellungen ist die Annahme gemeinsam, dass der Cardinal Fesch infolge der formellen Forderung des Papstes die Einsegnung vorgenommen habe. Wir halten diese Ansicht für unrichtig und behaupten: Papst Pius VII. hat die kirchliche Einsegnung nicht verlangt, ja er wusste vorher nichts von der Einsegnung durch Fesch, letzterer hat dieselbe auf eine außerordentliche allgemeine Vollmacht des Papstes hin vollzogen und zwar ohne alle Zeugen." — Auch Thiers kam in der zweiten Auflage seines Werkes von der Behauptung zurück, Berthier und Talleyrand seien Zeugen gewesen, und schließt sich der Erzählung des Cardinals Fesch an, nach welcher keine Zeugen zugegen

Vorzug der Monarchie.

wesenheit des Thrones überlassen sich alle großen Charaktere dem Parteitreiben; ein Volk ist umsomehr zu beklagen, je berühmtere Söhne es hat; alles, was den Stolz der Nationen ausmachen könnte, wird dann seine Geißel. Wenn ein Thron würdig besetzt ist, so erlangen ausgezeichnete Tugenden eine Belohnung, welche darin besteht, dass sie dem Kaiser, der Macht, näher kommen, und die Auszeichnung ist umso schmeichelhafter, je höhere Namen die Würden führen. Der Kaisertitel erinnert an die große, liberale Idee eines ersten Beamten, der im Namen des Gesetzes gebietet, und welchem zu gehorchen die Bürger sich zur Ehre rechnen. Je größer der Kaiser ist, desto erhabener muss der Senat sein." — „Die Errichtung des Kaiserthums ist ein glänzendes Phänomen; — wir wünschen, dass es beständig sei. Man kann also nie genug Pracht entfalten, um die Idee, dass die Sicherheit eines großen Volkes davon abhängt, den Gemüthern tief einzuprägen. Wir beleben das heilige Feuer wieder auf den Altären des Vaterlandes: die Politik zündet es wieder an, die Religion heiligt es, die Freiheit ruft ihren Beifall, es darf nicht mehr verlöschen." — Damit übergab François von Neufchâteau die Urkunden der Abstimmung des Volkes.

Napoleons Antwort.

Napoleon antwortete stolz: „Ich besteige den Thron, auf den mich der einstimmige Wunsch des Senates, des Volkes und der Armee berufen hat, erfüllt von dem Gedanken an die großen Schickungen dieses Volkes, das ich in der Mitte der Lager zuerst mit dem Namen des großen begrüßt habe. — Meine Freude und meine Bekümmernisse beruhen jetzt allein auf dem Glücke und Unglücke meines Volkes. — Meine Nachkommen werden lange Zeit diesen Thron behalten. Im Kriege werden sie die ersten Soldaten der Armee sein, ihr Leben der Vertheidigung des Vaterlandes opfernd. — Mitglieder der Regierung! Sie werden nie aus dem Gesichte verlieren, dass die Verachtung der Gesetze und die Störung der gesellschaftlichen Ordnung nur die Folge der Schwäche und Unzuverlässigkeit der Fürsten sind. — Senatoren! Ihr Rath und Ihre Unterstützung hat mich in den schwierigsten Umständen nie verlassen, Ihr Geist wird auf Ihre Nachfolger übergehen. Bleiben Sie immer die Stütze und ersten Berather dieses für das Glück eines so großen Reiches nothwendigen Thrones!" Also von einem Thron für viele Jahrhunderte träumte er.

Wie gut ist es, dass die Zukunft mit einem Schleier bedeckt ist!

Welche Gegensätze bot nicht diese Stadt Paris in kurzer Zeit; Göttinnen der Vernunft auf den Altären und jetzt in der Kirche Notre-Dame die prachtvoll geschmückte Stätte der Kaiserkrönung, in welcher der Papst den

---

waren. — Fesch erklärte später eidlich: die Kaiserin verlangte, der Kaiser möge endlich vor der Krönung die eheliche Einsegnung mit ihr empfangen. Der Kaiser willigte unter der Bedingung ein, dass kein Zeuge bei dieser Ceremonie zugegen sei. Da er (der Cardinal) nun nicht gewusst, wie er den Wünschen des Kaisers entsprechen könnte, sei er zum Papste gegangen und habe ihm gesagt, ohne ihm aber seine Lage zu offenbaren, er befinde sich oder könne sich in seiner Stellung als Almosenier zuweilen in ungemein verwickelten Umständen befinden, in denen er sich nicht an den Erzbischof von Paris wenden könne, weil er ihm sonst Dinge von der größten Wichtigkeit, die geheim bleiben müssten, zu offenbaren genöthigt wäre; dazu kämen noch andere zwingende Gründe. Der Papst habe ihm geantwortet: „Ich gebe Ihnen alle Vollmacht, die ich geben kann." So habe er sich für hinreichend ermächtigt gehalten, die Ehe Sr. Majestät einzusegnen ohne Zeugen und ohne vorhergehende Verkündigung. Am folgenden Tage habe er der Kaiserin auf ihre Bitte ein Schriftstück über die Einsegnung ausgestellt. Als dies der Kaiser erfahren, sei er darüber sehr zornig geworden, und damals habe der Kaiser zu ihm gesagt, eine wahrhafte Einwilligung hätte er nicht gegeben und auch nicht geben können.

Segen der Gottheit auf den Monarchen herabflehen soll. Der Papst in Paris, in diesem Höllenschlund, der so viele edle Opfer verschlungen hatte! — Die Pariser staunten anfangs; die Neugier, mit der sie den Papst betrachteten, hat sich aber bald in Ehrerbietung verwandelt, als so viele Züge seines edlen Geistes, so sinnreiche Worte bei verschiedenen Vorfällen und sein würdiges und feines Verhalten in einer so heiklen Lage bekannt wurden. Pius VII. gewinnt die Herzen.

Jeden Tag war die Terrasse der Tuilerien gedrängt voll von Frommen, die auf sein Erscheinen harrten und ihn um seinen Segen baten und niederknieten, wenn er seine Hand segnend erhob. Die Gallerie des Louvre war zu gewissen Stunden, wo er sich dort ergieng, immer angefüllt von Männern, in denen das religiöse Gefühl wieder erwacht war, von Frauen, die ihm knieend ihre Kinder entgegenhielten. Als ein Neugieriger den Hut auf dem Kopf behielt und sich unmuthig umwandte, und ihm die Menge den Hut vom Kopf schlagen wollte, gieng Pius VII. begütigend, und dessen geheime feindselige Gesinnung ahnend, auf ihn zu: „Junger Mann, entblößen Sie sich, damit ich Ihnen meinen Segen geben kann; der Segen eines Greises hat noch niemand Unglück gebracht." — Bourrienne, der anwesend war, erzählt: „Ich erinnere mich, dass die meisten Anwesenden über diese Anrede des Papstes tief gerührt wurden. Pius VII. hatte ein ehrfurchtgebietendes Aussehen. Ich hörte auch, dass man in London über seine Reise sehr bestürzt war, weil Pitt wohl erkannte, dass diese Weihe der Krone des neuen Kaisers der Franzosen ein großes Gewicht gab."[1]) Paris aber war bald so voll vom Lobe des Papstes, dass der Kaiser eifersüchtig wurde und Anordnungen traf, um den Zudrang zum Heiligen Vater zu vermindern. Pius VII. der es bemerkte, hielt sich fortan zurück, ohne eine Spur von Groll zu zeigen.

Der 2. December war ein heller, kalter Wintertag. Damit keine Unordnung entstehe, setzte sich der Zug des Clerus, von Abtheilungen der kaiserlichen Garde geleitet, zuerst in Bewegung von den Tuilerien aus, um neun Uhr morgens, in den Palast des Erzbischofs, wo der Heilige Vater ein wenig ausruhen konnte, von da in den Dom. Der Papst war im Vespermantel, auf dem Haupte die dreifache Krone, und gieng in der Mitte zweier assistierenden Cardinal-Diacone, Braschi und Bayanne, die zu beiden Seiten den Rand seines Vespermantels hielten; voran schritt Caselli in der Dalmatica, als Cardinal-Diacon des Evangeliums; viele Geistliche folgten ihm im kostbarsten Ornat. Als er in den Dom eintrat, ertönte, von 800 Sängern angestimmt, das „Tu es Petrus et in hanc petram aedificabo ecclesiam meam!" Langsamen Schrittes gieng Pius VII. zum Altar, wo er niederkniete, dann zu einem für ihn errichteten Thron auf der rechten Seite des Altars. Von den sechzig Bischöfen der Kirche kam einer nach dem andern, um ihn zu begrüßen, und jeder wurde mit gleich wohlwollendem Blicke empfangen. Lange musste der Papst auf den Kaiser warten, ohne dass er sich über die Kälte und die Zögerung beklagte. Die Rémusat, die im Gefolge der Kaiserin kam, sagt: „Der Papst hatte während der ganzen Feier das Aussehen eines ergebenen Opfers, das freiwillig und eines hohen Zieles wegen auf Vieles verzichtet hat."[2]) 2. December. Zug des Papstes.

[1]) Bourrienne, Mémoires, VI, chap. 14. — Mémoires de Madame de Rémusat, II, p. 65—67.

[2]) Mémoires de Madame de Rémusat, II, p. 72.

Zug des Kaisers.

Erst um zehn Uhr setzte sich der kaiserliche Zug in Bewegung. Der Kaiser fuhr mit Josephine und seinen Brüdern Joseph und Ludwig, die er später im neuen Reiche Karls des Großen zu Königen machen wollte, in einem ringsum mit Glaswänden versehenen Wagen, über dem man goldene Genien sah, die eine Krone hielten, langsam durch die Straße Saint-Honoré und den Seine-Quai entlang; seine Marschälle begleiteten ihn zu Pferd, die Großwürdenträger fuhren im Wagen voran; sein Gewand war im Geschmack des sechzenten Jahrhunderts; er trug eine weiße Schärpe, einen kurzen, mit goldenen Bienen besetzten Mantel und ein Barett mit weißen Federn. Im erzbischöflichen Palast nahm er den Scepter und den kaiserlichen Mantel, in dem er fast verschwand, die Krone wurde neben ihm hergetragen; er selber trug vorläufig nur einen goldenen Lorbeerkranz, sein Kopf glich unter diesem einer antiken Medaille. Rauschende Musik ertönte, als er die herrlich geschmückte und mit Tausenden von Zuschauern gefüllte Kirche betrat; er kniete nieder am Altar und nahm dann Platz auf einem Lehnsessel. Krone, Scepter, Degen und Mantel wurden auf den Altar niedergelegt. Er war sehr bleich und sein Blick trüb und ernst. Die Kaiserin strahlte von Schönheit, Anmuth und Glück; sie schien erst fünfundzwanzig Jahre alt zu sein und zählte doch schon zweiundvierzig Jahre; sie kniete so andächtig und doch so anmuthig nieder, dass sie allgemeine Bewunderung erregte.

Napoleon I.

Nun begann die Krönungs-Ceremonie. Als Pius VII. Napoleon I. befragte: „Versprichst du, den Frieden in der Kirche Gottes aufrecht zu halten?“ antwortete dieser mit fester Stimme: „Ich verspreche es!“ [1]) Im Augenblicke der Salbung knieten Napoleon und Josephine zu den Füßen des Altars auf die Steine. Nachdem der Papst ihm die Stirne, Arme, Hände gesalbt, den Degen geweiht, mit dem er ihn umgürtete, und das Gebet gesprochen, dass der Kaiser sei der Beschützer der Witwen und Waisen, und den Unglauben und Aberglauben zerstöre, dass der Scepter seines Reiches sei der Scepter der Gerechtigkeit und Billigkeit — und ihm die Krone aufsetzen wollte, erhob sich Napoleon rasch, nahm die Krone vom Altar weg und setzte sie sich selber auf das Haupt. Thiers bemerkt dazu: „Diese von allen Anwesenden verstandene Handlung machte einen unnennbaren Eindruck.“ Dann nahm er ebenso kühn die andere Krone und setzte sie der in Thränen zerfließenden Lebensgefährtin auf das Haupt. Hierauf erklang das Tedeum von Paisiello. Der Kaiser aber schritt, von seinen beiden Brüdern begleitet, die den Zipfel seines Mantels trugen, zum Thron, der im Hintergrunde der Kirche an das geschlossene Thor sich anlehnte. Der Papst nahte dann dem Thron, um dem Kaiser den Segen zu ertheilen, und die Worte auszusprechen: „Vivat in aeternum semper Augustus!“, worauf tausendfältig der Ruf die Kirche durchhallte: „Es lebe der Kaiser!“ Die Kanonen donnerten und verkündeten Paris und Frankreich, dass es einen Kaiser habe, wie sie ihm am 14. Juli 1790 angekündet hatten, dass Frankreich das Land der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sei. Der

Krönung.

[1]) Polliceor.

Staatskanzler Cambacérès reichte dem Kaiser dann die in der Verfassung des Kaiserreichs festgesetzte Eidesformel, ein Cardinal hielt ihm das Evangelium hin, der Kaiser legte die Hand auf und schwor den Eid.

Dann hielt der Papst das Hochamt, das bis nach zwei Uhr währte. Nun fieng der Abzug an, zuerst der des Kaisers, dann der des Papstes, durch die glänzend geschmückten und vom bewundernden Volke gefüllten Straßen. Das Festmahl war in den Tuilerien. Der Papst, der Kaiser mit der Kaiserin, Dalberg, der Erzkanzler des Reiches, speisten am gleichen Tische. Nach dem Mahle war der Kaiser sehr heiter; er beglückwünschte die Kaiserin über die schöne Art, mit der sie das Diadem trug; er wollte die Hofdamen in ihrem Schmucke sehen, und rief ihnen lachend zu: „Mir verdanken Sie es, dass Sie so schön sind!“ [1] Festmahl.

Das ganze Fest war äußerst glänzend abgelaufen; nur die Anhänger des Papstes betonten, dass die Krönung ganz anders vor sich gegangen, als vorher abgemacht war, indem der Kaiser mit Ungestüm die Krone vom Altar nahm, bevor der Papst die Hand danach ausstrecken konnte; dann, dass beim Kaisermahl dem Papste, der neben Josephine saß, die dritte, statt der ersten Stelle angewiesen war. „Man begreift, welcher Tugend, Mäßigung und Güte der Papst bedurfte, um jenen großartigen Beispielen von Erniedrigung, die Gott selbst, dessen Stellvertreter Pius VII. hier auf Erden war, uns gelehrt und in so großem Maßstab ausübte, nachzufolgen.“ [2]

Nun folgte einen ganzen Monat hindurch ein Fest auf das andere. Am Tage nach der Krönung waren alle Truppen auf dem Marsfelde versammelt, um statt der republikanischen Fahnen die Adler nach Art der römischen zu erhalten. An der Vorderseite der Kriegsschule war eine riesige Tribüne mit zwei Thronen errichtet für den Kaiser und die Kaiserin, an derselben Stelle, wo 1791 der Stuhl Ludwigs XVI. und des Präsidenten der National-Versammlung nebeneinander aufgestellt waren. Napoleon redete mit starker Stimme seine Soldaten an, die auf ein gegebenes Zeichen sich dem Throne nahten: „Soldaten! Das sind eure Fahnen; diese Adler werden euch immer zum Vereinigungspunkte dienen; sie werden überall sein, wo euer Kaiser sie zur Vertheidigung seines Thrones und seines Volkes für nöthig halten wird. — Ihr schwört, euer Leben zu ihrer Vertheidigung zu opfern und sie durch euren Muth beständig auf dem Wege des Sieges zu erhalten; ihr schwört es!“ Der Enthusiasmus, mit dem die Soldaten schworen, ergriff auch die Zuschauer, trotz des strömenden Regens, der die Kaiserin forttrieb; nur Madame Murat blieb, um die „mit dem Throne unvermeidlichen Beschwerden zu ertragen“; sie dachte also schon an eine Königskrone. Adler statt der Fahnen.

Am Abend war ein glänzendes Bankett in den Tuilerien, mit herrlicher Musik. Dann gab der Senat ein Fest. Der gesetzgebende Körper folgte seinem Beispiele. Die Stadt Paris konnte nicht zurückbleiben, sie gab am 16. December ein Fest, das sie auf mehrere Jahre in Schulden steckte, mit Beleuchtung, Feuerwerk u. dergl. Die Rémusat meint, der soviel getadelte König Ludwig XIV. habe nicht ein Zehntel so viel Aufwand gemacht. Bei einem Feste, Feste.

[1] Mémoires de Madame de Rémusat, II. p. 72.
[2] Worte Consalvis, Denkwürdigkeiten, S. 542.

das die Stadt Paris Napoleon I. später gab, standen über dem Kaiserthron in Flammenschrift die Worte, welche Jehovah zu Moses aus dem brennenden Dornbusch gesprochen: „Ich bin, der ich bin!“ — und niemand ärgerte sich über diese ruchlose Art der Schmeichelei und Vergötterung eines Sterblichen. — Das Fest, welches die Marschälle dem Kaiser gaben, kam jeden von ihnen auf 10.000 Francs zu stehen. Der Prunk mit Diamanten war unbeschreiblich.

Tolle Schmeichelei

Die Wiederkehr des ehemaligen Luxus und der ehemaligen Gebräuche gab zahlreichen Classen von Arbeitern Beschäftigung und der Industrie einen neuen Aufschwung. Bourrienne meint, diese positiven Interessen hätten der Kaiserregierung mehr Anhänger verschafft, als jede Rede oder Abhandlung über den Vorzug der Monarchie vor der Republik; seit vielen Jahren habe der Handel und Verkehr in Paris sich in keinem so günstigen Zustande befunden. Das Gefühl der Zuverlässigkeit dieser Regierung und der Behaglichkeit sprach im Namen des Staatsrathes Regnault de Saint-Jean d'Angely im Tribunat aus: „Frankreich hat den Himmel um nichts zu bitten, außer dass die Sonne fortfahre zu leuchten, und dass der Regen fortfahre auf unsere Fluren zu fallen und die Erde die Saat ergiebig in Ernten zurückstelle.“ — Die Rémusat bemerkt dazu: „Damals war all das wahr, eine weise Verwaltung, eine gemäßigte Regierung, eine Frankreich verliehene freisinnige Verfassung hätten dieses Glück für immer befestigt. Aber constitutionelle Grundsätze kamen Bonaparte nie in den Kopf, sei es, dass er es wirklich glaubte, wie er es auch oft sagte, dass der französische Charakter und die Lage Frankreichs auf dem Festlande nicht für eine Repräsentativregierung passen; sei es, dass er im Gefühle seiner Stärke und Geschicklichkeit der Zukunft Frankreichs nicht das Opfer der Vortheile bringen wollte, welche er uns bloß durch die Macht seines Willens zu verschaffen vermochte.“ —

Aufschwung der Industrie.

England.

Napoleon warf im „Moniteur“ dem englischen Ministerium vor, es sei das Spielzeug der Parteien; während er sich selber die Kraft zutraute, sie zu beherrschen. Doch sagte er später: „Solange ich lebe, so werde ich regieren wie ich will, aber mein Sohn wird gezwungen sein, liberal zu regieren.“ — Indes arbeitete er unausgesetzt, das Reich Karls des Großen herzustellen, das heißt die Franzosen zu Herren Europas zu erheben und alle Könige zu Vasallen Frankreichs herabzusetzen.

Nach der Krönung machte Napoleon I. einen Versuch, sich auch von England als Kaiser anerkennen zu lassen, und schrieb an Georg III. folgenden Brief:

„Mein Herr Bruder! Durch die Vorsehung und die Stimme des Senats, des Volkes und des Heeres auf den Thron berufen, hege ich zunächst den Wunsch nach Frieden. Frankreich und England schwächen ihren Wohlstand, sie können Jahrhunderte hindurch ringen. Aber erfüllen ihre Regierungen die heiligste der Pflichten? — und klagt nicht soviel unnütz und ohne Aussicht auf einen guten Zweck vergossenes Blut sie in ihrem eigenen Gewissen an? Ich achte es nicht für Unehre, den ersten Schritt zu thun. Ich meine, ich habe der Welt genugsam

bewiesen, dass ich den Krieg in keiner Gestalt fürchte; er zeigt mir übrigens nichts, was ich fürchten müsste. Der Friede ist der Wunsch meines Herzens, aber er war nie der Feind meines Ruhmes. Ich beschwöre Eure Majestät, sich nicht das Glück zu versagen, der Welt selbst den Frieden zu geben; mögen Sie diese angenehme Arbeit nicht Ihren Kindern überlassen, denn es gab nie eine herrlichere Gelegenheit, nie einen günstigeren Augenblick, um allen Leidenschaften Schweigen zu gebieten, und nur auf das Gefühl der Menschlichkeit und auf das Gebot der Vernunft zu hören. Ist dieser Augenblick einmal versäumt, wie will man dann einem Kriege ein Ziel stecken, den all meine Anstrengungen nicht hatten beendigen können? Eure Majestät haben seit zehn Jahren mehr an Gebiet und Schätzen gewonnen, als Europa Ausdehnung hat. Ihre Nation steht auf dem höchsten Punkte des Wohlstandes. Was will sie von dem Kriege hoffen? — Einige Mächte des Festlandes zu einem Bunde zu vereinigen? — Der Continent wird ruhig bleiben; eine Coalition würde nur das Übergewicht und die Größe Frankreichs auf dem Festlande vermehren. Will sie innere Wirren erregen? — Die Zeiten sind nicht mehr dieselben. Hofft sie unsere Finanzen zugrunde zu richten? — Finanzen, gegründet auf einen guten Ackerbau, gehen niemals zugrunde. Will sie Frankreich seine Colonien wegnehmen? — Die Colonien sind für Frankreich minder wichtig, und besitzt Eure Majestät deren nicht schon mehr, als Sie hüten können? Wenn Eure Majestät selbst darüber nachdenken wollen, so werden Sie finden, dass der Krieg ohne Zweck, ohne muthmaßlichen Erfolg ist. O welch traurige Aussicht, die Völker sich schlagen zu lassen, damit sie sich schlagen! — Die Welt ist groß genug, dass unsere Völker darin leben können, und die Vernunft hat Macht genug, dass man Mittel zur allgemeinen Aussöhnung finden kann, wenn man von beiden Seiten ernsten Willen dazu hat. Was auch erfolge, ich habe jedenfalls eine heilige und meinem Gewissen theure Pflicht erfüllt. Möge Eure Majestät an die Aufrichtigkeit der Gesinnungen glauben, die ich gegen Sie geäußert habe, und an den Wunsch, Ihnen davon Beweise zu geben. 2. Januar 1805. Napoleon."

Ruf nach Frieden.

Der Krieg nützt nichts.

Bourrienne meint,[1]) es wäre Napoleon gar nicht erwünscht gewesen, wenn Georg III. Frieden gemacht hätte, denn er habe jetzt Hoffnung auf einen glücklichen Zug gegen England gehabt, seit Spanien England den Krieg erklärt und an der Spitze der Flotte den kühnen Gravina hatte. Ohne vorhergehende Kriegserklärung, sagen die Franzosen,[2]) hatten die Engländer unter Moore die heimkehrende Silberflotte in der Nähe von Cadix dem Visitationsrecht unterziehen wollen. Der Befehlshaber wehrte sich, es entspann sich ein Kampf, in welchem die Spanier der Übermacht erlagen, drei Fregatten mit zwei Millionen Pfund wurden als Prise genommen, eine flog in die Luft. Die Engländer aber sagen: „Wir kannten wohl die schwierige Lage der spanischen Regierung, die Folge früherer Verträge mit der französischen Regierung und ihres Verhältnisses zu Bonaparte; wir bedeuteten ihr auch, dass wir darauf Rücksicht nehmen wollten. Als wir Ende 1803 erfuhren, dass die jährlichen Hilfsgelder zwölf Millionen Francs betrugen, erklärten

Gefecht bei Cadix, März 1805.

[1]) Correspondance, X, p. 124—125. — Bourrienne, l. c. VI, ch. 15.
[2]) Bourrienne, l. c. VI, ch. 15. — Thiers, l. c. V, p. 221—222.

wir ihr, dass wir diese Summe als Kriegssubsidie betrachten müssen, die nur die Macht unseres Feindes verstärke, und darin nur eine Kriegserklärung erblicken können. Zugleich erfuhren wir, dass in den Häfen Spaniens Kriegsschiffe für Frankreich gebaut werden und französische Truppen für dieselben über die Pyrenäen einrücken.“[1]) Jetzt erklärte Spanien an England den Krieg und schloss sich vollständig dem Kriegsplane Napoleons an. Vor der Welt erschien der Kaiser durch dieses Schreiben an Georg III. als der Mann der Mäßigung und der Friedensliebe, und wälzte auf England und dessen König die Schuld von allem Unglück des Krieges.

Antwort. Der König von England, den er ohne dessen Zustimmung „Bruder“ genannt hatte, gab auch gar keine Antwort, nur Lord Mulgrave sandte ein Schreiben an Talleyrand: es gebe keinen Gegenstand, der dem König mehr am Herzen liege, als die erste Gelegenheit nach einem sicheren Frieden zu ergreifen, welcher Europa vor der Wiederkehr der bisherigen Gefahren und Unglücksfälle schütze, die Sicherheit und Ruhe Europas sichere, und nur im Verein mit den Continentalmächten geschlossen werden könne, mit denen der König zuerst verhandeln müsse, besonders mit dem Kaiser von Russland, welcher die stärksten Beweise der Weisheit und erhabenen Gesinnung und des lebhaftesten Antheils an der Sicherheit und Unabhängigkeit Europas gegeben habe.

Also Krieg! Napoleon fürchtete ihn nicht: am 27. December 1804 eröffnete er die Sitzung der Staatskörper mit großem Gepränge, nahm Platz auf einem Throne, und hielt eine glänzende Rede: „Wir alle haben nur einen Zweck, das Interesse des Vaterlandes. Dieser Thron ist meinem Herzen theuer, weil ich das Vaterland vertheidigen und aufrecht erhalten kann. Die Schwäche der höchsten Gewalt ist das schrecklichste Unglück der Völker. Als Soldat oder erster Consul habe ich nur einen Gedanken gehabt, nämlich — die Wohlfahrt Frankreichs. Ich bin so glücklich gewesen, es durch Siege zu verherrlichen, durch Verträge es zu verstärken und der bürgerlichen Zwietracht zu entreißen, sowie endlich die Wiedergeburt der Sitten, der Gesellschaft und der Religion einzuleiten. Wenn der Tod mich nicht mitten in meinen Arbeiten überrascht, so hoffe ich der Nachwelt eine Erinnerung zu hinterlassen, welche für immer meinen Nachfolgern zum Beispiele oder zum Vorwurf dienen wird. — Gern würde ich in diesem feierlichen Augenblick den Frieden in der Welt herrschen sehen, aber die politischen Grundsätze unserer Feinde, ihr neuliches Benehmen gegen Spanien, zeigt hinlänglich die Schwierigkeiten desselben. Ich will das Gebiet Frankreichs nicht vergrößern, aber die Integrität desselben aufrecht erhalten. Ich strebe nach keinem größeren Einflusse auf Europa, aber ich will den nicht verlieren, welchen ich erlangt habe. Kein Staat wird in das Reich einverleibt werden, aber ich will meine Rechte und die Verbindungen, in welchen ich zu den von mir errichteten Staaten stehe, nicht aufopfern.“[2]) —

---

[1]) Parliamentary Debattes, III, p. 88, 91, 95, 118, 121, 242—245.

[2]) Correspondance, X, p. 105—107. Discours prononcé par l'empereur à l'ouverture de la session législative.

Das Königreich Italien.

Zunächst galt es, Italien mit Frankreich in eine monarchische Ver- Italien
bindung zu bringen. Cambacérès hatte schon früher hierüber durch Marescalchi mit dem Vicepräsidenten Melzi und der Consulta ernstlich verhandelt. Diese waren nicht abgeneigt, ihre Republik in eine Monarchie umgewandelt zu sehen, wenn nur die italienische von der französischen Monarchie getrennt bleibe, wenn Italien keine französische Besatzung mehr bezahlen müsse, und wenn Österreich die neuen Veränderungen anerkenne. Zum König wünschten sie Joseph oder Louis Bonaparte, nicht aber Lucian sich gefallen zu lassen; bisher hatten sie übrigens von der Freiheit keinen anderen Vortheil empfunden, als dass sie mehr hätten zahlen müssen.

Die Italiener zahlten nämlich 22 Millionen Lire jährlich für die französische Besatzung. Napoleon aber betonte, er habe die italienische Republik geschaffen, und ihm stehe also auch das Recht zu, sie umzuändern. Es wäre niedrig, wenn die Italiener für das Geld empfindlich wären, wo es sich um die Unabhängigkeit handle, und beauftragte Cambacérès, mit der Consulta dahin zu unterhandeln, dass sie Joseph Bonaparte als ihren König annähme.[1] muss zahlen für die Freiheit.

Allein Joseph wollte nicht König von Italien werden, denn er würde dadurch sein Anrecht an die französische Krone verlieren; auch wäre Italien ein von Frankreich abhängiges Königreich, und er müsste sich immer nach dem Oberhaupt des französischen Kaiserthrones richten; — um diesen Preis möge er gar nicht regieren. Joseph widerstand hartnäckig allen Vorstellungen, und so sah der Kaiser, um kein eifersüchtiges, zum Abfall von ihm geneigtes Königthum zu schaffen, sich genöthigt, sich selber die Eiserne Krone auf das Haupt zu setzen, und, um Österreich nicht zu kränken, zu erklären, dass die beiden Kronen nur bis zum Frieden auf seinem Haupte vereint bleiben sollten, dass er dann aus einem französischen Prinzen einen Nachfolger wählen, indessen Eugène Beauharnais, den er adoptierte, zum Vicekönig von Italien ernennen werde. Joseph soll König werden, will nicht. Eugène Beauharnais.

Nach Verabredung kam Melzi, der Vicepräsident der italienischen Republik, mit den hervorragendsten Mitgliedern der Consulta, der Wahlkörper, und erklärte dem auf dem Throne sitzenden Kaiser den Wunsch der Consulta, er möge auch über Italien regieren: „Man kann die gegenwärtige Staatsform uns nicht lassen, denn sie bringt uns hinter die Zeit zurück, in der wir leben. Durch den Fortschritt der Bildung ist allenthalben jetzt die constitutionelle Monarchie an der Tagesordnung.[2] Die italienische Republik verlangt nach einem König; ihr Vortheil will es, dass Napoleon dieser König sei unter der Bedingung, dass nur auf seinem Haupte beide Kronen vereinigt Wunsch der Italiener.

[1] Correspondance, X, p. 124—125, meldet Napoleon dem Kaiser Franz seine Absicht, Joseph zum König von Italien zu ernennen. — Botta, Storia d'Italia, lib. XXII. 1805. — Thiers, l. c. V, p. 212–213.

[2] Botta, l. c. XXII. 1805. Empereur des Français, Roi d'Italie.

bleiben, daſs er ſich in ſeiner Nachkommenſchaft ſelber einen Nachfolger wähle, ſobald das Mittelländiſche Meer ſeine Freiheit wieder erlangt habe."

Napoleons Antwort.

Napoleon antwortete, er habe immer für die Erhaltung Italiens gerungen, in dieſem Sinne nehme er die Krone an, denn die Trennung beider Kronen wäre in der ernſten Weltlage für die Unabhängigkeit Italiens bedenklich. Später werde er die italieniſche Krone mit Vergnügen auf ein jüngeres Haupt ſetzen, immer bereit ſich zu opfern für die Wohlfahrt der Staaten, über die zu herrſchen er berufen ſei!

Senatsſitzung 18. März 1805.

Am 18. März 1805 war große Senatsſitzung. Der Kaiſer wurde feierlich empfangen, ſetzte ſich auf den Thron, umſtanden von den Prinzen, den Großwürdenträgern und Marſchällen. Talleyrand verlas den Bericht über das Anſuchen der Italiener und den Beſchluſs des Kaiſers.[1]) Dann leiſteten die Abgeſandten Italiens Napoleon den Eid der Treue. Darauf ſchilderte der Kaiſer den Senatoren in einer ſtolzen, herausfordernden Rede die Lage Europas und ſagte dabei:[2]) „Wir haben Holland erobert, drei Viertel von Deutſchland, die Schweiz, Italien. Wir ſind gemäßigt geweſen im größten Glück. Von ſo vielen Provinzen haben wir nur behalten, was nothwendig war, um uns auf denſelben Standpunkt von Achtung und Macht zu erhalten, den Frankreich ſtets eingenommen hat. Die Theilung Polens, die der Türkei entriſſenen Provinzen, die Eroberung Indiens und faſt aller Colonien hatten das allgemeine Gleichgewicht zu unſerem Nachtheil unterbrochen. — Alles, was uns zu ſeiner Herſtellung nutzlos erſchien, haben wir zurückgegeben.

Napoleons Rede.

Deutſchland.

„Deutſchland iſt geräumt; ſeine Provinzen ſind den Abkömmlingen ſo vieler erlauchten Häuſer zurückgeſtellt, die für immer verloren waren ohne den großmüthigen Schutz, den wir ihnen zugeſtanden. Sogar Öſterreich hat nach zwei unglücklichen Kriegen Venedig erhalten; es hätte jederzeit gern Venedig für die Provinzen eingetauſcht, die es verloren. Holland iſt, nachdem es kaum erobert war, für unabhängig erklärt worden. Seine Vereinigung mit unſerem Reiche wäre die Ausführung unſeres commerciellen Syſtems geweſen, da die größten Flüſſe unſeres Gebietes in Holland einmünden. Gleichwohl iſt Holland unabhängig und ſein Zollweſen, ſein Verkehr, ſeine Verwaltung wird nach dem Belieben ſeiner Regierung geordnet. — Die Schweiz war von unſerem Heere beſetzt; wir haben ſie gegen die vereinigten Streitkräfte Europas vertheidigt. Ihre Einverleibung hätte unſere Militärgrenze vervollſtändigt. Gleichwohl regiert ſich die Schweiz der Mediationsacte gemäß unabhängig und frei nach dem Willen der neunzehn Cantone. Die Vereinigung der italieniſchen Republik mit dem franzöſiſchen Kaiſerthum wäre vortheilhaft geweſen für die Entwickelung unſerer Landwirtſchaft. Wir haben indeſſen nach der zweiten Eroberung in Lyon ſeine Unabhängigkeit beſtätigt. Heute thun wir noch mehr und verkünden den Grundſatz der Trennung der Kronen von Frankreich und Italien, indem wir als Zeitpunkt dieſer Trennung den Augenblick bezeichnen, wo ſie möglich und für unſere italieniſchen Völker gefahrlos ſein wird.

Holland.

Die Schweiz.

Italien.

„Wir haben die alte Eiſerne Krone der Lombarden angenommen und werden ſie auf unſer Haupt ſetzen, um ſie von neuem zu ſtählen und zu feſtigen. Allein

[1]) Die Reden in der Sitzung: Correspondance, X, p. 286—290.

[2]) Discours de l'Empereur au Sénat, exposé de la situation de l'Empire. Correspondance, X, p. 293—295.

wir stehen nicht an zu erklären, dass wir diese Krone auf eines unserer legitimen Kinder, sei es ein eigenes oder ein adoptiertes, an dem Tage übertragen wollen, an dem wir unbesorgt sein dürfen für die von uns garantierte Unabhängigkeit anderer Staaten des Mittelmeeres.

Der Geist des Bösen.

„Der Geist des Bösen wird vergeblich Vorwände suchen, um auf dem Festlande wieder den Krieg zu entflammen. Was mit meinem Reiche durch die constitutionellen Gesetze des Staates vereinigt worden ist, wird mit ihm vereinigt bleiben. Keine neue Provinz wird demselben einverleibt werden; allein die Gesetze der Batavischen Republik, die Mediationsacte der neunzehn Schweizerstaaten und dieses erste Statut des Königreiches Italien werden sich beständig unter dem Schutze unserer Krone befinden, und wir werden nie dulden, dass dieselben angegriffen werden.“ [1])

Wen hatte man sich unter dem Geiste des Bösen zu denken? Pitt, die Kaiser Franz und Alexander, welche gegen den Soldatenkaiser, der alles Recht nur nach der Länge seines Schwertes maß, die Freiheit Europas zu vertheidigen gedachten. Jeder Erfolg gab Napoleon nur Anlass, seine Macht weiter auszudehnen und so fuhr er fort, bis er seine Kräfte überspannte und die Unerträglichkeit der Zustände die Völker Europas zum Kriege auf Leben und Tod gegen ihn vereinigte.

Reise nach Italien.

Wie alles bei ihm rasch gieng, so war es auch mit den Anstalten zur Reise nach Italien. Eugène trat in den Rang eines Prinzen ein, wurde von ihm adoptiert und zum Vicekönig von Italien ernannt. Melzi, Marescalchi und die anderen Italiener wurden nach Italien vorausgesendet, um die Gemüther auf die Feierlichkeit vom 26. Mai, da er die Eiserne Krone auf sein Haupt zu setzen gedachte, vorzubereiten. Caprara, der Erzbischof von Mailand, welcher als päpstlicher Legat bei Napoleon in Paris war, musste gleichfalls über die Alpen reisen, um nach dem alten Brauch mit der Eisernen Krone den neuen König von Italien zu krönen. Auch der Papst sollte mit nach Italien reisen und die Krönung in Mailand verherrlichen. Damit kommen wir wieder auf Pius VII. zu sprechen, welcher den Winter 1804—1805 in Paris zugebracht hatte. —

Pius VII. nach der Krönung.

Pius VII. hatte den Kaiser gekrönt. Wurde ihm aber jetzt gewährt, was ihm vorher versprochen war? — Durchaus nicht. Vom Tage der Krönung fangen die Enttäuschungen und der Unmuth des Papstes an; zwar zeigte sich Bonaparte im Verkehr mit dem edlen Gaste in den Tuilerien als äußerst liebenswürdig, — er wich aber allen Forderungen des Papstes aus.[2])

Besprechung.

Beide hatten häufig Besprechungen, über deren Inhalt jedoch nichts aufgezeichnet ist. Wir kennen nur das Resultat; Pius VII. gestand den Cardinälen

[1]) Thiers selbst nennt diesen Discours haut, peremptoire, l. c. V, p. 219.

[2]) Consalvi bezeichnet Napoleons Verhalten mit dem italienischen Sprichwort: „Longa promessa con attender corto.“ Denkwürdigkeiten, S. 538. — Thiers, l. c. V, p. 238–241.

ein, dass er nichts erreichte — und Napoleon sagte zu seinen Vertrauten, der Papst sei beschränkt und hartnäckig, wie alle anderen Priester. Eines ist gewiss: Bonaparte brachte oft Gründe vor, die er im Gespräch mit Portalis kennen gelernt hatte; der Papst widerlegte jedoch in der Regel entschieden, wenn auch sanft, das junge Wissen seines Gegners in der Theologie — und da konnte der Kaiser ärgerlich werden. „Halten mich denn Eure Heiligkeit für einen Karl IV.?“ Bald verflogen dem frommen Pius VII. alle Hoffnungen, denen er sich bisher überlassen hatte. Vergebens berief er sich auf die Versprechungen, die man ihm
Consalvi. mündlich und schriftlich gemacht hatte, und bitter fühlte er, dass ihm Consalvi abgieng, der in Rom geblieben war und alle Actenstücke in der Hand hatte. Der Cardinal Doria, den Pius VII. an Consalvis Stelle mitgenommen hatte, war
Caprara. auf der Reise in Lyon erkrankt und gestorben. Caprara war jetzt durch die Gnade des Kaisers Erzbischof von Mailand — und erschien eher als der Vertreter Frankreichs denn Roms, zumal er mit allen Mitgliedern der Familie Bona-
Fesch. parte so vertraut war. Fesch hatte vielleicht in seinem Eifer für den Heiligen Stuhl mehr versprochen, als er sollte. Pius VII. übertrug daher dem Cardinal
Anto-nelli. Antonelli die Abfassung einer Denkschrift, die alle Forderungen des Römischen Stuhles enthielt; aber er war lange nicht dem Staatsrath Portalis gewachsen,
Portalis. der mit Gelehrsamkeit, tiefem Verstand, wenn auch im Ausdruck mäßig und zart, alle Ansprüche zurückwies, so dass der Papst bald fühlte, er werde nichts erreichen. Wollte der Papst, dass es im Concordat heiße: „Die katholische Religion ist die Staatsreligion“, so wies Portalis auf die Stimmung der Geister in Frankreich hin, man werde mit diesem Satz nur alten Hass und neue Feinde erwecken.

Hauptfrage wurde die Rückgabe der drei Legationen und die Entschädigung für Avignon und Carpentras. Jeder Papst muss beim Antritt seines Amtes schwören, dass er nie auf das Eigenthum der Kirche verzichte, und so wandte sich denn Pius VII. zuletzt in einem eigenhändigen Schreiben an die Gerechtigkeit und Großmuth Napoleons:[1])

Brief Pius VII. an Napo-leon. „Wir waren durch geraume Zeit ungewiss, ob Wir der mehrmals wiederholten Aufforderung, Eurer Majestät die Wünsche unsers Herzens kundzugeben, die Lande erwähnen sollten, welche einst zum Gebiete des Heiligen Stuhles gehörten, und die jetzt zum Theil unter dem Kaiserreich, zum Theil unter der italienischen Republik stehen. Wir schmeicheln Uns, dass endlich Eure Majestät Uns hinlänglich kennt und der Reinheit Unserer Absichten Gerechtigkeit widerfahren lässt, um Uns keine anderen Absichten zuzuschreiben, als das Wohl der Religion, welches so innig verbunden ist mit dem des Heiligen Stuhles.“ Dann zählte der Papst all die Summen auf, die der Heilige Stuhl für Erhaltung der
Noth Missionen und der geistlichen Behörden benöthige, und all die Verluste an Land und Einkommen, die er erlitten habe, schilderte ferner die ganze Verantwortlichkeit, die auf ihm laste, und fuhr hierauf also fort: „Die Erfüllung Unserer Pflichten, die Befriedigung so vieler dringender Bedürfnisse, die Hilfe, die Wir
und Kummer. so vielen Unglücklichen leisten sollen, schnüren Uns das Herz zusammen und drücken Unser von Natur freigebiges und wohlwollendes Gemüth. Wir schütten also Unsern Kummer in das Herz Eurer Majestät aus, und bitten und beschwören Sie bei dem Gott, welcher der Urheber des katholischen Glaubens ist, und welcher Sie mit seinen Gaben so außerordentlich beschert hat, so viele Verluste wo möglich

[1]) Das Schreiben des Papstes in Haussonville, l. c. I, und Artaud, l. c. II.

zu ersetzen und so viele Schädigungen zu vergüten, die dem Heiligen Stuhl eine Regierung beigebracht hat,[1]) welche Dank Ihrer Tapferkeit und Ihres Verdienstes, nicht mehr besteht. — Wir können leicht den Mangel an Recht des Directoriums, den Kirchenstaat zu erobern, nachweisen, sowie dass seine Unabhängigkeit keine Gefahr für Frankreich und sogar nützlich wäre für das Gleichgewicht Italiens, dass seine Gebiete einem Fürsten gehören, der keine anderen Waffen zu seiner Vertheidigung hat, als seine weltliche Schwäche und seine geistliche Würde. Doch wollen Wir Unser Vertrauen nächst Gott auf nichts setzen, als auf den Edelsinn und die Großmuth Ihres erhabenen Herzens! Welche Ähnlichkeit lieben nicht die aufrichtigen Bewunderer Ihres Ruhmes zwischen dem alten Gründer und dem gegenwärtigen Wiederhersteller des fränkischen Reiches hervorzuheben! Möge es also Eurer Kaiserlichen Majestät gefallen, um die Parallele vollständig zu machen, der Ähnlichkeit einer so freiwilligen und berühmten That, durch welche Karl der Große dem Heiligen Stuhl alles, was er mit seinen ruhmwürdigen Waffen erobert hatte, auch das Geschenk hinzuzufügen, welches Pipin, sein Vater, einst dem Römischen Stuhl verliehen hatte, und welches die Lombarden weggenommen hatten, die er besiegte; Wir meinen nämlich das Exarchat, die Pentapolis und die dazu gehörigen Gebiete — namentlich die Herzogthümer Spoleto und Benevent... Noch ein anderer Zug der Nachahmung und des beständigen Eifers, mit welchem Karl der Große gegen jeden Feind die Rechte des Heiligen Stuhles schützte und aussöhnte, wäre, besonders in dem Fall, dass ein Congress für den allgemeinen Frieden stattfände, wenn Eure Majestät dem Heiligen Stuhl Ihren mächtigen Schutz verliehen und hiebei durchsetzten, dass sein Gesandter demselben beiwohne, nicht um sich in weltliche Angelegenheiten zu mischen, sondern nur um durch eine wirksame Vermittlung die Rechte und Besitzungen des Heiligen Stuhles zu sichern. — Möge es für Ihren Ruhm und für Unsere vollkommene Tröstung dem Himmel gefallen, dass man einst von Uns das schreiben könne, was Wir in den Denkmälern der Kirche von einem unserer Vorfahren, von Stephan IV. und von Ludwig dem Frommen, dem Sohne Karls des Großen, welcher von ihm die kaiserliche Krone empfangen hatte, geschrieben finden: ‚Der hohe Herr bewilligte diesem Papst so großen Schutz, dass er all seine Bitten genehmigte, dass er aus reiner Liebe zu Stephan IV. unter andern Angeboten auch ein Landgut bewilligte auf seinen eigenen Gütern, das an der Grenze Galliens lag, und diese Schenkung für alle Ewigkeit durch eine Urkunde zu bestätigen befahl.‘“[2])

Bitte um sein Land.

um kaiserlichen Schutz.

Hinweis auf Karls Sohn.

Mit Karl dem Großen ließ sich Napoleon gern vergleichen — unter der Bedingung, dass er der Kirche viel nehmen und wenig zu geben brauchte, aber die Parallele mit Ludwig dem Frommen verletzte ihn. In Wahrheit wollte er dem Papst nichts geben als Hoffnungen — und darum bekam Talleyrand den Auftrag, das Schreiben des Papstes zu beantworten.

Der schlaue Fuchs sagte ablehnend in seiner Antwort: „Die Seelengüte, die Frömmigkeit, die edle Uneigennützigkeit des Papstes erwerben dem Heiligen Stuhl viel mehr Hochachtung und Unterwürfigkeit, als je seine mächtigsten Vor-

Antwort in Ausflüchten.

[1]) Nämlich das Directorium.
[2]) Haussonville, l. c. I, p. 181.

gänger ihm errungen haben. Möge darum der Heilige Vater zur Erbauung und zum Glück der christlichen Staaten mit der Mäßigung und Würde, die in seinem Charakter liegen, die Herrschaft üben, die er seinen Tugenden verdankt! Das ist der heißeste Wunsch des Kaisers, und er wird mit all seiner Macht die Übung eines so heiligen und ebenso nützlichen Einflusses unterstützen. In besonderer Berücksichtigung für den Heiligen Vater Pius VII. möchte er auch seine persönliche Lage verbessern können und er würde wünschen, dass Gott ihm dazu eine Gelegenheit gebe, die der Kaiser mit Vergnügen ergreifen würde. Aber es ist ihm nicht gestattet, diese Folgerungen aus dem Lauf der vergangenen Ereignisse zu ziehen, die jetzt in niemands Gewalt mehr stehen und an denen er keinen Antheil hat und die Gott noch vor der Thronbesteigung des Kaisers gestattet hat. Indem Gott ihn mit der höchsten Macht bekleidete, hat er ihm auch das Maß derselben vorgeschrieben. Der Kaiser muss die Grenzen achten, die Gott selber gezogen hat; dazu verpflichten ihn sowohl die Grundgesetze des Staates, als auch die Heiligkeit des Eides, den er geschworen hat. Frankreich hat die Macht, deren es sich erfreut, sehr theuer erkauft. Es liegt nicht in der Macht des Kaisers, etwas vom Reiche abzuschneiden, was um den Preis so vieler blutiger Kriege und eines so bewunderungswürdigen Muthes erstritten worden ist und unter noch unglückseligeren Erschütterungen, die mit einer unvergleichlichen Standhaftigkeit ertragen worden sind. Es ist ihm noch viel weniger gestattet, das Gebiet eines fremden Staates zu vermindern, der ihm die Sorge seiner Regierung anvertraut und ihm die Pflicht auferlegt hat, ihn zu beschützen.“ [1])

Nach Artaud,[2]) dem Biographen dieses Papstes, hat der Kaiser, als ihm Talleyrand dieses Schreiben vorlegte, noch folgende Sätze dazu dictiert: „Wenn Gott uns ein längeres Leben schenkt, so hoffen wir auf Umstände, die es uns gestatten, das Gebiet des Heiligen Vaters zu verstärken und zu erweitern, und heute schon wollen wir ihm eine hilfreiche Hand leisten und ihm helfen, aus dem Chaos und der Verlegenheit herauszukommen, in welche ihn die Verbrechen des vergangenen Krieges hineingerissen haben, und wir wollen dadurch der Welt einen Beweis unserer Verehrung für den Heiligen Vater geben und unseres Schutzes für die Hauptstadt der Christenheit und endlich unseres beständigen Verlangens, dass unsere Religion in keinerlei Weise in der Pracht des Gottesdienstes hinter den andern zurückstehe, noch im Glanz ihrer Tempel, noch in allem, was Eindruck auf die Nation machen kann. Wir haben unsern Oheim, den Cardinal und Groß-Almosenier, beauftragt, diese unsere Absichten dem Heiligen Vater zu erklären und ihn von unserer liebevollen Geneigtheit zu unterhalten. — Immer getreu dem von Anfang gefassten Plan wird der Kaiser seinen Ruhm und sein Glück darein setzen, einer der aufrichtigsten Schützer des Glückes der christlichen Nationen zu sein. Er will, dass man unter die ersten Züge, die auf sein Leben Glanz geworfen haben, die Hochachtung rechne, die er immer der römischen Kirche bewiesen hat, und den Erfolg seiner Bestrebungen, für sie das Herz und den Glauben der ersten Nation der Welt zu gewinnen.“

Zusatz Napoleons.

Eigenlob.

Also wurde die gerechte Bitte des Papstes mit artigen Worten entschieden abgewiesen.

Pius VII. war unabläßig bemüht, dem Schisma ein Ende zu bereiten, obschon Napoleon keine Miene machte, die Schismatiker von ihren

[1]) Thiers, l. c. V, p. 239—243.
[2]) Artaud war Secretär Cacaults.

Stühlen zu entfernen, was er doch versprochen hatte. Der Heilige Vater erreichte sein Ziel durch seine Milde, durch den Adel seiner Seele und seine zarten Anreden in den vielen Audienzen, die er den Schismatikern gab. Die meisteten leisteten den Widerruf so, wie er es verlangte, eidlich; keiner hat nachher diesen Widerruf widerrufen, oder durch irgend einen Schritt in der Öffentlichkeit bewiesen, dass er in dem Schisma beharre.[1]) Pius VII. macht dem Schisma ein Ende.

Sein edles Wesen gewann Pius VII. dauernd die Achtung und Verehrung der Pariser, obschon in dieser Stadt sich jede Berühmtheit schnell abnützt. Die Pariser blieben ihm treu und anhänglich, „Gläubige wie Ungläubige, Gute wie Böse, Menschen aller Parteien, sogar die Philosophen, mit einem Worte, alle Classen der Gesellschaft ohne Ausnahme waren entzückt vom Papste.“[2]) — Seine unleugbaren Tugenden, die Sanftmuth seines Charakters, seine Weisheit und sein zuvorkommendes Wesen eroberten ihm alle Herzen, und erwarben ihm die allgemeine Ehrerbietung und Liebe. Die Bewohner von Paris gaben ihm hievon die schlagendsten Beweise bei allen Gelegenheiten, wo es ihnen möglich war, ihn zu sehen; denn man erlaubte ihm nie öffentlich zu celebrieren, nicht einmal am Weihnachtsfeiertage: „An diesem hohen Festtage musste er eine stille Messe in einer Pfarrkirche lesen. Aus Eifersucht ließ man ihn das Osterfest nicht in der Hauptstadt feiern. Man nöthigte ihn sogar, in der Hauptstadt zu bleiben, damit er an diesem Festtage nicht nach Lyon käme.“[3]) So Consalvi. Man sieht, wie kleinlich Napoleon war, wo sein Ehrgeiz in das Spiel kam: er wollte allein der Gegenstand der Bewunderung und Theilnahme sein. Wie weit steht er hinter Karl dem Großen zurück, den er doch sonst immer als sein Ideal im Munde führte! Zuneigung der Pariser.

Trotzdem Pius VII. seinen Wunsch, nach Rom in Bälde zurückzukehren, dem Kaiser wiederholt ausgesprochen hatte, ließ man ihn doch erst zu Ostern, gelegentlich der Abreise des Kaisers, heimkehren — und zwar hinter dem Kaiser. Der Papst war genöthigt, sich auf allen Stationen aufzuhalten, um die Rückkehr der Pferde zu erwarten, die schon den Kaiser gezogen hatten. Man kränkte ihn noch kurz vor der Abreise bei der Verwandlung der italienischen Republik in ein Königreich, indem man in das italienische Wappen den päpstlichen Schlüssel aufnahm und die drei Legationen, die man dem Eigenthum der Kirche entrissen hatte, als untrennbare Bestandtheile des italienischen Königreiches erklärte. Man legte ihm den Wunsch nahe, dass er der Krönung in Mailand beiwohne — er weigerte sich jedoch entschieden, denn er hätte dadurch die Einverleibung der drei Legationen, diesen großen Raub am Kirchenbesitz, gutgeheißen.[4]) Kränkungen.

Der Papst hatte, um die Kosten der Reise nach Paris zu decken und passende Geschenke für den Hof zu bringen, seine Hilfsquellen erschöpft. Seine Geschenke waren wertvoll und sinnig gewählt. In Napoleons Gegengeschenken war dagegen weder Großartigkeit, noch Zartgefühl.[5]) In der Tiara, die er dem Papst schenkte, war der wertvollste Edelstein jener, den man früher aus der Tiara Pius VI.

[1]) Consalvi, Denkwürdigkeiten, S. 543.
[2]) Ibid. p. 548.
[3]) Ibid. p. 548.
[4]) Ibid. p. 546.
[5]) Ibid. p. 550—559.

Knauserei des Kaisers. herausgebrochen hatte. Die übrigen Geschenke waren alte und höchst mittelmäßige Gobelins, zwei Armleuchter, ein gewöhnliches Porcellan-Service aus Sèvres für eine Person. Ein prachtvoller Altar und zwei reiche Wagen waren ihm versprochen worden und in den Zeitungen schon beschrieben; er bekam sie jedoch niemals. Das war klägliche Knauserei!

Die Heimreise war, durch Frankreich wie durch Italien, wieder ein wahrer Triumphzug. „Die Religion der Völker siegte über die künstlichen Machwerke der Regierung, welche nicht verhindern konnte, dass die Menge Pius VII. entgegenMaria Josepha. strömte.“ [1]) In Etrurien empfieng ihn die Königin wieder mit der gleichen Verehrung und edlen Gastfreundschaft; dieser Empfang war mit dem in den Tuilerien gar nicht zu vergleichen. „Der Himmel wollte in Florenz Pius VII. einen gewissen Trost geben, der sein Herz mit der reinsten Freude erfüllte. Auch dort machte er einem Schisma ein Ende. Scipio Ricci, durch seine früheren Jansenistischen Grundsätze bekannt, leistete einen aufrichtigen und vollständigen Consalvi. Widerruf.“ [2]) Bis Nepi kam dem Papste Consalvi entgegen, in dessen Hände er für die Zeit seiner Abwesenheit eine wahrhafte Allgewalt niedergelegt hatte, den er zu seinem unumschränkten Stellvertreter ernannt und der dieses einzige Vertrauen durch Klugheit und Energie in einer sehr schwierigen Lage gerechtfertigt hatte. Pius VII. erklärte auch seinem Minister, dass er in seinem Vertrauen nicht getäuscht worden sei. — Sein Volk empfieng den Papst mit Liebe und Verehrung, sein Einzug in Rom war ein Triumphzug. — Doch kehren wir wieder zu Napoleon zurück! —

Napoleons Aufenthalt in Italien 1805.

In seiner ganzen Herrlichkeit wollte Napoleon sich diesmal den Italienern zeigen, die ihn bisher nur als einfachen General kennen gelernt hatten: ein riesiges Gefolge von Großen und Höflingen gieng mit über die Alpen. Er selber verließ 1. April 1805 Paris, und brach nach kurzem Aufenthalt in Fontainebleau über Napoleon in Stupinigi, den Mont-Cenis auf. In Stupinigi, einer prachtvollen Villa des ehemaligen Königs von Sardinien, begrüßten ihn die Großen Italiens und der Statthalter von Piemont, Abdallah Menou. Die Abgeordneten von Mailand empfiengen ihn hier als „ihren König, ihren Wiederhersteller und Vater“, [3]) worauf er sie liebevoll versicherte, er werde sie stets als „seine Söhne“ betrachten; er empfahl ihnen tugendhaft zu sein, und ein thätiges Leben, das Vaterland und die Ordnung zu lieben. Dabei ergoss er sich in Drohungen gegen die Jakobiner, welche er früher für seine Pläne so gut benutzt hatte, und nannte sie Bösewichter, denen er schon den Weg zeigen wolle; er besitze einen guten Degen, um seine Feinde zugrunde zu richten, wenn es einem derselben einfallen sollte, wegen des Königreiches Italien auf ihn eifersüchtig zu sein. Das war Drohung gegen in Turin. Österreich. — Triumphierend zog er dann in die Königsstadt Turin ein und Pius VII. nahm Wohnung im königlichen Palast. Dort gab er auch dem Papste Wohnung, der nach ihm in der Hauptstadt Piemonts eintraf; er that, als wäre er der eifrigste, zärtlichste Freund des Heiligen Vaters; denn er kannte die Anhänglich-

[1]) Consalvi, Denkwürdigkeiten, S. 548.
[2]) Ibid. p. 549.
[3]) Botta, Storia d'Italia, lib. XXII. 1805.

keit der Katholiken Piemonts an ihn. Von Turin gieng es nach Aleſſandria, deſſen Eingang ein Triumphbogen ſchmückte, der mit den Zeichen der italieniſchen, deutſchen und ägyptiſchen Siege verziert war.

Napoleon in Marengo.

Von da eilte Napoleon nach Marengo, wo die Schlacht in einem großen von Lannes geleiteten Schlachtmanöver zwiſchen zwei entgegengeſetzten Corps von zehn Uhr morgens bis ſechs Uhr abends unter Kanonendonner, Kriegsmuſik und feſtlichem Geſchrei dargeſtellt wurde. Von einem prachtvollen Throne aus ſah die Kaiſerin dem Kampfe zu. Napoleon zu Pferd wurde von ſeinen Kriegern mit Begeiſterung, von den Italienern mit einem Übermaß von Schmeicheleien begrüßt. Der Tag war ſchön, die Stimmung heiter, Napoleon glücklich; am Abend legte er beim Dorfe Marengo noch den Grundſtein zu einer Gedächtnisſäule des Sieges. Am 6. Mai traf er mit allen Großen der Krone zu Mezzona-Corte zuſammen, fuhr auf einem Bucintoro über den Fluſs in ſein eigentliches Königreich Italien. In Pavia nahm er Wohnung im Palaſt des Marcheſe Botta, den er zum königlichen Palaſt beſtimmte. — Beſonders mit Jubel begrüßte ihn die Univerſität; zweimal ſchon habe er ihnen ſeine großmüthige Hand gereicht (das heißt die geſchloſſene Univerſität neu eröffnet), um ſie zu ihrem alten Glanze zurückzuführen; darum legten die Studenten ihre Huldigung zu ſeinen Füßen nieder. „Da Sie nicht weniger mit friedlichen, als mit kriegeriſchen Tugenden geſchmückt ſind, ſo flehen wir Sie an, ſeien Sie uns ein Vater, eine ſchützende Gottheit. Die Nachwelt lerne von Ihnen, daſs der Genius der Waffen mit dem der Wiſſenſchaften und der Künſte vereint das Glück der Völker ausmacht. Kommen Sie alſo in unſere Mitte, wohlthätiger, edelmüthiger Held; durch Ihre Gegenwart werden Sie alle Quellen des Wiſſens immer weiter verbreiten. Schon erweitert unter Ihren mächtigen Auſpicien Italien, das berühmte Vaterland eines Virgil, eines Galilei, eines Raffael, ſeine Hoffnungen. Der Himmel ſchuf Sie zu großen Dingen, und weil er Ihnen alles gab, ſo gewähre er Ihnen auch ein langes, heiteres Leben, damit Sie das Werk Ihrer Wohlthätigkeit und die erhabenen Pläne ausführen können, die Sie für uns entworfen haben.“ [1])

Siegesdenkmal.

Pavia.

Die Univerſität.

Napoleon in Mailand.

Prachtvoll war der Einzug in Mailand. Der Gemeinderath ertheilte ihm auf einem goldenen Becken die Schlüſſel der Stadt, die Herzen der Einwohner beſitze er ohnehin ſchon lange. „Behaltet ſie“, antwortete Napoleon; „ich glaube, daſs die Mailänder mich lieben; mögen Sie auch von meiner Liebe zu Ihnen überzeugt ſein!“ — Am Eingang des Domes trat ihm Caprara, der Cardinal-Erzbiſchof, entgegen, ſchwor ihm Ehrfurcht, Treue, Gehorſam, Unterwürfigkeit — die er über das Maß ihm ohnehin ſchon in Paris geleiſtet hatte — und flehte zu den Heiligen Ambroſius und Karl, daſs ſie ihm und ſeinem Stamme auf ewige Zeiten die höchſte Wohlfahrt und Zufriedenheit gewähren möchten. Lucheſini überbrachte ihm vom König von Preußen den Schwarzen und Rothen Adlerorden, und die Verſicherung ſeines Miniſters Haugwitz, daſs er in allem Napoleons Pläne unterſtützen wolle. Desgleichen erſchienen die Geſandten von Bayern, vom Reichskanzler, von Baden, vom Malteſer-Orden, von Spanien, vom Lande Wallis, von Etrurien und Lucca, — alle, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen und um ſeine Huld zu bitten. Mit ausnehmender Huld wurde der Doge und die Großen der liguriſchen Republik aufgenommen und die glücklichſten aller Menſchen genannt, und ihnen das

Caprara.

Ligurien.

[1]) Botta, Storia d'Italia, lib. XXII. 1805.

schönste Schicksal prophezeit: „Ich kenne die Liebe der Ligurer zu mir; ich weiß, daſs sie die französischen Armeen in drückenden Zeiten unterstützt haben; nicht unbekannt ist mir die Angst, in welcher die Einwohner der liguriſchen Republik schweben; allein ich werde das Schwert ergreifen, um dieſelben zu vertheidigen. Genua. Ich sehe den Dogen und die Senatoren gern bei mir; ich werde nach Genua kommen ohne meine Garden, als wenn ich inmitten meiner Freunde gienge.“ [1]) — Auch die Kaiſerin und Eliſa Bacciochi, die zur Fürſtin von Piombino ernannt war, empfiengen die Ligurer mit Huld. Was dieſe Huld bedeute, ſollte ſich bald zeigen.

Krönung 26. Mai 1805. Indes nahte der Tag der Krönung, 26. Mai 1805, die auch bei hellem Wetter und warmem Sonnenſchein ſtattfand. Joſephine und Eliſa eröffneten den Zug, ſtrahlend von Diamanten; ihnen folgte Napoleon, die Kaiſerkrone auf dem Haupt, das Scepter in der Hand, die Schleppe des Königmantels hielten die beiden Großſtallmeiſter. Sein Gefolge war glänzend. Sieben Damen trugen ſeine Kirchenopfer. Miniſter, Präſidenten, Abgeordnete ſchloſſen den Zug. Der Erzbiſchof kam dem Kaiſer entgegen und führte ihn ins Heiligthum. Kein Ambroſius war da, der den Kaiſer aus dem Tempel gewieſen, weil er Enghiens unſchuldiges Blut vergoſſen hatte. Der Kaiſer ſaß auf dem Thron, während der Erzbiſchof Krone, Scepter und die Hand der Gerechtigkeit ſegnete; dann ſtieg er zum Altar empor und ſetzte ſich die Krone ſelber auf das Haupt, mit den drohend ausgeſprochenen Worten: „Il cielo me l'ha data, guai a chi la tocherà!“ (Gott gab ſie mir; wehe dem, der ſie antaſtet!“) „Es lebe der Kaiſer und der König!“ tönte es in den heiligen Hallen. Wie zu Paris, ſo war auch im Dom zu Mailand ein hoher Thron hinten am Thor errichtet, auf dem der Kaiſer jetzt Platz nahm, den Segen empfieng und den Eid leiſtete. Rechts von ihm ſaß der zum Vicekönig beſtimmte Eugéne Beauharnais. Joſephine und Eliſa ſaßen auf einer beſtimmten Tribüne, umgeben von einem Kranz der ſchönſten Damen. Draußen riefen die Herolde: „Napoleon, Kaiſer der Franzoſen und König von Italien, iſt gekrönt, geſalbt und auf den Thron erhoben! Es lebe der Kaiſer und König!“ [2]) — und donnerten die Kanonen. Nach dem Ende des Hochamtes wurde der Ambroſianiſche Lobgeſang angeſtimmt — wie tiefernſt war der Kirchengeſang in den Tagen des Heiligen, wie ſchmeichleriſch war er jetzt! Nachmittags Muſik, Geſang, Feſtjubel auf allen Straßen, abends Beleuchtung und Feuerwerk. Am gleichen Tag waren Feſte in allen Städten Frankreichs. Raſch erſchienen eine Menge Befehle, welche das neue Königreich ordneten. Napoleons Thatkraft gieng in den Feſtlichkeiten nicht unter.

Bald wurde kund, was die Vertraulichkeit mit den Ligurern bedeute, und daſs Napoleons Rede im Senat zu Paris, es dürfte ſeinem Reiche keine neue Provinz hinzugefügt werden, nicht ſo ernſt zu nehmen ſei. Seine Agenten

[1]) Botta, Storia d'Italia, lib. XXII. 1805. — Thiers, l. c. V, p. 290—291.
[2]) Ibid. XXII. 1805.

in Ligurien verbreiteten in Zeitungen und Reden, die Unabhängigkeit Genuas sei längst dahin, der Staat habe mehr Lasten, als er durch eigene Kraft zu tragen vermöge, könnte dieselbe aber leichter ertragen, wenn er sich Frankreich anschlösse, „und da wir nun nicht mehr allein gebieten können, so ist es klug, mit anderen zugleich zu gebieten. Die Seeräuber achten unsere gedemüthigte Flagge nicht mehr. Vereinigen wir uns darum mit Frankreich!“ Geschenke und Versprechungen thaten daneben ihre Wirkung! Ligurien.

Am 4. Juni erschien der Doge Girolamo Durazzo mit Abgeordneten aus Genua, dessen Wünsche zu den Füßen des Kaisers niederzulegen: „Wenn Sie die Last übernehmen, diesem Volke ein neues Dasein zu schaffen, übernehmen Sie auch die, es glücklich zu machen, und hiezu können bloß Ihre Weisheit und Tapferkeit es führen. Die politischen Veränderungen bei anderen Völkern machen unsere Lage unglücklich und fordern dringend unsere Vereinigung mit dem ruhmvollen Frankreich. Das sind die Wünsche des ligurischen Volkes; es sendet uns, um deren Erhörung von Ihnen zu erbitten. Unser Entschluss ist nicht die Folge irgend einer fremden Einwirkung, sondern rein das Ergebnis unserer gegenwärtigen Lage. Sire, hören Sie auf die Stimme eines Volkes, welches auch in den schwierigsten Zeiten sich freundschaftlich gegen Frankreich gezeigt hat; vereinigen Sie Ligurien, diesen Schauplatz Ihrer ersten Siege, mit Ihrem Reiche; seien Sie wohlthätig gegen uns; gewähren Sie uns das hohe Glück, Ihre Unterthanen zu sein; ergebenere, getreuere, kann Eure Majestät nicht finden.“ [1] Girolamo Durazzo, der letzte Doge in Genua.

Napoleon erhörte natürlich diese Bitte, zumal er sich mit der Lage Liguriens schon lange beschäftigt und bemerkt habe, dass es ihnen unmöglich sei, etwas ihrer Väter Würdiges zu schaffen. „Das habsüchtige England schließt nach Belieben die Häfen, macht die Meere unsicher und untersucht die Schiffe, und die afrikanische Räuberei nimmt mit jedem Tage überhand. Es liegt Knechtschaft in der Unabhängigkeit Liguriens und es ist Bedürfnis für Sie, sich einem mächtigen Volke anzuschließen. Ich will also diese Wünsche erfüllen, und sie gerne mit einem großen Volke vereinigen; denn ich bin eingedenk der geleisteten Dienste. Kehret also zurück nach eurem Vaterlande; ich werde in kurzem zu euch kommen und in Genua selbst die glückliche Vereinigung besiegeln.“ [2] Napoleon übernimmt Genua

Unter den Bedingungen dieser Vereinigung war, dass der ligurische Staat seine Gläubiger befriedige, wie Frankreich die seinigen, dass Genua einen freien Hafen behalte, dass bloß zum Seedienst Soldaten ausgehoben werden, dass über bürgerliche und Criminalsachen in Genua entschieden werde, dass die Käufer der Nationalgüter in vollkommen sicherem Besitze derselben verbleiben. unter Bedingungen.

Zur Ordnung des neuen Staates ward Lebrun, der Reichs-Erzschatzmeister, entsendet, der mit gutem Willen, mit Einsicht und Mäßigung vorangieng. Lebrun.

[1] Botta, Storia d'Italia, lib. XXII. 1805.
[2] Réponse de l'Empereur au doge de Gênes et à la députation du sénat et du peuple de cette république. — Correspondance, X.

Mit besonderer Vorliebe nahm er sich der Universität an, die unter ihm auch blühend wurde. Der französische Senat beschloss erst am 4. October 1805 die Einverleibung Genuas mit Frankreich. Anfangs gieng alles gut, namentlich erfreute die durch Napoleon erwirkte Rückkehr der in Afrika gefangen gehaltenen Genuesen.

Napoleon in Genua.

Am 30. Juni zog Napoleon unter Glockengeläute und Kanonendonner von Polcevera her in Genua ein. Der Sindaco Cambioso begrüßte ihn mit den Worten: „Das auf seine Lage stolze Genua ist nun auch stolz auf sein Geschick, denn es ergibt sich einem Helden. Viele Jahrhunderte hindurch hat es seine Freiheit bewahrt und rühmt sich dessen; aber jetzt sucht es noch weit größern Ruhm darin, die Schlüssel der königlichen Stadt in die Hände desjenigen zu legen, der, weiser und mächtiger als jeder andere, dieselbe unbeeinträchtigt erhalten will."

Corvetto.

Cardinal-Erzbischof Spina empfieng den Kaiser bei der Kirche San Theodor. Luigi Corvetto redete ihn an: „Eure Majestät hat das gute genuesische Volk befreit und an Kindesstatt angenommen; eben deshalb stehen Sie auch jetzt in der Mitte Ihrer Kinder. Fortan vergisst das Volk die vergangene Trübsal, denn jedes andere Gefühl verliert sich in der Liebe zum Kaiser und König. — Nehmen Sie, großer Held und Herrscher, gütig den Tribut unserer Bewunderung und Liebe." Er nannte Napoleon größer als Cäsar, dessen Spruch: Ich kam, ich sah und siegte!" auf ihn also umgewandelt angewendet werden könne: „Ich kam, ich sah und ich beglückte!" Für diese ausgesuchte Schmeichelei wurde er zum Staatsrath ernannt und hat in dieser Eigenschaft manches Gute für seine Vaterstadt vom damaligen Herrn der Welt erwirkt. Den Treueid nahm der Kaiser in der Lorenzokirche entgegen.

Festglanz.

Glänzende Feste wurden gegeben, eine Beleuchtung der Stadt und des Hafens soll zauberisch gewesen sein. Ein Zeitgenosse sagt: „Man feierte die Sclaverei mit größerer Pracht, als man je die Freiheit gefeiert hatte, denn die Freiheit gefällt allen und niemand will ihr gefallen, der Despotismus aber gefällt niemanden, jedermann aber sucht ihm zu gefallen. Der Kaiser wohnte im Palazzo Doria und ließ dessen Statue wieder aufstellen, und diese Schmach

Doria.

fehlte noch dem wackeren Doria, welchen die Jakobiner niedergestürzt hatten und den Napoleon wieder emporhob."[1]) Also endete die einst so stolze Republik Genua!

Besuch anderer Städte.

Auch andere Städte: Mantua, Bergamo, Verona, Ferrara, Bologna, Modena und Piacenza baten den Kaiser um seinen Besuch und erhielten denselben. Die Italiener haben Freude an großen Festlichkeiten — und Napoleons Ruhm erfüllte die Welt, sie waren stolz auf ihn als ihren Landsmann, und fühlten die Kraft seines Waltens, und er verstand sie zu begeistern. Auf dem Schlachtfeld von Castiglione wurde von 25.000 Mann eine Darstellung der Schlacht aufgeführt. Des öfteren wurden Revuen abgehalten. Da hatten die Italiener ihre Freude an den vielen ordensgeschmückten Würdenträgern, während Napoleon die einfache Uniform der Gardejäger trug und an seinem schwarzen Hut nur die dreifarbige Cocarde glänzte; sein einziger Schmuck war der Stern der Ehrenlegion — der Kaiser war einfach und schien allen Schmuck zu verachten.

Elisa Baciochi.

In der italienischen Reise wird immer Elisa Bacciochi erwähnt, denn sie erhielt 18. März 1805 das Fürstenthum Piombino; zuerst von Napoleons Geschwistern erhielt sie ein eigenes Stück Land; ihr Gemahl

[1]) Botta, Storia d'Italia, lib. XXII. 1805. — Correspondance, XI.

wurde Fürst dieses Gebietes, mit dem Rang eines Prinzen des Kaiserreiches; er musste die Festung in gutem Stand und 400 Soldaten für die Vertheidigung der Küste halten. Die kleine Republik Lucca, zwischen Etrurien und Französisch-Piemont, bat, im Gefühl der Unfähigkeit selbständig fortzubestehen, um einen Prinzen des kaiserlichen Hauses und um eine Verfassung; Napoleon war sogleich bereit, diesen Wunsch zu erhören, verlieh 23. Juni 1805 Lucca als erbliches, aber von der französischen Krone abhängiges Fürstenthum an Elisa und ihren Gemahl Bacciochi: sie hieß jetzt Fürstin von Lucca und Piombino; ihr Gemahl erhielt ihre Titel, aber er war nur ihr erster Unterthan; obschon er mit ihr 14. Juli 1805 die Huldigung empfieng, so regierte doch nur Elisa, und zwar mit männlichem Geiste und zum Wohle ihrer Unterthanen, welche sie liebten und verehrten. Talleyrand nannte sie witzig „die Semiramis von Lucca".[1] Lucca.

Wir begegneten ihr schon in Paris bei der Erwähnung Chateaubriands. Geboren 3. Januar 1777, war Elisa unter den Schwestern Napoleons die geistvollste, wenn auch die am wenigsten schöne; an Sinn und Charakter glich sie am meisten ihrem Bruder. In einer adeligen Anstalt, Saint-Cyr, gebildet, vermählte sie sich 5. Mai 1797 in Marseille mit Felice Pasquale Bacciochi, dem Sohn eines corsischen Obersten, der 1798 Bataillonschef, 1800 Oberst eines Infanterie-Regimentes wurde.

Seit dem 18. Brumaire lebte sie in Paris, und übte auf ihren Bruder, den sie zärtlich liebte, großen Einfluss. Sie machte Napoleon auf Fontanes und Chateaubriand aufmerksam und war ihre Fürsprecherin; in ihrem Salon begegneten sich die Schriftsteller aller Parteirichtungen; sie pflegte Kunst und Wissenschaft; sie hörte Dramen gerne vorlesen und trat in geschlossenem Kreise gern auf die Bühne. Jetzt war sie „kaiserliche Hoheit und Fürstin", aber unter der Oberhoheit ihres Bruders, dessen eisernem Willen sie unbedingt gehorchen musste. Hédouville hatte als kaiserlicher Gesandter ihre Regierung zu überwachen. Ihrer Liebe zu Kunst und Wissenschaft konnte sie jetzt frei folgen; sie verkehrte viel mit Gelehrten und begünstigte die italienische Literatur; sie stellte die Crusca wieder her, die das Wörterbuch vollenden sollte, gründete eine Akademie, ein Collegio felice in Lucca, förderte aber auch Ackerbau und Gewerbe, baute Straßen, führte den Code Napoléon ein, verbesserte das Gerichtswesen und suchte seine Sitte mit der Civilisation zu verbreiten, sorgte überhaupt für ihre Unterthanen wie eine Mutter für ihre Kinder. 1806 stieg die Zahl ihrer Unterthanen auf 180.000, als Napoleon ihr Fürstenthum mit Massa-Carrara und einem Theil der Garfagnana erweiterte. Furchtlos vertrat sie, wo ihr Bruder ihr zu hart und eigenmächtig zu sein schien, das Recht ihres Landes. So schrieb sie ihm aus ihrem Lieblingsschlosse Marlia: „Ich kann nicht gestatten, dass die Schwester des großen Monarchen mit Geringschätzung und ihr Gebiet wie erobertes Land behandelt wird. Ich sage es Ihnen frei heraus, Unterpräfectin von Lucca zu sein, kann und darf sich für mich nicht ziemen." — Sie bewunderte den Kaiser und nahm bei dessen Zwist mit Lucian entschieden Partei für ihn. Sie schrieb an Lucian: „Man muss mit dem Herrn der Welt nicht wie mit seinesgleichen umgehen. Die Natur machte Bureau d'esprit.

[1]) Kleinschmidt, Die Eltern und Geschwister Napoleons I., S. 127—137.

uns zu Kindern desselben Vaters und seine Wunder haben uns zu seinen Unterthanen gemacht. Obgleich Souveräne, haben wir alles von ihm. Es liegt ein edler Stolz darin es zu gestehen, und mir scheint, dass es unser einziger Ruhm sein sollte, durch unsere Regierungsart zu beweisen, dass wir seiner und unserer Familie würdig sind.“ [1]) — Sie war so eifrig für den Kaiser, dass auf die Münzen ihres Staates statt „Gott beschützt Italien“, die Legende setzen wollte „Napoleon beschützt Italien“. Der Kaiser verwarf dies mit Recht als indecent. Früher hatte Elisa viel Voltaire gelesen und Freude an seiner Schärfe und an seinem Spott gezeigt. Die Folgen zeigten sich in ihrem Eifer gegen Klöster. Napoleon musste ihr rathen, sich in kein Dogma zu mischen. Dies war ein Fehler an ihr, sonst hat sie viele schöne Seiten als Fürstin, einen ernsten Willen, gerecht zu sein und Unrecht wieder gut zu machen, eine beharrliche Arbeitsamkeit für das Wohl ihrer Unterthanen.

In Genua stellte sich auch Cardinal Maury vor, und wurde als berühmter Mann huldvoll empfangen. Napoleon bedeutete ihm, dass seine Rückkehr nach Frankreich mit den höchsten Kirchenwürden belohnt werden sollte.

Maury

Der Übergang Maurys von Ludwig XVIII., von welchem er den Titel eines Gesandten angenommen hatte, zu Napoleon, machte damals großes Aufsehen. Als erster Consul erhielt Bonaparte giftige Berichte gegen ihn, und verlangte von der päpstlichen Regierung, dass sie diesen Cardinal nicht mehr nach Rom kommen lasse — und ein Verlangen unter den damaligen Nothzuständen lautete wie ein Befehl. So war denn der Cardinal vom Verkehr mit Rom wie abgeschnitten, und doch war er durch sein früheres Leben in Paris an großen, geistigen Verkehr, an einen Kampfplatz vor den Augen der Welt gewöhnt. An Weihnachten schrieben die Cardinäle in der Regel an die katholischen Monarchen, so auch seit 1802 an den ersten Consul, deshalb meldete Maury an den König seine Verlegenheit. Ludwig XVIII. antwortete 22. October: „Der König sieht mit lebhaftem Schmerz die persönliche Lage des Cardinals Maury; er müsste an Ort und Stelle sein, um die Opfer, welche diese Lage und die Einmüthigkeit der Schritte des Cardinal-Collegiums erforderlich machen, richtig zu beurtheilen und zu würdigen.“ Sicher aber ist, dass der König dadurch ebensosehr geärgert war, als damals, wo er Maury die dreifarbige Cocarde tragen sah.

Als im August 1804 der Papst den Cardinälen ankündigte, dass er Napoleon als Kaiser anerkannt habe, schrieb Maury an Napoleon:

geht zu Napoleon über.

„Sire! sowohl von Herzen, als nach meiner Pflicht, vereinige ich mich mit allen anderen Mitgliedern des Heiligen Collegiums, um Ihre kaiserliche Majestät zu bitten, voll Gnade und Vertrauen meine aufrichtigen Glückwünsche zu Ihrer Thronbesteigung anzunehmen. Das allgemeine Wohl muss für vernünftige Menschen in jeder Zeit das höchste Gesetz sein. Sire, ich bin Franzose und muss es immer sein. Ich habe standhaft und entschieden hervorgehoben, dass die Regierung Frankreichs in jeder Beziehung im Wesen monarchisch war. Dieser Ansicht habe ich mich immer angeschlossen, bevor die Nothwendigkeit dieser Form uns durch so viel Unglück bewiesen war, und bevor die Eroberungen Ihrer Majestät, die so ruhmvoll unser Gebiet erweiterten, in einem so weiten Reiche das offenbare Bedürfnis der monarchischen Einheit verstärkten. Kein Franzose hat also mehr, als ich, die Wiederherstellung eines erblichen Thrones in meiner Heimat zu beglückwünschen, weil ich immer gedacht habe, dass jede andere Form der Regierung

[1]) Kleinschmidt, Die Eltern und Geschwister Napoleons I., S. 105.

nur eine vorübergehende und unheilbare Anarchie sei. Ich befinde mich also am Schlusse unserer Revolution auf demselben Standpunkte der Grundsätze, die ich seit dem ersten Tage ihres Beginnens und während ihres ganzen Verlaufes mit Gefahr meines Lebens vertheidigt habe. — Sire! Ich fühle besonders in diesem Augenblick lebhaft das Glück, dass ich nur consequent und meiner unwandelbaren Ansicht getreu war, indem ich zu Füßen Ihrer kaiserlichen Majestät die Huldigung meiner vollen Anhänglichkeit niederlege an den Willen der Nation, welcher Sie soeben zur kaiserlichen Würde berief und die Ruhe der Zukunft fest begründete, indem sie Ihrer Familie eine so erhabene Erbschaft zuwies. Ein Kaiserdiadem schmückt mit Recht und würdig die Stirne eines Helden, welche so oft vom Siege gekrönt war, und durch ihr seltenes Genie für Gesetzgebung, Staatsverwaltung und Finanzwesen auf der Höhe ihres immerwachsenden Ruhmes die Religion in ihr Gebiet wiederherstellte, den französischen Namen durch alle Arten des Ruhmes verherrlichte, den Parteigeist und die Verwirrung niederschmetterte, welche, immer wieder von vorne anfangend, die Geißeln der Revolution verewigten."

Dieser Brief war die vollständigste Absage von den Bourbonen, als ob das Geschlecht ausgestorben wäre. Begreiflich, dass Napoleon es als Siegeszeichen behandelte und im „Moniteur" abdrucken ließ.[1])

In Genua trat nun Maury 1. Juli vor Napoleon, der, wie keiner, die Menschen zu bezaubern verstand. „Nach fünf Minuten der Unterredung war ich ganz von ihm geblendet, gehörte ich ihm ganz an", sagte später der Cardinal. Hatte früher die französische Regierung über seine Feindseligkeit oft in Rom sich beschwert, so meldete jetzt Talleyrand an Consalvi, der Kaiser sehe es gerne, wenn hervorragende Männer aller Richtungen sich ihm nähern, und die Laufbahn und die Ehren, die Maury verdient habe, ließen seine Talente, die er immer bewiesen habe, umsomehr anerkennen. 1806 erschien Maury in Paris; die Menge lief dem berühmten Manne nach: er wurde Almosenier Jérômes, an Targets Stelle Mitglied der Akademie. In der Akademie herrschte Gleichheit der Mitglieder. Maury aber verlangte mit „Monseigneur" und „Eminenz" angeredet zu werden. „Was meinen Sie denn von sich?" fragte ihn Regnault de Saint-Jean d'Angely: „Sehr wenig, wenn ich mich betrachte, aber viel, wenn ich mich mit anderen vergleiche." Ein Artikel im „Moniteur" bewies, dass Bonaparte seinen Anspruch billige. Sicard musste die Anrede an ihn halten und überschüttete ihn mit Lob. Maury pries in seiner Rede Napoleon: er habe sich mit der Revolution verbunden, um ihre desorganisierenden Grundsätze zu zerstören, nachdem er ihre unvermeidlichen Folgen erfasst habe; er fand in seinem Wesen und Schicksal etwas über die Natur Erhabenes und nannte sein an historisch-merkwürdigen Tagen so reiches Leben ein classisches. Doch meinte Maury: es seien genug der Siege, der Triumphe, genug der Wunder; jetzt müsse Bonaparte als Heros des Friedens mit sich, als Heros des Krieges, wetteifern. Nach Belloys Tod wurde Maury Erzbischof von Paris.

Man sieht wieder an Maury, welche Macht Napoleon über die Geister auszuüben vermochte.

[1]) M. Poujoulat, Le Cardinal Maury, sa vie, ses oeuvres. Paris 1859, p. 215—249.

Die dritte Coalition und der Krieg von 1805.

Während Napoleon in Italien war, entstand die dritte Coalition gegen Frankreich. Seit 1792 war Europa der Schauplatz eines verheerenden Krieges, und es war nicht abzusehen, wann er enden sollte, wenn nicht die Gründe der steten Erschütterungen behoben und die gerechten Beschlüsse eines europäischen Schiedsgerichts zur Erhaltung eines allgemeinen Friedens durchgeführt wurden. Der Plan eines solchen entstand im Kreise der jungen Freunde Kaiser Alexanders I., sein Urheber war ein Abbé Piatoli, den wir als Schützling und Secretär des letzten Königs von Polen früher schon kennen lernten, und der mit dem Fürsten Czartoryski in die Nähe des Czaren kam. Aus seiner Feder stammt die Denkschrift, welche den ganzen Plan enthüllt.[1])

Alliance de médiation.

Plan des Abbé Piatoli

Man anerkenne das Völkerrecht nicht mehr, alle Völker zweiten Ranges seien unterdrückt. Das heilige Russland solle darum allen Mächten einen Vermittlungsbund zur Herstellung des Friedens in Europa vorschlagen. Österreich und England wären leicht dafür zu gewinnen, Preußen müsse seiner erwerbsüchtigen Zögerung entrissen und im Nothfalle zur Theilnahme am Friedensbund ohne Schonung gezwungen werden, denn kein Staat dürfe die Sache der Menschheit verleugnen. Gegen die Eroberungssucht Frankreichs, des europäischen Störefriedes, müssten drei große Heeressäulen in Bewegung gesetzt werden, deren jede für sich stark genug sei, das ihr vorgesteckte Ziel zu erreichen: die eine aus Russen und Engländern bestehend, die man auf Schiffen nach Italien bringe, müsse im Verein mit den Neapolitanern von Süden nach Norden Italien durchziehen und sich mit 130.000 Österreichern in der Lombardei vereinigen; die zweite, aus Russen und Österreichern bestehend, müsse donauaufwärts gegen Schwaben und die Schweiz anrücken. Eine dritte Heeresmasse, aus Russen, Preußen, Schweden und Dänen bestehend, müsse gegen den Rhein vordringen. Seien diese Heeresmassen aufgestellt, so müsse man im Namen des europäischen Vermittlungsbundes von Frankreich die Ausführung der Verträge von Amiens und Luneville verlangen: es möge die Alpen und den Rhein behalten, müsse aber Savoyen, Genf, die Rheinprovinzen,

Drei Heere gegen Frankreich.

[1]) In Paris ist eine Abschrift davon vorhanden, welche Thiers im 21. Buche seiner Geschichte des Consulats und Kaiserreichs ausführlich benützte, V, S. 245 ff.

Köln, Luxemburg, Belgien und Holland herausgeben und seine Truppen aus der Schweiz zurückziehen, die für neutral erklärt werden müsse. Österreich solle Venetien herausgeben und ein unabhängiges Italien solle geschaffen werden. England solle Malta räumen und die eroberten Colonien zurückstellen, ja sogar Frankreich zur Wiedereroberung von Domingo verhelfen; denn man müsse dieses herrliche Land der Barbarei der Neger entreißen. Ein billiges Seerecht solle festgestellt und Napoleon von allen Mächten als Kaiser anerkannt werden.

Bei Widerstand.

Wenn Frankreich sich weigere, auf diese Bedingungen einzugehen, so solle man ihm den Krieg erklären, aber dabei seinen Stolz schonen, die Käufer der Nationalgüter beruhigen, dem Heere die Beibehaltung seiner Stellen versprechen, und an die Wiederherstellung der alten Dynastie nur in dem Falle denken, wenn die Nation entschieden sich für sie ausspreche, denn die alte Dynastie werde sich viel eher, als die Familie Bonaparte, mit dem verkleinerten Frankreich begnügen. Sei der Krieg nur zur Hälfte glücklich, so müsse man Italien und Belgien von Frankreich losreißen; sei er ganz glücklich, so müsse man ihm auch das Gebiet zwischen Maas und Rhein wegnehmen; man solle eine Linie von Luxemburg nach Mainz ziehen, und ihm Mainz und Rheinbayern überlassen, um es nicht zu einem verzweifelten Widerstand zu reizen. Man müsse dann dieses durch seine Talente gefährliche Volk mit mächtigen Staaten umgeben, die ihm widerstehen könnten, deshalb Belgien mit Holland zu einem Königreich beider Belgien unter dem Hause Oranien vereinigen; im Süden müsse man eine starke Macht schaffen und dem Hause Savoyen, welches so viel durch die Revolution gelitten, Piemont, die Lombardei und Venetien unter dem Namen eines subalpinischen Königreiches überlassen, welches durch seine Stärke fähig werde, zwischen Frankreich und Österreich das Gleichgewicht zu erhalten. Der Papst solle wieder in den Besitz der Legationen gelangen. Etrurien sollte im Besitze Spaniens verbleiben. Die Republik Lucca, der Malteser-Orden, die Republik Ragusa und die der Jonischen Inseln, das Königreich beider Sicilien, der Kirchenstaat, das subalpinische Königreich sollten zusammen einen italienischen Bund bilden, dessen Oberhaupt abwechselnd der König von Piemont und der König beider Sicilien wären. Savoyen sollte mit Valtellin und Graubündten in einen Schweizercanton verwandelt, die Schweiz solle, in Cantone vertheilt, als ein Bundesstaat mit Deutschland vereinigt werden.[1]) Österreich und Preußen sollten als Parteihäupter, welche sich die Oberherrschaft streitig machten, aus dem Reichsverband ausscheiden; Deutschland dann, durch die Schweiz und beide Belgien verstärkt, zu einem Staatenbund umgestaltet werden, dessen Leitung abwechselnd die mächtigsten Staaten führen sollten; zu diesem Zwecke müßten Baden, Wirtemberg, Bayern verstärkt werden. Um Österreich für Venetien und seine anderen Verluste zu entschädigen, wolle man ihm die Moldau und Walachei überlassen, und es bis an das Schwarze Meer ausdehnen. Polen sollte ein constitutionelles Königreich unter der Oberhoheit Rußlands werden; hatte doch Alexander I. oft geäußert, „die Zerstückelung Polens sei ein großes Verbrechen seiner Vorfahren, und er werde glücklich sein, es wieder gut zu machen".

Neue Staaten.

Der Kirchenstaat.

Italienischer Bund.

Österreich.

Polen.

[1]) Thiers, l. c. V, p. 245—253.

Ferner gehörte zu diesem Plan, welcher Gegenstand der Berathung vieler europäischen Cabinette und 1814 bis 1815 zum Theil verwirklicht wurde, dass Russland Corfu räumen und dieses zu der Republik der Jonischen
Ägypten Inseln gehören solle, dass Ägypten, so bedeutungsvoll für den Handel und die Civilisation, nicht an die Pforte, sondern an Frankreich zurückgegeben werde und ein Orientalisches Königreich unter der Oberhoheit Frankreichs bilde: unter Napoleon, wenn Frankreich zu den Bourbonen zurückkehre, oder unter den Bourbonen, wenn Frankreich unter Napoleon bleiben wolle. Die Pforte
Barbaresken. solle für Ägypten die Barbaresken zurückerhalten, man wolle ihr helfen, sie zu erobern, damit die Seeräuberei im Mittelmeer, eine Schmach für Europa, aufhöre; dann endlich sollte Gibraltar, von dem aus die Engländer den Schleichhandel nach Spanien trieben, Jersey und Guernsey, von denen aus sie den Bürgerkrieg in Frankreich anschürten, und Memel, von dem aus der Schmuggel nach Russland ins Werk gesetzt war, zurückgestellt werden, Gibraltar an Spanien, Jersey und Guernsey an Frankreich und Memel an Russland.
Spanien. Spanien und Portugal sollten durch ein Föderativband vereinigt und derart die Pyrenäische Halbinsel sowohl gegen England als gegen Frankreich sichergestellt und England verhalten werden, Spanien seine Gallionen zurückzugeben.

Ferner solle der Kaiser von Russland alle Gelehrten Europas zur Aus-
Völkerrecht. arbeitung eines zeitgemäßen Völkerrechts und Seerechts auffordern, damit die Barbarei einmal aufhöre, dass eine Nation der andern den Krieg erkläre,
Seerecht. ohne ihre Gründe dazu vorher einem Schiedsgericht vorgelegt zu haben, oder dass Handstreiche zur See gegen die Neutralen ausgeführt und letztere das Opfer nebenbuhlerischer Mächte würden. Preise für den besten Entwurf des Völkerrechts und Seerechts sollen für die Gelehrten ausgesetzt werden.[1])

Um diese Grundsätze, welche die Grundlage der russischen Politik werden sollten, durchzuführen, wurde beschlossen, sie durch Gesandte einigen europäischen Cabinetten vorzulegen: Nowosiltzoff sollte nach London gehen,
April 1805. um Pitt dafür zu gewinnen; Stroganoff nach Madrid reisen, um den Frieden zwischen England und Spanien herzustellen und Spanien mit Portugal durch unauflösliche Bande zu vereinigen. England solle man drohen, wenn es sich nicht gemäßigter benehme, werde man es Frankreich gegenüber im Stich lassen.

Nowosiltzoff bei Pitt. Nowosiltzoff wurde mit Wohlwollen in London aufgenommen. Pitt hörte ruhig den Tadel über die Herrschsucht Englands und die Härte seines Verfahrens an, billigte die Ansicht, dass die Mächte, welche sich gegen Frankreich verbinden sollten, von allen Eigenzwecken absehen und nur an die Befreiung Europas denken müssten; nur durch die größte Uneigennützigkeit könne man die Herrschsucht Napoleons recht augenfällig machen. Damit Frankreich die Kaiserregierung um so williger abschüttle, müssten die Besitzer der Nationalgüter beruhigt werden; die Emigranten wollte Pitt für ihre Verluste aus dem englischen Staatsschatze entschädigen. Pitt billigte den Plan, in drei großen Heeressäulen gegen Frankreich vorzurücken; nur könne England jetzt keine Mannschaft abgeben, es müsse die französische Küste bedrohen und darum seine Kräfte zusammenhalten; dagegen versprach er sechs Millionen Pfund Sterling Subsidien;

[1]) Thiers, l. c. V, p. 254—257.

doch müsse Preußen mitwirken, ganz Europa müsse zusammenhalten, um Napoleon zu vernichten. Das Urtheil des Engländers war: Preußen ist auf Österreich eifersüchtig und scheut Rußland, es wird daher stets zu Frankreich hinneigen; man muss ihm daher mehr geben, als Napoleon bieten würde, etwas, wodurch es unwiderruflich mit Frankreich entzweit wird, man solle ihm daher alles Land zwischen Maas, Mosel und Rhein (Rheinpreußen) bewilligen. In Belgien müsse man gegen einen ersten französischen Anlauf einen Gürtel von Festungen bauen, ähnlich demjenigen, welchen Vauban im Norden Frankreichs gegen Belgien errichtet habe. Dagegen missbilligte Pitt den russischen Plan hinsichtlich Deutschlands und Italiens: weder Preußen, noch Österreich würden aus dem Deutschen Bunde austreten wollen, auch werde Österreich sich aus Italien nicht ausschließen lassen; dagegen lobte er zum Theil den Plan mit Piemont, meinte sogar, man könne ihm noch Savoyen geben. Die Frage wegen Malta und dem Seerecht wollte der Engländer auf einen Congress nach dem Siege vertagt wissen; die Idee des neuen Völkerrechtes sei schön, aber schwer zu verwirklichen, denn wenn die Nationen das neue Recht auch annähmen, so sei doch fraglich, ob sie dann sich auch daran halten. Hinsichtlich des Osmanischen Reiches hatte England kurz vorher dessen Unversehrtheit und Unabhängigkeit als nothwendig erklärt. Nowosiltzoff klagte über das Misstrauen Englands und hob die Großmuth und die Uneigennützigkeit des Czaren hervor, übrigens würde der englische Handel nichts verlieren, wenn Constantinopel aus dem Besitze der türkischen Barbaren in den der Russen, „eines civilisierenden Volkes", gelange. Pitt antwortete, er selbst sehe keine Gefahr darin, wenn Constantinopel an Russland käme; es sei dies aber ein Vorurtheil seines Volkes, auf das er Rücksicht nehmen müsse. Was Spanien anlange, so wäre es Thorheit, es zu schonen, denn es würde all seine Mittel doch wieder an Frankreich hingeben.[1])

Urtheil Pitts.

Türkei.

Thiers beklagt, dass der russische Plan in London „alles das verlor, was er Großmüthiges und Praktisches hatte, und auf einen Vernichtungsplan gegen Frankreich zusammenschmolz": von einer Unabhängigkeit Deutschlands, Italiens, Polens war nicht mehr die Rede. „Das Königreich Piemont, das Königreich Belgien, dazu eine tief gehässige Idee: Preußen am Rhein! Die Rückgabe Maltas war umgangen, das neue Völkerrecht auf einen künftigen Congress verschoben." Man sieht, wie ein zerrissenes Deutschland, ohne Österreich und Preußen, den Franzosen und Russen gleich willkommen wäre!

Thiers Urtheil.

Durch Haugwitz war das preußische Cabinet derart in den Ruf der Zweideutigkeit gekommen, dass die russischen Diplomaten nicht wagten, ihm das Geheimnis der Coalition anzuvertrauen, aus Sorge, es möchte an Napoleon verrathen werden: sie sprachen nur von den riesenhaften Plänen Napoleons, er wolle aus Neapel, aus Spanien, aus Holland Königreiche für seine Brüder machen, Cardinal Fesch werde demnächst zum Papste erhoben werden: alle Mächte müssten zusammenhalten, um Europa vor der drohenden Universalmonarchie zu retten: Preußen solle für die Wagnisse des Krieges reichlich entschädigt werden: es solle sich offen aussprechen, was es wünsche; Österreich wäre geneigt, sich mit ihm auszusöhnen. General Wintzingerode kam von Seite Alexanders I., um sich Friedrich Wilhelm III. allein im Vertrauen zu eröffnen, nicht aber seinem

Das preußische Cabinet.

Wintzingerode in Berlin.

[1]) Thiers, l. c. V, p. 260—268.

Cabinet, und legte ihm unter Berufung auf die in Memel abgeschlossene Freundschaft die Frage nahe, die der König begriff, die er aber mit dem Ausdruck ablehnte, er liebe Alexander, glaube sich aber den Schlägen Napoleons, die bei seiner Theilnahme an einem Gegenbund ihn zuerst treffen würden, nicht gewachsen; die Hilfe, die man ihm in Aussicht stelle, würde zu spät kommen. Er erbot sich höchstens zur Vermittlung zwischen Russland und Frankreich, erklärte aber entschieden, dass er an der Neutralität Zastrow. Norddeutschlands festhalte. Er sandte Zastrow an den Czaren, um die Sendung Wintzingerodes zu erwidern, um seine Lage und die Nothwendigkeit, dass er neutral bleibe, zu erklären, und erbot sich zugleich Napoleon gegenüber, mit Russland zu vermitteln.[1])

Stimmung in Wien. In Wien hörte Wintzingerode dagegen eine entschiedene Sprache: man hatte dort Napoleons Vorgehen scharf beobachtet und wohlgemerkt, was es bedeute. Schon am 6. November 1804 hatte Österreich mit Russland eine geheime Übereinkunft geschlossen,[2]) worin es sich verpflichtete, 235.000 Mann für den Krieg zu stellen, wenn Napoleon in Italien weitere Umgriffe, wie die Einverleibung von Piemont sei, sich erlaube, wenn er sich in Neapel über die gegenwärtigen Grenzen ausdehne, um sich der Hauptstadt und der festen Plätze dieses Landes zu bemächtigen oder in Calabrien einzudringen, oder einen Theil des türkischen Reiches, wie Ägypten, bedrohe. Die Gesammtstreitkräfte beider Kaiserhöfe sollten 350.000 Mann betragen.

Vertrag vom 6. November 1804.

Plan. „Diese Truppen werden fortwährend von beiden Seiten vollständig gerüstet erhalten und außerdem wird ein Beobachtungscorps zurückgelassen werden, um sich dessen zu versehen, dass der preußische Hof passiv bleibe. Die betreffenden Heere sollten in der Weise vertheilt werden, dass die Streitkräfte beider Kaiserhöfe, die gemeinsam handeln müssten, an Zahl denen des Feindes, die sie zu bekämpfen haben, nicht nachständen." — Beide Mächte erklären ferner, „sie wollten keine Gegenrevolution in Frankreich bewirken, sondern nur die gemeinsamen Gefahren Europas beseitigen". Für die unermesslichen Verluste, die es erlitten, Österreichs Entschädigung. solle Österreich entschädigt werden, in Italien solle jedoch sein Gebiet nicht über die Adda im Westen, nicht über den Po im Süden sich ausdehnen. Der Kurfürst von Salzburg solle in sein Großherzogthum Toscana wieder eingesetzt werden; Salzburg, Berchtesgaden und Passau sollten in diesem Falle mit der österreichischen Monarchie vereinigt werden. Wenn der Herzog von Modena wieder sein Herzogthum in Italien erhalte, könnte der Breisgau Ortenau. und das Gebiet der Ortenau ein Aufmunterungsmittel für die gute Sache, für einen der ersten Fürsten und namentlich für den Kurfürsten von Baden abgeben, zu dessen Gunsten dann das Haus Österreich verzichten würde. Beide Kaiser versprachen sich, über diesen Vertrag das tiefste Geheimnis zu bewahren, bis der Augenblick zum Handeln komme. — Mit Wintzingerode wurde für alle Fälle der Kriegsplan entworfen. Das war im Winter von 1804 auf 1805.

Jetzt nach Napoleons Thätigkeit in Italien rüstete Österreich mit allem Eifer: Mack wurde in das Kriegsministerium berufen. Indes schloss Lord

[1]) Thiers, l. c. V, p. 269—270.
[2]) Thiers veröffentlichte diesen Vertrag zuerst, l. c. V, S. 272—278.

Gower die dritte Coalition in Petersburg ab; ihr Ziel sollte sein die Räumung Hannovers und des nördlichen Deutschlands, die wirkliche Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz, die Räumung von ganz Italien, die Insel Elba mit inbegriffen, die Herstellung und Vergrößerung des Königreichs Piemont, die Befestigung des Königreichs Neapel, die Herstellung eines Standes der Dinge in Europa, welcher die Sicherheit aller Staaten gegen die Usurpationen Frankreichs bewirke; 500.000 Mann sollten die Verbündeten zusammenbringen und ins Feld rücken, sobald 400.000 Mann gerüstet wären; Österreich verpflichtete sich zu 250.000 Mann; Russland, Schweden, England, Hannover, Neapel sollten die übrigen stellen. England und Russland versprachen sich, gemeinsam gegen jede Macht vorzugehen, die durch feindselige Maßregeln oder durch zu innige Verbindung mit Frankreich den Absichten der Coalition sich widersetze. Das war auf Preußen gemünzt, welches Russland mit 80.000 Mann überraschen wollte, wenn es sich entschieden weigere, der Coalition beizutreten. England zahlte 1,250.000 Pfund Subsidien für je 100.000 Mann und zahlte sogleich zur Ausrüstung die Hilfsgelder für drei Monate aus. — Der frühere Kriegsplan mit dem Vorrücken der drei Heeressäulen ward beibehalten. Russland sollte vor dem Ausbruch des Kampfes im Namen der Coalition eine vorläufige Unterhandlung anbieten, um einem für ganz Europa drückenden Zustande ein Ende zu machen. Alexander I. unterzeichnete 11. April 1805 die Übereinkunft, aber nur unter der Bedingung, dass England auf die Insel Malta verzichte. Zur Unterhandlung mit Napoleon ward Nowosiltzoff mit Piatoli entsendet.[1])

Lord Gower in Petersburg.

Coalition von 1805.

Malta.

Der enthusiastische Beifall der Italiener konnte Bonapartes Selbstvertrauen nur steigern; er fasste den Plan, sich ganz Italien anzueignen und die Bourbonen von allen Thronen zu verjagen.

Italien.

Als im Namen des Königs von Neapel der Fürst Cardito gegen den von Napoleon angenommenen Namen eines Königs von Italien Verwahrung einlegte, fuhr ihn Napoleon in so verletzender Sprache über die Königin Karolina an, der er nicht einmal Sicilien als Zufluchtsort lassen werde, dass man den Fürsten Cardito beinahe ohnmächtig wegtragen musste.

Cardito.

Napoleon schien nur mit Festen beschäftigt, bekam aber von allen Seiten Berichte über die sich bildende Coalition, über Rüstungen Österreichs, und war immer in Gedanken mit dem großen Schlage beschäftigt, den er England beibringen wollte: in vierzig Tagen nach der Landung hoffte er England zu überwinden; er hatte seine Flotte in die Ferne geschickt, um sie plötzlich im Canal zu vereinigen, nachdem sie die englische Flotte nach Westindien zu segeln verlockt hätte. Es drängte ihn, den Schlag gegen England zu führen. Am 8. Juli 1805 reiste er in der Stille im Postwagen von Turin ab, unterwegs ließ er sich für den Minister ausgeben, nach achtzig Stunden kam er

[1]) Thiers, l. c. V, p. 275—278.

Napoleon in der Stille nach Boulogne.

in Fontainebleau an, 11. Juli. Cambacérès und die Minister harrten hier, um seine letzten Befehle zu empfangen. Am 4. August war er schon bei seinem Heere in Boulogne, das bereit war zur Fahrt nach England, welche ihn zum Herrn der Welt machen sollte.

Alexander I.

Indes hatte die Coalition festere Gestalt gewonnen. Die Einverleibung Genuas war entscheidend für das russische Cabinet, Nowosiltzoff, der bei Napoleon verhandeln sollte, war noch in Berlin, als er zurückberufen wurde. England hatte sich geweigert, Malta herauszugeben, desungeachtet unterschrieb jetzt Alexander I. den Vertrag der Coalition. In Wien hatte Napoleons Gebaren in Italien zur Überzeugung geführt, dass er ganz Italien haben wolle, und der Coalitionsvertrag wurde 9. August 1805 unterzeichnet, trotz der Finanznoth. Russland vermittelte und England zahlte zwei Millionen Pfund Sterling. Wintzingerode und Fürst Schwarzenberg beriethen den Kriegsplan, der im wesentlichen dem von Piatoli entworfenen glich: 10.000 Russen

Österreich.

sollten mit einigen Tausend Albanesen in Neapel landen, 100.000 Österreicher nach der Lombardei marschieren, 60.000 Russen hinter der großen österreichischen Armee nachrücken und mit ihr in Bayern einziehen, 80.000 Russen an die preußische Grenze ziehen, um Preußen zur Coalition zu zwingen, und ferner ein Heer von Russen, Schweden, Engländern und Hannoveranern von Stralsund aus gegen Hannover aufbrechen. Auch versprach Russland Reserven nach allen bedrohten Punkten zu senden; die Engländer versprachen, an zugänglichen Stellen des französischen Gebietes Landungen vorzunehmen. Damit Napoleon den Winter nicht benütze, um die österreichischen Truppen zu zerschmettern, sollten die Russen noch vor dem Herbst aufbrechen, dagegen sollte Österreich in aller Stille rüsten. Das Wiener Cabinet solle, wenn die Unterhandlung mit Nowosiltzoff abgebrochen wäre, im eigenen Namen dieselbe wieder aufnehmen; man hoffte den Winter mit Unterhandlungen hinzubringen, und im Frühjahre zum Krieg vollkommen gerüstet zu sein.

Friedrich Wilhelm III.

Friedrich Wilhelm III. ahnte, dass ein Krieg im Zuge sei, suchte ihn aber sorgfältig von Preußen fernzuhalten: lud ihn Napoleon zur Bundesgenossenschaft, so entschuldigte er sich mit der Gefahr, die ihm von Seite Russlands drohe; drängte ihn Russland zum Bund, so lehnte er mit dem Bedeuten ab, er sei dann den Schlägen Napoleons zuerst ausgesetzt. Durch seine Rüstungen in Stralsund — dies gehörte damals noch zu Schweden, welches seit 2. Decem-

Gustav IV.

ber 1804 mit England verbündet war — hätte Gustav IV. beinahe das Geheimnis der Coalition verrathen: er rüstete und Napoleon mahnte Friedrich Wilhelm III., ja recht auf die Neutralität in Norddeutschland zu achten, sonst schicke er weitere 30.000 Mann nach Hannover. Der König von Preußen forderte nun den König von Schweden auf, seine Rüstungen in Stralsund einzustellen; dieser antwortete, er sei Herr in seinem Hause und rüste, wann er es für nöthig halte; wolle Preußen seine Freiheit beeinträchtigen, so rechne er auf England und Russland, dass sie der Unabhängigkeit der Staaten Achtung

Zwist.

zu verschaffen wissen. Zugleich sandte er die preußischen Orden zurück, denn diese seien auch dem grausamen Feinde des Menschengeschlechts ertheilt worden, mit dem er nichts gemein haben wolle. Das war eine Beschimpfung für den König, er jagte dafür den schwedischen Gesandten fort, und es schien zu einem Waffengang zwischen Schweden und Preußen zu kommen. — Da ließ Alexander I. erklären, Schwedisch Pommern

stehe unter seinem Schutze ... Friedrich Wilhelm III. erklärte nun Napoleon, für mögliche Ereignisse in Hannover könne er nicht einstehen, wohl aber dafür, dass das preußische Gebiet nicht von feindlichen Armeen durchzogen werden solle.[1] Alexander I.

England hatte mit Schweden 31. August 1805 in Helsingborg einen Vertrag abgeschlossen, wonach es für je 1000 Streiter für die gemeinsame Sache 1800 Pfund Sterling bezahle; durch einen weitern Vertrag vom 3. October 1805 wurde die Zahl der Schweden auf 12.000 Mann festgesetzt, und für jeden Mann versprach England jährlich 12 Pfund Sterling und 10 Schilling zu bezahlen, und im voraus zur Ausrüstung eine fünfmonatliche Subsidie und sogleich 50.000 Pfund Sterling zu erlegen, um Stralsund in wirksamen Vertheidigungszustand zu versetzen. — Englisch-Schwedischer Vertrag.

Rüstungen zur englischen Heerfahrt; — sie wird vertagt wegen Villeneuves Muthlosigkeit.

Von allen Seiten kamen Nachrichten, dass Europa sich rüste gegen Frankreich. Cambacérès theilt 11. Juli warnend Napoleon die Kunde mit. Dieser aber vertröstete ihn auf die Fahrt nach England, gelinge diese, so gehe es mit allen Coalitionen zu Ende. „Vertrauen Sie mir, vertrauen Sie meiner Thätigkeit! Ich werde Europa durch die Wucht und die Schnelligkeit meiner Schläge überraschen.“ Napoleon war damals entschlossen zur Fahrt, er wünschte durch keine Erhebung auf dem Festland daran verhindert zu werden. Cambacérès warnt. Napoleons Zuversicht.

Der „Moniteur“ suchte nachzuweisen, dass Europa gar keinen Grund habe, über den Einfluss Frankreichs in Italien sich zu beschweren, der Czar habe einen weit größeren in Persien und in der Türkei. „Wenn das Cabinet von St. Petersburg sich das Recht anmaßt, der Macht Frankreichs Grenzen vorzuschreiben, so wird es wohl auch dem Kaiser der Franzosen erlauben, ihm die Schranken vorzuschreiben, die es nicht übertreten darf. Russland hat Polen getheilt; es ist nur billig, dass Frankreich Belgien und das linke Rheinufer einnimmt. Es hat die Krim, den Kaukasus und die nördlichen Provinzen Persiens genommen; kann es der Selbsterhaltung Frankreichs das Recht verweigern, sich ein Äquivalent in Europa zu sichern? Wünscht man einen allgemeinen Congress in Europa? Jede Macht fange nur erst selbst an, alle die Eroberungen abzugeben, welche sie seit den letzten fünfzig Jahren gemacht hat. Russland stelle Polen, Österreich stelle Venedig wieder her, England gebe Trinidad an Spanien, Ceylon an Holland, das Königreich Mysore an Tippo Sahib, die Mahrattenstaaten ihrem rechtmäßigen Besitzer wieder zurück, und dann erst haben sie ein Recht, von Frankreich zu verlangen, sich in seine alten Grenzen zurückzuziehen. Es ist Mode geworden, von Frankreichs Ehrgeiz zu sprechen; wenn es all seine Eroberungen hätte behalten wollen, so wäre halb Österreich, die venetianischen Der Moniteur.

[1] Thiers, l. c. V, p. 312.

Staaten, Holland, die Schweiz und Neapel ihm unterworfen. Frankreichs wahre Grenzen sind die Etsch und der Rhein; — hat es sie überschritten?[1])

Österreich. Österreich rüstete nun, das wusste Napoleon gewiss. In Italien hatte er so viele Orden erhalten, er erschien wie aufgenommen in die europäische Fürstenfamilie; nur Österreich sandte ihm keinen Orden. Er schickte nach Wien um Austausch der Orden — man zögerte mit der Antwort. Da erhielt Talleyrand den Auftrag, Österreich mit Vernichtung zu drohen, wenn es Napoleon in den Arm falle. Er that es in der Note vom 5. August 1805: „Österreich wünscht die Waffen wieder zu ergreifen, um Frankreichs Macht zu beschränken. Ich bitte Sie zu bedenken, ob das sich mit seinem wahren Vortheil verträgt? Soll es Frankreich stets als einen Nebenbuhler ansehen, weil es das einmal war? — und ist jetzt nicht die Freiheit Europas von einem anderen Orte her bedroht? Die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo Frankreich und Österreich vereint, nicht allein um ihre Unabhängigkeit, sondern auch für die Freiheit Europas und die Grundlagen menschlicher Bildung werden kämpfen müssen. In jedem Kriege, der zwischen Russland, Österreich, und Frankreich auf der anderen Seite ausbrechen mag, wird Österreich, unter welchem Namen es auch auftreten mag, schnell ein Hauptpunkt im Kampfe sein, und es muss sich glücklich schätzen, wenn es, von einem Verbündeten verlassen, dessen Unbeständigkeit und Laune es schon erfahren hat, nicht die schwersten Schläge des Schicksals erfährt. — Was verlangt Frankreich von Österreich? Weder Opfer, noch Anstrengungen. Der Kaiser will nur die Ruhe des Continents. Er ist stets bereit, einen Seefrieden zu schließen, sobald England den Vertrag von Amiens ausführt. Aber da dies bei der jetzigen Stimmung Englands nur vermittelst eines Seekrieges zu erreichen steht, so wünscht er sich dem ausschließlich hinzugeben, und verlangt daher von Österreich, ihn von diesem großen Plan nicht abwendig zu machen und in keine Verbindung sich einzulassen, welche die Übereinstimmung stört, die jetzt zwischen den beiden Reichen herrscht.“[2])

Talleyrand muss drohen.

Cobenzls Antwort. Graf Cobenzl gab 3. September gediegene Antwort: „Das Cabinet in Wien ist ebenso willig als begierig, durch eine aufrichtige und eifrige Vermittlung den Gefahren ein Ziel zu setzen, welche Europa bedrohen; dazu ist aber die Erfüllung der Verträge erforderlich, und derjenige, welcher sie übertritt, ist als der wahre Angreifer zu betrachten. Im Vertrage von Luneville ist laut die Unabhängigkeit der italienischen, der helvetischen und der batavischen Republik ausbedungen. Jeder Staat muss die Unabhängigkeit derjenigen bewahren, die ihn begrenzen, ohne Rücksicht, ob sie mächtig oder schwach sind; die Nichtachtung dieser Pflicht von Seite der französischen Regierung legt den anderen Staaten die Nothwendigkeit auf, gemeinsam eine Schranke dieser Vergrößerungssucht aufzustellen. Österreich rüstet, doch nicht in feindlicher Absicht, sondern bloß von dem Willen geleitet, den bestehenden Frieden mit Frankreich, sowie das Gleichgewicht und die Ruhe Europas aufrecht zu erhalten. Selbst wenn der Krieg unvermeidlich werden sollte, erklärt es feierlich, dass die Höfe von Österreich und Russland sich verpflichtet hätten, in keiner Weise sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs einzumischen, keine Veränderung in dem

---

[1]) Dumas, Précis, XII, p. 96—97. — Correspondance, XI, p. 67—69.
[2]) Bignon, Histoire de France, IV, p. 271—273, 310, 319.

bestehenden Besitzstand in Deutschland zu veranlassen und die Integrität des Osmanischen Reiches anzuerkennen. Großbritannien hatte dieselbe Ansicht, und wünschet von denselben gemäßigten Grundsätzen bei einer Erneuerung seiner friedlichen Beziehungen mit dem französischen Reiche geleitet zu werden." [1])

Wenn Preußen zu Frankreich hielt, konnte Napoleon die Fahrt nach England unternehmen, ohne sich vor den Schritten der Coalition fürchten zu müssen; siegte er aber in England, so war es mit allen europäischen Coalitionen zu Ende. Er bot darum Preußen Hannover an, und Duroc erschien zu diesem Zwecke 1. September in Berlin; in der Note, die er überreichte, standen die Worte: „Ein Bund zwischen Frankreich und Preußen beruhigt Europa; darum möge Preußen erklären, dass es gemeinsame Sache mit Frankreich in jedem Kriege mache, der zum Zwecke hat, die jetzigen Verhältnisse in Italien zu ändern. Welche Gefahr kann Preußen fürchten, wenn der Kaiser sich verpflichtet, es mit 80.000 Mann gegen Russland zu unterstützen? Wenn es Sachsen, Hessen, Bayern, Baden zu Bundesgenossen erhält, und wenn der Kaiser verspricht, dem König Hannover zu verschaffen, wogegen des Kaisers Verbündete ihm nur den gegenwärtigen Zustand von Italien zu garantieren haben? Der Kaiser bietet Hannover ohne alle Bedingung an, und der König mag selbst daraus beurtheilen, ob er gegen seine deutschen Bundesgenossen großmüthig gesinnt ist." — Die preußischen Minister nahmen „mit Dankbarkeit" diesen Antrag an, machten Scheinbedingungen und hätten den jungen König zur Unterzeichnung des Vertrages gedrängt, hätten nicht unvorhergesehene Dinge diesen falschen Schritt verhindert.

Preußen wird Hannover angeboten.

Damals rechnete Napoleon sicher auf das Gelingen der geplanten Landung. 150.000 Mann Kerntruppen hatte er am Ocean vereinigt, seit zweieinhalb Jahren hatten sie sich eingeübt, in die Schiffe rasch einzusteigen und sie schnell zu verlassen, die Schaluppen zu leiten und die Geschütze bei jedem Wellengang gut zu bedienen. Seit zweieinhalb Jahren hatten sie in Standlagern, nach Art der römischen Legionen, sich in dem Gebrauche der Waffen geübt, nie waren sie müßig, die fortdauernde Thätigkeit erhielt sie gesund. Die Officiere kannten die Soldaten, diese ihre Officiere. Zwischen den Regimentern wie zwischen den Divisionen herrschte ein Wetteifer in pünktlicher Vollziehung der Befehle des Kaisers, an dessen Genie, an dessen Glück sie glaubten. Die Neueintretenden wurden rasch vom Geiste der Veteranen ergriffen.

Die französische Armee

Immer waren die Soldaten thätig auf den Schiffen oder in Manövern zu Land, oder im Bauen der Schanzen, Befestigen der See-Ufer, oder in der Verschönerung ihres Standlagers: ein jedes sah aus wie eine kleine Stadt; breite, geradlinige Straßen, mit Gärten vor den gegen den Regen wohl geschützten, reinlich gehaltenen Baracken, in denen sie kleine Blumenbeete errichteten. Reinlichkeit und strenge Zucht erhielten die Gesundheit. Die Aufsicht war streng, jede Nachlässigkeit wurde streng gerügt; was in allen Quartieren vorgieng, erfuhr der Kaiser durch seinen Berichterstatter. Jeder Soldat glaubte, dass das Auge des großen Feldherrn ihn besonders überwache. Jeder dürstete nach seinem Lobe, nach Kampf, Ruhm und Auszeichnung.

[1]) Dumas, Précis, XII, p. 109—111.

zur Einschiffung bereit.

Über die Art, wie die Truppen für den Zug nach England eingeübt waren, heißt es in den Memoiren von Ney:[1] „Jedes Bataillon, jede Compagnie hatte ihre Boote schon angewiesen; jeder Mann, bis hinab zum letzten Tambour, kannte sein Boot und seinen Platz darin, wo er stehen sollte. Auf ein Signal trat die Infanterie, Cavallerie, Artillerie zugleich unter die Waffen, und stellte sich den Fahrzeugen gegenüber auf, an deren Bord sie sich begeben sollte. Ein Kanonenschuss fiel und alle Officiere stiegen ab und stellten sich an die Spitze ihrer Truppe; ein zweiter Schuss war das Zeichen, sich zum Einsteigen bereitzuhalten; ein dritter — und das Wort „Obersten vorwärts!“ ließ sich längs der ganzen Linie hören; einem vierten folgte das Wort „Marsch!“ Sogleich brach überall Beifallsgeschrei aus, die Soldaten eilten in vollkommener Ordnung an Bord, jeder an den ihm angewiesenen Platz; in 10½ Minuten waren 25.000 Mann eingeschifft. Der Enthusiasmus der Truppen kannte keine Grenzen; sie glaubten, der lang ersehnte Augenblick sei gekommen. Doch das nächste Signal gab das Zeichen die Schiffe zu verlassen — und sie bemerkten, das Ganze sei nur angeordnet, um die Schnelligkeit zu ermessen, in der die Truppen sich einschiffen konnten. In 13 Minuten standen sie dann wieder in Schlachtordnung am Ufer.“

Nie war ein Heer besser geübt, besser gestimmt, nie stand ein zum Krieg vorbereitetes Heer unter einem genialeren Feldherrn. Jetzt schienen diesem aber auch seine Pläne mit der Flotte zu gelingen, sein Streben, die englische Flotte aus dem Canal zu entfernen, seine Häfen von der Blockierung freizumachen, seine Linienschiffe im Canal zum Schutze der Schaluppen zu vereinigen, und in zweimal vierundzwanzig Stunden sein Heer nach der Küste von Kent zu werfen und dann der Macht Englands den Herzstoß zu geben.

Plan der Verlockung.

„Was war mein Plan?“ schrieb er später: „Ich wünschte 40 oder 50 Linienschiffe durch die vereinigte Anstrengung der Häfen von Toulon, Cadix, Ferrol und Brest im Hafen von Martinique zusammenzubringen, sie schnell nach Boulogne zurückzuführen, auf diese Weise vierzehn Tage lang die Herrschaft zur See zu erwerben, 150.000 Mann an der Küste, 3000 bis 4000 Schiffe in der Flottille zu haben und den Augenblick unter Segel zu gehen, wenn das Signal von der vereinigten Flotte gegeben wäre. — Um diesen Plan gelingen zu machen, war es nöthig, 160.000 Mann bei Boulogne zu versammeln, dort 4000 Transportschiffe und ein ungeheures Material zu haben, das alles einzuschiffen, und doch den Feind zu verhindern, mein Ziel zu errathen. Das schien kaum möglich. Wenn es mir gelang, so geschah es nur, weil ich gerade das Gegentheil von dem that, was man erwarten konnte. Wenn 50 Linienschiffe versammelt werden sollten, um die Landung in England zu decken, so brauchten nur Transportschiffe in den Häfen des Canals aufgebracht zu werden, und alle die Kanonenboote, schwimmenden Batterien und bewaffneten Fahrzeuge waren völlig nutzlos. Hätte ich 3000 bis 4000 unbewaffnete Transportschiffe aufgestellt, so würde der Feind gewiss bemerkt haben, dass ich nur auf die Ankunft meiner Flotte wartete, um den Übergang zu versuchen; aber durch den Bau von Brahmen und Kanonenbooten schien ich Kanonen Kanonen entgegenzustellen — und der Feind war betrogen. Sie glaubten, ich wolle mit meiner Flotille den Übergang versuchen. Meine wahre Absicht errieten sie

[1] Ney, Mémoires, II, p. 260, 264.

nie, und als durch die verfehlten Bewegungen meiner Geschwader mein Plan entdeckt wurde, ergriff den Ministerrath in London die größte Bestürzung, und alle vernünftigen Männer in England bekannten, dass ihr Land seinem Verderben noch nie so nahe gewesen sei.“ [1])

Es galt, die Engländer nach Südamerika zu locken; es galt, sie um Ostindien besorgt und den Canal dadurch frei zu machen.

Plan auf Ostindien.

Kurz vor der Reise nach Italien hatte Napoleon Nachrichten von Decaen über Ostindien erhalten, dass die kürzlich unterworfenen Mahratten zum Aufstand geneigt seien, dass 6000 Franzosen, mit hinlänglichem Kriegsmaterial an das Land gesetzt, sich bald mit einer Masse Aufständischer vereinigen und das ganze britische Reich in Ostindien erschüttern könnten. Er trug sich einige Zeit mit dem riesigen Plan, 30.000 Mann nach Ostindien zu werfen; bei Isle de France sollten sich die Schiffe, die er mit tüchtigen Soldaten zu bemannen gedachte, vereinigen, in Indien die Kriegsmannschaft unter Decaen aussetzen und dann über den Ocean in den Canal zurückkehren. Einen ganzen Monat beschäftigte Napoleon sich mit diesem Gedanken. Dann gab er wieder dem Zug von Boulogne aus nach England den Vorzug, der ihm der schnellste und wirksamste erschien. Missiessy entkam nach den Antillen, 5. Februar 1805, und zog die Engländer nach sich. Villeneuve gelang die Ausfahrt aus Toulon; er fuhr zuerst nach Osten, kehrte dann um, entkam 30. März durch die Meerenge von Gibraltar, vereinigte sich in Cadix mit Gravina, der über sechs spanische Linienschiffe gebot. Gantheaume sollte aus Brest nach Westen ausbrechen, sich bei Martinique mit Missiessy, Villeneuve und Gravina vereinigen — und alle zusammen, 50 bis 60 Linienschiffe, nach dem Canal steuern und die Überfahrt decken, während die englischen Fahrzeuge zum Schutze ihrer Colonien in den fernsten Theilen der Welt zerstreut wären. Nelson fuhr wie athemlos Villeneuve nach, im Kampfe mit widrigen Winden, meinte zuerst, die Absicht des Gegners sei auf Irland gerichtet; erst am 5. Mai erhielt er die Nachricht, Jamaika sei das Ziel. Da eilte er, obgleich die Franzosen ihm dreißig Tage voraus waren, nach Jamaika: „Ihr mögt jeder einen Franzosen auf euch nehmen,“ sagte er zu seinen Capitänen, „alle Spanier überlasst mir! Wenn ich meine Flagge streiche, dann mögt Ihr dasselbe thun, doch nicht eher!“ Am 4. Juni kam Nelson in Barbados an, fand aber die Franzosen nicht, auch nicht in Trinidad; ruhelos fuhr er nun nach der Mündung des Orinoco, aber auch hier fand er sie nicht, hörte dagegen, sie wären nach Norden gesteuert. Magon hatte den Franzosen den Befehl gebracht, unverzüglich nach Europa zurückzukehren, die Blockade von Ferrol aufzuheben, Gantheaume in Brest freizumachen und mit den in Ferrol und Brest befindlichen Schiffen im Canal zu erscheinen. Jedes Gefecht, wenn es nicht unvermeidlich wäre, sollte Villeneuve umgehen, sich erst so nahe als möglich bei Brest darauf einlassen, damit Gantheaume daran theilnehmen könne. „Das große Ziel der Operation ist, nur für wenige Tage uns eine Überlegenheit zu erringen; — sind wir für ein paar Tage die Herren des Canals, so können wir 150.000 Mann einschiffen, und die Sache ist zu Ende.“ Am 23. Juni hatte Villeneuve die Höhe der Azoren erreicht. Napoleon bekam Nachricht davon, und zählte jetzt die Tage und Stunden, da seine Flotte im Canal erscheine.[2])

Missiessy. Villeneuve.

Nelson.

Jagd auf dem Ocean.

[1]) Dumas, Précis, XII, p. 315—319. — Montholon, Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, IV, Append., p. 384.

[2]) Thiers, l. c. V, p. 319—324.

Nelson ahnt den Plan.

Aber Nelson begann Napoleons Plan zu ahnen. Darum die wunderbare Schnelligkeit, mit der er den Franzosen nacheilte; in 78 Tagen hatte er alle westindischen Inseln besucht. Als er hörte, die französische Flotte kehre nach Europa zurück, sandte er Schnellsegler nach Portsmouth und Lissabon, um die britische Regierung davon in Kenntnis zu setzen. Er selber war am 18. Juli schon wieder in Gibraltar. Auch Admiral Collingwood gieng jetzt ein Licht auf; nur meinte er, Irland sei das Ziel der Franzosen, und Napoleon setze seine Flotte nicht ohne ein großes Ziel derart den Wechselfällen des Krieges aus; er habe nie Kleinigkeiten im Auge, sobald wichtige Dinge errungen werden könnten. Der Zug nach Westindien sollte nur die große Seemacht entfernen, welche seiner Unternehmung das größte Hindernis entgegenstellte. — Schleunig sandte die britische Regierung dem Admiral Stirling, welcher Rochefort blockierte, Befehl, sich mit Sir Robert Calder bei Ferrol zu vereinigen und gemeinsam in der Nähe von Cap Finisterre zu kreuzen, um die französische Flotte bei ihrer Rückkehr nach Brest aufzufangen. Am 15. Juli waren diese Geschwader beisammen und Calder eilte mit fünfzehn Linienschiffen den Franzosen entgegen.[1])

Schlacht bei Finisterre.

Am 22. Juli kamen sich beide Flotten in der Nähe vom Cap Finisterre in Sicht. Das Wetter war so neblig, dass beide einander schon nahe waren, ehe sie einander erblickten. Fieber hatten die Franzosen aus Domingo mitgebracht, viele waren entmuthigt, und Villeneuve unterschätzte seine Mannschaft und überschätzte die Stärke und Geschicklichkeit der Engländer. Lauriston drängte ihn zur Schlacht, aber statt um eilf Uhr gab Villeneuve erst um ein Uhr das Zeichen zum Kampf: er währte vier Stunden. Villeneuve kämpfte tapfer, aber der Nebel gestattete ihm keinen Überblick über die Schlacht. Die Franzosen schlugen sich tapfer, auch die Spanier, welche mehr litten als die Franzosen, schlugen sich kaltblütig, aber die Engländer waren ihnen überlegen; zwei spanische Schiffe mussten ihre Flaggen streichen. Die Dunkelheit trennte die Kämpfenden. Die Engländer hatten 39 Todte und 157 Verwundete; die Franzosen und Spanier zählten 476 Kampfunfähige. Um sechs Uhr verzog sich der Nebel und

Lauriston.

Villeneuve übersah den Kampfplatz. Lauriston drängte ihn, gegen die Engländer wieder vorzurücken und ihnen die genommenen Schiffe zu entreißen, aber Villeneuve fürchtete neue Unfälle und weigerte sich, das Signal zu geben. Die Engländer zogen sich zurück, zwei ihrer stark beschädigten Schiffe im Schlepptau fortführend. Die Nacht brach ein und das Feuer hörte auf. Bei Fackelschein besserten beide Theile ihre Schäden aus. Am Morgen war der Wind den Franzosen günstig und diese wünschten eine Erneuerung des Kampfes. Villeneuve begann aber erst mittags die Jagd, doch da legte sich der Wind und er verschob den Angriff auf den nächsten Morgen. Jetzt war aber der Wind umgesprungen und den Franzosen entgegen. Calder segelte, um zur Canal-Flotte zu stoßen, nach Norden, indem er dadurch die Gefahr vermeiden wollte, welche durch die Vereinigung der Geschwader von Rochefort und Ferrol mit Villeneuve für ihn erwachsen könnte.[2])

[1]) Thiers, l. c. V, p. 327—329.
[2]) Ibid. V, p. 329—331.

Diese Schlacht, in welcher Calder mit 15 Linienschiffen gegen 20 französische kämpfte[1]) und 2 Schiffe zwang, die Segel zu streichen, rettete England. Desungeachtet regte sich große Erbitterung gegen ihn, dass er sich zurückgezogen und am andern Tag nicht wieder angegriffen habe, um einen entschiedenen Sieg zu erringen. Sir Robert Calder musste sich zurückziehen und ein Kriegsgericht begehren, das ihn tadelte, weil er das Gefecht am andern Tag nicht erneuerte, ihm aber zugestand, dieses Vergehen sei weder der Feigheit, noch einer Treulosigkeit zuzuschreiben.

Calder vor Gericht.

Die Franzosen schrieben sich den Sieg zu: sie hätten das Schlachtfeld behauptet, die Engländer hätten sich zurückgezogen: sie hätten, meinten sie, den Feind nicht auf beiden Seiten angreifen können, weil der Nebel den Ausblick hinderte und man die Signale nicht erkannte. Von Villeneuve wird berichtet,[2]) er habe sich im ersten Augenblicke nach der Schlacht beinahe glücklich gefühlt, dass er mit den Engländern gekämpft habe, ohne eine Niederlage zu erleiden; aber als die Aufregung nachließ, habe sich seine gewöhnliche Traurigkeit beinahe in einen Schmerz verwandelt, da er den Tadel Napoleons und der öffentlichen Meinung fürchtete, dass er einen Kampf mit 20 gegen 15 Fahrzeuge verloren habe; er habe sich für entehrt gehalten und sei der Verzweiflung nahe gewesen. Das strenge Urtheil seiner Mannschaft, die sich laut über seine Unentschlossenheit beklagte und die Tapferkeit der Admirals Gravina pries, habe ihm das Herz gebrochen. Es habe den Kranken an Erfrischungen gefehlt, man habe nur noch für fünf bis sechs Tage Wasser gehabt. In diesem Zustande habe er auch nach Cadix segeln wollen; Lauriston aber habe sich widersetzt. Man habe sich dann für Vigo geeinigt, wo die Kranken und Verwundeten untergebracht, die schlechten Segelschiffe zurückgelassen und frische Lebensmittel und Wasser für einen Monat mitgenommen wurden. Gravina fuhr 2. August nach Ferrol, Villeneuve nach Corunna.

Villeneuve.

In Corunna erhielt Villeneuve Befehl von Napoleon und dem Kriegsminister, vor Brest zu segeln, eine Schlacht zu liefern und sich, wenn es sein müsse, vernichten zu lassen, wenn nur Gantheaume mit seinem Geschwader auslaufen könne. Thiers fragt bei diesem Anlasse: „Was konnte mithin ein Admiral fürchten, dem ein allmächtiger Herr, der über das Glück und die Ehre seiner Officiere verfügte, unaufhörlich sagte: ‚Lassen Sie sich schlagen, selbst vernichten, wenn Sie nur den Hafen von Brest öffnen!‘ Aber es scheint, es habe sich eine Art von Verhängnis an die Schritte dieses unglücklichen Seemannes geheftet, um ihm den Geist zu verwirren, um ihn von Schmerz zu Schmerz zum Ergebnis zu führen, das er eben vermeiden wollte, nämlich zu einer großen verlorenen Schlacht, verloren ohne das einzige Resultat, das Napoleon verlangte: nämlich die Eröffnung des Canals auf 24 Stunden.“

Befehl Napoleons.

Erst am 14. August verließ Villeneuve Corunna, immer voll Angst, einer überlegenen Flotte unter Nelson zu begegnen. Aber Calder und Nelson hatten sich damals noch nicht vereinigt, er hätte Brest erreichen, Gantheaume befreien und der Zug nach England

Der Plan kann gelingen.

[1]) So geben die Engländer die Zahl der Schiffe an.
[2]) Thiers, l. c. V, p. 333—335.

hätte gelingen können, wenn er kühn genug gewesen wäre! Napoleon erwartete ihn mit Sehnsucht, die Mannschaft war eingeschifft, die Pferde der Artillerie und Reiterei waren an Bord, auf den höchsten Stellen der Küste waren Signale aufgestellt, um ihm anzuzeigen, wann die Flotte nahe. Eine Depesche von Lauriston meldete ihm: „Wir segeln nach Brest!" — wie war der Kaiser erfreut! er schrieb an Gantheaume: „Ich rechne auf Ihre Talente, Ihre Festigkeit, Ihren Charakter. Segeln Sie ab und kommen Sie hieher. Wir werden sechs Jahrhunderte der Schmach rächen. Niemals haben meine Soldaten für einen größeren Zweck ihr Leben eingesetzt!" An Villeneuve schrieb er: „Segeln Sie ab, verlieren Sie keinen Augenblick, England gehört uns! Wir sind bereit, alles ist eingeschifft."[1])

Hoffnung Napoleons.

Aber Villeneuve hatte den Muth nicht: Decrès hatte von ihm eine ganz anders lautende Depesche erhalten: als Villeneuve ausgefahren war, und von einem dänischen Fahrzeuge erfuhr, dass die britische Flotte, 25 Linienschiffe stark, herannahe, kehrte er in Angst um und eilte nach Cadix, an demselben Tag, wo er in Brest erwartet wurde. Gantheaume hatte den Hafen an diesem Tage verlassen und sich auf der Rhede von Bethune in Schlachtordnung aufgestellt — Cornwallis beschoss ihn aus der Ferne. Aller Augen sahen nach Villeneuve aus, aber kein Segel zeigte sich: — am Abend zog Gantheaume seine Flotte in den Hafen zurück.

Villeneuve in Cadix.

Napoleons Zorn.

Der Zorn des Kaisers ergoss sich über den Minister Decrès, als dieser ihm ein muthloses Schreiben von Villeneuve vorlegte: er warf ihm vor, dass er ihm diesen schwachen Mann und Feigling empfohlen habe, dass er sogar dessen Ansichten zu theilen scheine, dass er von Männern umgeben sei, die aus Besorgnis für ihre Person und ihren Ruhm nicht einmal eine Schlacht zu verlieren verständen. „Ihr Villeneuve ist nicht einmal fähig, eine Schlacht zu verlieren! Was soll ich von einem Mann sagen, der bei der Erkrankung von ein paar Matrosen, bei dem Verluste von ein paar Masten, bei jedem nachtheiligen Gerüchte den Kopf verliert und seinen Befehlen entsagt? Hätten Nelson und Calder sich vereinigt, so wären sie beim Hafen von Ferrol — und nicht ins offene Meer. Das ist ganz einfach und leuchtet jedem ein, der nicht von Furcht blind gemacht ist." Villeneuve solle sogleich in den Canal kommen, Gantheaume den Oberbefehl über die Flotte übernehmen.

Decrès warnt.

Aber Decrès warnte den Kaiser vor einer furchtbaren Katastrophe; wenn die Flotte sich in Cadix befinde, so möge er dies als einen Wink der Vorsehung betrachten. Er verstehe das Handwerk des Seemanns, könne aber keine Dienste leisten, da der Kaiser auf diese Kenntnis nicht das geringste Gewicht lege, mit andern Worten: Decrès bot seine Entlassung an. Nun wollte Napoleon begütigen: „Schreiben Sie mir, was ist zu thun, wenn Villeneuve in Cadix bleibt? Erheben Sie sich auf die Höhe der Umstände und der Lage, in der Frankreich und England sich befinden: ich habe nur ein Bedürfnis, zu siegen." Am andern Tag legte Decrès den Plan vor, die Landung zu vertagen, die Flotte in kleine Geschwader von fünf bis sechs Schiffen zu vertheilen,

[1]) Thiers, l. c. V, p. 334—341. — Correspondance, XI, p. 108, 113, 119, 138.

dieſe mit den beſten Soldaten und Capitänen zu beſetzen, den kleinen Krieg zu führen, vorerſt treffliche Matroſen und Officiere zu bilden und ſo die Grundlagen zu einer großen Flotte zu gewinnen, dabei einſtweilen dem engliſchen Handel ſehr zu ſchaden und dem Ganzen den Anſchein eines Planes auf Jamaika oder Oſtindien zu geben. — Nun ſchrieb Napoleon auf die Rückſeite des Berichtes: „Es ſollen ſieben kleine Geſchwader gebildet und zwiſchen Afrika, Surinam, Helena, dem Cap Isle de France, den Inſeln unter dem Winde, den Vereinigten Staaten, den Küſten von Irland und Schottland, der Mündung der Themſe vertheilt werden.“ Vertheilung der Flotte.

Alſo Napoleon muſste den Plan der Heerfahrt nach England vorderhand aufgeben. Daru, der in ſein Cabinet berufen wurde, fand Napoleon vor Zorn faſt außer ſich, heftig im Zimmer auf- und abſchreitend, das düſtere Schweigen durch Worte der Entrüſtung hin und wieder unterbrechend: „Welch eine Flotte, welche Opfer um nichts! Was für ein Admiral! Jede Hoffnung vorbei! Dieſer Villeneuve, ſtatt in den Canal zu gehen, flieht nach Cadix. Es iſt alles vorbei, er wird blockiert werden!“ — „Setzen Sie ſich, Daru, und ſchreiben Sie!“ — und nun dictierte er ihm in einem Zuge den wunderbaren Plan zum Feldzug gegen die Öſterreicher und Ruſſen, die Marſchordnung der Truppen, nannte die Plätze, wo man ſich ſchlagen müſſe, die ganze rieſige Heeresbewegung in einer Breite von 200 Meilen und in einer Länge von 300 Stunden. Da er nicht in England ſiegen konnte, wollte er an der Donau deſſen Bundesgenoſſen zerſchmettern und zwar in größter Schnelligkeit. Am 23. September ſchrieb er an Talleyrand: „Mein Entſchluſs ſteht feſt: meine Flotten ſind 14. Auguſt auf der Höhe des Cap Ortegal aus dem Geſichtskreis verſchwunden; wenn ſie in den Canal kommen, ſo iſt es noch Zeit, daſs ich in London den Knoten jeder Coalition zerhaue. Wenn dagegen meine Admirale Charakterſchwäche zeigen, ſo hebe ich mein Lager am Ocean auf, falle mit 200.000 Mann in Deutſchland ein und halte nicht eher an, bis ich Wien genommen, die Öſterreicher aus Italien, die Bourbonen aus Neapel vertrieben habe. Die Öſterreicher und Ruſſen werde ich ſchlagen, ehe ſie ſich vereinigen können. Iſt der Continent beruhigt, ſo kehre ich nach dem Ocean zurück, um abermals an dem Frieden zur See zu arbeiten.“ — Alſo der große Plan des Soldatenkaiſers.[1]) — Napoleon dictiert den Plan für 1805. Siegeszuverſicht.

Die Feldzugspläne.

Faſſen wir zunächſt den Operationsplan der Verbündeten ins Auge! 5000 Engländer und 25.000 Ruſſen kommen in Schiffen aus Malta und Plan der Verbündeten.

[1]) Dumas, Précis, XII, p. 63, 70, 84, 127. — Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, V, p. 352—353.

Corfu in das Königreich Neapel, säubern es von den Franzosen und rücken sodann in die Lombardei. Ein österreichisches Heer von 142.000 Mann unter Erzherzog Karl erobert hier Mantua und Peschiera, verjagt die Franzosen, um sich schließlich nach der Schweiz wenden zu können. 53.000 Österreicher unter Erzherzog Johann unterhalten in Tirol und Vorarlberg die Verbindung zwischen dem Heere in der Lombardei und dem großen Heere unter Mack, 80.000 Mann, welches am Lech das Eintreffen von 90.000 Russen erwartet, um dann durch die Schweiz in die Franche-Comté vorzudringen. 20.000 Russen kommen zu Schiff von Reval nach Stralsund, vereinigen sich dort mit 12.000 Schweden und einigen Tausend Engländern und ziehen von da zur Eroberung von Hannover aus. Schließt sich Preußen dem Bunde an, so dringt ein großes Heer gegen Holland oder den Mittelrhein. Der Angriff war also ein concentrischer: soll ein solcher erfolgreich, so muss er gleichzeitig sein; hier war aber die Schwäche.

Gebrechen.

Gerne hätte Österreich den Krieg erst im Frühjahr 1806 begonnen, aber England drängte, den Kampf sogleich zu beginnen, und Österreich, das wegen der Subsidien von ihm abhängig war, musste sogleich seine Truppen vorrücken lassen, um den Ernst seines Willens zu zeigen, nachdem es den Vertrag vom 4. April am 9. August unterzeichnet hatte: seine Truppen rückten also im Süden an der Etsch vor und die Mannschaft im Norden bezog ein Lager bei Wels, obschon es den Krieg an Napoleon noch nicht erklärt hatte und Cobenzl noch immer in Paris unterhandelte. Seine Truppen waren 29. August noch nicht auf dem Kriegsfuß, erst zwei Drittel der Effectivstärke. Es setzte sich also durch dieses Vorgehen zuerst den Schlägen Napoleons aus, bevor die vertragsmäßige Vereinigung mit den russischen Truppen ganz vollzogen war. Die Armee Kutusoffs erreichte erst 22. August Brody und konnte erst in 55 Tagen die Traun bei Wels erreichen, und den Lech kaum in 68 Tagen, also erst am 3. November 1805, auch war sie lange nicht 56.000 Mann stark, wie sie sein sollte. Das Gardecorps verließ erst 22. August Petersburg. 40.000 Mann unter Bennigsen in der Gegend von Grodno sollten nach dem nördlichen Deutschland marschieren, wenn ihre drohende Stellung Preußen zur Coalition hinübergezogen habe. Zu diesem Zwecke blieben 39.000 Mann unter Buxhöwden und Essen bei Brescht-Litewski stehen, obschon ihre Vereinigung mit der österreichischen Armee durch den Vertrag bestimmt war. So war denn die Armee Kutusoffs erst 11. bis 19. October zur Stelle, 32.000 Mann, doch sämmtliche Cavallerie und ein beträchtlicher Theil der Geschütze war zurückgeblieben. Die Russen haben sich übrigens sehr tapfer geschlagen.

Verspätung der Russen.

Soviel von ihnen. Nicht weniger tapfer waren die Österreicher, aber auch bei ihnen bemerkte man, dass Österreich das Schwert gezogen, ehe seine Ausrüstung vollendet war. Die Regimenter hatten die Kriegsstärke noch nicht, Officiere und Mannschaft waren neu zusammengekommen, kannten sich noch zu wenig, hatten noch kein rechtes Vertrauen zu einander. Die Feldausrüstung war mangelhaft, es fehlte noch an Pferden, an Munition, an Verpflegung.

Das österreichische Heer.

Ein anderes Gebrechen lag im Commando der deutschen Armee an der Donau.[1])

Erzherzog Ferdinand von Österreich-Este (damals Modena-Breisgau) war dem Namen nach Oberbefehlshaber. Wintzingerode hatte bei den Berathungen über den Kriegsplan erklärt, dass die russischen Truppen nur dann von dem Commandierenden Befehle annehmen würden, wenn dies der Kaiser oder der Erzherzog Karl selber wäre. Nun wurde aber dieser Erzherzog an die Spitze der Armee in Italien gestellt. Den Oberbefehl über das Heer an der Donau übernahm der Kaiser selber und ernannte den Feldmarschall-Lieutenant Karl von Mack zu seinem General-Quartiermeister, und erklärte dem Erzherzog Ferdinand, er möge alle Rathschläge Macks hinsichtlich der Operationen befolgen, im Zweifel zwar andere erprobte Generale befragen und, wenn auch ihre Ansicht von der des General-Quartiermeisters abweiche, diesem Vorstellungen machen, jedoch schließlich nach dessen Ermessen handeln. So war Uneinigkeit in der Leitung des Heeres, der Erzherzog hatte nur nominell, Mack wirklich das Commando.

Erzherzog Ferdinand.

Kaiser Franz II.

Mack.

Dazu kam die Eigenthümlichkeit Macks, die wir zum Theil früher schon kennen lernten.[2]) Karl Freiherr von Mack von Leiberich, ein Franke, geboren 1752 zu Neuslingen, hatte sich durch Tapferkeit, Findigkeit und Treue das Vertrauen Laceys, dann Laudons und die Zuneigung des Erzherzogs Karl erworben,[3]) galt, wie wir oben sahen, in London wie in Berlin als ein Feldherr von hoher Begabung, welche Ansicht auch sein Unglück in Neapel nicht zu erschüttern vermochte, obschon dort seine Gebrechen, der allzukünstliche Vormarsch in Colonnen, der rasche Übergang von Hoffnungsseligkeit zur Verzweiflung grell hervortraten. Man hielt ihn für ein Opfer der italienischen Treulosigkeit. In England stand der Glaube an ihn noch fest. Pitt hatte auf seiner Wahl bestanden. Hormayr schrieb damals über ihn: „Mack, dieser große Denker, wird die Seele unserer Operationen sein. Das Wichtigste jedoch scheint, dass Mack nicht nur Österreichs gesammte Streitkraft in Bewegung gesetzt, sondern dass er auch jetzt schon für die Aufstellung einer Reserve gesorgt hat, welche das einzige Mittel ist, Siege zu erzwingen und zu verfolgen. So viel gute Sache und so viel Kraft und Verstand in den Anordnungen hat man nicht bald beisammen gefunden. Muthig soll uns das allerdings machen, einschläfern aber nicht.“[4]) — Theodor von Bernhardi nennt[5]) Mack „einen Mann von sehr achtungswertem Charakter und ritterlicher Gesinnung; sein Gefühl für seinen Herrn und Kaiser war ein idealisierendes, enthusiastisches, sehr weit entfernt von der Ergebenheit gewöhnlichen Schlages, die meist ein Gemisch von Selbstsucht und Schlaffheit zur Grundlage hat.“ — Soldaten und Officiere wiederholten laut: dieser eine Mann sei 80.000 Streiter wert. Die liebenswürdigen und achtungswerten Eigenschaften seines Gemüthes waren Ursache, dass die Officiere,

Ansehen Macks.

Begabung.

[1]) Karl von Schönhals, Der Krieg 1805 in Deutschland. Mit Karten und Plänen. Einleitung, S. 1—26.

[2]) Vgl. Bd. XVIII dieses Werkes, S. 361—368, und Bd. XIX, S. 687 ff.

[3]) Moriggl, Der Feldzug des Jahres 1805, S. 181.

[4]) Ibid. I, p. 52.

[5]) In dem wertvollen Werke: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals von der Infanterie, Karl Friedrich von Toll.“ Zweite verb. Auflage. Bd. I, S. 139—149. — Bernhardy bekämpft Schlosser, der in seiner „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“, Bd. VI, S. 600 und 622, Mack „die Seele eines Unter-

die seine persönliche Umgebung bildeten, zum Theil sehr ausgezeichnete junge Männer, ihm mit großer Ergebenheit anhiengen; so der geistreiche Fürst Moriz Dietrichstein und Heinrich von Lebzeltern, weniger jedoch Graf Latour — und sehr viel gehörte dazu, den Glauben an Macks Feldherrnberuf in ihnen wankend zu machen. Das alles musste doch einen Grund haben. Mack war wirklich in einem sehr hohen Grade ein geistreicher Mann. Daraus folgt aber noch ganz und gar nicht, dass er zum Krieger oder vollends zum Feldherrn geboren war. Mack gehörte zu den Männern, in denen eine schöpferische Einbildungskraft überwiegt, nicht zu denen, bei welchen der Geist der Kritik vorherrscht; „wenn man sich hart ausdrücken wollte, durfte man ihn einen Phantasten nennen". — „Der scheinbare Ideenreichthum, der ziemlich wesentlich aus solcher Quelle floss, die Unendlichkeit der Combinationen, die er in einem Augenblick zu übersehen und zu beherrschen schien, das große Material, das ihm vermöge seiner Belesenheit und eines vortrefflichen Gedächtnisses immer zugebote stand, die Fülle der mystisch-strategischen Weisheit: das war es auch eigentlich wohl, was blendete und bestach. Bei einer gewissen Neigung zum Enthusiasmus hatte er dann einen starken Glauben an die Schöpfungen seiner Einbildungskraft. Die verwegensten Voraussetzungen wurden in seiner Vorstellung sehr leicht zu ganz ausgemachten Wirklichkeiten, auf die er mit einer Art begeisterter Zuversicht baute. Wie leicht ein solcher Mann zu täuschen war, wenn man dem Gange seiner eigenen Ideen folgte, und mit geschickter Hand nachhalf; wie leicht irgend ein wirklich zufälliger Umstand oder ein wie zufällig gegebener Wink eine ganze Reihe von kühnen Trugschlüssen in seinem Geiste hervorrufen konnte, ist danach wohl leicht zu ermessen. Aber je mehr er sich in gehobener Stimmung zuversichtlich fühlte, in einer Welt der Traumgestalten und Hirngespinste, desto schrecklicher war das Erwachen, wenn dann endlich die Wirklichkeit aus den Wolken und Nebeln hervortrat, in die er selbst sie dem eigenen Blicke verhüllt hatte. Da er weit entfernt war, einen festen Charakter zu haben, seine lebhafte Einbildungskraft ihm vielmehr dann wieder alle Schrecken und Gefahren verdoppelte, verlor er sehr leicht ganz die Fassung und konnte vollkommen haltungslos der Spielball eines jeden werden, mit dem er sich auf ein Hin- und Herreden einließ, und der seinen Seelenzustand zu benutzen wusste." — Man hat eine Stelle in Bourriennes Memoiren übersehen, wonach Napoleon als erster Consul Mack genau kannte. Mack war nach seiner Flucht aus Neapel Gefangener in Vincennes. Bonaparte ließ ihn zur Tafel laden, sprach viel mit ihm, schenkte ihm ein Paar schöne Pistolen, kam dabei zur Ansicht, er sei ein Mann von wenig selbständigem Geist. Wer war ein größerer Seelenleser, als der scharfblickende Corse — und wie verstand er jetzt nicht Mack zu bethören durch den Doppelspion Schulmeister, als er ihm bei Ulm als Feldherr gegenüberstand! — Zu diesem für die österreichische Armee ungünstigen Umstand kam noch, dass der General-Quartiermeister Mack sich, wie die meisten Krieger seiner Zeit, sehr weit in jene durchaus verkehrte Ansicht vom Krieg hineinstudiert hatte, die seit

Gebrechen.

Mangel an Kritik.

officiers" zutheilt und behauptet, die österreichische Aristokratie sei mit ihm zufrieden gewesen, weil er tief vor ihr sich bückte und ihre Anmaßung und ihren Ungehorsam demüthig ertrug." — Mack war nicht der demüthige Mann, wie ihn Schlosser darstellt, sondern er überschätzte sich selbst. Er war ein Emporkömmling, verdankte alles sich selbst, stimmte sogar gern im Gefühl seiner geistigen Überlegenheit einen hohen Ton an. Seine Gegner waren nicht Männer der hohen Aristokratie, sondern Emporkömmlinge, hochbefähigte Männer, die seine Ansicht über die Lage nicht theilten, die gegen ihn sprechen mussten, als seine irrige Ansicht die Armee an den Rand des Abgrunds gebracht hatte.

Friedrichs II. Feldzügen herrschend geworden war, und deren Wesen in den Schriften des Generals Lloyd am sichtlichsten hervortritt.

„Die Entscheidung im ganzen war 1805, wie das Jahr darauf in dem Kriege gegen Preußen, ohne Zweifel in den allgemeinen Verhältnissen gegeben; ganz so aber, wie wirklich geschah, konnten sich die Ereignisse gewiss nicht gestalten, wenn nicht Mack, Weyrother, der Herzog von Braunschweig, Massenbach und Pfuhl, einer wie der andere, gerade in diesen seltsamen theoretischen Vorstellungen gefangen waren, deren eigentliches Wesen darin lag, dass sie den wirklichen Kampf, das Gefecht, nicht als das Mittel anerkannten, das unmittelbar zum Zweck, nämlich zur Entscheidung führe, sondern ihm nur eine mittelbare Bedeutung zugestanden, insoferne es siegreich zu Verhältnissen führe, von denen man die Entscheidung endlich abhängig glaubte; diese suchte man vorzugsweise in dem Besitze gewisser geographischer Punkte, die als strategische bezeichnet wurden. So glaubte Mack, der Besitz von Ulm sei für den Krieg im südlichen Deutschland entscheidend, in einer Weise, die nur einem bethörten Enthusiasten und Systematiker eigen sein kann; die Wichtigkeit des wirklichen Handelns und seiner Folgen im Kriege war ihm darüber nur zu sehr in den Hintergrund getreten, und über die Zeit und die Mittel, die ihm zugebote standen, Ulm, Ingolstadt und Memmingen zu befestigen und auszurüsten, wie er vorhatte, täuschte ihn seine lebhafte Einbildungskraft auch wieder. — So war denn Mack in jeder Beziehung trotz seines ausgezeichneten Geistes, wie eigens zum Heerverderber geschaffen und gebildet." Zeitansichten.

War in der Heerführung an der Donau dieses große Gebrechen, so war in der französischen die höchste Vollendung. Napoleon stand damals auf der Höhe seiner geistigen Kraft; der Plan, den er für den Feldzug entwarf, gehörte zu jenen, auf die er später mit Stolz hinwies: „Das ist Granit, dem kein Neid den Ruhm bestreiten kann"; er ist so natürlich, so der Lage entsprechend, so klug in allen Einzelheiten abgemessen, und wurde so genau, so rasch ausgeführt, dass Europa aus dem Staunen und der Bewunderung nicht herauskam. Kriegsplan Napoleons.

Österreich hatte seinen besten Feldherrn und den geübtesten Theil seines Heeres nach Italien gesendet; dort, meinte man offenbar, werde Napoleon erscheinen, auf dem Schauplatz seiner ersten Siege, in dem Land seiner Vorliebe. Aber gerade hier beschloss Napoleon den Angriff zu versagen, in der Defensive zu bleiben, auf die festen Stellungen an der Etsch und am Mincio sich stützend: er übergab hier Massena den Oberbefehl, der Italien und die Italiener wie kein anderer seiner Generale kannte, und in Genuas Vertheidigung eine zähe Ausdauer ohnegleichen bewiesen hatte, und der beste seiner Unterfeldherren war; mit 50.000 Mann Kerntruppen konnte er sich schon einen Monat gegen den Erzherzog Karl behaupten, und indes hoffte Napoleon den Österreichern schon solche Schläge beigebracht zu haben, dass sie das Heer aus Italien zurückberufen müssten, welchem Massena drängend nachfolge, um sich mit den Franzosen an der Donau zu vereinigen. Seine Hauptschläge gedachte Napoleon diesmal an der Donau zu führen, zuerst die Österreicher, Italien. Massena. Plan der Überflügelung.

dann die Russen zu besiegen, jeden Theil vereinzelt zu treffen. — Das war jedoch nur bei der größten Schnelligkeit des Angriffs möglich, und bei der tiefsten Verschwiegenheit des Planes, die Feinde müssten überrascht und betäubt werden. Das Heer, das am Ocean stand, musste unerwartet an der Donau erscheinen, und zwar hinter der österreichischen Aufstellung. Die Österreicher sollten umgangen und durch Übermacht erdrückt oder gezwungen werden, die Waffen zu strecken, ehe es den Russen möglich wäre, sich mit ihnen zu vereinigen. Dann gedachte er die Russen zu schlagen und in Wien den Frieden zu dictieren. Das Heer konnte von Boulogne aus schneller an der Donau sein als in Italien. Die Märsche mussten aber so eingerichtet sein, dass der Plan erst zutage trat, wenn das Heer vereinigt auf dem Kampfplatze erschien. Schnelle und Stillschweigen waren vor allem nöthig, um die Feinde zu täuschen.

Geheimnis.

Darum sagte Napoleon, nachdem er fünf Stunden hindurch den Feldzugsplan dictiert hatte, zu Daru: „Reisen Sie nach Paris; sagen Sie aber, Sie reisen nach Ostende. Kommen Sie in der Nacht an, schließen Sie sich mit dem Minister Dejean an; machen Sie alle Befehle zur Ausführung, zum Marsch, für die Lebensmittel soweit fertig, dass es nur der Unterschrift bedarf. Machen Sie das alles selbst; ich will nicht, dass ein einziger Unterbeamter nur eine Hand dafür rege.“ [1]) Alle Befehle wurden 26. August dictiert, erst am 27. abends sollten sie jedoch geöffnet werden.

Bernadotte.

Marschall Bernadotte stand mit 20.000 Mann in Hannover; er sollte in aller Stille 10.000 Mann in Göttingen, die anderen bei der Stadt Hannover zusammenziehen, 6000 Mann sollte er unter dem Befehl eines ausgezeichneten Officiers nach Hameln schicken und diese Festung auf ein Jahr mit Lebensmitteln und allem Nöthigen zur Vertheidigung versehen. Am 20. September solle er nach zwölf Märschen Würzburg erreichen, und dort zugleich den Befehl über 20.000 Bayern übernehmen, und überall sagen, es sei ein bloßer Garnisonswechsel, — Truppen aus Holland würden in Hannover einrücken. Er solle durch beide Hessen ziehen unter dem Vorwand, dass er über Mainz nach Frankfurt zurückkehre. Bernadotte solle alles bar bezahlen und strenge Mannszucht halten; verweigere man ihm den Durchmarsch, so solle er ihn erzwingen. — In ähnlichem Sinne ergieng ein

Marmont.

Befehl an Marmont, der mit 20.000 Mann in Nymwegen stand, mit vierzig gutbespannten Geschützen am 1. September aufzubrechen, den Ufern des Rheins zu folgen bis er Mainz erreiche, und von da am 23. September in Würzburg einzutreffen. Ähnliche Befehle ergiengen an die drei Lager von

Das Heer bei Boulogne.

Ambleteuse, Boulogne und Montreuil: sie sollten 25. August aufbrechen: das von Ambleteuse, unter Davoust, über Kassel, Lille, Namur, Luxemburg, Zweibrücken nach Mannheim; das in Boulogne, unter Soult, über Saint-Omer, Douay, Cambray, Mezières, Verdun, Metz nach Speyer; das in Montreuil, unter Lannes, über Arras, Rheims, Nancy, Zabern nach Straßburg; Ney nach Weißenburg. All diese sollten in je drei Divisionen voranziehen; am ersten Tag die erste, am zweiten Tag die zweite, am dritten Tag die dritte. Am 24. September sollten alle diese Abtheilungen

[1]) Bignon, Geschichte Frankreichs vom 18. Brumaire bis zum Frieden von Tilsit, IV, S. 186.

in der Nähe des Rheines stehen. Die Reiterei bezog weite Cantonnierungen im Elsass, die Garde marschierte von Paris nach Straßburg. Es stand so wenig von diesen Märschen in den Zeitungen, dass erst Ende September die österreichische Regierung den Plan erfuhr. Die Stimmung im französischen Heere war freudig, nach langer Rast sehnte es sich nach der Aufregung des Kampfes, nach Sieg und Beute; unter dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ und unter Gesängen brachen die Soldaten auf. Am Rhein erhielt jeder Soldat einen Mantel und zwei Paar Schuhe.[1])

So stand denn auf einmal ein französisches Heer am Rhein. So schlug Napoleon die Verbündeten mit den Beinen seiner Soldaten, aber auch mit den Unterhandlungen seiner Diplomaten.

Abfall deutscher Fürsten.

So waren denn die Aussichten Österreichs für diesen Krieg sehr ungünstig. Zum Schlimmsten aber gehörte, dass deutsche Reichsstände, Baden, Wirtemberg, Bayern, in Aussicht auf Erweiterung ihres Gebietes durch Napoleon, nicht nur ihren Kaiser nicht unterstützten, sondern ihre Truppen zur französischen Armee stellten. Am schreiendsten war der Fall mit Max von Bayern, der damals ganz in den Händen des Illuminaten Montgelas war. Ihm allein hatte Napoleon im August geschrieben — „als ein Staatsgeheimnis, welches er allein seiner Ehre anvertraue“ —, dass er seinen Plan gegen England aufgeschoben habe und sofort mit seinem Heere nach dem Herzen von Deutschland ziehen werde. Der Gesandte Otto stellte dem Kurfürsten die Königskrone und großen Zuwachs an Gebiet in Aussicht, mahnte auch, was Bayern 1803 durch Frankreichs Fürsprache allein im Reichsdeputations-Hauptschlusse gewonnen, und welche Verpflichtung zur Dankbarkeit es habe. So ließ sich denn Maximilian, trotz der Warnungen und Thränen seiner Gattin, 24. August zu einem Bunde mit Frankreich hinreißen und gab in der Stille die entsprechenden Weisungen nach der Anordnung und dem Wunsche Napoleons — und rüstete sich, ohne jedes Aufsehen zu erregen, selber zur Abreise aus seiner Hauptstadt nach Würzburg, wohin zunächst 40.000 Franzosen kommen sollten.[2])

Max I.

Da kam sehr ungelegen 6. September mit einem Schreiben des Kaisers Franz II. der Feldmarschall-Lieutenant und Vicepräsident des Hofkriegsrathes, Karl Fürst zu Schwarzenberg; zugleich um die Gründe auseinanderzusetzen, die Franz II. und Alexander I. zu einer bewaffneten Friedensvermittlung trieben. „Ich habe alle Ursache zu besorgen, dass der französische Kaiser sich unverzüglich zu einem Angriff auf meine Staaten entschließen wird, sowie ich schon von seinem Vorhaben unterrichtet bin, sich der Truppen der zwischen seiner und meiner Grenze gelegenen deutschen Reichsfürsten unmittelbar oder dadurch zu versichern, dass er denselben anfangs die Neutralität zugesteht, sie jedoch nur so lange in Wirklichkeit bestehen lässt, als sie mit seinem Vortheil vereinbarlich ist. Der Einsicht Eurer Durchlaucht kann es nicht ent-

Franz II. an Max I.

[1]) Schönhals, l. c. S. 32, veranschlagt die Stärke der französischen Streitkräfte, die damals gegen Deutschland verwendet wurden, auf 286.000 Mann.

[2]) Schönhals, l. c. 26—31.

gehen, wie sehr die Ausführung eines solchen Verfahrens, wenn es auch auf Ihre Truppen ausgedehnt würde, mir und dem Kaiser von Rußland nachtheilig werden müßte und wie viel uns daran liegen muß, daß Sie keinen Anstand nehmen, Ihre Truppen mit den unsrigen zu vereinigen. — Bei der dringenden Gefahr vor den Maßregeln, welche die französische Regierung nun wahrscheinlich nicht verschieben wird, um Eure Durchlaucht entweder freiwillig oder mit Gewalt zur Erfüllung der erwähnten Absicht zu bestimmen, glaube ich keinen Augenblick verlieren zu dürfen, um diesen Maßregeln zuvorzukommen. Ich fühle ganz das Unangenehme Ihrer Lage, allein die gebieterischen Gründe, die mich zu diesem Begehren nöthigen, und die aus der Lage Bayerns entspringende absolute Unmöglichkeit, seine Neutralität zu behaupten, da im Falle eines Krieges die Armeen beider Theile unausweichlich in dasselbe eindringen müssen, werden Eure Durchlaucht überzeugen, daß es mir unmöglich ist, von diesem meinem Begehren abzustehen und daß ich mich gezwungen sehe, alle Mittel anzuwenden, die in meiner Macht stehen, um dessen Erfüllung zu bewirken, da ich mich sonst den traurigsten Folgen aussetzen würde, ohne daß Sie den gewünschten Zweck einer wahrhaften Neutralität erreichen würden. — Um allen Zweifeln über die aufrichtige und freundschaftliche Beschaffenheit meiner Gesinnungen zuvorzukommen, erkläre ich feierlich, daß ich, wenn Sie meinem geäußerten Wunsche entsprechen, bereit bin, die Integrität Ihrer Staaten gegen jede Beeinträchtigung zu vertheidigen und zu garantieren, und daß ich (wenn ein Krieg ausbrechen soll) nie meine Entschädigungsabsichten auf den kleinsten Theil Ihres Gebietes, sei es als Erweiterung oder als Tausch, richten werde."

Antwort. In einem Handbillet an Schwarzenberg vom 7. September, versicherte der Kurfürst, er sei entschlossen: Montgelas werde ihm die Bedingungen mittheilen, der Fürst möge ihnen nicht entgegen sein. Welches waren diese Bedingungen? Daß der Kurfürst sich die Garnison zu München vorbehalte — nämlich das Leibregiment und das Regiment Kurprinz, und daß sowohl München als Nymphenburg, sammt einer angemessenen Umgebung, vom Durchzug der österreichischen Truppen befreit seien. Während 8. September mit Montgelas darüber verhandelt wurde, sandte der Kurfürst ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser ab, in welchem er versprach, daß er seine Truppen mit den Oesterreichern vereinigen werde, zum Beweis seiner vollen Ergebenheit; er wende sich aber dabei an das väterliche Herz des

Kurprinz Ludwig. Kaisers: „Mein Sohn, der Kurprinz, befindet sich in diesem Augenblick in Frankreich. Da ich fortwährend an den Frieden glaubte, ließ ich ihn anfänglich nach Italien und dann nach dem südlichen Frankreich reisen, wo er sich noch aufhält. Wenn ich genöthigt werde, meine Truppen gegen die Franzosen marschieren zu lassen, so ist mein Kind verloren. Wenn ich aber im Gegentheil ruhig in meinen Staaten bleibe, so habe ich Zeit, ihn zurückkommen zu lassen. Kniefällig flehe ich daher Eure Majestät an, mir die Neu-

Neutralität. tralität zu bewilligen. Ich verpfände mein Wort, daß meine Truppen die Operationen der Armee Eurer Majestät nicht hindern werden; ich schwöre und verspreche ferner, daß ich, wenn dieselben gezwungen werden sollten, sich zurückzuziehen, ruhig bleiben werde, ohne etwas zu unternehmen. Ein Vater — der schrecklichen Verzweiflung preisgegeben — ist es, der um Gnade zu Gunsten seines Sohnes bittet! Wollen Eure Majestät es mir nicht versagen. Ich darf mir schmeicheln, daß der Kaiser von Rußland nicht entgegen sein wird."

Trotz dieses feierlichen Versprechens reiste der Kurfürst noch in der Nacht vom 8. zum 9. September nach Würzburg ab, und gab auch all seinen Truppen den gemessenen Befehl, sich eben dahin zu verfügen. Flucht nach Würzburg.

In der Antwort hob der Kaiser diesen Widerspruch hervor zwischen dem Versprechen und der That: er sei noch bereit, das Begehren des Kurfürsten in Betreff der Hauptstadt München und des Schlosses Nymphenburg zu erfüllen, ferner die Bayern als ein Corps vereint zu lassen, wenn sie unter dem Generalcommando der kaiserlichen Armee stünden. „Aber mit dem Marsche meiner Truppen innezuhalten, während die Franzosen ihr nahes Einrücken in Deutschland schon angekündigt haben, und während sie schon am Rheine sich zusammenzogen, wäre für die allgemeine Sache zu nachtheilig gewesen, als dass ich dazu die Hände hätte bieten können, und das noch dazu in einem Zeitpunkte, wo das neuerliche Benehmen Napoleons gegen die Höfe von Karlsruhe, Kassel und Stuttgart Eure Durchlaucht beurtheilen lassen können, ob die Neutralität Bayerns möglich gewesen, und ob Sie selbst Herr des Versprechens geblieben wären, Ihre Truppen nie gegen die meinigen zu gebrauchen. Es wäre mir äußerst schmerzlich gewesen, den Kurprinzen, dem ich persönlich zugethan bin, irgend einer Gefahr auszusetzen; allein ein Courier, sogleich abgesandt, hätte denselben in den Stand gesetzt, Frankreich zu verlassen, bevor eine gefährliche Maßregel gegen ihn hätte ergriffen werden können. Getreu in Erfüllung meiner Verbindlichkeiten, verlange ich ein gleiches Benehmen gegen mich. Ich fordere daher Eure Durchlaucht auf, das Versprechen, Ihre Truppen zu den meinigen stoßen zu lassen, ins Werk zu setzen, und erkläre mich zugleich bereit, in die erwähnten Bedingungen einzuwilligen." Rüge des Kaisers.

Keine Antwort erfolgte von Seite Maximilians. Thiers erklärt den Widerspruch durch das Einschreiten des französischen Gesandten Otto, der Montgelas ermunterte, für Bayern dieselbe Vergrößerung im neunzehnten Jahrhundert zu erwerben, die Preußen im achtzehnten Jahrhundert erlangte. Otto und Montgelas.

Nach kurzem Schwanken trafen der Ehrgeiz des Ministers und die Schwäche des Königs darin zusammen, dass Bayern sich an Frankreich innig anschloss; ein jahrelanges Vasallenverhältnis war die Folge davon. — Vor dem Volke suchte sich die Regierung durch den Hinweis zu rechtfertigen, nur der kräftigen Mitwirkung Napoleons habe sie die Entschädigung für die Verluste im Revolutionskriege zu verdanken, — und durch Anklagen gegen Österreich: Schwarzenberg habe unter Drohungen Anschluss an Österreich gefordert, die bayerische Armee hätte in kleinen Abtheilungen der österreichischen sollen einverleibt werden, das Land sei mit Requisitionen bedrückt und ihm das österreichische Papiergeld aufgedrängt worden. Wer Schwarzenbergs edles und feines Benehmen kennt, kann nicht glauben, dass er gedroht habe. Aber Kurfürst Maximilian lag eben ganz unter dem Zauber Napoleons. Wie dieser sich entschuldigt.

Der Kurfürst konnte nach der Vereinigung seiner Armee mit der französischen, in einem Aufruf an sein Heer vor den treulosen Plänen Österreichs warnen, welches Bayern habe zwingen wollen, für fremdes Interesse zu streiten;

Max an sein Volk. er konnte sagen: „Der Kaiser der Franzosen, Bayerns natürlicher Verbündeter, eilt mit seinen tapfern Kriegern herbei, um euch zu rächen, und schon kämpfen Eure Söhne an der Seite der sieggewohnten Völker, und bald, bald nahet der Deroy. Tag der Rettung.“ — General Deroy aber suchte Hass im Herzen der Soldaten gegen die Österreicher zu erwecken, er redete von übler Behandlung, von Strapazen, die sie als Verbündete Österreichs im letzten Kriege hätten erdulden müssen: „Vertrauet aber auf Gott und die gerechte Sache, und lasset euer Vaterland nicht untergehen!“ Es muss sich also doch das deutsche Blut in den Bayern geregt haben. Den Gebildeten redete man vor, die alten Bojer seien Kelten gewesen, also Bayern und Franzosen seien ein Brudervolk. Napoleon aber stellte sich in einer Proclamation als den Napoleon an die Bayern. Retter Bayerns hin: „Ich habe mich an die Spitze meines Heeres gestellt, um euer Vaterland zu befreien, denn das Haus Österreich will eure Unabhängigkeit vernichten. Ihr werdet dem Beispiele eurer Vorfahren folgen, die sich stets die Unabhängigkeit und die politische Existenz bewahrten, welche die ersten Güter der Nationen sind. Ich kenne eure Tapferkeit und schmeichle mir, nach der ersten Schlacht eurem Fürsten und eurem Volke sagen zu können, dass ihr würdig seid, in den Reihen der großen Armee zu kämpfen.“

Hohe Spione. Die Befehle zum Abmarsch der einzelnen Corps giengen 27. August von Boulogne ab. Verrath seines Geheimnisses befürchtend, sagte Napoleon seiner Umgebung nur, dass er 30.000 Mann an den Rhein schicke. Murat, Savary und Bertrand mussten indes in der Stille Franken, Schwaben und Bayern bereisen, die Straßen besichtigen, die vom Rhein nach der Donau führen, über ihre Beschaffenheit, über die militärischen Stellungen, über die Mittel zur Verpflegung berichten, namentlich sämmtliche Übergangspunkte über die Donau untersuchen. Murat war unerkannt in Wels, in Braunau, am Inn; er erfuhr, dass der Erzherzog Karl in Italien befehlige und das Heer am Inn der Kaiser selber; dass man nach Italien den Schwerpunkt des Krieges verlege. Bertrand hatte Ulm und dessen Befestigung genau besichtigt.[1])

Napoleon in ernster Arbeit. Um den raschen Anfang des Kampfes zu verbergen, blieb Napoleon noch sechs Tage in Boulogne, erst 2. September reiste er ab, 3. September war er in Malmaison. Die Rémusat erzählt:[2]) „Er arbeitete viel und führte ein sehr ernstes Leben, ergieng sich des Tages höchstens eine Stunde, suchte kurze Erholung nur auf der Jagd. Die Comédie française spielte hin und wieder in Saint-Cloud die besten Stücke in der vollendetsten Weise, aber nichts gefiel ihm ganz, Talleyrand nannte ihn l'Inamusable; er war immer in Gedanken und in ernsten Träumen. Nichts gefiel ihm vollkommen, die Stücke nicht, die Schauspieler nicht; sonst liebte er Talma, dem er öfters viel Geld schenkte, aber auch dieser erreichte das Ziel nicht, ihn zu fesseln. Er war wie ein Kranker, der andern grollt, weil er nicht gesund ist. Er arbeitete unablässig; wenn er müde war, schlief er einige Stunden untertags, um dann um Mitternacht schon wieder aufzustehen.“

Beunruhigende Gerüchte von einem bevorstehenden Krieg gegen Österreich machten die Pariser schon sorgenvoll; den ganzen Ernst der Lage enthüllte die Rede des Kaisers vom 23. September in feierlicher Sitzung des Senates:

---

[1]) Correspondance, XI, 164—169.

[2]) Mémoires de Madame de Rémusat, II, p. 171.

„Die Wünsche der ewigen Feinde des Festlandes haben ihre Erfüllung erlangt: der Krieg hat schon begonnen, mitten in Deutschland. Österreich und Russland haben sich mit England verbündet und das gegenwärtige Geschlecht ist aufs neue allen Schrecken des Krieges preisgegeben. Noch vor wenigen Tagen hoffte ich, der Friede werde nicht gestört werden; ich ertrug Drohungen und Beleidigungen: aber die österreichische Armee hat den Inn überschritten, München ist besetzt, der Kurfürst von Bayern ist aus seiner Heimat vertrieben. Die Bosheit unserer ewigen Feinde hat sich enthüllt, sie fürchteten meine Friedensliebe. Ich seufze über das Blut, das dieser Krieg Europa kosten wird, aber der französische Name wird dadurch neuen Glanz erlangen. Obrigkeiten, Soldaten, Bürger, alle wollen das Vaterland frei erhalten vom Einflusse Englands, welches, wenn es die Oberhand gewänne, uns nur einen Frieden voll Erniedrigungen und Schande zugestehen würde, und dessen Hauptbedingungen wären: Verbrennung unserer Flotten, Verschüttung unserer Häfen, Vernichtung unserer Industrie. Alle Verheißungen, die ich dem französischen Volke machte, habe ich auch gehalten; sowie seinerseits das französische Volk keine Verpflichtungen auf sich nahm, die es nicht übertroffen hätte. In diesen für seinen und meinen Ruhm so wichtigen Verhältnissen wird es fortfahren, den Namen der großen Nation ferner zu verdienen, mit dem ich es auf den Schlachtfeldern begrüßte. — Franzosen! euer Kaiser wird seine Pflicht thun, meine Soldaten die ihrige, ihr die eurige!“ [1] Der Senat.

Die Antwort des Senats war Ergebenheit in hochtönenden Worten: er bewilligte alles, was der Kaiser verlangte, namentlich, dass diejenigen, welche vom 15. September 1805 bis 25. September 1806 erst das Alter von zwanzig Jahren erreichten, schon ausgehoben und in den Depots der Regimenter eingetheilt und eingeübt werden sollten; ferner berief er alle ein, die seit sechs Jahren dienstpflichtig, aber noch nicht einberufen waren, so erhielt er 80.000 Mann als Nachschub. Ferner ließ er sich vom Senat ermächtigen, die Nationalgarde zur Vertheidigung der Festungen und der Küste zu verwenden unter Officieren, die er erwähle. Dies wäre zunächst vom gesetzgebenden Körper zu beantragen gewesen; allein der Senat war gefügiger und darum erlaubte er sich diese Verletzung der Verfassung; wie in der Revolution jeder zum Dienst für das Vaterland verpflichtet gewesen, so verwendete er auch jetzt die Nationalgarde gegen die Coalition. Antwort des Senats.

Berthier hielt im Senat einen Vortrag über den Krieg, der jetzt beginne, und der Minister des Innern wies denn die Nothwendigkeit nach, die Küsten durch die Nationalgarden bewachen zu lassen. Die Beschwerden gegen Österreich wurden weitläufig im „Moniteur“ auseinandergesetzt: es zwinge Napoleon, seine Pläne gegen England einzustellen, statt dass es durch offene Neutralität, wie Preußen, den Krieg verhindert und von der Dankbarkeit des Kaisers mehr hätte erlangen können, als wenn es zehn Schlachten gegen Frankreich gewinnen würde. Dadurch, dass es jetzt eine Diversion zu Gunsten Englands mache, zwinge es Frankreich zum Kriege. Napoleon stellte sich als zum Klagen über Österreich.

[1] Discours de l'Empereur au Sénat: motif, but de la guerre; recommandations. — Correspondance, XI, p. 299—300.

Kriege genöthigt hin. Österreich hatte auf den Lagunen einige Befestigungen angelegt — Napoleon dagegen verlangt, alle Befestigungsarbeiten müssten eingestellt werden, denn Venedig sei kein fester Platz und die dort errichteten Forts gehörten in die Reihe der Feldbefestigungswerke; er hatte gefordert, dass die Truppen aus Tirol abberufen, die in Steiermark, Kärnten, Friaul und im Venetianischen vermindert würden, und dass Österreich fest und unerschütterlich erkläre, es wolle eine strenge und gewissenhafte Neutralität beobachten. — Von den schlagenden Gründen, mit denen Österreich diese geharnischten Forderungen beantwortete, war im „Moniteur" jedoch nichts zu lesen.

Bange Stimmung.

Der Empfang des Kaisers auf dem Weg in den Senat und auf dem Rückweg war so kühl, dass Napoleon sich darüber beschwerte: man glaubte an den Hass Englands, man meinte aber, Österreich sei durch die Vorgänge in Italien zum Kriege gereizt worden; man glaubte, dass der Kaiser siegen werde, man warf ihm aber eine übertriebene Vorliebe für den Krieg vor. Man fürchtete, der neue Krieg werde lange dauern, und doch hätte man den Frieden so nöthig. Den Müttern wurde bange um ihre Söhne. Mit welcher Spannung wurden die Bulletins in dieser Zeit erwartet, und was hatten die Mütter dabei auch von einem Siege zu befürchten? — dass er erkauft sei um das Leben ihrer Söhne! Die Rémusat bemerkt:[1]) „Welche Pein verhängte Napoleon über die Mütter, über die Frauen, so viele Jahre hindurch! Er war oft erstaunt über den Hass, welchen er einflößte: konnte man ihm eine so schmerzliche, eine so lange andauernde Angst verzeihen, so viel vergossene Thränen und schlaflose Nächte, so viele Tage voll Schrecken? Hätte er darauf seine Gedanken gerichtet, so hätte er bemerken können, dass es kein natürliches Gefühl gab, das er nicht verletzte."

Geldnoth.

Drückend wurde die Geldklemme. Napoleon wollte kein Anlehen machen: „Nie in meinem Leben werde ich ein Papier ausgeben!" erklärte er seinem Finanzminister. Nun wurde das bare Geld selten: seit dem Kriege Spaniens mit England kam kein Gold und Silber mehr aus Mittel- und Südamerika auf den europäischen Markt, der sich an das regelmäßige Eintreffen der spanischen Piaster gewöhnt hatte. Im Vertrauen auf den Frieden hatten sich viele Handelshäuser in große Operationen eingelassen, die dann durch den plötzlichen Ausbruch des Krieges mit England die schmerzlichsten Verluste erlitten. Jetzt stand ein neuer, vielleicht lange andauernder Krieg in Aussicht — der letzte Credit vieler, früher guter Häuser sank und der Bankerott schien allgemein zu werden. Die Bank stellte die Barzahlungen ein; bares Geld war nur gegen hohes Agio zu haben. Seit Frankreich Domingo verloren hatte, musste es für Colonialwaren sein Bargeld nach Amsterdam, Hamburg, Venedig, Genua, Livorno senden. Früher hatte es Kaffee und Zucker aus Domingo bezogen und jährlich noch für 150 Millionen Francs ins Ausland verkauft. So wurde das Bargeld selten. Nur rasche Siege konnten helfen.

---

[1]) Mémoires de Madame de Rémusat, II, p. 198.

Diese zu erringen, reiste Napoleon schon 24. September nach Straßburg ab, nachdem er seinem Bruder Joseph den Vorsitz im Senat, seinem Bruder Ludwig die Aushebung der Mannschaft und die Bildung der Nationalgarde und dem Erzkanzler Cambacérès den Vorsitz im Staatsrath übertragen hatte. Letzterer solle ihm über alle Verhandlungen berichten, und zugleich über jede Frage sein Gutachten abgeben, die Entscheidung behielt Napoleon sich selber vor. Jeden Tag sollte ein Courier an ihn abgehen. Nur in dringenden Fällen sollte der Rath Befehle geben, die jeder Minister unter seiner Verantwortlichkeit ausführte. Eigentlich regierte Bonaparte auch vom Feldlager aus Paris und Frankreich. Zum Schutze der Küste ließ er Brune in Boulogne zurück, Lefèvre in Mainz und Kellermann in Straßburg zur Hut der Ostgrenze. Regierung.

Josephine wollte ihren Gatten in den Krieg begleiten, sie glaubte zuversichtlich an sein Glück. Er gestattete jedoch ihre Begleitung nur bis Straßburg; sie war froh, dem Gerede der Pariser und der Beaufsichtigung ihrer Schwäger zu entgehen. Auch Talleyrand begleitete den Kaiser bis Straßburg, dort sollte er bis auf weiteren Befehl verbleiben. Maret aber blieb beim Kaiser, er hatte die Bulletins abzufassen. Josephine. Talleyrand, Maret.

Vom 1. October 1805 an datierte Napoleon den Beginn des Feldzugs. An diesem Tage überschritt er den Rhein und setzte seinen Fuß auf deutsche Erde.

Auf badischem Gebiete, vom Kurfürsten Karl Friedrich mit seinem Sohne und Enkel begrüßt, hielt Napoleon sein erstes Nachtlager in Ettlingen. Hier wurde ein Bundesvertrag abgeschlossen: Baden stellte 3000 Mann zur großen Armee, so hieß von da an das Heer Napoleons, lieferte Lebensmittel und Wagen und erhielt Aussicht auf eine Gebietsvergrößerung. Der Kurfürst wünschte anfangs nur neutral zu bleiben, aber wie hätte er seine Neutralität aufrecht erhalten können? — Thiers bemerkt:[1]) „Eine solche Idee war unter den obwaltenden Umständen ein wahrer Traum, denn, wenn die kleinen deutschen Fürsten die Großmächte nicht hatten vom Kriege zurückhalten können, so durften sie nicht hoffen, den Leiden desselben durch eine Neutralität zu entgehen, die unmöglich war, da ihre Staaten fast sämmtlich auf der Marschlinie der kriegführenden Heere lagen. Napoleon bot ihnen statt der Neutralität ein Bündnis, indem er versprach, er wolle die streitigen Gebiets- und Souveränitätsfragen, welche solange zwischen ihnen und Österreich schwebten, zu ihren Gunsten entscheiden.“ — Napoleon stellte sich als der Vertheidiger der Unabhängigkeit der deutschen Fürsten hin, so in dem Aufruf an sein Heer:[2]) „Soldaten! Der Krieg der dritten Coalition hat begonnen; die österreichische Armee hat den Inn überschritten, die Verträge verletzt, unsern Verbündeten angegriffen und aus seiner Hauptstadt verdrängt ... Wir werden nicht eher stillestehen, als bis wir die Unabhängigkeit des deutschen Reiches gesichert, unserem Verbündeten geholfen und den Stolz unserer Feinde gebeugt haben. Wir werden keinen Frieden mehr Vertrag mit Baden. Neutralität unmöglich. Aufruf an die Armee.

[1]) Thiers, l. c. VI, p. 60.
[2]) Proclamation à la Grande armée. — Correspondance, XI, p. 219.

ohne Bürgschaft schließen, unsere Großmuth soll unsere Politik nicht mehr irre führen. — Soldaten! Euer Kaiser ist in Eurer Mitte; Ihr seid nur die Vorhut der großen Nation; wenn es nöthig ist, wird diese sich auf meinen Ruf wie ein Mann erheben, um jenen Bund zu zerstören, den britischer Hass und britisches Gold gestiftet haben." — Also England war der Störefried, die Verbündeten waren durch sein Geld verführt. Von Kaiser Alexander I. sagte er damals: „Er ist jung, er will Ruhm kosten und, wie alle Kinder, einen Weg einschlagen, auf dem sein Vater nicht gegangen ist."

Landgraf Ludwig.

Der zweite Fürst, auf dessen Anschluss Napoleon rechnete, war Ludwig, Landgraf von Hessen-Darmstadt; dieser aber weigerte sich entschieden, mit Frankreich ein Bündnis zu schließen,[1]) man konnte nur einen Train von ihm erlangen. Dafür ward Augereau nach Unterzeichnung des Preßburger Friedens angewiesen, in das Gebiet des Landgrafen einzurücken: „Denn dieser Fürst hat sich in Ansehung Unserer sehr schlecht benommen." — Nun

Bund mit Wirtemberg.

kam der Kurfürst Friedrich II. von Wirtemberg in Frage, ein Mann von großer Lebendigkeit des Geistes und Eigenwilligkeit: er erklärte dem französischen Gesandten, bevor ein Bündnis abgeschlossen sei, dürften ihm französische Truppen weder Ludwigsburg noch Stuttgart betreten.

Ney, welcher von Hagenau aus den Rhein überschritten, bei Karlsruhe seine Truppen gesammelt hatte, und über Pforzheim in wirtembergisches Gebiet eingerückt war, betrat Ludwigsburg nicht, ließ aber vor Stuttgart, dessen Thore vor seinen Augen geschlossen wurden, Kanonen aufführen: schnell wurden sie geöffnet. Wollte man dadurch vor der Welt kundmachen, dass man nur der Gewalt nachgebe? Napoleons Ankunft in Ludwigsburg, 2. October, behob den Zwist. Der Kaiser benahm sich sehr liebenswürdig gegen die Kurfürstin, eine englische Prinzessin, lobte die englische Literatur, und gewann den Kurfürsten, dem er eine Vergrößerung des Gebiets und die Königskrone in Aussicht stellte, so vollständig, dass dieser nach einer vierstündigen Conferenz äußerte, es sei ihm seit Friedrich II. niemand vorgekommen, „der eine solche Beredsamkeit ausübe wie Napoleon".[2]) Der Kaiser verlangte 10.000 Mann. Als der Kurfürst sich mit dem Widerspruche der Stände ausreden wollte, entgegnete Napoleon: „Jagen Sie diese Hunde zum Teufel![3]) Gegen diese will ich Sie schon unterstützen!" Der Bund wurde 5. October abgeschlossen. Die Division Seeger, 5792 Mann stark, trat sogleich den Marsch an gegen die Österreicher, und fortan schlugen sich die Wirtemberger bis 1813 mit ausgezeichneter Tapferkeit für die Sache Napoleons.

Kurfürst Friedrich II.

Kurfürst Friedrich war in allen Dingen sehr entschieden, und so erließ er jetzt auch gegen Österreich eine eigene Beschwerdeschrift, das heißt Kriegserklärung: es habe sich unpassende Einmischungen in die Machtvollkommenheit des schwäbischen Kreisdirectoriums, Verheimlichung seiner Pläne, dann wieder

[1]) Correspondance, XI, p. 329—330.

[2]) Mit dem Kurfürsten von Wirtemberg war Napoleon schon früher einig. Er schreibt ihm 29. September aus Straßburg: „Mon frère, vous m'avez promis, qu'un corps de vos troupes serait prêt à mon passage, à joindre mes drapeaux." Correspondance, XI, p. 331—332.

[3]) „Chassez ces bougres!"

Zudringlichkeiten zuschulden kommen lassen; plötzlich habe es Oberschwaben besetzt, Requisitionen ausgehoben und erst jetzt, als die Sache sehr ernst wurde, sich endlich einmal des Kurfürsten von Wirtemberg erinnert; der Abgeordnete Österreichs sei aber schnell vom Kurfürsten abgefertigt worden — und dergleichen. Man sieht daraus, wie wenig ein Römischer Kaiser deutscher Nation auf Rosen gebettet war.

Neutrales Gebiet

Nicht schnell genug konnten für Napoleon die Marschälle an die Donau gelangen. Bernadotte stand preußisches, neutrales Gebiet bei Ansbach im Weg — und bei des Königs von Preußen Eifer für die Neutralität war im fränkischen Gebiete feierlich verordnet worden, daſs ohne ausdrückliche Genehmigung des Königs kein Durchmarsch geduldet, kein Vorspann, keine Lieferung geleistet werden dürfe, sondern gegen solchen Versuch protestiert und selbiger unter keinem Vorwande gestattet werden solle. Nun glaubte Napoleon in seiner Siegeszuversicht und Gewaltlust, sich um dieses Verbot nicht kümmern zu müssen, und befahl Bernadotte, 3. October, durch dieſes Gebiet zu ziehen, jedoch trotzdem viele beruhigende Versicherungen zu geben, viele Anhänglichkeit und Achtung zu bezeugen, jedenfalls schnell hindurchzumarschieren, mit der Erklärung, „es sei nicht anders möglich", und so zogen denn Bernadotte und Marmont durch preußisches Gebiet. Die weggenommenen Lebensmittel wurden allerdings bar bezahlt. Auf die Warnung, Preußen möchte mit den Waffen in der Hand eine so auffallende Verletzung seines Gebietes rächen, antwortete Napoleon leichthin: „Ei, das wird Preußen nicht thun!"

verletzt durch Bernadotte und Marmont.

Friedrich Wilhelm III.

Die Sache war doch ernster. Neutralität war das Zauberwort, mit dem Friedrich Wilhelm III. alle Gefahren von seinem Lande fernzuhalten hoffte. Napoleon hielt den Glauben an die Fortdauer des Friedens für eine Illusion, es handle sich nicht mehr um Frieden oder Krieg, denn der Krieg sei schon da, sondern darum, ob der Krieg kurz oder lang sei. Auch das Angebot Hannovers wollte nicht mehr locken; Preußen mochte Hannover nur in Verwahrung nehmen, und wollte dafür die Neutralität im bevorstehenden Kriege erhalten. Nun wurde von Napoleon Hannover angeboten, wenn Preußen in einem geheimen Vertrag verspreche, alle Freundschaftsdienste Napoleon zu erweisen, die es ohne offenen Bruch der Neutralität leisten könne. Preußen wollte aber nur die Neutralität der Demarcationslinie vom 17. Mai 1795 festhalten.

Hannover.

Vertrat Duroc mit Eifer die Sache Frankreichs in Berlin, so Alopeus die Sache Rußlands, so Graf Metternich und Merveldt die Sache Österreichs. Friedrich Wilhelm III. blieb beharrlich bei dem Satze: er werde von der Neutralität nicht abgehen und nur gegen den feindlich auftreten, der sie zuerst angreife.

Alexander I.

Da traf 19. September ein Schreiben aus Wilna von Kaiser Alexander I. ein, er werde seine Truppen durch Südpreußen marschieren lassen. Darauf Berathung in Berlin und Beschluſs: die ganze preußische Armee mobil zu machen. Aber der Czar hatte nur angefragt. Bald darauf kam vom Westen die Nachricht, ein französisches Corps habe, gegen alle Verwahrung zum Trotz, das preußische Gebiet überschritten. Große Aufregung in Berlin, man sprach davon, beiden französischen Gesandten sogleich die Päſse zu überschicken, zumal Napoleon in einem Schreiben an den König die Sache als eine Kleinigkeit behandelte. In einer derben Note erklärte sich Preußen frei von jeder vorigen

Preußen macht mobil.

Verpflichtung: die Armee werde die Stellungen einnehmen, welche für die Vertheidigung des Staates nothwendig seien. Die Sperre gegen die Russen wurde aufgehoben, ein preußisches Heer rückte in Hannover ein, und besetzte den nördlichen Theil des Landes. 50.000 Mann wurden in Westfalen zusammengezogen. Preußen schien für die Coalition gewonnen. Um den König in dieser Stimmung zu befestigen, erschien Kaiser Alexander I. am 25. October in Berlin, bald darauf auch Erzherzog Anton, der Bruder des Kaisers Franz II.

Potsdamer Vertrag.

Am 3. November 1805 wurde in Potsdam ein Vertrag geschlossen, wonach Preußen als vermittelnde Macht zwischen Napoleon und der Coalition auftreten, Einhaltung der früheren Verträge, Entschädigung Sardiniens, die Unabhängigkeit Neapels, des deutschen Reiches, Hollands, der Schweiz, Trennung der italienischen Krone von der französischen fordern sollte. Nehme Napoleon diese Forderung an, so solle ein Congress zusammentreten, der allgemeinen Frieden und Sicherheit wiederherstelle; nehme er die Forderung nicht an, so solle Preußen mit 180.000 Mann der Coalition beitreten. Dafür bedang sich Preußen englische Subsidien aus, Erleichterung im Ankauf von Lebensmitteln und eine bessere Grenze. Alexander I. versprach, bei England den Tausch oder die Abtretung von Hannover zu erwirken. — Dieser Vertrag wurde von Czartoryski, Alopeus, Dolgoruki, von Hardenberg, Haugwitz und schließlich von Kaiser Alexander I. unterzeichnet. —

Mack in Ulm. Erzherzog Ferdinand. Karl Fürst zu Schwarzenberg.

Mack umgangen.

Indes hatte aber der rasche Gang des Krieges bereits eine neue Lage geschaffen. Am 6. October erschienen die Armeecorps Napoleons schon an der Donau und war Mack überflügelt. Er hatte Streifcorps gegen Stockach, gegen Engen zu entsendet, als erwartete er einen Angriff von Stuttgart her; dass er durch rasche Märsche der Franzosen schon überflügelt sein könne, kam dem Unglückseligen gar nicht in den Sinn.

Napoleons Absicht war, Mack in seiner Stellung an der Iller von Ulm bis Memmingen festzuhalten, durch die Meinung, die Franzosen würden wie bisher durch die Pässe des Schwarzwaldes vordringen, und ihn in der gegen Frankreich gerichteten Front angreifen, unterdessen mit seinem linken Flügel rasch an die Donau vorzudringen, diese bei Nördlingen, Donauwörth und Ingolstadt schnell zu überschreiten, ihn so im Rücken zu fassen, dass er von der Iller nicht nach dem Lech und der Isar sich zurückziehen könne, ihn möglichst schnell durch Übermacht zur Ergebung zu zwingen, dann sich zwischen ihn und die heranrückenden Russen zu stellen und jeden Theil vereinzelt zu schlagen. Es war eine Wiederholung des Manövers, das Bonaparte bei Marengo angewendet hatte.

Deshalb hatte schon 25. September Marschall Lannes die Brücke von Kehl benützt, um Rastatt zu besetzen, und waren am gleichen Tage Murats Reiter im Kinzigthal aufwärts gezogen gegen Schramberg, von Freiburg gegen Freudenstadt, um die Aufmerksamkeit der Österreicher auf die Pässe des Schwarzwaldes zu lenken. An Talleyrand schrieb Napoleon:[1] „Die Österreicher stehen an den Schluchten des Schwarzwaldes; Gott gebe, dass sie dort bleiben. Meine einzige Sorge ist, dass ich ihnen zu viel Furcht einjage. Wenn ich noch einige Tagemärsche gewinne, so habe ich sie umgangen und stehe mit meiner ganzen Armee zwischen dem Lech und der Isar." — Was Bonaparte anstrebte, gelang ihm vollkommen, durch geniale wie durch unsaubere Mittel; zu den letzteren gehört, dass er durch einen Doppelspion, Schulmeister, den General-Quartiermeister Mack zu bethören wusste, die Franzosen kämen von Freiburg her auf dem alten Wege durch das Höllenthal; später wusste er ihm sogar den Glauben beizubringen, eine Revolution sei in Paris ausgebrochen und die Franzosen seien auf dem Rückzug. Während Napoleon in Ludwigsburg weilte, leitete er meisterhaft die Märsche, durch die Mack wie in einem Netze gefangen werden sollte. Wie die Figuren in der berühmten Straßburger Uhr erschienen die Spitzen seiner Colonnen am bestimmten Tage und am bestimmten Orte. Schulmeister.

Mack bekam verschieden lautende Berichte, deutete aber alle im Sinne zu Gunsten seiner Stellung. „Die militärische Polizei", bemerkt Thiers,[2] „lügt, übertreibt, widerspricht sich geradeso wie die bürgerliche Polizei. Der höhere Geist unterscheidet in dem Chaos der Berichte die Wahrheit, der mittelmäßige Verstand geräth in Verwirrung und legt schließlich alles im Sinne seiner Neigung aus. Auf diese Weise entstehen die großen Irrthümer, welche Heere und Staaten zugrunde richten." — Mack hielt seine Stellung zwischen Ulm und Memmingen an der Iller für vortrefflich, mit der Front gegen den Schwarzwald, und entsendete bloß den General Kienmayer mit einigen tausend Mann gegen Ingolstadt, um die Bayern in der Oberpfalz zu beobachten. Mack.

Nun nahte rasch die Entscheidung. Vandamme nahm am Abend des 6. October die Brücke von Münster, eine Stunde oberhalb Donauwörth. Soult besetzte 7. October die Brücke von Donauwörth, nachdem er das Bataillon Colloredo vom linken Ufer vertrieben. Murat gieng mit der Masse seiner Dragoner an demselben Tage über die Brücke von Münster, Soult über die Brücke von Donauwörth. Am Abend des 7. October standen schon 65.000 Franzosen auf dem rechten Ufer. Schnell waren sie auch im Besitze der Brücke von Rain über den Lech; Iller und Lech waren damit übergangen. Davoust stand bei Neuburg. Napoleon traf 7. October in Donauwörth ein und traf sogleich Anstalten, zwischen Mack und den etwa heranziehenden Russen Stellung zu nehmen und Mack den Rückzug an den Lech auf der Straße nach München abzuschneiden. Murat und Lannes mussten sich zwischen Ulm und Augsburg aufstellen, Soult Augsburg besetzen. Stellung zwischen Iller und Lech

[1] Correspondance, XI, p. 202.
[2] Thiers, l. c. VI, p. 65.

Davoust überschritt 8. October die Donau bei Neuburg und näherte sich Dachau. Bernadotte überschritt mit den Bayern 9. October die Donau bei Ingolstadt. Kienmayer, fortwährend bedrängt, erreichte mit Mühe am 13. October Mühldorf und fand Ruhe hinter dem Inn. 12. October besetzten die Bayern München wieder.

Auffenberg. Am 8. October stießen Murat und Lannes, welche das Land zwischen Lech und Iller besetzen sollten, auf ein österreichisches Corps unter Auffenberg, das von Mack auf Recognoscierung ausgeschickt war. Obschon überrascht, vertheidigten sich die Österreicher doch mit zähem Muth gegen die Übermacht; Wertingen. 394 Mann blieben todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld, 1469 Mann mußten sich ergeben. Die Franzosen eroberten 3 Fahnen und 6 Geschütze. Unter den Excellmans. Franzosen hatte sich ein junger, feuriger Dragoner-Officier, Excellmans, ausgezeichnet, der dafür die eroberten Fahnen nach Donauwörth bringen durfte. Napoleon übergab ihm das Kreuz der Ehrenlegion in Gegenwart des Generalstabes mit eigener Hand.

Um Mack bei Ulm enger einzuschließen, befahl Napoleon dem Marschall Ney, am linken Ufer der Donau hinaufzugehen und sich aller Brücken zu bemächtigen; Murat und Ney sollten zur Einschließung mitwirken. So kam es Günzburg. 9. October zu einem heftigen Kampf bei Günzburg um drei Brücken. Die Österreicher stritten heldenmüthig und brachten den Franzosen schwere Verluste bei, dennoch nahmen die Franzosen eine der Brücken und die Österreicher mußten sich nun vor der Übermacht zurückziehen. Napoleon kam 9. October von Donauwörth nach Augsburg, um rasch die Entscheidung herbeizuführen.

Rüstow bemerkt:[1]) „Wenn man bedenkt, daſs der Weg nach Tirol gegenwärtig der einzige ist, auf welchem dem Kaiser noch zwei Schritte nach vorwärts abgewonnen werden konnten, und daſs alle Eindrücke, welche Mack erhielt, ihm dies zeigen mußten, eben weil sie ihn in eine andere Richtung drängen wollten, so ist es freilich schwer zu begreifen, weshalb er diese Straße nicht einschlug. Als Thatsache bleibt indessen stehen, daſs er im Laufe des 9. October zweimal gerade derjenigen Richtung gefolgt war, in welcher man ihn von feindlicher Seite haben wollte. — Die Zeit, welche er verlor, schenkte er aufs neue dem Feinde, um neue, den Österreichern ungünstige Umstände herbeizuführen." — Mit andern Worten: er war geleitet durch die falschen Nachrichten eines Doppelspions. — Napoleon schrieb ihm übrigens den Plan zu, nach Tirol zu entfliehen, und hätte dies in Macks Lage wahrscheinlich gethan; denn er konnte Tirol in zwei bis drei Tagemärschen erreichen, sich der österreichischen Armee in Italien anschließen, hatte dann die Alpen und das Volk von Tirol zu seinem Schutz und war eine Gefahr für den Vormarsch Napoleons. Mack aber war wie verblendet. Die Österreicher hatten an diesem Tag den Verlust von 2000 Mann an Todten und Verwundeten zu beklagen. Die Soldaten kehrten am 10. October, ermüdet und im Glauben an ihren Feldherrn erschüttert, nach Ulm zurück.

Der Zwiespalt in der obersten Leitung trat am 10. October deutlich hervor, als der Erzherzog Ferdinand an diesem Tage dem General-Quartiermeister Mack offen erklärte: daſs derselbe allein fortan für alle Folgen seiner Anordnungen verantwortlich sei. Mit andern Worten: Mack wollte in Ulm

[1]) Der Krieg von 1805, S. 129.

bleiben, Erzherzog Ferdinand aber war der Ansicht, Macks Stellung sei durch die Franzosen schon umgangen und eine Rettung sei nur noch möglich, wenn die Armee schnell nach Nördlingen durchbreche, denn in dieser Richtung sei der eiserne Ring noch nicht vollständig geschlossen, jedenfalls könne sich das Heer dann noch nach Böhmen retten, wenn es nicht vorziehe, rasch und erfolgreich im Rücken der französischen Aufstellung zu operieren.

Fürst Schwarzenberg.

Diese Ansicht theilte auch ein junger Oberst von hoher Befähigung und furchtloser Tapferkeit, der im Jahre 1813 der Vertrauensmann von ganz Europa wurde und dadurch, dass er für eine Riesenaufgabe die nöthige Befähigung besaß, und sie mit Hochsinn löste, einen unsterblichen Ruhm erlangt hat. Verweilen wir nur einige Augenblicke in der Betrachtung dieses Helden —, dessen lichtes Bild in dieser Zeit um so erfreulicher glänzt, je schwärzer die Nacht der Trübsale auf dem armen Vaterlande lastete!

Dieser Tapfere war der Fürst Karl Philipp zu Schwarzenberg, der Enkel berühmter und verdienter Ahnen, am 15. April 1771 in Wien geboren; er zeigte früh Talent und Neigung zu dem Stande, den er als Mann verherrlichen sollte; aber eine vielseitig veranlagte Natur, übte er sich nicht bloß in Waffen, sondern betrieb auch früh mit Eifer und Erfolg Studien in der Mathematik, Geschichte, in Sprachen, dann in der Philosophie. In Waffenübungen und ernsten Studien verfloss seine Jugend, seine Neigung für das Edle und Schöne war so lebendig, als für das Wahre; im Umgang war er wahrhaft, treu, herzgewinnend. Sein genialer Biograph sagt[1]) von ihm: „Jene Freundlichkeit, die jedermann gewann, die er in den verwickeltsten Verhältnissen der späteren Jahre bewahrte, zeichneten ihn schon damals im Umgange aus. Der edlen, äußeren Gestalt entsprach ein edles Herz. Zu rein zur Zweideutigkeit, zu stolz zur Lüge, zu groß, um kleinlichen Maßstabes sich zu bedienen, heiter, ohne jemals ausgelassen zu sein, und dabei aufmerksam genug, um tausend Gelegenheiten zu kleinen Diensten, zu Gefälligkeiten nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, war er die Zierde und Lust eines jeden Kreises, der Stolz und die Freude seiner Freunde und das Augenmerk der Frauen.“ — Siebzehn Jahre alt, nahm er schon Antheil am Türkenkrieg und machte sich durch seine vom Glück begünstigte Kühnheit bekannt. Lacy liebte ihn, Laudon war ihm Freund und Muster, Joseph II. ernannte ihn zum Hauptmann und überließ ihm die Wahl des Regiments, 1790 war er schon Major. Die kurze Friedenszeit benutzte er, um nachzuholen, was ihm an wissenschaftlicher Ausbildung noch abgehen mochte. Beim Ausbruch des französischen Krieges bat er um Verwendung, „von der ritterlichen Idee getragen, seinen Arm einem vom wüthenden Volke misshandelten Königshause zum Schutze darzubieten“: er wurde zum Oberstwachtmeister dem Latourischen Chevauxlegers-Regiment zugetheilt, das stolz war auf seinen Ruf, ihn in Kampf und Tod zu erhöhen für seine höchste Pflicht hielt, und in welchem ein edler, kriegerischer Gemeinsinn waltete. „Vom gemeinen Reiter bis hinauf zum Obersten, der es führte, bestand eine schöne Verbindung, deren man erst durch Tapferkeit sich wert machen konnte. Indem jeder einzelne sich würdig

Jugend.

Charakter.

Kriegsdienst.

Im Regiment Latour.

[1]) Prokesch-Osten, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg. Wien 1823. S. 25.

achtete, neben jedem Krieger, wessen Rangs er war, zu stehen, leistete dieses Regiment auch vorzügliche Dienste." — Schwarzenberg kannte den Geist der braven Wallonen. Sie empfiengen ihn kalt, seine Jugend machte sie scheu; er dagegen suchte jede Gelegenheit auf, zu zeigen, dass er ein würdiger Genosse dieser tapferen Schar sei, und nach mancher Probe der heldenmüthigsten Tapferkeit umarmten ihn die Officiere als einen der Ihrigen:[1]) er erprobte sich in kleinen Kämpfen und in großen Schlachten, wie die von Jemappes, Aldenhoven, Neerwinden. 1793 erhielt er als Oberstlieutenant den Befehl über drei Divisionen des Uhlanen-Freicorps, mit denen er kühne Überfälle ausführte, von welchen er nicht bloß gute Berichte, sondern auch Gefangene, eroberte Fahnen und Geschütze heimbrachte. Coburg und der Kaiser bezeugten dem Fürsten ihre Zufriedenheit; 1794 ernannte ihn Franz II. zum Obersten des Küraſſier-Regiments „Zeschwitz". Bei Landrecy vollführte Schwarzenberg, 26. April 1794, eine der schönsten Waffenthaten. Im Wahn gewissen Sieges und von einem dichten Nebel begünstigt, waren 30.000 Franzosen ganz nahe gegen den rechten Flügel der Verbündeten vorgerückt. Mit Schrecken bemerkte der Herzog von York die Gefahr: „Nur ein Reiterangriff kann uns retten!" rief er. — „Ich kenne jemand, der ihn führen wird", entgegnete Feldmarschall-Lieutenant Otto, und berief Schwarzenberg, der mit seinem geübten Auge sogleich die Wege erkannte, auf denen er zuerst die Reiterei, dann das Fußvolk angreifen konnte.[2])

Landrecy.

Wie ein Sturm brach Schwarzenberg mit seinem Küraſſier-Regiment und mit 12 Divisionen schwerer englischer Reiterei über 2000 französische Reiter her, dass sie zerstoben, dann, trotz Kartätschenregens, über das Fußvolk; Masse auf Masse wurde gesprengt, Linie auf Linie durchbrochen. In einer Stunde waren 3000 Mann durch den Säbel gefallen, waren 27.000 Mann in wildester Flucht. 32 eroberte Kanonen, 29 Munitionswagen brachte der Fürst ins Lager als Trophäe, aber es saß auch kein Mann im ersten Gliede, der nicht verwundet war. Der Kaiser verlieh dem Fürsten auf dem Schlachtfelde das Maria-Theresien-Kreuz. Am andern Tag war ein Siegesfest, das Regiment „Zeschwitz" ruhte im Lager, die anderen Regimenter kamen wie auf einer Wallfahrt zum Lager der Küraſſiere. Alles war ihres Lobes voll und rühmte den jungen Helden, der immer im dichtesten Gedränge war und doch unverwundet vom Schlachtfelde heimkehrte.[3])

Sieg bei Cateau.

Im Jahre 1795 stritt der Fürst unter Wurmser am Oberrhein, im Jahre 1796 unter Erzherzog Karl. „Das Heer hieng mit Leidenschaft an ihm und in vollem Maße theilte der Fürst diese Stimmung." Der Schlachtbericht ertheilte dem Fürsten das Lob, dass er sehr viel zum glücklichen Erfolg der Schlacht von Amberg beigetragen habe. Als nach der Schlacht bei Rivoli der Erzherzog Karl nach Italien eilte, forderte er den Fürsten auf, ihm nachzukommen. Schwarzenberg leistete wichtige Dienste beim Rückzug, indem er sich immer bei der Nachhut befand, den Muth der Leute hob, Ordnung in die Truppe brachte und die Übel verringern half.[4]) Der Stillstand zu Leoben unterbrach den Krieg. Während des kurzen Friedens, am 27. Januar 1799, vermählte sich der Fürst mit der verwitweten Fürstin Esterhazy, einer geborenen Gräfin Hochfeld. Doch bald rief ihn der Krieg von 1799 wieder zum Heer; er befehligte beim

[1]) Prokesch-Osten, l. c. S. 18.
[2]) Ibid. p. 37—38.
[3]) Ibid. p. 39—41.
[4]) Ibid. p. 52—53.

Zug des Erzherzogs Karl die Vorhut, stritt mit Erfolg bei Ostrach, bei Stockach, bei Zürich, bei Sinzheim, bei der Erstürmung Mannheims; 4. September 1800 wurde er vom Kaiser zum Feldmarschall-Lieutenant erhoben. Im Krieg von 1800 war Schwarzenberg bei der Vorhut des Heeres, an dessen Spitze der Erzherzog Johann stand: er rieth, dem Feinde einen Flügel zu versagen und auf dem anderen, gegen Gräfing und Ebersdorf, die größte Kraft vereinigend, den Feind mit überlegener Stärke anzufallen; dadurch gewinne man nicht bloß die Wahrscheinlichkeit des Sieges, weil man gewiss auf dem Angriffspunkt der Stärkere sei, sondern man erreiche früher die Ebene von München und wehre dem Gegner die Verbindung mit Tirol.[1]) Allein der gute Rath kam zu spät, ein anderer Plan war schon genehmigt und wurde übel ausgeführt, und das Unglück kam, das den Namen Hohenlinden für jeden Österreicher so schmerzlich macht. Übrigens warf Schwarzenberg auf dem rechten Flügel den Feind aus allen diesseits des Isen gelegenen Stellungen zurück, am 3. December drang er gegen Grénier bis gegen Hohenlinden vor, nahm mit klingendem Spiel die Höhen von Wetting und sandte um Nachricht von der Mitte und dem linken Flügel, die nicht zu entdecken waren. Da kam ihm die Botschaft von ihrem Unglück zu und der Befehl zu schleunigem Rückzug. Jetzt warf — es war am 3. December abends — der siegreiche Feind sich auf ihn und der Fürst leistete kühnen Widerstand. Da kam von Grénier gesendet ein höherer Officier, meldete die Niederlage der Mitte und des linken Flügels, „der Fürst habe für seine Ehre genug gethan und solle ja nicht das Unmögliche versuchen". Neu sah Schwarzenberg die ganze Größe des Unglücks ein, war aber weit entfernt davon, sich zu ergeben, sondern ließ den Officier festhalten und zog sich, tapfer sich vertheidigend, nach der Isen zurück; keine einzige Kanone gieng verloren. Am andern Tag sandte er den gefangenen Officier zurück. Moreau entschuldigte sich: man habe in dieser Schlacht nicht lange darüber zweifelhaft sein können, wo Fürst Schwarzenberg stehe; er könne über Grénier nur ungehalten sein, dass ihn das Gefecht nicht belehrt hatte, an solchem Gegner sei die Aufforderung, mit den Waffen in der Faust sich gefangen zu geben, ein Missgriff.[2])

Hohenlinden. Grénier. Moreau.

Der Erzherzog Karl übernahm 18. December den Oberbefehl und übertrug Schwarzenberg die Nachhut. Die Lage war schrecklich, der Fürst aber leistete, was möglich war; wo die Gefahr am höchsten, da war er zu sehen; wo die Noth am größten, da wusste er Rath; wo die Geister am verzagtesten, da hob er die Stimmung und machte Muth, wie Scipio nach der Schlacht bei Cannä. Nach Abschluss des Waffenstillstandes ernannte ihn der Kaiser zum Inhaber des zweiten Uhlanen-Regimentes, an dessen Spitze er dem Vaterlande schon viele Dienste geleistet hatte, und von dem er jeden einzelnen Mann und dessen Leistungen kannte, das auch mit einer rührenden Treue an ihm hieng. Der Obristlieutenant darin, Fürst Moriz Liechtenstein, schrieb ihm später: „Dich an unserer Spitze — kannten wir keine Gefahr und würden Dir in den Tod gefolgt sein. Freudig würde jeder für Dich und Deine Ehre sein Leben hingegeben haben. Dein Blick beseelte jeden von uns, Deine Zufriedenheit war unsere größte Belohnung." — Schwarzenberg rieth damals dringend zum Frieden: „Ruhe ist das erste, das einzige Rettungsmittel. Ohne diese Ruhe, und eine ziemlich lange Ruhe, während welcher man Zeit gehabt haben muss, um nicht allein die Schuhe

Schwarzenberg räth zum Frieden,

[1]) Prokesch-Osten, l. c. S. 62—64.
[2]) Ibid. p. 62—66.

und Kleidungsstücke auszubessern, sondern auch den moralischen Gebrechen zu steuern, würden wir das Ziel der Auflösung nur hinausrücken. — Die ganze Monarchie, gewohnt, in Eurer königlichen Hoheit den Retter zu sehen, erwartet von Ihnen die einzige Rettung in diesem Augenblick — den Frieden; die Krone Ihrer Siege wäre jener über die unsinnigste weltverheerende Hartnäckigkeit.“ [1])

in Petersburg.

Der Friede kam und Ruhe für Schwarzenberg, die nur 1801 durch die Sendung nach Petersburg unterbrochen wurde: der Fürst sollte dem jungen Kaiser Alexander I. die Glückwünsche zur Thronbesteigung darbringen, Missverständnisse, welche die Persönlichkeit Pauls I. veranlasst hatte, beheben. Die edle und sichere Art seines Auftretens gewann dem Fürsten die Neigung des jungen Kaisers und der hervorragenden Männer. Der Zweck seiner Sendung wurde vollkommen erreicht.[2])

Dann genoss der Fürst der Ruhe in der Stille seines Gutes, beschäftigt mit Verbesserungen in Feld und Wald. „Er gefiel sich darin, ein Schöpfer auf seinen Gütern zu sein. Die Kenntnis der Bäume und Pflanzen gehörte unter seine Lieblingsstudien.[3]) Er betrieb sie auf seine eigene Weise mit Beharrlichkeit und Schärfe und hatte hierin seine Gemahlin zum Muster, die diesen angenehmen Theil der Naturgeschichte wissenschaftlich betrieb. Er besaß die glückliche Gabe, sich mit Innigkeit an dem unscheinbaren Aufstreben einer Pflanze oder eines Bäumchens freuen zu können und, überall die ewig schaffende Natur vor Augen, das Leben der Pflanzenwelt mit jener Liebe zu beachten, mit der man sonst nur auf beseelte Wesen hinblickt.[4])

„Wer wäre darauf verfallen, den Heldenjüngling von Cateau, den entschlossenen und besonnenen Retter am Unglückstage von Hohenlinden, den Feldherrn, dem einst drei Viertheile von Europa ihre Kräfte anvertrauen sollten, — in eben dem Manne zu suchen, der nun stundenlang mit Emsigkeit und Sorgfalt unter seinen Bäumen lebte?“ — Doch fallen auch Studien der Politik und des höheren militärischen Wissens in diese Zeit.

Am 18. März 1805 wurde der Graf Latour zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt, und der Fürst zum Vicepräsidenten, dann zum geheimen Rath. Als Mack sein Heer an den Inn führte, übernahm Schwarzenberg zuerst die Verhandlung in München,[5]) dann den Befehl über 30 Bataillone und

Günzburg.

28 Schwadronen. Als Mack gegen Günzburg aufbrach, sollte Schwarzenberg Ulm festhalten, bis Jellacic mit den Truppen aus Vorarlberg einträfe. Mack besann sich unerwartet eines andern und kehrte um. Der Aufbruch gegen Nördlingen ward auf den 11. October verschoben. Am 11. October gegen Mittag entwickelten sich die Österreicher auf den Höhen des Michelsberges; da stießen sie auf das Corps Duponts und ein heftiger Kampf entspann sich um die Dörfer Jungingen, Haslach und Thalfingen. Die österreichische Infanterie wurde geworfen, Schwarzenberg aber warf mit seinen Küraſſieren die Franzosen.

Jungingen.

Dupont musste sich zurückziehen und verlor 12 Kanonen und die ganze Bagage, 1500 Mann lagen auf dem Platz und 800 wurden gefangen. Der Kampf um Jungingen dauerte bis tief in die Nacht. Die Österreicher hatten gesiegt, aber einen Tag für den Durchbruch nach Nördlingen verloren. Dieses Gefecht von

---

[1]) Prokesch-Osten, l. c. S. 65—76.
[2]) Ibid. p. 77—79.
[3]) Ibid. p. 79—80.
[4]) Ibid. p. 81—82.
[5]) Vgl. oben, S. 535 dieses Bandes.

Jungingen, welches Schwarzenberg gewann, ist der einzige Lichtpunkt in dieser traurigen Geschichte des Krieges um Ulm.[1])

Der Sieg gab Mack wieder einen Grund, den Zug nach Nördlingen zu vertagen, wo doch jede Stunde kostbar war. Schwarzenberg, der ihm als Freund bisher nahe stand, setzte ihm vergebens alle Gründe auseinander, dass er Ulm schnell verlassen solle, sonst gehe die letzte Frist der Rettung unbenutzt verloren. Er bat, er beschwor ihn als Freund — vergebens. Am 13. October solle der Abzug stattfinden, nun gab Mack endlich nach. Da war es aber sicher zu spät. Macks Starrsinn,

Rüstow sagt geradezu:[2]) „Mack wollte in Ulm ausharren. Das ist der Ausgangspunkt für alle Kritik seines Verhaltens. Seine Ansätze zum Abmarsch waren nie ernst gemeint: er gab nur dem Erzherzog nach, sobald er sich zum Widerspruch zu schwach fühlte, strengte aber dann seine Phantasie an, um einen Grund zu finden, den Abmarsch zu verschieben." — Was wollte er bei Ulm? Rüstow meint: eine Schlacht liefern wollte er nicht, denn er traf keine Anstalten dazu; er wollte also — etwas anderes lässt sich nicht denken — Napoleon hinhalten. „Jedes Hinhalten des Gegners muss seine Grenze haben, und diese muss in dem Eintreten einer Änderung der Lage gesucht werden. Auf welche Änderung in seiner Lage konnte nun Mack rechnen, wenn er selbst nichts zu ihrer Änderung unternahm? Erstens auf die Ankunft der Russen; er wusste, dass der Marsch der Russen seit Wochen künstlich beschleunigt wurde. Die geringe Stärke Kutusoffs kannte er jedoch nicht. Wie alle Menschen, deren Stärke mehr in der Einbildungskraft, als in dem Verstand liegt, war er unfähig, Zeitverhältnisse richtig zu beurtheilen. Aber er schweifte noch viel weiter hinaus: Napoleon hatte das preußische Gebiet von Ansbach verletzt — und es schien ihm fest, dass zweitens Preußen sofort der Coalition beitrete — plötzlich erschien nun eine preußische Armee, bedrohte die Verbindung mit Frankreich — und Napoleon konnte nichts Eiligeres thun, als rasch an den Rhein zurückweichen! Hier fehlte Mack abermals die Fähigkeit, die Zeit zu veranschlagen. Wann konnte Preußen, das seine Hauptmacht in den nördlichen und östlichen Provinzen hatte, Napoleon gefährlich werden, was vermochte dieser nicht unterdes zu thun, um Mack zu vernichten! Bei den Wiener Conferenzen hatte er lebhaft dafür gesprochen, dass England Landungen an der französischen Küste veranstalte. Der Zeitpunkt konnte wohl jetzt eingetreten sein. Die Berechnung Macks war jedoch falsch. Das, was er auf alle Fälle thun musste, war, selber Thätigkeit zu entwickeln, um aus seiner Lage herauszukommen, also eine Verstärkung zu suchen, oder wenn diese sich näherte, ihr entgegenzugehen. Die beiden sichersten und nächsten Verstärkungen waren diejenige der Russen und die Armee in Tirol; die kürzesten Wege zu diesen, also diejenigen, welche am raschesten zum Ziele führten, lagen auf dem rechten Donau-Ufer. Deshalb concentrierte Napoleon, der dem Gegner das Vernünftigste zutraute, seine Aufmerksamkeit so vorherrschend auf das rechte Ufer, dass er das linke fast über Gebür vernachlässigte. Erst dieser Umstand konnte den Abzug der Österreicher auf dem linken Ufer rechtfertigen, um nun

wie ist er zu erklären?

Falsche Rechnung.

Unthätigkeit.

[1]) Prokesch-Osten, l. c. S. 84—89.
[2]) Der Krieg von 1805, S. 136.

durch Böhmen die Verbindung mit den Russen und vielleicht mit den Preußen aufzusuchen, obschon der auf dem linken Ufer ein Umweg war und überall Napoleon die kürzeste Linie bot, wenn er nur rechtzeitig bemerkt ward. —

Eigensinn. Endlich darf man noch eines nicht vergessen, den Eigensinn des eingebildeten Gelehrten. Mack hatte die Herrlichkeit, die Stärke der Ulmer Stellung in alle Himmel erhoben — und nun sollte er sie verlassen, ehe sie einmal ihre Stärke erwiesen hatte! Dies war ja nicht zu verlangen.“ [1])

Abzug, 13. October 1805. Auf vieles Drängen gab Mack für den 13. October die Anordnung: Werneck solle mit 16.000 Mann als Vorhut nach Heidenheim aufbrechen, Riesch mit 18.000 Mann um zehn Uhr ihm folgen; Schwarzenberg solle am 13. October mit 18.000 Mann zwischen Iller und Donau demonstrieren und früh am 14. October ihnen nach Heidenheim nachziehen. Das war also der Durchbruch nach Norden — und nicht unausführbar, obschon die Wege durch den Herbstregen sehr schlecht waren. Jellacic sollte 13. October oberhalb Ulm auf das rechte Donau-Ufer übergehen, die Illerbrücken zerstören und in die Gegend von Memmingen hinaufmarschieren. Diese Anordnungen konnten einen siegreichen Erfolg haben, leider änderte sie Mack noch an demselben Tag.

Napoleons Pläne. Napoleon hatte im Sinn, am 13. oder 14. October bei Ulm eine Schlacht zu liefern. Daher drangen seine Truppen auf dem rechten Ufer der Donau gegen Ulm und die ganze Aufstellung an der Iller, also gegen Westen vor. Die Nachricht von diesen Märschen und der Bericht eines wirtembergischen Beamten, dass an einem einzigen Tag neun Couriere an Napoleon durch Stuttgart gereist, dass die Engländer in Boulogne gelandet und im Marsch auf Paris seien, dass die französische Armee auf dem Rückzug sei, in zwei Tagen werde kein einziger Franzose mehr in der Nähe von Ulm stehen, — der Doppelspion Karl Schulmeister[2]) bestätigte diese Nachrichten, — befestigte in Mack mit neuer Stärke die Überzeugung, dass er doch im Rechte gewesen sei und die Franzosen im Rückzug begriffen seien, und er erließ sogleich Gegenbefehle. Auf die falsche Nachricht gründete er die falsche Vermuthung, Napoleon wolle seinen Rückzug in drei Colonnen bewerkstelligen, die erste werde über Memmingen, Villingen, Straßburg gehen, die zweite über Riedlingen, Ehingen, die dritte über Donauwörth und Nördlingen nach Mannheim. Mack gedachte sogleich den Rückzug der Franzosen zu stören, sie vor dem Übergang über den Rhein zu vernichten, oder zu gleicher Zeit mit ihnen über den Strom zu gehen und den Krieg auf das französische Gebiet hinüberzutragen. Seine Phantasie ergieng sich in Sprüngen; das zeigen die neuen Anordnungen. Jellacic solle die erste Colonne verfolgen, Schwarzenberg und Werneck, welcher schon in Herbrechtingen saß, sollten sich auf die zweite französische Colonne stürzen, Riesch und Kienmayer, die hinter dem Inn standen, auf die dritte. Schwarzenberg erhielt daher den Befehl, am 14. October noch nicht Ulm zu verlassen,

Falsche Nachrichten machen Mack rückfällig; er gibt verkehrte Befehle.

[1]) Rüstow, l. c. S. 136—138.

[2]) Wie dieser Schurke sich nachträglich seiner verwegenen Streiche rühmte, ist in den „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen“ zu lesen, III, S. 184. Vielleicht ist er der nämliche, welcher Napoleon zur Schlacht bei Marengo so gute Dienste leistete. Vgl. oben, S. 52 dieses Bandes.

Werneck aber die Weisung, seine Artillerie nicht nach Nördlingen, sondern nach Aalen zu richten. In einem Ausschreiben vom 13. October sagte Mack, Napoleon säße in Weißenhorn im Gedränge, und man müsse ihn an dem Tage angreifen, wo er über die Iller gehen wolle.[1])

Napoleon in Weißenhorn.

Napoleon hatte sich nämlich von Augsburg nach Weißenhorn begeben, um die bevorstehende Schlacht an der Iller zu leiten. Die Anrede, die er in Weißenhorn an seine vom Marsch durch den Morast ermüdeten Soldaten hielt, lautete nicht, wie wenn er entfliehen wollte; im Gegentheil, er ermuthigte sie, die Österreicher seien umgangen und schlügen sich nur noch um ihre Rettung, sie würden gerne in ihre Heimat entfliehen, wenn es noch Zeit wäre. „Ohne diese Armee, die vor euch steht, wären wir heute in London und hätten den Schimpf von sechs Jahrhunderten gerächt und den Meeren die Freiheit gegeben. Englands Bundesgenossen sind es, gegen die ihr euch morgen schlagt. Der morgige Tag wird hundertmal größer sein, als der von Marengo. Ihr werdet die Bewunderung der Zukunft sein. Den Feind nur besiegen, genügt nicht. Nein, nicht ein Mann der feindlichen Armee darf uns entkommen."

Also bei Mack die unheilbare Verranntheit in seine falsche Ansicht und das stete Ändern kurz vorher erlassener Verordnungen! In einem Schreiben am 12. October hatte der Befehlshaber, Erzherzog Ferdinand, der seinen Namen hergeben musste, während der General-Quartiermeister Mack die Befehle gab, an den Kaiser klagend gemeldet, dass er mit den Anordnungen Macks gar nicht einverstanden sein könne. „Alle Tage macht er zwei ganz verschiedene Pläne, deren Ausführung er dann mir überträgt; die stete Veränderung hat die Truppen durch unaufhörliches Hin- und Hermarschieren sehr abgemattet und viele Unordnungen verursacht; er bekümmert sich um nichts, gibt seine widersprechenden Befehle, einen nach dem anderen, und hört hierüber keine Vorstellung; eigentlich war ich seither sein General-Quartiermeister. — Unsere Lage ist nach der Ansicht der geschicktesten Männer äußerst kritisch. Nicht der Feind, sondern unser bisheriges Benehmen versetzte uns in dieselbe. Übrigens sind die Generale und Truppen vom besten Willen beseelt."

Klagen des Erzherzogs Ferdinand.

So war die Lage, als der 14. October ernste Gefechte brachte.[2]) Die Franzosen standen an diesem Tage in geschlossener Linie von Oberkirchberg bis zum Donaubrückenkopf bei Ulm. Riesch, welcher den Abzug nach Heidenheim decken sollte und von der Veränderung der Marschbefehle noch keine Kunde erhalten hatte, beschloss, gegen die herandrängenden Franzosen die Stellung bei Elchingen zu vertheidigen, und warf ein Bataillon in das Dorf, ein anderes in die massiven Gebäude der Abtei, den Rest hinter diesen Posten; ihm schloss sich Laudon an. Um die Abtei, welche die Österreicher hartnäckig vertheidigten, entspann sich bald ein heftiger Kampf, der mit dem Rückzug der Österreicher vor der Übermacht endigte, welcher bald fluchtartig wurde. Der dreistündige Kampf soll den Österreichern 3000 Mann gekostet haben. Napoleon verlegte nun sein Hauptquartier in die Abtei von Oberelchingen. Ney, welcher der Held des Tages war, erhielt später von hier den Namen Herzog von Elchingen.

14 October 1805

El-chingen.

Am 14. October abends umgaben die Franzosen Ulm schon in einem großen Halbkreis, ihre Plänkler waren schon vor den Gärten der Stadt. Zu

Lage Macks.

[1]) Rüstow, l. c. S. 143—144.
[2]) Ibid. p. 145—150.

entkommen war nur noch über Geislingen, Aalen nach Böhmen, oder über die Donau oberhalb Ulm und Ehingen nach Tirol.

In dieser Lage gab Mack noch Befehle, Napoleon zu verfolgen! Die Generale eilten zu ihm,[1]) um ihn auf den Ungrund seiner Voraussetzungen aufmerksam zu machen: ein Blick auf das Feld bewies, wie die Franzosen der Stadt sich näherten; Tettenborns Bericht bestätigte, was man von der Stadt aus sah; dennoch glaubte Mack, von seiner Ansicht nicht weichen
Bianchi. zu müssen. Oberst Bianchi, ein ausgezeichneter Soldat, eilte zum Erzherzog Ferdinand und stellte ihm vor, er müsse, wenn das so fort gehe, in die Gefangenschaft der Franzosen gerathen, was eine Schande für die Armee wäre, und ein großes Unglück zugleich, dem man mit aller Kraft vorbeugen müsse; es gebe nur ein Mittel sich zu retten, nämlich sich durchzuschlagen. Der Erzherzog berief nun einen Kriegsrath in Macks Wohnung und Gegenwart.

Kriegsrath. Mack nahm den Vorschlag mit Unwillen auf, und entgegnete in weinerlichem Ton, es sei noch keine Gefahr, er selbst wolle mit der ganzen Armee hinausrücken; nicht die Lage der Österreicher sei verzweiflungsvoll, sondern die Lage Napoleons, der nur angegriffen habe, um seinen Abzug zu verdecken; in Brabant und Frankreich sei eine Revolution ausgebrochen, Napoleon eile dem Rhein zu; am nächsten Morgen werde die Straße nach Günzburg frei sein; übrigens habe er die Vollmacht, nach Gutdünken zu handeln. Erzherzog Ferdinand schilderte nochmals die Lage, wie sie war, längeres Verweilen führe zur Kriegsgefangenschaft. Die Verhandlung wurde bitter; Mack wies die Ordre des Kaisers vor, welche auch den Erzherzog unter sein Commando stellte, und soll gedroht haben, ihm den Kopf vor die Füße zu legen. Bianchi erinnerte an die Worte, die der Kaiser in Altötting an ihn richtete: „Setzen Sie den Erzherzog der Gefahr aus, wie Sie wollen, nur lassen Sie ihn nicht gefangen werden!“ — und stellte die Frage, ob der Erzherzog noch länger in Ulm bleiben
Abzug beschlossen. dürfe, bei der Gefahr gefangen zu werden. Da stimmte der Kriegsrath für den Abzug, der am 14. October abends zehn Uhr stattfinden und bei dem Fürst Schwarzenberg die Führung übernehmen sollte. Die nöthigen Vorkehrungen wurden schnell getroffen. Als der Prinz zu Pferde steigen wollte, überreichte ihm Mack noch eine Note, er stehe mit seinem Kopf für das Leben, wenn er ruhig in Ulm bleibe, nicht aber im geringsten, wenn er in der Nacht und in solcher Verwirrung Ulm verlasse. — Wie folgenschwer war die Unklarheit in Sachen des Oberbefehls! —

Erzherzog Ferdinand, Schwarzenberg, Werneck.

Der Erzherzog nahm nur 1000 Reiter mit: Schwarzenberg-Uhlanen, Klenau-Chevauxlegers und Mack-Küraſſiere. Als Mack erklärte, Giulay und Stipsic seien ihm unentbehrlich, befahl der Erzherzog diesen, dazubleiben. Tettenborn führte den Vortrab Geislingen zu, die übrigen folgten ge-

[1]) Prokesch-Osten, l. c. S. 94.

schlossen. Die Nacht war kalt, finster und unfreundlich; man vertraute der Vorsicht und dem guten Säbel; man stieß auf feindliche Posten, die man niederrannte, doch auf keine größere Truppe. Von Geislingen gieng es querfeld nach Gmünd und von dort nach Aalen. Sollte man von da über Ellwangen nach Nürnberg oder über Nördlingen? Schwarzenberg war für Nördlingen, man könne zwar leichter vom Feinde beunruhigt, aber auch leichter mit Werneck vereint werden. Man sandte einen Officier an ihn ab, er solle zwischen Bopfingen und Nördlingen zum Erzherzog stoßen. Dieser kam aber mit der schlimmen Nachricht vom Unglück Wernecks zurück, das man nicht hatte ahnen können.

Werneck war 13. October mit 25 Bataillonen und 28 Schwadronen nach Heidenheim abgezogen, welches aber wegen des grundlosen Weges an diesem Tage nur der Vortrab erreichte; hier hielt er an, damit der Train einen Vorsprung gewinne. Ein Gegenbefehl hielt das Corps an, dessen Ankunft er erwartete. Am Abend erhielt Werneck Nachricht vom Unfall bei Elchingen, und ein aufgefangenes Schreiben Napoleons, welches Dupont befahl, die wenigen von Ulm ausgerückten Bataillone gefangen zu nehmen — er kannte also die Stärke des Corps von Werneck nicht. Hohenzollern und Baillet de Merlemont riethen ihm, jetzt die vor Ulm stehenden Franzosen im Rücken anzugreifen. Werneck beschloss umzukehren und 15. October auf Albeck loszugehen: hätte er dies nur sogleich und mit vereinter Kraft vollbracht! aber er theilte, aus Sorge vor Duponts Nähe, sein Corps in zwei Colonnen. Die eine zog unter Baillet gegen Albeck, die andere unter Hohenzollern nach Langenau, statt mit beiden zusammen auf Albeck loszubrechen. Die erste Colonne ließ sich bei Albeck in ein Gefecht ein, wodurch Napoleon zur Überzeugung gelangte, dass eine größere Truppenmacht außerhalb Ulms sei, weshalb er Murat befahl, diese aufzusuchen und zu vernichten. Werneck wollte umkehren und am 16. October wieder gen Ulm ziehen, da traf ihn der Befehl Macks, er solle die nach Westen fliehenden Franzosen verfolgen. Neues Schwanken, neue Verwirrung! Nun kam der Befehl des Erzherzogs, der alle versprengten Kräfte hinter dem Inn zusammenziehen wollte: er solle zu ihm stoßen. Sofort sandte Werneck nach Langenau Befehl, zu ihm zurückzukehren.

Werneck.

Widersprechende Befehle.

Aber schon war Murat mit 6000 Reitern und dem Corps Dupont über die Truppen in Langenau hergefallen, hatte die Reiterei zersprengt und einen großen Theil des Fußvolks gefangen und warf sich dann auf Nerenstetten. Mit Mühe erreichten die Österreicher Herbrechtingen; hier deckten sie Hohenzollern und Mecsery, aber sie hatten an diesem Tag (16. October) 3000 Mann verloren. Nur schwer erreichten sie in der Frühe Unterkochen in der Nähe von Aalen. Am Mittag erreichte Werneck Neresheim, aber um vier Uhr nachmittags kam schon Murat über ihn und nahm vier Bataillone gefangen. Werneck brach mit nur acht Schwadronen und 1700 Mann zu Fuß nach Trochtelfingen auf, von wo er die Reiterei gen Öttingen ziehen ließ. Achtundvierzig Stunden waren die Truppen in nassem Wetter, ohne Nahrungsmittel auf dem Marsch oder im Gefechte gewesen. In Trochtelfingen stand die Colonne Wernecks knietief im Wasser, ein Theil suchte vergebens Ruhe im nahen Walde. In der Frühe wollte Werneck aufbrechen, allein seine Mannschaft war physisch und moralisch so erschöpft, die Disciplin derart erschüttert, dass Werneck sich genöthigt sah, mit dem General Klein, der Murats Vortrab befehligte, eine Capitulation abzuschließen: 4 Generale, 71 Officiere, 1553 Mann ergaben sich mit 28 Geschützen kriegsgefangen. Werneck fehlte, dass er

Murat.

Capitulation von Trochtelfingen.

Fehler Werneck's. auch die vorausgeeilten und entsendeten Truppen seines Corps in die Capitulation einschloss und so ihre Gefangennehmung verursachte. Als Gefangener konnte er keine Befehle unterschreiben. Werneck kam deshalb in Untersuchung, starb aber noch im Jahr 1805 am Nervenschlag.

Jetzt war vorauszusehen, dass Murat sich auf die kleine Schar stürzen werde, die den Erzherzog umgab. Welcher Jubel für die Franzosen, wenn sie einen Erzherzog gefangen bekamen! Welche Verlegenheit für Österreich! — und welch hohen Preis konnte der Sieger für die Freilassung fordern! Darum eilte die kleine, aber muthige Schar unaufhaltsam vorwärts; sie drängte geschlossen voran, durch Sammelpunkte der Feinde, die überrascht, zersprengt und niedergehauen wurden; denn Gefangene konnte man keine fortführen. Bei Wallerstein stieß man auf größere Reitermassen, der Fürst entschied für unverweilten Angriff; die Feinde waren überrascht, sie wurden durchbrochen und durch Wallerstein verfolgt. In Ötting en stieß Hohenzollern mit dem Rest der Reiterei und des Fußvolks, welches er vom Corps Wernecks gerettet hatte, zu Schwarzenberg. Es war eine willkommene Verstärkung! Erzherzog Ferdinand verfügte jetzt über 1200 Mann zu Fuß und 1800 Pferde.[1]) Nach den Nachrichten, welche diese mitbrachten, war von einem Zug an den Inn nichts mehr zu erwarten, und wurde daher beschlossen, sich nach Böhmen zu retten. Es galt zu eilen, denn Murat verfolgte die Flüchtigen mit 6000 der besten Pferde; sein Vortrab erreichte sie vor Ötting en, wurde aber zurückgeschlagen. In Gunzenhausen hofften sie 19. October zu rasten; sie fütterten eben die Pferde, als die Reiter Murats unter General Klein nahten. Eine Rast, ein Imbiss war bei der Erschöpfung der Mannschaft und der Pferde unumgänglich nöthig; aber schon hatten die Feinde die Posten über die Altmühl geworfen und nahten schon der Brücke. „Dies war", so erzählt Prokesch,[2]) „einer der Augenblicke, wo in der Unbereitschaft zum Widerstande die Herzhaftigkeit, auch des Verwegensten, erlahmen konnte. Es befand sich keine Truppe von hinlänglicher Stärke gesammelt, um den Andrang zu brechen und Zeit zu erfechten; Muth und Kraft reichten nicht aus, so sollte die Besonnenheit retten. Schwarzenberg, über dessen Schnellblick und Urtheil selten eine Lage, so verwirrend sie sein mochte, Meister wurde, ritt dem Feinde, der schon die Brücke vor dem Orte besetzte, mit der Aufforderung, dessen Führer zu sprechen, entgegen. Die Franzosen glaubten, das Ende ihrer Anstrengungen sei gekommen. General Klein nahte eilig und begrüßte den Fürsten mit Auseinandersetzung aller Gründe, welche nach seiner Meinung Schwarzenberg bewegen sollten, dem Erzherzog zur Niederlegung der Waffen zu rathen. Die Drohung, keinen Mann zu verschonen, den ganzen Haufen niederzumachen, wolle er versuchen, sich zu wehren, schloss diese Anrede. — „Nous vous battrons!" rief einer der feindlichen Officiere, „et vous finirez toujours par être pris." — Mit der einfachen Antwort: „Nous, nous battrons!" wies der Fürst diesen zurecht und, indem er der Heftigkeit Kleins überhaupt unerschütterliche Ruhe und bald Leichtigkeit, bald Ernst entgegensetzte, verwickelte er Klein immer tiefer ins Gespräch. Jetzt forderte Klein, der nun die Überzeugung hatte, dass der Erzherzog sich nimmer ergeben werde, Hohenzollern mit allen Truppen heraus, die früher unter Werneck gestanden und die er vermöge des Vertrages dieses Generals zu Trochtelfingen für Gefangene

Hohenzollern.

Schwarzenberg rettet.

Klein.

[1]) Nicht 6000 bis 7000 Pferde, wie Thiers behauptet, der aus Mitleid mit Mack angibt, der Erzherzog habe aus Ulm 20.000 Mann mitgenommen.

[2]) Prokesch-Osten, l. c. S. 104.

der Franzosen erklärte. Aber gerade diese Reste machten die Hauptstärke des Erzherzogs. Klein wusste, dass er ihm mit diesem Theile die ganze Widerstandskraft nehme. Es hatte aber auch der Erzherzog den Vertrag Wernecks nie anerkannt und Hohenzollern war bereits auf dem Marsche gewesen und frei, als ihm gesagt wurde, dass er gefangen sei. Der Fürst entwickelte mit Gelassenheit dem französischen General die Gründe, warum die Franzosen keinen rechtlichen Anspruch auf Hohenzollern und seine Truppen haben könnten, und diese Unterredung währte schon an anderthalb Stunden — ein Gewinn an Zeit, unschätzbar in der damaligen Lage — die hinter dem Orte stehenden Österreicher hatten indessen den Abmarsch geordnet und eröffnet. Jetzt begannen die Officiere in Kleins Umgebung sehr hörbar ihre Unzufriedenheit auszudrücken. Der Fürst schien nicht darauf zu achten. Klein, für die Aufrechthaltung der Würde besorgt, verwies sie einigemale zur Ruhe, bis zuletzt ein bestimmter Befehl Murats das Gespräch abbrach, das den Erzherzog an der Altmühl gerettet hat."

Von neuem begann die Jagd, welche die Reiter aushalten konnten, aber nicht mehr die Mannschaft zu Fuß, einer nach dem andern sank erschöpft nieder und wurde gefangen; schon vor Nürnberg ließ man das schwere Geschütz zurück, in Nürnberg auch einen Theil des leichten, zumal Pulver und Kugeln zu fehlen begannen. Zu Eschenau wollte man nur eine Stunde rasten, um Nahrung zu nehmen, um die Pferde zu füttern und umzusatteln. Da kamen die Franzosen, von Murat persönlich geführt, in die Nähe des Dorfes. Die Schüsse der Vorposten kündeten die Gefahr an und kamen immer näher. „Aufsitzen!" rief der Erzherzog, „der Feind ist da!" — schon drangen die Franzosen in den Hof des Hauses, in welchem der Erzherzog abgestiegen war. Mecsery und Hohenzollern warfen sich ihnen entgegen. Mecsery stürzte von mehreren Kugeln getroffen zusammen, und fiel in die Gewalt der Feinde. Die Hohenlohe-Dragoner hielten in einer engen Gasse den Feind auf, indes hatte Schwarzenberg seine Reiter wieder geordnet und warf Murat zurück. Dieser gab jetzt die Hoffnung auf, den Erzherzog zu fangen und den Parisern zeigen zu können. Nur kleine Abtheilungen verfolgten noch. Am 22. October waren die Österreicher in Eger, in acht Tagen waren sie über hundert Stunden geritten — es waren bei der Musterung noch 1694 Reiter, 400 Artilleristen und 163 Trainsoldaten, zusammen 2257 Mann. Wie viele hatten unterwegs das Leben, wie viele die Freiheit verloren! Alle Geretteten freuten sich übrigens der bestandenen Gefahren, als sie vom Lose der Zurückgebliebenen in Ulm hörten. Der Kaiser dankte dem Fürsten Schwarzenberg in einem eigenen Handschreiben für die Rettung des Erzherzogs und für die großen Dienste, die er dem Heere in Ulm geleistet.[1]) —

Kampf um Eschenau.

Schwarzenberg.

Rettung.

Napoleon und Mack. Übergabe Ulms.

Nach Ulm kehren wir jetzt wieder zurück. Napoleon beschloss, dem Kampfe um die Stadt am 15. October ein Ende zu machen, und gab Ney den Befehl, den Michelsberg, Lannes den Befehl, den Frauenberg zu erstürmen. Gegen Mittag begann der Angriff. Ney nahm im Sturmlauf die

Ulm, 15. October.

[1]) Prokesch-Osten, l. c. S. 102—105.

Höhen und seine Colonnen näherten den Abhang hinunter sich schon der Stadt. Der Widerstand der Österreicher war nicht lange, nur am Frauen- und Gänsethor wurde mit Erbitterung gekämpft und ein französisches Bataillon fast ganz vernichtet. 63.000 Franzosen konnte Mack auf dem Michelsberg nur 15.000 Österreicher entgegenstellen; denn die Mannschaft, die am 14. October die anstrengenden Märsche und Gefechte mitgemacht hatte, war kampfunfähig.

Ney auf dem Michelsberg.

Seiner Beute sicher, ließ Napoleon das Gefecht gegen Abend abbrechen, bloß einige Granaten in die Stadt werfen, um zu sehen, was von dieser Höhe aus geleistet werden könnte. Dann sandte er den Escadronschef Ségur, der sich aber auf dem Weg verirrte und erst spät in der Nacht mit Mack zusammentraf. Mack hatte sich am Kampfe an diesem Tag nicht betheiligt, es fehlte die einheitliche Leitung und der feurige Muth in der Vertheidigung, wahrscheinlich hat die Nachricht vom Abzug des Erzherzogs und Schwarzenbergs entmuthigt. — Mack hatte nur in einem Armeebefehl alle Generale und Oberofficiere bei ihrer Ehre und ihrer Pflicht verantwortlich gemacht, das Wort „Übergabe" ja nicht auszusprechen oder an etwas anderes zu denken, als an die hartnäckigste Vertheidigung; denn in wenig Tagen werde die Vorhut einer kaiserlichen oder russischen Armee zur Befreiung eintreffen. Der Feind sei wegen Mangels an Lebensmitteln, theils wegen des furchtbaren Wetters in der übelsten Lage. „Unsere Gräben sind tief, unsere Bastionen stark. Nichts ist also leichter, als die Stürmenden zu vernichten. Sollten die Lebensmittel mangeln, so haben wir 3000 Pferde, die uns für lange noch erhalten werden."

Ségur bei Mack.

Macks Aufruf.

Nun forderte ihn Ségur auf, sich zu ergeben. Mack zeigte sich empört über diese Zumuthung: „Sie sehen Männer vor sich, die bereit sind, Ulm bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen." Ségur setzte ihm dann auseinander, seine Lage sei verzweifelt, er sei von mehr als 100.000 Franzosen umringt, die Russen seien noch weit zurück, auch hielten 60.000 Franzosen die Innlinie besetzt, Erzherzog Karl sei durch Massena an der Etsch zurückgehalten und könne ihm nicht zuhilfe kommen. Ein Hoffnungsstrahl schwand also nach dem andern vor den Augen Macks; endlich gieng er auf den Vorschlag ein, zu capitulieren, aber man müsse ihm acht Tage Zeit lassen, die Russen zu erwarten. Ségur hatte ihm gedroht, wenn er binnen fünf bis sechs Tage Ulm nicht übergebe, so werde Napoleon die Stadt mit Sturm nehmen und den Truppen die härteste Behandlung angedeihen lassen.

Entmuthigung.

Am gleichen Tage hatte schon Ney zur Übergabe des Platzes auffordern lassen und ein Kriegsrath sich gegen freien Abzug dafür ausgesprochen, zu capitulieren, Mack aber sich diesem Vorschlag widersetzt — und mit Grund; denn Lebensmittel waren auf vierzehn Tage noch vorhanden, und jeder Tag, da Napoleon verhindert wurde, die Donau hinabzuziehen, war wichtig. Aber die Officiere hatten das Vertrauen in die Richtigkeit von Macks Berechnungen verloren. Die höheren Officiere wollten aus dieser Lage herauskommen. Man sieht es auch daraus, dass der Verpflegsbeamte die unrichtige Angabe bestätigte, es seien nur für zwei Tage noch Lebensmittel vorhanden.

Der Kriegsrath.

Ségur meldete die Erfolglosigkeit seiner Sendung.[1]) Am andern Tag

[1]) Ségurs Bericht findet sich ganz im Anhang zum 13. Band von Dumas, Précis des événements militaires ou essais historiques sur les campagnes de

wünschte Napoleon den Fürsten Moriz Liechtenstein zur Unterhandlung, und ließ, um sie schneller wirksam zu machen, die Stadt vorher durch zwölf Haubitzen beschießen. Die Brände wurden aber schnell gelöscht, und Liechtenstein wollte nur in Übergabe der Stadt gegen freien Abzug willigen. Napoleon verwarf den Waffenstillstand, den Mack angeboten hatte, und verlangte Übergabe auf Gnade und Ungnade. Bei diesem Anlass erfuhr Napoleon, dass Erzherzog Ferdinand mit Schwarzenberg abgezogen sei; als er den Wunsch aussprach, mit dem Erzherzog selber zu unterhandeln, erklärte ihm Liechtenstein die Unmöglichkeit. Fürst Moriz Liechtenstein.

Nun gieng Mack am 17. October selber in das Hauptquartier zu Napoleon. Nach Macks Aufzeichnung wurde er mit dem Vorwurf empfangen:[1]) „Wie konnten Sie so eigensinnig sein, sich in diesem Platz, der kaum den Namen einer Festung verdient, vertheidigen zu wollen?“ — Mack entgegnete, Ulm hätte sich wohl bis zur Ankunft der Russen halten lassen, aber unglückliche Umstände hätten ihn gezwungen, um Abzug zu unterhandeln. Nun kam die Rede auf die Ursachen des Krieges, und wiederholten sich nur die Gründe und Gegengründe der diplomatischen Verhandlungen, die wir oben kennen lernten. Mack verwies auf die Hilfsquellen Österreichs, auf 400.000 Mann werde Napoleon an der unteren Donau stoßen, es sei nicht so leicht zu unterwerfen! — „Gut, wir wollen Frieden schließen“, antwortete Napoleon; „ich ermächtige Sie, dem Kaiser zu sagen, dass ich nur den Frieden will, und ihn auch jetzt um billige Bedingungen zu schließen bereit bin; nur muss Russland aus dem Spiele bleiben.“ — Auf Macks Entgegnung, das gehe jetzt nicht so leicht, sagte Napoleon: „Wohlan, ich will mit beiden verhandeln, man nenne mir nur die Vorschläge; ich bin begierig, dieselben kennen zu lernen; ich will Opfer bringen, große Opfer.“ — Nun meinte Mack, ein Waffenstillstand bahne am besten den Weg zu einer Unterhandlung. — Darauf entgegnete Napoleon: „Nein, ich kann meine Vortheile nicht unbenutzt lassen; aber ich wiederhole es, und ermächtige Sie, es Ihrem Kaiser zu sagen, dass ich den Frieden will; er soll mir nur den Grafen Cobenzl mit einem russischen Bevollmächtigten schicken.“ Auch auf das verletzte Ansbacher Gebiet kam Mack zu sprechen, er hätte die Bayern leicht abschneiden können, wenn er die Neutralität hätte verletzen wollen. — „Warum haben Sie das nicht gethan?“ sagte Napoleon. — „Weil der König von Preußen seine Neutralität erklärt, und jeden mit Krieg bedroht hat, der sie verletze.“ — Napoleon erwiderte: „Darum wird er keinen Krieg anfangen!“ Mack bei Napoleon.

Napoleons Auftrag an den Kaiser bezauberte Mack — er unterschrieb die berüchtigte Capitulation: „Am 18. October vormittags rückt eine fran-

1799 à 1814, p. 385—395; er fand in Mack „einen hochgewachsenen, alten, bleichen Mann, sein Gesicht deutete auf eine lebhafte Phantasie hin, seine Ängstlichkeit suchte er zu verbergen“. Anfangs wollte Mack von einer Übergabe Ulms gar nichts hören. Nach und nach klärte ihn der Franzose über die Lage auf, namentlich dass die Russen keinesfalls schon in Dachau wären. „Wenn binnen acht Tagen keine Hilfe da ist, so bin ich bereit, Ulm zu übergeben, ich habe dann meine Pflicht gethan; man hat mir dann die Hilfe nicht gesendet, die man mir versprochen hatte.“ — Ségur findet: „Seine Lage ist verzweifelt und er muss unsäglich leiden, dennoch gibt er sich keine Blößen, er ist im Vollbesitz seiner Geistesfähigkeiten, seine Rede ist lebendig, in der Verhandlung ist er zähe. Er will nur Zeit gewinnen; er sucht den Untergang Österreichs, an dem er mitschuld ist, zu vertagen; er will ihm noch einige Tage Frist verschaffen, um sich darauf vorzubereiten. Ist er auch zugrunde gerichtet, so spricht er doch immer für Österreich. Sein Geist ist übrigens mehr politisch als militärisch: sein Kopf verirrt sich aber in einer Unzahl von Vermuthungen.“

[1]) Mack, Précis de mon entretien avec l'Empereur des Francais, XII. — Moriggl, Der Feldzug des Jahres 1805, I, S. 173.

Capitulation. zösische Brigade in die Stadt, in welcher die österreichische Garnison einstweilen verbleibt. Wenn nun bis zum 25. October vor Mitternacht keine österreichische Armee erscheint, fähig die Stadt zu entsetzen, so muss die österreichische Armee in Ulm die Waffen niederlegen, sich kriegsgefangen ergeben und nach Frankreich abführen lassen. Die österreichischen Officiere dürfen nach Österreich zurückkehren, jedoch nur unter der Bedingung, dass sie in diesem Feldzug nicht mehr gegen Frankreich dienen. Pferde, Waffen, Munition, Fahnen gehören der französischen Armee." [1])

Napoleon hatte nichts gegen die acht Tage, die sich Mack ausbedang, er musste ohnehin seinen Truppen nach den anstrengenden Märschen Ruhe gönnen.

Memmingen. Wie jetzt Ulm fiel, so war 15. October Memmingen gefallen. Soult hatte es kurze Zeit beschossen, in der Stadt waren nur zehn Feldgeschütze, der für sie bestimmte Geschütz- und Munitionszug war von den Franzosen am Lech abgeschnitten worden. General Spangen berief einen Kriegsrath, der in Anbetracht dieses Mangels sich für Capitulation aussprach, die noch denselben Abend, acht Uhr, abgeschlossen wurde: 5000 Mann streckten das Gewehr. Tirol war in zwei Tagmärschen zu erreichen; ein Versuch, sich durchzuschlagen, hätte wohl gelingen können, zumal die Überlegenheit Soults nicht so groß war, aber im Kriegsrath wurde nur von Baron Buol der Antrag dazu gestellt; man sieht, wie durch Macks verkehrte Maßregeln die Armee entmuthigt war. Jellacic zog sich auf die Nachricht davon nach Isny und Wangen zurück, General Wolfskehl nach Lindau. Soult ward angewiesen, durch Landsberg an den Inn zu ziehen, er wies aber auf die Gefahr hin, die von Seite Tirols drohe, bekam jedoch von Napoleon die Antwort, ein schnelles Erscheinen vor den Thoren Wiens sei das beste Mittel, Tirol zu säubern und die Flanke der großen Armee freizumachen; übrigens nähere sich Augereau mit schnellen Schritten dem Rhein und werde Soult den Rücken decken.

Spangen. Buol. Soult.

Zweiter Vertrag von Ulm.

Napoleons Sache war es nicht, lange zu rasten: es trieb ihn zur Entscheidung gen Wien: nur rasche Schläge konnten Preußen, das sich rüstete, vom Anschluss an die Coalition abhalten. Er mochte darum nicht bis zum 26. October in Elchingen unthätig sein und lud, als er die Nachricht von der Capitulation von Trochtelfingen besaß, Mack nach Elchingen ein und setzte ihm auseinander, wie ein Entsatz gar nicht möglich sei; was von der österreichischen Armee noch vorhanden sei, befinde sich jenseits des Inn. Berthier betheuerte all das im Auftrag Napoleons auf sein Ehrenwort und mahnte Mack im Tone mitleidiger Großmuth, die Noth, welche ein längerer Aufenthalt über die Österreicher und die Stadt bringe, sei nutzlos; und Mack vergaß, dass jeder Tag, den Napoleon länger an Ulm festgehalten wurde, für das österreichische und russische Heer ein Gewinn sei, und versprach schon am nächsten Vormittag die Waffen zu strecken; er machte nur die Bedingung,

[1]) Der Text der Capitulation bei Dumas, Précis, XIII, p. 395 und p. 88. Fürst Liechtenstein hat freien Abzug auch für die gemeinen Soldaten verlangt. Napoleon entgegnete: „Wer steht mir dafür, dass sie nicht wieder gegen mich dienen müssen? Das könnte mir höchstens der Erzherzog Ferdinand auf sein Ehrenwort versprechen." — Da entgegnete Fürst Liechtenstein: „Der Erzherzog ist nicht mehr in Ulm". Der Wortlaut der Capitulation von Trochtelfingen ist ebenfalls bei Ségurs Bericht abgedruckt. Anhang zu Dumas, Précis, XIII, p. 401–404.

daſs ein französiſches Armeecorps von gleicher Stärke, wie die Garniſon von Ulm, die Stadt in einem Umkreis von zehn Stunden bis zum 25. October nicht verlaſſe. Alſo dafür, daſs 25.000 Mann unter Ney blieben, ließ Mack 70.000 bis 100.000 Mann nach dem Inn ziehen. Wäre Napoleon in Ulm einige Tage feſtgehalten worden, ſo hätten die Ruſſen am Inn ſich ſammeln können. Dieſer zweite Vertrag iſt alſo ein neuer großer Fehler des unglückſeligen General-Quartiermeiſters!

Waffenſtreckung, 20. October 1805.

Dieſem Vertrage gemäß ſah alſo am 20. October 1805 der Sieger, wie 27.000 Öſterreicher vor ihm die Waffen ſtreckten; er ſtand auf einer kleinen Anhöhe am Fuße des Michelsberges, hinter ihm ſtand im Halbkreiſe ſein Fußvolk, vor ihm in gerader Linie ſeine Reiterei. Zwiſchen beiden war ein freier Raum, auf welchem die Öſterreicher paarweiſe durchzogen und ihre Waffen niederlegten. Zuerſt kam der General Mack und übergab ſeinen Degen mit den ſchmerzlichen Worten: „Hier iſt der unglückliche Mack!“ — der „unglückſelige Mack“ hätte er ſagen ſollen. Napoleon ſuchte ihn und ſeine Generale zu tröſten: „Der Krieg hat ſeine Wechſelfälle. Sie können ſich durch ihre früheren Siege dafür tröſten, daſs Sie jetzt beſiegt wurden. Ihr Kaiſer führt mit Unrecht Krieg gegen mich; ich ſage Ihnen offen heraus: ich weiß nicht, warum ich mich mit ihm ſchlage; ich verſtehe nicht, was man von mir will.“[1]) — Das iſt eine Unwahrheit. Hochfahrend und ſiegesübermüthig iſt, was er den öſterreichiſchen Officieren weiter ſagte: „Ihr Herr wollte mich daran erinnern, daſs ich einſt nichts als ein Soldat war. Ich hoffe, er wird jetzt zugeſtehen, daſs ich unter dem kaiſerlichen Purpur mein Handwerk nicht verlernt habe. Ich gebe meinem Bruder, dem Kaiſer von Deutſchland, noch einen guten Rath, er ſoll ja ſchnell Frieden ſchließen. Jetzt iſt der Augenblick, daran zu denken, daſs allen Reichen ein Ende beſtimmt iſt. Der Gedanke, daſs das Ende des Hauſes Lothringen kommen möchte, muſs ihn erſchrecken. Ich will nichts auf dem Continent; ich will Schiffe, Colonien, Handel, das iſt vortheilhaft für Sie, wie für mich. — Sie ſehen, ich habe in Deutſchland 200.000 Mann; Ihre Gefangenen werden 200.000 andere in Frankreich ſehen. Sie wiſſen ſelbſt, daſs ich mit einer geringen Macht zu ſiegen verſtehe.“ Die Öſterreicher hörten ſchweigend dieſe Worte des vom Siege Berauſchten an. Unmuthig warfen die Soldaten die Gewehre auf einen Haufen und ſahen trutzig auf den Mann, der ein tauſendmal beſſerer Führer war als ihr Mack. Napoleon unterhielt ſich mit den Generalen, die ihm vom italieniſchen Kriege her bekannt waren; mit Klenau, Giulay, Liechtenſtein. Die übergebenen Fahnen wurden maleriſch hinter dem Kaiſer aufgeſtellt. Unter den franzöſiſchen Soldaten gab ſich die feurigſte Bewunderung für ihren Kaiſer kund: „Der kleine Corporal“, ſagten ſie, „hat eine neue Art der Kriegführung erfunden, er führt ihn mehr mit unſern Beinen, als mit unſern Bajonnetten.“[2]) Fünf Stunden dauerte das traurige Schauſpiel; 27.000 Mann zogen an Napoleon vorüber, 3000 lagen verwundet in Ulm. Die Soldaten muſsten nach Frankreich wandern, die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, in dieſem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, entlaſſen; das Gepäck blieb den Gemeinen wie den Officieren.

Mack eilte, dem Kaiſer Bericht zu erſtatten; in Hütteldorf wurde er jedoch verhaftet, um in Königgrätz vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden,

[1]) Dumas, Précis, XIII, p. 99—101.
[2]) Ibid. XIII, p. 101.

Mack verurtheilt.

das ihn zum Verlust seiner Stelle, aller Orden und zehnjähriger Festungsstrafe verurtheilte ... Das Urtheil wurde dem kranken Manne vor seinem Bette vorgelesen. Mack weinte bitterlich, als der Staatsprofoß von seiner Uniform die Orden und die Borten wegriss. Er blieb mehrere Jahre in Haft, später wurde er auf Verwendung Schwarzenbergs begnadigt, und als Feldmarschall-Lieutenant pensioniert, erhielt auch seine Orden zurück und durfte von 1819 an wieder bei Hof erscheinen; er lebte nun gedemüthigt, in stiller Zurückgezogenheit in St. Pölten, wo er 1828 starb.

Napoleon erließ am Tage nach dieser großen Demüthigung der Österreicher einen prahlenden Aufruf an sein Heer aus dem Hauptquartier Elchingen:

Napoleon an sein Heer.

„Soldaten der großen Armee! In vierzehn Tagen haben wir einen Feldzug vollendet. Was wir beschlossen, ist ausgeführt: wir haben die Truppen des Hauses Österreich aus Bayern gejagt, und unseren Verbündeten wieder in die Regierung seiner Staaten eingesetzt. Dieses Heer, das sich so prahlerisch und unvorsichtig an unserer Grenze aufstellte, ist vernichtet. Aber, was kümmert das England? — sein Zweck ist erreicht, wir sind nicht mehr in Boulogne! — Von den 100.000 Mann, welche diese Armee bildeten, sind 60.000 Mann unsere Gefangenen; sie werden unsere einberufenen Soldaten bei den Feldarbeiten ersetzen; 200 Geschütze, 90 Fahnen, alle Generale sind in unserer Gewalt; von den Feinden haben sich nur 15.000 Mann retten können. — Soldaten! Ich hatte Euch eine große Schlacht angekündigt, aber, Dank sei es den schlechten Plänen des Feindes, ich konnte den gleichen Erfolg erringen, ohne Euch zu sehr auszusetzen, und, was ohne Beispiel ist in der Geschichte der Nationen, ein so großer Erfolg hat uns bloß 1500 Mann kampfunfähig gemacht! — Soldaten! Diesen Erfolg verdankt Ihr Eurem grenzenlosen Vertrauen in Euren Kaiser, Eurer Geduld in Ertragung der Beschwerden und Entbehrungen und Eurer seltenen Unerschrockenheit. Aber, wir werden hier nicht innehalten; Ihr seid ungeduldig, einen zweiten Feldzug zu beginnen; diese russische Armee, welche das Gold Englands vom Endpunkte des Erdkreises herbeigelockt hat, soll jetzt von uns das gleiche Schicksal erfahren. — Bei diesem Kampfe ist hauptsächlich die Ehre des Fußvolks betheiligt. Jetzt muss zum zweitenmale jene Frage entschieden werden, die schon in Holland und der Schweiz erledigt wurde, ob das französische Fußvolk das zweite oder das erste in Europa ist. Es sind da keine Generale, denen gegenüber ich Ruhm erwerben könnte. Meine ganze Sorge wird darauf gerichtet sein, den Sieg mit so wenig Blutvergießen als möglich zu erringen, denn meine Soldaten sind meine Kinder!“ [1])

Zu seinen Gunsten.

Am gleichen Tage erließ Napoleon einen Befehl, dass der Monat Vendemiaire des Jahres XIV den Soldaten der großen Armee für einen ganzen Feldzug gerechnet werden solle, dass die in den Besitzungen des Hauses Österreich in Schwaben, sowie alle sonstigen erhobenen Kriegssteuern, alle weggenommenen Magazine, zum Vortheile der Armee verwendet werden sollten. 25.000 Flinten schenkte Napoleon dem Kurfürsten von Bayern, eine Anzahl eroberter Kanonen dem Kurfürsten von Wirtemberg. —

Trafalgar.

Am Tage, da Napoleon seinen ruhmredigen Heerbefehl erließ, erlitt seine Flotte die fürchterliche Niederlage bei Trafalgar; es war, als ob die

[1]) Dumas, Précis, p. 104—106.

Vorsehung den von seinen steten Siegen Berauschten daran erinnern wollte, dass die Kette des Glückes doch einmal reißen könnte. „Es sind nicht neue Staaten," rief er, „die ich auf dem festen Lande wünsche; ich will Schiffe, Colonien, Handel!" Bei Trafalgar verlor er seine Flotte — und mit der Hoffnung auf Colonien, mit dem Plane einer Eroberung Englands war es zu Ende.

Nelson war es, der Bonaparte zur See zu besiegen das Geschick hatte. Nelson. Er hielt sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Merton in England auf, seine Gedanken waren aber immer bei der französischen Flotte. Als ihm Capitän Blackwood eines Tages Briefe überbrachte, rief er: „Gewiss bringen Sie mir Nachrichten von der französisch-spanischen Flotte! Verlassen Sie sich darauf, Admiral Villeneuve erhält von mir noch eine tüchtige Lection!" — Als die Regierung sieben neue Linienschiffe ausrüstete, hatte er keine Ruhe mehr und bot ihr seine Dienste wieder an, die gerne angenommen wurden. Lady Hamilton Lady Hamilton. hatte ihn dazu ermuntert. „Nelson, bieten Sie Ihre Dienste an, wie sehr wir auch Ihre Abwesenheit beklagen mögen! Sie werden dadurch wieder ruhig werden, einen glorreichen Sieg erringen; dann mögen Sie hieher zurückkehren und glücklich sein." Nelson aber hatte Todesahnung; er hatte sich aus den Trümmern des „Orient" bei Abukir einen Sarg machen lassen, und jetzt befahl er, seine Lebens- Todesahnung. geschichte auf dem Deckel desselben einzugraben, denn „er brauche ihn bei der Heimreise". In London fragte ihn Pitt, ob die Flotte vor Cadix stark genug wäre zu siegen, und sicherte ihm jede Verstärkung zu, die er verlange — und Nelson gab zur Antwort, er hoffe nicht bloß auf Sieg, sondern auf Vernichtung der französischen Flotte. Pitt begleitete Nelson bis zum Wagen, was er sonst Abschied von Pitt. kaum einem königlichen Prinzen that; — sie sahen einander zum letztenmal.

Im Volke war Jubel über seine Rückkehr zur Flotte. In Portsmouth, wo er seine Flagge an Bord des „Victory", eines Linienschiffes von hundert Kanonen, aufsteckte, kniete die Menge vor ihm nieder und rief ihm Segensworte zu. Als er auf dem „Victory" bei der Flotte erschien, die Cadix belagerte, war das ganze Takelwerk mit seinen kühnen Veteranen besetzt, die voll Entzücken über seine Rückkehr, die Luft mit ihrem „Willkommen!" erzittern machten. Ihnen schien mit Nelsons Ankunft das Todesurtheil der französischen Flotte besiegelt.

Keiner aber hatte dies Gefühl lebhafter, als der französische Admiral Villeneuve. Villeneuve selber. Immer war ihm Nelson wie ein Gespenst auf dem Meere erschienen und jetzt stand der Entsetzliche mit seiner Flotte vor dem Hafen von Cadix. Und dennoch beschloss Villeneuve auszufahren, nicht in Hoffnung eines Sieges, sondern rein aus Verzweiflung. Weil er nach Cadix sich geflüchtet hatte, und nicht zur rechten Zeit vor Brest erschienen war, hatte ihm Napoleon das Napoleon. Misslingen seines Planes der englischen Heerfahrt zugeschrieben, ihn einen Feigling, einen Verräther genannt. Villeneuve war nicht feig, war kein Verräther, aber auch kein Waghals wie Bonaparte: er hatte kein Vertrauen in die Schiffe, in die Erfahrenheit seiner Seeleute, er kannte zu gut die Zerrüttung der spanischen Marine, die einen beträchtlichen Theil seiner Flotte ausmachte. Als Napoleon nach Deutschland zog, wollte er wenigstens dem Heere Saint-Cyrs in Neapel mit der Flotte Villeneuves behilflich sein, und erließ den Befehl, Cadix zu verlassen, in das Mittelmeer einzulaufen, die Division von Karthagena an sich zu ziehen und nach Tarent zu segeln. Decrès meldete dies seinem Freunde

mit dem guten Rathe, er müsse große Dinge ausführen, wenn er die Achtung des Kaisers wieder gewinnen wolle; er solle nie einen Kampf ausschlagen, wenn die Engländer an Zahl schwächer seien. Aus Straßburg schrieb Napoleon an Decrès: „Ihr Freund Villeneuve wird wahrscheinlich zu feige sein, um aus Cadix auszulaufen. Schicken Sie den Admiral Rosily ab, damit er den Oberbefehl über die Flotte übernimmt, wenn dieselbe nicht bereits ausgelaufen ist, und befehlen Sie Villeneuve, dass er nach Paris kommt, und mir über sein Benehmen Rechenschaft gibt." — Decrès hatte nicht den Muth, seinem Freunde die harten Worte des Kaisers zu melden, schrieb ihm bloß, dass Rosily komme. Villeneuve ahnte aber, dass es sich um seine Absetzung handle, wenn er nicht vor Rosilys Ankunft ausgefahren sei, und beschloss, um jeden Preis Cadix zu verlassen, schrieb aber an den Minister: „Wenn der französischen Flotte nichts fehlt als die Kühnheit, wie man behauptet, so wird der Kaiser bald zufriedengestellt sein und kann auf glänzende Erfolge rechnen." [1]) Das heißt, Napoleon überschätze die Fähigkeit seiner Flotte gegenüber der englischen; er befehle die Ausfahrt, die Franzosen würden geschlagen werden und ihr Admiral fallen, aber der Tod sei ihm lieber als Entehrung. Villeneuve kannte die Gebrechen seiner Flotte nur zu gut: er hatte einige gute Capitäne, aber die Mehrzahl hatte die nöthigen Studien noch nicht gemacht und war zu wenig auf Seefahrten, auf Gefechte eingeübt, wenige Artilleristen schossen auf dem Schiffe mit der Sicherheit, wie die Engländer. Von den spanischen Officieren waren manche tüchtig, Gravina umsichtig und kühn, aber die Matrosen standen weit unter den englischen, und einige Schiffe waren mehr ein Hindernis in einer Schlacht, als eine Verstärkung.[2]) Da die Seeschlacht bei Finisterre oder Ferrol nicht gewonnen worden, weil der Admiral sie nicht übersehen und keine Signale geben konnte, so erließ Villeneuve den Befehl: „Man muss nicht auf die Signale des Admirals warten, denn dieser kann in der Verwirrung einer Seeschlacht häufig nicht beurtheilen, was vorgeht, vermag oft keine Befehle zu ertheilen und noch häufiger, sie nicht zur Kenntnis der Betheiligten zu bringen. Jeder muss auf die Stimmung der Ehre hören und stets die bedrohtesten Punkte aufsuchen. Jeder Capitän steht auf seinem Posten, wenn er im Feuer ist." [3])

Rosily statt Villeneuve.

Zustand der französischen Flotte.

Wie ganz anders stand es dagegen mit der englischen Flotte! — sie war ebenso einzig wie Napoleons Landheer. Die Matrosen in der Wendung der Schiffe durch jahrelange Fahrten auf dem Ocean geübt, voll Siegeszuversicht, die Capitäne umsichtig und kühn, die Artilleristen ihres Schusses sicher. An der Spitze ein Admiral, einzig in Kühnheit, Thätigkeit und raschem Überblick. Nur mit seiner Flotte war seine Kampfweise möglich, mitten in die feindliche Linie einzudringen, einen Theil abzuschneiden, um ihn zwischen zwei Feuer zu bringen. Alle dürsteten nach dem Kampfe, glühend in Hoffnung auf Sieg, Beute und Ruhm.[4]) — Die Aufstellung in zwei Linien hintereinander hatte Nelson aufgegeben; so gab er auch für die bevorstehende Schlacht die Weisung: „Wenn man sich in Linie aufstellt, so verliert man zu viel Zeit, denn nicht alle Schiffe haben im Winde gleiche Führung, und es entsteht noch der Nachtheil, dass das Geschwader seine Bewegungen nach den schlechtesten Seglern einrichten muss. Man gibt hiedurch

der englischen Flotte.

Kampfweise.

[1]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, VI, p. 101—104.
[2]) Ibid. VI, p. 107—108.
[3]) „Tout capitaine est à son poste, s'il est au feu." Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, VI, p 106—107.
[4]) Ibid. VI, p. 105—106.

dem Feinde Zeit zur Flucht, und dazu darf es jetzt am wenigsten kommen. — Der Theil der feindlichen Flotte, der nicht in den Kampf verwickelt ist, wird den angegriffenen Schiffen schwer zuhilfe kommen, und der Sieg ist entschieden, ehe er eintrifft." Darum gab er keine andere Weisung, als „die feindliche Linie an zwei Stellen zu durchbrechen, in der Mitte und am Endpunkte hin, die abgeschnittenen Fahrzeuge aber zu umzingeln und zu zerstören".[1])

Kriegsrath in Cadix.

Nelson war sorglich, dass Villeneuve den Hafen von Cadix nicht verlasse. Dieser hingegen wollte 8. October ausrücken, schon um zu beweisen, dass er nicht feig sei: er hatte 33 Linienschiffe, 5 Fregatten, 3 Briggs; aber drei spanische Kriegsschiffe hatten erst am Abend vorher ihre Mannschaft bekommen, und im Kriegsrathe erklärten die tapfersten Officiere, mit solchen Schiffen könne man, ohne Gefahr der Vernichtung, sich nicht den Engländern entgegenstellen, wenn ihr Geschwader gleich groß oder noch größer wäre; man solle eine günstige Gelegenheit abwarten und indes die Mannschaft einüben. Villeneuve sandte diese Verhandlungen nach Paris, um zu beweisen, dass es ihm nicht an Muth fehle. Nelson hatte durch seine Spione Nachricht von all diesen Verhandlungen, und ließ vier Linienschiffe in Gibraltar. Davon erfuhr hinwieder Villeneuve und schätzte Nelsons Flotte niederer, als sie wirklich war, und fasste wieder Hoffnung, den Schrecklichen doch besiegen zu können, und sich auf den Befehl stützend, den Hafen zu verlassen, wenn der Feind an Zahl schwächer sei, sandte er den Gegenadmiral Magon über die Rhede hinaus. Nelson hatte seine Flotte zurückgezogen, um zur Ausfahrt zu locken, Magon verfolgte ein Linienschiff und eine Fregatte und blieb während der Nacht außer der Rhede.

Nelsons Kriegslist.

Ausfahrt aus Cadix, 19. October 1805.

Nun fuhr Villeneuve am andern Morgen aus dem Hafen und steuerte südöstlich nach der Meerenge. Ein Schiff, das er auf Kundschaft nach Westen sandte, entdeckte die englische Flotte, erblickte aber nur 18 Segel: für den nächsten Tag ward sofort das Signal zum Kampfe gegeben. In der Nacht stießen vier Linienschiffe zur Flotte von Nelson, welcher jetzt an der Spitze von 27 Linienschiffen stand. Nelson erfuhr jede Bewegung der Franzosen, zeigte sich ihnen aber am 20. October noch nicht, aus Sorge, sie möchten nach Cadix zurückkehren. Am 21. October mit Tagesanbruch erblickte er die feindliche Flotte in einem Halbkreisbogen aufgestellt, und gab alsbald den Befehl, in zwei Linien von Westen nach Osten auf die Franzosen, die in einer Linie von Norden nach Süden fuhren, loszusteuern: Collingwood, mit dem er seinen Plan genau besprochen hatte, stand mit dem „Royal Sovereign" an der Spitze der einen Linie, Nelson mit dem „Victory" an der Spitze der anderen. Die Losung, die Nelson signalisieren ließ, war: „England erwartet, dass jedermann seine Schuldigkeit thue!"[2]) — Alten Männern standen Thränen in den Augen, als sie diese Sprache hörten. Von allen Schiffen stiegen darüber Jubelrufe auf. „Jetzt kann ich nichts mehr thun," sagte Nelson, „das übrige müssen wir dem Lenker der Schicksale und der Gerechtigkeit unserer Sache überlassen. Ich danke Gott, dass er mir diese große Gelegenheit gibt, meine Schuldigkeit zu thun."

Trafalgar 21. October.

[1]) Thiers, l. c. VI, p. 110—111.

[2]) England expects every man to do his duty.

Nelson auf dem „Victory“ führte mit 13 Schiffen die erste Linie[1]) um zwei Punkte nördlicher, weil er den Franzosen den Rückweg nach Cadix abschneiden wollte. Collingwood, der Nelsons Plan genau kannte, fuhr an der Spitze der zweiten Linie südlicher, und kam zuerst zum Zusammenstoß mit den Spaniern. Er gab der „Santa Trinidad“ anderthalb Lagen, welche 400 Mann tödteten oder verwundeten, hinwieder gab „Santa Anna“ den Engländern eine furchtbare Salve. Nun kam ein Schiff an das andere und bald waren alle in Pulverdampf gehüllt, aus dem der Donner der Kanonen hallte und Kampfgeschrei aufstieg; Leichen und Trümmer schwammen auf den Wellen. Eine halbe Stunde später stieß Nelson auf die Feinde, die sein Schiff mit Kugeln begrüßten. „Es ist warme Arbeit,“ sagte er zu Capitän Hardy, „wird aber nicht lange dauern.“ Auf einmal war er mitten unter den feindlichen Schiffen und gab ihnen vernichtende Salven, während er ruhig auf dem Verdeck auf- und abschritt. Die Franzosen kämpften mit verzweifelter Tapferkeit, aber die Engländer waren ihnen durch Übung im Seekampf weit überlegen. Es gelang Nelson, Bahn zu brechen durch die Aufstellung der Franzosen, schnell drängten andere englische Schiffe in die Linie nach und der nördlichste Theil ihrer Flotte war abgeschnitten und konnte den Ihrigen nicht zuhilfe kommen. Vergebens gab Villeneuve das Signal, dass jeder Capitän nicht auf seinem Posten stehe, der nicht im Feuer sei. Nelson stand auf dem Verdeck des „Victory“, allen erkennbar in seiner Admiralsuniform, auf seiner Brust blinkten die vier Sterne der verschiedenen Orden; die Officiere warnten ihn vergebens. „In Ehren gewann ich sie“, pflegte er oft zu sagen, „und in Ehren will ich mit ihnen sterben.“[2]) So wurde er bald den Scharfschützen auf dem Besammaste des „Redoutable“ bemerklich, der Schuss eines Franzosen streckte den Helden nieder. Der Franzose endete bald darauf durch die Kugel eines Deutschen, Schiemann. Nelson sank in die Knie, suchte sich mit der einen Hand zu halten und sagte zu seinem Adjutanten: „Es ist aus mit mir, Hardy.“ — „Ich hoffe nicht“, entgegnete dieser. — „Doch, mein Rückgrat ist durchschossen.“ Man trug ihn sogleich in die Cajüte hinab auf den Verbandplatz; er bedeckte sich mit dem Schnupftuch das Gesicht, damit die Mannschaft ihn nicht erkenne, und befahl zugleich, das Steuerreep zu ändern, welches durchschossen war. Die Wundärzte wollten ihn sogleich verbinden, er hieß sie, sich mit den Verwundeten zu beschäftigen, welchen noch geholfen werden könne: „Für mich ist alle Mühe umsonst!“ — Die Schlacht gieng weiter, während der Sieger mit dem Tode rang; er rief nach Hardy, der das Verdeck nicht verlassen konnte: „Will niemand Hardy zu mir bringen? Er muss gefallen sein, er ist gewiss todt!“ Da kam Capitän Hardy; Nelson schüttelte ihm die Hand: „Hardy, wie geht die Schlacht? Wie steht es mit uns?“ — „Sehr gut,“ antwortete Hardy; „wir haben dem Feind zwölf oder vierzehn Schiffe genommen, aber fünf aus ihrem Vordertreffen haben eine Wendung gemacht und scheinen den „Victory“ in Grund bohren zu wollen; ich habe darum drei frische Schiffe in unsere Nähe berufen, und hoffe jenen tüchtige Schläge zu versetzen.“ — „Keines von unsern

Erste Linie.

Villeneuve.

Nelson verwundet.

---

[1]) Der Schlachtplan, wie die einzelnen Schiffe standen, ist sehr gut im Schlachten-Atlas, Nr. 30, von Thiers gezeichnet; entnommen ist er aus Band VII, S. 143 der Dispatches of Nelson. Minder gut ist der Plan der Spanier, ibid. S. 288.

[2]) Den genauesten Bericht über Nelsons letzte Stunden gibt sein Wundarzt Beatty, im Band VII, S. 244—262 des Monumentalwerkes: The dispatches and letters of the Vice-Admiral Lord Viscount Nelson, with notes by Sir Nicholas Harris. London 1846.

Schiffen wird doch gestrichen haben?" fragte Nelson. — „Das ist nicht zu fürchten", antwortete Hardy. — Darauf sagte Nelson: „Ich bin ein todter Mann, es geht schnell mit mir zu Ende, bald wird alles vorüber sein. Hardy, komm näher her zu mir! Ich bitte dich, sorge dafür, dass die Hamilton mein Erbe bekommt und was sonst mir angehört." — Hardy musste dann wieder auf das Verdeck. Dann sagte Nelson zu Beatty: „Alles Fühlen und alle Kraft unterhalb meiner Brust ist dahin; Sie begreifen, dass ich nur ganz kurze Zeit noch zu leben habe." — Beatty untersuchte ihn und sagte dann: „Zum Unglück für unser Vaterland kann nichts mehr für Sie gethan werden" — und wendete sich um, seine Thränen zu verbergen. Die Ärzte gaben ihm reichlich zu trinken und fächelten ihm frische Luft zu. — „Gott sei Dank!" rief Nelson, „ich habe meine Schuldigkeit gethan! Die Schmerzen sind so stark, dass ich todt sein möchte; trotzdem möchte man oft noch länger leben. Ach, was würde aus der armen Hamilton werden, wenn sie meinen Zustand wüsste!" — Nun kam Hardy wieder vom Verdeck zum Verwundeten und wünschte ihm Glück zum glänzenden Siege, er übersehe nicht alle einzelnen Schiffe, aber vierzehn bis fünfzehn französische hätten schon gestrichen. „Das ist gut," sagte Nelson, „ich hatte aber auf zwanzig gerechnet"; dann setzte er mit stärkerer Stimme hinzu: „Ankert, ankert!" — Hardy antwortete: „Collingwood wird jetzt die Leitung übernehmen." — „Nein, solange ich lebe, nicht." Hierauf suchte Nelson sich auf dem Lager zu erheben und rief, so stark er konnte: „Ankert, ankert! Hardy, geben Sie das Zeichen dazu; ich fühle, in wenig Minuten werde es aus sein mit mir"; hierauf sagte er langsam: „Hardy, werft mich nicht über Bord!" — „Nie und nimmer!" antwortete Hardy. — „Dann sorgen Sie für die arme Lady Hamilton, für die arme Hamilton! Hardy, küssen Sie mich!" — Hardy kniete nieder und küsste ihm die Wange. — Nelson: „Gut, jetzt bin ich zufrieden; Gott sei Dank, ich habe meine Schuldigkeit gethan!" — Hardy stand einige Minuten in wehmüthiger Betrachtung, dann kniete er nochmals nieder und küsste die Wange des Helden. „Wer küsst mich?" fragte der Sterbende. — „Es ist Hardy", lautete die Antwort. — „Gott segne dich, Hardy", sagte Nelson leise. Den Capitän rief nun seine Pflicht wieder auf das Verdeck. Nelson bedauerte nur, dass er selber nicht auf demselben sei, und wünschte auf die andere Seite gelegt zu werden. Zum Schiffsgeistlichen sagte er: „Doctor, ich bin kein großer Sünder gewesen; vergessen Sie doch nicht, dass ich die Lady Hamilton und meine Tochter Horatia zurücklasse, als ein Vermächtnis für mein Vaterland, und denken Sie an meine einzige Tochter!" Dann forderte er zu trinken, man solle ihm frische Luft zufächeln und die Brust reiben, was ihm Erleichterung verschaffte, und wiederholte sterbend, immer leiser: „Gott sei Dank,[1]) ich habe meine Schuldigkeit gethan", bis er halb fünf Uhr nachmittags den letzten Seufzer aushauchte und sein Auge für immer schloss, nahezu drei Stunden, nachdem ihn die tödliche Kugel getroffen hatte.

Nelsons letzte Worte.

Nelsons Tod.

Nelson starb im Hochgefühle des Sieges, die Reste der arg beschädigten feindlichen Flotte flohen. Der Donner der Kanonen fieng an in der Ferne zu verhallen. — Southey, Nelsons Biograph, schließt sein Werk mit den Worten: „Der kann nicht vorzeitig gefallen sein, dessen Werk vollbracht war; noch soll der beklagt werden, welcher so reich an Ehren starb und auf der Höhe menschlichen Ruhmes. Der am meisten triumphierende Tod ist der des Märtyrers, der ge-

[1]) „Thank God, I have done my duty."

feiertste der des Märtyrers für sein Vaterland, der glänzendste ist der des Helden in der Stunde des Sieges. Er hat uns allerdings den Mantel des Propheten, seine eigene Begeisterung, nicht hinterlassen, aber einen Namen und ein Vorbild, welcher bis zu dieser Stunde Tausenden von Jünglingen in England Begeisterung einflößt, einen Namen, der unser Stolz ist, ein Vorbild, welches fortwährend unser Schild und unsere Stärke ist."

Das französische Schiff, von dem das tödliche Geschoss auf Nelson entsendet wurde, der „Redoutable", musste sich nach einem heldenmüthigen Widerstande den Engländern ergeben, von 640 Matrosen darauf waren 300 todt, 222 verwundet, Capitän Lucas und sein ganzer Generalstab waren verwundet. Der Villeneuve „Bucentaure", auf welchem Villeneuve befehligte, war mit seinem Bugspriet in die Gallerie der „Santissima Trinidad" verwickelt, und konnte sich darum nicht frei bewegen und seine Geschütze wie sonst wirken lassen. Vergebens befahl der Admiral dem spanischen Schiffe eine Bewegung, welche beide Schiffe freigemacht hätte, es war schon aller Masten beraubt und vollkommen unthätig; vergebens befahl er durch Signale den Schiffen des Vordertreffens, ihm zuhilfe zu kommen — der „Bucentaure" hielt heldenmüthig furchtbare Salven aus und antwortete so lebhaft, als er konnte, bis auch der dritte Mast auf das Verdeck stürzte und es mit Trümmern erfüllte. Villeneuve wollte vom zerschossenen Admiralschiff weg sich auf ein anderes Schiff begeben, aber die Kähne auf den nächsten Schiffen waren zerschmettert und auf der „Santissima Trinidad" hörte man vor dem Kanonendonner seinen Befehl nicht. So blieb ihm nichts übrig, als sich von den feindlichen Kugeln zerschmettern zu lassen, ohne seiner Flotte helfen oder befehlen zu können. Beinahe die ganze Schiffsmannschaft war kampfunfähig und konnte muss sich ergeben. sich der Geschütze nicht mehr bedienen. So blieb ihm nichts übrig, als die Flagge zu streichen — es war um 4¼ Uhr nachmittags. Die Engländer sandten eine Schaluppe und empfiengen ihn seinem Range und seinem Unglücke gemäß.

Der Wind war den Franzosen entgegen, mehrere ihrer Schiffe wurden vom Schlachtfelde fortgetrieben und waren nicht im Stande es zu erreichen; mehrere ließen sich gerne abtreiben, oder verstanden nicht recht zu manövrieren und blieben Dumanoir. unbeweglich. Der Gegenadmiral Dumanoir hatte ihnen vergebens das Signal gegeben, dem angegriffenen Centrum zuhilfe zu eilen. Der Anblick der Niederlage entmuthigte ihn bald selber. Die „Santissima Trinidad" strich die Flagge, der „Fougueux" hatte nach muthigem Widerstand das gleiche Schicksal, nachdem er mehrmals den Versuch, ihn zu entern, abgeschlagen hatte. Der „Pluto" stritt Magon. tapfer, nicht minder der „Algesiras", auf welchem der tapfere Magon den Befehl hatte, welcher aber sein Bugspriet in die Strickwände des „Thunderer" verwickelte. Beide gaben einander furchtbare Salven. Schon wollte Magon entern, da kamen dem „Thunderer" zwei andere englische Schiffe zuhilfe — und jetzt rüstete sich der Capitän des „Thunderer" zum Entern. Magon, der schon aus mehreren Wunden blutete, stürzte durch eine neue Kugel leblos zusammen, von der Mannschaft war die Mehrzahl todt oder verwundet, da strich der Rest die Flagge. Tapfer, aber meist unglücklich, kämpften auch andere Schiffe. Auf dem „Prinzen von Asturien" vertheidigte sich der Admiral Gravina gegen mehrere englische Schiffe zäh, erhielt aber eine tödliche Wunde. Das südlichste Schiff der französischen Flotte gerieth in Brand, die Mannschaft schoss auf die Engländer solange es möglich war, und stürzte sich dann ins Meer. Der „Achille" flog in die Luft, die Engländer gaben sich Mühe, die Unglücklichen, die noch schwimmend auf den Wellen umhertrieben, zu retten.

Es war fünf Uhr abends — die französische Schlachtlinie überall durchbrochen, 17 französische und spanische Linienschiffe waren in die Hände der Engländer gefallen, aber so entmastet und zugerichtet, dass es schwer war sie fortzuschleppen. Der schwer verwundete Gravina verfügte noch über acht Linienschiffe und befahl den Rückzug nach Cadix. Die Franzosen hatten 8000 Mann verloren, die Engländer 3000. Sterbend hatte Nelson befohlen zu ankern, Collingwood, der jetzt das Commando hatte, beschloss jedoch Collingwood. unter Segel zu bleiben. Der Donner der Kanonen schwieg, aber ein anderer Donner begann jetzt zu rollen, der des Sturmes, und die Sieger wie die Besiegten zitterten jetzt unter der Macht der Wogen. Cadix war nahe, aber Gibraltar war fern, die Engländer mussten also den Sturm in offener See bestehen. Es fiel ihnen schwer, die Mannschaft auf den eroberten Schiffen zu bewachen, noch mehr, diese mitzuschleppen. Die Engländer auf dem „Bucentaure" ergaben dieses Schiff der französischen Mannschaft; die auf dem „Algesiras" mussten den Vertrag eingehen, sich den Franzosen zu ergeben, dafür aber sollten sie die Freiheit erlangen, wenn man Cadix erreichte. Glücklich gelangte der spanische Admiral nach Cadix, um dort seinen Wunden zu erliegen. Der „Algesiras" erreichte nach zwei Tagen der Angst diesen Hafen, der „Indomptable" aber, der auf seine Nothschüsse herbeikam, scheiterte an der Diamantspitze und versank mit 1800 Mann. Auch der „Redoutable", der arg durchlöchert war, verschwand in den Wogen, nur 119 Franzosen wurden gerettet. Der Capitän des „Pluto", Cosmao, fasste den kühnen Cosmao. Plan, die Verlegenheiten der Engländer mit den eroberten Schiffen zu benutzen und ihnen die Prisen wieder zu entreißen. Da der Admiral gefangen und der Vice-Admiral todt war, so befahl er allen Schiffen, die noch das Meer halten konnten, unter Segel zu gehen, um mit ihnen Collingwood die eroberten Schiffe wieder zu entreißen. Mit fünf Linienschiffen und fünf Collingwood. Fregatten näherte er sich der englischen Flotte, aber Collingwood fuhr ihm sogleich mit zehn Linienschiffen entgegen und überließ einige Prisen sich selber. Zwei davon wurden von den französischen Fregatten ins Schlepptau genommen. Cosmao jedoch kehrte nach Cadix zurück, da er den Kampf gegen zehn Linienschiffe nicht zu bestehen wagte und den Wind gegen sich hatte. Collingwood aber ließ von den Prisen vier, darunter die „Santa Trinidad", verbrennen oder in den Grund bohren und brachte nur vier Prisen nach Gibraltar.[1]) Der Admiral erbot sich, alle verwundeten Spanier auszuliefern, was die Spanier dankbar mit dem Angebot annahmen, die verwundeten Engländer in ihre Hospitäler aufzunehmen und sorgsam zu pflegen; als der Sturm mehrere Prisen an die Küste trieb, wurden die darauf befindlichen Engländer nicht als Kriegsgefangene behandelt. Damit begann wieder eine Annäherung der Spanier an die Engländer.

[1]) Dumas, Précis, XII, p. 230, 239.

Dumanoir. Dem großen Siege bei Cap Trafalgar folgte ein kleiner nach. Admiral Dumanoir, der mit vier übel zugerichteten Linienschiffen aus der Schlacht entflohen war, suchte den Hafen von Rochefort oder von Brest zu erreichen, stieß aber 2. November in der Bucht von Biscaya mit dem Geschwader von Sir Richard Strachan — vier Linienschiffe und vier Fregatten — zusammen, der sogleich Jagd auf ihn machte und ihn zwei Tage und zwei Nächte bei hellem Mondschein verfolgte. Endlich, 4. November 1805, musste sich Dumanoir zur Schlacht stellen, die er mit verzweifeltem Muthe vier Stunden lang bestand; er ergab sich erst, als all seine Schiffe entmastet und 750 Mann todt oder verwundet waren. Sir Richard Strachan hatte nur 24 Todte und 111 Verwundete und brachte seine Prisen glücklich nach England.

Jubel in England. Die französische Kriegsflotte war also vernichtet! Man kann sich den Jubel in England über den Sieg von Trafalgar denken. Hatte die Übergabe von Ulm allgemein Kummer erregt, so ergriff freudige Hoffnung alle Welt, als 7. November die Kunde von der großen Seeschlacht in London eintraf. Nur mischte die Botschaft vom Tode Nelsons Bitterkeit in die Freude: man konnte sich nicht freuen, wie man wollte, über den Sieg, weil er erkauft war mit dem Blute Nelsons; man konnte nicht trauern, wie man wollte über den Verlust des großen Helden, weil der glänzendste Sieg errungen war.[1])

Pitt. Pitt erzählte beim Mittagsmahl, wie er während seines Waltens als Minister so oft wegen neuer Nachrichten geweckt werden musste, aber nachher immer wieder einschlafen konnte, sobald er ins Kissen sank, nur in der verflossenen Nacht habe er nicht mehr einschlafen können, und sei darum um drei Uhr schon aufgestanden, denn es sei in der Botschaft Collingwoods ebensoviel Grund zum Weinen, als zur Freude, gewesen. Am 9. November schrieb Pitt an Nelsons Bruder: „My Lord! Ich fühle eine melancholische Freude, indem ich Eurer Lordschaft auf des Königs Befehl mittheile, die Absicht Seiner Majestät sei, den Erben Ihres ruhmvollen und vielbewunderten Bruders jene Ehren zu verleihen, welche, wenn sein Leben für das Wohl und den Ruhm seines Vaterlandes länger gedauert hätte, in seiner Person die Wertschätzung Seiner Majestät für seine unvergleichlichen und heroischen Verdienste ausgedrückt hätten. Seine Majestät hat also die Ausfertigung einer Urkunde angeordnet, welche Ihnen den Titel Earl Nelson von Trafalgar mit den Vortheilen der Baronie ertheilt, welche an Eure Lordschaft übergeht; ferner will Seine Majestät dem Parlament empfehlen, ein entsprechendes Einkommen festzustellen, das auf alle zukünftigen Besitzer dieser Würde übergehen soll." — Nelsons Bruder wurde also zum Grafen (Earl) gemacht, erhielt ein Jahreseinkommen von 6000 Pfund, indem die Nation ihm eine Herrschaft für 100.000 Pfund kaufte, jede seiner Schwestern erhielt 10.000 Pfund Sterling. Admiral Collingwood wurde zum Baron erhoben und erhielt ein Jahreseinkommen von 2000 Pfund Sterling. Die Kosten von Nelsons Leichenbegängnis trug die Nation, er ward in der Paulskirche bestattet und ihm dort ein Grabmal errichtet. Als seine Flagge ins Grab gesenkt werden sollte, zerrissen sie die Matrosen in kleine Stücke, um ein Andenken an den Helden zu haben. — Die Hauptstädte des Königreiches wetteiferten miteinander, ihm Denkmäler zu errichten. Ein herrliches, großartiges Bild der Schlacht bei Trafalgar schmückt

Nelsons Bruder wird Earl,

Collingwood Baron.

[1]) Mahon, Life of Pitt, IV, p. 343—344.

jetzt den größten Saal des Parlamentes. Nelson ist heute noch der Lieblingsheld der Nation.[1])

Der Sieg bei Trafalgar gewann Pitt wieder die Gunst des Volkes, welche die fortwährenden Kriege ihm entwendet hatten. Zum Festmahl am Tage des Lord-Mayors, 9. November, nahm er die Einladung an, und wurde von der Menge auf dem Wege mit maßlosem Jubel begrüßt, sie spannte ihm die Pferde

[1]) Die Frage liegt nahe, was geschah für Emma Hamilton, die Nelson an seinem Todestag noch im Angesicht der feindlichen Flotte, im Anhang zu einem Gebete, das er in der Cajüte niederschrieb, dem König empfohlen, deren Schutz er sterbend seinem Vaterlande aufgetragen hatte? Der große Seeheld war begeistert für unsterblichen Ruhm und glühte von Hass gegen Frankreich — aber auch von Liebe zu Emma Hamilton. Er trug ihr Bild auf seinem Herzen, er hatte ein Bild von ihr in seiner Cajüte, er nannte dies seinen Schutzengel. (Southey, Life of Nelson, II, p. 251.) Wir sahen, wie er nach dem Siege bei Abukir in Neapel unter dem Taumel der Lobeserhebungen, Huldigungen, Geschenke, Feste, in die Netze des zauberischen Weibes fiel und der Herkules am Spinnrocken bei der neuen Omphale wurde, denn von der Leidenschaft für sie konnte er sich nicht mehr losreißen. Eine Zeitlang kämpfte er noch gegen die gewaltig aufsteigende Liebe für Emma. „Neapel", schrieb er nach England, „ist ein gefährlicher Ort, und wir müssen schauen davon loszukommen." (Dispatches, III, p. 144. Vgl. Helfert, Maria Karolina, Königin von Neapel und Sicilien. Anklage und Vertheidigung. Wien 1884. S. 162.) Aber er kam nicht mehr davon los; er suchte diese Neigung mit seiner Pflicht gegen das Vaterland in Einklang zu bringen durch die Hamilton, die viel bei der Königin galt und bemüht war, den Hof von Neapel im Fahrwasser der englischen Politik zu erhalten. Aus diesem Grunde sah auch sein Vorgesetzter diese Beziehungen zur Lady nicht ungern. Aber Nelsons Gattin hatte Grund, seinen längeren Aufenthalt in Neapel zu bedauern und ihm zu bedeuten, sie würde selber dorthin kommen, falls er nicht binnen einigen Monaten nach England zurückkehre. Ein Freund warnte ihn: „Verübeln Sie nicht diese zarten Empfindungen einer Frau, sie sind zu fein, um sich in Worte fassen zu lassen." — Er blieb aber im Mittelmeer, Maria Karolina stand unter dem Einflusse der Hamilton, und diese betete den Helden an; hinwieder war es das Bestreben Nelsons, beide Sicilien zu schützen — und dabei wurde seine Leidenschaft immer stärker. Es folgte die Kriegserklärung gegen Frankreich, der unglückliche Feldzug Macks, der Einmarsch der Franzosen, die Flucht der Königsfamilie nach Sicilien und die Errichtung der parthenopeischen Republik, dann deren Sturz und die Rückkehr des Königs unter dem Schutze Nelsons, was alles oben (vgl. Bd. XIX, S. 684 ff., und S. 159—193 dieses Bandes) erzählt worden ist, und endlich die Nothwendigkeit für Neapel, mit Frankreich Frieden zu machen, den Engländern die Häfen zu verschließen. Der Gesandte Hamilton wurde schon vorher, um Nelson von der Circe loszureißen, nach England abberufen, mit ihm kehrte seine Emma auch dahin zurück. Als im Frieden Nelson in seiner Heimat eintraf, wurde er hochgefeiert, nur seine Gattin empfieng ihn kalt, obschon sie durch ihn während seiner zweijährigen Abwesenheit zur Peeress erhoben worden war. Doch die Treue ihres Mannes war ihr mehr wert als alle Ehren und Würden. Am 13. Januar 1801 sprach er beim Frühstück von „der theuern Lady Hamilton". Voll Zorn erhob sich Lady Nelson: „Ich habe dies „theure Lady Hamilton" satt und ich bin entschlossen, dass Sie entweder sie oder mich aufgeben!" — und verließ den Tisch und das Haus, gab auch keine Antwort mehr auf seine Versuche einer Wiederannäherung. Zu einer gerichtlichen Scheidung kam es nicht, sie blieben aber geschieden. Nelson wies ihr die Hälfte seines Einkommens an. Dagegen wurde das Verhältnis zur Hamilton inniger. 3. April 1803 starb Sir William Hamilton, seiner Gattin nur ein Jahreseinkommen von 700 Pfund hinterlassend, mit dem sie, immer verschwenderisch, nicht auszukommen vermochte. Nelson musste ihr aushelfen. Einem angeblich angenommenen Kind, Horatia, bewies er so viele Zärtlichkeit und Sorgfalt, dass es nur als Frucht seiner Verbindung mit Emma Hamilton gelten kann. Nelson überließ letzterer sein Haus in Merton zur Benutzung und vermachte es in seinem Testament, das er in dieser Zeit aufsetzte, „ihr und ihren Erben" zum Eigenthum. Nelson war freigebig, er sorgte für seine Verwandten; dadurch, und durch die Sorglosigkeit der Hamilton, kam er oft in bittere Verlegenheiten. Emma Hamilton hatte 1798 bis 1800 die englische Flotte mit ihren Mitteln großmüthig unterstützt, die Bemühungen um einen Ersatz von Seite der englischen Regierung hatten jedoch keinen Erfolg. Als Herzog von Bronte sollte Nelson ein großes Jahreseinkommen beziehen, die neapolitanische Regierung war jedoch nicht in der Lage, es auszuzahlen. In bitterer Sorge um Emma und

aus und zog ihn nach Guildhall. Als der Lord-Mayor auf seine Gesundheit
Pitts letzte Rede.
trank, als „des Retters von Europa“,[1]) antwortete Pitt:[2]) „Ich danke für die mir erwiesene Ehrung, doch Europa kann nicht durch einen einzelnen Mann gerettet werden; England hat durch eigene Anstrengung sich gerettet, und sein Beispiel, hoffe ich, wird Europa retten!“ — Diese Worte hafteten tief in der Erinnerung der Zuhörer, einmal wegen der Wahrheit des Inhaltes, dann wegen der Schönheit seiner Stimme, und endlich, weil es die letzten Worte waren, welche Pitt öffentlich sprach.

Villeneuve.
Soviel von Nelson. Nun nur einige Worte über seinen Gegner Villeneuve. 1806 wurde er zum Austausch aus seiner Haft entlassen. Auf der Reise

---

Horatia schrieb Nelson am Vorabend der Schlacht von Trafalgar ein Codicill, worin er der englischen Nation das Schicksal der Lady Hamilton und seiner Horatia empfahl: „Die von mir 1798 befehligte Flotte hätte nie ein zweites Mal nach Ägypten zurückkehren können, wenn der Einfluss der Lady Hamilton auf die Königin es nicht dahin gebracht hätte, dass der Gouverneur von Syracus schriftlichen Befehl erhielt, in jeder Weise dahin zu wirken, dass die Flotte mit allem Nöthigen versehen werde. In gleicher Weise hinterlasse ich dem Wohlwollen meines Vaterlandes meine angenommene Tochter, Horatia Nelson Thompson, und wünsche, dass sie den Namen Nelson allein führe.“ Emma und Horatia waren die letzte Sorge des Sterbenden.

Freiherr von Helfert bemerkt in seiner wertvollen Schrift über Königin Karolina sehr richtig: „Nie ist von einer großen Nation der letzte Wunsch eines ihrer verdientesten Männer schmählicher beiseite geschoben, missachtet worden, als von der englischen der letzte Wunsch Nelsons. Denn nicht der König und seine Minister waren schuld, nicht die Hartherzigkeit und Hinterlist von Nelsons selbstsüchtigem Bruder William, einer Säule der Hochkirche, der es verstand, das letzte Codicill des Helden erst dann zum Vorschein zu bringen, nachdem das Parlament zur Erhaltung des Namens und Glanzes der Familie Nelsons die Summe von 120.000 Pfund Sterling bewilligt hatte, wobei die Lady und deren Kind leer ausgiengen: aus dem Schoß der ganzen Bevölkerung Englands hätte sich ein Schrei erheben müssen gegen einen so unerhörten Undank.“ (Helfert, l. c. S. 205.) — Selbst ein arger Verleumder der Königin Karolina und der Emma Hamilton, der Italiener Raffaele Palumbo, dem sonst Helfert manche Irrungen nachgewiesen hat, erhebt sich diesmal zum Tadel der Feinde Emma Hamiltons: „Wenn Lord Nelson dem Gedächtnisse seiner Mitbürger das verächtlichste Thier empfohlen hätte, ganz England würde Schätze vergeudet haben, es mit eifriger Sorgfalt zu behüten — und jetzt, da der Sieger in zwei großen Seeschlachten, durch Zerstörung der feindlichen Flotte sein Vaterland und seinen König groß gemacht hatte, ließen diese an Hunger und Verachtung eine Frau hinsterben, die, was immer ihr Vorleben gewesen sein mochte, das Weib seines Herzens war und dieselbe, die, solange sie am Hofe von beiden Sicilien gewesen, stets den Vortheil ihres Vaterlandes im Auge gehabt hat.“

Hardy und Scott verwendeten sich getreu und eifrig, aber vergeblich, für Emma und die Tochter Nelsons bei den Ministern — Pitts früher Tod war ihr Unglück, er hätte ohne Zweifel wenigstens das ersetzt, was die Hamilton für die Flotte ausgegeben hatte. Die Lady erhielt nichts, ihre Sorglosigkeit und Freigebigkeit brachte sie bald in große Noth; sie musste das Haus, das ihr Nelson vermacht, verkaufen, nur das Bild Nelsons, Hamiltons und der Königin behielt sie. Eine Bitte an den Prinz-Regenten war ohne Erfolg. Sie musste sich verstecken, um nicht in den Schuldthurm zu kommen, zuletzt fand sie doch einer ihrer Gläubiger, und ließ sie in Königsbench einsperren. Ein Aldermam, der für Nelson begeistert war, kaufte sie los. Um neuer Gefangenschaft zu entgehen, floh sie 1814 nach Calais und nahm dort Wohnung im ärmlichsten Stadttheil. Damals erschienen Nelsons Briefe an Lady Hamilton; wahrscheinlich hatte sie dieselben in der Noth einem Buchhändler verkauft. Sie wäre Hungers gestorben, hätte sich nicht eine Mistress Hunders ihrer angenommen; sie starb im Elend 15. Januar 1815, „noch im Tode schön“. — Offenbar sahen die Engländer in ihr die Verführerin Nelsons; ihm verziehen sie den Fehltritt, aber ihr nicht.

[1]) The saviour of Europe.

[2]) Europe is not to be saved by any single man, England has saved herself by her exertions and will, as I trust, save Europe by her example. Mahon, Life of Pitt, IV, p. 346.

nach Paris hielt er in Rennes an, um sich des Empfanges von Seite des Kaisers zu versichern: sollte er nach seinem Verhalten zu Ferrol und Trafalgar vor ein Kriegsgericht kommen oder nicht? Napoleon schrieb 22. April 1806 an Decrès: „Geben Sie dem Admiral Villeneuve Befehl, sich bis zum vollendeten Austausch in seine Heimat in die Provence zu begeben und dort zu bleiben. Lassen Sie den Capitän Lucas zurückkommen. Ich werde diesen tapfern Mann mit Vergnügen bei mir sehen.“ [1]) War das bloß Ungnade oder Verbannung? Am gleichen Tage fand man Villeneuve todt in seinem Zimmer, er hatte sich das Herz mit sechs Messerstichen durchbohrt. In einem Schreiben an seine Gattin standen die Worte: „Mit mir ist es zu Ende. Ich bin an dem Punkt angekommen, wo das Leben ein Schimpf und der Tod eine Pflicht ist. Einsam hier, vom Bann des Kaisers getroffen, zurückgewiesen vom Minister, der einst mein Freund war, belastet mit einer unermeßlichen Verantwortlichkeit in einem Unglück, das man mir zur Last legt, in welches aber das Schicksal mich gestoßen hat, — muss ich sterben. Welches Glück, dass ich keinen Sohn habe, der mein schreckliches Erbe bekommen und dem mein Name zur Last fallen soll!“ — Am 14. Juni 1805 war er zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt worden. Noch auf St. Helena klagte Napoleon über ihn:[2]) „Ich hatte, allem Widerspruch der Seeleute von gewöhnlichem Schlage zum Trotz, diese Erscheinung Villeneuves aus weiter Ferne mit vieler Kunst berechnet. Alles gelang, wie ich es vorhergesehen hatte, bis zum entscheidenden Augenblick, wo Villeneuves Feigheit alles verdarb. Auch mag Gott wissen, welche Instructionen er von Decrès vielleicht erhalten hatte, welche Privatbriefe sie sich gegenseitig vielleicht geschrieben haben mögen. Ich bin nie recht dahinter gekommen, denn ich war zwar sehr mächtig und stark im Aufspüren; aber glauben Sie ja nicht, dass ich im Stande gewesen wäre, alles zu erfahren, was um mich her vorgieng, wenn ich es schon gerne wissen wollte. Der Großmarschall sagte eines Tages, es sei eine bekannte Sache unter ihnen im Dienstsalon gewesen, dass ich niemals gut zu sprechen wäre, sobald der Marineminister bei mir gewesen wäre. Wie wäre es auch anders möglich? Er brachte mir stets nur schlechte Nachrichten. Ich selbst konnte nicht überall sein, die Armeen des Continents machten mir genug zu schaffen.“

Auch mit Decrès war Napoleon nicht zufrieden; er bedauerte, dass Decrès.
er ihn zu lange behalten habe, doch sei eigentlich der Mangel an tauglichen Männern schuld daran gewesen, und Decrès war noch einer der besten.

„Gantheaume war ein unwissender Matrose. Missiessy war ein unsicherer Mensch, seine Familie hatte Toulon verrathen. — Übrigens hatte ich meine Ministerien so leicht gemacht, dass alle Welt dazu gebraucht werden konnte, nur musste man Ergebenheit, Eifer, Thätigkeit und Arbeitslust zeigen. Bloß das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten war vielleicht hiebei auszunehmen. Hier kam es dann und wann darauf an, schnell einen guten Einfall zu haben — und zu täuschen. Bei der Marine aber wollte nichts gelingen, und doch war Decrès vielleicht noch immer der beste: er verstand zu commandieren, seine Administration war streng und rechtlich. Er besaß Verstand, viel Verstand sogar, jedoch bloß für seine persönliche Unterhaltung und Politik; aber er schuf nichts Neues, führte kleinlich aus, gieng nur, anstatt zu laufen. Er hätte die Hälfte seiner Zeit in den

[1]) Correspondance, XII, p. 370.
[2]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben, V, S. 30.

Häfen und auf den Übungsschiffen zubringen sollen, ich würde ihm das gewiss hoch angerechnet haben; aber als ein Höfling, wie er war, fürchtete er, sich von seinem Portefeuille zu trennen; er wäre seiner Stelle sicherer gewesen, als an meinem Hofe; seine Abwesenheit wäre die beste Vertheidigung gewesen.“ [1] — Bei diesem Anlasse erzählte Las Cases, wie der Minister ihm ins Gesicht gelacht habe, als er ihm den Plan auseinandersetzte, Afrika, dessen Inneres man noch gar nicht kenne, von seinen vier Hauptpunkten anzugreifen, so dass man in der Mitte zusammengekommen wäre. Er sei überzeugt, dass, wenn man den portugiesischen Hof um alle Nachweisungen bäte, die Verbindung des Ostens mit dem Westen schon vorhanden wäre, und was noch zu thun, nur eine Kleinigkeit wäre. „Mit unsern jetzigen Begriffen, unserem Enthusiasmus und Unternehmungsgeist, unsern Wunderkräften hätte man leichtlich 500 bis 600 gute Soldaten, Chirurgen, Ärzte, Botaniker, Chemiker, Astronomen, Naturforscher von dem besten Geist beseelt gefunden, welche ganz gewiss etwas Zeitgemäßes vollbracht haben würden.“ — Napoleon bedauerte, dass er nichts von diesem Vorschlag erfahren habe; er würde darauf eingegangen sein, ihn einer Commission zur Berathung übergeben und ein Ergebnis herbeigeführt haben.

Plan zur Durchforschung Afrikas.

Sicher wäre Afrika damals schon erschlossen worden. Aber so scheitern oft die schönsten Gedanken an kleinlichen Menschen. Napoleon bedauerte noch den frühen Tod Latouche-Tréville's, er sei ihm als ein wahres Talent erschienen; er würde den Dingen eine andere Wendung gegeben haben; der Angriff auf Indien und England würde übernommen und vielleicht gelungen sein. —

Italien. Caldiero, Neapel.

Nach dem Erfolg bei Ulm ergab sich Napoleon in das Unglück von Trafalgar um so leichter, als er jetzt Hoffnung hatte, England erfolgreicher und glänzender in seinen Bundesgenossen auf dem Festlande zu schlagen. Darum das glühende Verlangen, rasch Wien zu erreichen.

In der Nähe von Wien sollte sich alles entscheiden, er rechnete mit seinem Genie, mit seinem so tüchtig eingeübten, für ihn begeisterten Heere zuverlässig auf Sieg. Der Krieg in Italien war entschieden, wenn er rasch gegen Wien vordrang, denn dann musste Österreich das Heer aus Italien wie aus Tirol zurückrufen, und Massena konnte dem sich zurückziehenden Heere des Erzherzogs folgen und sich mit der großen Armee vereinigen.

Erzherzog Karl. Massena.

Erzherzog Karl sollte nach dem ursprünglichen Plane die Offensive ergreifen und zu diesem Zwecke 142.000 Mann erhalten, hatte aber bei Beginn des Feldzuges nur 80.000 Mann unter sich. Marschall Massena, sein Gegner, hatte nur 50.000 Mann. Für beide war Verstärkung unterwegs. Napoleon zeichnete ihm in einem meisterhaften Schreiben vor, wie er sich zu verhalten habe: er solle zunächst in der Defensive bleiben und die Ereignisse auf dem deutschen Kriegsschauplatz abwarten.

Instruction.

[1] Las Cases, l. c. V, S. 20.

Bedeutsam war Neapels Haltung. Gouvion Saint-Cyr ward angewiesen, die neapolitanische Regierung, wenn sie feindselig auftrete, sogleich zu verjagen, ihre Armee aufzulösen und sich der Verwaltung des ganzen Landes zu bemächtigen. Werde er durch eine Landung der Engländer und Russen überrascht, so solle er sich Schritt für Schritt vertheidigen, gegen den Po zurückgehen, nachdem er ausreichende Besatzungen in einige der wichtigsten festen Plätze geworfen. Napoleon erwartete also einen Aufstand — er hatte allen Grund dazu, denn in Mailand hatte er, als der neapolitanische Gesandte Fürst Cardito sich ihm vorstellte, ohne die Anerkennung des Königreiches Italien mitzubringen, mit einer Roheit ohnegleichen, in einer großen Versammlung, die Königin Maria Karolina eine Jezabel, das sittenloseste Weib genannt, das je ein Thron getragen, und gedroht, „die neue Athalia möge sich gefasst machen, das Schicksal jener Königin zu theilen; er werde ihr nicht so viel Land lassen, als man dereinst brauchen werde sie zu begraben.“ [1]) Zum Marchese Gallo hatte Napoleon damals gesagt: „Auch die Prinzessin von Asturien mag sich vorsehen! — sie ist von ihrer Mutter aufgehetzt; wenn sie es länger so forttreibt, führt sie ihren Untergang herbei. Als Feindin Frankreichs wird man sie nicht zur Regierung Spaniens gelangen lassen. Ich weiß, was ich sage.“ — Die Königin Karolina, der man die unflätigsten Ausdrücke des Kaisers nicht mitgetheilt hatte, sondern bloß die Hauptsache, nahm dafür keine andere Rache, als dass sie am nächsten Empfangsabende an den französischen Gesandten herantrat und sagte: „Ihr Gebieter hat gezeigt, dass er noch ist, was er war, und dass er, seit er den Thron bestiegen, nichts von den Rücksichten gelernt hat, welche Souveräne einander schuldig sind.“

Gouvion Saint-Cyr. Napoleons Drohung. Karolina.

Napoleon trug sich damals mit dem Gedanken, in Wien anzufragen, welchen Erzherzog man für geeignet halte zum König beider Sicilien. In Neapel gerieth man in Angst und sandte die Urkunde der Anerkennung nach Bologna. Dahin waren Alquier und Saint-Cyr beschieden, denen Napoleon zürnend sagte: „Man muss mit all dem ein Ende machen, ein für allemal.“ Zu Gallo sagte er in Bologna: „Man muss Frankreich ebenso Freund sein, als man jetzt Feind ist, sonst werde ich Neapel erobern und es dem Sohn der Königin oder einem Prinzen von Spanien geben.“ Lefèvre musste der Königin sagen, England habe nur seine Schiffe, Russland sei entfernt, Österreich ganz und gar eingeschüchtert; noch sei es Zeit, einen furchtbaren Feind, wie den Kaiser Napoleon, in einen Freund und Beschützer umzuwandeln. Alquier aber deutete ihr derb an, dass man sie zur Abdankung zwingen, dass man einem Erzherzog die Regierung übergeben werde.[2]) Voll Entrüstung brach die Königin in lautes Weinen aus. Als ihr Gallo davon sprach, dass Napoleon einen spanischen Prinzen auf den Thron von Neapel zu bringen gedenke, antwortete sie: „Er wird den Thron von Neapel nicht erhalten und den von Spanien verlieren. Napoleon wird auf beide jemand von seiner Sippschaft setzen, einen Bruder, einen Schwager oder einen Neffen.“ — Karolina hatte demnach einen scharfen Blick. — Was die Tochter der Kaiserin Maria Theresia unter solchen Demüthigungen litt, ist leicht zu denken.

Neue Drohung an Karolina.

Umso erfreulicher war ihr die Versicherung des russischen Gesandten Tatitschef, dass der Czar sie unterstützen wolle: — der General Lacy, der den Ober-

Russland verspricht Hilfe.

[1]) Helfert, Königin Karolina, S. 160.
[2]) Ibid. p. 133—165.

Lacy. befehl über die russischen Streitkräfte im Adriatischen Meere hatte, hielt sich damals als einfacher Reisender in Neapel auf, besah sich die Befestigungen und erkundigte sich nach den geeigneten Stätten zu einer Landung. Der Kriegsminister trat mit den ehemaligen Officieren im Heere Ruffos in Verbindung. England gedachte, sich in Sicilien so lange festzusetzen, als die Franzosen sich in Tarent aufhielten, und verstärkte die Streitkräfte in Malta. — Die Trostlose Lage. französische Einquartierung hatte bereits 3 Millionen Ducaten gekostet, an eine Bezahlung von Seite des Kaisers war nicht zu denken. Der Staatsschatz war erschöpft, die Aussicht trostlos. Die Königin äußerte: „Lieber möchte ich eine wohlhabende Pächterin sein in irgend einem vergessenen Winkel der Erde, als Königin eines Reiches, in dem eine Armee von Feinden den Herrn spielt." — Aber, wie sich wehren dagegen? Das Fußvolk war gering an Zahl und schlecht ausgerüstet, der Reiterei fehlte es an Pferden, die Artillerie war wenig geübt, die festen Plätze im Verfall, der Südosten war in den Händen der Franzosen.

Erdbeben 1805. Dazu kam eine Heimsuchung: am 26. Juli 1805 stürzte ein Erdbeben, das nur fünf Secunden währte, in Neapel allein 470 Häuser nieder, warf die Stadt Isernia und viele kleine Orte in Schutthaufen und erschlug 15.000 Menschen. In dieser Nothlage bot die Königin in Paris Neutralität an und versprach noch 50.000 Francs monatlich zu liefern und die Häfen des Königreichs allen kriegführenden Mächten zu verschließen, wenn Napoleon die 15.000 Mann aus ihrem Reiche abberufe. Die Antwort war die Weisung an Saint-Cyr: gegen die drohende Landung von 15.000 Russen und 8000 Engländern solle er zu Schiff 20.000 Mann Verstärkung erhalten, um solchem Unternehmen vorzubeugen; zur selben Zeit, da der Kaiser mit seinem Heer den Rhein überschreite, habe er — Saint-Cyr — auf Neapel loszugehen, den Hof zu verjagen, die Armee auseinanderzusprengen, eine Regentschaft einzusetzen. Saint-Cyr brach am 3. September von Tarent nordwestwärts auf: er wolle sich nicht überraschen lassen, gab er zur Antwort, als von Neapel aus die Frage an ihn erging, was diese Märsche bedeuten sollten.[1])

Bund mit der Coalition. So peinlich war die Lage, als Tatitschef zum Beitritt der Coalition einlud. Der König unterzeichnete nun 10. September 1805 die Übereinkunft, stellte all seine Truppen den Verbündeten zur Verfügung; Lacy solle den Oberbefehl führen. Doch rieth der Russe zu hinhaltendem Benehmen. Insgeheim rüstete man, Capua und Gaëta wurden verproviantiert, zu einer Erhebung des Landsturmes die Vorbereitungen getroffen. Dabei bot man in Paris Neutralität an, wenn die Franzosen 26. September abzögen.

Neutralitäts-Vertrag. Indes unterzeichnete Gallo als Bevollmächtigter in Paris einen Neutralitätsvertrag, den ihm Talleyrand vorlegte: Ferdinand werde gegen Räumung seines Landes von der französischen Besatzung die strengste Neutralität einhalten und keinem Geschwader der kriegführenden Mächte Aufnahme in seine Häfen gestatten, kein bewaffnetes Corps derselben an irgend einem Punkte seines Reiches landen lassen, kein Armee- oder Platzcommando einem russischen oder österreichischen oder britischen Officier oder einem Emigranten anvertrauen. Stürmische Verhandlungen am Hof, zumal Alquier

[1]) Helfert, l. c. S. 175—179.

am 7. October die Unterschrift des Königs oder seine Pässe verlangte. Der König unterzeichnete 8. October den Vertrag; denn was sei zu machen? Saint-Cyr war da, die Russen, Engländer und Österreicher waren fern. Nehme man den Vertrag nicht an, so sei der Fortbestand des Staates eine Frage von wenigen Tagen.[1]) Also aus lauter Angst eine Nothlüge, die sich bitter rächen sollte!

So stand es in Neapel. Napoleon kannte die Gesinnungen dieses Hofes zu genau, um sich auf dessen Neutralität zu verlassen, aber er hielt sich wenigstens für einen Monat für gesichert, und so zog denn Saint-Cyr in Eilmärschen nach dem Norden, um Massena zu verstärken.

Auftrag an Massena

Dieser hatte den Auftrag, in der Defensive zu bleiben, da Napoleon aus der Stärke des Heeres des Erzherzogs Karl schloss, derselbe werde die Offensive ergreifen wollen. Müsse Massena das rechte Etschufer aufgeben, so solle er doch am linken Ufer des Mincio noch festen Fuß und Freiheit des Handelns behaupten. Die Etsch bildete genau die Grenze zwischen beiden Heeren. Die große Stadt Verona war in den Händen der Franzosen, Veronetta am linken Ufer war von den Österreichern besetzt. Quer auf den Brücken, welche beide Stadttheile verbanden, waren auf jeder Seite Barricaden errichtet. Der Befehlshaber Massena solle mit dem Erzherzog in gutem Einvernehmen bleiben, so lange als möglich, da die Entscheidung ja in Deutschland liege; doch solle er keinen Augenblick die Vorsicht aus den Augen lassen, namentlich alle Vorräthe von der Etsch weg hinter die sicherere Linie des Mincio, nach Peschiera oder Mantua, verbringen. Dringe die Armee in Deutschland glücklich voran, so werde der Erzherzog durch Absendung von Truppen an die Donau sein Heer schwächen müssen, dann solle Massena angreifen, den Gegner an den Isonzo treiben und sich als rechter Flügel der großen Armee anschließen; keinesfalls solle er aber vor dem 27. September zum Angriff übergehen. Für diesen wurden ihm nachträglich von Napoleon die klügsten Weisungen gegeben.

Stellung der Heere.

Erzherzog Karl

Der Erzherzog Karl sollte, nach dem ursprünglichen Kriegsplan, mit 42.000 Mann die Offensive ergreifen. Es war aber ein Fehler, dass man das stärkste Heer und den besten Feldherrn in Italien aufstellte und in Deutschland voreilig den Angriff begann. Da musste nun der Erzherzog durch Tirol Truppen nach Deutschland absenden und wurden die für ihn bestimmten Verstärkungen aus den hinteren Ländern an die Donau geworfen, so dass er, einschließlich der Besatzung von Venedig und des Corps in Tirol, nur über 80.000 Mann verfügte. So war denn der Erzherzog zur Defensive gezwungen und musste die Ereignisse in Deutschland abwarten. Er traf nun vorzügliche Einrichtungen, um sein Gebiet nicht wider seinen Willen verlassen zu müssen, nämlich die Aufstellung von Caldiero.

Rüstow sagt darüber: „Die allgemeinen strategischen und taktischen Verhältnisse der Stellung von Caldiero waren vortrefflich; durch ihre Wahl und

[1]) Helfert, l. c. S. 183—185.

die Art, wie er sie benützte, stellte sich der Erzherzog allein schon in die Reihe wirklicher Feldherren, welche man von Generalen wohl unterscheiden muss.“[1])

Beide Feldherren hatten einen Waffenstillstand mit sechstägiger Kündigung geschlossen. — Am 11. October erhielt nun Massena Kunde von den Märschen der Franzosen an der Donau und beschloss, die Feindseligkeiten zu beginnen, wenigstens sich den Übergang über die Etsch zu sichern, und kündigte deshalb den Waffenstillstand und traf in der größten Stille seine Vorkehrungen zum Etschübergang. Verdier musste bei Legnago Demonstrationen machen, als ob der Übergang an der unteren Etsch beabsichtigt sei, indes sammelte Massena den Kern seines Heeres in Verona. Nach Mitternacht, am 18. October, wurden in aller Stille von den Franzosen ihre Barricaden auf der Brücke nach Veronetta geräumt und an der österreichischen Mauer eine Petarde angebracht. Kurz vor Tagesanbruch gieng diese los, welche die österreichische Mauer niederwarf, zugleich spielten 18 Kanonen auf den österreichischen Posten am linken Ufer der Etsch; 25 Voltigeure setzten in einem Nachen über den Fluss, bewältigten den österreichischen Posten und nahmen seine Stelle ein. Da die Kaiserlichen einen Bogen an der Brücke schon gesprengt hatten, überdeckten die Franzosen mit bereitgehaltenen Brettern schnell die Öffnung. Unter dem Schutze eines dichten Nebels giengen drei Bataillone über den Fluss, erstürmten die Barricaden, kämpften von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, und sicherten sich den Übergang durch einen Brückenkopf. Die Nacht trennte die Kämpfenden. Die Österreicher, denen dieser Tag 2000 Mann kostete, behaupteten die Forts. Massena zog beim Einbruch der Nacht seine Truppen bis auf drei Bataillone auf das rechte Etschufer zurück. So hatte er durch Entschlossenheit, Geheimhalten, Geschicklichkeit und Überraschung sich den Übergang über den Fluss gesichert. Am 19. October warf Verdier bei Beccavetta zwei Regimenter auf das linke Etschufer, zog sich aber vor den anrückenden Österreichern wieder auf das rechte Ufer zurück.

Massena greift an.

Verdier.

Nun trat wieder eine Pause im Kampfe ein; beide Feldherren erwarteten Nachrichten aus Deutschland. In der Nacht vom 25. auf den 26. October erfuhr der Erzherzog die Capitulation von Ulm: — er beschloss den Rückzug nach dem Isonzo. „Sozusagen auf einem einzigen Weg musste er die Masse seines Heeres zurückwälzen, und das angesichts eines energischen Gegners, von dem eine kräftige Verfolgung zu erwarten war. Doch möglich ungeschwächt an Geist und an Körper musste er sein Heer auf den entscheidenden Kriegsschauplatz bringen, wenn er dort noch wirksam werden wollte. Dies war nur zu erreichen, wenn die erste Wuth des Angriffs des Gegners gebrochen, abgeschwächt, wenn dieser vorsichtig gemacht war, — also durch eine siegreiche Schlacht, die dem Rückzug vorhergieng. Durch diese Schlacht, die der Erzherzog wünschen und suchen musste, gewann er zugleich Zeit für den Bau einer Brücke über den Bacchiglione, für die Zurückschaffung der in Palmanuova befindlichen Magazine und Depots, für die Befestigung der Stellung von Prevalo, des Thores der julischen Alpen, an welch er der Verfolgung seines Gegners völlig ein Ziel zu setzen gedachte.“[2]) So kam es zum Kampf bei Caldiero. — Beide Theile rüsteten zur entscheidenden Schlacht.

Pause im Kampf.

Indes hatte Napoleon erfahren, was in Berlin vor sich gieng, wie der Kaiser Alexander I. herzlich war empfangen worden, wie die Kriegs-

Napoleon

[1]) Rüstow, Der Krieg von 1805, S. 182.
[2]) Ibid. p. 193.

partei jeden Tag mehr Boden gewann, wie der Czar die Königin und den König bezauberte. Beide Monarchen waren einige Tage in Potsdam zusammen, und da wollte Alexander auch das Gewölbe besuchen, in welchem die Särge Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. ruhen. Über dem Sarge Friedrichs II. reichten sich beide die Hand und gelobten sich ewige Freundschaft, nie wollten sie ihre Sache, ihr Schicksal von einander trennen. Die Sache der Coalition schien in Preußen gefestigt — in dieser Ansicht nahm Alexander I. nach zehntägigem Aufenthalt zärtlichen Abschied vom Königspaar und reiste 5. November nach Weimar zum Besuche einer Schwester, der Großherzogin. Indes war Harrowby, der englische Minister des Äußern, selber nach Berlin gekommen, um das Bündnis gegen Napoleon fest und wirksam zu machen. England zeigte sich sehr willig in Hilfsgeldern, gab seine Zustimmung, dass Haugwitz England gar nicht nenne, wenn er bei Napoleon vermittle, willigte auch in eine Gebietsvergrößerung, nur nicht in die Abtretung Hannovers, obschon dieses Land als eine Last für England betrachtet wurde, aber man hatte Rücksicht auf König Georg III., dem Hannover am Herzen lag. Doch hatten Englands Minister nichts dagegen, dass Holland an Preußen abgetreten werde. — Je zärtlicher man in Berlin gegen die Russen und Engländer war, umso kälter gegen die französischen Unterhändler. Hardenberg empfieng sie gar nicht mehr, Haugwitz gestand den Plan der Vermittlung ein, als sie ihn danach fragten, was an dem Bund mit der Coalition sei, mit dem die Russen prahlten. Haugwitz erklärte die Bedingungen der Vermittlung für gerecht, gemäßigt und dem Ruhme Frankreichs angemessen; der Beweis dafür liege darin, dass er selber sie Napoleon überbringe.

und Preußen.

Alexander I. und Friedrich Wilhelm III.

Harrowby in Berlin.

Hannover.

Die preußische Vermittlung.

Napoleon hatte also Preußens Bedingungen anzuhören, anzunehmen oder 150.000 Mann fielen ihm in die Flanke. Mancher andere wäre an seiner Stelle zurückgewichen in eine feste Stellung, um gegen diese drei Feinde gerüstet zu sein. Napoleon aber hoffte seine Gegner rasch zu schlagen und begann Preußen zu drohen: die Klage wegen Verletzung des preußischen Gebietes sei ein Vorwand; er sehe wohl, dass seine Feinde in Berlin den Sieg davontragen; er überlasse der Zeit und den Ereignissen die Sorge, statt seiner zu antworten.

Napoleons Kühnheit.

Im Punkt der Ehre sei Napoleon unbeugsam; wenn man die Garnison in Hameln angreife, werde er ihr rasch zuhilfe kommen; seine Adler hätten niemals eine Beschimpfung geduldet; mit ganz Europa kämpfen zu müssen, sei für Frankreich weder neu noch schrecklich. — An Barbou, den Befehlshaber von Hameln, schrieb Napoleon: „Sie dürfen die Festung nicht anders übergeben, als auf einen Befehl von mir, den einer meiner Adjutanten überbringt!“ — und theilte diesen Befehl der preußischen Regierung mit.[1])

Napoleon und Preußen

[1]) Thiers, l. c. VI, liv. XXIII, p. 170—172.

Rasch zog Napoleon sofort gen Wien. Kein großes Heer stand ihm entgegen, nur Kutusoff mit 50.000 Mann Russen und mit Österreichern, die Kienmayer und Meerveldt gerettet hatten.

Die russischen Generale.

Die Unterfeldherren Kutusoffs waren Bagration, Doctorow und Miloradowitsch. Kutusoffs gute Eigenschaften waren: ein feiner Geist und hoher Muth, im Kriege Klugheit und Geschick; seine Fehler waren: Faulheit, Trunk und Sittenlosigkeit. Fürst Bagration war ein Georgier, ein Mann von hohem Muth und Erfahrung im Krieg. Doctorow schildern die Franzosen als bescheiden, besonnen und charakterfest; Miloradowitsch, einen Serben, als Mann von glänzendem Muth, aber ohne militärische Kenntnisse und alle Laster der Barbaren mit denen der Civilisation vereinend. Das Fußvolk war muthig, die Reiterei mittelmäßig, die Artillerie schwerfällig. Die Übergabe von Ulm erfuhr Kutusoff erst, als Mack bei ihm ankam. Der Kaiser

Franz II

Franz II. erfuhr erst 24. October in Hetzendorf, wie schlimm es mit dem Heere bei Ulm stehe durch Bianchi, den der Erzherzog Ferdinand auf der Flucht von Öttingen aus entsendet hatte. Der Kaiser, schmerzlich überrascht, durchschritt in großer Aufregung das Zimmer und sprach so laut, dass selbst die Kaiserin im Nebenzimmer aufmerksam wurde. Die Mitglieder des Staatsrathes, der gerade in Hetzendorf berieth, wollten an so viel Missgeschick nicht glauben — und doch wusste selbst Bianchi nicht alles. Einer fragte ihn: „Was meinen Sie, dass die Besatzung thun wird?“ — „Sie muss sich ergeben“, antwortete der Unglücksbote Bianchi, worauf der Präsident des Staatsrathes ihn „einen Unbesonnenen“ schalt.[1])

Hiobsposten

Jetzt kamen Hiobsposten, eine ärger als die andere. Der Kaiser eilte in das russische Hauptquartier, Kutusoff erklärte ihm, er müsse seine Hauptstadt verlassen; er selber gedenke auf das linke Donau-Ufer hinüberzugehen, um sich mit den russischen Reserven zu vereinigen, die durch Böhmen und Mähren heranzögen. Kaiser Franz II. aber gedachte, Wien nur im äußersten Nothfall zu opfern, und rechnete auf den Erzherzog Karl, der mit seinem Heere heranziehen, sich mit den Russen vereinigen und eine Schlacht liefern werde, welche Wien und die Monarchie retten könne. Kutusoff fügte sich dem Wunsche des Kaisers und versprach, den Franzosen jeden Widerstand entgegenzustellen; er müsse aber alle Brücken abbrechen und an allen Übergängen starke Posten aufstellen.

Nachricht von Ulm.

Am 28. October kam die Nachricht von der Übergabe Ulms über den Gotthard an Massena: er theilte seinem Heere wie dem Feind durch dreimaliges Abfeuern der Kanonen die Siegesbotschaft mit. Erzherzog Johann war kurz vorher aus Tirol gekommen, um mit seinem Bruder über den Feldzugsplan zu berathen. Massena erließ sogleich seine Befehle zum Angriff am nächsten Tag: es galt, dem Erzherzog den Rückweg zu verlegen, mindestens denselben verlustreich zu machen und bald mit der großen Armee sich zu vereinigen.

---

[1]) Moriggl, Der Feldzug des Jahres 1805, I, S. 157—158.

Der erste Tag galt der Aufstellung zur Schlacht. Verdier sollte bei Persacco demonstrieren, um die Aufmerksamkeit des Erzherzogs auf die untere Etsch zu lenken, während der Angriff auf die Stellung des Erzherzogs in Caldiero von Norden aus erfolgen müsse. Darum überschritten Gardanne und Duhesme bei Tagesanbruch die obere Brücke beim alten Schloss, um sich der Höhen zu bemächtigen, welche Veronetta beherrschen. Beide erreichten trotz tapferen Widerstandes ihr Ziel. Duhesme stellte sich bei Cosoleni rechts und links der alten Römerstraße auf, Gardanne an der Straße, die von Verona nach Vicenza führt, bei La Posta, im Anschluss an den linken Flügel Duhesmes, auf den Höhen von San Leonardo. Nun ließ Massena die Österreicher auffordern, Veronetta zu räumen, wozu sie ohnehin schon verhalten waren; denn sonst verloren sie die Rückzugslinie nach Caldiero. Sofort befahl Massena, die Barricaden an der unteren Brücke wegzunehmen und den Divisionen Molitor, Partouneaux, Espagne und Mermet durch Veronetta in die Ebene von San Michele abzuziehen. Hier stellte ihnen General Frimont einen zähen Widerstand entgegen. Um das Dorf San Michele war der Kampf erbittert; Frimont musste sich zurückziehen, leistete aber bei Mezza Campagna wieder zähen Widerstand, griff dann wieder bei San Martino an, zog sich aber am Abend nach Caldiero zurück. Massena besichtigte während dieses erbitterten Kampfes die Stellungen des Erzherzogs bei Caldiero, und zog sich beim Dunkelwerden aus den eroberten Dörfern wieder zurück.

Schlachtplan Massenas. Gefechte 29. October.

Der Erzherzog hatte durch all diese Vorgänge die Überzeugung erlangt, dass Massena nicht über die untere Etsch ihn zu umgehen suche, sondern bei Caldiero ihn am andern Tage angreifen werde, und bildete zu diesem Zwecke seine Schlachtordnung; er wünschte hier die Schlacht, aber auch Massena wünschte sie hier. Warum beide gerade hier?

Erzherzog Karl.

Rüstow gibt die Antwort: „Beide rechneten auf den Sieg, der Erzherzog, indem er auf die Überlegenheit an Zahl und auf die Vortheile des Terrains baute — Massena, indem er das große Geschick seiner Truppen und das Feuer in Anschlag brachte, mit welchem sie die Siegeskunde von Ulm erfüllte. — Der Erzherzog wollte den Sieg benutzen, um seinen Rückzug möglichst vollkommen sicherzustellen und sich auf einige Tage wenigstens vollkommene Ruhe zu verschaffen; Massena wollte ihn benutzen, um den Abzug seines Gegners in Flucht und Auflösung zu verwandeln. Durch eine Reihe bloßer Rückzugsgefechte erreicht man dies schwerlich, wenn man einen geschickten Gegner hat; aber wohl ist es zu erreichen, wenn der Feind gezwungen wird, unmittelbar von einem Schlachtfeld hinweg, welches er verloren hat, den Rückzug zu beginnen, und wenn er doch keinen Schritt thun kann, den man nicht bewachte und belästigte, wenn man ihm nirgends Zeit lässt, die im Kampfe zerrüttete Ordnung wieder in ihre Fugen zu bringen. Diese Berechnung war völlig genügend, auch den Marschall die Schlacht suchen zu lassen. Es ist nicht nöthig, dass man seine Absicht aus jenem soldatischen Ehrgeiz erkläre, der ihn trieb, seine Kraft an jener Stellung zu erproben, an welcher einst selbst das Genie Napoleons gescheitert war, obwohl dieser Ehrgeiz allerdings auch den französischen Feldherrn angefeuert haben mag.“ [1])

Grund zur Schlacht.

Massenas Plan war, sich des Schlüssels zu der Stellung des Erzherzogs, der Höhe von Colognola, zu bemächtigen, ihn

Plan Massenas.

[1]) Rüstow, l. c S. 197—198.

dann von der Straße nach Vicenza in die Sümpfe von Arcole abzudrängen. Darum untergab er Verdier 8000 Mann, um bei Persacco über die Etsch zu gehen und die Österreicher im Rücken anzugreifen; hätte er ihm weiter nördlich bei Zevio den Übergang anbefohlen, so wäre Verdier dem eigentlichen Schlachtfeld näher und sein Thun wirksamer gewesen. Hierin lag der Fehler im französischen Schlachtplan. Erst wenn Massena den Kanonendonner von Seite Verdiers höre, sollte der entscheidende Angriff auf Colognola durch Molitor beginnen. Der Erzherzog aber wollte den Kampf in der Frühe auf die Seite hinziehen, wo seine Stellung am festesten war, und ließ darum einen Theil seiner Truppen aus ihren Schanzen herausrücken, um die Franzosen zum Kampfe zu verlocken. Ein dichter Nebel bedeckte am Morgen des 30. October das Schlachtfeld. Zuerst kam Nordmann auf dem linken Flügel zum Handkuss mit den Franzosen, mit vorgeschobenen Bataillonen Verdiers, denen er den Rückweg über die Etsch abzuschneiden und den Anschluss an die Aufstellung Massenas zu verlegen gedachte. Aus dem Gewehrfeuer schloss Massena, Verdier stehe schon im Rücken der Österreicher und habe ihre Linie bereits durchbrochen. Er gab darum Molitor, der auf seiner äußersten Linken stand, den Befehl, Colognola zu ersteigen, und Gardanne, rechts und links auf der Straße ihm zu folgen, Duhesme gegen Gombione vorzurücken und von dort, bei Bendinara, die Österreicher im Rücken zu packen. Molitor rückte vor bis an den Fuß der Höhen von Colognola, fand hier jedoch blutigen Empfang und kam nicht weiter; ebenso ergieng es Gardanne in der Gegend von Stra und Cer Stizzi. Heldenmüthig drang Nordmann auf dem linken Flügel vor. Um ein Uhr war der Kampf auf der ganzen Linie von der Etsch bis zum Thale Illasy entbrannt. Der Nebel verzog sich. Massena freute sich schon des Erfolges: „Wenn meine Befehle vollzogen wurden, so gehört der Sieg uns an.“[1]) Der Erzherzog Karl aber beschloss, jetzt in der Mitte und am linken Flügel zur Offensive überzugehen. — Nordmann, Reuß, Bellegarde drangen stürmisch vor und drängten die Franzosen bis auf die Höhe von Calderino zurück. Bellegarde warf mit einer Heeressäule in der Mitte Gardanne vor sich her. Der Kampf auf der Straße in der Nähe des Dorfes Caldiero war entsetzlich. Massena erkannte die ganze Größe der Gefahr, führte selber die Reserve-Grenadiere herbei, um den Truppen Gardannes Zeit zu geben, sich wieder zu sammeln, und empfieng die heranstürmende Heeressäule der Österreicher mit vernichtenden Salven seiner Geschütze; einige Zeit schien sie unerschütterlich, endlich musste Bellegarde bis zu den Schanzen von Caldiero zurückweichen. Zugleich erhielt Molitor neuen Befehl, um jeden Preis der Höhen von Colognola sich zu bemächtigen. Die Schlacht schien sich gegen die Österreicher zu entscheiden.

des Erzherzogs.

Kampf um Colognola

Caldiero.

Da führte Erzherzog Karl die Reserve seiner Grenadiere in das Feuer, sein Bruder, der Erzherzog Johann, und sein Neffe Maximilian, folgten diesem schönen Beispiele.[2]) Die Franzosen wurden zum Stehen gebracht. Vergebens bot Massena, zähe und hitzig, nach und nach all seine Reserven auf, er kam nicht voran. Auch auf dem linken Flügel gieng es nicht nach seinem Wunsch: Molitor stürmte in zwei Colonnen empor, drang zwar auf die Höhe von

[1]) Dumas, l. c. XIII, p. 135, 143, 149. — Jomini, Vie de Nap., II. 144—145.

[2]) So berichtet der sonst in der Regel zuverlässige Dumas, l. c. XIII, p. 139, er hebt hervor, drei Erzherzoge hätten in dieser Schlacht gegen Massena gekämpft, während die Tiroler Berichte den Erzherzog Johann am 25. October schon wieder in Tirol in Thätigkeit sein lassen. Egger, Geschichte Tirols, III, S. 347.

Colognola vor, wurde aber hier, in der Front und in den Flanken, von einem solchen Feuer empfangen, dass er in Eile wieder hinabzog. Die zweite Colonne unter de Launay war schon in Colognola Alta eingedrungen, und trieb die schwache Besatzung vor sich her. Da kam Simbschen herbei, der soeben Molitor den Berg hinabgeworfen hatte, und brachte die Franzosen zum Stehen, und als der Erzherzog ihm noch Bellegarde zur Hilfe sandte, zu fluchtartigem Rückzug. — Molitor machte auf wiederholten Befehl Massenas einen neuen Versuch, der ebenso scheiterte wie der erste. Die Franzosen wurden den Berg hinabgeworfen und ließen einen Adler und viele Gefangene in den Händen der Oesterreicher. In der Mitte um Caldiero wogte der Kampf in höchster Erbitterung hin und her, bis zum einbrechenden Dunkel, mit dem Bajonnett. Beide Feldherren standen hier, die Truppen zum Ausharren aneifernd, einander entgegen. Vergebens ordnete Massena noch schnell einen Angriff auf den Monte Zovo an. Der Erzherzog, welcher die Gefahr der Seinen bemerkte, sandte sogleich die letzten fünf Reserve-Bataillone zur Hilfe — und die Franzosen wurden noch einmal den Berg hinuntergeworfen.

Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Massena sah seine Truppen erschöpft und zog sie auf die Linie Gombione zurück; der Erzherzog blieb in der Stellung von Caldiero. Am andern Morgen erkannte man die Erbitterung des Kampfes an der Menge der Leichen. Jeder Theil hatte einen Verlust von 4000 bis 5000 Mann zu beklagen. Massena hatte übrigens sein Ziel, den Erzherzog in die Sümpfe des Alpone zu drängen, nicht erreicht; denn die Österreicher hatten ihre Stellung heldenmüthig behauptet: Massena hatte ja am Abend seine Truppen zurückgezogen. An Tapferkeit hatten Österreicher und Franzosen gewetteifert. Caldiero gehört also unter die Siegestage der Österreicher! — so urtheilte auch Napoleon, der große Meister im Kriege: „Der Erzherzog erhielt beträchtliche Vortheile über Massena bei Caldiero; in der That war der Franzose geschlagen.“ [1])

Rüstow dagegen meint, Caldiero gehöre nicht zu den Schlachten, bei denen Sieg und Niederlage so scharf vertheilt seien, dass man ohneweiters die Seiten erkennt, auf denen diese oder jener liegen; beide Theile hätten sich den Sieg zugeschrieben und mit Gründen reclamiert. Kein Theil habe jedoch seine Absicht vollkommen erreicht: „Massena sein Ziel nicht, den Erzherzog in die Sümpfe des Alpone zu werfen, und der Erzherzog sein Ziel nicht, für seinen Rückzug völlig freie Hand zu haben. „Ein voller Sieg ist auch auf der Seite des Erzherzogs nicht zu finden, aber dieser war dem Siege näher als Massena, und man müsste ihn als Sieger bezeichnen, wenn man durchaus die Rollen des Überwinders und Überwundenen scharf vertheilen wollte.“ — Dass der Erzherzog jedoch Sieger war, zeigt sich auch darin, dass Massena am 31. October die Schlacht erneuern wollte, aber nicht konnte, wegen der Erschöpfung seiner Mannschaft. Es kam nur zu einem Gefecht Verdiers gegen die Schanze von Chiavico bei Christo, die Nordmann mit geringer Mannschaft tapfer vertheidigte: all seine Kanoniere wurden getödtet, er selber niedergeworfen und

Nordmann.

[1]) Montholon, Mém. de Napoléon I, vol. II, p. 108. — Rüstow, l. c. S. 214.

verwundet, da kam ihm Graf Colloredo zuhilfe, und so konnte er die Vertheidigung fortsetzen bis ihm Reuß einige Bataillone zur Unterstützung sandte. — Eine zähe, stolze Natur, mochte Massena nicht eingestehen, dass er gefehlt habe, indem er seine Kraft durch die zu weite Aussendung Verdiers zersplitterte, und gedachte noch einmal anzugreifen, um vielleicht am 31. October den Sieg zu erringen, den er tagsvorher nicht hatte gewinnen können. Sein Heer war jedoch von der Anstrengung des letzten Tages zu sehr erschöpft. Dies wollte er wenigstens dem Feind durch sein Ruhigbleiben nicht eingestehen, und wollte dem Erzherzog zeigen, dass er noch ungebrauchte Kräfte besitze, und zugleich mit dem Gegner in
Verdier. Berührung bleiben. Daher gab er Verdier jenen Befehl, bei Chiavico del Christo am 31. October anzugreifen.

Erzherzog Karl. Der Erzherzog hatte sich geschlagen, um die einzige Armee, die Österreich noch besaß, ungestört der Hauptstadt zuzuführen. Er kannte Massenas Sinn, erwartete von ihm einen neuen Angriff und ließ die Truppen in der Nacht unter
Rosenberg. dem Gewehr; wollte aber zugleich den Feind beunruhigen und gab Rosenberg Befehl, gegen Velo vorzurücken und die Franzosen in der Flanke und im Rücken
Hillinger. zu bedrohen. Hillinger erhielt 1. November den Befehl, eine Bewegung gegen Veronetta mit sieben Bataillonen zu unternehmen. Massena zog sich, als er von diesen Märschen unterrichtet wurde, bestürzt weiter gegen Verona zurück. Man redete schon davon, dass starke Corps der Österreicher in den Bergen zwischen der Etsch und dem Gardasee sich zeigten. Diese Sorge Massenas, der jetzt sein Heer bei Verona zusammenhielt, gab dem Erzherzog Zeit, seinen Rückzug zu sichern und wenigstens einen Tag Vorsprung zu gewinnen. Schon in der Nacht des 31. October schickte er in aller Stille seine Bagage auf der Straße
Abzug. nach Vicenza voran. Am 1. November begann in vier Abtheilungen ohne Geräusch der Abmarsch des Heeres gen Vicenza. Jede Colonne hatte ihre Nachhut im Lager zurückgelassen, welche die gewohnten Wachfeuer unterhielt, und erst in der Frühe des 2. November aufbrach, um zu den Ihrigen zu stoßen. General
Frimont. Frimont führte mit Umsicht und Kraft die Nachhut, um Mittag befand sie sich schon am linken Ufer des Alpone. Hillinger erhielt mit der Nachricht vom Abzug den Befehl, sich am linken Ufer der Etsch hinaufzuziehen und dem Corps des Generals Hiller in Tirol sich anzuschließen. Vielleicht hat er sich zu weit vorgewagt, auf einmal zogen von allen Seiten Franzosen gegen ihn. Hillinger theilte allen Bataillonen mit, was ihm befohlen war, einem derselben gelang es in der That, sich zu Hiller durchzuschlagen. Massena ließ Hillinger auffordern, sich zu ergeben, dieser weigerte sich und setzte tapfer kämpfend seinen Marsch fort: er werde nur der Übermacht weichen. Nun rückten neue Regimenter gegen ihn an, er stritt tapfer fort, bis er sich verschossen hatte. Da erst streckte er mit 2000 Mann die Waffen; die anderen waren gefallen oder in der Nacht entkommen. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, in diesem Feldzug nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, entlassen, und behielten ihre Waffen, ihre Pferde und ihr Gepäck.

Massena rückt vor. Jetzt erst wandte sich Massena wieder gegen Caldiero; die Schanzen, die er am 30. October nicht ersteigen konnte, waren noch da, aber keine Österreicher mehr darin. Nun ordnete er rasche Verfolgung durch seine Reiterei an, — aber Frimont machte von Zeit zu Zeit tapfer Kehrt. In einem dieser Gefechte fiel der Neffe und Adjutant Massenas, durch seinen Geist, seine stürmische Tapferkeit sein Abbild und Liebling. Der stille Schmerz des Marschalls und die Theilnahme für ihn trieb seine Reiter und seine Artilleristen zu strenger Verfolgung,

aber Frimont löste seine schwere Aufgabe mit Geschick und Glück.[1]) Am Abend war das Hauptquartier Massenas in San Bonifacio, den Abend vorher war hier der Erzherzog gewesen, er hatte also einen Tag voraus. Die Gewaltmärsche der Franzosen erschütterten die Österreicher nicht, sie zogen in bewundernswerter Ausdauer und Ordnung gen Vicenza, wo der Erzherzog seinen Vicenza. Tapfern einen Tag Rast geben wollte. Am 3. November morgens hatten sie den Bacchiglione überschritten, der sich deckend um die Mauern von Vicenza windet und damals vom Regen sehr angeschwollen war. Die Stadt ist mit einer hohen und festen Mauer umgeben; die Häuser sind meist massiv gebaut. Hier konnte man sich gegen einen ersten Ansturm wehren. Die alten Thorbefestigungen wurden hergestellt, Geschütze auf die Mauern gefahren. Der tapfere General Vogelsang. Vogelsang erhielt das Commando. Der Train wurde vorausgesandt, damit er den Marsch nicht hindere.[2])

Am 3. November, nachmittags, nahte die Vorhut der Franzosen dem Bacchiglione und besichtigte Massena von außen die Stadt und sandte einen Parlamentär, binnen einer halben Stunde müsse die Stadt übergeben werden, sonst werde sie beschossen. Vogelsang ließ sich auf Unterhandlungen ein, um Zeit zu gewinnen, erklärte jedoch zuletzt, er könne nicht selbständig beschließen und müsse erst Verhaltungsbefehle einholen. Massena ließ indes Geschütze auffahren. Bald erschien Baron Spiegel, ein Adjutant des Erzherzogs, auf den Mauern, der nicht den Franzosen Antwort gab, sondern einfach die Grenadiere aufforderte, die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Jetzt gedachte Massena die Drohung, mit der er eine um Schonung der Stadt bittende Deputation angefahren hatte, zu erfüllen: „Die Österreicher könnten sich in aller Ruhe zurückziehen und die Stadt solle keinerlei Schaden erleiden, wenn sie binnen einer halben Stunde sich ergebe; wenn aber nicht, so werde er sie im Sturm nehmen, an allen Ecken anzünden und alle Soldaten über die Klinge springen lassen." Jetzt ließ er Kanonen vor die Thore auffahren, um diese einzuschießen. Die Kugeln schlugen die Thorflügel ein, blieben aber in der Masse stecken, die hinter denselben aufgeschichtet war; er ließ die Stadt mit Granaten bewerfen, die aber Vicenza beschossen. die massiv gebauten Häuser nicht anzündeten. Molitor hatte sich mit einer Truppe den Bacchiglione hinaufgezogen, um ihn zu überschreiten und hinter die Stadt zu kommen und den Österreichern den Ausweg zu verschließen, war aber von den Schützen hinter dem Gebüsch so übel empfangen worden, dass er sein Unternehmen aufgab. Beschießung, Erstürmung, Übergang über den Fluss wurden darum auf den andern Tag verschoben, in der Nacht räumten jedoch die Österreicher in aller Stille Vicenza. Am 4. November rückte Massena ein; die Wiederherstellung der Brücke über den Bacchiglione, ebenso am 5. November die der Brücke über die Brenta, welche die Österreicher zerstört hatten, lähmte die Verfolgung. Am 8. November überschritten die Österreicher den Tagliamento. Am Tagliamento. In Codroipo, wo alle ihre Abtheilungen, mit Ausnahme der zur Vertheidigung Venedigs entsendeten 18 Bataillone, wieder zusammentrafen, gab der Erzherzog den Ermüdeten einige Tage Ruhe, damit sie zu neuen Kräften kämen und der Tross einen Vorsprung gewänne. Hier wurde die Armee neu geordnet und die Nachhut unter Vincent gestellt. Massena dagegen rastete an der Piave; um seine rechte Flanke gegen die Österreicher in Venedig zu

[1]) Dumas, Précis, XIII, p. 152–156.
[2]) „Österreichische Militär-Zeitschrift", 1823, 5. Heft.

decken, wurde schnell die Division Dupont ausgesendet, um Venedig zu blockieren.
Saint-Cyr. Saint-Cyr, der 9. October Barletta verlassen hatte, rückte vom Süden heran und sollte die Belagerung Venedigs auf sich nehmen. Langsam rückte Massena gegen den Tagliamento heran; denn er erwartete, der Erzherzog werde ihm hinter demselben eine Schlacht liefern — und traf seine Vorbereitungen dazu, allein das Herz des Reiches war in Gefahr, auf der Ankunft des Erzherzogs beruhte alle Hoffnung, er hatte darum zu eilen: ein Sieg am Tagliamento bot ihm keinen Vortheil. Am 12. November brach Karl gegen Palmanuova auf, das vollständig geräumt und dem Feinde preisgegeben wurde; am 13. November überschritt er den Isonzo, am 14. war er in Görz, am 16. November in Präwald. Hier hielt er an, um je nach den Nachrichten vom Kriegsschauplatze die weitere Richtung seines Marsches zu bestimmen und sich mit dem Armeecorps zu vereinigen, das aus Tirol heranzog. Auch Massena hielt am Isonzo inne, er hatte noch keine weiteren Nachrichten vom Kriegsschauplatz und nur 28.000 Mann bei der Hand. Sechzig Stunden weit hatte er sich von der Etsch entfernt. Wenn das Heer aus Tirol sich in seinen Rücken warf, so konnte er zwischen zwei Feuer gerathen. Auch hieß es, englische Schiffe brächten ein Armeecorps nach Venedig, Massena hielt seine Flanke gefährdet, wenn er weiter zog, obschon 16. November der hochbefähigte Saint-Cyr in seinem Hauptquartier eintraf; er übergab ihm die Blockade von Venedig. Saint-Cyr brachte 15.000 Mann nach Oberitalien. — Aller Blicke richteten sich jetzt nach den Ereignissen an der Donau; fassen auch wir sie ins Auge, zunächst

Napoleons Marsch gegen Wien.

Von Ulm, dessen Befestigungen, wie die von Memmingen, er zu sprengen befahl, brach Napoleon nach Augsburg auf. Der Lech war jetzt seine
Augsburg Hauptdepot. Operationslinie; Augsburg bestimmte er zum Hauptdepot für alle Vorräthe, die einer vorrückenden Armee nützlich und einer sich zurückziehenden unentbehrlich sein könnten; hier sollten aufgehäuft werden Getreide, Schlachtvieh, Leinen, Schuhe, Munition, Arzneien für Verwundete und Kranke;[1]) alle Abtheilungen sollten hier durchkommen und das Fehlende erhalten. Gegen einen Handstreich legte er die nöthigen Befestigungen an.

Ernst der Lage Hier wurde der Plan zum weiteren Vordringen entworfen. Es handelte sich nicht mehr darum, durch verdeckte Märsche rasch den Sieg zu erringen, die Schwierigkeiten wurden größer, je länger die Linie war, die er durchzog:[2]) er musste über viele Flüsse setzen, er musste sich den Trümmern des österreichischen Heeres, den Verstärkungen entgegenwerfen, die aus den östlichen Ländern und aus Russland heranzogen. Wenn der Erzherzog Karl vor ihm in Wien eintraf, wenn Preußen plötzlich losschlug und sich ihm in die Flanke warf, wenn der Erzherzog Ferdinand, der in Böhmen ein Heer sammelte, seine langgestreckte Heereslinie in der Mitte durchschnitt, wenn das vereinte russisch-schwedisch-englische Armeecorps rasch vordrang, wenn Russen,

[1]) Thiers, l. c. VI, p. 182.
[2]) Dumas, Précis, XIII, p. 243—245.

Engländer und Neapolitaner bald in die Lombardei einfielen! — Gefahren aller Art, die auch das muthigste Herz mit Bangen erfüllen konnten! Umso gewaltiger ist die Kühnheit dieses Mannes, umso erstaunlicher die Klarheit des Geistes, mit der er alle feindlichen Kräfte abwog. — Schnelligkeit hielt er für das Nothwendigste, um den einen Theil seiner Gegner zu entwaffnen und den andern einzuschüchtern. Kühnheit Napoleons.

Am 24. October 1805 wurde Napoleon in München mit Enthusiasmus empfangen. Der Kurfürst Maximilian Joseph war zwar in seine Hauptstadt noch nicht zurückgekehrt, sein Hof, seine Minister, die Behörden huldigten jedoch dem Corsen als „dem Befreier des Vaterlandes"! Am 25. October setzten sich die Regimenter, welche um München versammelt waren, alle gegen den Inn zu in Bewegung. Ney dagegen, der noch in Ulm stand, erhielt Befehl, über Kempten in Tirol einzudringen, dadurch die Mannschaft in dieser Felsenburg in zwei Theile zu zerschneiden, den einen Theil nach Vorarlberg und gegen den Bodensee zu drängen, wo sie dem aus Bordeaux über Hüningen mit 25.000 Mann heranziehenden Augereau in die Arme geworfen würden. Bernadotte, der jenseits München stehen geblieben war, um Kienmayer und die Russen durch leichte Truppen zu beobachten, sollte gegen den Inn ziehen und bei Wasserburg oder Rosenheim über diesen Fluss setzen. Marmont sollte ihn unterstützen. Wenn die Gegner am oberen Lauf des Flusses angegriffen wurden, so waren sie gehindert, den unteren Lauf mit aller Kraft zu vertheidigen. Gegen diesen wollte Napoleon selber ziehen mit den Corps von Davoust, Soult und Lannes, mit der Garde und der Reservereiterei, und den Fluss zwischen Schärding und Braunau überschreiten. Das Corps Duponts sollte sich Passaus bemächtigen. Am 26. October begann mit Ernst der Marsch. Napoleon in München. Ney nach Tirol. Augereau. Bernadotte.

Was war geschehen zur Vertheidigung des Inn? Nach amtlichen Berichten[1]) hatte Kienmayer die alten Verschanzungen vor Mühldorf, so gut es die Zeit erlaubte, wieder hergestellt und mit Truppen und Geschütz besetzt, die Brücke zum Anzünden hergerichtet. Bis zum 17. October geschah nichts, als dass hin und wieder ein Parlamentär kam mit Depeschen, die nichts Erhebliches enthielten. Man hielt sie für Spione und antwortete in gleicher Weise, um Erkundigungen einzuziehen. Am 18. October trafen 44 russische Bataillone in Braunau ein, ihr Befehlshaber war Graf Kutusoff, den wir als tapfern und findigen Krieger schon im Türkenkriege kennen lernten. Er hatte einen Ruhm zu verlieren und war für die Erhaltung desselben sehr besorgt. Meerveldt versah vorläufig die Dienste eines General-Quartiermeisters; auf der Reise zum Erzherzog Ferdinand war ihm der Weg abgeschnitten worden und hatte er sich darum nach Braunau gewendet, wo er rasch das Vertrauen Kutusoffs und großen Einfluss auf ihn gewann, doch vermochte er die Russen nicht zu bewegen, über den Inn oder die Donau zu gehen. Kutusoff hatte gegen jeden Vorschlag Bedenken, bald fehlte ihm dies, bald jenes. Es geschah nichts, um mit der Armee an der Iller in Verbindung zu treten. Hin und wieder hörte man von Reisenden, es gehe schlecht. Der bayerische Oberst Wrede meldete die Capitulation von Ulm: — man hielt es für eine Kriegslist. Da traf am 23. October abends der unglückselige Mack selber auf der Reise nach Wien in Braunau ein und durch ihn erfuhr man, dass es jetzt keine Armee an der Iller mehr Vertheidigung des Inn. Die Russen. Kutusoff Meerveldt. Mack.

[1]) Vgl. Schönhals, Der Krieg 1805 in Deutschland, S. 106 ff. Wien 1878.

gebe, der man zuhilfe kommen sollte, und nun hatte auch die Stellung am Inn keinen Zweck mehr, denn die Linie war zu ausgedehnt, um sie mit so geringer Macht zu vertheidigen. Alle auf dem linken Ufer des Inn noch befindlichen Truppen wurden nun zurückberufen und Kutusoff wählte als Linie der Vertheidigung die Enns, sie war kürzer und auf den Flanken gesicherter. Am 25. October begann der Rückmarsch nach Lambach, die Brücken am Inn und an allen wichtigen Stellen wurden abgebrochen. Man beschloss noch, der Arme in Tirol Verstärkung zu senden.

Rückzug hinter die Enns.

Schon war das Heer auf dem Marsch, da kam auf einmal vom Hofkriegsrath ein Befehl zur Umkehr, denn der obere Inn und Salzburg könnten behauptet werden, nämlich bis das Heer des Erzherzogs und neue Abtheilungen der Russen ankämen; der Erzherzog konnte aber vor einem Monat nicht zur Stelle sein, und die Russen erst 16. November. Es war gut, dass man gegen diesen Befehl Bedenken trug, denn die Franzosen giengen so rasch voran, dass ihnen in Salzburg, 30. October, die Österreicher in die Arme gelaufen wären.

Rascher Vormarsch.

Das französische Heer gieng in der That mit jugendlicher Raschheit voran. Am 28. October überschritt Bernadotte den Inn bei Wasserburg. Am 27. October stand Lannes vor Braunau, das von den Österreichern schnell verlassen worden war. Wie staunte Lannes, dass er die Thore offen und die Festung mit allem Nöthigen wohl versehen fand! Napoleon eilte auf die Kunde von der Erwerbung dieses wichtigen Platzes herbei, und war voll Freude über diesen Fang. Er machte alsbald statt Augsburgs die Festung Braunau zum Hauptdepot des Krieges und ernannte über sie zum Commandanten seinen Adjutanten Lauriston. „Es war nicht ein einfaches Platzcommando, welches er ihm übertrug, es war eine Regierung, welche den ganzen Rücken der Armee umfasste. Die Verwundeten, die Munition, die Vorräthe, die Recruten, die von Frankreich kamen, die Gefangenen, die man dorthin brachte, alles musste durch Braunau gehen.“[1]) Am 29. und 30. October betraten die Franzosen Oberösterreich. „Es ist ein herrliches Land,“ ruft Thiers aus, „der Lombardei ähnlich, bloß etwas kühler, da es im Norden der Alpen liegt.“

Braunau.

Kaiser Franz II. in Wels.

Am 26. October kam Kaiser Franz II. nach Wels, mit Schmerz sah er die Trümmer seines Heeres und die geringe Anzahl der Russen! Statt des vom Hofkriegsrath angeordneten Rückzugs an die obere Salza, entschied er: die russischen Truppen stellen sich zur Aufnahme der österreichischen, welche nöthigenfalls die Arrièregarde machen, bei Lambach auf, ziehen aber die ganze Bagage und die überflüssige Artillerie bis hinter die Enns. Die Stellung hinter der Enns sei nur im Nothfall zu beziehen, jedenfalls auch Schritt für Schritt dahin sich zurückzuziehen. „Die Hauptabsicht bleibt, diese Armee ungeschlagen mit der nachrückenden österreichisch-russischen Verstärkung zu vereinigen und den Feind wieder über den Rhein zurückzuwerfen. Die ganze Bagage muss bis in die Gegend von Krems zurückgesandt und hinter der Enns eine Stellung gewählt und verschanzt werden.“[2])

Aber auch der scharfblickende Kaiser wiegte sich noch in zu guten Hoffnungen. Der Feind rückte rascher und mit stärkerer Macht heran, als dass diese kleine

[1]) Thiers, l. c. VI, p. 183—184.
[2]) Schönhals, l. c. S. 114.

Macht im Stande war, ihn aufzuhalten. Murats Vortrab griff schon am 30. October bei Mernbach den Nachtrab des Generals Schuſtek an und drängte ihn gegen Ried. Die Nachricht von der bedrängten Lage Schuſteks erhielt Meervelbt in Lambach. Es gelang ihm mit großer Mühe, Kutuſoff zu bewegen, acht Bataillone ruſſiſcher Jäger zur Unterſtützung der bedrängten Nachhut zurückzulaſſen, wovon zwei auf halbem Weg von Haag nach Lambach, die beiden anderen zu deren Aufnahme auf der Straße rückwärts, und vier als Reſerve hinter Lambach auf der Straße gegen Wels aufgeſtellt wurden. Allein nun weigerte ſich der ruſſiſche General, ſeine Truppen in ein Gefecht zu verwickeln, und nur die Erklärung des Generals Meervelbt, daſs eine Armee, die ſich nicht ſchlagen wolle, von keinem Nutzen ſei, beſtimmten den die ruſſiſche Nachhut commandierenden Fürſten Bagration, die beiden Bataillone unter General Culanius gegen Haag vorrücken zu laſſen.[1]) Man ſieht, daſs Kutuſoff auch in der Stellung an der Enns eine Umgehung fürchtete, und daſs er es für das Beſte hielt, die noch vorhandenen Streitkräfte in möglichſt gutem Zuſtande auf die zu erwartenden Verſtärkungen zurückzuführen. Es war ſonſt durchaus nicht Bagrations Art, einem Gefechte auszuweichen. Indes zog Murat die Infanterie Diviſion Biſſon an ſich, drängte die Nachhut und auch die beiden ruſſiſchen Bataillone zurück, „die mit vieler Bereitwilligkeit zweimal ſich auf den Feind warfen, ſchließlich aber ebenfalls in Unordnung geriethen und zurückwichen.“ Meervelbt begab ſich ſelbſt vor und es gelang ihm, einige Abtheilungen Fußvolk und Reiter zu ſammeln und den Feind, der ſchnell gegen das vor Lambach ſich befindende Défilé vordrang, einigermaßen aufzuhalten. Doch in dieſem Augenblicke ward der ruſſiſche Oberſt Golowkin, welcher die beiden Bataillone befehligte, tödlich verwundet und Oberſt Graffen von Kaiſer-Huſaren erſchoſſen; dadurch riſs eine allgemeine Unordnung ein und der Commandierende muſste ſich glücklich ſchätzen, den Rückzug nach Lambach doch wenigſtens einigermaßen in Ordnung zu bewerkſtelligen. Lambach ward noch bis zum Anbruch der Nacht behauptet, die Brücke zerſtört und die Truppen hinter die Traun zurückgeführt.[2]) Die Ruſſen zogen ſich nach Wels zurück. Kutuſoff nahm nun Stellung hinter der Enns.

Meervelbt und Kutuſoff. Bagration. Gefecht bei Lambach.

In Linz verweilte Napoleon einige Tage. Dahin kam der Kurfürſt Maximilian Joſeph, um zu danken „für die Befreiung des Vaterlandes“ und ſeine Wünſche für Vergrößerung auszuſprechen: — die Erwerbung von Tirol. In ſeinen Bulletins preist Napoleon die gute Geſinnung der Bayern, und daſs man in München und Augsburg wegen Ulm ein Tedeum abgehalten habe. In einem Bulletin vom 27. October 1805 läſst er den General Wrede zu Mack ſagen: „Wir ſind jetzt beſſer daran als bei euch, wir haben weder hochmüthigen Groll noch üble Behandlung auszuſtehen; wir ſind nicht mehr den erſten Schlägen ausgeſetzt, wir müſſen ſogar um gefährliche Poſten bitten, weil die Franzoſen ſie ſich gerne vorbehalten. Unter euch aber wurden wir immer dahin geſchickt, wo es Prügel zu holen galt!“ Die glücklichen Bayern! Man denkt unwillkürlich an die Tauſende, die für den Dränger in Ruſsland erfroren, obſchon auf dem Obelisken in München die Worten ſtehen: „Auch ſie ſtarben für das Vaterland.“ In demſelben Bericht iſt zu leſen, daſs der Kaiſer den Hofdamen ein ſehr ſchönes Concert gegeben und Madame Montgelas,

Napoleon in Linz. Wrede.

[1]) Schönhals, l. c. S. 116.
[2]) Ibid. p. 116. — Correspondance, XI, p. 440—444.

die Gattin des Ministers, dabei besonders huldvoll empfangen habe. In einem Schreiben an seinen Bruder Joseph meldet Napoleon: „Wir wollen sehen, was dieses russische Heer leisten wird! — es hat den Kopf verloren. Man ist in Österreich mit den Russen sehr unzufrieden, — denn sie plündern, rauben und schänden, und sehen mit Verachtung auf die Österreicher herab, — welche sich bereits nur noch mit Widerwillen schlagen, nämlich die russischen Officiere, nicht die Soldaten, denn diese sind dumm wie das Vieh, und wissen nicht einen Österreicher von einem Franzosen zu unterscheiden.“ [1]) — Ein Bulletin aus Linz erzählt, dass die russischen Officiere diesen Krieg für unpolitisch ansehen, indem sie nichts dabei gegen die Franzosen gewinnen könnten.[2])

Russen und Österreicher.

Von Linz, wo Napoleon länger verweilte, ergieng an Davoust der Befehl, Steyer wegzunehmen, dort am rechten Ennsufer einen Brückenkopf anzulegen und seine Reiterei in der Richtung von Waidhofen vorauszusenden. Es kam dort zu einem erbitterten Kampf; erst als Davoust oberhalb Steyer die Enns überschritt, wichen die Österreicher. Meerveldt trennte sich jetzt von den Russen mit 14 Bataillonen und 6 Schwadronen, obschon der Kaiser ihm mündlich befohlen hatte, seine Streitkräfte nicht von jenen der Russen zu trennen, was Meerveldt als sein Geheimnis für sich behielt und nicht einmal den Stabsofficieren mittheilte. Er hatte offenbar kein rechtes Vertrauen in Kutusoffs Neigung, sich hinter der Enns zu schlagen, und ließ ihn nur vier Bataillone unter Nostiz und vier Reiterregimenter; er selber wählte die Straße nach Altenmarkt und Leoben zur Rückzugslinie, um damit die Flanken der nach Wien vordringenden französischen Colonnen zu bedrohen und den Feind zur Theilung seiner Macht zu veranlassen. Er theilte seinen Entschluss in einem Schreiben dem Kaiser mit, erhielt aber erst am 10. November die Antwort, welche sein Thun missbilligte, durch Feldmarschall-Lieutenant Schmidt, einen der tüchtigsten Männer des österreichischen Heeres, denn nur mit vereinten Kräften könne man dem Feinde wiederstehen.

Steyer. Meerveldt trennt sich von Kutusoff. Feldmarschall-Lieutenant Schmidt.

Nach Meerveldts Abzug und auf die Nachricht vom Übergang der Franzosen über die Enns bei Steyer, zog sich Kutusoff auf der Hauptstraße zurück. Die Nachhut befehligte Bagration und deckte Nostiz. Murat drängte hitzig nach. So kam es bei Amstetten zu einem erbitterten Gefechte, in dem namentlich die Österreicher sich mit äußerster Tapferkeit schlugen. Murat verlor umsonst viele Leute. Bagration konnte sich in der Nacht ruhig nach Kemmelbach zurückziehen, Doch streiften Murats Reiter am 7. November schon bis Mölk. Kutusoff nahm Stellung bei St. Pölten, am 8. November gab er seiner ermüdeten Armee als Rasttag, und dies sahen die Franzosen an, als seien die Russen entschlossen hier eine Schlacht zu liefern, und darum veranstaltete Napoleon eine allgemeine Recognoscierung. Kutusoff hingegen schloss daraus, dass Napoleon eine Schlacht für den 9. November bestimmt habe, und zog sich in der Nacht bei Krems auf das linke Donau-Ufer zurück. Nachdem auch die Nachhut sich hinübergerettet hatte, wurde die Brücke den Flammen übergeben, nur einige Joche am linken Ufer blieben übrig.[3])

Amstetten. St. Pölten. Kutusoff auf das linke Donau-Ufer.

So rückte denn die große Armee geradezu auf Wien los; eine andere Armee, die des Erzherzogs Karl, hatte dasselbe Ziel; eine dritte Armee,

[1]) Schönhals, l. c. S. 443.
[2]) Ibid. XI, p. 443.
[3]) Ibid. XI, p. 124.

die des Erzherzogs Johann, solle sich der zweiten anschließen auf dem Weg vom Brenner durch das Pusterthal. Damit kommen wir an die Rolle, welche Tirol in diesem Krieg spielen sollte. —

Tirol während des dritten Coalitionskrieges.

Sehen wir jetzt, wie es dem Armeecorps in Tirol ergieng! Dort litt das Volk schwer an den Wunden der Revolutionskriege. Es waren harte Zeiten. Die Städte und die Landschaft waren verschuldet, Gold und Silber waren außer Land gegangen für Ankäufe von Lebensmitteln. Handel und Verkehr lagen darnieder, unter den Kriegsgreueln verfiel die gute Sitte. Die Erträgnisse des Ackerbaues waren nicht derart, dass das Land sich hätte erholen können. Die allgemeine Erschöpfung war schuld, dass nichts für die Landesvertheidigung geschehen; der Hang an alten Missbräuchen war schuld, dass nichts Neues entstand. Die Officiere vom kaiserlichen Heer sahen auf die alte Landesvertheidigung mit Geringschätzung herab und wollten ihr nicht einmal Kanonen anvertrauen. Üble Zustände.

An der Regierung hat es nicht gefehlt, dass das Land wenig gerüstet war.[1]) Kaiser Franz II. hatte in der That die Absicht, Tirol zur Vormauer des Kaiserstaates zu machen; er ertheilte seinem Bruder Karl den Auftrag hiezu, er sandte dann seinen jüngeren Bruder Johann in dieses Land, der mit seinen Gehilfen sich keine Mühe verdrießen ließ, Tirol nach allen Richtungen kennen zu lernen, zu vermessen, die Hilfsquellen zu eröffnen, Moore zu entsumpfen, eine bessere Militärorganisation zu schaffen. „Seine Arbeiten brachten den Erzherzog in häufigen Verkehr mit den Landbewohnern. Seine Leutseligkeit, seine Sorge für ihr Wohl, seine Kühnheit und Unermüdlichkeit verschafften ihm bald die Liebe der Tiroler in hohem Grade. Als er wieder von ihnen schied, war sein Bild unauslöschlich ihrem Herzen eingeprägt, und ihre Anhänglichkeit an das Kaiserhaus hatte durch diese Bemühungen eines Mitgliedes desselben sich sehr verstärkt“ — erzählt ein Tiroler.[2]) Ein Steirer, der mit dem Erzherzog Johann vertraut war, berichtet, dass derselbe schon 1804 einen kühn gedachten, großartigen Plan überreichte, „aus den Alpenländern, Tirol, Kärnten, Steiermark, eine Festung zu bilden, deren Besatzung ein Kerntruppencorps und nöthigenfalls die ganze Bevölkerung sein sollte.“ Dieser Plan wurde aber verworfen — und der Erzherzog 1805 beauftragt, nach einem vom Hofkriegsrath aufgestellten System bloß eine Landmiliz zu bilden. Er that nun, so viel er vermochte, und durch seine Bemühung geschah in Tirol noch unerwartet mehr, als in den übrigen Ländern. Nach seiner Rück- Erzherzog Johann. Pläne.

[1]) Egger, Geschichte Tirols, III, S. 316—369.
[2]) Ibid. III, p. 339 ff.

kehr von Caldiero bot er alles auf, um die Gebirgspässe zu sichern und beabsichtigte, gegen Salzburg vorzurücken, um die Verbindung der Franzosen zu unterbrechen. Nach der Einnahme der Pässe Lueg, Scharnitz und Leutasch hatte er noch Hoffnung und Pläne; er zog seine Truppen auf dem Brenner zusammen, um den auf allen Bergen zerstreuten Tirolerschützen einen Stützpunkt zu gewähren, denn er hegte, trotz dem inzwischen erfolgten Fall Kufsteins, noch immer die Absicht, mit gesammter Heeres- und Volksmacht gegen den Feind zu wirken. Doch die entschiedenen Befehle Karls, den er wiederholt gebeten hatte, ihn mit 6000 Mann zur Behauptung Tirols zurückzulassen, bewogen ihn, den Angriff auf den in Innsbruck eingerückten General Rey aufzugeben, und mit seinem Corps im Vereine mit den in Südtirol gestandenen Truppen Hillers den Rückmarsch anzutreten. In Bruneck hatte Andreas Hofer. er noch eine Zusammenkunft mit Andreas Hofer und anderen Abgeordneten des Landes, bei welcher bereits dessen künftige Wiedererhebung besprochen wurde." [1])

Das Heer in Tirol. So waren die Zustände, als der Krieg von 1805 sich vorbereitete. Die Truppendurchzüge wurden anfangs als Märsche zur Bildung eines Grenzcordons gegen das gelbe Fieber ausgegeben; bald aber trat die Gefahr eines großen Krieges vor die Augen, in welchem Tirol eine Rolle spielen sollte. Ein Heer von 52.000 Mann sollte das Mittelglied bilden zwischen dem Heer an der Donau und dem Heer in Italien. Ein Corps unter Hiller gehörte zur italienischen Armee, ein Corps unter Jellacic zur deutschen Armee, die Corps unter Auffenberg und Rohan sollten zwischen beiden Armeen vermitteln.

Die Regierung mahnte nun an die Gefahr, welche dem Lande drohe, und erinnerte an den unfertigen Zustand der Landesmiliz. Dagegen wurden die Opfer betont, welche das Land in den letzten Kriegsjahren gebracht habe, bei der allgemeinen Erschöpfung könne man nur für zwei Monate Gagen und Löhnungsgebüren für 10.000 Mann aufbringen. Doch erreichte die Regierung zuletzt, dass die Landschaft die Hälfte der Landesvertheidigungskosten übernahm. Nun ward Erzherzog Johann. eifriger gerüstet. Am 12. September war der Erzherzog Johann wieder in Innsbruck. Milizcompagnien bezogen die Posten an den Grenzen, Befestigungen wurden angelegt in Südtirol, dann an der Nordgrenze bei Kufstein, in der Scharnitz, Gewehre, Vorräthe an Lebensmitteln wurden beschafft. Am 10. October erließ der Kaiser einen Aufruf zur Errichtung des Landsturms. Als 12. October sich die Nachricht verbreitete, 20.000 Franzosen seien gegen Nordtirol im Anzug, zogen die Landstürmer und Milizen singend und jodelnd der Scharnitz und Leutasch zu, 6000 bis 7000 Mann standen am 14. October dort kampfbereit. Das Gerücht erwies sich als irrig, der Erzherzog dankte für die große Bereitwilligkeit, nur zwei Regimenter verwendete er zum Schutz der nördlichen Grenze. St.-Julien. Als er 17. October nach Italien zu seinem Bruder abreiste, übertrug er dem Feldmarschall-Lieutenant St.-Julien das Commando über die Truppen, und die Chasteler. Leitung der Landesbewaffnung dem Marquis Chasteler; die Stände sprachen

[1]) K. G. Ritter von Leitner, Johann Baptist, kaiserlicher Prinz und Erzherzog von Österreich. Eine biographische Skizze — in dem Prachtwerk: „Ein treues Bild der Steiermark", S. XIV—XV. Graz 1860.

ihm ihren Dank aus und schickten einen Abgeordneten an den Erzherzog Karl in Caldiero, er möge ihnen den Bruder bald wieder zurücksenden. Am 25. October war der Erzherzog Johann wieder zurück. Karl sprach in einem Schreiben seine Theilnahme für Tirol aus.

Vorarlberg preisgegeben.

Indes rückte die Gefahr für Tirol immer näher. Ulm fiel, die Feinde rückten an den Inn, die Pässe im Norden wurden tüchtig besetzt. Vorarlberg wurde preisgegeben, aber der Arlberg wurde stark besetzt und die Eingänge in das Stanzer- und Paznaunerthal. Merveldt hatte auf seinem Rückzug 3600 Mann unter Szenassy entsendet, um über Salzburg, Hallein nach dem Passe Lueg zu ziehen. Sterzing und Brixen galten dem Erzherzog als Dreh- und Wendepunkte all seiner Anstalten, von denen aus er dem Feind den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzen wollte. Da kam ihm aber von Karl, der selber nach dem bedrängten Herzen des Reiches abberufen wurde, die Weisung zu, die nöthigen Anstalten zur Räumung des Landes zu treffen, seine Truppen am Brenner zusammenzuziehen, um vor dem Feinde den Ausgang aus Tirol zu erreichen. Die Truppen in Südtirol unter Hiller sollten durch das Thal der Brenta sich der italienischen Armee anschließen.

Abzug aus Tirol.

Also musste der Erzherzog Johann seinen ursprünglichen Plan aufgeben, Tirol als einen feuerfesten Punkt des Kriegsschauplatzes zu behaupten, bis die russischen Verstärkungen heranrückten — er sollte es nicht mehr vertheidigen, sondern mit dem Heere seines Bruders, dem er unterstand, zur Rettung Wiens eilen.

Rüstow beklagt die Neigung der österreichischen Generale jener Zeit zu Demonstrationen, zum Hinhalten, zum Warten, statt zu handeln, dem Gegner zuvorzukommen. „Lauter Demonstrationen können offenbar nichts bewirken, alle Demonstrationen haben nur Sinn, insofern sie mit einem entscheidenden Auftreten auf einem anderen Punkte einen verständigen Zusammenhang haben. Man darf wohl fragen, weshalb der Erzherzog Johann nicht daran dachte, den vereinzelten und schwachen Kräften, welche der Kaiser Napoleon ihm gegenüberstellte, in der bayerischen Ebene entgegenzugehen, sie zu schlagen und auf diese Weise die Communication der Franzosen zu belästigen und zu bedrohen, dass Napoleon jedenfalls auf ihn Rücksicht nehmen, sich am Inn schwächen und Kutusoff die Möglichkeit längeren Widerstandes geben musste?“ [1]) — Die Antwort liegt in der Stellung des Erzherzogs, in der Instruction, die man ihm gab; er war ja nicht selbständig wie der Erzherzog Karl — und von Hohenlinden her gewarnt. Erzherzog Karl wollte mit einer möglichst zahlreichen Armee vor Wien erscheinen, darum berief er das Heer aus Tirol ab; es sollte zugleich bei diesem Zug nach der Hauptstadt seine linke Flanke decken. Darum erhielt auch Jellacic den Befehl, sich mit dem Reste seiner Truppen in das obere Innthal zurückzuziehen. Auch Prinz Rohan sollte nach Innsbruck abmarschieren. Jellacic aber betrachtete sich noch immer als einen Theil der deutschen Armee und als unabhängig von der Tiroler Armee, und gehorchte dem Befehl nicht, der mehrmals wiederholt wurde.

Am 3. November kam der Befehl an den Erzherzog Johann, sich zurückzuziehen, am 4. November begann Ney schon den Angriff auf den Scharnitz- Ney.

[1]) Rüstow, l. c. S. 300.

pass. Ihm und Augereau, der am 23. October den Rhein bei Hüningen überschritt, hatte Napoleon die Bewältigung Tirols anfgetragen. Bis 26. October hatte Ney nach dem Capitulationsvertrag in Ulm bleiben müssen; jetzt stand er
Die Scharnitz. mit zwei Divisionen vor der Scharnitz. Diese Verschanzung unterbrach die Straße von Mittenwald nach Innsbruck. Die Erzherzogin Claudia hatte im dreißigjährigen Kriege hier, an der Enge des Thales, eine gemauerte Verschanzung mit breiten Wassergräben anlegen lassen, die das Thal vollkommen sperrten. Zur Behauptung der Scharnitz gehörte aber auch die Behauptung des Leutaschpasses, denn durch denselben konnte sie umgangen werden. Die Division Malter rückte vor die Scharnitz, die Division Loison vor die Leutasch. In der
Swinburne. Scharnitz lagen 944 Soldaten unter Oberstlieutenant Swinburne, einem umsichtigen und tapferen Mann, ferner 596 Mann Milizen und drei Compagnien Scharfschützen. Die schriftliche Aufforderung Neys, die Scharnitz zu übergeben, wies Swinburne entschieden zurück, desgleichen eine zweite Aufforderung. Nun begann der Angriff, gegen den die Besatzung sich mit Heldenmuth wehrte und drei Stürme abschlug. Die Nacht machte dem erbitterten Kampfe ein Ende. Der Verlust der Franzosen war groß, 436 Mann ist die geringste, 1800 Mann die höchste Angabe ihrer Todten und Verwundeten. Die Vertheidigung war also nicht umsonst, Ney empfieng einen tiefen Eindruck davon, wie ernst ein Kampf mit Tirol sei. Eine weitere Vertheidigung war jedoch vergebens, denn in der Nacht
Die Leutasch. traf die Nachricht ein, dass Loison die Leutasch vollkommen umgangen habe. Der Steige kundige Jäger aus Bayern hatten seine Mannschaft über einen sogar als unersteigbar geltenden Alpenweg auf die Höhe geführt, den Major Kraus zu besetzen versäumt hatte. Kraus gieng dann den von dem Berge herabkommenden Franzosen entgegen und schlug sich sehr tapfer, vielleicht im bitteren Gefühl seiner Schuld — aber ohne Nutzen. Die Schanze Leutasch war nun von allen Seiten von Feinden umgeben und nicht mehr zu halten. Die Mannschaft musste sich kriegsgefangen ergeben. Darum war auch die Scharnitz nicht mehr zu halten. Swinburne vernagelte die Kanonen bis auf eine, und zog mit derselben und seiner Mannschaft ab, in der Hoffnung, sich durch die Feinde durchzuschlagen, musste sich aber vor Seefeld ergeben. Die Schützen und Milizen, durch ihre Kenntnis der Gegend und ihre Geschicklichkeit im Bergsteigen, entkamen glücklich in das Innthal. Die Franzosen verwüsteten, in ihrem Ärger über die Verluste, was ihnen in den Wurf kam auf dem Weg nach Innsbruck. Ney hatte also sich Bahn nach Innsbruck erzwungen, und die Verbindung der österreichischen Militärkräfte im Lande durchschnitten.

Grund genug für den Erzherzog, den Abzug zu beschleunigen. Er entbot den einzelnen Abtheilungen, sich am Brenner zu sammeln; Jellacic war säumig und Rohan von ihm abhängig. Am 7. November besetzte der Erzherzog Sterzing, am 10. und 11. November trafen hier 16 Bataillone unter Hiller ein, Erzherzog Karl hatte diesem befohlen, sich dem Erzherzog Johann anzuschließen. Dieser wollte bis zum 10. November Jellacic und Rohan mit ihren Abtheilungen erwarten, dann aber sich durch das Pusterthal zurückziehen. Rüstow tadelt:[1]) „An die Ergreifung der Offensive durch die Valsugana dachte der Erzherzog gar nicht, obschon sie nothwendig für die französische Armee in Italien äußerst störend geworden wäre. Nur die Besorgnis beherrschte die österreichische Armee 1805, und nirgends fast erinnerte man sich, dass man auf seine

[1]) Rüstow, l. c. S. 305.

Erhaltung nur in Bezug auf eine beabsichtigte Anwendung der Kraft vernünftigerweise bedacht sein, dass ferner das Ziel, welches man sich steckt, niemals in nebelgrauer Ferne gesucht werden darf. Alle Anstalten, welche getroffen wurden, trugen den Charakter der passivsten Defensive." Am 10. November trat der Erzherzog Johann seinen Rückzug vom Brenner nach Lienz an. St. Julien blieb mit sechs Bataillonen auf dem Brenner stehen. Hiller hielt mit acht Bataillonen Brixen besetzt.

Indes zog Ney 5. November in Innsbruck ein und empfieng die Spitzen der Behörden in der kaiserlichen Burg. In einem Erlasse ermahnte er das Volk zur Ruhe, in einem andern forderte er Lebensmittel, Schuhe, Tücher im Werte von einer halben Million Gulden, gieng aber dann auf vieles Bitten herunter bis auf 72.000 Gulden. Er fühlte wohl, dass der Boden unter ihm glühe: ein kühnes Wort von einem hervorragenden und allgemein geachteten Mann — und die Bauern wären über die Franzosen hergefallen. Der Erzherzog wie die Beamten mahnten jedoch zur Ruhe und zur Geduld, bis bessere Tage kämen, damit nicht nutzlos Blut vergossen werde. Am 9. November umschlossen die Bayern Kufstein von allen Seiten. Die Festung war gut mit Lebensmitteln versehen und mit 31 Kanonen und 4 Haubitzen; aber der Commandant, Major Uihazy, war kein Held. Die Bürgerschaft beantragte einen Waffenstillstand, wonach die Österreicher in die Citadelle zogen und die Bayern die Stadt besetzten. Als die Zahl der Bayern zunahm, glaubte der Commandant, jeder Widerstand sei unnütz, und übergab die Festung, ohne einen Schuss gethan zu haben, früh am 10. November gegen freien Abzug der Besatzung, die 753 Köpfe zählte. Diese Jämmerlichkeit gab Ney den Muth, in einem Schreiben an den Erzherzog von einer allgemeinen Capitulation zu reden, damit er Tirol besetzen könne, wie ihm befohlen sei, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen.[1])

Ney in Innsbruck.

Kufstein.

Prinz Rohan erhielt 9. November in Landeck vom Erzherzog Karl den Befehl, ohne Rücksicht auf Jellacic alle Truppen, die er an sich ziehen könne, durch das Vintschgau nach Brixen zu führen. Jellacic hatte in Hohenembs tagelang gezögert, dem Befehl des Erzherzogs zu folgen, in der stillen Hoffnung, sich im Nothfall über Bregenz und Schwaben nach Böhmen durchschlagen zu können. Endlich am 10. November setzte er sich in Marsch, um Rohan zu folgen, kehrte aber, auf eine falsche Nachricht hin, nach Feldkirch zurück. Nun nahte aber Augereau — und Ney setzte sich mit ihm in Verbindung. Jetzt hieß es sich ergeben oder durchschlagen. Oberst Kinsky und Wartensleben versuchten das letztere am 13. November mit zehn Schwadronen ihrer Regimenter, gelangten über Wangen und Biberach nach Ehingen, wo sie die Donau überschritten nach einem unbedeutenden Gefecht mit einem Theil der Garnison von Ulm; von Ansbach erreichten sie glücklich die böhmische Grenze, nachdem sie den Franzosen noch einen Convoi von 25 Wagen weggenommen hatten, und vereinigten sich mit dem Erzherzog Ferdinand, welcher damals in Böhmen die kaiserliche Fahne hochhielt. Jellacic war mit seiner Unthätigkeit in Hohenembs verloren, auch um ihn schloss sich, wie um Mack in Ulm, der eiserne Ring. Ein Kriegsrath sprach sich für eine anständige Capitulation aus. Jellacic unterzeichnete am 14. November die Capitulation von Dornbirn, wonach seine Mannschaft, ungefähr noch 4000 Mann, gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen, frei nach Böhmen abziehen durfte.

Augereau.

Kinsky.

Wartensleben.

Jellacic.

Capitulation von Dornbirn.

[1]) Thiers, l. c. VI, p. 205—206.

Rohan. Prinz Rohan aber zog am 10. November von Landeck nach Nauders, am 12. war er in Glurns, am 13. November in Schlanders, überall versprengte Mannschaft an sich ziehend, so dass er über fünf Bataillone und zehn Schwadronen verfügte. Am 15. November erhielt er die Nachricht, dass der Erzherzog seine Nachhut schon ins Pusterthal gezogen habe. Nun fasste der Prinz den kühnen Entschluss, sich durch die Franzosen den Weg nach Venedig zu bahnen und durch das Blockadecorps hindurch sich in diesen Platz zu werfen. Rüstow rühmt[1]) mit Recht seine Thätigkeit, vergisst aber, was er selber über Erzherzog Ferdinand und den Fürsten Schwarzenberg erzählt hat, wenn er sagt: „Der Prinz war in diesem ganzen Krieg der einzige österreichische General, welcher sich zu dem Gedanken einer selbständigen Thätigkeit erhob und sich nicht blindlings dem Gesetze unterwarf, welches der Feind ihm dictieren wollte. In dieser Hinsicht übertrifft er selbst den Erzherzog Karl, welcher, bei allen seinen hervorragenden Eigenschaften, doch von dem Fehler zu großer Besorglichkeit, eines zu defensiven Charakters nicht frei war." Er vergisst ferner, dass der Erzherzog Johann gerne Tirol zur uneinnehmbaren Felsenburg gemacht hätte, aber den Befehlen seines Bruders Karl unterstand, und dieser die Weisung hatte, sein Heer möglichst vollständig und frisch zum Entscheidungskampf in der Nähe der Hauptstadt zurückzubringen. Ney staunte über die Kühnheit und Geschicklichkeit des Prinzen, suchte ihn aber zwischen zwei Feuer zu bringen. Prinz Rohan war 16. November in Meran, am 17. stießen drei Bataillone von Jellacic noch zu ihm, am

Gefecht bei Bozen. 18. November zog er gegen Bozen, zugleich mit dem Landvolk der Nachbarschaft, das freudig auf seinen Kriegsruf sich erhob. Es kam zu einem hitzigen Kampfe mit den Truppen Loisons, die Bozen verlassen und sich nach Collmann zurückziehen mussten, von da nach Clausen, wo ihnen Verstärkung zu Hilfe kam. Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende: Rohan aber kehrte in der Nacht des 18. November nach Bozen zurück, 19. November Etsch abwärts nach Neumarkt, 20. nach Trient, von da links abbiegend nach Borgo di Valsugana, am 22. November nach Primolano, und überfiel am Abend Bassano. Mit

Saint-Cyr. Sorge vernahm Saint-Cyr, dass ein österreichisches Corps ihm auf den Leib rücke: kam vielleicht der Erzherzog Johann hinter Rohan? — er machte sogleich Meldung an Massena, dass er mit einem Theile der Belagerungsarmee die Österreicher angreifen werde, und bat um Truppen zur Unterstützung vom

Kampf bei Castelfranco. Isonzo her. Nun wurde Rohan bei Castelfranco von Reynier mit Übermacht angegriffen, bald darauf von Saint-Cyr im Rücken beschossen. Der Kampf war erbittert; aber Rohan sank schwer verwundet vom Rosse — und damit hatte diese Gefahr für die Franzosen ihr Ende erreicht. Rohan musste mit 3000 Mann die Waffen strecken.

So war denn die schöne Armee, welche in Tirol stand und das Mittelglied zwischen dem Heere in Schwaben und in Italien bilden sollte, zersplittert, verzettelt oder abgezogen. Die Neigung des Volkes, sich zu erheben, wurde gedämpft. „Man drängte die Kampflust und den Hass gegen die Revolutionsmänner zurück und hoffte auf die Zukunft."[2]) Diese Stimmung, die Ney wohl bekannt war, nöthigte zur Vorsicht. Im großen und ganzen benahmen sich die Franzosen diesmal besser, als in den Revolutionskriegen: sie hielten Mannszucht. Bitter

[1]) Rüstow, l. c. S. 311.

[2]) Egger, l. c. III, S. 368. — Feldzeugmeister Kuhn weist in seinem „Gebirgskrieg", Wien 1878, historisch nach, dass die Vertheidigung von Gebirgsländern nur Erfolg hatte, wenn sie mit Offensivstößen verbunden war.

waren aber die Kriegskosten, die sie erhoben. Groß waren die Forderungen an Bozen, von dessen Bürgern man Ney sagte, sie hätten aus den Fenstern auf die vor Rohan fliehenden Franzosen gefeuert; er jagte die städtischen Abgeordneten mit Schimpf und Schande davon; er verlangte als Kriegssteuer von der Stadt 600.000 Francs, 30.000 Caputröcke, 30.000 Paar Schuhe und 9000 Paar Stiefel. Die Stadt Bozen berechnete ihren Schaden auf 281.623 Gulden. Obschon der Marschall die Bereitwilligkeit der Einwohner lobte, Nahrung für die Truppen und dergleichen zu beschaffen, so stellte er dennoch hohe Forderungen an die Stadt Innsbruck. Die Schuldenlast der Landschaft beläuft sich, trotz der wenigen Wochen, welche diesmal die Franzosen in Tirol zubrachten, auf 8,823.723 Gulden. — Gern hätte Ney die Tiroler entwaffnet, er wagte es jedoch nicht in Sorge vor einer allgemeinen Erhebung der Bauern. Der Marschall erhielt jetzt von Napoleon den Befehl, alle Befestigungen der Pässe an der Nordgrenze von Tirol zu zerstören, und sobald eine zur Besetzung des Landes nöthige Anzahl Bayern in Tirol wären, nach Klagenfurt abzumarschieren, um mit Marmont und der Armee in Verbindung zu treten. Bayern waren schon anfangs November unter Deroy in Tirol eingedrungen, und hatten die Vorposten Bodenbühel, den Steinpass und Kniepass genommen, waren aber beim erbitterten Kampf um den Strubpass von Feldmarschall-Lieutenant St.-Julien zurückgeschlagen worden. Jetzt kamen sie in großer Zahl unter General Siebein, und er nahm die Regierung des Landes in die Hand, ein bescheidener, kluger und biederer Mann, der Mannszucht unter seinen Truppen aufrechthielt und zugleich das Volk zur Ruhe ermahnte. — Augereau verließ 16. November Feldkirch und zog nach Ulm: er sollte den Kern einer Armee an der obern Donau bilden und die preußischen Truppen, die sich gegen Franken zusammenzogen, im Auge behalten. Marschall Ney dagegen vereinte in den ersten Tagen des December seine beiden Divisionen mit der großen Armee. — Zu dieser gehen wir jetzt wieder über, und betrachten zunächst

Kriegskosten.

Abzug der Franzosen.

Bayern in Tirol.

Augereau.

Merveldts Zug in die Steiermark.

Die große Armee rückte unaufhaltsam vor; es war bis Wien keine Kraft des Widerstandes mehr da, seit Merveldt sich von Kutusoff getrennt, und in dem Thale der Enns eine Staffelaufstellung gewählt hatte.

Schönhals spricht sich sehr entschieden gegen das Unternehmen Merveldts aus: „Er hatte vom Inn bis an die Enns die Erfahrung gemacht, dass das österreichisch-russische Heer weder die Stellung hinter dem Inn, noch jene hinter der Traun, oder die hinter der Enns gegen des Feindes Übermacht zu vertheidigen im Stande war, und nun erwartete er auf einmal, nach einer so namhaften Schwächung, von den Russen in einer offenen Gegend, wo sie keine Stellung mehr fanden, ein hartnäckiges Halten, das auf jeden Fall nur nachtheilig ausfallen musste, da sie sich jeden Augenblick der Umgehung ihrer in der Luft stehenden Flanke aussetzten. Endlich kannte er die bedrängte Lage der Hauptstadt; er musste voraussehen, dass Wien, nachdem es nicht gelungen war, die Enns zu vertheidigen, nicht gerettet werden konnte; aber er musste auch begreifen, dass auf einer Vertheidigung des linken Donau-Ufers alles beruhe, um Zeit zur Sammlung der zerstreuten Kräfte der Monarchie zu gewinnen. Er wusste, dass man in

Merveldt.

Wien mit der Rettung so vieler kostbarer Staatsgüter und Vorräthe der Armee auf das linke Donau-Ufer beschäftigt war, und dass die schwachen Kräfte der Russen nicht hinreichen würden, die wichtigsten Übergangspunkte über diesen Strom zu vertheidigen. Durch eine Bewegung in die Gebirge glaubte er den Feind zu einer bedeutenden Entsendung und Schwächung seiner Hauptmacht zu vermögen und gefährliche Bewegungen auf die Communication des Feindes unternehmen zu können. Durch dieses Urtheil bewies Merveldt eine große Unkenntnis der feindlichen Taktik. Er musste wissen, dass an der Donau, nicht in den Bergschluchten Steiermarks der große Kampf gekämpft werden müsse, der das Schicksal der Monarchie endgiltig entscheiden sollte. Er handelte also bei seiner Trennung von den Russen gegen die Befehle des Monarchen und fehlte gegen die besseren militärischen Grundsätze.“[1])

St. Pölten.

Der Misserfolg trat rasch zu Tage. Napoleon war nämlich überzeugt, dass eine auf dem Rückzuge befindliche österreichische Armee auf der Hochebene bei St. Pölten mit Vortheil eine Defensivschlacht liefern könnte. Durch die Brücke bei Krems konnte sie Verstärkung aus Böhmen an sich ziehen, durch die Gebirgswege im Westen stand sie mit der Steiermark in Verbindung, in welche die Erzherzoge sich zurückzuziehen im Begriffe waren. Darum beschloss Napoleon, Marmont, der auf seinem rechten Flügel stand, auf der fahrbaren Straße von Linz nach Leoben zu entsenden; erfahre er die Annäherung der Erzherzoge, so solle er auf die große Armee zurückgehen und ihre äußerste Rechte bilden; im Falle aber die Erzherzoge den Weg nach Ungarn einschlügen, solle er in Leoben stehen bleiben und Massena die Hand reichen. Jenseits St. Pölten, auf dem Gebirgswege, der über Waidhofen und Gaming nach Lilienfeld führt, und diese Stellung umgehen konnte, sandte Napoleon das Corps des Marschalls Davoust. Bernadotte, der, seit Ney Tirol besetzt hatte, auf der rechten Flanke nicht mehr nöthig war, zog er in das Centrum. Mit den Corps Soult, Lannes und Bernadotte glaubte Napoleon also die feindliche Mitte bei St. Pölten zu durchbrechen.

Marmont im Ennsthal.

So kamen denn Marmonts und Soults Soldaten bald über die Bataillone Merveldts. In dem Kampfe um Steyer hatten ihm die Franzosen schon einige hundert Mann getödtet und verwundet. Nun litten seine Soldaten auf dem Marsche noch Mangel an Lebensmitteln, was ihre Entmuthigung nur vermehrte. Es war ein Krieg im Gebirge, im Winter zu führen.

Merveldt beschloss, unerwartet sich über St. Pölten mit den Russen zu vereinigen, und ordnete darum an, in drei starken Märschen sollte sein Corps über Reith, Neuhaus und Mariazell Annaberg erreichen. Mariassy sollte den Pass nach Altenmarkt decken, Roschovsky den Pass von Windischgarsten und Ischl, die Steiermark sichern, die Verbindung der drei österreichischen Heere erhalten und des Feindes Flanke und Rücken bei dessen Vordringen nach Wien beunruhigen.[2]) Die Artilleriereserve wurde nach Graz, die Bagage nach Leoben vorausgeschickt; 13 Bataillone brachen sechs Uhr abends von Weyer gegen

[1]) Schönhals, l. c. S. 125—126.
[2]) Ibid. p. 127—133.

St. Georgen am Reith auf. Der Weg war entsetzlich, besonders für die Artillerie, der Gebirgsrücken bei Lunz war mit Glatteis überzogen, die Kanonen mußten mit Menschenhänden über den Berg gezogen werden. In der Nähe von Neuhaus wurde die Truppe von französischen Reitern überrascht, auseinandergesprengt und die Kanonen weggenommen. Ganz erschöpft kam der Rest in Mariazell an, überdies fehlte es an Lebensmitteln; an eine Verbindung mit den Russen über Annaberg war nicht mehr zu denken. Merveldt nahm eine gute Aufstellung in und um Mariazell. Plötzlich kam der Feind mit Übermacht, die Österreicher leisteten bis Sonnenuntergang muthigen Widerstand. Merveldt gieng nach Wegscheid ab und befahl Mondet, mit Anbruch der Nacht aus der Stellung abzuziehen; aber die Franzosen griffen schon früher mit solcher Macht von mehreren Seiten an, daß Mondet es für das Beste hielt, abzuziehen; es geschah unter großem Verlust, so daß er abends vor Wegscheid nur 200 Mann zur Deckung aufzustellen vermochte. Diese Nachhut erreichte, stets bedrängt, am andern Abend Bruck an der Mur, und kam von da übers Gebirg nach Graz, wohin schließlich auch Merveldt sich zurückziehen mußte, und von da nach Fürstenfeld, wo ihn manche bei Mariazell Versprengte erreichten. Der Verlust bei Mariazell wird auf 2500 Mann angegeben. Durch die Ankunft von Versprengten stieg das Corps Merveldts bald wieder auf 4000 Mann. Von Wien aus ward Merveldt befohlen, sich mit dem Corps des Fürsten Auersperg über Preßburg zu vereinigen. Am 19. November traf er in Raab ein, 1. December zu Lundenburg; zur Schlacht von Austerlitz kam er nicht mehr.

Gefecht bei Neuhaus.

bei Mariazell.

Mondet.

Derart scheiterte der Plan Merveldts. An seinem Eifer und seiner Treue für den Kaiser ist aber nicht zu zweifeln. Maximilian Graf von Merveldt ist der Abkömmling eines alten westfälischen Geschlechtes, geboren 1764; er trat früh in österreichische Dienste, zeichnete sich im Türkenkriege aus unter Lascy und Laudon, dann bei der Unterwerfung Belgiens, dann unter Coburg in der Schlacht von Neerwinden, wofür er mit dem Maria-Theresien-Kreuze ausgezeichnet wurde. Der Herzog von York begehrte ihn zum General-Quartiermeister. Im Feldzuge 1794 that er sich unter den Augen des Kaisers durch Umsicht und Tapferkeit hervor, wofür ihn Franz II. zum Obersten ernannte. Wieder that er sich hervor in der Schlacht bei Tournay 1794, bei Wetzlar 1796, in Gefechten bei Offenburg und bei Haslach 1799, bei Schwabmünchen 1800. Den Waffenstillstand bei Kremsmünster mit Moreau schloss Merveldt ab. Des öfteren wurde er auch zu diplomatischen Missionen verwendet. In den folgenden Jahren werden wir ihm noch öfters auf den Schlachtfeldern begegnen.[1])

Merveldt verdrängt.

Von Seite der Franzosen schildert der Marschall Marmont seine Erlebnisse:[2]) „Ich brach nach dem Befehl unmittelbar auf von Steyer. Der Marsch bot große Schwierigkeiten. Die Enns strömt zwischen hohen Gebirgen hin, ihr Bett ist eingezwängt, das Flußthal ist eng und hölzerne Brücken, welche nicht wiederhergestellt werden konnten, wenn sie zerstört waren, mußten nothwendig überschritten werden; man konnte daher in diesem unwirtbaren Thal, umgeben von leicht zu vertheidigenden Engpässen, auf unbesiegbare Hindernisse stoßen. Die Jahreszeit vermehrte noch die Schwierigkeiten, denn wir waren bereits im tiefsten Winter. Es ist bekannt, wie strenge diese Jahreszeit in den dortigen Gegenden ist und wie sehr die mit Schnee und Eis bedeckten Wege das Marschieren er-

Marmont im Ennsthal.

[1]) Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreichs, XVII. S. 19.
[2]) Marmont, Denkwürdigkeiten, II. 1805. S. 261—262.

schweren. Und doch war eine außerordentlich rasche Bewegung nothwendig, um auf Erfolg hoffen zu können. Sechs Meilen von Steyer stieß ich auf ein erstes, unvorhergesehenes Hindernis, das von schlimmer Vorbedeutung schien. An einer Stelle, wo das Thal sehr enge war, hatte den Tag vorher ein Bergsturz den Weg und das Thal versperrt. Wir mussten uns über den abgelösten Felsen und das Gerölle einen Weg bahnen, was uns fast einen ganzen Tag aufhielt. — Ich setzte meinen Marsch dem rechten Ufer der Enns entlang fort und schickte in dem überall sehr engen Thale immer die wenige Cavallerie voran, die ich hatte. In einiger Entfernung jenseits des Fleckens Altenmarkt geht die Straße auf das linke Ufer hinüber und eine gute Stunde weiterhin, bei dem Dorfe Reifling, kehrte sie auf das rechte Ufer zurück, das sie dann nicht wieder verlässt. Die Zerstörung dieser hohen und langen Brücken, die ich mit meinen Mitteln unmöglich hätte wiederherstellen können, war wohl geeignet, mich ernstlich zu beunruhigen. Ohne sie wären wir nicht im Stande gewesen, über den Fluss zu kommen, und ich musste darauf gefasst sein, sie mit Infanterie besetzt zu finden. — Ich befahl dem Rittmeister Onakten, 100 auserwählte Leute zu nehmen und sich auf die Brücken zu stürzen, wenn er sie erreicht haben würde. Onakten, ein Officier von erprobter Tapferkeit, unternehmend und thatkräftig, kannte keine Furcht. Das Husarenregiment folgte ihm in geringer Entfernung und einige Compagnien Voltigeurs begleiteten dasselbe. Es gieng alles sehr glücklich. Als die auf ihrem Marsche hart bedrängten österreichischen Schwadronen bei der ersten Brücke angelangt waren, fiel Onakten wie der Sturmwind über sie her und passierte die Brücke gleichzeitig mit ihnen, wobei er auch noch zwei Compagnien Infanterie niederhieb, welche, nach erfolgtem Übergang der österreichischen Cavallerie, einen vorher in Bereitschaft gebrachten Haufen Brennmaterial anzünden sollten. Von der ersten Brücke stürmte er weiter bis zur zweiten, kam über dieselbe in gleicher Weise — und das gefürchtete Haupthindernis unseres Marsches war glücklich überwunden. — In Reifling angelangt, wollte ich etwas über die Bewegung der feindlichen Truppen erfahren, die sich über die Berge zurückzogen. Zu dem Ende schickte ich den Capitän Testot-Ferry, einen meiner Adjutanten, einen tapferen Soldaten und ausgezeichneten Officier, mit 200 Jägern auf Recognoscierung aus und befahl ihm, die Salza hinaufzugehen. Etwa eine Meile von der Heerstraße erfuhr er von den Bauern, dass ein Bataillon Österreicher sich eine Meile weiter gelagert habe. Da er es nun sehen wollte, ehe er nach Reifling zurückkehrte, untersuchte er die Hufeisen der Pferde und nahm nur diejenigen mit, welche leichter auf dem mit Eis bedeckten Boden gehen konnten; die übrigen ließ er als Reserve zurück und brach mit 120 Mann auf. In der Nähe der Stelle angekommen, wo sich das Lager des bewussten Bataillons befinden sollte, ritt er allein durch ein Gehölz, um zu beobachten, ohne bemerkt zu werden, und er sah das Bataillon in sorgloser Ruhe mit der Errichtung eines Lagers beschäftigt; es hatte nicht einmal Sicherheitsposten aufgestellt. Er kehrte zu seinem Detachement zurück und ließ seine Trompeter am Saume des Gehölzes, wo sie in dem Augenblicke zum Angriff bliesen, als er mit seinen Truppen das Lager überfiel und die Gewehre umwarf. Der Capitän ließ sofort das unbewaffnete Bataillon zusammentreten und führte es gefangen in mein Hauptquartier, 450 Mann mit 19 Officieren. Dieser Zug ist gewiss eine der schönsten Waffenthaten leichter Truppen, die es geben kann.“ [1])

Die Brücken.

Onakten.

Testot-Ferrys

gelungener Überfall.

[1]) Marmont, Denkwürdigkeiten, II, S. 262—263.

Mancher möchte in dem Berichte des Marschalls Marmont eine Übertreibung sehen. Aber auch General Merveldt klagte in seinem Berichte, dass dreißig feindliche Cavalleristen hinreichten, eine Colonne von sechs allerdings decimierten Bataillonen in Unordnung zu bringen und den größten Theil derselben gefangen zu nehmen. Schönhals bemerkt darüber:[1] „Es hieng allein von Merveldt ab, der Ehre der österreichischen Vorposten und sich selber diesen Schimpf zu ersparen. Es ist eine bekannte Sache, dass im Kriege oft die bravsten Truppen von einem plötzlichen panischen Schrecken ergriffen werden; es war hier umso eher zu verzeihen, da sie in ein enges Thal gesprengt wurden, dessen Wände von feindlichen Tirailleurs besetzt waren, die mit jedem Schusse Tod und Verwirrung in die Truppe brachten. Das Regiment Colloredo hatte sich bei Steyer tapfer geschlagen, auch das Regiment Deutschmeister sich bei Mariazell gut benommen; diese Truppen würden ohne Zweifel dasselbe geleistet haben, wenn sie besser angeführt worden wären; aber im entscheidenden Augenblick entfernte sich der General nach Wegscheid, um, wie er in seinem Berichte an den Hofkriegsrath sagt, eine Stellung zu suchen; dazu bedurfte es seiner persönlichen Gegenwart nicht; er hatte Generalstabs-Officiere genug, die diesem Geschäfte gewachsen waren. Einen Theil seiner Cavallerie stellte er nach Mariazell, wo sie gar nichts wirken konnte und beim ersten Anlauf abgeschnitten ward; die andere Hälfte sandte er nach Wegscheid und ließ dadurch die im Engpasse verwickelte Infanterie ohne allen Schutz. Eine Escadron bei der Nachhut würde die Kühnheit von dreißig Waghälsen bestraft haben. Nicht eine Kanone blieb in der Stellung und zur Deckung des Rückzuges zurück; ein einziger Kartätschenschuss hätte das Defilée gereinigt und der Infanterie Luft gemacht, umsomehr da der Feind gar keine Infanterie entgegensetzen konnte. Der General Merveldt kannte die Schwäche des verfolgenden Feindes; er gesteht selbst, dass derselbe nie mehr als 200 Pferde entwickelte. Bei Neuhaus und Mariazell ward die Truppe von ihrem Führer verlassen, der selber zurückkehrte, um seine beliebte Staffelordnung wiederherzustellen, und während er sich beschäftigte, die eine zu ordnen, hatte der Feind die andere schon über den Haufen geworfen."

Merveldt. Schönhals.

Marmont verließ dann die Ufer der Enns und gieng mit größter Anstrengung über den Berg bei Eisenerz, den die Jahreszeit fast unzugänglich gemacht hatte. Dann gelangte er in das Murthal und nach Leoben, unterhielt aber sorgfältig seine Verbindung mit der Armee. Abtheilungen entsendete er nach Judenburg und Unzmarkt. Dann brach er auf nach Graz, das ihm der beste Ort zu sein schien, um Nachrichten über den Heranzug der Erzherzoge zu erhalten. Der Besitz von Graz musste Eindruck machen auf die öffentliche Meinung und verschaffte der Armee viele Hilfsquellen. Marmont stellte in Wildon die Avantgarde auf, sandte täglich Abtheilungen aus bis nach Ehrenhausen und Fürstenfeld, um Erkundigungen über die aus Italien und Tirol zurückziehenden Armeen der Erzherzoge Karl und Johann zu erhalten. Er befand sich schon einige Tage in Graz ohne irgend eine Nachricht, „denn eine so zahlreiche Armee, die einen so langen Marsch zu machen hatte, und deren Zweck nicht darin bestand, einer anderen Armee zuhilfe zu kommen, sondern mit eigenen Mitteln Schlachten zu liefern, konnte nur langsam vorwärts kommen".[2] — „Der Erzherzog hatte auf seinem Zuge nach Wien die Wahl zwischen zwei Wegen, dem

Graz.

Nachrichten über Erzherzog Karl.

[1] Schönhals, l. c. S. 131.
[2] Marmont, Denkwürdigkeiten, II, S. 264.

geraden über Bruck, Semmering, und dem Umweg durch Ungarn über Körmend, der in Neustadt ausmündete. Der erste war zwar um sieben bis acht Tagmärsche kürzer, aber er war besetzt, während der andere frei war. Schlug er jenen ein, so wurde er auf jedem Schritt durch immer neue Hindernisse aufgehalten, wir würden ihm immer wieder von neuem entgegengetreten sein, wobei uns das Murthal trefflich zustatten gekommen wäre. Auch würde er, wenn er diesen Weg gewählt hätte, nichts für die Beschaffung der Bedürfnisse seiner Armee haben thun können, damit sie zusammen in gutem Zustande und schlagfertig an Ort und Stelle ankam. Er entschied sich daher mit gutem Grunde für den Weg durch Ungarn, auf dem er, ungeachtet seiner größeren Länge, nicht später als auf dem anderen, aber in besserem Zustande ankommen mußte. Ein Truppencorps, commandiert vom General Chasteler, das zuerst in Marburg, dann in Mureck und Radkersburg, dann in Fürstenfeld stand, deckte seinen ganzen Marsch. Ich hatte bei diesem Systeme nichts weiter zu thun, als Graz solange als möglich zu halten, um den Feind zu zwingen, diese Stadt zu umgehen, und in dem Augenblicke, wo die Spitze seiner Infanterie in meinem Gesichtskreise erschien, rasch nach Wien aufzubrechen. Jeden Tag unterrichteten mich Gefangene, welche bei Ehrenhausen oder Fürstenfeld gemacht wurden, von der Stellung seines Heeres, und ich wurde zugleich durch eine wohlgeordnete Spionage bedient. Der General Grouchy, der in der Schlacht bei Novi gefangen genommen und nach Graz gebracht worden war, hatte ziemlich lange daselbst gelebt und einen gewissen Franz Haas, der an der Spitze eines Wohlthätigkeits-Vereines und eines Krankenhauses stand, näher kennen gelernt. Dieser Mann, ein Feind des Hauses Österreich und entschiedener Revolutionär, gab sich politischen Träumereien hin und wünschte eine Veränderung. Sein Amt brachte ihn fast täglich mit Leuten vom Lande in Berührung, und ich erfuhr durch seine Vermittlung den Ort, wo sich das Hauptquartier des Erzherzogs und das Gros seiner Armee befand." — Dieser Franz Haas kam wegen Unterschlagung von 5000 Gulden in Untersuchung, entfloh und zog heimlich mit den Franzosen, die ihn wegen seiner bisherigen Dienste schätzten und ihn nicht auslieferten.

Warum er den längeren Weg wählt?

Chasteler.

Spionage.

Franz Haas.

Graz.

Marmont blieb in Graz bis zum 5. December und kehrte nach dem Waffenstillstand wieder dahin zurück. Es gefiel ihm hier: „Die Stadt Graz ist einer der angenehmsten Orte der österreichischen Monarchie, sie ist sehr schön gebaut und von einem reichen Adel bewohnt. Ihre Physiognomie verräth schon die Nähe Italiens; die Sitten der Bewohner haben noch ganz den Charakter deutscher Gemüthlichkeit. Die hindurchströmende Mur kommt oberhalb der Stadt aus engen und romantischen Bergschluchten und erweitert sich dann zu einem breiten Strom, der durch ein wohlbebautes Thal fließt. Ich fand in Graz viele Emigranten, welche zum Hofstaate der Gräfin von Artois gehörten. Sie wurden geschützt und nichts störte ihre Ruhe."

Erpressung in Steiermark.

So sehr aber auch die Grazer sich bemühten, das dem Feinde gut zu liefern, was die Noth erforderte, so waltete doch unter den Franzosen ein System der Aussaugung und Erpressung. Napoleon schrieb an Marmont:[1]) „Bemächtigen Sie sich aller Einkünfte der Steiermark zu Gunsten des Heeres und ernennen sie einen Betrauten, um sie genau, wie die ganze Verwaltung, in die Hand zu bekommen. Es wird Ihnen nicht schwer sein, sich für Ihr Armeecorps Schuhe

[1]) Correspondance, XI, p. 483. — Dr. Franz Mayer, Steiermark im Franzosen-Zeitalter, S. 112—183.

in Fülle zu verschaffen, verschaffen Sie sich auch 12.000 Paar Schuhe für die anderen Corps. Graz hat große Hilfsmittel: verschaffen Sie sich auch Mäntel." — Übrigens waren Schuhe und Mäntel eine Kleinigkeit, aber Marmont verlangte eine Million Gulden, welche übrigens von den 100 Millionen Francs, so alle Staaten der Monarchie zusammen zahlen mussten, abgezogen werden sollte. Dann kam die Forderung von 300 Artillerie- und 100 Reitpferden. „Wir schwimmen in Überfluss", schreibt Marmont — nämlich die Sieger; die Besiegten mussten Keller und Scheunen leeren. Die Stadt Graz hatte nach dem Waffenstillstand täglich 20.000 große Seidel Wein und 24.000 Portionen Brot zu bestellen. Alles ärarische Gut solle an die Franzosen ausgeliefert werden — was trotz der angedrohten Strafe nicht geschah. Dann wurden wieder 600 Ellen grünes Tuch gefordert, Zucker, Brantwein, Honig. Und wie es in Graz ergieng, so in anderen Städten und in den Dörfern des Landes, so überall, wohin das französische Heer kam. Dennoch behauptet Marmont: „Ich regulierte die großen Hilfsquellen dieses Landes und hielt strenge Ordnung. Die Bewohner wurden möglichst geschont und sie verdienten dies wegen ihrer vortrefflichen Gesinnung, ihrer Sanftmuth und Treuherzigkeit." Marmont war wirklich menschlich gegenüber anderen Generalen, wie Massena. Ganz Österreich litt unsäglich unter den Franzosen. — Die Grazer.

Vormarsch nach Wien. Kampf bei Dürrenstein.

In Linz beschloss Napoleon, auch auf dem linken Ufer der Donau eine Heeressäule voranzuschicken: einmal weil Erzherzog Ferdinand im nahen Böhmen Truppen zusammenzog, dann weil Kaiser Alexander selber eine zweite Armee nach Mähren heranführte; ferner um seine Flotille auf der Donau zu schützen, welche Lebensmittel, Geschütz und Munition hinabführte. Auf dem linken Donau-Ufer ein Heer

Aus den Kähnen, die man auf dem Inn, der Enns, der Traun und der Donau weggenommen hatte, bildete Napoleon diese Flotille, die zugleich ermüdete und fußlose Soldaten führte und im Stande war, in einer Stunde 10.000 Mann von einem Ufer auf das andere zu bringen; sie stand unter dem Capitän Lostanges von der Garde-Marine. und eine Flotte auf der Donau.

Die Colonne auf dem linken Ufer sollte Böhmen beobachten, Erkundigungen über alles einziehen, was in Mähren vor sich gehe, namentlich auch über etwa heranziehende preußische Truppen Bericht erstatten. Eine Straße zieht sich am linken Ufer der Donau hin, die aber für ein Heer sehr ernste Gefahren bietet: das linke Ufer der Donau ist nämlich sehr steil und mit Schluchten durchschnitten. Die Berge drängen sich oft hart bis an die Donau heran, ein Heer kann hier nur eine lange, schmale Linie bilden, selten ist eine Stelle breit genug zu einem Aufmarsch. Darum wurde beim Zug die größte Vorsicht geboten, eine starke Vorhut aus Reiterei sollte immer dem Zuge einige Stunden vorangehen, in seiner linken Flanke sollten immer Abtheilungen fünf bis sechs Stunden weit entsendet werden, er solle nie vom Feinde sich so überraschen lassen, dass er ihn nicht angreifen könne; zugleich sollten Lebensmittel gesammelt werden, so dass durch die Flotille das Heer auf dem rechten Ufer damit unterstützt werden könne. Napoleon bestimmte für den Vormarsch auf dem linken Ufer zwei Divisionen, Dupont und Gazan, und übergab dem Marschall Mortier die Leitung Zweck. Gefahr. Mortier.

des Ganzen. Die Heereszüge auf beiden Donau-Ufern sollten immer möglichst auf gleicher Höhe miteinander stehen.

Dieser Befehl wurde aber nicht gehörig befolgt, die ganze Armee war nämlich vom ungestümen Drang erfüllt, vorwärts zu gehen, um Wien bald zu besetzen. Murat wollte zuerst in Wien einrücken und stand schon am 11. November in der Nähe, in Burkersdorf mit seiner Reiterei; am gleichen Tage stand aber Mortier auf dem linken Ufer erst bei Dürrenstein, über dem links die Ruine des Schlosses Dürrenstein emporragt, in welchem Richard Löwenherz einst gefangen saß, und wo ihn, der Sage nach, sein treuer Blondel einst durch einen Gesang gefunden haben soll. Hier stieß die Division Gazan mit Russen zusammen, die über Krems auf das linke Donau-Ufer gekommen waren. Gazan war um einen Tagmarsch der Division Dupont vorangekommen, zwischen beiden war eine Lücke; auch war die Donauflotille noch nicht zur Stelle.

Feldmarschall-Lieutenant Schmidt.

Kutusoff war geneigt, die Franzosen anzugreifen, um sich von ihrem Nachdrängen zu entledigen, und Feldmarschall-Lieutenant Schmidt gab ihm den Rath, während ein Theil der Russen die Feinde in der Front angreife, die Division Gazan zu umgehen und sie im Rücken anzufallen. Die letztere Abtheilung wollte er, der Gegend kundig, selber führen. Miloradowitsch begann deshalb am 11. November, früh sieben Uhr, den Angriff in der Front, nachmittags vier Uhr kam Feldmarschall-Lieutenant Schmidt 2000 Schritte hinter Dürrenstein herab den Franzosen in den Rücken. Der Kampf war erbittert, oft Mann gegen Mann, mit dem Bajonnett, mit dem Kolben, oft packte einer den anderen an der Gurgel. Seine Officiere riethen Mortier, der sich plötzlich umschlossen sah, sich einzuschiffen, um wenigstens seine Person zu retten; er weigerte sich: „Man trennt sich nicht von so tapferen Leuten, man rettet sich mit ihnen oder stirbt!“ Der Kampf währte den ganzen Tag und die Nacht hindurch, beleuchtet von den Flammen des Dorfes Unterloiben. Da rettete die Reste der Division Gazan die Ankunft der Division Dupont, welche auf die Nachricht von der Gefahr im Eilschritte herbeikam. Neuer Kampf! — Die Russen zogen mit 2000 Gefangenen, worunter ein ganzes Dragoner-Regiment, in der Nacht nach Krems. Kutusoff konnte jetzt ungestört seine Artillerie voraussenden und den Abtheilungen, die auf dem linken Ufer noch standen oder in Mähren einrückten, sich anschließen. Der Verlust war namentlich auf französischer Seite groß, fast die ganze Division Gazan war aufgerieben. Für die Österreicher war der Tod des Feldmarschall-Lieutenants Schmidt ein schwerer Schlag: er war von vier russischen Kugeln durchbohrt; in der Verwirrung der Nacht schoss eine russische Abtheilung auf die andere.

Kampf bei Dürrenstein, 11. November 1805

Feldmarschall-Lieutenant Schmidt.

Lob der Tapfern.

Napoleon war entzückt über die Tapferkeit Mortiers und der Division Gazan; er lobte Mortier, ließ die Überreste auf das rechte Ufer kommen und verpflegen, Bernadotte musste Mortier auf dem linken Ufer ersetzen. Er schrieb das Unglück dem hastigen Vordringen Murats zu, welches auch die anderen Abtheilungen ergriffen habe, und sandte einen bitteren Brief an seinen Schwager:[1])

[1]) Correspondance, XI, p. 476—477.

„Mein Vetter! Ich kann die Art nicht billigen, wie Sie voranziehen, Sie rennen wie ein Narr, und bedenken die Befehle nicht, die ich Ihnen zukommen ließ. Statt Wien zu decken, sind die Russen bei Krems über die Brücke gegangen. Diese außerordentliche Maßregel hätte Ihnen begreiflich machen sollen, dass Sie nicht vorangehen sollen ohne neue Weisungen von mir; die Sache war wohl der Mühe wert. Ohne zu wissen, welche Pläne der Feind gegen Sie haben kann, und was mein Wille dabei ist, schieben Sie meine Armee nach Wien hinein. Sie haben ja durch Berthier meinen Befehl bekommen, die Russen zu verfolgen, mit dem Degen in der Faust; das ist aber eine seltsame Art, jemand zu verfolgen, wenn man in Eilmärschen sich von ihm entfernt! — Bleiben Sie in Burkersdorf und der Marschall Davoust in Mödling bis auf neue Befehle von mir. Es ist wahrscheinlich die Absicht der Feinde, die Brücke über die Donau bei Wien abzubrechen. Die Russen können also mit dem Corps des Marschalls Mortier machen, was sie wollen; ich fürchte, dass er sehr in Gefahr ist, was nicht geschehen wäre, hätten Sie meine Befehle befolgt. Mit meiner Absicht, eine Flotte auf der Donau zu haben, war ich nicht allein gegen eine solche Maßregel geschützt, sondern ich hatte auch gegründete Hoffnung, einen Theil des russischen Heeres abzuschneiden. So haben Sie mich um zwei Tage gebracht, und haben nur den eitlen Ruhm vor Augen gehabt, zuerst in Wien einzuziehen. Es gibt da keinen Ruhm, wo keine Gefahr ist. Und da ist keine Gefahr, wenn man in eine Hauptstadt einzieht, die nicht vertheidigt wird, namentlich nach dem Siege von Davoust, welcher den Rest von Merveldts Corps geschlagen und gefangen hat. Sehen Sie, ob Sie bei den Unterhandlungen mit den Behörden von Wien erreichen können, dass man die Brücke stehen lässt, und zwar, um das Elend des Krieges von der Hauptstadt fernzuhalten.“ — Tadel Murats.

Verhandlungen. Die Franzosen in Wien. Die Taborbrücke. Die Schlacht bei Hollabrunn.

Was sollte aus Wien werden bei dem raschen Vordringen der Franzosen? Ein Kriegsrath vom 4. November kam nur zu Beschlüssen, die wenig taugten; er schrieb einige allgemeine Maßregeln vor, machte aber keinen umfassenden Operationsplan.[1]) Nichts von all dem geschah, was die steigende Gefahr der Monarchie erforderte. Jeder Heerführer handelte nach eigenem Ermessen. Der Erzherzog Karl hatte noch vor Beginn des Feldzugs gerathen, Wien zu befestigen, um einen Feind so lange als möglich aufzuhalten: Wien sei das Lager aller Reichthümer des Staates, man könne nicht ohne erheblichen Schaden die Regierung aus dem Mittelpunkt des Reiches entfernen, der Verlust Wiens habe den des größeren Theils von Böhmen und Mähren zur Folge.[2]) — Aber diese Warnung war nutzlos verhallt; nichts geschah, den Feind vor Wien aufzuhalten. Es bestand allerdings noch die Mauer, welche 1683 den Türken Widerstand geleistet hatte; dann

Kriegsrath.

Erzherzog Karls Rath.

Wien ohne Vertheidigung.

[1]) Die Beschlüsse mitgetheilt bei Schönhals, l. c. S. 119–122.

[2]) Stellen aus seinem Gutachten bei Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin 1884. I, S. 315.

umschloss eine zickzackförmige Mauer die Vorstädte, aber diese war leicht zu ersteigen, und dann war die innere Stadt durch Bombardement bezwingbar, oder noch leichter durch Aushungerung. Kaiser Franz entsagte deshalb der Vertheidigung und beauftragte den Grafen Wrbna, die Franzosen zu empfangen, und sich über die friedliche Besetzung der Stadt mit ihnen zu vereinbaren. Der Kaiser durfte nicht abwarten, bis die Franzosen in seine Residenz einrückten, er verließ die Hofburg am 11. November; zu seinem Getreuen sagte er, als er die Treppe hinabstieg: „Ich würde es lieber haben, dass Sie mich zu den Kapuzinern (in die Gruft) geleiten.“ Mit Thränen im Auge stieg er in den Wagen, er begab sich nach Brünn, dem Kaiser Alexander I. entgegen.

Franz II. nach Brünn.

Die Wiener.

Ein Schrecken kam jetzt über die Wiener; wer konnte, entfloh in Hast aus der Stadt, und nahm von seiner Habe mit, was er vermochte. Die Folge dieses Schreckens war eine Theuerung, die Bankozettel fielen rasch im Wert, die Kupfermünze repräsentierte jetzt einen höheren Wert. Der Soldat, der in Bankozetteln bezahlt wurde, konnte sich kaum das Nothwendige damit erschwingen — und die Folge davon war das Sinken der militärischen Disciplin.

Angebot eines Stillstands.

Dass Kaiser Franz II. unter diesen Umständen aufrichtig seinem Volke den Frieden zu verschaffen wünschte, liegt in der Natur der Dinge. Gyulai hatte ihm von Ulm her erzählt, wie eifrig Napoleon sich gegen den Krieg und für den Frieden aussprach. Franz II. sandte deshalb anfangs November Gyulai an Napoleon mit einem Schreiben, welches den Wunsch nach einem Waffenstillstand und den dadurch erleichterten Friedensverhandlungen klar aussprach.

Antwort Napoleons.

Napoleon antwortete 3. November aus Lambach:[1]) Der Einmarsch der Russen in Österreich, der Einmarsch der Österreicher in Bayern, die Kriegserklärung Cobenzls habe ihn gezwungen, den Rhein zu überschreiten; mit einem Worte könne übrigens Franz II. dem Krieg zu Land und zur See ein Ende machen, er werde dadurch der Wohlthäter der ganzen Welt werden, selbst Englands, dessen Bewohner die Last des langen Krieges bitter fühlen! — mit dem Rücktritt vom Bund mit England. Übrigens werde Franz II. einsehen, dass Frankreich seine Erfolge ausnützen, und dass die Bedingungen des Friedens eine Bürgschaft bieten müssen gegen eine vierte Coalition. „Mein Ehrgeiz zielt nur auf die Wiederherstellung meines Handels und meiner Marine, England aber will beides nicht zulassen. Ich erfülle eine letzte Pflicht, zu der mich mein Titel als Bruder berechtigt, wenn ich Eure Majestät darauf aufmerksam mache, dass Ihre Unterthanen über diesen Krieg mit höchstem Unmuth erfüllt sind. Möge Eure Majestät, die so vielen Anspruch darauf hat, glücklich zu sein, und so viele Tugenden, welche Sie Ihren Unterthanen anbetenswürdig macht, aufhören, Ihr und Ihrer Unterthanen Unglück hervorzurufen.“

Neues Angebot.

Wiederum sandte Kaiser Franz II. Gyulai um einen Waffenstillstand und gab ihm Stadion bei, um die Grundlagen eines Friedens zu erlangen. Napoleon antwortete 17. November aus Znaim, dass er selber hätte in Brünn

[1]) Correspondance, XI, p. 512—513.

einrücken können, aber innegehalten habe, um ihn nicht unangenehm zu berühren. Antwort.
Dann weist er daraufhin, dass Mähren schrecklich verwüstet, dass das Volk über die Russen empört sei, dass die Österreicher den Franzosen gerne kundgeben, wo die Russen stehen: „Das sind Barbaren, gebt uns Waffen, und wir wollen euch helfen, sie fortzujagen!“ So sei die Stimmung in Österreich. Die Russen verbrennen die schönsten Landhäuser auf ihrem Rückzug. „Wenn Eure Majestät mir die Zusicherung gibt, dass diese Russen Ihr Land räumen, so werde ich bei Brünn aufhören, sie zu verfolgen.“ Also kein Waffenstillstand, kein Friede, aber höfliche Redensarten, die den Zweck hatten, Österreicher und Russen zu entzweien.

Da die Verhandlungen mit Gyulai zu keinem Vertrag führten, beschloss Besetzung Wiens.
Napoleon, Wien zu besetzen. Thiers bricht hier aus: „Es war ein schöner Triumph, in diese Metropole des deutschen Reiches einzuziehen, die noch nie ein Feind als Sieger betreten hatte. In den beiden letzten Jahrhunderten hatte man beträchtliche Kriege geführt, denkwürdige Schlachten gewonnen und verloren, aber man hatte noch nie gesehen, dass ein siegreicher General seine Fahnen in der Hauptstadt eines großen Staates aufpflanzte. Man musste zu den Zeiten der Eroberer zurückgehen, um nach Beispielen so ungeheurer Resultate zu suchen. — In zwanzig Tagen vom Ocean an den Rhein, in vierzig Tagen vom Rhein nach Wien!“ — Napoleon nahm seine Wohnung im Kaiserschlosse zu Schönbrunn, den Oberbefehl über die Stadt übergab er dem General Clarke und ließ die Polizei von der Bürgermiliz versehen; er handhabte die strengste Disciplin und nahm nichts, als öffentliches Eigenthum, zum Beispiel Regierungscassen und Beute der französischen Armee.
Arsenale. Das große Arsenal enthielt ungeheure Reichthümer, 100.000 Gewehre, 2000 Kanonen. „Man staunte nicht wenig, dass der Kaiser Franz diese Schätze nicht auf der Donau hatte abführen lassen. Alles Vorgefundene wurde für die Armee in Beschlag genommen.“

Die ersten Franzosen, die einrückten, waren die Soldaten unter Murat, Einmarsch 13. November.
13. November mittags zwölf Uhr durch die Mariahilferlinie; sie nahmen ihren Weg durch das Burgthor, sie eilten über den Graben nach der Taborbrücke; dies war mehr ein Rennen, als ein Marschieren, denn es galt, sich rasch der Taborbrücke zu bemächtigen. Die Wiener sahen neugierig dem Einmarsch zu. Die Franzosen staunten über diese neugierige Schaulust; sie irrten aber, wenn sie an Mangel von Anhänglichkeit für die Regierung glaubten. Die Wiener blieben ihrem Kaiser treu, wenn es auch an Versuchen nicht fehlte, sie zu verführen.

Rémusat, der bei Napoleon war und viel mit Wiener Familien zu Treue der Wiener.
verkehren hatte, schrieb seiner Gattin voll Staunen über die Treue der Wiener für Kaiser Franz II:[1]) „Dieses gute Volk zu Wien, so schmerzlich es auch von der Eroberung getroffen war, unterließ keine Gelegenheit, seine Sehnsucht auszusprechen nach der Rückkehr unter das väterliche Regiment des Kaisers Franz, und wenn es auch über das allgemeine Unglück klagte, so hörte man doch nie einen Tadel oder einen Vorwurf gegen ihn. Übrigens herrschte die beste Ordnung, die Disciplin war streng, und die Wiener hatten sich nicht über die Sieger

[1]) Mémoires de Madame de Rémusat, II, p. 219.

zu beklagen." — Bei diesem Anlass hören wir auch, dass niemand mehr die Talleyrand. Siege Napoleons fürchtete, als sein Minister Talleyrand, der stets den maßlosen Ehrgeiz seines Herrn bekämpfte, und im Vertrauen zu Rémusat sagte: „Ich wünsche die Ruhe Europas und fürchte den Zauber des Sieges. Wenn es gilt, Frieden zu schließen, so werde ich am meisten Mühe haben mit dem Kaiser, den der Kanonendonner berauscht — und welchen seine Officiere fortwährend aufstacheln." [1])

Zu den argen Unfällen, welche das sonst an Siegen und Ehren reiche Österreich in jener Zeit rasch nacheinander betrafen, gehört auch die Überrumpelung der Taborbrücke.

Die Taborbrücke bei Wien

Nach der Besitzergreifung von Wien rückten die Franzosen an die Donau-Ufer, die dort sehr breit war. Nur eine Brücke führte hinüber. Alle Anstalten waren getroffen, um dem Übergang zu wehren und die auf Pfahlwerk ruhende Brücke zu zerstören, wenn der Andrang der Feinde zu stark würde; starke Batterien waren auf dem linken Ufer, Brennstoffe auf der Brücke angehäuft, ein Funke konnte sie zerstören. Die Verhandlungen wegen der Übergabe von Wien hatten mehrmals österreichische Generale in das Lager der Franzosen geführt, und es entstand das Gerücht von einem Waffenstillstande, den die Österreicher sehnlichst wünschten — und was man wünscht, das glaubt man gern! Marmont erzählt: „Die Deutschen sind von Natur conservativ und sparsam; eine Brücke wie diese, welche die Verbindung zwischen Wien, Mähren und Böhmen vermittelte, hatte einen bedeutenden Wert. Murat und Lannes — zwei Gascogner — kamen auf den Einfall, diese Stimmung der Gemüther zu benutzen und zu missbrauchen. Sie setzten ihre Truppen in Bewegung, ohne Zaudern blicken zu lassen. Man rief ihnen „Halt!" zu, und sie blieben stehen, antworteten aber, es sei ein Waffenstillstand abgeschlossen, und dieser gestatte den Franzosen, über die Brücke zu gehen. Beide Marschälle begaben sich allein auf das linke Ufer, um mit dem dort commandierenden Fürsten zu sprechen, ließen aber der Colonne den Befehl zurück, ganz unmerklich auf der Brücke vorzugehen." Die Unterredung begann. Die beiden Marschälle hielten es nicht unter ihrer Ehre, den Fürsten anzulügen; während dem warfen die langsam vorrückenden Truppen ganz ungeniert das Pulver und die Brennmaterialien in die Donau. Selbst die gemeinen Soldaten des Fürsten merkten den Betrug. Ein alter Artillerie-Sergeant trat plötzlich an den Fürsten heran, und sagte unmuthig: „Herr General, man hat Sie zum Besten, man hintergeht Sie! — ich werde Feuer geben lassen." Alles hieng von diesem Augenblicke ab. „Da sagte Lannes, mit der Geistesgegenwart, die ihn nie verließ, und mit der instinctmäßigen Kenntnis des menschlichen Herzens, die ein besonderes Erbtheil der Südländer ist: „Wie, Herr General, in solchem Ton lassen Sie mit sich sprechen? Wo ist die in ganz Europa so gerühmte österreichische Disciplin?" — Des Fürsten Selbstgefühl war verletzt; er war vom Wirbel bis zur Zehe ein Edelmann; er konnte nicht denken, dass so hochgestellte Männer sich zu einer Lüge herabließen, und ordnete dem Sergeanten Arrest an. Indes waren hinlänglich Franzosen über die Brücke gekommen, sie nahmen die Kanonen weg und die Mannschaft gefangen — und der Übergang über die Donau war in den Händen der Feinde.

nehmen Murat und Lannes

durch gemeinen Betrug.

[1]) Mémoires de Madame de Rémusat, II, p. 217.

Dieser Betrug geschah 13. November 1805; er hatte eine Wendung des Krieges zur Folge. Da die Ankunft des Erzherzogs Karl bevorstand, wollte Napoleon nur ein Corps zur Vertheidigung an der Donau zurücklassen und sich rechts wenden, um der aus Italien heranziehenden Armee entgegen zu marschieren.[1]) „Wäre die Brücke verbrannt worden, so hätte der Kaiser, der gegen den Erzherzog manövrierte, bei dessen noch so weiter Entfernung, vielleicht das Bassin der oberen Donau verlassen müssen. Die Russen hätten dann, wenn der gewaltsame Übergang bei Wien ihnen zu schwierig dünkte, ganz gemächlich nach Pressburg oder noch weiter hinunter marschieren können, und der Erzherzog, der nicht von dem dummen Selbstvertrauen der Russen erfüllt war, würde die Schlacht abgelehnt und derart manövriert haben, dass er sich zuvor mit ihnen vereinigte. So hätten wir tief in Ungarn, fern von unsern Hilfsquellen und Stützpunkten, gegen 200.000 Mann eine große Schlacht liefern müssen und der Feldzug hätte ganz andere Resultate haben können.[2]) Noch viel größer aber würde die Gefahr für uns gewesen sein, wenn die beiden Armeen sich weiter zurückgezogen und den Kriegsschauplatz oberhalb Wiens verlegt hätten! — Was würde aber erst geschehen sein, wenn zu diesen Schwierigkeiten noch die Anwesenheit von 150.000 Preußen gekommen wäre, die bei Ingolstadt das Donauthal versperrt, sich unserer Operationslinie bemächtigt und die Armee im Rücken angegriffen hätten; es hätte mehr als eines Wunders bedurft, um uns zu retten. Wenn endlich Wien, dessen Festungswerke damals unversehrt waren, und das unermessliches Artilleriematerial enthielt, uns seine Thore verschlossen und sich nur vierzehn Tage gegen eine einfache Blockade gehalten hätte (denn die französische Armee hatte weder Belagerungsmittel bei sich, noch in der Nähe), so ist es wahrscheinlich, dass der Feldzug mit unserer Vernichtung oder mit einem eiligen Rückzug, anstatt mit Siegen, geendigt haben würde."

Folgen.

Als Murat durch List der Brücke sich bemächtigt hatte, verzieh ihm Napoleon seine Unbesonnenheit und stellte ihm die Aufgabe, schnell in Mähren vorzudringen und Kutusoff den Rückzug abzuschneiden, indem er vor ihm Hollabrunn erreiche. Kutusoff zog sich nämlich nicht nach Böhmen zurück, sondern nach Mähren, weil die zweite russische Armee schon auf dem Wege nach Olmütz war. Wurde er bei Hollabrunn geschlagen, so war ein bedeutender Heerestheil vernichtet und der heranrückende wenig zu fürchten. Darum befahl Napoleon die Vereinigung der Divisionen Soult und Lannes mit Murat. Kutusoff war auf die Nachricht von der Wegnahme der Donaubrücke am 13. November abends sogleich aufgebrochen, er hörte in Meißau, 14. November, dass Murat schon in Stockerau stehe; in Jetzelsdorf musste er also, da er dahin von Schrattenbach abbiegen musste, um die große Straße nach Znaim zu gewinnen, mit Murat zusammentreffen. Um dies zu verhindern, sandte er den Fürsten Bagration mit 7000 Mann nach Hollabrunn voraus, zu

Lob und Auftrag Murats.

Kutusoff.

[1]) Marmont, Denkwürdigkeiten, II, S. 267—268.
[2]) Ibid. II, p. 268.

Bagration. dem noch ein österreichisches Corps unter Nostiz stieß, mit dem Auftrag, die vorrückenden Franzosen womöglich aufzuhalten, indes er selber die Nacht hindurch marschierte und am 15. November Jetzelsdorf erreichte, wo er seinen ermüdeten Truppen einen Tag Rast geben und sich zu einem Kampf gegen französische Übermacht vorbereiten könnte. Fürst Bagration kam 15. November am Morgen in Hollabrunn an und nahm Stellung am Göllerbach. Murat glaubte, er hätte die ganze russische Armee vor sich, und wollte noch nicht angreifen, sondern erst Verstärkung abwarten. Da ihm nun die Lüge bei der Wegnahme der Taborbrücke so gute Dienste geleistet hatte, so wählte er dieses Mittel noch einmal, auch Nostiz gegenüber. Er fieng mit ihm Unterhandlungen an, versicherte, ein Waffenstillstand sei abgeschlossen worden, — um den Gegner hinzuhalten. Nostiz merkte aber bald, dass Murat ihn zu gleicher Zeit zu umflügeln trachte. Bagration traute den Franzosen ebensowenig, gieng aber auf die Unterhandlung ein, um Zeit zu gewinnen zur Einnahme einer günstigeren Stellung bei dem nahen Weiler Grund, und um seinem Obergeneral Kutusoff Zeit zu verschaffen; er zeigte sich den Vorschlägen Murats nicht abgeneigt, nur müsse er die Einwilligung Kutusoffs einholen und sandte einen Officier an diesen ab. Kutusoff wusste schon, woran er war, und gedachte, Murat in seinem eigenen Wintzingerode. Lügennetze zu fangen. Gerade war der General Wintzingerode in seinem Lager als Adjutant des Kaisers Alexander I.; diesen sandte Kutusoff zu Murat, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, da ohnehin in Schönbrunn schon Friedensunterhandlungen stattfänden. Wintzingerode wusste der Eitelkeit Murats zu schmeicheln, der jetzt ebensosehr für den Ruhm glühte, der erste Friedensvermittler zu sein, wie vor wenigen Tagen, als er zuerst in Wien einrücken wollte, um sich als schönsten Reiter den Wienern zu zeigen. Wintzingerode hatte zwar keine schriftlichen Vollmachten, allein seine Vertrauensstellung bei Alexander schien Murat genügend; er trug eine Capitulation an, und Murat schloss eine Übereinkunft mit ihm dahin ab: zwischen den Truppen beider Theile Stillstand. solle ein Waffenstillstand bestehen, mit vierstündiger Kündigung vom Zeitpunkt der Unterzeichnung an. Die Armee Kutusoffs wird in Etappen auf derselben Straße, auf welcher sie nach Deutschland gekommen, wieder abmarschieren; Murat werde dagegen seinen Zug nach Mähren nicht fortsetzen. Beide Heere bleiben da stehen, wo sie eben waren, so dass durch die Unterbrechung der Feindseligkeiten nichts verändert wird. Murat sandte sogleich einen Adjutanten mit dem Entwurf des Waffenstillstandes an Napoleon. Schönbrunn ist von Hollabrunn sieben Meilen entfernt, in fünfzehn Stunden konnte der Bote also wieder zurück sein, mit der vierstündigen Kündigung waren also neunzehn Stunden gewonnen; diese benutzte Kutusoff bestens, er sammelte seine Truppen und erreichte 16. November über Znaim Lochwitz. Bagration besuchte indes Murat und tauschte Höflich- Lannes. keiten aus; Lannes sagte ihm offen, hätte er zu befehlen gehabt, so würden sie in diesem Augenblick sich schlagen. Zu gleicher Zeit wurde von den Russen der Weiler Grund mit Schießscharten versehen und vor seiner Linie ein Graben aufgeworfen.

Murat erwartete für seine Leistung ein hohes Lob von Napoleon, der Bote kam aber mit einem scharfen Tadel und bitteren Vorwürfen über seinen Leichtsinn zurück und mit dem Befehl, sogleich anzugreifen. Napoleon durchschaute alsbald die List Kutusoffs, und befahl darum den Angriff, ohne die vierstündige Aufkündigungsfrist abzuwarten, zu welcher Stunde auch dieser Befehl eintreffe. Lemarrais hatte am 16. November nachmittags vier Uhr dies Murat

mitgetheilt, Lannes sandte an Bagration einen Officier, um dies anzuzeigen, zumal Kutusoff den Vertrag nicht gehalten habe und abmarschiert sei. Bagration nahm den Kampf auf, mit 7000 gegen 24.000 Mann und 6000 Pferde, es galt, seinen Feldherrn und dessen Heer zu retten. Lannes ließ seine Grenadiere vorrücken, es dunkelte schon, die Russen hatten das Dorf Schöngrabern angezündet, dessen Flammen die französische Linie beleuchteten und ihren Schüssen das Ziel zeigten, während sie selber meist im Dunkeln standen; ihre Artillerie wirkte verheerend unter den französischen Grenadieren. Sofort drehte sich der Kampf um den Weiler Grund, durch welchen Bagration sich zurückziehen musste, sich nach vorn wehrend gegen Oudinat, rechts gegen Suchet, links gegen Legrand, gegen eine vierfache Überzahl, mit einem Heldenmuth streitend, wie Mortier bei Dürrenstein; Murat hatte nämlich indes Verstärkung bekommen. Die Franzosen waren erstaunt über die zähe Tapferkeit der Russen, die in diesem wilden nächtlichen Kampf Mann gegen Mann, Bajonnett gegen Bajonnett und Faust gegen Faust furchtlos ihre blutige Pflicht thaten; aber sie hatten nachträglich auch Grund, über ihre List zu staunen, denn mehrere Colonnen kamen unversehrt durch die französischen Reihen, weil sie für Franzosen galten, denn die Russen hatten französische Gefangene mit französisch redenden Officieren an ihre Spitze gestellt. So entkamen mehrere russische Bataillone in das freie Feld. Wo dies nicht gelang, stritten die Russen lieber bis zum Tod, als dass sie nachgaben. Dem Würgen machte um eilf Uhr die Ermüdung ein Ende. Die Hälfte der Russen entkam nach Gundersdorf, die andere lag todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Am Morgen des 17. November erreichten Murats Reiter die Russen wieder bei Neu-Schallersdorf, bei ihrem Übergang über die Thaya; wieder wehrten sich die Russen aufs tapferste, so dass Murat von weiterer Verfolgung abstand; der Rest erreichte am Abend des 18. November Franispitz, eine Meile von Pohrlitz, wo an diesem Tage Kutusoff stand. Auch die 13.000 Österreicher, welche die Taborbrücke hätten vertheidigen sollen, kamen 18. November nach Pohrlitz, Fürst Johann Liechtenstein war jetzt ihr Befehlshaber. So hatte Kutusoff den Plan Napoleons, ihn vereinzelt zu schlagen, vereitelt, und führte mit seinen Russen und den Österreichern eine ziemliche Macht nach Mähren, seinem heranziehenden Kaiser entgegen. So hatte der Krieg unerwartet seine Wendung nach Mähren genommen, hier sollte eine Hauptschlacht die europäische Frage entscheiden.

Kampf bei Hollabrunn, 16. bis 17. November.

Endlich rückte das russische Heer unter Buxhöwden in Mähren ein. Kutusoff verließ 18. November Brünn, um sich in Wischau mit ihm zu vereinigen, beide zogen sich dann nach Olmütz zurück und nahmen die günstige Stellung von Olschan ein, unmittelbar vor Olmütz, 22. November; zwei Tage später langte im Lager von Olschan auch die russische Garde unter dem Großfürsten Constantin an. Die Streitkräfte der Verbündeten waren jetzt ungefähr 90.000 Mann stark, mit 20.000 Pferden.

Gute Stellung bei Olschan.

Die Stellung war vortheilhaft, „sie zog sich ihrer ganzen Ausdehnung nach über eine beherrschende Höhe, von der aus man auf eine Stunde weit jede Bewegung des Feindes entdecken konnte. Die Abfälle der Anhöhe verlieren sich sanft in der Ebene, so dass sie mit rasierendem Feuer bestrichen werden konnten. Die Höhen selbst sind von tiefen Ravins durchschnitten, hinter welchen man mit Vortheil starke Colonnen verbergen konnte, um durch unerwarteten Anfall den

vortheilhaft.

Feind zu überraschen. Auf dem Rücken der Höhen lagen einzelne beherrschende Punkte, welche man durch Erdwerke verstärkt hatte, die sich wechselweise vertheidigten und auf welchen die zahlreiche Artillerie des Heeres mit großem Erfolg placiert werden konnte. Ein nicht unbedeutender Morast deckte die rechte Flanke und einen Theil der Mitte. Vor der Front, längs den Anhöhen, floss die Blata, ein an sich zwar unbedeutender Bach, dessen Überschreitung aber unter dem Kartätschenfeuer nicht ohne Gefahr, insbesondere bei entstehender Unordnung, den feindlichen Angriffscolonnen Hindernisse darbot": — so lautet das Urtheil eines gewiegten militärischen Schriftstellers.[1])

Hier hätten die Verbündeten mit bestem Erfolg den Angriff der Franzosen erwarten sollen; dass sie dieselbe verließen und zum Angriff Napoleons gegen Brünn vorrückten, war ihr Unglück. — Der umsichtige Kutusoff hatte klug diese Stellung gewählt, seine Ansicht war gegen ein voreiliges Losschlagen, aber in Olschan wurde er ganz in den Hintergrund gedrängt von der jungen Militärpartei, welche den Krieg mit seinen Schrecken noch nicht kannte, aber um so eifriger zur baldigen Entscheidung drängte.

Kutusoff.

Das Hoflager der beiden Kaiser war im nahen Olmütz, das russische Hauptquartier in der Vorstadt, die Neue Gasse genannt, das österreichische zu Neustift. Kaiser Franz II. war von den schweren Schlägen, die rasch nacheinander Österreich trafen, so erschüttert, dass er fieberkrank zu Bett lag. Seiner Ansicht nach sollte man mit einer entscheidenden Schlacht warten, bis Karl mit seinem Heere nahe. Auch Fürst Schwarzenberg warnte ernstlich vor einem vorschnellen Angriff auf das siegberauschte französische Heer.

Kaiser Franz II.

Schwarzenberg.

Derselbe Militärschriftsteller von durchdringendem Verstand, sagt mit Recht: „In der Stellung von Olschan, fast unter den Kanonen von Olmütz, hatte das verbündete Heer nichts von einem feindlichen Angriff zu besorgen; seine Verpflegung mochte zwar schwierig sein, aber gewiss war sie nicht unmöglich. Einem festen Willen und durchdringenden Maßregeln wird manches möglich, was dem alltäglichen Auge als unmöglich erscheint. Zur Schonung des Heeres konnte man Napoleons Beispiel befolgen und das Heer in Cantonnierungen verlegen; man wäre noch immer zeitlich genug unterrichtet worden, um sich in der Stellung von Olschan wieder zu sammeln. Unter weit weniger günstigen Umständen stand das ganze französische Heer in Cantonnierungen. Täglich erwartete man Generallieutenant Essen mit 10.000 Mann, sie standen am Tage der Schlacht von Austerlitz, ohne Antheil an der Entscheidung zu nehmen, bei Kremsier; der Erzherzog Karl zog mit 80.000 Mann in Eilmärschen gegen Wien. Wenn man einer entscheidenden Schlacht auswich, konnte Napoleon unmöglich in seiner Stellung bei Brünn bleiben; wenn sich der Erzherzog Wiens und dem Übergangspunkte über die Donau bemächtigte, so stand der Corse in Gefahr, zwischen zwei Heere zu gerathen, deren jedes ihm an Streitkräften gleich, wo nicht überlegen war. Wenn man aber auch vor Ankunft des Erzherzogs eine Schlacht liefern wollte, und es vielleicht den Ehrgeiz eines Führers nach dem Ruhm eines Besiegers Napoleons gelüstete, so konnte man doch wenigstens so lange warten, bis der Erzherzog dem Kampfplatze so nahe stand, dass er das Heer im Falle eines

Gründe gegen die Schlacht.

[1]) Schönhals, l. c. S. 147—149.

Unglückes aufnehmen konnte; dann vielleicht mochte man dem Ehrgeiz 26.000 Mann und 50 Kanonen opfern. Die Armee Essens,[1]) die Trümmer Merveldts mit den 13.000 Mann des Erzherzogs Ferdinand, und endlich das Heer von Italien, würden in wenigen Tagen wieder ein großes Übergewicht auf die Seite der Verbündeten gebracht haben. Napoleon stand trotz eines erfochtenen Sieges noch immer in Gefahr, in die böhmischen Grenzgebirge geworfen zu werden, und eine verlorene Schlacht hätte keinen nachtheiligeren Frieden nach sich ziehen können. Der Entschluss zur Schlacht jedoch schien aus Napoleons Seele gegriffen."

Die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz.

Also mächtige Gründe sprachen dafür, dass man zuwarte, bis der Erzherzog Karl sein Heer mit dem der beiden Kaiser vereinige oder vor Wien stehe. Kaiser Franz II. war daher mit Recht für die Vertagung der Schlacht. Alles hieng von Alexander I. ab. Einige Tage war er auch geneigt, abzuwarten, am 24. November aber siegte die entgegengesetzte Ansicht, das französische Heer aufzusuchen und zu schlagen. An diesem Tage war nämlich wegen der Ankunft der Garde eine Heerschau, die glänzend verlief. Befriedigt und im Hochgefühl seiner Macht kehrte Alexander von derselben zurück. Mit begeisterten Zurufen hatten die Russen ihren schönen jungen Kaiser empfangen. Nun sagten ihm die Höflinge, er sehe hier, welche Begeisterung schon sein Anblick erwecke. Die Russen hätten sich bei Dürrenstein und Hollabrunn schon glänzend geschlagen, was würden sie erst leisten, wenn der Czar in ihrer Mitte sei! Bisher habe Napoleon immer gesiegt, aber nur über die Österreicher. Es werde ihm ganz anders ergehen, wenn die tapfern Russen unter ihrem heldenmüthigen Kaiser ihm entgegenträten. — Alexander war jung, im Kriege unerfahren, er liebte den Ruhm, die Schmeichler gewannen sein Ohr. Dazu kam noch ein feines Spiel Napoleons. Er bat um eine Zusammenkunft mit dem Czaren. Hoffte er, ihn für seine Pläne durch Vorspiegelungen zu gewinnen, wie es ihm später in Tilsit gelang? oder galt ihm eine Befreundung mit dem jungen Czaren mehr als ein Sieg? oder war er sorglich wegen dem Anmarsch der Preußen? oder that er es, um Zeit zur Zusammenziehung seines Heeres zur Schlacht der Entscheidung zu gewinnen? oder vielleicht Alexander gegen Österreich und England aufzureizen, vielleicht auch um die Stimmung im russischen Hauptquartier bestimmt kennen zu lernen? Er sandte durch Savary am 25. November folgendes Schreiben an den Czaren:

Heerschau 24. November.

Entschluss zur Schlacht.

Napoleon an Alexander I.

„Sire! Ich sende an Eure Majestät meinen Adjutanten, General Savary, um Sie zu Ihrer Ankunft bei Ihrer Armee zu beglückwünschen. Ich beauftrage ihn, Eurer Majestät meine Hochachtung zu bezeugen, und meinen sehnlichen Wunsch, Gelegenheiten zu finden, welche Ihnen beweisen, wie sehr ich ehrgeizig

Savary.

[1]) Ihr Anführer aber fiel in der Schlacht.

bin nach Ihrer Freundschaft. Mögen Sie ihn aufnehmen mit jenem Wohlwollen, welches Sie auszeichnet, und mich für einen jener Männer halten, die am meisten wünschen, Ihnen angenehm zu sein. Zugleich bitte ich Gott, er möge Eure kaiserliche Majestät in seinen heiligen und gerechten Schutz nehmen.“ [1]) — Nach russischen Berichten verlangte Napoleon einen Waffenstillstand und eine Zusammenkunft bei den Vorposten.

Savary reiste sogleich ab und gelangte mit Mühe zum Czaren. Während er im Vorzimmer wartete, erkannte er, wie das dreißigste Bulletin meldet, „aus den Reden der dreißig jungen Laffen, welche unter verschiedenen Titeln den Kaiser umgeben, dass dieselbe Anmaßung, Dummheit und Unbesonnenheit in den Entschlüssen des Hauptquartieres herrschten, wie vorher in den Entscheidungen der politischen Kanzlei“. Alexander empfieng Savary höflich, aber ausweichend, und fragte sogleich nach den Friedensbedingungen, die Savary nur mit der Versicherung beantwortete, Napoleon sei in der friedlichsten Stimmung; der Czar möge nur einen seiner Adjutanten in das Hauptquartier senden, um mit Napoleon zu verhandeln.

Savary über die Kriegspartei.

Alexanders Antwort war nicht „an den Kaiser Napoleon“ gerichtet, sondern nur „an den Chef der französischen Regierung“. Der Czar gab dann Savary den Fürsten Dolgorukow in das französische Hauptquartier mit; dieser war gerade das Haupt und der eifrigste Redner der jungen Kriegspartei.

Dolgorukow bei Napoleon.

Napoleon kam gerade zu Pferd von einem Besuche der Vorposten zurück, in seinem einfachen grauen Überrock, als ihm der Fürst Dolgorukow angemeldet wurde. „Warum führen wir Krieg?“ — hub Napoleon an. „Nichts ist leichter als eine Verständigung zwischen mir und Alexander. Will er die Walachei? — er braucht es nur zu sagen, um darüber ins reine zu kommen.“ Ja er bot Dolgorukow ein von ihm unterzeichnetes leeres Blatt an; Alexander möge es nur mit seinen Wünschen ausfüllen. Dolgorukow lehnte dies ab, sein Herr wünsche keine Überraschung, sondern eine friedliche Verständigung. Nach längerem Gespräch fragte Napoleon: „Nun, was will denn Alexander?“ — Dolgorukow antwortete: „Er will das Gleichgewicht Europas, und dass dieses Gleichgewicht einen soliden und dauerhaften Frieden gebe, dass Holland und die Schweiz wieder unabhängig werden.“ — „Sind sie denn nicht unabhängig?“ entgegnete Napoleon; „sie regieren sich selbst nach ihren Verfassungen. Ich habe keinen einzigen Soldaten in der Schweiz. Über all dies kann man sich verständigen; ich will selbst nichts als deren Unabhängigkeit.“ — Nun rückte Dolgorukow unvorsichtig mit weiteren Theilen des Planes von Piatoli heraus, mit der Wiedereinsetzung des Königs von Sardinien. „Das ist mein persönlicher Feind,“ entgegnete Napoleon, „ich kann ihn nicht in Italien dulden. Ich merke wohl, dass hier nichts zu machen ist“ — und ritt davon. — So endete diese Besprechung, durch welche Napoleon erfahren hatte, was er wollte. Im dreißigsten Bulletin sagt er über diese Besprechung: „Nach der ersten Begrüßung wollte der russische Officier sogleich politische Fragen behandeln; er entschied alles mit einer kaum glaublichen Unverschämtheit; er war über die Interessen Europas und die Lage des Continents vollkommen in Unwissenheit befangen — mit einem Wort, er war nur eine Trompete Eng-

Kürze der Handlung.

[1]) Correspondance, XI, p. 530.

lands. Er sprach mit dem Kaiser, wie er mit den russischen Officieren spricht, welche er durch seinen Hochmuth und sein schlimmes Verfahren mit Wuth erfüllt. Der Kaiser hielt seinen Unmuth im Zaum, und dieser junge Mensch, der einen wahrhaftigen Einfluss auf den Kaiser Alexander besitzt, kehrte mit der Meinung zurück, die französische Armee stehe am Rande des Abgrundes." [1])

Dolgorukow brachte die Ansicht in das Hauptquartier, die französische Armee sei eingeschüchtert und habe Angst vor einer Schlacht mit den Russen.

Wischau, 28. November 1805.

Am 28. November hatten die Russen, 3000 Pferde stark, eine kleine Abtheilung französischer Reiter, einen Vorposten bei Wischau, überrascht, waren in den Vorort eingedrungen und hatten hundert Gefangene gemacht. Dolgorukow hatte den Überfall geleitet, Alexander war dabei. Nun überredete man ihn, das sei der Krieg, des Czaren Gegenwart begeistere die Soldaten zum Sieg. Obschon man kurz vorher übereingekommen war, längs der March gegen Pressburg vorzurücken, und sich mit Erzherzog Karl zu vereinigen, so eilte man jetzt, Napoleon entgegenzugehen und eine Schlacht zu liefern. Schüchtern bemerkte Kutusoff, dass mit seinem ermüdeten und durch Mangel erschöpften Heere nicht auf einen Sieg zu rechnen sei — sein Widerspruch ward nicht beachtet: es hieß, es sei eine Feigheit, ein grober Fehler, wenn man nicht vorangehe; in Olmütz könne man wegen Mangel an Lebensmitteln ohnehin nicht länger bleiben, denn das Heer verschmachte. Bei Brünn finde man Lebensmittel, Sieg und Ruhm. Napoleon fürchte sich vor den Russen, er zeige ja nicht seine sonstige Kühnheit, sondern ziehe sich zurück; man müsse eilen, sonst entschlüpfe er. Napoleon hatte nämlich seine Truppen zusammengezogen, um sie bei Brünn zum großen Schlag bereit zu haben; er zeigte sich in seinen Bewegungen schwankend, um die Russen zum Angriff zu ermuthigen.

Vergebens warnten Czartoryski und andere verständige Männer vor dem kühnsten Feldherrn, der in hundert Schlachten gesiegt, vor seinem kampfgeübten Heer, das keine Furcht kenne, und mahnten, am 15. December sei die Preußen zugestandene Frist abgelaufen, und müsse es mit 150.000 Mann der Coalition beitreten; dann brauche man nur nach Ungarn zu gehen und mit dem Erzherzoge sich zu vereinen, um eine Übermacht zu erlangen. Napoleons Linie sei bereits zu groß, darum; nicht aus Furcht, bleibe er in Brünn stehen.

Kutusoff.

All das war in den Wind geredet, es wurde beschlossen, voranzugehen und zu schlagen. Alexander übernahm die Leitung, Kutusoff blieb zwar Oberfeldherr, hatte aber nichts mehr zu sagen, und war froh, auch der Verantwortung überhoben zu sein; er war zu sehr Hofmann, um noch einmal Einsprache zu erheben. Kaiser Franz wurde gar nicht zur Berathung eingeladen, weil man seinen Widerspruch fürchtete.

Weyrother.

Oberst Weyrother entwarf den Operationsplan, bei dem es auf eine Umgehung des linken Flügels der Franzosen abgesehen war, auf ein Abdrängen

[1]) Correspondance, XI, p. 544.

von der Verbindung mit Wien. Weyrother war ein Mack im kleinen, ein Mann, bei dem die Phantasie den Verstand überwog, ein Systematiker, und befangen von den damaligen Ansichten vom Krieg; er war unter Suworow dem russischen Heere beigegeben und verstand die russischen Generale zu behandeln, wußte sich zu schmiegen und zu wenden. Gelehrt in der Kriegswissenschaft, taugte er nichts im Felde; er soll durch seine Pläne das Unglück von Rivoli und Hohenlinden herbeigeführt haben. Kaiser Alexander hielt jedoch große Stücke auf ihn, wie Pitt auf Mack, und nach seinem Plan brachen Russen und Österreicher am 27. November im Lager von Olschan auf gegen das etwa sechzehn Stunden entfernte Brünn, in fünf Colonnen, unter den Generalen Wimpfen, Langeron, Przybyszewsky, Fürst Liechtenstein und Fürst Hohenlohe, der dritten Colonne folgte Kaiser Alexander mit der höheren Generalität, ihr folgten die Garden als Rückhalt. Die Truppen wurden verhalten, streng in Reih und Glied zu gehen, Schritt zu halten und die Entfernungen zwischen den Zügen genau zu beobachten.[1]) So kam man am ersten Tag nur bis zum Prodlitzbach. Am 28. November fand der Überfall bei Wischau statt, „wer so feierlich daherzieht, darf wohl kaum darauf rechnen, jemand zu überraschen." Murat zog sich nach einer kurzen Kanonade zurück, ohne sich in ein Gefecht einzulassen; sieht das nicht aus, als ob er angewiesen war, den Russen Muth zu machen?

Also die Verbündeten rückten gegen Brünn vor. Eilig erließ Napoleon Befehle an Bernadotte, der bei Iglau stand, an Davoust, der auf der Nikolsburger Straße heranrückte, unverzüglich zur Schlacht herbeizukommen. Die Soldaten zu befeuern, ergieng 28. November der Befehl,[2]) eine Kriegssteuer von 100 Millionen Francs hätten die Provinzen Österreichs zu zahlen, welche die Franzosen besetzt hatten. Die Summe sei ein Geschenk für die Armee. Der Wert aller mit Beschlag belegten Vorräthe von Salz, Tabak, Gewehren, Kanonen, welche die Armee nicht benöthige und verkaufe, gehöre gleichfalls als Geschenk der Armee. Allen Soldaten, Officieren, Generalen, die in dem gegenwärtigen Krieg verwundet würden, solle aus diesem Fonds ein dreimonatlicher Sold geschenkt werden.

Was Napoleon der Armee verspricht.

Es scheint, der Anmarsch der Preußen machte Napoleon Sorge, denn er schrieb am 30. November aus dem Bivouac vor Brünn an Talleyrand:[3])

Venetien an Ferdinand von Toscana.

„Ich will schnell Frieden machen. Ich bin nicht abgeneigt, Venetien dem Kurfürsten von Salzburg, und Salzburg dem Hause Österreich zu überlassen. Ich werde Verona, Legnago und das Fort Chiusa für das Königreich Italien wegnehmen. Österreichs Truppen dürfen aber nie in Venetien einziehen, und der Kurfürst wäre ganz unabhängig, könnte sich sogar König von Venedig nennen. Parma, Piacenza und Genua sollen uns bleiben. Die Trennung der Kronen von Frankreich und Italien bietet keine Schwierigkeit bis zur allgemeinen Begleichung der europäischen Angelegenheiten, jedoch nicht später, als bis zu meinem Tod. Das Kurfürstenthum Bayern wird zum Königreich erhoben, man kann ihm

---

[1]) Bernhardi, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen von Toll, I, S. 165.
[2]) Palais impériale, Brünn. Correspondance, XI, 531—532.
[3]) Correspondance, XI, p. 534—535.

noch Augsburg und Eichstädt geben, die Ortenau, das Breisgau und den reichsunmittelbaren Adel den beiden andern Kurfürsten (Wirtemberg und Baden). Ich werde in diesem Falle die ganze Artillerie, die Magazine, die festen Plätze zurückstellen, keine Kriegssteuer mehr erheben, die schon ausgeschriebene nicht einziehen und mich mit einer Pauschalsumme von fünf Millionen Francs begnügen. — Sie haben Haugwitz schon gesehen. In seiner Unterredung mit mir bewies er viel Pfiffigkeit, sogar viel Talent; mir blieb aus seiner Unterredung das Gefühl, dass man in Berlin nicht recht wisse, welche Partei man ergreifen solle. Sie werden von ihm Erklärung verlangen über den Einmarsch in Hannover. Man ist übereingekommen, dass diese Truppen einziehen im offen ausgesprochenen Sinne des Königs, dass er nämlich den Krieg im Norden verhindern wolle und dass er demgemäß die russisch-schwedisch-englische Armee verhindern werde, im Norden einzumarschieren und Holland zu betreten. — Morgen gibt es wahrscheinlich eine sehr ernste Schlacht mit den Russen. Ich habe viel gethan, sie zu vermeiden, denn es wird unnütz Blut vergossen. Ich trat in brieflichen Verkehr mit dem Kaiser von Russland. Der Eindruck, der mir davon blieb, ist, dass er ein wackerer und würdiger Mann ist, aber von seiner Umgebung geleitet wird, die derart an die Engländer verkauft ist, dass sie mich verpflichten wollen, Genua dem König von Sardinien zu geben und auf Belgien zu verzichten. Sie werden auf den Boden fallen, wenn Sie hören, dass mir Nowosiltzoff vorschlug,[1]) Belgien mit Holland zu vereinigen. Meine ganze Umgebung erklärte die Russen für Narren." Haugwitz.

Man stand sich schon 1. December auf Kanonenschussweite gegenüber, kein Theil konnte weiter vorangehen, ohne auf den anderen zu stoßen. Napoleon war froher Stimmung, seiner Sache so sicher, dass er den Plan der Feinde und die Art, wie er den Fehler benutzen wolle, dem Heere offen ankündete[2]) und nicht fürchtete, dass einer seiner Soldaten übergehe und den Plan verrathe. Napoleon

„Soldaten! Die russische Armee rückt vor euch, um die österreichische Armee von Ulm zu rächen. Es sind dieselben Bataillone, die ihr schon bei Hollabrunn geschlagen und bisher beständig vor euch hergejagt habt. Die Stellung, die wir jetzt einnehmen, ist furchtbar, und während sie umherziehen, um meinen rechten Flügel zu umgehen, bieten sie mir ihre entblößte Seite. — Soldaten! Ich werde selber eure Bataillone leiten. Ich werde mich fern vom Feuer halten, wenn ihr mit eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Reihen in Verwirrung bringt. Wenn aber der Sieg einen Augenblick zweifelhaft wäre, so würdet ihr euren Kaiser im Vordertreffen sehen; denn es handelt sich an diesem Tage um die Ehre der französischen Infanterie, welche so viel zur Ehre der Nation beiträgt. Unter dem Vorwand, die Verwundeten wegzutragen, soll keiner die Reihen verlassen, jeder vielmehr vom Gedanken durchdrungen sein, dass man diese Söldlinge Englands, welche von solchem Hass gegen unsere Nation beseelt sind, besiegen müsse. — Dieser Tag wird unsern Feldzug schließen, wir kehren dann in unsere Winterquartiere zurück, wo wir die neuen Armeen treffen, die in Frankreich gebildet werden, und der Friede, den ich dann schließe, wird meines Volkes, eurer und meiner würdig sein." an die Armee.

[1]) Correspondance, XI, p. 532–533. Dolgorukow ist gemeint.
[2]) Ibid. XI, p. 536.

Haugwitz. Am 30. November hatte Napoleon Haugwitz kurz empfangen, ihm gesagt, dass er sich morgen schlage, und dass er ihn später sprechen werde, wenn ihn indessen nicht eine Kugel treffe, und nach Wien an Talleyrand verwiesen, insgeheim aber angeordnet, dass man den preußischen Minister über das Schlachtfeld von Hollabrunn geleite, damit er sehe,[1]) wie die Franzosen Krieg führen. Seine Generale waren mit ihren Mannschaften eingetroffen, die Aufstellung wurde in der Nacht noch vollendet. Dann durchstreifte Napoleon das Lager, um die Stimmung der Soldaten zu beobachten. Er wurde bald erkannt; die Soldaten Fackelzug rafften Stroh zu Büschen zusammen und geleiteten ihn unter Jubelrufen. In der Armee herrschte noch der alte Geist. Einer redete ihn an: „Sire! du brauchst dich nicht den Kugeln auszusetzen. Ich verspreche dir im Namen der Grenadiere der Armee, dass du nur mit den Augen zu kämpfen brauchst, und dass wir dir morgen die Fahnen und die Kanonen der russischen Armee bringen werden, um den Jahrestag deiner Krönung zu feiern." — Der Kaiser antwortete, indem er in das von den Kanonieren ihm aus Stroh bereitete Zelt trat: „Das ist der schönste Abend meines Lebens, aber es schmerzt mich, wenn ich daran denke, dass ich morgen manchen von diesen tapfern Männern verlieren soll. Ich fühle bei diesem Leid, dass sie in Wahrheit meine Kinder sind, und ich werfe mir dieses Gefühl bisweilen vor; denn es macht mich am Ende untauglich, Krieg zu führen."[2]) Der 2. December war der Jahrestag der Kaiserkrönung. Dann wurde in seinem Zelte noch mit den Marschällen bei einem Die Nacht vor dem Kampf. Glase Punsch der Plan für den Kampf des nächsten Tages besprochen. Napoleon schlief wenige Stunden auf einem Feldsessel. Morgens vier Uhr war er schon bei den Vorposten und lauschte auf das Geräusch aus dem Lager der Feinde; denn sehen konnte man nichts, ein dichter Nebel lag auf der Gegend, aber der Lärm der Bewegung aus dem Lager der Verbündeten schien ihm anzudeuten, dass die Colonnen in die Grube fallen würden, die er ihnen gegraben hatte.

In Krizanowitz war am Abend des 1. December noch Berathung bei Kutusoff. Weyrother hatte eine Karte der Gegend ausgebreitet und las im russischen Hauptquartier. seinen Schlachtplan vor. Kutusoff war müde und schläfrig, die anderen Generale hörten schweigend zu; nur einer, der Emigrant Langeron, hatte den Muth, zu fragen, ob Weyrother auch glaube, dass alles geradeso kommen werde, wie er geschrieben habe? Weyrother entgegnete, es sei ja sicher, dass Napoleon sich zurückziehen wolle, und da sei gerade dieser Plan der beste. Kutusoff versprach den Generalen eine Abschrift des Planes, den er durch Major von Toll in der Nacht noch übersetzen ließ.

Toll wurde mit den letzten Abschriften erst am Morgen fertig, und gieng unmittelbar darauf in die Schlacht. Bagration, der nicht bei der Verhandlung war, sagte am Morgen, als er den Plan durchgesehen, kurzweg: „Diese Schlacht geht verloren!"

Um den Plan verständlich zu machen, ist eine kurze Schilderung der Gegend nothwendig.

---

[1]) Correspondance, XI, p. 534—536.
[2]) Ibid. XI, p. 546.

Das Kampfeld.

Sieht man die Kriegskarten an, so möchte man meinen, man habe hohe Berge vor sich. In Wahrheit gibt es in dieser wellenförmigen Ebene nur Hügel, von einem und dem andern hat man einen Überblick über das weite Gebiet, auf dem dieser welthistorische Kampf hin und her wogte. Die Gegend bietet einen freundlichen Anblick: der bäuerliche Fleiß hat den Boden fruchtbar gemacht; breite und gut unterhaltene Straßen verbinden die vielen freundlichen Dörfer. Die Häuser sind in der Regel ohne ersten Stock, weiß angestrichen, nur unten ist ein blauer Streifen. Die großen, schönen Kirchen, die Crucifixe an den Straßen zeugen für den frommen Sinn der Bevölkerung. Die Aussicht nach Norden ist begrenzt durch einen waldigen Höhenzug, einen Seitenast des böhmisch-mährischen Waldrückens, an dessen steilen Abhängen von Westen nach Osten die Straße von Brünn nach Olmütz sich hinzieht. Von dieser Wasserscheide ziehen Bäche und Flüsse, welche die Wiesen bewässern, jetzt vielfach der Industrie dienen, und insgesammt zuletzt der Donau ihr Wasser zuführen. An mehreren Stellen waren einst große Teiche, jetzt sucht sie das Auge vergebens, sie wurden aufgelassen und fruchtbares Feld ist jetzt an ihrer Stelle.[1])

1805 aber wurden diese Teiche viel genannt in den Schlachtberichten, wie auch der Goldbach, den man aber unter diesem Namen jetzt vergebens sucht; am 2. December 1805 hätte man ihn eher den Blutbach nennen dürfen: er kommt von den waldigen Höhen im Norden, durchzieht die Straße von Brünn nach Olmütz und schleicht matt gerade nach Süden, er bildet hie und da sumpfige Wiesen und ein Defilé, das bei den Dörfern Bellowitz und Schlappanitz Schwierigkeiten für den Übergang bildete. Bei Puntowitz vereinigt sich mit ihm der Bzizkerbach, der gleichfalls von dem genannten Waldgebirg herabkommt, aber weiter östlich, dann in der Nähe des Santonhügels, die Olmützer Straße durchschneidet, hierauf in schiefer Linie am Dorfe Girzikowitz vorüber mit dem sogenannten Goldbach bei Puntowitz zusammengeht; weiter südlich ist der Teich von Kobelnitz. In der Nähe dieses Baches liegen weiter unten Schloss und Dorf Sokolnitz, dann die Dörfer Tellnitz und Menitz, und in ihrer Nähe sind die großen Teiche Satschan und Menitz. Bei den Dörfern Sokolnitz und Tellnitz war der Übergang besonders schwer, weil diese mit Zäunen umgeben und mit Gräben versehen waren. Um diese Ortschaften drehte sich namentlich der Kampf, der Bach hat eine Berühmtheit wie jener in der Riesenschlacht bei Fontanet.

Raigern.

Südwestlich von den Teichen liegt ein stilles Kloster, Raigern, mit einer alterthümlichen Kirche, einer interessanten Bibliothek und einem weiten Garten, in welchem jeder Mönch seinen eigenen kleinen Garten hat, in dem er seltene Pflanzen zieht. An diesem stillen Ort, welcher der Frömmigkeit, der Wissenschaft, dem Landbau nach dem Sinne des heiligen Benedict geweiht ist, nahm Davoust mit seinem Corps Stellung zur Blutarbeit des nächsten Tages. Das Land westlich von dem sogenannten Goldbach bis zur Schwarzawa, die von Brünn her gerade nach Süden fließt, ist großentheils Ebene und für jede Waffengattung zum Kampfe geeignet. Das Land östlich vom Goldbach enthält eine nach Westen ziemlich steil ansteigende und nicht leicht zu erstürmende Hochebene, die aber nach

[1]) Die Berichte über diese welthistorische Schlacht sind sehr abweichend; es ist schwer daraus ein klares Bild des eigentlichen Vorgangs zu gewinnen. Der Verfasser verdankt dem Wohlwollen des Hochw Prälaten von Raigern und des Bibliothekars Dr. Kinter, dann des Advocaten Dr. Ctibor Helcelet in Wischau, die ihn über das Schlachtfeld führten, manche Aufklärung.

Der Pratzen.

Osten hin sanft abfällt, von dem Dorfe Pratze hat sie ihren Namen. — Ein Höhenzug, der von Aujezd gegen den Pratzen zieht, fällt steil nach Westen ab, sanft dagegen nach den Teichen hin. Das Heer der Verbündeten stand am Abend des 1. December auf diesen Höhen von der Straße von Blasowitz bis Aujezd herab, gedeckt nach dem Südwesten durch den Goldbach, im Süden durch die Teiche; seine Stellung war schwer anzugreifen. In der Frühe des 1. December schon standen sich die beiden Heere so nahe, dass den ganzen Tag bei den Vorposten geplänkelt wurde. Napoleon setzte den Bewegungen der Gegner kein Hindernis entgegen, beobachtete sie jedoch genau, er erwartete also den Angriff.

Falsche Annahme.

Die Verbündeten sahen sein Einziehen der Vorposten, sein Weichen und Zurückhalten für Furcht an und meinten, er wolle entwischen: sie nahmen an, er stehe mit seinem linken Flügel in dem waldigen Gebirge nördlich von der Straße von Brünn nach Olmütz, mit seinem rechten reiche er nur an die Teiche von Kobelnitz und Sokolnitz; sie gedachten ihn also, da ihr linker Flügel seinen rechten überragte, nach Erzwingung der Defilées von Sokolnitz und Tellnitz zu umgehen, und in der Ebene zwischen Schlappanitz und Turas zu schlagen und entweder in die böhmischen Berge zu werfen oder zum Rückzug nach Krems zu zwingen, jedenfalls ihm die Verbindung mit Wien abzuschneiden.

Die Colonnen.

Darum sollte die erste Colonne von Aujezd aus Tellnitz und das Defilée, die zweite das Thal zwischen Tellnitz und Sokolnitz erzwingen, die dritte bei dem Schlosse Sokolnitz den Übergang über den Goldbach erkämpfen; jenseits aufmarschiert, sollten dann die drei Colonnen sich zu einer zusammenhängenden Aufstellung aneinander fügen und rechts schwenkend den Feind in der Flanke fassen und von seinem rechten gegen den linken Flügel hin aufrollen. Die vierte Colonne sollte durch Pratze unterhalb des Kobelnitzer Teiches über den Goldbach gehen und sich dem rechten Flügel der jenseits gebildeten Linie anschließen. Sei dieser Angriff vom linken Flügel aus gelungen, so solle Bagration sich der Höhe von Dwarozina bemächtigen, unterstützt von der Reiterei Liechtensteins; sei auch dies gelungen, so solle die Vereinigung der ganzen Schlachtlinie vor dem Dorfe Latein erfolgen. Bagration sollte indes seine Stellung an der Olmützer Straße behaupten und Liechtensteins Reiterei die Verbindung zwischen ihm und dem linken Flügel unterhalten. Für den Fall des Misslingens dieser Pläne sollte der Rückzug in die Stellung von Hodiegitz, Niemtschau und Herspitz erfolgen.

Schönhals sagt zutreffend: „Während man im Hauptquartier der Verbündeten den Plan entwarf, den Feind hinter dem Defilé anzugreifen, rückte Napoleon über dasselbe.“ [1]) Er gieng in der Nacht noch mit seinem linken Flügel nicht bloß über den Goldbach, sondern auch über den Bzizkerbach hinaus. Lannes hatte vor seiner Front das mit 18 Kanonen besetzte Dorf Dwarozina. Dem General Claparède hatte Napoleon den Eid abgenommen, eher zu sterben, als den steilen Hügel Santon aufzugeben, von dem aus man die Straße beherrscht und in das Defilé von Bellowitz eindringen kann. Hinter Lannes stand Murat mit dem Kern der Reiterei; rechts von ihm, vorwärts Schlappanitz, stand Bernadotte, vor ihnen wurde Girzikowitz stark besetzt; dann kam Soult, die äußerste Rechte, und hielt Legrand zwischen Kobelwitz und Tellnitz, verstärkt durch das

Reserve.

Corps von Davoust und das Corps Friant. Die Reserve unter Duroc stand hinter Schlappanitz: es waren die Garden unter Bessières, 10 Grenadier-

[1]) Schönhals, l. c. S. 158.

bataillone unter Oudinot, mit 40 Kanonen. In der Mitte wollte Napoleon diesmal den entscheidenden Schlag führen und die Schlachtlinie der Verbündeten in zwei Theile zerschneiden. Nach den genauesten Berechnungen waren beide Heere an Zahl sich ziemlich gleich: 85.000 Mann ein jedes.

Napoleon bei Puntowitz.

Am 2. December war der Morgen kalt, ein dichter Nebel bedeckte das Land. Napoleon gieng um vier Uhr zu den Vorposten bei Puntowitz, um so die Feinde zu beobachten. Die Wachen konnten einander kaum auf zehn Schritte sehen. Im Lager der Franzosen war noch alles still, im Lager der Russen gieng es umso lauter her; er hörte Getrampel von Pferden, das Stampfen der Erde von Tausenden von Füßen, Geräusch von Wagen, das von der Linken zur Rechten gieng. Also bewegten sich die Russen in der Richtung, in welcher er sie haben wollte. Österreichische Officiere traten an die Spitze der Colonnen und zeigten ihnen den Weg. Auf dem Pratzen erloschen allmählich die Wachfeuer, die Lichter bewegten sich nach dem Süden, gen Tellnitz. Von den Wachposten kamen Berichte, der Feind sei in voller Bewegung, von der Linken nach der Rechten. Napoleon kehrte befriedigt zurück zur Höhe, wo sein Zelt stand, wohin nach und nach die Marschälle kamen: sie hielten zu Pferd neben ihm; er mäßigte ihren Eifer anzugreifen, man müsse den Feind seinen Fehler ganz begehen lassen. Die Franzosen traten still in Reih und Glied, sehnsüchtig nach dem Befehl zum Kampf, welcher den Sieg, den Ruhm und Beute bringen sollte.

Marsch im Nebel.

Die Russen sahen Napoleon, seine Marschälle und die Aufstellung seines Heeres nicht, obschon sie kaum auf Kanonenschussweite an ihm vorüberzogen; ein Glied nach dem andern marschierte, nicht sehend, wohin man sie führe, im dichten Nebel weiter, hügelan und hügelab, froh, dass es einmal zur Entscheidung komme: der erste Colonne von Aujezd nach Tellnitz zu; die zweite sollte den Übergang zwischen Tellnitz nach Sokolnitz erzwingen, die dritte am Schlosse von Sokolnitz vorbei, entlang dem Teiche von Kobelnitz vorrücken. Kienmayer sollte von der österreichischen Reiterei Patrouillen gegen Kloster Raigern und Menitz senden. Keine Colonne sollte nach Zurücklegung des Defilés weiter vorgehen, bis sie die Spitze der nächsten Colonne erblicke, die erste die der zweiten, die zweite die der dritten, die dritte die der vierten, da die ganze Schlachtlinie sich nach dem linken Flügel zu richten Befehl hatte.

Kampf um Tellnitz. Kienmayer.

Auf einmal ertönten jedoch Schüsse und waren Franzosen da, wo man keine erwartet hatte. Der erste Kampf entbrannte um Tellnitz. Österreicher unter Kienmayer kamen zuerst zum Handkuss. Franzosen, besonders corsische Scharfschützen, lagen im Hinterhalt, in Gräben und hinter Hecken, und räumten schrecklich auf unter den Husaren, die das Dorf nehmen und dann eine mit Weinreben bedeckte Höhe erstürmen sollten. Nicht minder große Verluste erlitt in einer halben Stunde ein Regiment Szekler zu Fuß. Nun griffen die Österreicher in Masse an mit fünf Bataillonen, konnten aber erst fertig werden, als die lange erwartete erste russische Colonne anrückte unter Buxhöwden. Tellnitz wurde in erbittertem Kampfe erstürmt und dann die leichte Reiterei Margerons geworfen. Die erste Colonne nahm eine Stellung westlich vom Dorfe und musste auf das Erscheinen der zweiten Colonne warten. Indes war Davoust, auf den Kanonendonner aufmerksam, von Raigern aufgebrochen, und sandte der Division Legrand beträchtliche Verstärkungen, unter Friant und Heudelet, mit welchen es dieser möglich wurde, die Verbündeten wieder mit großem Verlust aus Tellnitz hinauszuwerfen. Aber damit war der Kampf um Tellnitz noch nicht zu Ende. Die Russen und Österreicher griffen jetzt, 29 Bataillone stark,

Buxhöwden.

Tellnitz.

Tellnitz noch einmal an, die Franzosen mußten diesen Ort zum zweitenmale räumen und die erste Colonne der Verbündeten nahm zum zweitenmal über Tellnitz hinaus Stellung.

Sokolnitz. Indes stieg die zweite Colonne der Verbündeten unter Langeron nach Sokolnitz herab, vertrieb die Franzosen nach hartnäckigem Kampf aus dem Dorfe und nahm diesseits desselben Stellung. Zu gleicher Zeit nahm die dritte Colonne unter Przybyszewski das Schloss Sokolnitz und die Division Legrand mußte sich nach erbittertem Widerstand und großen Verlusten zurückziehen, und der linke Flügel der Verbündeten nahm endlich Stellung zwischen Tellnitz und Ottmarau. Doch unterhielt Davoust den Kampf mit außerordentlicher Entschlossenheit. Im großen und ganzen aber waren die Verbündeten mit ihrem linken Flügel dennoch siegreich.

Die Sonne von Austerlitz. Doch die Entscheidung erfolgte in der Mitte. Dort hielt Napoleon noch immer ruhig zurück mit dem Befehl zum Angriff bis neun Uhr. Indes gieng die Sonne auf, die vielgenannte „Sonne von Austerlitz", blutroth und majestätisch, deren Bild ihn noch später in traurigen Tagen tröstete. Die Nebel sanken nieder, zuerst wurden die Höhen sichtbar, wie Inseln in einem Meer, endlich verscheuchte ein scharfer Wind die Nebelmassen auch aus der Tiefe und die ganze gedrängte französische Schlachtordnung ward sichtbar. Die Pratzen. Hochebene Pratzen aber, die am Tage zuvor mit Mannschaft und Kanonen gefüllt war, erschien jetzt wie geschwächt. In großem Bogen war ja die Mannschaft abgezogen nach Tellnitz und Sokolnitz und hatte sich in die Defilés verwickelt, war abgewendet und fehlte für den entscheidenden Kampf, der erst nach neun Uhr begann. Unverwandt blickte Napoleon auf die Höhe des Pratzen und lauschte dann wieder auf den Donner der Kanonen, der von Tellnitz herauf tönte. Endlich fragte er Soult: „Wie lange brauchen Sie, um von hier aus die Höhen des Pratzen zu nehmen?" — „Weniger als zwanzig Minuten, denn meine Truppen stehen im Thalgrund, vom Nebel und dem Rauch ihrer Bivouaks gedeckt; der Feind kann sie nicht sehen." — „Dann wollen wir noch zwanzig Minuten warten und den Feind nicht stören in seiner falschen Bewegung." Endlich zog er langsam den Handschuh von der weißen Hand — das Zeichen zur Schlacht — und sagte: „Jetzt ist es Zeit!" — und die Marschälle eilten im Galopp zu ihren Abtheilungen. Napoleon selber ritt entlang der vordersten Reihe und rief: „Soldaten, der Feind hat sich unklug preisgegeben; wir werden den Krieg mit einem Donnerschlag enden."

Eben verließ der Nachtrab der dritten Colonne die Höhe und rückte die Spitze der vierten unter Kutusoff vor, bei der auch die beiden Kaiser waren, umgeben von einem glänzenden Gefolge von Officieren. Alexander, in einer schwarzen Uniform und mit einem weißen Federbusch, Franz, in weißer Uniform auf einem Rappen. Alexander sah jugendfrisch und hoffnungsfreudig aus, Franz war ernster, noch vom Fieber angegriffen; er hatte diese Schlacht nicht gewollt, er hatte am Abend nach Weyrother gesendet, dieser sich jedoch

entschuldigen lassen, er arbeite bei Kaiser Alexander. Der Beschluss zur Schlacht überraschte ihn, er kam jedoch, an derselben theilzunehmen. Was ihn schmerzte, war, dass Freunde wie Feinde sein Land aussogen und sein Volk bedrängten. Alexanders jugendliche Umgebung hatte zur Schlacht gedrängt, er selber fand Kutusoff zu langsam im Vorgehen und er fragte ihn streng: „Warum beginnen Sie noch nicht?“ — „Ich warte“, entgegnete Kutusoff. Bald wurde der Marsch thalabwärts angetreten. Da jagte eine Windstoß die letzten Nebel aus der Tiefe — und mit Schrecken sah man von oben in nächster Nähe unten die französische Schlachtordnung, die man einige Stunden weit entfernt geglaubt hatte, vor den Defiléen, während man sie sich hinter den Defiléen gedacht hatte. Zugleich sah man Franzosen die Höhe heransteigen, schon fielen Schüsse, Kutusoff bekam einen in die Wange. „Nicht tödlich, aber dort ist die Todeswunde!“ sagte er, auf das Dorf Pratze deutend, welches die Divisionen Vandamme und Saint-Hilaire rasch durcheilten, um die Höhe zu ersteigen. Kutusoff ließ sogleich die abziehende Colonne Halt machen, um die Hochebene zu behaupten, koste es, was es wolle. Aber rasch erstiegen die Franzosen die Höhe, zuerst General Morand, dann Thiebauld. Soult leitete den Angriff mit Geschick und Ausdauer. Österreicher unter Kollowrat, Russen unter Miloradawitsch traten den Franzosen alsbald entschlossen entgegen, wurden aber durch ein mörderisches Artilleriefeuer niedergeschmettert, von 9000 Österreichern 2400 Mann. Gleich groß waren die Verluste der Russen. Es war eine schreckliche Überraschung während des Aufmarsches. Ein Bajonnett-Angriff wurde von den Österreichern muthig begonnen, aber schon hatten die Franzosen ihr Geschütz auf die Höhe gebracht und schmetterten mit Kartätschen nieder, was ihnen entgegentrat. Vandamme eroberte den Hügel Stari-Winobradi, der die Hochebene beherrschte, und richtete das eroberte Geschütz von da auf die Russen. Es war keine Einheit mehr im Widerstand, der ganze Schlachtplan war zerrissen, weil der Feind nicht da war, wo man ihn, ohne je genau die feindliche Stellung zu erforschen, vorweg ohne Grund vermuthet hatte; die Voraussetzung war falsch — und jetzt konnte in der Überraschung kein rettender Befehl mehr gegeben werden. Weyrother hatte die Leitung des zerstückelten Heeres den Colonnenführern anvertraut, und Kutusoff hatte jetzt keine Macht mehr, dem Unerwarteten schnell und erfolgreich zu begegnen. Es entstand ein wildes Durcheinander, kein Führer hatte mehr Gewalt, auch die Kaiser nicht, sie wurden in dem Gedränge mit fortgerissen, von ihrem Gefolge getrennt, auch Kutusoff; man wusste nicht, wohin er gekommen sei. Der Hauptzug der Fliehenden gieng gegen Austerlitz. Die Kanonen blieben im Lehme stecken und kamen in die Gewalt der Franzosen, die dem fliehenden Haufen noch Schüsse nachsandten. Wäre Kutusoff nicht verwundet gewesen, wäre er ganz gesund und entschlossen gewesen, so wäre er vielleicht gegen Sokolnitz geeilt und hätte mit 50.000 Mann den Pratzen wieder genommen. Von der dritten Colonne bemerkte Graf Kamentzky II. beim Herabmarsch nach Sokolnitz das Hinaufsteigen der Franzosen. Rasch entschlossen kehrte er mit den sechs letzten Bataillonen auf die Höhe zurück und brachte sie in die rechte Flanke der Division Saint-Hilaires. Zu ihm entkam Kutusoff, aber nur um der Niederlage dieses Tapferen beizuwohnen, denn auf einmal stiegen fünf Bataillone von der Division Legrands herauf, fassten ihn in der linken Flanke und warfen die Trümmer des Kamentzky und Kutusoff gen Aujezd hinab; ähnlich ergieng es Langeron, der die Bataillone von Sokolnitz hinaufbrachte, sie wurden fast vollständig vernichtet. Binnen zwei Stunden war der Pratzen, der Schlüssel

der Stellung, vollkommen erobert, und damit die Armee der Verbündeten in zwei Theile zerschnitten.

Schlacht auf dem rechten Flügel.

Und nun zum rechten Flügel der Verbündeten und zum linken der Franzosen! Hier lieferten Lannes und Murat, Liechtenstein und Fürst Bagration eine ganze Schlacht, reich an Wechselfällen, an Todten und Verwundeten, und zuletzt sieghaft für die Franzosen. Aus der an Wendungen überreichen Geschichte dieses Kampfes nur einige Züge!

Lannes.

Lannes sollte mit den Divisionen Suchet und Caffarelli, die zu beiden Seiten der Straße von Brünn nach Olmütz standen, geradeaus vorwärts gegen Posoritz und brach im Paradeschritt auf, als der Donner am Morgen von Tellnitz her sehr lebhaft zu werden begann. — Fürst Johann von Liechtenstein, ein sehr gewandter und tapferer Reitergeneral, sollte als Führer der fünften Colonne nach Weyrothers Plan das Gebiet zwischen Schlappanitz und Kruch behaupten; er hatte 82 österreichische und russische Schwadronen unter seinem Commando, allein der Feind hatte durch seine Vorrückung dieses Gebiet schon in seinem Besitz; auch konnte der Fürst erst später eintreffen, weil er den Colonnen des linken Flügels Zeit zum Vorrücken lassen musste. Um sich mit Bagrations Corps zu verbinden, musste er seine Richtung nach Kruch nehmen. Die Lücke füllte Großfürst Constantin aus, die er zwischen dem Centrum und dem rechten Flügel unter Fürst Bagration ließ. Kaum angekommen, wirft der Fürst ein Uhlanenregiment auf die Division Caffarelli. Die französische leichte Reiterei unter Kellermann wird durchbrochen und sprengt durch die Zwischenräume der Infanterie-Colonnen zurück, um hinter ihnen sich wieder zu sammeln. Im Siegesmuth wollten die Uhlanen auch das zweite Treffen der feindlichen Reiterei zurückwerfen, geriethen aber zwischen die Infanterie-Divisionen Rivaud und Caffarelli, deren mörderischem Feuer 400 dieser Reiter augenblicklich erlagen, ihr General Essen darunter. Durch diese Verluste erschreckt, kehrt das Regiment um, sich hinter einem Husarenregiment zu sammeln. Nun sandte Liechtenstein zwei Regimenter gegen die französische Infanterie, die aus Girzikowitz hervorbrach, und hielt sie auf, bis die Franzosen den Pratzen besetzt hatten und von dort ihre Kanonen auf seine Reiterei wirken ließen, dann zog er sie nach Krzenowitz zurück. Die Franzosen besetzten nach einem erbitterten Kampf Blasiowitz, welches eine Abtheilung russischer Garden besetzt hatte, ehe Liechtenstein herankam. Der Zähigkeit, mit welcher der Fürst Liechtenstein kämpfte, wird auch der französische Geschichtschreiber gerecht:[1]) „Eine Zeitlang sieht man nichts als ein schreckliches Durcheinander, in dem Mann gegen Mann kämpft. Diese Wolke von Reiterei zerstreut sich endlich, jeder Theil kehrt zu seiner Schlachtlinie zurück und lässt den Boden bedeckt mit Todten und Verwundeten hinter sich. Nun gehen unsere beiden Infanteriemassen auf dieses von der Reiterei verlassene Terrain mit festem und abgemessenem Schritt vor. Die Russen stellen ihnen vierzig Feuerschlünde entgegen, die einen Hagel von Wurfgeschossen ausspeien. Eine Salve tödtet sämmtliche Tambours der Division Caffarelli. Man antwortet auf diese Kanonade mit dem ganzen Feuer unserer Artillerie. In diesem Geschützkampf wird dem General Valhoubert von einer Kugel der Schenkel zerschmettert. Mehrere Soldaten wollen ihn forttragen: ‚Bleibt auf eurem Posten', sagt er ihnen, ‚ich kann allein sterben. Um eines Menschen willen darf man nicht sechs verlieren.'"

Liechtenstein.

Constantin.

Liechtenstein.

[1]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, VI, p. 245—246.

Großfürst Constantin wollte den Franzosen Blasiowitz um keinen Preis lassen. Nach einem kurzen Kleingewehrfeuer befahl er einen allgemeinen Bajonnettangriff, und trotz des fürchterlichsten Kartätschenfeuers drang die russische Linie vor. Schon wankten die Reihen der Franzosen, als Napoleon, der von Blasiowitz dem Kampf zusah, die Reiterei der französischen Garde den Seinen zuhilfe sandte. Nun stritt Garde gegen Garde, die Russen stritten todestrutzig und nahmen den Franzosen einen Adler. Da sandte Napoleon neue Regimenter unter Rapp, ein neuer hitziger Kampf begann, in welchem die Russen zuletzt nach Krzenowitz sich zurückziehen mussten, wo sie von den österreichischen Kürassieren gedeckt wurden. Das Regiment ließ viele Todte und Verwundete auf dem Schlachtfeld zurück, aber nur wenige Gefangene; der Oberst, Fürst Repnin, fiel verwundet in die Hände der Franzosen. Constantin. Rapp.

Zwischen Bagration und Lannes kam es entlang der Olmützer Straße zu Infanterie- und Reitergefechten, namentlich zu heftigem Kanonenfeuer. Fürst Bagration begann am Morgen vorzuschreiten, als er den Kanonendonner von Tellnitz her hörte, der ihm Sieg zu verkünden schien. Bei Hollubetz wurde mit Erbitterung gestritten, dann beim Santon, dann bei der Walkmühle. Gegen einen Angriff Suchets, beim Posoritzer Posthaus, kam dem Fürsten von Olmütz her mit einer zwölfpfündigen Batterie Major Frierenberger in der höchsten Noth zuhilfe, der dafür nachher vom Kaiser den Maria-Theresia-Orden erhielt. — Unter dem Schutze dieser Batterie konnte Bagration sein Corps wieder sammeln und sich nach Austerlitz zurückziehen; die Straße nach Wischau musste er allerdings dabei preisgeben, weshalb der größte Theil des Gepäcks der Verbündeten den Franzosen in die Hände fiel.[1]) So endete die Schlacht auf dem rechten Flügel der Verbündeten; 2000 Todte und Verwundete bedeckten das Feld. Lannes hatte 4000 Gefangene gemacht. Ba-gration.

Jetzt haben wir uns nur noch nach dem linken Flügel umzusehen, der bei Tellnitz und Sokolnitz den Kampf begonnen und so tapfer gestritten hatte, und gegen Davoust und Friant noch kämpfte. Napoleon ließ Bernadotte auf dem Pratzen stehen und zog jetzt mit dem Corps Soult und den Grenadieren Oudinots rechts herab, denselben Weg, welchen der linke Flügel am Morgen gemacht hatte, aber um ihm jetzt in den Rücken zu fallen und ihn vollends zu vernichten. Französische Übermacht vom Pratzen her drückte also diese tapferen Colonnen im Rücken, und Davoust und Friant griffen sie mit neuem Muthe an der Front an. So war denn das Schicksal dieser heldenmüthigen Bataillone bald entschieden. Der linke Flügel

Bei Sokolnitz musste zuerst das Grenadierregiment Kruskoy die Waffen strecken; das gleiche Los hatte ein anderes Regiment, welches diesem helfen wollte. Verwirrung und Schrecken kam jetzt unter die Männer, die seit sieben Uhr früh den Kampf muthig bestanden hatten. Der erste und ein Theil der zweiten Colonne flohen jetzt gegen Aujezd, der Rest der zweiten und der dritten Colonne gegen den Kobelnitzer Teich hinauf, wurden aber durch Kartätschen niedergeschmettert oder mussten sich ergeben. Ein Theil der ersten Colonne suchte sich nach Aujezd zu retten, da hatte sich aber Vandamme schon dieses Dorfes der Verbündeten.

[1]) Kausler, Schlachten-Atlas, S. 335—336.

bemächtigt. Nun suchten sie zwischen Aujezd und dem Satschaner Teich gegen Olmütz hin sich zurückzuziehen, aber sie verloren ihr Geschütz und wurden durch das französische niedergeschmettert oder die Bataillone auseinander gesprengt. Doctorow sammelte die Trümmer und zog sich nach Tellnitz zurück.[1]) Einzige Rettung schien nur noch der Damm zwischen dem Satschaner und Menitzer Teich; zur Deckung desselben leistete ein russisches Regiment in Tellnitz den hartnäckigsten Widerstand. Zuletzt bemächtigten sich aber die Franzosen des Dorfes Tellnitz und schoben eine Batterie bis an den Teich vor und feuerten in den Knäuel der Fliehenden. Eine Granate flog in einen Pulverkarren, sprengte ihn und zündete die Mühle von Satschan an. Dadurch erschreckt, sprengte eine Abtheilung Kosaken über den Damm und warf alles nieder, was ihr im Wege stand. Nun suchten viele über die Teiche sich zu retten, die fest gefroren waren. Doch unter der Last der Fliehenden und durch die Kanonenkugeln der Franzosen brach an einigen Stellen das Eis und manche ertranken. Dass es Tausende waren, ist französische Übertreibung; nach der Berechnung des Pfarrers von Tellnitz waren es sechzig Mann, höchstens hundert. Wo diese Teiche waren ist jetzt Ackerland, aber hin und wieder stößt der Pflug auf ein im Grunde liegendes Gewehr oder einen Säbel. Manche Flüchtlinge warfen eben die Waffen weg, um schneller sich zu retten. Die Kanonen blieben stecken, nur der österreichische General Kienmayer, der sich an diesem Tage so tapfer und solange geschlagen, konnte sich rühmen, all seine Kanonen zurückzubringen: er deckte mit seiner Reiterei die Flüchtlinge, indem er die verfolgenden Franzosen aufhielt. Die Flüchtigen sammelten sich hinter Austerlitz und Hodiegitz. Das französische Heer war am Abend in der Stellung, welche am Tage vorher die Verbündeten inne gehabt hatten.

Die Teiche.

Alexander I.

Wohin war Kaiser Alexander I. von dem Gedränge der Flüchtlinge fortgerissen worden? Er war in der besten Absicht, seinem Bundesgenossen zu helfen, und in der edlen Hoffnung, Ordnung und Recht in Europa wieder zu gründen, gekommen, und hatte, stolz auf sein tapferes Heer, auf Sieg und Ruhm gerechnet. Wie war jetzt sein schönster Traum in das Gegentheil umgeschlagen! Was hatte sein Heer umsonst für ihn erduldet! Das Herz blutete dem edlen Fürsten. Wir haben sichere Nachricht über ihn in den „Denkwürdigkeiten des Generals Toll".[2]) Dieser ritt mit den Fliehenden der vierten Colonne zurück und war nicht wenig erstaunt, als er unerwartet den Kaiser Alexander, nur von seinem Leibarzte Wyllie und von seinem Bereiter begleitet, in einiger Entfernung querfeldein reiten sah. Toll mochte sich nicht ungerufen in die Umgebung des Monarchen drängen, doch war es ihm bedenklich, ihn so verlassen und vereinzelt zu sehen; er behielt die Gruppe im Auge und folgte ihr von ferne. Ein unbedeutender Feldgraben hielt den Kaiser und seine Begleiter auf, denn Alexander, der eben nicht ein sehr sattelfester Reiter war, zögerte hinüberzusetzen, und sah sich nach einem Übergange um, obgleich der Stallmeister mehrmals hinübersetzte, um ihm zu zeigen, wie leicht die Sache war. Endlich folgte das Pferd des Kaisers dem des Stall-

[1]) Kausler, l. c. S. 336.
[2]) Bernhardi, l. c. S. 187—188.

meisters und er kam glücklich hinüber. Er konnte aber vor körperlichem und geistigem Missbehagen nicht weiter reiten, stieg ab und setzte sich unter einen Baum auf die feuchte Erde, bedeckte das Gesicht mit einem Tuch und brach in Thränen aus. Der Fall von der siegesmuthigen Stimmung am Morgen desselben Tages in diesen Zustand herab — war freilich ein erschütternder!

Verlegen standen die beiden Begleiter des Czaren in der Nähe. Auch Toll ritt nun heran, stieg ab und stellte sich schweigend zu ihnen; da der Zustand sich verlängerte, fasste er nach einigem Schwanken und Bedenken ein Herz, trat dem Kaiser näher und sprach Worte des Trostes und der Ermuthigung zu ihm: eine verlorene Schlacht sei nicht die letzte Entscheidung des Schicksals, nicht ein Unglück, das nicht wieder gutgemacht werden könne. — Der Kaiser hörte ihm zu, trocknete endlich seine Thränen und erhob sich, schweigend umarmte er Toll, stieg dann wieder zu Pferd und ritt weiter nach Hodiegitz. Auch der Rittmeister Czernitschew fand sich zum Kaiser, er sollte Kutusoff suchen, denn irgend eine Anordnung musste getroffen werden. Ein glücklicher Zufall führte den General nach Hodiegitz, und nach kurzer Berathung ritt der Kaiser, für den kein Wagen aufgetrieben werden konnte, nach Uhrschitz.

Rückzug.

Mit schnellem Schritte kam die Nacht. Der Morgen war hell und kalt gewesen, am Mittag bewölkte sich der Himmel, unter Schnee und Regen fielen die letzten Schüsse. Das Dunkel machte dem Kampf ein Ende. Buxhöwden brachte noch 8000 Mann über Olmütz nach Milleschowitz, eben dahin kam Kienmayer mit all seinem Geschütz. Die Reste des rechten Flügels und des Centrums kamen über Austerlitz nach Hodiegitz — von da begann um Mitternacht der Rückzug über Göding nach Czeitsch. Bagration bildete die Nachhut. Kienmayer behielt mit der sämmtlichen österreichischen Reiterei Stellung bei Nischkowitz.

Verluste.

Die Niederlage der Verbündeten war vollständig, obschon sie sich tapfer geschlagen hatten. Der Verlust der Österreicher an Todten, Verwundeten und Gefangenen belief sich auf 5922 Mann; die Russen gaben ihren Verlust auf 21.000 Mann an; er stieg aber wahrscheinlich auf 33.000. Zwei Drittel der Artillerie waren verloren. Auch der Verlust der Franzosen war groß, obschon sie nur 800 Todte und 6000 Verwundete angaben, aber sie rühmen sich, 186 Kanonen erobert zu haben.

Entmuthigung.

Größer als der Verlust an Menschen war der moralische Eindruck der Niederlage. Der russischen Truppen, die am Tage heldenmüthig gestritten, bemächtigte sich in der Nacht eine unsägliche Angst; sie flohen in Masse, bei Anbruch des Tages war keine Spur mehr von ihnen zu sehen. Um ihren Hunger und Durst zu stillen, plünderten sie sogar das Gepäck des Kaisers Alexander. Die Österreicher mussten das Gepäck des russischen Kaisers vertheidigen, Franz II. musste selber den Rückzug nach Holitsch anordnen. Die Angst im russischen Hauptquartier war groß, man besorgte, dass Napoleon die Armee verfolgen und ganz vernichten wolle: es wurde daher bei der Berathung vorgeschlagen, Kaiser Franz II. solle den Sieger um eine Zusammenkunft ersuchen und einen Waffenstillstand vorschlagen, denn Napoleon lege einen hohen Wert auf eine solche Zusammenkunft. Gerade deshalb

Berathung.

sprach Graf Stadion dagegen, denn er wollte solche für eine wichtigere Gelegenheit aufsparen, er wurde aber überstimmt. Für Kaiser Franz war es ein herber Schritt, er entschloss sich aber doch dazu, um seinem Verbündeten einen neuen Beweis seiner Freundschaft zu geben.[1])

Liechtenstein bei Napoleon.

Napoleon empfieng den Fürsten Liechtenstein zuvorkommend, seinem Rang und seiner bewährten Tapferkeit gemäß. Die Zusammenkunft wurde auf den 4. December verabredet, der Waffenstillstand sollte aber erst stattfinden, wenn die beiden Kaiser sich gesehen und verständigt hätten. Napoleon hatte sein Hauptquartier im Posthause zu Posoritz. Am 3. December verlegte er es in das Schloss Austerlitz, das einst der Fürst Kaunitz bewohnt hatte; nach diesem Schlosse benannte er die Schlacht, welcher jedoch seine Soldaten den Namen der Dreikaiserschlacht gaben. In derselben Nacht wären beinahe die beiden Kaiser von einer französischen Streifschar gefangen worden. Fürst Bagration war nämlich abgezogen, ohne das Hauptquartier davon zu benachrichtigen. — Auf die russische Truppe war kein Verlass mehr, sie floh beim ersten Lärm, die österreichische Reiterei aber hielt stand. Die beiden Kaiser ritten in der Nacht noch nach Czeitsch. Murat rückte in Verfolgung am 3. December gegen Olmütz vor, Oudinot nach Raudnitz, Davoust auf Göding, Bernadotte auf Gaya und drängte Merveldt zurück. Kutusoff beschleunigte den Übergang über die March. Am 4. December lagerte der Rest der Verbündeten um Holitsch am linken Ufer der Morawa, Kienmayer und Bagration standen auf dem rechten Ufer zwischen Czeitsch und Göding als Vorhut.

Gefahr der Kaiser.

Franz II. bei Napoleon I.

Die Zusammenkunft der beiden Kaiser fand am 4. December morgens in der Nähe von Nasidlieowitz statt, bei der Mühle Maliny. Napoleon wartete hier bei einem Bivouacfeuer mit zwei Marschällen und gieng dem Kaiser Franz entgegen und empfieng ihn am Wagenschlag. Mit dem Kaiser kamen die Fürsten Liechtenstein und Schwarzenberg, die, sobald die erste Begrüßung vorüber war, sich abseits hielten, ebenso thaten die Marschälle. Napoleon deutete auf das Bivouac und hob an: „Das sind die Paläste, die Eure Majestät seit drei Monate mich zu bewohnen zwingt.“ — Franz II. erwiderte: „Sie wissen von diesem Aufenthalte so viel Nutzen zu ziehen, dass Sie nicht Ursache haben, mir zu zürnen.“ — Die Besprechung dauerte anderthalb Stunden in freundschaftlicher Weise. Napoleon versicherte Franz seiner Achtung und Freundschaft; letzterer versicherte seinem Bruder Joseph, dem Palatin von Ungarn, dass Napoleon sich äußerst artig und zuvorkommend gegen ihn betragen.[2]) Napoleon bewilligte den Waffenstillstand, aber unter der Bedingung, dass Franz II. seine Sache von der seines Verbündeten trenne und dass die russische Armee sich in Etappenmärschen aus den österreichischen Staaten zurückziehe; den Frieden mit Russland werde er später ordnen, denn dieser gehe ihn allein an. Franz möge sogleich Unterhändler nach Brünn mit Vollmacht zum Abschluss eines Separatfriedens senden.

Waffenstillstand.

[1]) Wertheimer, l. c. I, S. 339.
[2]) Ibid. I, p. 339.

Im 31. Bulletin ist, offenbar aus Napoleons Feder oder von ihm dictiert, eine Reihe wichtiger Bemerkungen über diese Zusammenkunft.[1]) Kaiser Franz II. habe gesagt: „Es ist gar kein Zweifel, dass Frankreich in seinem Streit mit England recht hat." — Franz habe ferner auch für die Reste der russischen Armee einen Waffenstillstand verlangt, und Napoleon entgegnet: „Die russische Armee ist umzingelt, kein einziger Mann kann mir durchkommen, aber ich wünsche dem Kaiser Alexander etwas Angenehmes zu erweisen: ich will die russische Armee durchschlüpfen lassen und den Marsch meiner Colonnen hemmen, aber Eure Majestät muss mir versprechen, dass das russische Heer nach Polen zurückkehrt und Deutschland und das preußische und österreichische Polen räumt." — „Das ist auch die Absicht des Kaisers Alexander," antwortete Franz, „ich kann es Ihnen versichern; übrigens können Sie sich in der Nacht durch Ihre Officiere davon überzeugen."

Weiter wird erzählt: „Savary begleitete den Kaiser Franz, um zu erfahren, ob Kaiser Alexander sich dem Waffenstillstand anschließe. Er fand die Trümmer der russischen Armee ohne Artillerie, ohne Gepäck und in der fürchterlichsten Unordnung; sie war umzingelt, kein Mann hätte entkommen können. Prinz Czartorysky führte Savary bei Alexander ein, der ihn anredete: „Sagen Sie Ihrem Kaiser, dass ich heimkehre; gestern hat er Wunder gewirkt; dieser Tag hat meine Bewunderung für ihn noch gesteigert; er ist vom Himmel bestimmt. Mein Heer braucht hundert Jahre, bis es dem seinigen gleichkommt. Aber, kann ich mich in Sicherheit zurückziehen? — „Ja, Sire," antwortete Savary, „wenn Ihre Majestät die zwei Punkte annehmen." — „Wie heißen diese?" — „Dass Eure Majestät in Etappen, die unser Kaiser bestimmt, das Heer zurückzieht und Deutschland und österreichisch Polen räumt. Für Annahme dieser Bedingungen muss ich unseren Vorposten befehlen, den Rückzug zu decken, da der Kaiser den Freund des ersten Consuls ehren will. Sire, Ihr Ehrenwort!" — „Ich gebe es Ihnen!" Savary bei Alexander I.

Das Bulletin bemerkt dazu:[2]) „Möge diese edelmüthige Handlung unseres Kaisers in Russland nicht so schnell vergessen sein, als sein edles Verfahren, da er 6000 gefangene Russen mit so viel Huld und Zeichen der Achtung für Kaiser Paul I. zurücksandte." — Über eine Stunde lang sprach Savary mit Kaiser Alexander und fand in ihm einen Mann von Kopf und Herz, trotz seines Unglücks. Alexander I. sagte: „Sie waren an Zahl geringer, als ich, aber auf allen Punkten, wo wir angriffen, uns doch überlegen." — „Das ist die Kenntnis des Krieges und die Folge von dreizehn Jahren des Ruhmes", erwiderte Savary; „es ist die vierzigste Schlacht, die unser Kaiser lieferte." — „Es ist wahr," meinte Alexander, „er ist ein Kriegsmann. Aber ich, ich war zum erstenmale im Feuer, und maßte mir nie an, mich mit ihm zu messen." — „Sire, wenn Sie so viele Erfahrung hinter sich haben, so übertreffen Sie ihn vielleicht." —

[1]) Correspondance, XI, p. 556—557.
[2]) Ibid. XI, p. 559.

„Ich kehre also in meine Hauptstadt zurück, ich bin nur dem Kaiser Franz zu-
hilfe gekommen; er hat mir sagen lassen, er sei damit zufrieden, und so bin ich
es auch.“ [1]) Weiter wird erzählt, Napoleon habe zu Franz II. gesagt: „Colloredo,
Über die russisch-englische Partei in Wien.
Paget und Rasumowsky sind ein Herz und eine Seele mit Ihrem Minister
Cobenzl. Das sind die eigentlichen Ursachen des Krieges, und wenn Eure
Majestät fortfährt, sich diesen Ränkeschmieden hinzugeben, so werden Sie den
ganzen Staat zugrunde richten und sich die Herzen Ihrer Unterthanen ent-
fremden, während Sie doch so viele Eigenschaften haben, um glücklich und beliebt
zu sein. — Mit Stadion will ich nichts zu thun haben, er hat sich an Eng-
land verkauft, damit er seine Schulden bezahlen kann.“ Groß dachte Napoleon
Liechtenstein.
vom Fürsten Johann von Liechtenstein: „Wie kann man die Leitung
der Geschäfte solchen Dummköpfen und Ränkeschmieden überlassen, wenn man
so ausgezeichnete Männer in seiner Nähe hat!“ — Napoleon verhöhnt in seinen
Berichten seine Feinde, um den Franzosen zu zeigen, wie glücklich sie durch
ihn seien!

Nach der Schlacht erließ Napoleon folgenden Dank an sein Heer:

Napoleon an die Armee.
„Soldaten! Ich bin mit Euch zufrieden. Am Tage vor Austerlitz habt
Ihr alles bewährt, was ich von Eurer Unerschrockenheit erwartete, Ihr habt
Eure Adler mit unsterblichem Ruhme geschmückt. Eine von den Kaisern von
Russland und Österreich befehligte Armee habt Ihr in weniger als vier Stunden
zusammengehauen oder zersprengt. Was Eurem Eisen entrann, ist in den Teichen
ertrunken. 40 Fahnen, die Fahnen der Kaisergarde von Russland, 120 Kanonen,
20 Generale, mehr als 30.000 Gefangene sind das Ergebnis dieses immerdar
berühmten Tages. Dieses so sehr gerühmte und Euch an Zahl überlegene Fuß-
volk konnte Eurem Ansturm nicht widerstehen, und fortan habt Ihr nichts mehr
zu fürchten. Also in zwei Monaten ist diese furchtbare Coalition besiegt und
aufgelöst worden. Der Friede kann nicht ferne sein; aber, wie ich es meinem
Volke versprochen habe vor dem Übergang über den Rhein, werde ich nur einen
Frieden schließen, der uns Bürgschaften gibt und unsern Bundesgenossen Be-
lohnungen sichert. — Soldaten! Als das französische Volk die Kaiserkrone auf
mein Haupt setzte, verließ ich mich auf Euch, um sie zu behaupten in dem hohen
Glanz des Ruhmes, der ihr in meinen Augen allein einen Wert verleihen konnte.
Aber in demselben Augenblicke sannen unsere Feinde schon darauf, sie herabzu-
setzen und zu zerstören — wie jene Eiserne Krone, die mit so viel französischem
Blute erkämpft ist. Verwegene und unsinnige Pläne, die Ihr gerade am Jahres-
tage der Kaiserkrönung verwirrt und vereitelt habt! Ihr habt Ihnen gezeigt,
dass es leichter ist, uns zu trotzen und zu drohen, als uns zu besiegen. —
Soldaten! Sobald alles das vollbracht ist, was zur Sicherung des Gedeihens
und Glückes unseres Vaterlandes geschehen muss, werde ich Euch nach Frankreich
zurückführen. Da sollt Ihr der Gegenstand meiner zartesten Sorgfalt sein. Mit
Freude wird Euch mein Volk wiedersehen und es wird genügen, zu sagen: ‚Ich
war in der Schlacht bei Austerlitz!‘ um die Antwort zu hören: ‚Das ist ein
tapferer Mann!‘“ [2])

Im 33. Bulletin wird gesagt: „Das Gemetzel war entsetzlich, der Verlust
der Russen beläuft sich mindestens auf 45.000 Mann. Alexander bringt höchstens
25.000 Mann nach Hause. Möge diese Lehre dem jungen Fürsten von Nutzen

[1]) Correspondance, XI, p. 560.
[2]) Ibid. XI, p. 539–540.

sein, und ihn veranlassen, sein an England verkauftes Ministerium fortzujagen! Möge er endlich die wahre Rolle spielen, die für sein Land passt, und das Joch dieser gemeinen Oligarchen in London abschütteln! Die große Katharina verstand den Geist und die Hilfsmittel Russlands besser, als sie zur Zeit der ersten Coalition kein Heer, sondern nur gute Rathschläge sandte; aber sie hatte die Erfahrung einer langen Regierung und kannte den Charakter ihres Volkes, sie hatte über die Gefahren von Verbindungen mit andern Staaten nachgedacht. — Als ihr Sohn Paul I. seine Heere gegen Frankreich ziehen ließ, merkte er bald, dass die kürzesten Verirrungen die besten sind. Wenn Woronzow, der jetzt in London ist, nicht mehr englisch als russisch wäre, müsste man von seiner Begabung sehr gering denken, da er glauben konnte, dass 60.000 oder 80.000 oder 100.000 Russen Frankreich entehren und dem Joche Englands unterwerfen könnten, um Belgien auszuliefern, und dass der Kaiser die Eiserne Krone dem entarteten Geschlechte der Könige von Sardinien überlasse. Dass die Schlacht von Austerlitz über dem Grabe des Fürsten Kaunitz geschlagen wurde, hat in Wien großen Eindruck gemacht: durch Klugheit und geschicktes Benehmen, durch Eintracht mit Frankreich hat Kaunitz Österreich auf einen so hohen Grad des Gedeihens gebracht.“ [1])

Alexander I. Katharina II. Paul I. Woronzow.

Man sieht, wie Napoleon, nachdem die Schlacht geschlagen war, seine Gegner noch in Schlachtberichten zu treffen suchte. Kaiser Franz II. war empört über Napoleons Darstellung seiner Unterredung mit ihm, und forderte Stadion auf, öffentlich zu erklären, dieser Bericht sei unwahr.

Kaiser Alexander reiste 6. December im Postwagen nach Petersburg ab, nachdem er von seinem Verbündeten freundlichen Abschied genommen. Durch raschen Abschluss des Friedens hätte er ihm das Opfer eines Länderverlustes ersparen können, er that es nicht. Hätten die Russen nicht so unbesonnen zur Schlacht gedrängt, so wäre der Ausgang des Krieges ein anderer geworden; jetzt, da sie erlagen, schrieben dieselben Höflinge, welche durch ihre Leichtfertigkeit am Unglück schuld waren, sogar den Österreichern die Schuld ihres Unglückes zu.

Alexander I.

Derselbe Dolgorukow, der die Russen so bethörte, schrieb 6. December an Alexander I.: „Man hat die Armee Eurer Majestät auf das Schlachtfeld geführt, nicht sowohl um den Feind zu bekämpfen, als um sie ihm in die Hände zu liefern, und was diese Infamie vollständig macht, unsere Dispositionen waren dem Feinde bekannt, davon liegen bestimmte Beweise vor.“ [2]) Diese Verleumdung hat Danilewsky in seiner Geschichte dieses Krieges weiter ausgemalt: die österreichischen Staatsmänner und Krieger sollen nämlich einen Sieg über Napoleon für unmöglich gehalten und darum sich bemüht haben, den Frieden um jeden Preis herbeizuführen, um nur den Druck des Krieges und die fremden Heere so schnell als möglich aus dem Lande hinauszubringen. Es kam ihnen nur darauf an, die russische Armee in eine Niederlage zu verwickeln, die dann den Frieden herbeiführen musste. Durch schnöden Verrath sei das Leben der russischen Krieger dem Feinde verkauft worden, während Russlands Kaiser selbst sein eigenes theures

Danilewsky.

[1]) Correspondance, XI, p. 565.
[2]) Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Grafen von Toll, I, S. 163—164.

Leben für Österreich einsetzte.[1]) Beweise für seine Angaben hat Danilewsky nicht erbracht, sie lassen sich auch nicht erbringen. Solche Verleumdungen sind aber folgenschwer für die Stimmungen der Nationen gegeneinander. —

Der Waffenstillstand. Ausbeutung des Sieges. Sorge um fürstliche Verwandtschaft.

Waffenstillstand, 5. December 1805.

Hart waren die Bestimmungen des 5. December abgeschlossenen Waffenstillstandes: die französische Armee sollte das ganze Erzherzogthum Österreich, Steiermark und Kärnten, Krain, Istrien, Venedig, Tirol, den Kreis Tabor und den östlichen Theil des Budweiser Kreises in Böhmen, die Kreise von Znaim, Iglau, Brünn, alles Land am rechten Ufer des Wallowabaches und der March in Mähren, in Ungarn die Stadt Pressburg besetzen. Die Russen sollten Mähren und Ungarn in spätestens vierzehn Tagen, Galizien in spätestens vier Wochen räumen und sich in Etappenmärschen nach Russland zurückziehen; ihre Marschroute sollte dem französischen Hauptquartier mitgetheilt werden; jede Art von Bewaffnung und Aushebung sollte in Ungarn eingestellt werden, keine fremde Armee den österreichischen Boden betreten. Damit waren die Preußen gemeint.

Stellung der Marschälle.

Nach Abschluss dieses Waffenstillstandes begab sich Napoleon von Austerlitz nach Brünn, wo er die Cantonnierungen anordnete: Lannes blieb in Mähren, Bernadotte hatte die Kreise Iglau, Tabor und Budweis zu besetzen, Murat das Gebiet der March, Soult Wien, Davoust Pressburg, Ney Klagenfurt: Marmont musste wieder nach Graz zurück, das er kurze Zeit vorher verlassen hatte. Die Armee Massenas in Laibach hieß fortan das achte Corps der großen Armee. Die Armee Saint-Cyrs vor Venedig und die Truppen in Bologna und Modena hießen fortan die Armee von Italien. Allen Marschällen wurde Rücksicht auf das Wohlbefinden der Truppen und auf Wiederbeginn der Feindseligkeiten zur besonderen Pflicht gemacht.

Abzug der Russen.

Die russischen Truppen begannen ihren Abmarsch am 9. December aus Holischau über Kaschau und Eperies durch die Pässe der Karpathen nach Dukla, Lemberg, Brody; am 7. Januar 1806 standen sie bei Radzywilow wieder auf russischem Boden. Dass Alexander I. neue Kämpfe erwartete, ersieht man aus dem Befehl, schleunig das Heer auf 95.000 Mann zu bringen. Kutusoff, der eigentlich durch allzugroße Nachgiebigkeit gefehlt hatte, statt sich mehr als Oberbefehlshaber geltend zu machen, ward mit Zeichen der Kälte und mäßiger Ungnade vom Heere entfernt; Langeron wurde bedeutet, er solle seinen Abschied nehmen; General Przybyszewski wurde zum gemeinen Soldaten degradiert und verabschiedet: sie waren die Sündenböcke für das, was die übermüthigen jungen Herren in der Umgebung des Kaisers gefehlt hatten — ferner für alles, was in der Einrichtung des russischen Heeres gegenüber dem französischen fehlte.

Neue Rüstung.

Kutusoff.

[1]) Bernhardi, I, S. 164.

Schmerzlich fiel dem Erzherzog Karl der Waffenstillstand wie der Friede. Er traf 6. December mit seinem Heere in Körmend ein, es zählte 13.000 Kranke, die Pferde waren so ermattet, dass man nicht mehr vorwärts konnte. Er schrieb: „Wenn die Russen nur Napoleon geschlagen oder wenigstens bis zu meiner Ankunft vor den Mauern Wiens beschäftigt hätten![1]) Ich hoffte dort am 13. oder 14. December einzutreffen." Nun war alle Mühe, waren alle Leiden des langen Marsches während des Winters vergebens. Nachdem Russlands Kaiser und Heer abgezogen, war Österreich in Napoleons Händen. Wie er diese Stellung missbrauchte, zeigt die Härte des Waffenstillstandes. Nun kamen die Friedensverhandlungen — aber auf welcher Grundlage? Hierin hatte Talleyrand einen viel richtigeren Plan, als Napoleon. Dieser war von seinem Glücke berauscht und kannte keine Großmuth nach dem Siege, keine Mäßigung. Erzherzog Karl.

Talleyrand rieth Napoleon, gegen Österreich gemäßigt und großmüthig zu verfahren. Die Zeit sei vorüber, wo seine Macht die Eifersucht Frankreichs erregen musste, es könne ihm jedoch eine nützliche Vormauer gegen Russland sein. Darum müsse man es schonen; lockere man das schwache Band noch, das seine verschiedenen Völker zusammenhalte, so würden seine slavischen Völker Russland zufallen, und diese für Europa ohnehin gefährliche Macht verstärken. Wolle man ihm Venetien wegnehmen, so gebe man ihm als Entschädigung dafür die Moldau und Walachei, und mache es damit zu einem Schutzwall gegen Russland, zum Nutzen Europas und der Türkei. Diese Provinzen würden Österreich mit Russland und mit England überwerfen und zu einem nützlichen Verbündeten Frankreichs machen, das für seine Zukunft diese Bundesmacht nöthig habe. Preußen dagegen könne er obenhin behandeln, zumal es an Frankreich falsch war. Talleyrands Rath.

Napoleon wollte jedoch Österreich derart schwächen, dass es ihm nicht mehr gefährlich werden könnte: er wollte ihm Venetien nehmen, um sein Italien zu vervollständigen; Istrien und Dalmatien nehmen, um auf die Türkei einzuwirken; er wollte ihm Vorarlberg nehmen, um ihm seinen Einfluss auf die Schweiz zu entreißen; Tirol nehmen, um ihm den Weg nach Italien zu verschließen; er wollte Vorderösterreich nehmen, um seine Verbündeten, Bayern, Wirtemberg und Baden zu vergrößern, und zugleich zu zeigen, dass es dem wohlgehe, welcher mit ihm halte. Die drei Verbündeten gedachte er zum Range von Königen zu erheben, und durch Ehebündnisse an seine Familie zu knüpfen. Die Lage dieser neuen Königreiche günstiger zu gestalten, beschloss er, den reichsfreien Adel in ihren Gebieten ihnen zu überliefern, und alles Lehenswesen darin aufzuheben. So wünschte er seiner Herrschaft Dauer zu verleihen, und eine sichere Brücke vom Rhein zur Donau zu bauen.[2]) Je höher er stieg, um so stärker wurde sein Ehrgeiz, um so höher steckte er seine Ziele: jetzt war es noch bloß die Herrschaft über Europa, Napoleons Pläne. Mediatisation.

[1]) Wertheimer, l. c. I, S. 357.
[2]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, VI, p. 265—272.

später dachte er an die Herrschaft über die Welt. „Noch drei Jahre und ich bin Herr der Welt!“ sagte er 1811 vertraulich zu General Wrede.

Ehebündnisse. General Thiard unterhandelte für ihn in München und Karlsruhe. Napoleon wünschte für seinen Stiefsohn Eugen als Gattin Auguſta, die Tochter des Kurfürsten von Bayern, die aber schon mit dem Erbprinzen von Baden verlobt war. Ihre Mutter, welche die Franzosen glühend haſste, berief sich auf dieſes Verlöbnis, um die Verbindung mit den Bonapartes unmöglich zu machen. Für den Erbprinzen von Baden bestimmte aber Napoleon die Nichte seiner Gattin, Stephanie Beauharnais, zur Gemahlin. Thiard gewann die Gräfin Hochberg für seinen Plan, die mit dem Kurfürsten in morganatiſscher Ehe verbunden war, und der Hof in Karlsruhe leiſstete Verzicht auf die Verbindung mit Auguſta von Bayern.[1]) Seinen Bruder Hieronymus gedachte er mit der schönen und geiſstvollen Katharina, der Tochter des Herzogs von Wirtemberg, zu vermählen.

Mit dieſen Fürsten unterhandelte alſo Napoleon ſogleich im December,[2]) noch ehe ein Friede mit Öſterreich abgeſchloſſen wurde; ſie verſprachen dafür Frankreich in jedem Kriege zu unterſtützen, der die Behauptung ſeines gegenwärtigen Beſitzſtandes ſowie den Frieden mit Öſterreich zu ſeinem Zwecke habe. Noch ehe der Kaiſer Franz auf Tirol verzichtet hatte, ward Bayern ſchon dieſe Felſenburg zugeſagt; ebenſo verfuhr er mit dem Gebiet, welches Wirtemberg und Baden erhielt.

Erwerb Bayerns. Nach Napoleons Willen ſollte der Kaiſer verzichten zu Gunſten des Königs von Bayern auf die Markgrafſchaft Burgau und was dazugehörte, das Fürſtenthum Eichſtätt, denjenigen Theil des Gebietes von Paſſau, der Seiner kaiſerlichen Hoheit dem Kurfürsten von Salzburg gehörte und zwiſchen Böhmen, Öſterreich und der Donau gelegen ſei, ferner die Grafſchaft Tirol, mit Inbegriff der Fürſtenthümer Brixen und Trient, die ſieben Herrſchaften im Vorarlbergiſchen, mit ihren Enclaven, die Grafſchaft Hohenembs, die Grafſchaft Königsegg-Rothenfels, die Herrſchaft Tettnang, Argen und die Stadt Lindau nebſt ihrem Gebiet.[3])

Wirtembergs. An den König von Wirtemberg ſollte der Kaiſer abtreten die fünf ſogenannten Donauſtädte, Ehingen, Munderkingen, Reidlingen, Mengen und Sulgau, mit allem, was dazu gehörte, die obere und untere Grafſchaft Hohenberg, die Landgrafſchaft Nellenburg und die Präfectur Altdorf mit dem, was dazugehörte — die Stadt Conſtanz ausgenommen —; ferner denjenigen Theil des Breisgaues, welcher im Wirtembergiſchen eingeſchloſſen und gegen Oſten in einer Linie von Schlegelberg bis Molbach gelegen iſt, und die Städte Willingen und Brentingen mit ihrem Gebiete. — An Seine Durchlaucht den Kurfürsten von Baden das Breisgau, die Ortenau mit

[1]) Das Schreiben an den Kurfürsten von Bayern, worin er die Hand der ſchönen und edelgeſinnten Prinzeſſin Auguſte für Eugen verlangt: Correspondance, XI, p. 601.

[2]) Die Zufriedenheit Napoleons bezeichnen die Worte in ſeinem Schreiben an den Kurfürsten von Baden: „Mon frère, j'ai conclu la paix, j'ai obtenu pour votre Altesse l'Ortenau, le Brisgau et toutes les possessions de la noblesse immediate. Voilà la seconde fois de que j'ai le plaisir de procurer à la Maison un accroissement qui le met aujourd'hui au niveau des grandes puissances.“ Correspondance, XI, p. 617. Schönbrunn, 27. December 1805.

[3]) Neumann, Traités II. Der Friede zu Preſsburg. Art. 14.

allem, was dazugehörte, die Stadt Constanz und die Commenthurei Mainau. Von allen hier benannten Fürstenthümern, Herrschaften und Gebieten sollten Ihre Majestäten die Könige von Bayern und Wirtemberg und Seine Durchlaucht der Kurfürst von Baden ganz unabhängig mit der vollkommensten Souveränität, auf die gleiche Weise mit den gleichen Titeln, Rechten und Prärogativen, Besitz nehmen, wie sie vorher Seine Majestät der Kaiser von Deutschland und Österreich oder die Prinzen seines Hauses besessen haben und anders nicht. — Der Kaiser Franz II. sollte ferner entsagen sowohl für sich, für seine Nachfolger, als auch für die Prinzen seines Hauses, ihre Erben und deren Nachfolger, auf alle Gerechtsame der Souveränität sowohl, als des Lehensrechtes, allen und jeden wirklichen oder eventuellen Ansprüchen auf alle Staaten, keinen ausgenommen, in deren Besitze Ihre Majestäten die Könige von Bayern und Wirtemberg und Seine Durchlaucht der Kurfürst von Baden seien, und überhaupt auf alle in den Bayerischen, Fränkischen und Schwäbischen Kreisen liegende Staaten, Domänen und Gebiete, sowie auf alle an diesen Domänen und Gebieten haftenden Titel. Badens.

Bayern bekam also zum Dank für seine Hilfe und Verbindung mit dem Hause Napoleon den Königstitel und einen Gebietszuwachs von 597 Quadratmeilen mit 880.000 Einwohnern und 5,360.000 Renten, wogegen es 97 Quadratmeilen mit 260.000 Einwohnern und 2,500.000 Renten an den Erzherzog Ferdinand abtreten sollte.

Napoleon zeigt immer Neigung zu übertreiben. An seinen Bruder Joseph schreibt er, 3. December, die russische Armee sei 80.000, die österreichische 30.000 Mann stark gewesen, 40.000 Mann seien gefangen worden, darunter 20 russische Generale, 40 Fahnen, 100 Kanonen, endlich alle Fahnen der russischen Kaisergarde. Gefallen seien 12.000 bis 15.000 Mann, eine ganze Colonne sei in einen Teich gestürzt und ertrunken, man höre noch diese Unglücklichen schreien, könne ihnen jedoch nicht helfen. „Sie können diese Angaben bekannt machen, aber nicht, als ob sie aus einem Brief von mir stammten. — Diese Nacht habe ich wieder in einem Bett geschlafen, in Austerlitz, dem schönen Schlosse des Fürsten Kaunitz, und seit acht Tagen wieder einmal ein Hemd gewechselt.“ [1] Napoleon an Joseph.

In einem Schreiben an die Bischöfe fordert er ein Tedeum, denn der Sieg sei ein offenbarer Beweis des göttlichen Schutzes.[2]

An Talleyrand meldet er den Sieg mit den Worten, er habe jeden Vertrag ungiltig gemacht. „Die Unterhandlungen sind nur eine Kriegslist gewesen, um mich einzuschläfern. — Gyulai schrieb an Karl, es werde eine Schlacht stattfinden, er war also ein Spion. Sagen Sie Stadion, ich sei durch ihre List nicht gefangen, deswegen hätte ich sie nach Brünn zurückgeschickt; da sie in der Schlacht besiegt worden, seien auch die Bedingungen jetzt andere.“ [3] an Talleyrand.

Im 34. Bulletin vom 10. December steht:[4] „Der Kaiser hat Haugwitz in Brünn empfangen und schien mit allem, was dieser Bevollmächtigte sprach, sehr zufrieden, und hat ihn um so huldvoller empfangen, als dieser sich immer gegen die Abhängigkeit von England gewehrt hat und man seinen Rathschlägen Haugwitz.

[1] Correspondance. XI, p. 541.
[2] Ibid. XI, p. 542.
[3] Ibid. XI, p. 543.
[4] Ibid. XI, p. 549.

die große Beachtung und das Gedeihen Preußens zu danken hat. Dasselbe könnte man von einem andern Minister Preußens, der in Hannover geboren und dem Goldregen nicht unzugänglich war, nicht sagen.[1]) Doch alle Ränke waren ohnmächtig gegen die Weisheit des Königs von Preußen und werden es auch in Zukunft sein. Übrigens hängt die französische Nation von niemand ab und 150.000 Feinde mehr hätten den Krieg nur etwas verlängert. — Alle Ränke scheiterten am guten Willen des Königs, ihre Urheber missbrauchten sträflich sein Vertrauen. Kann übrigens Preußen einen treueren und uneigennützigeren Freund haben, als Frankreich? — Russland ist die einzige Macht in Europa, welche einen Phantasiekrieg führen kann. Nach einer verlorenen oder gewonnenen Schlacht gehen die Russen heim. Frankreich, Österreich, Preußen dagegen müssen reiflich die Folgen des Krieges erwägen; eine oder zwei Schlachten reichen nicht aus, um alle Wechselfälle zu erschöpfen."

Um was es ihm zu thun war, sagt Napoleon in seinem Schreiben vom 25. November aus Brünn an Talleyrand: „Gyulai und Stadion waren bei mir mit Vollmachten, um einen Frieden zu schließen. Die erste Bedingung ist die Vereinigung von Venedig mit dem Königreich Italien. Der Wiener Hof weiß jetzt, woran er ist. Ich bevollmächtige Sie, mit diesen Herren die Verhandlung zu führen; ich habe Ihnen in wenig Worten den Stand der Frage erklärt; Sie können sachte und eingehend mit ihnen darüber verhandeln. Ich muss Venedig haben. Auch werden Sie ihnen die Unmöglichkeit auseinandersetzen, ihnen Tirol und Schwaben zu lassen, die ich für Bayern, Wirtemberg und Baden aufheben muss. Dauern die Verhandlungen länger, so müssen sie in Linz stattfinden. Haugwitz kommt morgen nach Iglau; ich habe befohlen, ihn dort den ganzen Tag hindurch zurückzuhalten, ich will nicht, dass er mit Stadion und Gyulai zusammentrifft."[2]) Man sieht, die meisten Unterhandlungen mit Österreich waren Täuschung. Nach dem Siege tritt er erst heraus mit dem, was er wollte. —

Der Vertrag von Schönbrunn.

Napoleon hatte bei der Zusammenkunft mit Kaiser Franz viele schöne Dinge gesagt, aber Großmuth gegen den Besiegten kannte der Soldatenkaiser nicht. Er hatte den Waffenstillstand nur unter der Bedingung bewilligt, dass Alexander mit seinen Russen sogleich abziehe. Franz II. stand jetzt allein da, Österreich war in des Corsen Gewalt.

Napoleon Talleyrand.

Napoleon schrieb am 4. December aus Austerlitz an Talleyrand:[3])

„Die Zusammenkunft mit dem deutschen Kaiser dauerte zwei Stunden, von zwei bis vier Uhr; er bat mich um einen Waffenstillstand und ich habe ihn bewilligt; er hätte gern auf der Stelle Frieden geschlossen; er fasste mich ‚bei den schönen Gefühlen', ich habe mich aber wohl gehütet, darauf einzugehen; ich blieb unnahbar. Er bat mich auch um einen Waffenstillstand für die Russen, ich habe ihn bewilligt. Ich höre, dass Alexander ohne die Engländer Frieden

[1]) Hardenberg ist da gemeint.
[2]) Correspondance, XI, p. 529.
[3]) Ibid. XI, p. 551—552.

machen will: von seinen 80.000 Mann existieren noch 40.000, nicht mehr. Seine Freunde sind getödtet, er ist in Verzweiflung. Mein Edelmuth hat ihn aus der Verlegenheit gezogen, denn ich hätte ihn zerschmettert, und er hätte sich schwer herausgerettet; er ist ohne Geschütz und Gepäck. — Fahren Sie mit Eilpost nach Brünn, und sagen Sie den österreichischen Unterhändlern, ich sei mit dem Kaiser übereingekommen, dass Nikolsburg jetzt der Ort der Unterhandlung sei. Sagen Sie Haugwitz, er solle mich in Wien erwarten. Ich werde Ihnen in Brünn sagen, was ich zu thun gedenke; schließen Sie also nichts ab. Sagen Sie den Österreichern, die Schlacht habe die Gestalt der Dinge verändert; weil man alles gewinnen oder verlieren wollte, müsse man sich jetzt auch auf härtere Bedingungen gefasst machen, zumal man mir an dem Tage, da man mich angreifen wollte, auch noch Unterhändler geschickt hat, um mich einzuschläfern."

Napoleon besorgte also, dass Österreich und Preußen gemeinsam vorgehen möchten, und hieß darum Haugwitz, ihn in Wien abzuwarten, und wollte mit den Österreichern deshalb in Nikolsburg abschließen. Waren Österreich und Preußen getrennt, so konnte er mit jedem machen, was er wollte. „Das Wort ‚Frieden' ist hohltönend, ich bedarf eines ruhmvollen Friedens!" — schrieb er an seinen Bruder Joseph.[1])

Haugwitz.

Dieser „ruhmvolle Frieden" war eine Zerstückelung Österreichs, auf dass es sich nie mehr sollte rühren können. Haugwitz konnte Österreich und Preußen retten, wenn er fest blieb bei seinem Auftrag, den Krieg am 15. December zu erklären, wenn Napoleon bis dahin nicht abstand. Graf Finkenstein, der preußische Gesandte in Wien, zeigte einen richtigen Blick, da er an Hardenberg meldete: „Nicht bloß für die Sache Österreichs hat Preußen die Waffen ergriffen, sondern für seine eigene Sache, für die aller Regierungen, die nicht Sclaven Bonapartes werden wollen. Man darf dem nicht trauen, was Frankreich uns in diesem Moment versprechen könnte. Man kann nicht mit der Hölle unterhandeln, alles beweist dieses."[2])

Falschheit.

Aber Haugwitz war ein falscher Mann; pfiffig, aber nicht gescheit, kurzsichtig, ohne höhere Gedanken; er hat durch sein damaliges charakterloses Verhalten Preußens Unglück im Jahre 1806 herbeigeführt.

Haugwitz suchte den Österreichern weiß zu machen, er sei für sie und werde ihre Sache führen. Nach einem Diner, 1. December bei Talleyrand, sagte er zu Gyulai: „Reden wir deutsch! Versichern Sie den Kaiser, dass er keinen treuern Bundesgenossen hat als meinen König, und niemand, der ihm mehr ergeben ist als mich." Gyulai bemerkte, er und Stadion würden darauf bestehen, dass man nur gemeinsam mit Preußen verhandle. Haugwitz lobte diesen Vorsatz. Gyulai hob hervor: „Der alte Groll zwischen Österreichern und Preußen muss gänzlich aufhören, und alles deutsche Blut aufwallen, um dem gemeinsamen Feind zu widerstehen." — Haugwitz lobte das Wort, das Kaiser Franz zu ihm gesagt hatte: „Wir haben uns bisher nur um Nüsse gebalgt, jetzt aber handelt es sich um unsere Existenz." — Stadion fragte dann: „Wenn

[1]) Correspondance, XI, p. 574.
[2]) Wertheimer, l. c. I, S. 361.

Napoleon sich Ihrer Forderung widersetzt, können wir positiv darauf rechnen, dass die preußischen Truppen am 15. December die Grenze überschreiten werden, um uns zuhilfe zu kommen?" — Haugwitz antwortete mit einem entschiedenen „Ja". — Stadion traute ihm aber nicht ganz, und erfuhr richtig, dass Haugwitz nicht in diesem Sinne, wie er versprochen, mit Talleyrand gesprochen habe, machte ihm Vorwürfe und drohte ihm, er werde sich bei Talleyrand nicht bloß auf den Potsdamer Vertrag berufen, sondern ihn auch auffordern, seinen Verpflichtungen zu genügen."[1])

Napoleon wollte die Kurfürsten von Bayern, Wirtemberg und Baden mit dem Gebiet bereichern, was er Österreich nahm, und dadurch in zuverlässige Bundesgenossen umschaffen.

Napoleon an Max von Bayern.

Darum meldet er Maximilian von Bayern, 5. December, von Austerlitz aus seinen großen Sieg mit der Bemerkung: „Ich hoffe in wenigen Tagen Ihnen Beweise zu geben von meiner großen Theilnahme für Sie." Dann bemerkt er von Alexander, dessen Mutter Maria eine wirtembergische Prinzessin war, an den Kurfürsten von Wirtemberg: „Er ist von zwanzig Lausbuben umgeben, die ihn zugrunde richten werden, und doch ist er ein so edler Charakter, begabt mit so großen Fähigkeiten, dass ich denke, einige gute Rathschläge, vermittelt durch Sie und Ihre Schwester, werden ihm nützlich sein können." — Sofort verhöhnt er Dolgorukows Anmaßung und Dummheit, und bittet, der Mutter des Czaren mitzutheilen, dass der Czar durch seine Umgebung die Liebe der Soldaten verliere. „Wäre er zu mir gekommen, so hätte er Frieden machen und die schönste Rolle spielen können, die je ein Fürst auf Erden gespielt hat; denn er hätte den Frieden geschlossen an der Spitze seiner Armee. Sie hat sich mittelmäßig geschlagen; ich habe sie erwischt in einer falschen Bewegung."

Haugwitz bei Napoleon.

Angst und Hoffnung ließ Napoleon auf Haugwitz wirken, ehe er ihn in Schönbrunn empfieng. Der Weg über das Schlachtfeld von Hollabrunn zeigte ihm genugsam, was ein Krieg mit Napoleon bedeute; dazu kamen die Nachrichten über die Schlacht bei Austerlitz. Dass er zum muthvollen Überbringer einer Drohung an den Gewaltigen nicht tauge, bewies er schon dadurch, dass er in Wien selbst den Großcordon der Ehrenlegion trug und nicht Worte genug fand, um Napoleons Genie zu preisen. Jetzt ließ dieser Drohungen und Versprechungen auf ihn wirken — und der Jammermann war bald da, wo er ihn haben wollte.

Napoleon macht bange,

Napoleon bemerkte, er empfange Haugwitz in dem Audienzsaale Maria Theresias, wo diese 1756 vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges mit dem preußischen Gesandten verhandelt habe. Haugwitz begrüßte Napoleon mit einem Glückwunsch zum Siege. Dieser antwortete scharf, das Glück habe nur die Adresse des Wunsches verändert. Dann klagte er in Worten des Zorns über die Art, wie man seinen Gesandten in Berlin behandelt und derart ihn, den Kaiser selber, in den Augen der Nation herabgewürdigt habe, und warf Haugwitz bitter Zweideutigkeit vor, weil er, der seinen Ruhm in das Neutralitätsverhältnis gesetzt und über dieses sogar mit Frankreich unterhandelt habe, doch schwach genug gewesen sei, in Potsdam den Vertrag mit Österreich und Russland zum Abschluss

[1]) Wertheimer hat zuerst diese Besprechung veröffentlicht, l. c. I, S. 362—364.

gelangen zu lassen. Diese Doppelzüngigkeit des Cabinets, dieses Schwanken des Königs, diese Herrschaft der Frauen am Hofe müsse zuletzt zu einem Kriege führen: er könnte sogleich Schlesien angreifen, dessen feste Plätze schlecht besetzt seien, und Preußen züchtigen. Sein Herz sei verwundet, sein Kopf aber frage, wohin soll ein Krieg mit Preußen führen, der ihm jetzt ein Leichtes sei, seit er die anderen Feinde niedergeschlagen habe. Heftig fragte er dann, was Preußen denn eigentlich wolle? Welches System es verfolge? Er wünsche entschiedene Antwort.

Haugwitz, anfangs betäubt, fasste sich bald und erzählte gewandt, wie die Verhältnisse Preußen mitfortgerissen hätten, das wahre System des Landes zu verlassen, und deutete geschickt an, dass alles rasch ausgeglichen werden und ein Bündnis an die Stelle der Neutralität treten könne. Napoleon verstand, dass Preußen zu ihm zurückkehren wolle, und entließ Haugwitz in ernstem Ton.

auch die Marschälle.

Jetzt bemächtigten sich die Marschälle des Gesandten und setzten ihm auseinander, dass schon alle Maßregeln zum Marsch auf Berlin getroffen seien, wenn nicht ein Bundesvertrag zustande käme. So war Haugwitz in ängstlicher Stimmung, als er nachmittags wieder zu Napoleon gerufen, und mit den Worten empfangen wurde: „Diesen Morgen noch hielt ich den Krieg für unvermeidlich; wenn Sie aber den Vertrag unterzeichnen, den ich ihnen vorschlage, werden Sie einen großen Vortheil erreichen und werde ich ein Pfand der Freundschaft Ihres Königs haben, und der Bund zwischen Frankreich und Preußen wird für immer begründet sein" — und bot ihm nun ein förmliches Bündnis mit Frankreich an, um den Preis von Hannover. Haugwitz schien entzückt, „obschon es eigentlich der Ehre des Königs widersprach, gegen Barzahlung die auf dem Grabe Friedrichs II. eingegangenen Verpflichtungen aufzugeben und in Wien um Frankreichs willen von Europa abzufallen, nachdem er in Potsdam um Europas willen von Frankreich abgefallen war." [1])

Bundesangebot

angenommen.

Napoleon sah dem Gesandten Haugwitz lange fest in die Augen und dieser wich der Macht seines Blickes und nahm das Anerbieten an. Napoleon kam aber gleich mit einem weiteren Zusatz: „Es ist also entschieden, Sie bekommen Hannover. Sie geben mir aber dafür einige Gebietsstücke, deren ich bedarf, und unterzeichnen mit Frankreich einen Allianzvertrag. Sie müssen aber in Berlin den Parteien Stillschweigen auflegen, sie mit der gebürenden Verachtung behandeln, und der Politik des Ministeriums über die Hofpolitik den Sieg verschaffen." — Haugwitz gab entschieden sein Jawort.

Vertrag von Schönbrunn.

Nun wurde der Vertrag, 14. December, mit Duroc entworfen und am 15. December in Schönbrunn unterzeichnet, als Offensiv- und Defensivbündnis. Frankreich trat Hannover als seine Eroberung an Preußen ab, zur Einverleibung in die preußischen Staaten. Dagegen trat Preußen die Markgrafschaft Ansbach an Bayern ab, dasselbe Ansbach, durch welches die Franzosen nicht hätten marschieren sollen. Der Münchner Hof wurde veranlasst, zum Ersatz für Ansbach eine Volksmenge von 20.000 Seelen an Preußen abzutreten. Zum Gegentausch solle Preußen an Frankreich das Fürstenthum Neuenburg und das Herzogthum Cleve mit der Festung Wesel abtreten. Beide Mächte garantierten sich ihre Besitzungen.

[1]) So charakterisiert Thiers diesen Vertrag, l. c. VI, S. 277.

Vergebens schützte Haugwitz den Mangel an Instructionen für einen so außerordentlichen Antrag vor, Napoleon verlangte augenblickliche Entscheidung: „Annahme Hannovers oder Krieg.“ Preußen erhielt Hannover wie eine Strafe für den Potsdamer Vertrag und Haugwitz musste den Frieden an demselben 15. December unterzeichnen, an welchem die Preußen gegen Napoleon in Böhmen hätten einrücken sollen. Der Austausch der Ratificationen solle in drei Wochen erfolgen.

Das ist der Vertrag von Schönbrunn. Thiers bezeichnet, von seinem Standpunkt als Franzose, diese Unterhandlung als einen Meisterstreich: „Sie brachte die Verbündeten in Verwirrung, gab Österreich in Napoleons Hand und verschaffte diesem letzteren das einzige mögliche Bündnis, das mit Preußen. Dass man England Hannover entriss, war aber ein ernster Umstand, der eines Tages den Seefrieden hindern konnte, wenn dieser früher oder später möglich wurde.“ [1])

An den König von Preußen schrieb Napoleon 15. December aus Schönbrunn:

Napoleon an Friedrich Wilhelm III.

„Mein Herr Bruder! Ich sah den Grafen Haugwitz, und habe ihn lange von meinen Gefühlen, Plänen und Ansichten unterhalten. Er hat in meinem Herzen gelesen, es lag ganz offen vor ihm. Es war eine so neue Lage für ihn, dass er sich über Eure Majestät zu beklagen hatte, dass er mit keiner Kunst sich decken konnte. Ich wünsche sehr, dass Graf Haugwitz von allem, was ich ihm gesagt habe, Eurer Majestät nichts verberge, und wenn Sie über irgend etwas zu klagen haben, so schmeichle ich mir, dass Sie sehen werden, dass, wenn Sie eine einfache politische Persönlichkeit gewesen wären, mein Herz nicht so zärtlich erregt worden wäre. Haugwitz überbringt einen Vertrag, aus dem Eure Majestät entnehmen werden, dass nichts mich sechs Jahre der Freundschaft und namentlich die Probe von Ihrer Theilnahme an mir vergessen ließ, indem Sie der Erste waren, der meine Dynastie anerkannte. Es wird nur von Eurer Majestät abhängen, dass ich immer auf gleiche Weise für Sie gesinnt bin. Wenn Sie sich in Gedanken in meine Lage versetzen, und das würdigen wollen, was ich aus Liebe zu Ihnen unter diesen Umständen für Sie gethan habe, so werden Sie sich von der Wahrheit meiner Gefühle überzeugen. Einer der großen Wohlthaten, die ich meinen Erfolgen zu verdanken habe, ist die Anerkenntnis, dass sie mich über die gewöhnlichen Vorurtheile hinaushoben, und dass ich nur mein Herz und die zarte Freundschaft um Rath fragte, die ich schon lange für Sie hege. Es war mir peinlich, nur einen Augenblick zu denken, dass unsere gemeinsamen Feinde mir diese Zuneigung rauben; aber ich fühle heute, dass, in welche Lage auch die Politik unsere Krone bringen mag, ich meiner jetzigen Stimmung treu bleiben werde.“

Aus der geschraubten Art der Sprache des Mannes, dem sonst eine so klare und gewaltige Rede zugebote steht, ersieht man, wie wenig ernst die Stimmung war. Der süßliche Brief sollte die Leidenschaftlichkeit der Sprache, mit der er zuerst Haugwitz eingeschüchtert, und die Drohung mit Krieg verdecken. Haugwitz reiste sogleich ab, um dem König zuerst die Sache vorzutragen. Unterwegs begegnete ihm Oberst Phull, der in Wien melden sollte, dass man die beiden früheren Forderungen Napoleons, Holland gegen die Verbündeten zu decken und der Verpflegung der französischen Besatzung in Hameln Vorschub zu leisten, willfahren wolle. Phull kehrte nun um und traf mit Haugwitz 25. December in Berlin ein. — Haugwitz.

[1]) Thiers, l. c. VI, p. 279.

Der Friede zu Preßburg.

Durch die Bethörung von Haugwitz hatte Napoleon erreicht, was er wollte. Österreich stand jetzt allein da und er konnte ihm nun rauben, was er wollte. Hatte er während der Verhandlung mit Haugwitz an Talleyrand geschrieben, er solle in Brünn nicht abschließen und die Unterhandlungen noch einige Tage in die Länge ziehen, so befahl er ihm jetzt, Brünn zu verlassen, wenn die Österreicher seine jetzt gesteigerten Bedingungen nicht annähmen; er bestehe jetzt unbedingt auf Tirol und der Verlegung der Unterhandlungen nach Wien. An der Stelle Stadions war 10. December Fürst Johann von Liechtenstein als Unterhändler nach Brünn gekommen und von Napoleon, der jetzt den Kriegsmüden spielte, mit den Worten empfangen worden: „Haben Sie Vollmacht, so unterhandle ich gleich, und in vierundzwanzig Stunden ist alles vollendet." — Talleyrand kehrte nach Wien zurück und fand Napoleon geneigt, den Krieg sogleich von neuem zu beginnen, wenn Österreich nicht alles bewillige, was er forderte; er befahl, die Artillerie aus dem Arsenal in Wien zu ergänzen. Er war von neuem erbittert durch die Nachrichten aus Neapel; er gab aber Talleyrand sogleich Befehl, auf keinen Antrag der Österreicher in Betreff Neapels zu hören: diesmal wollte er mit Neapel ein Ende machen. Er kannte auch für Österreich keine Rücksicht, keine Mäßigung; es sollte außerstande sein, ihm je wieder Widerstand zu leisten. Vergebens war Talleyrands Rath, Österreich sich zum Freund zu machen, indem er es zum Beherrscher der Donau erhebe, und ihm die Walachei, Moldau, Bessarabien und den nördlichen Theil von Bulgarien verschaffe; dadurch werde er den Frieden des Continents auf ein Jahrhundert hinaus sichern. Napoleon dachte offenbar schon selber an eine Theilung der Türkei und wollte einen großen Theil davon dereinst an sich reißen. — Aber auch Kaiser Franz wollte nichts davon wissen, daſs Österreich sich mit Frankreichs Hilfe im Osten vergrößere. Die Unterhandlungen stockten. Franz II. berief sich auf das Versprechen Napoleons bei der Zusammenkunft, er werde ihm seine deutschen Besitzungen nicht nehmen. Napoleon beharrte auf der Abtretung Tirols; Liechtenstein warnte, Napoleon binde sich nicht an sein Wort, sondern rechne auf seine Macht.

Übermuth Napoleons.

Pläne auf die Türkei.

Also neuer Krieg oder Nachgeben! — zu letzterem riethen dem Kaiser hochstehende und wohlmeinende Männer, namentlich die Erzherzoge Joseph, Palatin von Ungarn, und der gefeierte Heerführer, der Erzherzog Karl.

Kaiser Franz beschied den letzteren durch Schwarzenberg zu einer Berathung. Erzherzog Karl kam nach Holitsch, rieth dem Kaiser, den Abschluſs des Friedens und den Abzug der Franzosen zu beschleunigen; denn der Staat sei erschüttert, Verwirrung an die Stelle der Ordnung getreten. Karl rieth zur Entlassung des Ministeriums; denn es sei der Lage nicht gewachsen, das müsse

Erzherzog Karl in Holitsch.

das stillschweigende Manifest einer neuen Ordnung der Dinge sein; man werde den Kaiser als einen gerechten und gnädigen Monarchen dafür segnen. Der Kaiser wünschte demnach die Abdankung und die Minister gaben sie. Der Erzherzog Karl sollte bei einer Zusammenkunft mit Napoleon die Ermäßigung einiger besonders drückender Artikel bei dem Austausch der Ratificationen erwirken. Diese Zusammenkunft fand in Stammersdorf statt und währte zwei Stunden. Napoleon war im voraus entschlossen, jedes Gespräch über Staatsangelegenheiten zu vermeiden. Thiers behauptet, beide hätten sich bloß über den Krieg unterhalten, und Karl habe über beide Reiche kein Wort gesprochen. Nach seinem eigenen Berichte hat der Erzherzog Karl vergebens alle Beredsamkeit verschwendet und Napoleon bei jeder Anspielung gesagt: „Es ist alles schon in Ordnung und unterzeichnet.“ [1])

Im Primatialsaal zu Pressburg wurde am 27. December der Friede unterzeichnet. Österreich verlor 1000 Quadratmeilen Gebiet, drei Millionen Seelen und 15 Millionen Gulden Einkünfte.

Österreichs Verluste.

Österreich trat ab Venedig mit Friaul, Istrien, Dalmatien und die Mündungen bei Cattaro. Diese Gebiete sollten mit dem Königreich Italien vereinigt werden; es anerkannte Napoleon als König von Italien und hieß alle Einrichtungen gut, die er darin getroffen. Für Tirol mit Trient, Brixen, Vorarlberg, Burgau, Lindau, die Grafschaften Hohenembs und Königsegg, für Tettnang und Argen, welche es an Bayern abtrat, erhielt es die Fürstenthümer Salzburg und Berchtesgarden, die 1803 dem Erzherzog Ferdinand, dem früheren Großherzog von Toscana, verliehen waren. Bayern verzichtete auf Würzburg, das an den Erzherzog kam, welcher seinen Titel als Kurfürst behielt und auch seine Stimme im Collegium der Kurfürsten. Österreich verzichtete ferner auf die vorderösterreichischen Lande, die unter Wirtemberg und Baden kamen.

Kaiser Franz I. anerkannte die Königswürde der Kurfürsten von Bayern und Wirtemberg; er willigte ein, dass diese beiden, wie der Großherzog von Baden, über den reichsunmittelbaren Adel dieselben Rechte haben sollten, wie der Kaiser in seinem Gebiete, das heißt der Adel wurde mediatisiert. Der Zusatz, die Fürsten sollten nicht aufhören zum deutschen Bunde zu gehören, war eine Phrase; denn es hieß ja im Artikel XIV: „Diese Fürsten sollten in ihren Landen die volle Souveränetät und alle daraus fließenden Rechte genießen.“ Die kaiserliche Kanzlei entsagte allen Lehensrechten in diesen Gebieten, mit anderen Worten, diese drei Fürsten waren jetzt vollkommen souverän. Die Güter des Deutschordens, mit einer Bevölkerung von 120.000 Einwohnern und einem Einkommen von 150.000 Thalern, wurden in ein erbliches Besitzthum für einen Erzherzog verwandelt. Thiers bemerkt:[2]) „Die Genehmigung des Reichstages wurde nur der Form wegen vorbehalten. Frankreich bewirkte in einem großen Theile Deutschlands eine sociale Umwandlung; denn es centralisierte dort die Macht zu Gunsten der Fürsten und machte jedem Einfluss feudaler Natur ein Ende. Er setzte gleichmäßig das System der Centralisation fort; denn mit dem Deutschen Orden verschwand eines der beiden letzten noch bestehenden Fürstenthümer, und es blieb nichts mehr als das

Mediatisation.

Der Deutschorden.

[1]) Wertheimer, l. c. I, S. 374.
[2]) Thiers, l. c. VI, p. 281—285.

Kurfürstenthum Regensburg. Auch diese Säcularisation geschah wieder wie früher zu Gunsten eines der großen Höfe Deutschlands. Der Vertrag war auf die Ruhe Italiens und Deutschlands berechnet. Man konnte nur einen Vorwurf dagegen machen, dass der Besiegte zu sehr misshandelt sei, um sich aufrichtig zu unterwerfen. Napoleons Aufgabe war nun, durch Besonnenheit und durch das Abschließen von Bündnissen es dahin zu bringen, dass Österreich ohne Hoffnung und ohne Mittel blieb, sich gegen ihn aufzulehnen." — Mit anderen Worten, Napoleon kannte keine Rücksicht und maß sein Recht bloß nach der Länge seines Schwertes, und die Zeit musste kommen, dass der jetzt Besiegte mit Anwendung all seiner Kräfte sich erhob und Wiedervergeltung übte. In einem geheimen Artikel verpflichtete sich Österreich noch zu 40 Millionen Gulden Kriegssteuer, es waren also 10 von den 50 Millionen erlassen; ungefähr 50 Millionen hatte Napoleon aus den Cassen schon erhoben. Die Festung Braunau sollte bis zur Bezahlung dieser 40 Millionen in den Händen der Franzosen bleiben. Kriegssteuer.

Nun wurde der Rückzug angeordnet, nicht im Laufschritt, wie die Armee gekommen war, sondern in kleinen Tagmärschen; die Soldaten lebten im Überfluss. Die Officiere aller Grade erhielten zusammen ein Geschenk von zwei Millionen Francs, damit sie jetzt schon die Früchte des Sieges genießen könnten. In fünf Tagen sollte Wien geräumt sein, in zwanzig Tagen die Armee über den Inn gehen. — Rückzug der Franzosen.

Neapel.

Sofort ergoss sich Napoleons Zorn über Neapel, für welches er keine Fürsprache gelten ließ; er war entschlossen, mit der Dynastie der Bourbonen ein Ende und nun seinen Bruder Joseph zum König zu machen.[1] Napoleon über Neapel.

Am 27. December 1805 erließ Napoleon in Schönbrunn das Todesurtheil über die Dynastie zu Neapel in einem Aufruf an seine Armee: „Soldaten!" heißt es hier, „seit zehn Jahren habe ich alles gethan, um den König von Neapel zu retten, und seit zehn Jahren hat er alles gethan, um seinen Untergang herbeizuführen. Nach den Schlachten von Dego, Mondovi und Lodi blieben ihm nur schwache Mittel, um mir Widerstand zu leisten. Ich traute den Worten dieses Fürsten und bezeigte mich edelmüthig gegen ihn. Bei der Auflösung der zweiten Coalition durch meinen Sieg bei Marengo blieb der König von Neapel, der zuerst diesen ungerechten Krieg begonnen hatte, in Luneville, von seinen Bundesgenossen verlassen, allein und ohne Schutz; er bat mich flehentlich, und ich verzieh ihm zum zweitenmal. Ich hatte rechtmäßige Gründe genug, den Verrath, auf den er sann, zu argwöhnen und den Schimpf zu rächen, der mir angethan worden war. Ich war wiederum großmüthig; ich anerkannte die Neutralität von Neapel, ich befahl Euch, dieses Königreich zu räumen, und zum drittenmal verdankte mir das Haus von Neapel seine Rettung. — Sollen wir ihm jetzt ein viertesmal verzeihen? Sollen wir uns zum viertenmal verlassen auf einen Hof ohne Treue und Glauben, ohne Ehre, ohne Vernunft? — Nein, nein! Die Dynastie von Neapel hat aufgehört zu regieren; ihr Fortbestand ist unverträglich Ende der Dynastie.

[1] Correspondance, XI, p. 619—620.

mit der Ruhe Europas und mit der Ehre meiner Krone.[1]) Also voran, meine Tapferen, werft jene schwachen Bataillone der Seetyrannen ins Meer, im Falle sie wirklich Muth genug haben, Euch zu erwarten! Geht und zeiget der Welt, wie wir den Meineid bestrafen. Geht voran und beweiset mir bald, dass ganz Italien meinen Gesetzen unterworfen ist, oder den Gesetzen meiner Bundesgenossen gehorcht, und dass das schönste Land der Welt frei ist vom Joch der treulosesten Menschen, dass die Heiligkeit der Verträge gerächt ist, und dass die Manen meiner Tapferen, welche in den Häfen Siciliens bei ihrer Rückkehr aus Ägypten meuchlings ermordet wurden, nachdem sie den Gefahren des Schiffsbruchs, der Wüste und der Schlachten überstanden, endlich versöhnt seien."

Widersprüche.

Durch den Druck der Verhältnisse gedrängt, hatte sich diese Regierung, wie wir oben sahen, die größten Widersprüche zuschulden kommen lassen. Am 8. October hatte Ferdinand den Neutralitätsvertrag mit Frankreich unterzeichnet, am 11. October diesen Vertrag als einen erzwungenen, und daher nicht rechtsverbindlichen, erklärt; „er sehne sich danach, mit Hilfe des Kaisers von Russland sein Reich vor den Anschlägen seines steten Feindes sicherstellen zu können." — Napoleon hatte die Auswechslung des Neutralitätsvertrages im „Moniteur" mit der Bemerkung bekannt gemacht, die Besitznahme des Königreiches Neapel würde dem Abschluss eines Weltfriedens nur neue Hindernisse bereitet haben. Wenn die Coalition erlag, so konnte man also in Neapel nur eine Besitznahme des Landes durch die Franzosen erwarten.

Die Franzosen waren infolge des ersten Vertrages abgezogen und man athmete wieder auf in Neapel. Aber jetzt traf aus Petersburg die Nachricht ein, dass man dort auf einer Landung britischer und russischer Truppen in Neapel bestehe, um den Operationen in Deutschland und Österreich freieres Feld zu verschaffen: kaum war man also der Franzosen los, so sollte man jetzt Russen und Engländer in das Land bekommen!

Russen und Engländer.

Ein russisches Geschwader fuhr am 19. October von Korfu in die Gewässer von Syrakus und vereinigte sich mit einem englischen, und Lacy und John Stuart eilten ihren Truppen nach Neapel voraus und mahnten an offenes und entschiedenes Handeln: man solle nicht warten, bis Napoleon jenseits der Alpen mit seiner Arbeit zu Ende sei; man habe zu viel gethan, um nicht seinen Argwohn zu erregen, und zu wenig für die eigene Rettung. Die Engländer verlangten die Übergabe von Gaëta, die Russen die von Tarent; beide ferner die Forts von Neapel; die Insel Sicilien sollte den Verbündeten bis zur Herstellung des Friedens überlassen werden. Was die Regierung sonst für ihr eigenes Heer ausgebe, sollte jetzt in die russische Kriegscasse fließen. So redeten die Helfer — die Franzosen hatten nie soviel verlangt. Widerstand konnte man den Verbündeten nicht leisten, und so wurde denn 7. November die Aufnahme der britisch-russischen Truppe an der neapolitanischen Küste beschlossen. „So mögen sich denn unsere Geschicke erfüllen," rief in banger Ahnung Königin Karolina, „wenn man es nicht anders haben will!" Man begann eifrig zu rüsten, man zog die eigenen Truppen, über die

[1]) „La dynastie de Naples a cessé de régner, son existence est incompatible avec le repos de l'Europe et l'honneur de ma couronne." Correspondance, XI, p. 620.

Graf Damas den Oberbefehl übernahm, in Neapel zusammen, rief das Volk unter die Waffen. Craig und Damas sollten unter Lacys Oberbefehl stehen. Der französische Gesandte Alquier erklärte deshalb 17. November die Neutralität für verletzt, und forderte, als er keine genügende Antwort und beim König und der Königin keinen Zutritt bekam, 19. November seine Pässe. Am 20. November dagegen gieng die Flotte der Verbündeten in der Bucht von Neapel vor Anker. Die Franzosenfeinde jubelten und hießen sie willkommen. Die Bedächtigen hatten Sorge. Zwar wusste man schon in Neapel, dass bei Trafalgar die französische Flotte geschlagen sei, aber auch, dass Nelson, der Schützer der neapolitanischen Königsfamilie, gefallen sei. Trübe Nachrichten kamen dagegen nach und nach aus dem Norden, vom Rückzug des Erzherzogs Karl trotz seines Sieges bei Caldiero, endlich von der Übergabe Ulms und dem Ende der österreichischen Armee an der Iller. Dabei giengen die Rüstungen langsamer vorwärts; auch bei den Verbündeten war nicht alles in der Ordnung, und ließ die Eifersucht der Engländer auf die Russen und die Großthuerei Lacys wenig Gutes erwarten. Bei einer Heerschau, welche der König vornahm, zählte man nur 13.000 Russen, 7000 Briten und 3000 Neapolitaner. Wie sollte man mit so wenig Mannschaft den Heeren Napoleons widerstehen!

Rüstungen. Alquier zieht ab. Üble Nachrichten. Wenig Truppen.

Denn schon traten die Anzeichen eines Sturmes zutage. 4000 Franzosen besetzten Ancona, 7000 Spanier landeten in Livorno, 30.000 Mann zogen sich bei Bologna zusammen. Cardinal Fesch hatte die erste Nachricht von der Landung der Russen und Briten an Joseph nach Paris gesendet. Wer stand nun mehr bloßgestellt da, als der neapolitanische Gesandte Marchese Gallo? Er hielt seinen König jetzt für verloren und gieng in seiner Entrüstung zu Napoleon über; er beklagte sich offen über die Königin, erklärte, dass er in Frankreich fortan leben und sterben wolle, und bat Joseph sich für ihn beim Kaiser zu verwenden. Die Stimmung Karolinas war die der Verzweiflung, ihr Gemahl wollte mit der Sache nichts mehr zu schaffen haben und suchte Erholung auf der Jagd. Lacy nahm Stellung hinter dem Garigliano. Die Engländer gedachten das Festland zu verlassen und Sicilien zum Stützpunkt ihrer Unternehmungen zu machen.

Marchese Gallo. Karolina.

So bitter war die Lage, und was noch ärger: der Regierung wurde von allen Seiten der Vorwurf der Doppelzüngigkeit und Falschheit entgegengeschleudert, namentlich Karolinen, und wird ihr jetzt noch nachgerufen. Helfert fällt darüber ein sehr richtiges Urtheil:[1]) „Als nackte Thatsache genommen, wurde doppeltes Spiel da getrieben, über das man vom rein äußerlichen Standpunkt den Stab brechen muss. Wenn man jedoch erwägt, unter welch willkürlichem, hartem, ja grausamem Drucke sich das unglückliche Fürstenpaar seit Jahren befunden; wenn man es nicht bloß erlaubt, sondern billig und natürlich finden muss, dass es alles Mögliche versuchte und anstrebte, was ihm Erlösung aus so schwerer Pein zu versprechen schien; wenn man überdenkt, wie es in den letzten Monaten durch ein unabwendbares Geschick aus einer Lage in die andere, von einem Schritt zum anderen wider seinen Willen, oft gegen seine unverhohlene Einsprache gedrängt worden: so kann man nimmermehr sagen, es sei Leichtsinn, unüberlegtes Belieben oder gar berechnete Hinterlist gewesen, von denen sich dabei die Dynastie habe leiten lassen. Insbesondere die Königin, die mannhafte und hochsinnige, auf-

Woher das Doppelspiel.

[1]) Helfert, Königin Karolina von Neapel und Sicilien im Kampf gegen die französische Weltherrschaft 1790—1814. Wien 1878. S. 202.

opfernde Frau, sie verdient unsere vollste Achtung, unsere Theilnahme, unser Mitleid, nicht unsere Verurtheilung. ‚Der Himmel ist mein Zeuge,' rief sie schwungvoll aus, ‚dass ich mir nichts vorzuwerfen habe; Gott wird mich richten und die Nachwelt.' Seien wir dieser schwer geprüften, dieser lang verkannten und arg verunglimpften Fürstin eine gerechte Nachwelt."

Napoleons Zorn.

Napoleon zeigte große Erbitterung, als er den Wortbruch der neapolitanischen Regierung erfuhr, obschon er ihm als Grund, die Dynastie zu verjagen, und statt ihr einen Bruder zum König einzusetzen, vielleicht erwünscht war. Er schrieb 14. December 1805 aus Schönbrunn an Talleyrand:[1])

„Von Neapel kann keine Rede mehr sein; ich will durchaus nicht, dass Kaiser Franz sich hineinmische; ich will diese Spitzbübin diesmal züchtigen." — Am 23. December wiederholte er ihm seinen Willen: „Reden Sie mir nie von Neapel! Die Schandthaten dieser ruchlosen Königin verdoppeln sich mit jedem Courier, Sie wissen, wie ich mich gegen sie benommen habe, und ich wäre allzu schlaff, wenn ich so ruchlose Beleidigungen gegen mein Volk gestattete: sie muss aufhören zu regieren. Ich will absolut nichts mehr von ihr reden hören. Was auch komme: mein Befehl ist bestimmt; reden Sie mir nicht mehr von ihr."[2])

Das 31. Bulletin berichtet:[3]) „General Saint-Cyr zieht in Eilmärschen nach Neapel, um den Verrath der Königin zu bestrafen und jenes verbrecherische Weib vom Throne zu stürzen, welches mit soviel Unverschämtheit alles verletzt hat, was geheiligt ist unter den Menschen. Man wollte Fürbitte für sie beim Kaiser einlegen, er gab zur Antwort: ‚Müssten auch die Feindseligkeiten wieder beginnen und die Nation einen dreißigjährigen Krieg aushalten, eine so arge Treulosigkeit kann nimmer verziehen werden. Die Königin von Neapel hat aufgehört zu regieren; dieses letzte Verbrechen hat ihr Schicksal vollendet, sie gehe nach London und vermehre die Zahl der dortigen Ränkeschmiede und bilde mit Drake, Spencer Smith, Taylor und Wickham einen Ausschuss der sympathischen Tinte; dahin kann sie noch Armfeld, Fersen, Entraigues und den Mönch Morus berufen.'" — Roher, erbitterter, kann man nicht von einer Königin reden.

Joseph.

An seinen Bruder Joseph schrieb Napoleon auf der Heimreise in Stuttgart, 19. Januar 1806:

„Meine Ansicht ist, dass Du in den ersten Tagen des Februar in Neapel einziehst, und dass ich im Verlaufe des Februar noch die Nachricht bekomme, meine Adler flattern über dieser Hauptstadt. Du darfst keinen Waffenstillstand und keine Übergabsbedingungen bewilligen. Ich will ferner, dass die Bourbonen nicht länger in Neapel regieren, und ich will einen Prinzen meines Hauses auf diesen Thron setzen, zuerst Dich, wenn es Dir recht ist; missfällt es Dir aber, dann einen anderen. — Ich mahne Dich dringend, vertheile Deine Kräfte nicht, Deine ganze Armee gehe über den Apennin, und Deine drei Armeecorps sollen gerade auf Neapel losziehen und in solcher Aufstellung, dass sie an einem Tage auf demselben Schlachtfelde zusammenkommen können. — Lass einen General, Vorräthe und einige Kanoniere in Ancona, um den Platz vertheidigen zu können. Ist Neapel besetzt, so werden die Grenzgebiete von selber Dir zufallen. Die Abruzzen greift man von hinten an, eine Division schickst Du nach Tarent und eine an die Küste Sicilien gegenüber, um die Eroberung des Königreiches

[1]) Correspondance, XI, p. 582.
[2]) Ibid. XI, p. 604.
[3]) Ibid. XI, p. 612.

zu vollenden. Ich will in Neapel bis auf weitere Anordnungen ein Jahr hindurch 14 französische Infanterie- und 12 Cavallerie-Regimenter in Kriegsbereitschaft Dir überlassen. Das Land liefert Lebensmittel, Kleider, Pferde und was sonst nöthig ist, so dass es mich keinen Sou kostet. Meine Truppen aus dem Königreich Neapel werden so lange bleiben, als Du sie benöthigst. Du musst noch ein neapolitanisches Regiment ausheben, in welchem Officiere und Soldaten durchaus Neapolitaner sind, und Leute vom Lande, die sich meiner Sache anschließen." [1])

So das Schreiben, welches die Macht bezeichnet, die Napoleon durch den Sieg bei Austerlitz besaß, und zugleich den hellen Verstand, mit dem er in wenig Worten andeutete, wie das Königreich Neapel sicher erobert werden könne. Sein Geist, sein Ruhm, seine Macht waren damals auf der höchsten Höhe.

Joseph, König von Neapel.

Joseph säumte nicht, zu gehorchen; hätte er diesen Ruf zum Throne nicht angenommen, so hätte der Kaiser Eugène Beauharnais den Antrag gemacht und, hätte dieser sich geweigert, so wäre einer der Marschälle an die Reihe gekommen. „Ich sehe nur jene als meine Verwandten an, die mir behilflich sind. Nicht an den Namen Bonaparte knüpft sich das Glück, sondern an den Namen Napoleon. Mit meiner Feder schaffe ich Kinder. Ich kann meine Verwandten nicht im Dunkel lassen. Diejenigen, welche sich nicht mit mir erheben wollen, gehören nicht mehr zu meiner Familie." — Joseph eilte: am 23. Januar 1806 stand er schon in Rom an der Spitze eines Heeres.

Unglück der Bourbonen.

Auf die königliche Familie in Neapel kam jetzt eine niederschlagende Nachricht nach der anderen: Austerlitz, der Waffenstillstand, der Abzug der Russen, der Armeebefehl aus Schönbrunn, der Anmarsch der Franzosen unter Massena und Saint-Cyr, die Ankunft Joseph Bonapartes in Rom. — Was sollte sie thun, da auch diejenigen, für welche sie mit Frankreich zuletzt gebrochen hatte, sich anschickten, sie zu verlassen? In einem Kriegsrath zu Neapel, 4. Januar 1806, erklärte der englische General Craig, es hieße brave Leute nutzlos opfern, wenn man angesichts der Übermacht Saint-Cyrs an eine Vertheidigung des Königreiches denken wollte; man könne sich höchstens nach Sicilien zurückziehen, um wenigstens diese Insel dem Königthum zu erhalten. [2]) Tatitschew widersetzte sich diesem Antrage, da traf aber 6. Januar aus Holitsch ein Adjutant des Kaisers Alexander ein mit dem Befehl, die russischen Truppen ohne Verzug einzuschiffen und nach Corfu zu führen. Commodore Elliot sagte: „Ich habe meinen Hals gewagt, da ich einwilligte, die Truppen hier landen zu lassen, Craig hat seinen Hals gewagt, dass er sie nicht längst wieder hat einschiffen lassen." Die Königin entgegnete: „Ich im Gegentheil hoffe, dass mein Bruder von England mir an einem von

Die Verbündeten ziehen ab.

[1]) Correspondance, XI, p. 665—666.
[2]) Helfert, l. c. S. 205—207.

Ihnen beiden Gerechtigkeit verschaffen wird." Die Engländer beschlossen die Abfahrt auf den 18. Januar 1806.

Anbot an Napoleon.

Was solle Karoline jetzt machen? Sie sandte Ruffo mit einem Schreiben an Napoleon ab, worin sie Unterwerfung derart anbot: „Die Engländer sollen aus allen Häfen des Königreiches ausgeschlossen sein, alle festen Plätze den Franzosen eingeräumt werden, der König und die Königin wollen abdanken und der Kronprinz Franz soll den Thron besteigen." Aber Fesch wie Alquier verweigerten Ruffo die Pässe zur Reise nach Paris: sie hätten keine Vollmacht hiezu. Der Herzog von San Teodoro, den sie an Napoleon absandte, wurde unterwegs festgehalten, und doch hatten Engländer wie Russen bei ihrer Abfahrt es dem König von Neapel überlassen, mit den Franzosen einig zu werden.[1] Umsonst,

Alles vergebens.

aber richtig war Karolinens Klage: „Diese Verbündeten haben uns durch ihre Landung bloßgestellt und stürzen uns jetzt durch ihren Rückzug ins Verderben."[2] Womit wollte man jetzt Widerstand leisten? Die Armee war klein, das Volk blieb, in Erinnerung an das, was es 1799 erduldet, kalt beim Aufruf zum Volkskrieg; die Trommler durchzogen vergebens das Land, nur Fra Diavolo brachte einige hundert Mann zusammen. Der Kronprinz rieth, die heranrückenden Franzosen Gewehr bei Fuß zu empfangen. Karolina wollte Widerstand, König Ferdinand sprach sich für die Flucht aus, und so blieb nichts übrig, als einzupacken. In dieser Noth der Königsfamilie war der Friedensfürst in Madrid niederträchtig genug, auch noch Napoleon in haarsträubender Weise vor den mörderischen Nachstellungen Karolinens zu warnen. Der Kaiser antwortete: „Von Seite der Königin von Neapel kann mich nichts in Erstaunen setzen, doch habe ich bei dem bloßen Lesen Ihres Briefes gezittert."[3] Es war Wohldienerei von

Godoy.

Seite Godoys; Napoleon versicherte ihm deshalb, wie er ihm immer behilflich sein wolle.

Abreise des Königs.

Am 23. Januar ernannte Ferdinand IV. seinen Sohn Franz zum Regenten mit den umfassendsten Vollmachten und schiffte sich ein. Karolina blieb noch in Neapel; sie hatte eigentlich noch das Heft in den Händen und wollte noch um einen Waffenstillstand unterhandeln, aber sowohl Massena als Joseph Bonaparte erklärten, sie hätten keine Vollmacht hiezu, und rückten täglich weiter nach Süden. Vergeblich waren alle weiteren Angebote. Zum Widerstand war im Volke der Hauptstadt keine Lust und keine Kraft. Da

Regentschaft.

erklärte am 8. Februar der Prinz-Regent, er gehe nach Calabrien; um nutzloses Blutvergießen zu vermeiden, solle man sein Haupt beugen vor der Gewalt, der man nicht gewachsen sei. Um Ruhe und Ordnung zu erhalten, sollten nur 600 Mann in der Hauptstadt zurückbleiben; ein Regentschaftsrath wurde ernannt, mit der Vollmacht, mit dem Feinde zu unterhandeln; nur die Übergabe der Festungen war ausgenommen. In den südlichen Provinzen hoffte die königliche Partei sich zu behaupten. Dahin sollte mit dem Regenten sein Bruder Leopold ziehen.[4]

---

[1] Helfert, l. c. S. 206—208.
[2] Ibid. p. 209—216.
[3] Correspondance, XI, p. 698.
[4] Helfert, l. c. S. 208—212.

Als die Franzosen 8. Februar 1806 über die Grenze rückten und „der Stellvertreter des Kaisers Napoleon" dem Volke eine Zeit sicheren Friedens und dauernden Wohlergehens versprach, und die neapolitanischen Truppen in Verwirrung nach dem Süden aufbrachen, war auch für die Königin ein längeres Verbleiben in der Hauptstadt nicht mehr möglich: 11. Februar, nach schmerzlichem Abschiede von ihren Söhnen Franz und Leopold, schiffte sie sich mit ihren Enkelinnen Amalie und Christine ein nach Palermo, voll banger Ahnung, dass sie Neapel nicht mehr sehen, dagegen noch vieles Leid erdulden werde, und voll Bitterkeit über ihr hartes Schicksal: „Ich begebe mich in ein armes Land, ohne Hilfsquellen, dessen Luft schon mir schädlich ist." Die Überfahrt war noch stürmischer, als im Jahre 1799, das Meer wüthete 48 Stunden, man konnte auf dem Schiffe nicht stehen, man musste sich auf den Boden legen; man durfte kein Feuer machen und musste auf jede warme Nahrung verzichten. Von 26 Fahrzeugen, die mit Wertsachen und Gepäck beladen waren, giengen mehrere unter, andere wurden nach Bajä und Castellamare verschlagen und fielen in die Gewalt der Franzosen. Wer Palermo erreichte, musste froh sein, das Leben gerettet zu haben. Die Aussichten für Karolina bei der Landung waren diesmal viel trüber, als 1799, ja fast hoffnungslos.

Karolina fährt 11. Februar nach Sicilien. Sturm.

Aus Neapel floh vom Anhang des Königs Ferdinand IV., wer fliehen konnte. Bald regte sich das Gesindel und die Galeerensträflinge wurden gefürchtet, es gab Aufläufe und Morde in den Straßen. Pietro Colletta redete den Bürgern zu, in Waffen die Ordnung aufrecht zu erhalten, denn der Regentschaftsrath hatte keine Kraft und kein Ansehen; er that, was er nicht sollte, schloss mit Joseph Bonaparte einen Vertrag ab, wonach Capua seine Thore öffnete, die Garnison kriegsgefangen abzog, und es mit Gaëta, Pescara, Civitella del Tronto und den Forts in Neapel ebenso gehen sollte. Am 14. Februar rückte die Vorhut Massenas ohne Widerstand in Neapel ein, am 15. Februar hielt Joseph als „Lieutenant des Kaisers Napoleon" seinen Einzug und wurde der Tagesbefehl von Schönbrunn mit dem berüchtigten: „Die Dynastie von Neapel hat aufgehört zu regieren" an den Straßenecken angeschlagen. Die Bevölkerung verhielt sich ruhig. Der Kern der Armee zog nur durch Neapel hindurch nach dem Süden und Westen, um den Widerstand in den Provinzen niederzuschlagen. 10.000 Spanier standen als Reserve in Florenz. Bei Campo Tenese wurde 9. März das erste Corps der Neapolitaner unter Damas auseinandergesprengt. Im Norden und Osten war kein Widerstand mehr, Damas und Rosenheim führten in Eile die Reste ihrer Mannschaft nach Reggio, von wo sie auf englischen Schiffen nach Sicilien gelangten. Das ganze Festland, Gaëta und Civitella del Tronto ausgenommen, gehorchte jetzt den Franzosen. Die Bevölkerung verhielt sich ruhig. Die Wappen und alle Namen, Ehrenzeichen, die an das vertriebene Herrscherhaus erinnerten, verschwanden schnell.

Flucht aus Neapel. Bürgerwehr. Vertrag. Die Franzosen in Neapel. Gefecht bei Campo-Tenese.

Am 20. Februar 1806 traf die Nachricht vom Einzug der Franzosen in Neapel zu Paris ein. Napoleon war gerade im Schauspielhause. Talma musste im Zwischenacte die Botschaft dem Publicum vorlesen. Am 25. Februar erschien im „Moniteur" die Nachricht: „Der bleierne Scepter jener modernen Athalia ist gebrochen; der Kaiser wird das Königreich Neapel herstellen, aber für einen französischen Prinzen; das neue Königreich bildet von nun an einen Bestandtheil der mit dem französischen Kaiserthum verbündeten Staaten." —

Neapel und Frankreich.

Hiezu hatte er Joseph bestimmt, der aber einige Zeit hindurch nur den Titel eines Stellvertreters des Kaisers Napoleon führte.[1])

Geldnoth.

Joseph war anfangs zufrieden mit den Beamten, er beklagte nur die Geldnoth. Die entflohene Regierung hatte alle Cassen geleert, manche Steuern auf ein Jahr hinaus vorausbezogen und von der Bank noch zehn Millionen Liren erhoben. Viele, die vom alten Hof gelebt hatten, wollten nun auch vom neuen leben. Neue Steuern durfte Joseph dem Volke nicht auflegen, wollte er nicht einen Aufstand hervorrufen. Er schrieb darum an seinen mächtigen Bruder, er wisse nicht, wie er sich die nächsten vier Monate durchbringen solle, und der Bruder half mit einer Geldanweisung nach der anderen, aber nicht ohne bittere Napoleon hilft aus. Bemerkungen: „Wozu haben Sie eine Seemacht und ein Landheer, wenn Sie Ihr Volk daran gewöhnen, keine Steuern zu zahlen!“[2]) Joseph hatte die besten Absichten, er hielt Mannszucht im Heer, traf einige gute Einrichtungen. Eine eigene Politik aber durfte er nicht treiben, sein Verhalten wurde ihm von Paris aus streng vorgeschrieben, seine Minister vom Kaiser gewählt; der widerwärtigste war ihm der für die Polizei bestimmte Corse Salicetti, der liebste der für das Innere bestimmte Staatsrath Miot; der Marquese Gallo wurde Minister des Äußeren, Matthieu Dumas Kriegsminister. Joseph eiferte für gerechte Verwaltung, für strenge Handhabung der Justiz, für Erhebung der Steuern nach einem billigen Maßstab. Die öffentliche Stimme anerkannte sein wohlwollendes Streben und Joseph konnte an den Kaiser schon nach vier Wochen melden: „Es gibt keine Stadt in Europa, wo weniger Verbrechen begangen, wo die Steuern williger bezahlt werden; nie waren die Lazzaroni so ruhig wie jetzt, so dass ich mich über sie durchaus nicht zu beklagen habe.“[3])

Josephs Rundreise.

Am 3. April 1806 trat Joseph sogar eine Rundreise durch das Land an, um es kennen zu lernen und die Bewohner von seinem Wohlwollen zu überzeugen, und fand überall eine gute, an einigen Orten sogar eine begeisterte Aufnahme, namentlich seit seine Ernennung zum König bekannt wurde. In Palmi bei Gioja kam ihm aus Reggio General Reynier mit dem Ruf entgegen: „Es lebe der König!“ Am 20. März hatte nämlich Ernennung zum König. der Kaiser die Urkunde ausgestellt, welche Joseph zum König ernannte: „Das Gemeinwohl unseres Reiches, die Ehre unserer Krone und die Ruhe von Europa erheischen von uns die Feststellung und Gewährleistung der Freiheit der neapolitanischen und sicilianischen Völker, welche durch das Recht der Eroberung uns zugefallen sind. Da sie überdies einen Theil des großen Reiches ausmachen, so haben wir beschlossen und beschließen hiemit, dass wir unseren vielgeliebten Bruder Joseph feierlichst als König beider Sicilien anerkennen.“ Es war der erste unter den Verwandten, dem er eine Krone ertheilte. Er sagte auf St. Helena über diese Maßregel: „Ich fühlte meine Einsamkeit, mein verlassenes Dasein, und warf daher nach allen Seiten die

---

[1]) Seine Erlässe von damals beginnen mit: „Noi Napoleone Giuseppe, Principe Francesse. Grande Elettore dell' Impero, Commandante dell'Armata di Napoli.“

[2]) Correspondance. XII, p. 24—26. Rathschläge, ibid. XII, p. 201—204.

[3]) Helfert, l. c. S. 226—231.

Ankertaue der Rettung in den Grund des Meeres. Wer konnte mir eine natürlichere Stütze sein, als diejenigen, welche mir zunächst standen? Konnte ich von Fremden mehr erwarten?“

Napoleons Geschichtschreiber Bignon meint aber, dieser Durst nach Kronen für seine Familie sei ihm verderblich gewesen. „Ich bekenne frei, dass nach meiner Ansicht diese Menge von Brüdern und Schwestern ein wahres Unglück für ihn wurden. Seine vier Brüder, Joseph, Lucian, Ludwig und Hieronymus, ermangelten nicht gänzlich des Verdienstes; von seinen vier Schwestern erregten zwei durch ihre Schönheit Aufsehen, zwei durch die Festigkeit ihres Charakters und die Gewandtheit ihres Geistes. Als Privatmann hätte er sich zu diesen Banden der Verwandtschaft, womit ihn die Natur begünstigt hatte, nur Glück wünschen können. Als Oberhaupt eines großen Staates fand er in diesen Banden nur umso größere Schwierigkeiten und Hindernisse. Hätte er allein dagestanden in der Welt, er hätte nur seinen eigenen Ehrgeiz zu befriedigen gehabt. — Der heiße Wunsch, seinen Brüdern und Schwestern ein erhabenes Los zu sichern, gab Veranlassung zu folgenschweren Maßregeln. Er hätte, wenn er einmal Könige entthronen musste, denjenigen unter ihren Nachkommen wählen können, der ihm des meisten Vertrauens würdig erschienen wäre. Das wäre in Neapel umso leichter gewesen, als es nur von ihm abgehangen, den ältesten Sohn des Königs Ferdinand, Franz, Herzog von Calabrien, auf den Thron zu erheben. Der fliehende Hof schien sogar auf diese Umgestaltung gefasst zu sein. Der Kaiser Napoleon aber hatte eine andere Ansicht. Ob er in der Lage, in der er sich damals befand, recht daran that, eine solche zu haben? Die Moral und der Ausgang der Dinge verneinen es! Die Staatskunst bleibt selbst unentschlossen. Die Geschichte zeigt, dass jede regierende Familie ihre Arme ausbreitete und der Throne so viele zu besetzen suchte, als es ihr nur immer möglich war. Nicht selten richtet sich sein Ehrgeiz durch die allzugroßen Anstrengungen, welchen er sich zur Erreichung solcher Zwecke zu unterziehen für gut findet, selber zugrunde. So kam Ludwig XIV. an den äußersten Rand des Abgrundes. Ist der Zweck erreicht, so verschwinden die Gefahren und Vergessenheit deckt das Vergangene. Das Verbrechen Napoleons besteht daher in nichts anderem, als dass ihm seine Pläne nicht gelungen sind. — Er konnte sich mit dem Bewusstsein schmeicheln, von den nämlichen Völkern, bei welchen er seine Grundsätze in Anwendung brachte, als ihr Wohlthäter und Schöpfer einer neuen Zeit betrachtet zu werden. Die Regierung, die er den Neapolitanern gab, war nicht weniger absolut, als die des Königs Ferdinand, sie nahm aber mehr Rücksicht auf die allgemeinen Bedürfnisse und den Wohlstand dieses Königreiches und war frei von den Missbräuchen der alten Regierung, unter welchen die Rechtspflege, Polizei, Finanzen, kurz alles in der verworrensten Unordnung sich befanden.“ Bignons Urtheil.

So der von Napoleon in seinem Testament bestellte Geschichtschreiber seiner Regierung, Bignon. Gewiss war Josephs Streben gut; er machte auf seiner Königsreise das Gelübde, das Land und dessen Bewohner zu heben.[1]) Das Volk fühlte es heraus, viele Priester predigten für die neue Regierung, der Adel schloss sich ihm an und bildete eine Ehrengarde. „Die letzte

[1]) Helfert, l. c. S. 297—342

Dynastie", hieß es, „war eine französisch-spanische, die jetzige ist mindestens eine italienisch-französische." Als Joseph von seiner Rundfahrt 11. Mai zurückkehrte, empfieng ihn Neapel im Festschmuck, alle Straßen waren gefüllt, alle Häuser waren mit Blumen und Teppichen geziert, von allen Seiten erschollen freudige Zurufe. Der Erzbischof geleitete den neuen König zum Dankamt und führte ihn dann zum Palast, wo die städtischen Behörden huldigten. Alles schien von Freude über den neuen König beseelt und von Hingebung an ihn, fern von jedem Augendienst. — Eine Abordnung des französischen Senats brachte Joseph dessen Glückwünsche dar und die Urkunden zu seiner Ernennung. Röderer hielt die Ansprache und rühmte die Verdienste Josephs als ehemaligen Mitgliedes des Senats; Joseph antwortete, wie er nicht aufhören wolle, jenem Senate anzugehören.

Rückkehr nach Neapel.

Der Senat.

Aber die Freude sollte nicht ungetrübt bleiben: Sidney Smith war es, welcher sie ihm vergällte. Mit dem Oberbefehl über die sicilische Escadre von Admiral Collingwood betraut, betrieb er den Krieg gegen Napoleon und seinen Anhang mit Lust und erschien 11. Mai mit 5 Linienschiffen zu 74 Kanonen, 3 Fregatten und 2000 Mann Landtruppen im Golf von Neapel und machte Miene, die Stadt mit Bomben zu bewerfen. Da die Engländer bei ihrem Abzug aus Neapel von den Gestaden mitgenommen oder verbrannt hatten, was von der neapolitanischen Marine gut war, so waren die Franzosen wehrlos dieser Flotte gegenüber. Der Schrecken in Neapel war groß. Plötzlich wandte sich jedoch die englische Flotte gegen Capri, das nur von 250 Mann besetzt war, die zwar muthigen Widerstand leisteten, sich aber bald ergeben mussten. Das kleine Häuflein der Vertheidiger durfte mit allen kriegerischen Ehren nach Neapel abziehen. Von Capri aus sahen die Engländer mit ihren Fernrohren dem König in seinen Palast hinein — und waren sie eine stete Drohung für Neapel.

Sidney Smith.

Capri.

Eine andere Nachricht berührte Joseph schmerzlich, ein Justizmord war während seiner Rundfahrt vollbracht worden am Marchese Rodio. 1799 war dieser Ehrenmann Brigadegeneral im königlichen Heer; im Frieden Vorstand von Matera, hatte er Saint-Cyr auf seinem Abmarsch zu begleiten; dann war er Vorstand der Milizen des Bezirkes. Ein gefangener Adjutant Fra Diavolos hatte den Franzosen den Marchese als Oberhaupt der von der Königin gedungenen Briganten bezeichnet. Rodio hatte sich gegen diese Verdächtigung selber vor ein Kriegsgericht gestellt und war von demselben freigesprochen worden. — Während Josephs Rundreise betrieb jedoch Salicetti, dass Massena den Marchese vor ein zweites Kriegsgericht stellen ließ, welches den Mann zum Tod verurtheilte und den Spruch sogleich vollziehen ließ. Es war ein reiner Justizmord. Gerne hätte Joseph den Salicetti entfernt, er durfte aber nicht.

Marchese Rodio.

Dieser Mord machte in Neapel böses Blut, in Palermo aber ließ der Hof für den Märtyrer des Königthums am 23. Mai eine große Todtenfeier veranstalten. Es war ein Tropfen Bitterkeit mehr im Leidensbecher Karolinas. König Ferdinand IV. aber erließ 31. Mai 1806 eine förmliche Verwahrung gegen die Wegnahme seines Reiches und gegen die Anmaßung Josephs, sich König von Neapel und Sicilien zu nennen, und vertröstete seine Unterthanen: „Der Tag der Befreiung von dem harten Joch wird kommen."

Protest Ferdinands IV.

Nicht so hoffnungsvoll war die Königin wie ihr Gemahl, der über dem Weidwerk und Fischfang die Nothlage zu vergessen schien. Sie hatte ein tiefes und bitteres Gefühl der Lage, ihr that namentlich der Verrath und der Abfall so vieler wehe, auf deren ausdauernde Treue sie gerechnet hatte. Manche verließen sie, als die neue Regierung in Neapel Bestand zu gewinnen schien; auch musste sie treue Diener entlassen, weil sie keine Mittel mehr besaß, sie zu bezahlen. Der königliche Hofhalt begann ärmlich zu werden. Dann ängstigte sie die Zukunft ihrer Kinder. Sie schrieb ihrer Tochter in Wien:[1] „Ich möchte in ein Kloster gehen und da den Rest meiner Tage verbringen, denn, was soll aus mir werden? Zu welchen Schicksalsschlägen bin ich noch aufbewahrt? — Auch nach Sicilien werden die Franzosen ihre Hand ausstrecken; dann werden wir auf dem Meere umherirren, in Noth und Jammer, ohne Geld und Brot, zwei alte Gebrechliche, wie dein Vater und ich, fünf junge Leute in der Fülle ihrer Lebenskraft und ihrer Verzweiflung, dazu drei kleine unmündige Kinder mit der unabweisbaren Nothwendigkeit, jemand zu ihren Diensten zu haben, und das alles ohne eine Idee, bei wem und wo diese unbequeme Colonne abzusetzen wäre.“ Vom vielen Weinen waren ihre Augen sehr geschwächt, sie konnte nicht lesen, nicht zeichnen, nicht sticken, was sie sonst zerstreut hatte.

Schmerz über Verrath.

Sorge um die Zukunft.

Aber auch ihre Helfer, die Engländer, machten mit ihrer Derbheit Karolina Sorgen, obschon sie entschlossen waren, Sicilien nicht zu verlassen, sondern es um jeden Preis zu vertheidigen, denn ihre Seeherrschaft auf dem Mittelmeer war bedroht, wenn es den Franzosen gelang, Sicilien zu erobern: sie wollten deshalb ihren Truppenstand auf der Insel bis auf 35.000 Mann erhöhen. Karolina schrieb über sie: „Ich erblickte in ihnen die Ursache von all unserem Unglück; aber da sie jetzt die einzigen sind, welche Sicilien vertheidigen, so bleibt nichts übrig, als zu schweigen und zu dulden.“

Die Engländer.

So lange Sicilien nur zu Neapel gehörte, hatte die Insel wenig Bedeutung. Seit aber Neapel zum französischen Reich geschlagen war, wog der Besitz Siciliens viel auf. Darum forderte Napoleon, als das englische Cabinet durch Lord Yarmouth um Frieden zu unterhandeln schien, vor allem, dass Joseph als König von Neapel und Sicilien anerkannt werde. Aber gerade diese Bedingung machte die Engländer stutzig.[2]

Am 24. Juli 1806 schrieb Napoleon an Joseph, die Engländer schienen in Betreff Siciliens nachzugeben, und bemerkte dabei: „Wenn sich dies bestätigt, so werden Sie das schönste Reich der Welt haben, und ich hoffe, dass Sie mir, indem Sie mit aller Kraft nach einem guten Heer und Geschwader streben, nach Vermögen dazu helfen können, das Mittelmeer, das hauptsächliche und stete Ziel meiner Politik, in die Hand zu bekommen. Aber dazu gehört, dass die Völker viel zahlen, Neapel und Sicilien müssen Ihnen hundert Millionen Francs liefern.“ — Am 6. August 1806 schrieb er an Joseph: „Sie haben ein schönes Königreich; Sie dürfen aber ja nicht auf dem Thron einschlummern, sondern mit Kraft Ihre Finanzen organisieren, um eine gute Marine und ein gutes Heer zu haben. Sie dürfen ja nicht aus den Augen verlieren, dass Gewalt und strenge Gerechtigkeit die Güte der Könige sind. Sie verwechseln zu sehr die Güte der Könige mit der Güte der Privatleute.“ —

Napoleon an Joseph:

[1] Helfert, l. c. S. 245—246.
[2] Ibid. p. 227—246. — Correspondance, XII, p. 587.

Immer mahnt der Kaiser seinen Bruder an Strenge, er solle hängen und erschießen lassen. Er schreibt 13. Mai: „Mit Vergnügen ersehe ich, dass der Marchese Rodio erschossen ist.“[1]) Am 30. Juli 1806 mahnt er ihn: „Wenn Sie nicht die Zügel mit fester und entschlossener Hand halten; wenn Sie auf die Meinung des Volkes hören, welches nicht weiß, was es will; wenn Sie nicht die Missbräuche und Übergriffe derart zerstören, dass Sie reich werden; wenn Sie nicht solche Auflagen verhängen, dass Sie in Ihrem Dienste Franzosen, Corsen, Schweizer, Neapolitaner unterhalten und Schiffe bewaffnen können — so werden Sie gar nichts thun und werden uns in vier Jahren, statt zu nützen, schaden, denn Sie werden von meinen Mitteln zehren. — Calabrien hat ja einen Aufstand gemacht, warum wollen Sie nicht die Hälfte des Eigenthums in diesem Land nehmen und unter das Heer vertheilen? Dieses wäre eine Hilfsquelle, die Ihnen viel nützte, und gleichzeitig ein Exempel für die Zukunft. Man ändert und bessert die Staaten nicht mit weichem Verfahren; es bedarf außerordentlicher Maßregeln und der Kraft. Da die Calabresen meine Soldaten ermordet haben, so werde ich selber durch ein Decret zu Gunsten meiner Truppen die Hälfte des privaten und öffentlichen Einkommens der Provinz mit Beschlag belegen. Wenn Sie aber anfangen als Grundsatz aufzustellen, sie hätten sich nicht empört und hätten Ihnen stets angehangen, so wird Ihre Güte, die nur Schwäche und Zaghaftigkeit ist, Frankreich viel Unheil bringen. Die Freunde sagen: Sie flößen kein Vertrauen ein.“[2])

er fordert Strenge

und Raub in Calabrien.

Darauf antwortet Joseph, indem er betheuert, dass er immerdar thätig sei:[3]) „Ich habe die Grundsteuer auf ein Fünftel des Ertrages gestellt. Ich habe Specialgerichte eingerichtet. Seit acht Tagen sind über 600 Briganten umgekommen, erschossen oder gehängt worden. Ich habe keine andere Ruhe als acht Stunden von vierundzwanzig. Ich thue alles durch mich selbst, wie ich es weiß und vermag. Gewiß, ich bin kein großer Militär, aber ich weiß die mir von Eurer Majestät gegebenen Rathschläge zu schätzen, und wenn ich sie nicht immer befolgte, so ist es, weil ich nicht die Mittel dazu hatte.“ Joseph fühlte den Abstand von seinem Bruder sehr bitter und schrieb ihm 13. August: „Niemals wird dieser glorreiche Kaiser mich für jenen Napoleone entschädigen können, welchen ich so sehr geliebt habe, und welchen ich, wenn man sich auf den elysäischen Feldern wiederfindet, so wieder aufzufinden hoffe, wie ich ihn vor zwanzig Jahren gekannt habe.“ — Napoleon entgegnet 23. August:[4]) „Ich bin betrübt, dass Sie glauben, Ihren Bruder erst in den elysäischen Feldern wiederzufinden. Es ist ganz einfach, dass er mit vierzig Jahren für Sie nicht mehr dieselben Gefühle, wie mit zwölf Jahren hat. Aber er hat für Sie realere und stärkere Gefühle: seine Freundschaft trägt die Züge seiner Seele.“ — Napoleon forderte also von seinem Bruder unbedingten Gehorsam, ob er nun seinem Herzen oder seinem Volke wehthut; er ist oft hart und rauh gegen ihn, wie ein gestrenger Herr gegen seinen Diener; er warnt ihn vor seiner Vertrauensseligkeit auf die Italiener. „Haben Sie acht auf Ihre Küche, auf Ihre Person, sonst werden Sie vergiftet oder gemeuchelt werden. Ich bestehe darauf, dass Sie Ihre französischen Köche beibehalten, dass der Dienst an Ihrer Tafel von Ihrem

Antwort Josephs.

Einst und jetzt.

Er warnt vor Mord.

---

[1]) Mémoires du roi Joseph, II, p. 220. Paris 1855. Napoleon räth zur Strenge, XII, p. 193, 248, 302.

[2]) Correspondance, XII, p. 25—29.

[3]) Mémoires du roi Joseph, II, p. 234—236.

[4]) Correspondance, XIII, p. 132.

Haushofmeister besorgt werde, und dass die Hausordnung in Ihrem Schlosse eine solche ist, dass Sie immer unter dem Schutze von Franzosen stehen. Glauben Sie meiner Erfahrung! Den Charakter der Neapolitaner erkennt man aus alten Zeiten und Jahrhunderten — und Sie haben es ohnehin mit einem Weibe zu thun, welches das Verbrechen in Person ist.“ [1]) Beim Rath, ja seine Streitkräfte immer zu kennen, macht er über sich selber eine merkwürdige Andeutung: „Was mich betrifft, so sind die Standestabellen meiner Truppen für mich die angenehmste und interessanteste von allen literarischen Erscheinungen, das liebste Buch in meiner ganzen Bibliothek und dasjenige, zu welchem ich in Augenblicken der Erholung mit immer erneutem Vergnügen zurückgreife.“ — Napoleon wurde derb, namentlich in militärischen Briefen; er trieb zu einem Unternehmen auf Sicilien, mit 15.000 Mann müsse es gelingen: „All das Gesindel, Neapolitaner und Sicilianer zählt blutwenig; wenn Sie halbwegs vom Kriege etwas verständen, würde ich Sie auffordern, sich an die Spitze des Unternehmens zu stellen; aber so hieße das zu hohes Spiel spielen, und ist es schon besser, Sie bleiben in Neapel; nützen würden Sie ohnehin nichts und Ihre Anwesenheit würde die Stärke Ihrer Dispositionen nicht erhöhen; es ist daher am besten, Massena übernimmt die Ausführung.“

Lieblingslectüre.

Napoleon will Sicilien.

Ehe eine Landung in Sicilien gewagt werden konnte, musste der Krieg auf dem Festlande beendigt, mussten Civitella del Tronto und Gaëta genommen sein. Das erstere vertheidigte ein Irländer mit hohem Muth, bis es dem General Frégeville gelang, an einer wenig beachteten Stelle die Festung durch einen Handstreich zu überrumpeln. Gaëta wurde von dem kleinen, aber muthigen Prinzen Hessen-Philippsthal vertheidigt, der die Aufforderung, die Festung zu übergeben, durch ein Sprachrohr vom Walle herab also beantwortete: „Gaëta ist kein Ulm, Hessen ist kein Mack!“ — ein Wort, das die Franzosen oft hören mussten, und so stark, dass ihnen die Ohren davon gellten. Der Prinz war ein Original: um der Versuchung vorzubeugen, die ihm, dem Weintrinker, in dem wohlgefüllten Keller lag, gab er den Schlüssel dazu dem Bischof in die Hände, mit dem Gebot, ihm des Tages nicht mehr als eine Flasche zu überreichen.[2]) Er war witzig: den französischen General Gardanne machte er in einer Besprechung darauf aufmerksam, seine Wohnung sei ungesund wegen ihrer Lage, er würde ihm rathen, sie zu wechseln. Dieser fand sie ganz gesund. Am andern Morgen jedoch wurde diese Wohnung mit einem Hagel von Kugeln überschüttet, so dass Gardanne sich nur mit Mühe retten konnte. Jetzt verstand er den guten Rath.

Civitella.

Gaëta

Prinz von Hessen.

Massena stand vor der wichtigen Festung, die nach allen Regeln der Kunst belagert wurde, Campredon und Valongue thaten sich als Ingenieure dabei hervor.[3]) — Diesen tapferen Prinzen von Hessen wollte man in Palermo zum Befehlshaber über das ganze neapolitanische Festland ernennen, während die

Massena

[1]) Correspondance, 21. Mai 1806.

[2]) Helfert, l. c. S. 273.

[3]) Die Geschichte dieser Belagerung ist ausführlich beschrieben in den Mémoires du roi Joseph, publiés, annotés et mis en ordre par De Casse, Paris 1854, III, livre II. Rélation du siège de Gaëta. Du 13 Février au 16 Juillet 1806.

Engländer Landungen zu unternehmen gedachten und zwar zunächst in der Bucht von Santa Eufemia. Sidney Smith setzte 6000 Mann an das Ufer, Stuart griff das Fort Amantea an. General Reynier trat ihnen 4. Juli mit 5000 Mann entgegen, sein erstes Treffen kam aber durch das Kanonenfeuer, das von der See aus unterstützt wurde, in Unordnung, so dass er sich mit Verlust nach Catanzaro zurückziehen musste. Zu gleicher Zeit gab es wieder Aufstände in Calabrien, vereinzelte Abtheilungen der Franzosen wurden barbarisch ermordet, so dass der Engländer Stuart, über diese Frevel entsetzt, 10 bis 15 Ducaten für jeden ihm lebendig überlieferten französischen Soldaten bot.[1]) Die Willkür und Raubsucht der französischen Generale war zum Theile selbst an diesem bitteren Hasse schuld. König Joseph hatte Stunden der Verzweiflung, nicht minder war den Neapolitanern bange, die sich ihm angeschlossen hatten. Alle Hoffnung stand jetzt auf dem Siege über Gaëta: gegen welches nach schweren Vorarbeiten endlich in der Nacht des 7. Juli das Bombardement aus achtzig Feuerschlünden begann: es hatte eine verheerende Wirkung, mehrere Pulverdepots in der Festung flogen in die Luft, ihre Geschütze wurden unbrauchbar gemacht. Das größte Unglück für die Vertheidigung war aber, dass ein Bombensplitter den Prinz von Hessen in der Nacht des 10. Juli traf und dieser bewusstlos zusammensank und auf ein englisches Schiff gebracht werden musste — die Stände Siciliens hatten ihm kurz vorher, in Bewunderung seiner umsichtigen Tapferkeit einen Ehrendegen und ein mit Diamanten besetztes Jagdmesser zu übersenden beschlossen. Jetzt erlahmte die Kraft des Widerstandes, zwei weite Breschen gaben Mássena den Muth zum Sturm — schon war der Befehl dazu ertheilt, als die weiße Fahne aufgepflanzt wurde: die Tapferkeit der Besatzung zu ehren, gewährten die Franzosen, dass sie unter dem Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu kämpfen, mit Waffen, Gepäck und Feldgeschütze nach Sicilien übergeschifft werden sollte.[2])

Calabrien. Gaëta. Der Prinz von Hessen. Gaëta fällt.

In Calabrien währte der Kampf mit allen Greueln eines Volkskrieges fort, so dass Stuart auf den Kopf des ärgsten Unholdes unter den Bandenführern, des Papasodaro, einen hohen Preis setzte. Um aber zu zeigen, dass er nicht um die Engländer sich kümmere, versprach Papasodaro die gleiche Summe jedem, der ihm den britischen Oberbefehlshaber lebendig oder todt einliefere.[3]) Zum Glück gab es auch edle Naturen unter den Bandenführern. Von Pane di Grano erzählt Guglielmo Pepe, der einige Zeit der Gefangene dieses ehemaligen Galeerensträflings war, rührende Züge von Herzensgüte und Großmuth. Die Angebote und glänzenden Versprechungen der Franzosen hörten sie trotz ihrer Armut ruhig an, mit einem edlen Stolz, obschon sie in ihrer äußersten Dürftigkeit barfüßig und mit elenden Kleidern bedeckt dastanden. Pepe erklärt ganz offen, wenn die Mittelclasse und die Gebildeten nicht mit den Franzosen gehalten hätten, so wären diese niemals Herren des Landes geworden, denn die Calabresen hätten als Kämpfer einen ungeheuren Vortheil über alle anderen Italiener in der innigen Überzeugung, in ihrer Kühnheit und Fertigkeit in Handhabung der Feuerwaffen, so dass sie darin selbst dem tapfersten Volke der Welt nicht nachzustehen glauben.[4])

Calabrien. Papasodaro. Pane di Grano. Guglielmo Pepe.

---

[1]) Helfert, l. c. S. 277. Napoleons Anweisung, wie Gaëta zu belagern sei, steht in der Correspondance, XII, p. 467—471, dann p. 474, 508.

[2]) Helfert, l. c. S. 280, 286—287.

[3]) Ibid. p. 288.

[4]) Ibid. p. 288—296.

Nun, nach dem Falle Gaëtas konnten die Franzosen kräftiger in Calabrien auftreten. Napoleon schrieb voll Zorn darüber, dass der Aufstand in Calabrien noch nicht niedergeschlagen worden sei, an seinen Bruder: „Ich wünsche zu wissen, wie viel Güter Sie in Calabrien eingezogen, wie vielen Unruhestiftern Sie ihr gutes Recht erwiesen haben. Lassen Sie in drei oder vier aufständischen Orten brennen und plündern; das wird Exempel statuieren, Ihre Soldaten aufmuntern und fleißig zur Arbeit machen. Lassen Sie drei Leute in jedem Orte aufknüpfen, Anführer und Insurgenten, und haben Sie für Geistliche nicht mehr Rücksicht, als für alle anderen.“ [1]) — Dazu war Massena der rechte Mann. Als vor der Stadt Lauria, 7. August, die Franzosen mit Schüssen empfangen wurden, kannten sie keine Schonung, plünderten, mordeten, brannten. Am Abend war die Stadt nur noch ein Haufen von Ruinen. Männer, Weiber, Kinder — alles hatte das Feuer verschlungen. Der Belagerungszustand wurde über ganz Calabrien verhängt, die Militärgerichte ließen in wenig Tagen mehr als 600 Briganten erschießen, die Gefängnisse wurden sehr voll und schnell wieder leer.[2]) Unter den Banden, die schnell zersprengt wurden, war auch die des Fra Diavolo oder Obersten Pezza, dem die Stände Siciliens kürzlich in Anerkennung seiner Tapferkeit ein Paar kostbare Pistolen gesendet hatten; er musste auf römisches Gebiet fliehen; als er ruhelos unter Verkleidung wieder zurückkehrte, ward er gefangen, zum Tode verurtheilt und am 12. November 1806 gehangen, trotz aller Einsprache der Engländer, die ihn als höheren Officier ihres Verbündeten reclamierten.[3]) Eine Bande nach der anderen löste sich auf oder streckte die Waffen. —

Napoleon will Strenge.

Massena.

Fra Diavolo.

Pitts Tod.

Eine andere Folge von der Niederlage der dritten Coalition bei Austerlitz war der Tod Pitts; er hatte sich unsägliche Mühe gegeben, diesen Bund zustande zu bringen, mit welchem er dem Ehrgeize des Eroberers Schranken zu setzen hoffte — und jetzt war dieser Bund niedergeschmettert und stand Napoleon durch sein Genie und durch seine Schnelligkeit mächtiger da als je. Als die ersten Gerüchte von Macks Unglück bei Ulm die Hauptstadt durchflogen, wollte er ihnen keinen Glauben schenken. „Es ist nichts als Täuschung, glauben Sie es nicht!“ sagte er zu seiner Umgebung.[4]) Am nächsten Tage brachte eine holländische Zeitung die Bedingungen der Capitulation Macks; Pitt verstand kein Holländisch, er gieng zu Lord Malmesbury, der Gesandter in Holland gewesen war, und ließ sich das Blatt übersetzen. Der Stoß war

Wirkung von Ulm.

[1]) Correspondance, XIII, vom 30. Juli und 5. August 1806.

[2]) Napoleon warnt übrigens, Correspondance, XII, p. 525, seinen Bruder vor Massena: „Er passt nicht zu einer bürgerlichen Regierung, er ist auch keiner Anhänglichkeit fähig, er ist ein tüchtiger Soldat, aber liebt nur das Geld; dies ist der einzige Hebel, mit dem man ihn in Bewegung setzen kann, selbst unter meinen Augen. Anfangs gieng es mit kleinen Summen, heute reichen Milliarden nicht hin.“

[3]) Helfert, l. c. S. 301, 336.

[4]) „Don't believe a word of it, it is all a fiction.“ Mahon, Life of Pitt, IV, p. 341.

zu stark, er traf ihn ins Herz. Obschon er sich zu beherrschen suchte, bemerkte Malmesbury doch die Veränderung in seinem Gesicht zu deutlich; er erzählt in seinem Tagebuch: „Es war zum letztenmale, dass ich ihn sah; der Besuch ließ einen unauslöschlichen Eindruck in mir zurück, da auf einmal Geberde und Antlitz verändert waren — und auch den Verlust, den wir bald erfahren sollten, andeuteten.“ — Der Sieg bei Trafalgar hob Pitts Stimmung wieder, aber nur für einen Augenblick; er sandte Harrowby nach Berlin, um Preußen zu raschem Handeln anzutreiben, aber vergebens. Anfangs December reiste er nach Bath, um dort sich zu erholen und Kräfte zu sammeln für die Parlamentssitzung im Januar. Da traf ihn die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz, die den ganzen Feldzug entschied, und vom Frieden zu Pressburg, der ihm Napoleons Macht zu befestigen und die Dauer der Militärmonarchie auf Jahrzehnte zu begründen schien. Dieser Schlag war zu schrecklich, er verlangte eine Mappe mit Papieren, und dass man ihn allein lasse. Pitt überließ sich seinen düsteren Gedanken; die Gicht, an welcher er litt, schlug sich vom Fuß in die edleren Theile. Er fühlte sich angegriffen und kehrte in kleinen Tagereisen nach London zurück. Er sah von Sorge abgemagert aus, ein Sturm gegen seine Politik stand ihm bevor im Parlament; er hätte ihn mit seinem Geist sicher bestanden, aber die Kraft seines Körpers war gebrochen; Wilberforce bezeichnete das herabgekommene Aussehen Pitts mit den Worten „den Austerlitz-Blick“.[1]) Pitt bedurfte der Ruhe für mehrere Monate, desungeachtet nahm er Besuche an und arbeitete noch: so empfieng er Marquis Wellesley, der aus Ostindien, das er acht Jahre glänzend regiert hatte, gerade in London eintraf, und sprach mit diesem Freunde lange herzlich und lebhaft und rühmte dessen Bruder Arthur: „Ich habe nie einen Officier gesehen, mit dem sich so gut reden läßt; er macht auf jede Schwierigkeit aufmerksam, ehe er ein Geschäft übernimmt, aber auf keine mehr, sobald er es einmal übernommen hat.“[2]) Dieses Lob Pitts charakterisiert den späteren Lord Wellington vortrefflich. Die Aufregung, in welche dieser Besuch ihn brachte, war zu stark für seinen Zustand, Pitt stürzte in Ohnmacht zusammen und musste zu Bett gebracht werden, ehe Wellesley das Haus verließ, der nachher sagte: „Trotz seiner Liebenswürdigkeit sah ich, dass der Tod schon seine Hand auf ihn gelegt hatte. Diese melancholische Wahrheit ward jetzt von seinen Freunden wie von dessen Gegnern geglaubt. Ich warnte Grenville vor Pitts nahem Ende, er antwortete mit einem Strom von Thränen und beschloss sogleich, jeder Angriff auf Pitt solle vertagt werden.“

von Trafalgar.

von Austerlitz.

Wellesley.

Grenville.

Petty.

Lord Henry Petty, der den Angriff hätte beginnen sollen, mochte nicht als der Ankläger eines Mannes auftreten, der sich nicht mehr vertheidigen konnte.

[1]) „The Austerlitz look.“ Mahon, l. c. IV, p. 664.
[2]) Mahon, l. c. IV, p. 375.

Auch Fox, sein alter Gegner, mochte nicht gegen Pitt sprechen; mit Virgils Worten: „Sunt lacrymae rerum et mentem mortalia tangunt“ wies er jede Feindseligkeit zurück. Am ersten Tage fand darum im Parlamente keine Debatte statt. Das Volk verlangte Nachrichten über das Befinden des Ministers. Die Ärzte erklärten, sein Leben sei in hoher Gefahr. Sein ehemaliger Lehrer und alter Freund, der Bischof von Lincoln, kam jetzt, um ihn von der Gefahr zu unterrichten, in der er schwebe, und ihm den Trost der Religion zu bieten. Pitt weigerte sich, das Sacrament zu empfangen, er sei dessen unwürdig. Der Bischof fieng an zu beten, der Kranke betete laut mit, wenn auch seine Stimme nicht mehr den tiefen, vollen Klang hatte. Die Anzeige von der Gefahr, in welcher er schwebe, nahm er mit beispielloser Ruhe und Festigkeit auf. Er wollte dann seinen letzten Willen niederschreiben, war aber nicht mehr im Stande, nun dictierte er ihn. Dann bat er, dass man ihm denselben vorlese und ihn unterschreiben lasse. Was hatte er unterzeichnet? Das Bekenntnis, dass er noch Schulden habe, und den Wunsch, dass sie aus seinen Habseligkeiten gedeckt werden könnten, dann doppelten Jahreslohn für seine Diener, und endlich, dass für seine unversorgten drei Nichten, die keinen fürsorgenden Vater mehr hatten, ein Jahrgeld von 1000 oder 1200 Pfund ermittelt werden könnte. „Ich habe keine solchen Verdienste um den Staat, dass ich es von ihm ansprechen könnte, aber ich hoffe doch, dass meine Wünsche erfüllt werden könnten.“ Seinem ehemaligen Lehrer, dem Bischof von Lincoln, und seinem Bruder übertrug er die Sorge für seine Papiere und die Ordnung seiner Angelegenheiten. Unter seinen Nichten war er namentlich um Lady Hester bekümmert, die ihn pflegte: „Die gute Seele, ich weiß, sie liebt mich!“ Sein Kummer, dass seine Habe nicht ausreiche, seine Schulden zu decken, kam aus dem bitteren Gefühl, dass er über der Sorge um den Staat vergessen habe, Ordnung in sein eigenes Vermögen zu bringen.[1])

Fox. Letzter Wille. Schulden.

Am vorletzten Tage beschäftigten ihn in seinen Phantasien viel die Staatsgeschäfte; als er wieder zum Bewusstsein kam, soll er im Ton des höchsten Schmerzes über die ernste Lage Englands ausgerufen haben: „O, mein Vaterland!

[1]) Macaulay tadelt ihn deshalb (Ausgewählte Schriften. Neue Folge, II, S. 203): „Einige seiner Bewunderer sahen in der Größe seiner Verlegenheiten einen Umstand, der für ihn höchst ehrenvoll sei, aber Männer von richtigem Urtheil werden anderer Meinung sein. Allerdings ist es weit besser, dass ein großer Minister seine Verachtung des Geldes bis zum Übermaß treibt, als dass er seine Hände mit unrechtmäßigem Gewinn beschmutzt. Aber für einen Mann, den das Land mit einem Einkommen versehen hat, das für seine Bequemlichkeit und Würde mehr als hinreicht, ist es weder recht noch schicklich, diesem Lande eine große Schuld zu hinterlassen, die bloß durch Nachlässigkeit und Verschwendung entstanden ist. Als erster Lord des Schatzes und Schatzkanzler hatte Pitt außer einer vortrefflichen Wohnung nie weniger als 6000 Pfund jährlich. 1792 wurde er durch das freundliche Drängen seines königlichen Herrn gezwungen, das lebenslängliche Amt eines Wächters der fünf Häfen anzunehmen, das seine Einnahmen beinahe um 4000 Pfund vermehrte. Er hatte weder Weib noch Kind, weder arme Verwandte, noch kostspielige Neigungen, und auch keine langen Wahlrechnungen zu bezahlen. Hätte er der Regelung seines Haushaltes nur eine Stunde wöchentlich gewidmet, so würden seine Ausgaben in ihren Schranken geblieben sein. Hatte er für diesen Zweck nicht einmal eine Viertelstunde wöchentlich übrig, so besaß er zahlreiche Freunde, vortreffliche Geschäftsmänner, die stolz darauf gewesen wären, seine Hausverwalter zu sein. — Einer dieser Freunde, das Oberhaupt eines großen Handelshauses in der Altstadt, machte einen Versuch, in seinen Haushalt Ordnung zu bringen, jedoch ohne Erfolg. Er fand, dass die Verschwendung der Bedienten fast fabelhaft sei. Nach den Rechnungen der Fleischer wurden an Fleisch neun Centner wöchentlich verbraucht. Was an Geflügel, Fischen und Thee verzehrt wurde, stand damit im Verhältnis. Pitts Ruf würde höher stehen, wenn er mit der Uneigennützigkeit eines Perikles und de Witt, auch ihre würdige Enthaltsamkeit verbunden hätte.“

in welchem Zustande lasse ich mein Vaterland zurück!“[1]) — Für sich selber sah er dem Tode voll Ruhe entgegen — wie der Bischof von Lincoln nachher versicherte: er vertraute auf seine Unschuld und die Barmherzigkeit Gottes durch die Verdienste Jesu Christi.[2]) Er hauchte am Morgen des 23. Januar 1806 seinen letzten Seufzer aus, am gleichen Tage, da er 25 Jahre früher zuerst im Parlamente erschien. Pitt war 47 Jahre alt und war davon beinahe 19 Jahre erster Lord des Schatzes und anerkanntes Oberhaupt der Verwaltung gewesen; kein englischer Staatsmann hatte, seit es ein parlamentarisches Regiment gab, so lange diese erste Stelle bekleidet.

Pitts Tod.

Mit Pitts Tod löste sich sein Ministerium auf. Gern hätte es der König beibehalten, denn er fürchtete die Gefahren, die bei einem so verzweifelten Kampfe ein Wechsel in der Politik haben könnte, und beauftragte darum Lord Hawkesbury, ein Ministerium auf derselben Grundlage zu bilden. Im Ministerium Pitt waren auch entschlossene und geschickte Männer, aber keiner, der die Lücke, die sein Tod eingerissen, ausfüllen konnte, und Hawkesbury bemerkte bald, dass sein Versuch scheitere, und lehnte ab. Aus der kurzen Zeit seiner Amtsthätigkeit trug er aber einen wichtigen Vortheil davon: der König hatte ihm nämlich die durch Pitts Tod erledigte Aufsicht über die fünf Häfen[3]) übertragen. Die öffentliche Meinung war durch den Gang der Ereignisse sehr erregt; man müsse der Macht des revolutionären Frankreich auf andere Weise als bisher beikommen, die Gegensätze von Tories und Whigs hätten sich überlebt, alle Parteien müssten ihre besten Kräfte dem Staate weihen, und durch ein Ministerium aller Talente müsse eine freisinnige Regierung entstehen. Georg III. musste nachgeben, er berief Grenville, und dieser schlug Fox vor. „So dachte ich, und das meinte ich auch“, sagte der König. So wurde denn Fox erster Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Grenville erster Lord des Schatzes, Erskine Lordkanzler, Howitt, früher Grey, erster Lord der Admiralität, Windham Kriegssecretär, Spencer Staatssecretär des Innern. Die Mehrzahl sah diesem Coalitionsministerium mit großen Hoffnungen entgegen.

Hawkesbury.

Coalitionsministerium.

Das Begräbnis von Pitt fand erst am 22. Februar 1806 statt. Henry Loiseeller mit Wilberforce, dem Vertreter von Yorkshire, stellten den Antrag, eine Adresse an den König zu richten: „Pitt auf öffentliche Kosten bestatten und ein Monument errichten zu lassen zum Andenken an den ausgezeichneten Staatsmann, mit einer Inschrift, welche den großen und unersetzlichen Verlust ausdrücke, und Seiner Majestät zu erklären, dass das Haus die Kosten dafür trage.“ In ganz gleicher Weise war 1778 das Haus der Gemeinen für Lord Chatham eingeschritten. Die Motion stieß auf heftigen Widerspruch. Auch Fox sprach dagegen, aber nicht als erbitterter Feind, sondern als Gegner der Grundsätze Pitts: „Wenn das Zeichen öffentlicher Anerkennung derart wäre, dass ich durch Nach-

Pitts Denkmal.

[1]) „Oh my country, how I leave my country!“ Mahon, l. c. IV, p. 382.

[2]) Pitt alluded to the innocency of his life and expressed a confidence in the hope of the mercy of God through the intercession of his Redeemer. Ibid. p. 384.

[3]) Wardenship of the cinq Ports.

giebigkeit meine Pflicht gegen den Staat nicht verletzte, so könnte kein Mensch thatkräftiger und liebevoller sich diesem Antrag anschließen, als ich es thun würde. Wenn der Antrag zum Beispiel die Geldnoth Pitts zu begleichen bezweckte, in der er gerathen wegen seines uneigennützigen Eifers für den Staat, so würde ich dafür gestimmt haben, seine Schulden in der liberalsten Art zu decken. Aber etwas ganz anderes sind Ehren für Pitt, als einen ausgezeichneten Staatsmann. Man kann doch nicht fordern, dass ich die Grundsätze vergesse, die ich stets in gleicher Weise bekannt habe, und die Verurtheilung dieser Grundsätze dadurch ausspreche, dass ich vor dem ganzen Hause diesem Antrage beitrete?" — Die Freunde Pitts appellierten nun an das Haus, und dieses stimmte mit 258 Stimmen gegen 58 für den Antrag. Am 3. Februar erfolgte in Form einer Adresse an die Krone der Antrag, mit 40.000 Pfund Pitts Schulden zu bezahlen. Fox und Windham drückten ihre Freude aus, diesmal zustimmen zu können, nie hatten sie mit größerer Freude „Ja" gesagt — und 40.000 Pfund wurden den Testaments-Executoren Pitts übergeben; dann ein Jahrgeld von 1200 Pfund für Lady Hester und zwei Pensionen, jede mit 600 Pfund Sterling, ihren beiden Schwestern zuerkannt. Schulden gedeckt.

Mit hohem Glanz gieng die Bestattung Pitts vor sich; seine Ruhestätte fand er bei dem Grab seines großen Vaters. „Es schien, als ob die Statue des Vaters hinabsehe in das Grab, welches für seinen Lieblingssohn geöffnet war, den letzten, der seinen Namen fortpflanzen sollte" — so sagt Wilberforce. Arthur Wellesley aber schreibt: „Wir erwarteten ihn in der Westminster-Abtei, hier wurde das Grab des gefeierten Vaters geöffnet, um ihn aufzunehmen, und wir sahen, wie seine Überreste auf den Sarg seines Vaters hinabgesenkt wurden. — Wo ist ein Grab, das einen solchen Vater und einen solchen Sohn umschließt? Welches Grab enthält die Überreste von so viel Genie und Ruhm?" — Auf der westlichen Seite derselben Kapelle steht das Denkmal des Sohnes, auf der östlichen das seines Vaters. Schon 1802 wollte man Pitt ein Denkmal setzen, er verhinderte es: er wollte, während er lebe, keine so ungewöhnliche Ehrung. Nach seinem Tode sind ihm mehrere gesetzt worden aus Bewunderung seiner Leistungen. Bestattung.

Pitts Thätigkeit als Staatsmann ist in den letzten Bänden geschildert worden. Seine Geschichte ist die Geschichte Englands, und von der Geschichte der ganzen gebildeten Welt untrennbar. Im Privatleben war er liebenswürdig, heiter, gegen Dürftige freigebig, gegen Freunde treu, immer wahrhaftig, immer tadellos rechtschaffen, untadelhaft als Sohn und als Bruder. Seine Jugend verfloss in ernsten Studien, er war einer der besten Kenner der alten Classiker, zugleich der beste Mathematiker. Seine liebste Erholung fand er in den Dichtern der Griechen und Römer. Im dreiundzwanzigsten Jahre schon glänzte Pitt als Redner im Parlament. Fortan lebte er ganz dem Staate, sein hohes Amt war der Stolz seines Lebens und die Freude seines Herzens. Ein häusliches Leben hat er nie gehabt. Als sein Vater ihm die Heirat mit der Tochter Neckers vorschlug, mit der später so berühmten Staël, soll er geantwortet haben, dass er schon mit seinem Lande verheiratet sei. — Zum Umgange mit lockeren Frauen hatte er zu viel Seelenstolz, noch auf dem Sterbebette berief er sich auf seine Unschuld.[1]) Charakter.

[1]) The innocency of my life.

Er gieng ganz in der Thätigkeit für den Staat auf. Pitt kam nie zu einer Reise nach Schottland, er hat Irland nie besucht, und kam in England nicht einmal über Northampton hinaus; einmal war er sechs Wochen in Frankreich.

Urtheil Broughams

Broughams beklagt es[1]) als ein Unglück, dass er zu früh in den Staatsdienst eintrat, und dadurch zu schnell von der Verfolgung seiner Studien abgerufen wurde, welche sein schneller Emporschwung für immer abbrach; es sei dies der in allen seinen Maßregeln sichtbare Fehler seines Lebens, den nicht einmal seine großen Fähigkeiten und sein angestrengter Fleiß hätten gutmachen können: „die Unkenntnis der Grundsätze, nach welchen große Verordnungen gebildet und Nationen geleitet und verbessert werden müssen". Sobald er amtliche Pflichten übernommen hatte, sei seine Zeit jedem preisgegeben gewesen, der eine Forderung, eine Beschwerde zu machen, ein Geheimnis anzubieten hatte. Die Stunden, aus denen der Tag besteht, hätten nicht hingereicht, um die Geschäfte abzumachen, die Parteiränke zu leiten und zugleich alles zu lernen, „was er wegen der plötzlichen Versetzung vom Studierzimmer in das Cabinet und in den Senat nicht hatte lernen können". Auch Macaulay beklagt, dass Pitt schon im dreiundzwanzigsten Jahre erster Minister wurde: „Es wäre für ihn und sein Vaterland ein Glück gewesen, wenn seine Erhebung sich hinausgeschoben hätte. Acht oder zehn Jahre, in denen er zum Lesen und Nachdenken, zu Reisen im Auslande, zum geselligen Verkehr und zum freien und zwanglosen Gedankenaustausch mit einer bunten Gesellschaft von Genossen Muße und Gelegenheit gehabt hätte, würden die Lücken ausgefüllt haben, die ohne seine Schuld in seinem mächtigen Geiste geblieben waren. Er besaß alle Kenntnisse, die sich von ihm erwarten ließen, das heißt alle Kenntnisse, die sich in Cambridge erwerben lassen, und alle Kenntnisse, die jemand als Schatzkanzler und erster Lord des Schatzes sich aneignen kann. Aber die allgemeine Bildung, die er von der Hochschule mitbrachte, war, so ungewöhnlich sie bei einem Jüngling genannt werden musste, im Vergleich mit Foxens Kenntnissen doch gering, und im Vergleich mit den massenhaften und mannigfaltigen Schätzen, die Burke in seinem umfassenden Geiste aufgespeichert hatte, geradezu bettelhaft. Sobald Pitt Minister wurde, hatte er keine Muße mehr zu lernen, als für die Zwecke des Tages, der über ihn hinzog, nothwendig war. Er war von erfahrenen und geschickten Beamten umgeben, er konnte jeden Augenblick über ihre thätigste Hilfe verfügen; aus dem Vorrath, welchen sie ihm zuführten, sammelte sein kräftiger Geist rasch den Stoff zu einem guten Vortrag im Parlamente, und das war ihm genug. Gesetzgebung und Verwaltung waren ihm untergeordnete Gegenstände. Der Arbeit, Gesetze zu entwerfen, Verträge zu schließen, Flotten und Heere auszurüsten, Züge abgehen zu lassen, widmete er bloß die Neigen seiner Zeit und die Hefen seines feinen Verstandes. Die Kraft und der Saft seines Geistes wurde vollständig in einer anderen Richtung verwendet. Wenn das Unterhaus überzeugt und überredet werden sollte, dann strengte er all seine Kräfte an." — Vom Unterhaus hieng in England alles ab, und von England hiengen die Schicksale Europas ab. Dadurch, dass Pitt der größte Meister der parlamentarischen Kunst war, war er mit fünfundzwanzig Jahren schon der mächtigste Mann in England und wuchs zum gewaltigsten Gegner der Revolution und ihres genialen Heerführers heran.

und Macaulays.

Burke über Pitt.

Aber worin bestand der Kern seiner Redegewalt? — dass selbst Burke sagte, nachdem er die erste Rede des dreiundzwanzigjährigen Pitt im Unterhaus angehört hatte: „Das ist nicht ein Span vom alten Block, das ist der ganze alte

[1]) Die Staatsmänner während der Regierungs-Epoche Georgs III. Bd. I.

Block selbst." — „Pitt wird einer der ersten Redner werden", sagte ein anderes Mitglied. — „Er ist es schon!" erwiderte Fox, entzückt durch die Schlagfertigkeit des jungen Mannes, durch die Schönheit seiner Perioden, durch den Wohlklang seiner Stimme. Bald wurde Pitt „der größte Meister der gesammten Kunst der parlamentarischen Regierung, den es jemals gegeben hat, größer als Montague oder Walpole, größer als sein Vater Chatham oder sein Nebenbuhler Fox, größer als einer seiner erlauchten Nachfolger, Canning und Peel".[1] Pitt schrieb seine Reden nicht vorher nieder, bloß Skizzen des Gedankenganges, Schlagwörter, dennoch war der Fluss seiner Rede ununterbrochen und überzeugte durch die Klarheit der Auseinandersetzungen, durch das Festhalten an strengem Denken und kräftigem Gefühl, durch die Erhabenheit seiner Diction, durch die unveränderliche Würde in seinem Äußeren; seine Declamation war bewunderungswürdig. Er erlaubte sich bei all dem wenig Bilder oder bildliche Ausdrücke: an der Einfachheit der alten Redner hatte er sich gebildet. Von seiner Rede über den Krieg im Jahre 1803, sagte sein Gegner Fox: „Die Alten würden ihn bewundert, ja vielleicht beneidet haben." — Als seine höchste Leistung wird seine Rede in der Sclavenfrage (1791) bewundert, „weil sie mit der feurigsten Declamation das tiefste Pathos, die lebhafteste Phantasie und das schärfste Denken vereinigte". Die Wirkung dieser Rede auf Fox war deutlich zu sehen während der ganzen Zeit seines Vortrages, während Sheridan seine Gefühle in den herzlichsten und leidenschaftlichsten Ausdrücken kundgab; ganz verloren in Bewunderung über den ihm vorher unbekannten Bereich menschlicher Beredsamkeit, kam Windham nach Hause.[2] Fox

Macaulay vergleicht Pitt mit Fox also: und Pitt.

„Es gab vielleicht nie zwei Männer, deren Reden mehr von dem Duft, den sittliche Eigenschaften mittheilen, mehr von dem hatten, was man den Seelenkern nennt, als Fox und Pitt. Foxens Reden verdanken einen großen Theil ihres Reizes jener Wärme und Weichheit des Herzens, jenem Mitgefühl mit menschlichen Leiden, jener Bewunderung alles Großen und Schönen, jenem Hass gegen Grausamkeit und Ungerechtigkeit, die uns selbst in den mangelhaftesten Niederschriften anziehen und entzücken. Auf der anderen Seite konnte niemand Pitt hören, ohne in ihm einen Mann von hohem, unerschrockenem und gebieterischem Geiste zu erkennen, der das Bewusstsein seiner Rechtschaffenheit und geistigen Überlegenheit hat, und zu den gemeinen Fehlern der Furcht und des Lasters unfähig, aber zu sehr geneigt ist, Verachtung zu empfinden und zu verrathen. Dieser Stolz, der viele verwundete, entsprang aus dem Bewusstsein großer Kräfte und Tugenden, und wurde nie so offen zur Schau getragen, als mitten unter Schwierigkeiten und Gefahren, die jeden gewöhnlichen Geist entmuthigt oder niedergebeugt haben würden. Es war der Stolz des Mannes von großer Seele, der sich hoher Dinge wert hält, weil er in der That Wert besitzt. — Überdies stand dieser Stolz mit einem Ehrgeiz, dem keine niedere Begehrlichkeit beigemischt war, in innigster Verbindung. Es lag etwas Edles in der cynischen Verachtung, mit welcher der mächtige Minister Reichthümer und Titel unter Männer, welche Wert auf sie legten, nach rechts oder nach links austheilte, während er sie sich aus dem Wege schob. Für seine Person arm, war er von Freunden umgeben, denen er dreitausend, viertausend, zehntausend Pfund jährlich verliehen hatte. Für seine Person ein schlichter Minister, hat er mehr Lords gemacht, als jemals drei Minister vor ihm.

Pitts Stolz.

---

[1] Macaulay, l. c. Neue Folge, II, S. 159.
[2] Brougham, l. c. S. 193.

Der Hosenbandorden, nach dem die ersten Herzoge strebten, wurde ihm wiederholt, aber vergebens angeboten.“ [1]) Ein Schüler von ihm schrieb mit Grund unter sein Standbild in Guildhall: „Zwanzig Jahre hindurch vertheilte er reichlich die Schätze der Krone und lebte ohne Prunk und starb arm.“

Pitt war der Mann der gesetzlichen Ordnung, der treue Unterthan seines Königs. Selbst seine Feinde müssen ihm dies Zeugnis geben. Als Georg III. seinen ersten Anfall von Geisteskrankheit hatte, wollten viele, dass er für unfähig zur Regierung erklärt würde. Pitt war erst 25 Jahre alt und wagte doch es mit der Menge derer aufzunehmen, welche den leichtfertigen Prinzen von Wales an die Regentschaft bringen und unter dessen Schutz zur Gewalt gelangen wollten. „Dieses Betragen machte Pitt zum Abgott des Volkes, es ist die schönste Periode in seinem Leben. Sein herrlichster Triumph war aber ohne Zweifel der Augenblick, als er Georg III. unter einem ungeheuren Zulaufe des freudetrunkenen zufriedenen Volkes nach der Sanct Paulskirche führte, um dort Gott für dessen Wiederherstellung zu danken. — Man zweifelte keineswegs daran, dass Pitt bei dieser Gelegenheit der Retter des Königs gewesen sei und die öffentliche Ruhe erhalten habe, denn die Erfahrung bewies, dass Georg III. noch regieren konnte, und man wusste recht gut, dass, wäre die Regentschaft eingesetzt worden, wie es die Opposition wollte, sodann diese Regierungsfähigkeit schwerlich anerkannt und gewiss zu einem Bürgerkrieg Anlass wäre gegeben worden.“ [2])

Hass der Jakobiner und Napoleons.

Die Bedeutung Pitts erkennt man am leichtesten aus dem Hass, den ihm die Revolution bewies, welche er beharrlich bekämpfte. Er war ein wahrer Teufel nach den Flüchen, welche ihm die Jakobiner weihten. Auch Napoleon bezeichnet ihn auf St. Helena als einen Genius des Bösen: [3]) „Pitt herrschte über die ganze europäische Politik, in seinen Händen lag das moralische Wohl der Völker, aber er hat schlechten Gebrauch davon gemacht, hat die Welt in Brand gesteckt — und die Geschichte wird seinen Namen unter Jammer und Thränen nennen, wie sie den des Herostratus nennt. Schon die ersten Funken unserer Revolution, dann der Widerstand gegen den gemeinsamen Willen des Volkes, und endlich all die gräßlichen Verbrechen, die hieraus entsprangen, waren sein Werk. Dieser fünfundzwanzigjährige allgemeine Aufruhr, diese zahlreichen Coalitionen, welche ihn unterhielten, der Umsturz aller Ordnung, diese Verwüstung durch ganz Europa, diese Ströme von Blut, welche dabei vergossen worden sind, diese ungeheure Schuld Englands, womit alle jene Dinge erkauft wurden, das pestilentialische System der Anleihen, das schwer auf dem Volke lastet, die jetzige allgemeine drückende Lage — all das kommt von ihm. Er war der Abgott der europäischen Aristokraten, eine Art Sulla. Für Fox findet man dagegen kein Vorbild unter den Alten, er selbst wird aber ein Vorbild sein und seine Schule früh oder spät die Welt regieren.“ — Das Urtheil Napoleons gegen Pitt ist von leidenschaftlichem Hasse dictiert, weil von Pitt der Widerstand gegen seine Welteroberungspläne ausgieng.

Thiers.

Würdiger und maßvoller urtheilt Napoleons Bewunderer, Thiers, über Pitt: [4]) „Wenn man jene Minister bewundert, welche in absoluten Staaten die Schwäche des Fürsten, die Unbeständigkeit des Hofes auf längere Zeit besiegten, und im Namen ihres Herrn ein geknechtetes Land beherrschen, welche Bewunde-

[1]) Macaulay, l. c. Neue Folge, II, S. 165—166.
[2]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben, V, S. 114—115.
[3]) Ibid. X, p. 54.
[4]) Thiers, l. c. VI, p. 336—338.

rung muſs man dann für einen Mann empfinden, deſſen Macht, auf eine freie Nation gestützt, zwanzig Jahre dauerte! Die Höfe sind allerdings sehr launig, aber dasselbe gilt von den großen, berathenden Versammlungen. Alle Launen der Meinung, durch die tausend Anregungen der Presse aufgestachelt und in einem Parlament vereinigt, wo sie sie Autorität der Volks-Souveränität annehmen, bilden diesen beweglichen Willen, der wechselweise servil und despotisch ist, den man für sich gewinnen muſs, um über die Masse von Köpfen zu herrschen, die ihrerseits zu herrschen glauben. Außer jener Kunst der Schmeichelei, welche an den Höfen Erfolg verschafft, bedarf man der so verschiedenen Kunst des Redners, der bald populär, bald erhaben sein muſs, um sich bei so vielen Menschen Gehör zu verschaffen; man bedarf außerdem, was keine Kunst, sondern eine Gabe ist, so viel Charakterstärke, um die gährenden Leidenschaften unterwerfen zu können. Alle diese natürlichen oder erworbenen Gaben besaß Pitt im höchsten Grade. Nie in der neueren Zeit gab es einen geschickteren Leiter einer Versammlung. Zwanzig Jahre lang der überwältigenden Kraft eines Fox, den Sarkasmen eines Sheridan ausgesetzt, erhielt er sich mit unzerstörbarer Kaltblütigkeit an seinem Platze, und als mit der Stimme seiner Gegner die noch mächtigere Stimme der Ereignisse sich verband, als die französische Revolution die besten Staatsmänner, die erfahrensten Generale Europas unaufhörlich in Verwirrung brachte, als sie ihm ihre Siege in den Weg warf, verstand er die erregten Gemüther des Parlamentes durch seine Festigkeit, durch die Angemessenheit der Antworten im Zaume zu halten. In dieser Eigenschaft war Pitt hauptsächlich groß, organisierendes Genie, die tiefere Einsicht des Staatsmannes besaß er nicht. Nimmt man einige Einrichtungen finanzieller Natur aus, so schuf er in England nichts; er täuschte sich häufig über die Streitkräfte Europas, über den Gang der Ereignisse, aber er verband mit den Talenten eines großen politischen Redners eine glühende Vaterlandsliebe und einen leidenschaftlichen Haſs gegen Frankreich. Das Genie bedarf der Leidenschaften, um mächtig zu sein. Der Repräsentant der Handelsaristokratie, welche ihm ihre Schätze durch Anleihen zuwandte, widerstand er der Größe Frankreichs, der Verbreitung demokratischer Unordnung mit unerschütterlicher Ausdauer und er hielt Ordnung in seinem Lande, ohne dessen Freiheit zu schmälern. Er hinterließ England mit Schulden überhäuft, es ist wahr, aber im ruhigen Besitze der Meere und beider Indien. Er gebrauchte und misſsbrauchte die Kräfte Englands, aber es war das zweite Land, als er starb, und acht Jahre später das erste. Und wozu wären die Kräfte der Nationen gut, wenn nicht dazu, ihnen die Herrschaft über andere Völker zu verschaffen? Große Reiche liegen in den Plänen der Vorsehung. Was ein Mann von Genie für eine Nation ist, das ist eine große Nation für die Menschheit. Die großen Nationen bilden und erleuchten die Menschheit, beschleunigen den Fortschreit in allen Richtungen. Man muſs ihnen den Rath geben, mit der Kraft Klugheit und Gerechtigkeit zu vereinigen, denn nur dann gelangen sie zu Glück und Ehre."

Die beste Vertheidigung von Pitts Walten ist, daſs auch das Ministerium Fox nach einem kurzen Versuch, auf billiger Grundlage mit Frankreich Frieden zu schließen, wieder in die Bahn Pitts einlenken und den Krieg fortsetzen muſste. Die Partei, welche so lange die Maßregeln Pitts als verderblich für die wichtigsten Interessen des Staates angegriffen hatte, hielt jetzt, in den Besitz der Macht gekommen, es nicht für zweckmäßig, eine Ver-

änderung in den Regierungsmaßregeln eintreten zu lassen! — und Europa sah mit Erstaunen diejenigen Männer, welche fortwährend den Krieg ungerecht und unpolitisch genannt hatten, ihn mit einer Geduld und Ausdauer fortsetzen, die derjenigen ihrer Vorgänger im Amt keineswegs nachstand. Fox konnte nicht der maßlosen Herrschsucht Napoleons als Helfer dienen. Früher schon sagte er einmal zu Starhemberg: „Werde ich Minister, so will ich Frieden machen; kann ich aber keine besseren Bedingungen, als jene von Amiens erhalten, so bin ich entschlossen, den Krieg mit dem größten Nachdruck zu führen.“ [1])

Damit kommen wir wieder zu Napoleon, den wir auf der Rückkehr von Schönbrunn nach Frankreich verließen.

---

[1]) Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts. Nach ungedruckten Quellen, von Eduard Wertheimer. II. Band. Von Preßburg bis Schönbrunn. Leipzig 1890. S. 125. — Der österreichische Gesandte in London bezeichnet in einem Berichte Napoleons Größe und Gebrechen mit den Worten: „Le génie de cet homme unique, qui mériterait réellement le surnom de Grand, s'il se déterminait enfin à mettre des bornes à son insatiable ambition.“ — Ludwig Fürst Starhemberg, k. k. Gesandter an den Höfen in Haag, London und Turin. Eine Lebensskizze nach handschriftlichen Original-Quellen verfaßt und geordnet von dessen Enkel A. Graf Thürheim. Graz, Styria, 1889. S. 198.

Bruch mit Preußen. Der Rheinbund.

Die Jahre 1805 und 1806 bilden den Höhepunkt von Napoleons Macht und Ruhm; sein Talent und sein Glück schienen einzig. Die rasch aufeinander folgenden Siege machten das französische Volk fast trunken vor Freude. Stimmung in Paris.

Napoleon verstand diese Stimmung zu erregen und lange zu erhalten. Napoleon der Große. Er sandte die eroberten Fahnen voraus, 8 bekam das Tribunat, 8 die Stadt Paris, 54 der Senat und 50 die Kirche Notre-Dame. Der Senat beantwortete dieses Geschenk mit dem Beschluss, dass Napoleon dem Großen ein Standbild auf einem öffentlichen Platze errichtet werde, auf welchem, nach Art der Trajanssäule, die Kämpfe des Krieges gegen die beiden Kaiser dargestellt und über demselben die Kolossalstatue des Kaisers stehen sollte; überdies sollte auf einem Hauptplatz der Stadt ein öffentliches Gebäude errichtet werden, welches den Degen bewahre, den der Kaiser in der Schlacht von Austerlitz getragen, und welches mit einer Reihenfolge von Sculpturen und Gemälden der Großthaten dieses Feldzugs geschmückt sei. Der Erzbischof von Paris ließ die fünfzig Fahnen in den Gewölben des Domes aufhängen, damit sie den spätesten Enkeln von den vergeblichen Anstrengungen Europas gegen Frankreichs Krieger, von der Gunst des Himmels gegen Frankreich und von dem Dankgefühl seines unbesiegbaren Kaisers gegen Gott redeten. Man glaubte damals in Frankreich noch, dass England schuld sei an diesem Krieg, und dass Napoleon nur nothgedrungen das Schwert gezogen habe, und nun war Pitt aus Schmerz über den Sieg bei Austerlitz ins Grab gesunken und sein Stern erblichen vor dem Stern Napoleons — wie zur Strafe. Die feinfühlige Rémusat bemerkt:[1]) „Wir dachten nicht, dass der Kaiser Hauptschuld am Bruch des Friedens von Amiens sei, und da es auf lange Zeit unmöglich schien, die Stärke der englischen Seemacht zu erreichen, so galt es uns als Anzeichen einer gesunden Politik, dass Napoleon durch seine Anordnungen in Italien ein continentales Gegengewicht gegen Englands Seemacht schuf. In dieser Stimmung bewunderte Frankreich diesen Feldzug, und sah man auch noch im Frieden zu Pressburg ein Zeichen der Mäßigung und die Bürgschaft einer langen Ruhe, ebenso in diesen Ehen mit Fürstentöchtern. Vielleicht hatten wir auch noch das Bedürfnis, uns über unsern Herrn zu täuschen? Die menschliche Eitelkeit erröthet ja nicht

Die eroberten Fahnen.

Pitts Tod.

Urtheil der Rémusat.

[1]) Mémoires de Madame de Rémusat, II, p. 272.

gern über das, was sie selber verschuldet hat. Alles verleitete die Nation zur Bewunderung und begünstigte nur zu sehr den Ehrgeiz des Siegers."

Was war die Folge davon?

Rausch des Beifalls

Die Rémusat erzählt:[1]) „Der Kaiser bemerkte den Fortschritt, den er gemacht hatte, und schloss daraus, dass der Ruhm uns für alle Verluste, die der Despotismus uns auflege, entschädigen würde. Er glaubte, die Franzosen würden nicht murren, sofern ihre Knechtschaft nur glänzend wäre, und dass wir gerne auf alle Freiheiten verzichten würden, welche die Revolution so mühsam erwarb, gegen die glänzenden Erfolge, welche er uns verschaffte. Endlich — und das war noch das Allerschlimmste — sah er im Krieg ein Mittel, uns von jenen Gedanken abzuhalten, die seine Art zu regieren in uns hervorrufen musste, und er behielt es sich vor, uns zu betäuben oder wenigstens uns zum Schweigen zu bringen. Da er in solchen Mitteln sehr gewandt war, so fürchtete er die Wechselfälle des Krieges nicht; zumal er ihn mit so vielen Armeen und einer so furchtbaren Artillerie führen konnte, so sah er auch keine persönliche Gefahr mehr darin; auch war der Krieg mehr Sache seiner Berechnung, als seiner Liebhaberei. Das Ziel seines Ehrgeizes war vor allem die Macht, und er würde den Frieden vorgezogen haben, wenn dieser jener Macht einen Zuwachs hätte geben können. Der menschliche Geist hat die Neigung, alles zu vervollkommnen, womit er sich unaufhörlich beschäftigte. Indem der Kaiser immer seinen Gedanken nachhieng, seine Macht zu vergrößern, so brachte er sie durch alle nur möglichen Mittel bis auf den höchsten Grad, und indem er immer nur seinen Willen vollzog, so wurde er mehr und mehr argwöhnisch, auch schon gegen den leisesten Widerstand. Weil sein Glück vor ihm alle europäischen Schlachtreihen niederwarf, so zweifelte er auch nicht mehr daran, dass er bestimmt sei, nach seinem Gutdünken alle europäischen Höfe in Ordnung zu bringen. Indem er die Regungen der öffentlichen Meinung gering anschlug und die französische Revolution, dieses große Warnungszeichen für die Könige, nur noch als ein Ereignis ansah, woraus er seinen Nutzen ziehen könnte, so gelangte er endlich dahin, den Schrei nach Freiheit, den von Zeit zu Zeit binnen zwanzig Jahren die Völker ausstießen, gänzlich zu verachten. Er glaubte ihr eine Wendung zu geben, indem er alles, was bestand, zerstörte, um es durch neue Schöpfungen zu ersetzen, welche diesem glühenden Drang nach Freiheit entsprächen, die er mit ausreichendem Grund für die Hauptleidenschaft der Zeit hielt. Er versuchte aus der französischen Revolution ein bloßes Glücksspiel zu machen, eine unnütze Erregung, welche nur die Personen versetzt habe. Wie oft hat er nicht, um jede Beunruhigung zu verscheuchen, den Satz ausgesprochen: ‚Die französische Revolution hat nichts zu fürchten,

führt zur Knechtschaft.

Machtgier.

Argwohn.

Bändigen der Revolution.

[1]) Mémoires de Madame de Rémusat, II, p. 272.

denn auf dem Thron der Bourbonen sitzt nur ein Soldat.'[1]) Den Königen gegenüber stellte er sich zu gleicher Zeit als den Beschützer der Throne hin, denn er habe die Republik zerstört.

Pläne der Größe.

„Und dennoch träumte seine Einbildung ich weiß nicht welchen pyramidalen Plan, dessen Ausführung immer gefährlich war, weil sie ihn zum Kriege zwang und den Nachtheil hatte, dass sie seine pflichtgemäße Theilnahme für Frankreich verminderte. Unser Land kam ihm nur noch als eine große Provinz des Reiches vor, welches er seiner Macht unterwerfen wollte. Weniger beschäftigt mit unserem Glück, als mit unserer Größe, die eigentlich nur seine eigene war, kam er auf den Gedanken, jeden ausländischen Fürsten von sich abhängig zu machen. Er glaubte dies zu erreichen, wenn er seine Familie auf die verschiedenen Throne bringe, die dann wirklich von ihm abhiengen, und man wird sich davon überzeugen, dass dies sein Plan war, wenn man aufmerksam den Inhalt der Eide liest, welche er von den Königen oder Fürsten forderte, die er schuf. Ich will es dahin bringen; sagte er öfter, dass alle Könige von Europa einen Palast in der Stadt Paris haben müssen, und zur Zeit der Krönung des Kaisers der Franzosen hieher kommen, der Feier beiwohnen, und sie durch die Huldigung, welche sie darbringen, großartiger machen.' — Dies schien mir deutlich die Wiederherstellung des Reiches Karls des Großen im Jahre 1806 anzudeuten.

Das Reich Karls des Großen.

Aber die Zeiten waren andere, und die Aufklärung gab den Völkern Mittel, über die Art, wie sie regiert werden sollten, ein Urtheil zu fällen. Auch bemerkte der Kaiser, dass der Adel nie mehr unter ihnen ein solches Ansehen bekam, welches sonst ein Hindernis für die Macht unserer Könige war, und er kam rasch auf den Gedanken, er müsse sich vor den Eingriffen des Volkes schützen und die Stimmung der Geister werde ihn auf eine gerade entgegengesetzte Bahn treiben, als die war, welche die Könige seit einigen Jahrhunderten einschlugen. In der That, wenn sonst die Großen beinahe immer die königliche Macht beeinträchtigt hatten, so war jetzt ein vermittelnder Stand im Gegentheil nothwendig, der sich an den Herrscher anschloss, um den Gang beliebt gewordener Volksanmaßungen niederzuhalten. Daher die Wiederherstellung des Adels und der Majorate und die Rückkehr zu verschwundenen Vorrechten, die klug vertheilt wurden zwischen einem großen Herrn, der aus dem wahren Adel genommen war, und dem Bürger, den die Laune des Kaisers in den Adelstand erhob."[2])

Neuer Adel.

Man sieht, wie scharf diese Frau den Kaiser beobachtete, in dessen Palast sie wohnte. Eine feine Bemerkung sei uns noch beizufügen erlaubt. „Alles beweist, dass der Kaiser sich mit diesem Plan einer besonderen Feudalität trug. Aber außer den Hindernissen, die ihm England ineinemfort vor die Füße warf, zeigte sich noch eine Schwierigkeit, die rein in seinem Charakter lag. Es waren zwei Menschen in ihm vereint. Der eine, mehr gigantisch als groß, aber rasch im Entwerfen und eben so rasch im Ausführen eines Planes, und in Zwischenräumen die Grundlagen zu demselben zu legen gewohnt: von einem einzigen Gedanken getragen, schien er frei von allen Eindrücken niederer Art, die seine Entwürfe hemmen konnten; hätte er das Wohl der Menschheit zum Ziele gehabt, so wäre er mit den Fähigkeiten, die er entfaltete, der größte Mensch geworden, der je auf Erden erschienen ist, und er ist

Charakter.

[1]) Rémusat, l. c. II, p. 275.
[2]) Ibid. II, p. 275—276.

bei dem Umfang und der durchdringenden Kraft seines Geistes und der Festigkeit seines Willens noch immer der außerordentliche Mann geworden.[1])

Folge des Argwohns.

„Der zweite Bonaparte, der aber an den ersten wie eine Art bösen Gewissens sich anhängte, war verzehrt von Unruhe, unablässig gereizt von Verdacht, Sclave innerer Leidenschaften, die ihn immer drängten, war misstrauisch und fürchtete jede Gewalt, selbst diejenige, welche er selber geschaffen hatte. Wenn sich ihm die Nothwendigkeit von Einrichtungen nahe legte, so war er zu gleicher Zeit betroffen von den Rechten, die er den Personen geben sollte, und da es ihm begegnete, dass er vor seinem eigenen Werke Angst hatte, so konnte er der Versuchung, es Stück für Stück wieder aufzulösen, nicht widerstehen. Als er die Titel der Marschälle und ihre Majorate geschaffen hatte, konnte man ihn sagen hören: ‚Das sind jetzt Leute, die ich unabhängig gemacht habe, aber ich will sie schon wieder kriegen und verhindern, undankbar zu sein.' — Wenn das Misstrauen, das er in die Menschen setzte, auf ihn wirkte, dann gab er sich demselben vollständig hin, und er dachte nur darauf, sie ganz von einander loszulösen; er schwächte die Familienbande, er verlegte sich darauf, den Vortheil der Einzelnen zu begünstigen zum Nachtheil des allgemeinen Interesses. Als einziger Mittelpunkt eines Kreises, wollte er, dass dieser Kreis ebensoviele Strahlen hätte, als er Unterthanen hatte, und dass sie sich berührten nur in ihm. Dieser eifersüchtige Verdacht, von dem er immer verfolgt wurde, hängte sich wie ein nagender Wurm an alle seine Unternehmungen, und verhinderte ihn, in dauerhafter Weise irgend eine der Schöpfungen zu begründen, die seine von Natur aus immer rege Phantasie beständig hervorbrachte. — Was aber auch daran sein mag, nach dem Feldzug von Austerlitz war er aufgeblasen von seinen Erfolgen und von der Huldigung, welche ihm die halbgeblendeten, halbunterworfenen Völker darbrachten, und begann seine Herrschsucht in größerem Maß als früher sich zu entwickeln. Man fühlte etwas Drückendes in dem Joch, welches er sorgfältig auf jeden Bürger legte; man beugte fast gezwungen das Haupt vor seinem Ruhm, aber man bemerkte erst nachher, dass er dafür gesorgt hatte, dass man es nicht mehr erheben konnte. Er umgab sich mit neuem Prunk, welcher die Entfernung zwischen ihm und den andern Menschen größer machte. Er nahm die Etikette von den deutschen Höfen an, die er soeben kennen gelernt hatte, eigentlich eine tägliche Sclaverei, und niemand war sicher vor der kleinlichsten Abhängigkeit, die er sorgfältig vervollkommnete. Man muss aber in Wahrheit sagen, dass er nach jedem Feldzug gewissermaßen genöthigt war, seine Vorkehrungen zu treffen gegen die Ansprüche seiner Waffengenossen, und nachdem er sie niedergehalten, so glaubte er gegen andere Classen von Bürgern, welche in seinen Augen weniger Wert hatten, nicht größere Rücksicht nehmen zu müssen."[2])

Steigender Hochmuth.

Knechtschaft statt Freiheit.

So wurden die Franzosen, die soviel mit ihrer Freiheit geprahlt hatten, die Knechte seines Ehrgeizes; sie waren selbst daran schuld: sie überboten sich in Schmeicheleien, als die Siegesnachrichten, als die Fahnen eintrafen. Im Tribunat wurde der Antrag gestellt, die gesammte Bürgerschaft von Paris solle dem heimkehrenden Sieger entgegengehen, wie die Römer dem Trajan. Ein Redner des Tribunats

---

[1]) Rémusat, l. c II, p. 277.
[2]) Ibid. II, p. 277—281.

verstieg sich zur Äußerung: „Die Sprache hat keine Worte für so erhabene Dinge und für die Erregungen des Herzens, die sie hervorbringen." Ein Antrag folgte dem andern, ein Redner überbot in Schmeichelei den andern. Die Senatoren thaten ebenso.

Indes kehrte der Sieger langsam von Wien zurück, dessen Bewohnern er in einem Aufruf noch viele Schmeicheleien sagte.[1]) Am 31. December traf er in München ein, wo er mit Huldigungen überschüttet wurde. „Hoch lebe Napoleon, der Wiederhersteller des bayerischen Königthums!" schrieb die „Münchener Staatszeitung", 1. Januar, wo sie amtlich die neue Königswürde anzeigte. „Es ist durch die Vorsehung Gottes dahin gekommen, daſs das Ansehen und die Würde des Herrschers in Bayern seinen alten Glanz und seine vorige Höhe zur Wohlfahrt des Volkes und zum Flor des Landes wieder erreicht hat." Kurze Zeit darauf wurde eine bayerische Nationalcocarde eingeführt „um bei der bayerischen Nation den Gemeinsinn wieder anzufachen und ihr den eigenthümlichen Nationalcharakter wieder zu geben, durch welchen sie sich immer ausgezeichnet hatte." — Die Zeitung machte die Bayern, diesen echtdeutschen kernhaften Volksstamm, zu Nachkommen der keltischen Bojer. Königreich Bayern.

Max war ganz glücklich über seine neue Würde, er hatte seine Jugend als Inhaber eines Regiments in Frankreich zugebracht, war bei den Franzosen beliebt als „der gute Prinz Max", und willigte gern in die Ehe seiner schönen, geistreichen und edlen Tochter Auguſta mit Napoleons Stiefsohn Eugène Beauharnais, der jetzt Vicekönig von Italien war. — Napoleon schrieb ihm 31. December 1805 aus München: „Mein Cousin! Ich bin in München angekommen und habe Deine Heirat mit der Prinzessin Auguſta angeordnet; sie ist schon öffentlich angezeigt. Diesen Morgen machte mir diese Prinzessin einen Besuch, und ich habe lange mit ihr gesprochen. Sie ist sehr hübsch. Du findest auf beiliegender Tasse ihr Porträt; in Wirklichkeit ist sie viel schöner."[2]) — Ein Schreiben an die Prinzessin aus Stuttgart, vom 19. Januar 1806, zeigt, wie zärtlich er sein konnte: „Ich liebe Sie wie ein Vater und ich rechne darauf, daſs Sie für mich die Zärtlichkeit einer Tochter haben. Inmitten all meiner Geschäfte ist mir das liebste, für das Glück meiner Kinder zu sorgen." Diese Ehe wurde eine glückliche. Die Vermählung fand im Januar statt. Die Kaiserin Josephine kam, glücklich über das Los ihres Sohnes, nach München. Max I. Auguſta.

Einen Tag hielt sich Napoleon in Stuttgart auf; der neue König kündete in einer „Erklärung an sein Volk" 1. Januar 1806 an, daſs er „zufolge eines Vertrags vom 12. December mit dem Kaiser der Franzosen die Würde eines Königs annehme". Einen Tag verweilte der Kaiser in Karlsruhe. Am 26. Januar 1806, abends, traf er in Begleitung der Kaiserin wieder in Paris ein. Am gleichen Tag nahm die Bank, zum Zeichen des öffentlichen Gedeihens, die Barzahlungen wieder auf. Durch König Friedrich. Heimkehr.

[1]) Correspondance, XI, p. 618.
[2]) Ibid. XI, p. 633.

die rasche Beendigung dieses glücklichen Krieges, war das Vertrauen zurückgekehrt, von der Geldklemme im December war keine Spur mehr.[1])

Auf den Lorbeern zu schlafen, war nicht Napoleons Sache, er war sogleich wieder thätig und unermüdlich in der Arbeit. Cambacérès wurde schon in der Frühe des 27. Januar zu ihm berufen. Dann fand eine Berathung über die Lage der Finanzen statt, nach welcher der Kaiser kühn und schnell den Verlegenheiten ein Ende machte, welche die Gesellschaft der vereinigten Kaufleute während seiner Abwesenheit geschaffen hatte. Mit dem Finanzminister Marbois war Napoleon unzufrieden, weil derselbe eine Vermengung der Geschäfte des Staates mit denen der vereinigten Kaufleute geduldet hatte. Mollien wurde jetzt Minister des Schatzes. Napoleon bemächtigte sich des ganzen Vermögens der vereinigten Kaufleute; das Mittel war hart, aber der Schatz kam wieder zu seinem Geld. Dies und die Summen, welche Österreich als Kriegssteuer zahlte, machten es Napoleon möglich, einen Schatz der Armee zu gründen, zu Dotationen für seine Generale, deren Witwen und Waisen. „Er wollte seine Siege nicht allein genießen; er wollte, dass alle, welche Frankreich und seinen großen Entwürfen dienten, nicht allein Ruhm, sondern auch Wohlstand erlangten, dass seine Soldaten, wie sie den Tod auf dem Schlachtfeld nicht mehr fürchteten, so auch für ihre Familien nicht mehr in Sorge zu sein brauchten. Er hatte eine Combination gefunden, wie dieser Schatz für die Finanzen ebenso nützlich gemacht werden könne, wie für das Heer. Was ihm bis jetzt gefehlt hatte, war ein Darleiher, welcher der Regierung unter guten Bedingungen Geld vorstreckte. Der Schatz der Armee sollte dieser Darleiher sein, dessen Forderungen an den Staat Napoleon selbst regeln wollte. Die Armee bekam 50 Millionen in Gold und Silber, dazu einen Rückstand des Schatzes im Betrag von 20 Millionen Francs, und endlich ein bedeutendes Kriegsmaterial von hohem Wert: die Artilleriewagen führten von Wien 100.000 Flinten und 2000 Kanonen herbei. Das ganze Material und die Kriegssteuer zusammengerechnet, machte eine Summe von 80 Millionen Francs. Napoleon wollte, dass alle disponiblen Gelder der Amortisationscasse überliefert würden, dass diese besondere Rechnung führe, und diese Summe dazu verwende, entweder die Obligationen der Generaleinnehmer, die Scheine nach Sicht und die Zolltratten zu discontieren, wenn die Capitalisten mehr als sechs Procent verlangten, oder Nationalgüter zu niedrigen Preisen aufzukaufen oder selbst Renten zu nehmen, wenn sie eine Anleihe machen wollten, um den Rückstand zu beheben. — Dieser Plan musste daher den doppelten Nutzen haben: der Armee eine vortheilhafte Anlegung ihres Geldes zu sichern und der Regierung zu mäßigen Zinsen die nöthigen Capitalien zu verschaffen.“[2])

Ordnung der Finanzen.

Schatz der Armee.

Um seine Soldaten in der Stimmung der Begeisterung für ihn zu erhalten, befahl Napoleon, dass die heimkehrende Armee in Paris einem großen Fest beiwohnen solle, welches ihr die Behörden der Hauptstadt zu geben hätten. Mit diesem Rückweg gieng es aber nicht so schnell, wie mit dem Hinweg; er befahl, dass die Armee nicht mehr als vier Stunden täglich mache und die Verwundeten und Kranken an ihrem Verpflegsort bis zum Frühjahr bleiben sollten. Mit andern Worten: Napoleon suchte sein Heer auch nach dem Frieden noch längere Zeit auf Kosten der Deutschen zu verpflegen. Von Braunau bis an den Rhein lag noch immer die große Armee in den Quartieren, der Generalstab

Fest der Armee.

Warum sie nicht heimkehrt.

[1]) Correspondance, XI, p. 664.
[2]) Thiers, l. c. VI, p. 298—307.

hatte in München seinen Sitz, wie wenn man noch im Krieg wäre: Bayern erhielt für vier Monate der Verpflegung die unbedeutende Entschädigung von 500.000 Francs. Davoust stand in Mittelfranken, Bernadotte in Ansbach, Ney in Oberschwaben. Vergebens drang der König von Wirtemberg auf ein Ende dieser Belastung. Auch die Requisitionen hörten nicht auf. Augereau forderte von Frankfurt vier Millionen und drohte mit 10.000 Mann Einquartierung, wenn nicht sogleich die Hälfte dieser Summe erlegt werde, „man solle den Zorn des großen Herrschers nicht herausfordern". Was konnte die wehrlose Stadt anderes thun, als dem Gebot zu gehorchen? — Erpressung.

Bruch mit Preußen.

Die Armee blieb so lange in Deutschland, um Österreich zu schrecken und dem König von Preußen zu drohen, wenn er den Vertrag von Schönbrunn nicht schnell unterzeichne. Preußen.

Mit Spannung hatte man in Berlin die Rückkehr von Haugwitz erwartet. Aber man wartete lange vergebens selbst auf einen Bericht von ihm; es scheinen ihm selber über das, was er gethan, und wie es aufgenommen werde, Bedenken aufgestiegen zu sein.

Erst am 9. December 1805 kam Nachricht über seine Zusammenkunft mit Napoleon in Brünn und am 9. December beschloss man in einer Conferenz, am Vertrag zu Potsdam festzuhalten. Endlich, 16. December, schrieb Haugwitz von seiner Unterredung mit Napoleon, der Inhalt derselben sei aber von solcher Wichtigkeit, dass er ihn nicht mittheilen könne; am 25. December kam er selber mit seinem Vertrag.[1]) Er brachte allerdings Hannover, aber war dieses Geschenk mit der Ehre vereinbar, nachdem man 4. November in Potsdam versprochen hatte, der Coalition beizutreten, wenn Napoleon nicht zurückweiche? Haugwitz in Berlin.

Thiers[2]) selber sagt: „Man muss es aussprechen, es gibt keine Ehrenmänner mehr in der Welt, wenn solche Dinge nicht auf den strengsten Tadel stoßen. Auch fühlte das preußische Volk, wie man anerkennen muss, wie tadelnswert ein solches Benehmen sei, und empfieng Haugwitz trotz des schönen Geschenkes, welches er mitbrachte — mit Kummer und Beschämung. „Übrigens sprachen die Cabinetsräthe Beyme und Lombard laut ihre Bewunderung aus, Haugwitz habe im schwierigsten Moment Preußen mit rascher Entschlossenheit aus drohender Gefahr gerettet und noch bedeutende Vortheile errungen. Auch der Herzog von Braunschweig war für Annahme des Vertrags, wenn er nur den offensiven Charakter gegen Russland verlöre. Hardenberg jedoch sprach sich klar und entschieden dagegen aus: Napoleon wolle Preußen mit Österreich, Russland und England entzweien, er schenke Hannover, das ihm nicht gehöre, und das er im Frieden mit England diesem wieder anbieten werde.[3]) Annahme des Vertrags. Hardenberg.

[1]) Hüffer, Die Cabinetsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard. Leipzig 1891. S. 183—189.

[2]) Thiers, l. c. VI, p. 303—304.

[3]) Hüffer, l. c. S. 184.

Der König. Nun sprach sich auch Schulenburg gegen den Vertrag aus. Der König war schmerzlich berührt: auf der einen Seite gebot die Ehre, sein Wort den Verbündeten zu halten, auf der anderen Seite war Nichtannahme des Vertrags so viel als Krieg. Die Königin und Prinz Louis sprachen sich mit Entrüstung gegen den Vertrag aus, der Preußens Ehre schände. Ähnlich urtheilte Das Heer. der preußische Adel. Die Armee hatte sich auf einen Waffengang gegen die Franzosen gefreut; sie zeigte Theilnahme für das unglückliche Österreich und Das Volk. tadelte den Vertrag ohne Schonung und fühlte sich gedemüthigt. Das Volk sank von seiner Hoffnung auf ehrenvollen Krieg in Gleichgiltigkeit herab. Das Gefühl waltete ob, Preußen sei entehrt in den Augen Europas, sei durch Annahme Hannovers in einen Krieg mit England verwickelt, das seinen Handel vernichte, und habe das Vaterland den Fremden ausgeliefert. Haugwitz wurde der Gegenstand eines leidenschaftlichen Hasses. Er entgegnete auf alle Vorwürfe, man sei nicht gebunden, man habe ja freie Wahl — aber bloß zwischen Hannover und dem Krieg. Der König vergieng vor Kummer, zwischen der Forderung seiner Ehre und dem Krieg, den er für das größte Unglück ansah und der seinem Reich den Untergang bringen könne, da er jetzt allein der Übermacht Frankreichs gegenüberstehe. Er bat Haugwitz, ihm mit seinem Rath beizustehen. Dieser Berathung 3. Januar 1806. schlug in einer großen Berathung, am 3. Januar, vor, man solle den Vertrag nicht unbedingt, sondern unter gewissen Veränderungen annehmen, die er bei Napoleon durchzusetzen sich getraue. Man beschloss jetzt das Schlimmste, was man thun konnte: — eine halbe Maßregel.

Halbe Maßregel. Man stieß sich aus Rücksicht für Russland an dem Worte „Offensivbündnis“, und wollte nur ein Defensivbündnis, es sollte nur ein Vertrag sein, während doch Napoleon Hannover nur dagegen anbot, dass Preußen sein Verbündeter sei unter allen Umständen. In den Vertrag sollte eine Erklärung über die Veränderungen in Italien aufgenommen werden — das heißt, man wollte vor Russland und Österreich den Schein haben, man hätte sich der unglücklichen neapolitanischen Dynastie angenommen. Man wollte Hannover nicht in Besitz, sondern nur in Verwahrung nehmen, beim Friedenschluss solle jedoch Frankreich erwirken, dass Georg III. darauf zu Gunsten Preußens verzichte. Bis zum definitiven Frieden sollte auch die Abtretung von Ansbach, Cleve und Neuenburg verschoben werden, sowie die Garantie des gegenseitigen Besitzstandes. Auch der Wunsch nach den Hansastädten war in der Denkschrift, welche den Vertrag erläutern sollte, ausgesprochen. Dieses Memoire wurde sammt der Ratification des Vertrages dem Gesandten Laforest übergeben, der sub spe rati die Ratification im Namen Frankreichs vollzog, und zugleich befohlen, das Heer, das jeden Tag 100.000 Thaler kostete, auf den Friedensfuß zu setzen. So rüstete denn Preußen ab, während das französische Heer noch in Oberdeutschland wie eine lebendige Drohung stand.[1])

[1]) Hüffer, l. c. S. 184—186. — Thiers, Hist. du Consulat et de l'Empire, VI, p. 308—311.

Der König bat Haugwitz, um Änderung des Vertrags nach Paris zu reisen. Dieser hoffte sie von Napoleon zu erwirken und machte sich, 14. Januar, von Peter Lombard begleitet, auf den Weg. Letzterer hatte Laforest erklärt, der König sei jetzt entschieden, er vertraue rückhaltslos der Freundschaft Napoleons; da man über die Grundsätze sich geeinigt habe, sei alles übrige leicht.[1]) Haugwitz nach Paris.

Haugwitz sollte in seiner Hoffnung sich bald enttäuscht sehen: er traf 1. Februar 1806 in Paris ein: erst nach zwei Tagen empfieng ihn Talleyrand, aber sehr kühl; am 5. Februar theilte er ihm mit, Napoleon betrachte den Schönbrunner Vertrag als hinfällig, weil die Ratification nicht in der festgesetzten Zeit von drei Wochen erfolgt sei. Am 6. Februar stand Haugwitz wieder vor Napoleon. Dieser hatte seit sechs Jahren um Preußens Gunst, dass es als treuer und auf jeden seiner gebieterischen Wünsche hörender Bundesgenosse sich ihm unbedingt anschließe, vergebens geworben. Er fand, es wolle sich mit ihm gut stellen, um Vortheile von ihm zu erlangen, habe aber nie den Muth, mit seinen Feinden zu brechen, und sei immer zweideutig und unzuverlässig. Getäuschte Liebe erweckt Hass, und er fieng an, Preußen zu hassen — mit der Glut eines Corsen. Er war anfangs geneigt, den Vertrag von Schönbrunn geradezu für aufgelöst zu erklären, Ansbach, Cleve und Neuenburg zurückzugeben und Hannover zu behalten, zumal eine Änderung des Ministeriums in England bevorstand, dem er es bei einem Friedensschluss zurückgeben könne. Über die Stimmung in Berlin, über die Beschlüsse der letzten Conferenz, war er durch Laforest genau unterrichtet. Preußen hätte ihm, wenn es zur rechten Zeit losschlug, sehr gefährlich werden können; jetzt, seit er Österreich und Russland besiegt, fürchtete er es nicht mehr. Sein Stolz war verletzt und sein Machtgefühl war gestiegen; durch einen unzuverlässigen Bundesgenossen wollte er in seinen Plänen nicht gestört sein. In dieser Stimmung erwartete er Haugwitz. Lucchesini hatte diesem schon gesagt, dass der Kaiser gegen Preußen höchst erbittert sei; Haugwitz ihm getrost geantwortet: „Nur ruhig, sobald ich ihn gesprochen habe, wird sich alles machen!“ Napoleon empfieng ihn mit einem seiner Zornausbrüche über die Unzuverlässigkeit der preußischen Regierung, und mit Lobsprüchen auf ihn selber: „Ihr König weiß nicht, was er will; einige Unbesonnene drängen ihn zum Krieg; ich sage Ihnen, das wird nicht gut enden.“ — Haugwitz ließ den Sturm über sich ergehen, wie ein Pudel den Platzregen, dann suchte er gewandt den Zürnenden zu besänftigen; er schilderte die bedrängte Stellung der Regierung zwischen Europa und Frankreich, die Leidenschaft der Hofparteien, den gerechten Sinn des Königs und seine eigene bittere Lage, weil er immer für Frankreich gewirkt habe. Napoleon schien halbbesänftigt und sagte: „Gut, ich will Ihnen keinen Zwang anthun. Ich biete Ihnen an, alles auf den alten Stand zu setzen, Hannover zurückzunehmen, und Ihnen Ansbach, Cleve und Neuenburg zurückzugeben. Wenn wir aber wieder unterhandeln, wenn ich Ihnen Hannover wieder abtrete, so geschieht es nicht unter den alten Bedingungen, so verlange ich, dass Sie die getreuen Verbündeten von Frankreich werden. Wenn Preußen offen und treu handelt, so habe ich keine europäische Coalition mehr zu fürchten und kann mit England reden. Diese Gewissheit muss ich aber haben, wenn ich Ihnen Hannover abtreten soll.“ — Thiers macht die feine Bemerkung: „Nur solche Verbündete sind gut, die vollkommen befriedigt sind; Napoleon hatte Unrecht, dass er Preußen mit neuen Beschwerungen kam, er hätte vielmehr die vortheilhaftesten Bedingungen gewähren sollen.“ Haugwitz deutete

Enttäuschung.

Zorn über Preußen.

Neuer Vertrag.

[1]) Hüffer, l. c. S. 185, 188—189, 196—197.

zart an, dass Napoleon die Würde des Königs mehr schonen müsse, einmal weil dieser sehr empfindlich sei, trotz seiner Schüchternheit, dann wegen der Nation und der Armee, die alles sehr übel nehme, was eine Missachtung gegen ihren Herrscher sei; die Verletzung des Gebietes von Ansbach habe den übelsten Eindruck hervorgebracht.

Nun wurde ein neuer Vertrag entworfen, welchen Haugwitz 15. Februar unterzeichnete. Napoleon schenkte Preußen Hannover, aber unter der Bedingung, dass der König die Regierung sogleich antrete. Preußen trat wieder Ansbach, Cleve und Neuenburg ab, aber Bayreuth, das bei Preußen bleiben sollte, mit einer es abrundenden Enclave von 20.000 Einwohnern, verlor jetzt diese Enclave. Preußen sollte ferner das ganze französische Reich mit all seinen Besitzungen in Deutschland und Italien garantieren und auch die Folgen des gegen Neapel begonnenen Krieges, das heißt die vollständige Vertreibung der Bourbonen-Dynastie aus Neapel und Sicilien; überdies sollte Preußen den Engländern die Mündungen der Elbe und Weser verschließen. — Preußen erhielt also weniger in diesem Vertrag, als in dem von Schönbrunn, und musste mehr dafür leisten. Es glich also dem König Tarquinius, der für einen Theil der sibyllinischen Bücher geben musste, was früher für das Ganze gefordert worden war.[1])

Haugwitz. Haugwitz hätte diesen Vertrag nicht unterzeichnen sollen, denn er stellte seinen König bloß und führte zum Krieg, wenn er ihn nicht annahm. Er mochte denselben nicht nach Berlin tragen und beauftragte Lucchesini mit der Überbringung. Die Fenster waren ihm in einer Nacht von den Berlinern für den Vertrag von Schönbrunn eingeworfen worden — was stand ihm erst bevor, wenn er diesen Vertrag von Paris nach Hause brachte! Er lies nur sagen, dass Napoleon, je nachdem man ihn behandle, entweder ein mächtiger und aufrichtiger, täglich durch seinen Unternehmungsgeist lästiger Verbündeter, oder ein furchtbarer Feind sein werde. Haugwitz blieb in Paris, sein Bericht traf 18. Februar 1806 in Berlin ein. Lombard jammerte bei Laforest, ihm ständen die Haare zu Berg; Napoleon habe sich in der Kunst übertroffen, Friedrich Wilhelm gegenüber den andern Monarchen ihres Beistandes und seiner Vertheidigungsmittel zu berauben! Ob das der Lohn sei für soviele Hinneigung zu Frankreich? Laforest aber pries in seinen Berichten die Kunst, Preußen von Schritt zu Schritt in die Schlinge geführt zu haben, aus der es sich jetzt nicht mehr befreien könne.[2]) — In der That hatte es jetzt nur die Wahl zwischen Annahme des Vertrags oder dem Krieg mit Frankreich! Annahme des Vertrags war aber Krieg mit England. Also Krieg mit England oder mit Frankreich, also jedenfalls Krieg, den der König durch sein falsches System der Neutralität hatte vermeiden wollen. Friedrich Wilhelm III. war also nicht auf Rosen gebettet. Die militärischen Rathgeber bezeichneten den Krieg mit Frankreich

Böse Wahl.

[1]) Fox sagte im Parlament über dieses Benehmen: „Es ist eine traurige Mischung von verächtlicher Servilität und widerlicher Raubgier; andere Mächte mussten sich der Übermacht beugen, Preußen allein hat ohne Zwang zum tiefsten Grade der Entwürdigung sich erniedrigt."

[2]) Hüffer, l. c. S. 107.

als gefährlich und aussichtslos. Nochmals Berathung: die geringere Gefahr erschien in der Annahme des Vertrags, welche zugleich Preußen eine wertvolle Provinz bringe: vielleicht bedenke sich England, ehe es durch den Krieg mit Preußen sich den Absatz seiner Waren verschließe. Zur Begütigung Alexanders I. wurde der Herzog von Braunschweig nach Petersburg entsendet.

Ratification.

Am 26. Februar 1806 wurde der Vertrag unterzeichnet und Luccheſini reiste mit demselben und mit einem Schreiben des Königs an Napoleon nach Paris zurück. — Haugwitz kehrte jetzt heim, nach Berlin; der König empfieng ihn traurig, der Hof zeigte ihm seine Abneigung, das Volk seinen Hass; er durfte sich öffentlich nicht sehen lassen. Friedrich Wilhelm III. gebot diesem Unmuth Schweigen:[1]) der Vertrag sei einmal abgeschlossen und vom Festhalten an demselben hänge das Wohl des Staates ab. Und doch bereute der König seine Unterschrift unter den Vertrag, und fieng an, Napoleon zu hassen und zu verabscheuen. Die Lage war so schwierig, dass man aus den Zweideutigkeiten gar nicht mehr herauskam.

Braunschweig in Petersburg.

Der Herzog von Braunschweig sollte in Petersburg den Unmuth über Preußens Bund mit Napoleon beschwichtigen: man habe Hannover nur angenommen, um es nicht bei Frankreich zu lassen und nicht die Franzosen mitten in Norddeutschland zu haben; man wolle mit dem Bündnis bloß den Krieg vermeiden und die Neutralität erhalten; Preußen und Russland könnten im Krieg mit Napoleon nichts gewinnen; man begünstige höchstens das Handelsmonopol Englands und Napoleons Weltherrschaft.[2]) Braunschweig fand als Soldat von Ruf ehrenvollen Empfang. Alexander I., der trotz der bittern Erfahrung bei Austerlitz den Gedanken, dass Russland der Schiedsrichter Europas werden müsse, noch nicht aufgegeben hatte und einen Krieg im Verein mit Preußen gegen Frankreich nur vertagt wissen wollte, sagte zu Braunschweig: „In diesem Kriege werde ich unter Ihrem Oberbefehl dienen, und es mir zur Ehre schätzen, in Ihrer Schule den Krieg zu lernen.“ Die Altrussen wollten von einem solchen Kriege nichts hören. Czartoryski dagegen suchte den gesunkenen Muth des jungen Herrschers durch Hinweis auf die Zukunft aufzufrischen; Österreich sei zwar entmuthigt, hasse aber seinen Besieger; Preußen leide zwar unter dem Streite zweier Parteien, die deutsche werde aber dennoch siegen; es gelte jetzt zu warten, in der Schwebe zu bleiben, bis beide wieder gerüstet wären; mit England einstweilen vereint zu bleiben und dadurch Napoleon zur Nachgiebigkeit zu zwingen.[3]) Alexander überreichte in diesem Sinne in einer Denkschrift seine Wünsche in Betreff Preußens: dieses solle Napoleon keine Hilfe leisten bei Übergriffen desselben in türkischen oder italienischen Angelegenheiten; es solle in Hannover den Handel wieder freigeben und alles aufbieten, um die französischen Truppen innerhalb dreier Monate aus Deutschland zu entfernen. Der Czar versprach dagegen, seine ganze Macht zum Schutze Preußens und Europas aufzubieten, über sein Verhältnis zu Preußen das tiefste Stillschweigen zu beobachten und Friedensunterhandlungen mit Frankreich nicht zurückweisen. Von den Verhandlungen mit Russland

Alexander I.

Denkschrift.

[1]) Hüffer, l. c. S. 201.
[2]) Thiers, l. c. VI. p. 311—317.
[3]) Ibid. VI, p. 328—330.

sollten außer dem König und dem Herzog von Braunschweig nur Graf von der Goltz und Hardenberg etwas erfahren.

Eben wollte Braunschweig abreisen, als er die Nachricht von der Unterzeichnung des neuen Pariser Vertrages erhielt; er eilte zum Czaren mit dieser Nachricht. Alexander kamen darüber Thränen in die Augen: er sprach nur noch den Wunsch aus, Friedrich Wilhelm III. möge seine Truppen auf dem Kriegsfuß halten, den Handel auf der Weser und Elbe nicht belästigen und seiner Denkschrift eingedenk sein! Am 23. März war der Herzog wieder in Berlin. Am Hardenbergs 24. März fand zwischen ihm, dem König und Hardenberg eine Besprechung statt. Hardenberg wusste schon vom König selber, dass er seine Lage erzwungen betrachte und entschlossen sei, mit Russland zu gehen; er verlas nun eine Denkschrift. Denkschrift, die neue Rüstungen, gemeinsamen Operationsplan verhieß und die Hoffnung aussprach, dass der Czar die Engländer von gewaltsamen Maßregeln abhalten und zur Abtretung Hannovers geneigt machen werde, welches mit Preußen vereinigt die beste Schutzwehr gegen Napoleon bilden könne. Diese Denkschrift wurde als Antwort auf Alexanders I. Denkschrift durch einen russischen Courier nach Petersburg entsendet.[1])

Zum Unglück für Preußen kamen Nachrichten von diesen Verhandlungen mit Russland durch den bayrischen Gesandten in Petersburg an den französischen in Berlin und durch diesen wieder an Napoleon, dessen Misstrauen Napoleons und Groll gegen Friedrich Wilhelm III. aufs höchste stieg. Hatte er schon früher Zorn. Hardenberg in seinen Bulletins gebrandmarkt, als der Bestechlichkeit zugänglich, so drang er jetzt auf dessen Entlassung aus dem Ministerium. Hardenberg reichte sein Abschiedsgesuch ein, am 1. April erhielt er seine Beurlaubung auf unbestimmte Zeit.

England Sehr bitter wurde für Preußen sein Verhältnis zu England. Beim Einmarsch sagte es den Hannoveranern in einem Manifest, es nehme ungern Besitz von Hannover, und habe ihn durch Ansbach, Cleve und Neuenburg theuer bezahlt; es müsse aber derart handeln, um den Frieden zu sichern und dem Lande die Anwesenheit fremder Heere zu ersparen. Dem englischen Cabinet aber sagte Preußen, und Preußen. es nehme England Hannover nicht, es habe es bloß gegen andere Länder von Napoleon empfangen; es sei dies eine Folge jenes unklugen Krieges, den Preußen immer getadelt habe, jenes Krieges, durch den man Frankreich unzeitig bekämpft und dessen riesige Macht nur hervorgerufen habe. Die Engländer gaben rücksichtslose Antwort:[2]) Preußen sei unter Napoleons Joch gekommen, es sei eben so Vorwürfe. feig als habgierig; das Cabinet athme nur Niederträchtigkeit und schwitze nur Schande. Eine einfache Besetzung des Landes hätte England als eine Folge des Krieges betrachtet, aber Preußen schädige durch Schließung seiner Häfen auch Englands Handel. Darum erkläre ihm England den Krieg.

In der That ergieng der Befehl, gegen die preußischen Schiffe feindlich zu verfahren. Der Schaden, den Preußen dadurch erfuhr, war groß. Bei diesem Anlass wurde auch ein Brief Hardenbergs an Harrowby veröffentlicht,

[1]) Hüffer, l. c. S. 203. — Mémoires de Czartoryski, II, p. 66—132.

[2]) Auf alle preußischen Annäherungsversuche wurde geantwortet: „Marchez contre Napoléon et nous sommes reconciliés.“

in welchem jener den Fall einer Vereinigung der englischen mit den preußischen Truppen zur Vertreibung der Franzosen besprach. Der Brief wurde im „Moniteur" abgedruckt und Hardenberg als ein Meineidiger, ein Verräther, ein ehrloser Mann bezeichnet. Napoleon sah im Treiben der Preußen jetzt nur Verrath und Habsucht und gieng seinerseits soweit, in Friedensverhandlungen mit England die Rückgabe Hannovers in Aussicht zu stellen.

Fox bietet Frieden an.

Zu diesen Verhandlungen kam es derart. Zu Fox, in den ersten Tagen seines Ministeriums, kam ein Franzose und bot ihm an, Napoleon zu ermorden. Fox ließ ihn von seinen Thürstehern ergreifen und der Polizei übergeben, und machte Talleyrand auf der Stelle mit dem Antrage bekannt: Englands Gesetze erlauben ihm nicht, einen Fremden lange zu verhaften, welcher kein Verbrechen wirklich begangen habe; doch nehme er es über sich, ihn so lange gefangen zu halten, bis das Haupt der französischen Regierung davon unterrichtet sei und Zeit gehabt habe, sich gegen das geplante Verbrechen zu decken: anfänglich habe er dem Bösewicht die Ehre angethan, ihn für einen Spion zu halten. Diese Mittheilung wurde der Schlüssel, der eine neue Verhandlung zum Frieden eröffnete. Napoleon dankte durch Talleyrand, er erkenne im Schreiben die Grundsätze der Ehre und Tugend, welche Fox stets belebt haben; möge nun der Krieg fortdauern oder der Friede nahe sein, so freue er sich doch über den neuen Charakter, den der Krieg fortan trage, und was er von dem neuen Cabinet zu erwarten habe, dessen Führer der für das Schöne und wahrhaft Große begeisterte Fox sei. — Fox bot nun in einem Briefe offen den Frieden an. Die Grundlagen des Vertrags von Amiens seien durch die Eroberungen, welche England zur See, Frankreich zu Lande gemacht hätten, wesentlich verändert; man müsse neue Bedingungen suchen, welche den Stolz keiner der beiden Nationen verletzen und Europa eine ruhige Zukunft sichern. England könne, nach früheren Verträgen, nicht ohne Rußland unterhandeln, aber man könne durch geeignete Personen vorläufig eine Beilegung des Streites anbahnen. Napoleon entgegnete, er mache England weder Malta noch das Cap streitig; der Friede zu Preßburg sei dagegen sein letztes Wort. Der Mangel eines Handelsvertrags sei die wahre Ursache vom Bruch des Friedens zu Amiens gewesen; er dürfe nie die französische Industrie opfern, müsse sie durch Zölle schützen, und bestehe auf dem Grundsatze: in seinem Reich zu thun, was er für nützlich halte, ohne dass sich eine andere Nation einmischen dürfe. Seine Geneigtheit für Beschleunigung des Friedens zu beweisen, ließ Napoleon von den Engländern, die bei Ausbruch des Krieges in Frankreich verhaftet wurden, alle frei, deren Namen ihm Fox bezeichnete, worauf Fox die ausgezeichneten Officiere der Schlacht von Trafalgar, darunter Lucas und den Admiral Villeneuve, freigab. Talleyrand ließ den Lord Yarmouth, den späteren Marquis von Herfort, kommen, einen jungen und begabten Diplomaten, und erklärte ihm, er möge Fox sagen, dass Napoleon aufrichtig den Frieden wünsche, aber unter annehmbaren Bedingungen: Malta und das Cap wolle man England nicht streitig machen, es handle sich nur noch um einige Inseln von geringer Wichtigkeit; er verlange außer den natürlichen Grenzen Aufrechthaltung seiner Bündnisse in Deutschland, ganz Italien, Neapel miteingeschlossen, die Schweiz und Holland wollte er freigeben, sobald der Friede geschlossen sei. Auch Hannover solle kein Hindernis für den Frieden sein, das heißt, er wolle es an England zurückstellen. Also war er in seinem Groll über Preußen geneigt, den Vertrag von Schönbrunn zu zerreißen und ihm sein Ansbach, Cleve und

Antwort Napoleons.

Lord Yarmouth.

Angebot Hannovers.

Neuenburg zurückzustellen. Hatte Fox früher Verhandlungen mit Rußland gewollt und Napoleon auf dem Grundsatz der Separatverhandlung bestanden, so wurde jetzt Yarmouth bedeutet, auch Rußland sei zur Separatverhandlung geneigt.[1] —

Die Cattarofrage. Friedensverhandlung mit Rußland. Lage Österreichs.

Russen in Cattaro.

Zu Unterhandlungen mit Rußland führten folgende Vorgänge. Nach dem Vertrag von Preßburg sollte Dalmatien binnen zwei Monaten von Österreich an Frankreich übergeben werden. Cattaro ist wertvoll durch seinen Hafen, den sichersten und geräumigsten an dieser Küste. Nun waren die französischen Bevollmächtigten, welchen die Besitznahme übertragen war, noch nicht angekommen. Ein russischer Agent überredete die Bewohner, die Franzosen hätten diesen vorzüglichen Hafen ganz vergessen, und sie sollten zu Gunsten das Czaren sich der Citadelle bemächtigen. Die Umwohner, welche meist zum griechischen Bekenntnis sich halten, hätten in der That den Czaren lieber, als jeden andern zum Herrn gehabt. Die Montenegriner, welche damals Siniavin. schon im Solde Rußlands standen, riefen den Admiral Siniavin, denselben, welcher eine russische Abtheilung nach Neapel und von da auf die Jonischen Inseln geführt hatte, zur Hilfe herbei. Cattaro wurde am 4. März 1806 umschlossen. Zwei Bataillone Österreicher waren darin: sie wollten sich Ghislieri. tapfer vertheidigen. Der Befehlshaber, Marchese Ghislieri,[2] übergab aber unter dem Vorwand, der Kampf gegen die Übermacht sei aussichtslos, die Festung. Er hatte dazu keine Weisung von seiner Regierung, seine Officiere legten Verwahrung ein, er selber wurde später vor Gericht gestellt. Auch Siniavin hatte ohne eine Weisung seiner Regierung gehandelt: bloß im Eifer, Rußland einen so wichtigen Haltpunkt im Adriatischen Meer zu verschaffen, hatte er an den österreichischen Statthalter Bradi geschrieben, er solle „entweder die festen Plätze, die er inne habe, geradezu übergeben, oder sich als Feind des Kaisers aller Reußen erklären". Der Russe hatte also Cattaro als einen Platz betrachtet, den der erste beste besetzen könne, weil die Franzosen mit der Besitznahme zögerten. Die Verspätung entstand jedoch durch die große Entfernung der französischen Truppen und die Unmöglichkeit, dieselben einzuschiffen, weil alle Häfen von englischen und russischen Schiffen bewacht waren.[3]

---

[1] Bignon, l. c. chap. 59.

[2] Ghislieri war ein befangener Mann; er prahlte in einem Brief an einen Freund mit seinem Verfahren und wunderte sich, dass sein Brief von den Franzosen abgefangen wurde; er rühmte sich darin des besonderen Vertrauens seiner Regierung. Napoleon nahm daraus Anlass, über eine Chicane Thuguts zu zürnen, der damals, aber in privater Angelegenheit, nach Wien kam — und Talleyrand konnte über „unerhörten Verrath" schreien.

[3] Bignon, l. c. chap. 58.

General Molitor, der um zwei Tage zu spät kam, die Übergabe zu verhindern, glaubte sogleich an ein geheimes Einverständnis zwischen den Russen und Österreichern: die letzteren hätten von Wien aus Befehl gehabt, sich nicht gegen die Russen zu wehren, und die Russen hätten von diesem Befehle wohl gewusst, und berichtete in diesem Sinne an Napoleon, dessen Machtstolz damals auf der höchsten Höhe stand. Er ergriff sogleich diese Gelegenheit, um Österreich mit Erneuerung der Feindseligkeiten zu drohen; sein Botschafter, Larochefoucauld, musste sogleich in Wien eröffnen, sein Kaiser hoffe nicht Gewalt ergreifen zu müssen, um sich der Buchten von Cattaro zu bemächtigen. Die Franzosen seien angewiesen, die abgetretenen Festungen auf friedliche Weise in Besitz zu nehmen, nicht aber sie zu erobern; mit anderen Worten, die Österreicher sollten den Russen diese Plätze mit Gewalt entreißen, dann wären die Österreicher und Russen gründlich miteinander verfeindet. Zugleich gab er dem Marschall Soult, der daran war, über den Inn mit seinem Corps zurückzugehen und Braunau zu räumen, den Befehl, einzuhalten, Braunau wieder zu besetzen und einen wahren Waffenplatz daraus zu machen. „Sobald er Genugthuung erhalten habe, werde sein Heer Deutschland räumen" — es war ein willkommener Anlass, dasselbe auf fremde Kosten zu erhalten, und zugleich gegen Preußen in drohender Weise stehen zu lassen.

Molitor.

Napoleons Drohung.

Bei dieser Stimmung Napoleons konnte der Streit wegen Cattaro zu einem neuen Krieg und zum Untergang Österreichs führen: es lag schwer verwundet darnieder und bedurfte langer Ruhe, um seine Kräfte wieder zu sammeln. Tirol mit dem treuen und tapferen Volk war ihm entrissen, das feindselige Bayern war durch dasselbe verstärkt und Österreich auf den Nacken gesetzt. Ebenso schmerzlich war ihm der Verlust von Venedig und Dalmatien, durch letzteres trat Frankreich in Berührung mit der Türkei und wurde gefährlich für den Süden und Osten des Reiches, ob es nun dereinst in eine Theilung der Türkei im Verein mit Russland willigte, oder ob es Russlands Plänen auf Constantinopel entgegentreten wollte: jedenfalls war stete Beunruhigung zu fürchten, und musste man sich auf einen Kampf der Verzweiflung gefasst machen — und dabei war das Land ausgeraubt, das Volk entmuthigt, das Heer musste neu geordnet werden. Die Armee hatte der Erzherzog Karl übernommen, für das Ministerium des Äußern hatte er den bisherigen Botschafter in Petersberg, den Grafen Philipp von Stadion, dem Kaiser empfohlen.

Österreichische Zustände.

Erzherzog Karl.

Die Stadion stammten aus Graubündten, von wo sie nach Schwaben zogen und den Staufern, dann später den Habsburgern treue Dienste leisteten. Johann Philipp Stadion war 1763 zu Mainz geboren, hatte das Recht in Göttingen studiert und wurde, erst 24 Jahre alt, vom Fürsten Kaunitz, der sein Talent erkannte, als Gesandter in Stockholm, dann in England mit Erfolg verwendet. Mit Thugut verstand er sich nicht und reichte seine Entlassung ein. 1797 wurde er wieder verwendet als Gesandter in Berlin, 1804 kam er als Botschafter nach Petersburg, und war sehr eifrig, die dritte Coalition zustande zu bringen. Er diente Kaiser und Reich mit dem stolzen Gefühle eines echten Deutschen, er durchschaute Napoleons maßlosen Ehrgeiz, und war immer sorglich

Stadion.

vor einem verwegenen Gewaltstreich; in Österreichs Freiheit und Macht sah er die Unabhängigkeit Deutschlands; keiner verstand besser die Maßregeln des Corsen zu deuten und haßte ihn glühender als Stadion, keiner hoffte mehr von der Entfaltung der Kräfte Österreichs als dieser deutsche Ritter, keiner konnte sein Ziel klarer ins Auge fassen. In Paris galt er als ein Lebemann; man hätte richtiger ihn verstanden, wenn man in seinem langen Verweilen und heiteren Treiben in Gesellschaften das Bestreben gesehen hätte, für gefahrlos zu gelten und den französischen Gesandten zu täuschen. Durch die Sendung Larochefoucaulds hatte Napoleon den diplomatischen Verkehr mit Österreich wieder eröffnet, Baron Vincent erschien daher als Gesandter in Paris, ein tüchtiger Soldat, aber auch im persönlichen Verkehr mit dem stolzen Napoleon mannhaft, biegsam, stets die Ehre seines Kaisers wahrend, schnell gefasst, jeden Angriff auf seine Würde abzuwehren. Wie sehr Napoleon geneigt war, mit dem wehrlosen Österreich anzubinden, ersah Vincent aus seiner Äußerung: „Es ist endlich Zeit, dass mich Österreich in Ruhe lasse!“ — Worin bestand denn die Störung? — Der Kaiser hatte seinem Bruder Ferdinand eine geringe Mannschaft mitgegeben zum Einzug in Würzburg, welches er im Friedensvertrag für Salzburg erhalten hatte. Ferdinand konnte doch nicht die Bayern auffordern, ihm zur Besitznahme seines neuen Ländchens behilflich zu sein, oder die Franzosen — wie viel würden diese nicht für die Dienstleistung gefordert haben? — Dieses Häuflein Österreicher nannte Napoleon eine Beunruhigung, während gegen den Friedensvertrag der größte Theil des französischen Heeres noch in Bayern stand. Kaum war diese Frage erledigt, so kam drohend die Forderung, Österreich solle dem französischen Landheer einen Weg zur Besitznahme Dalmatiens gestatten; zur See verhinderten dies die Engländer. Im Frieden zu Preßburg war dieses Durchzugsrecht vergessen worden. Nun verlangte es Napoleon drohend, sein Gesandter war angewiesen, bei Verweigerung die Päße zu verlangen. Wenn aber die Franzosen zu jeder Zeit das Recht des Durchzugs durch österreichisches Gebiet hatten, wie konnte dieses Recht nicht missbraucht werden! Stadion unterschied zwischen einmaliger Gewährung und einem beständigen Recht;[1]) Napoleon aber erklärte sogleich, er wolle lieber sofort den Krieg, als Fortdauer dieses miserablen Streites. Da kam noch die Cattarofrage hinzu, den Streit erst recht zu erhitzen.

Baron Vincent.

Durchzugsrecht.

Von Wien aus säumte man nicht, in Petersburg die neue Gefahr anzuzeigen, durch die man infolge des Auftretens von Siniavin bedroht sei, und zu erklären, dass man die Franzosen um keinen Preis mehr in Wien sehen wollte und im Nothfalle gegen die Russen Gewalt gebrauchen werde. Alexander I. war dieser Vorfall sehr unangenehm, obschon seine jungen Freunde ihm riethen, Cattaro zu behaupten. Da er hörte, dass England mit Frankreich unterhandle, so ergriff er die Besetzung von Cattaro, um sich Napoleon gleichfalls zu nähern.

Alexander I.

In Petersburg war damals der ehemalige Gesandtschafts-Secretär Staatsrath Oubril, der Paris sehr gut kannte und dort wohlgelitten war: Alexander hieß ihn, nach Wien zu gehen, um dort Päße nach Frankreich zu erlangen, dann in Paris unter dem Vorwande des Austausches der Gefangenen eine ehrenvolle Schlichtung der Streitfragen zu versuchen, auf Cattaro aber nur zu verzichten,

Oubril.

[1]) Wertheimer, l. c. II, S. 111—119.

wenn Österreich mit dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten bedroht wäre. Unter ehrenvoller Schlichtung der Streitfragen verstand Alexander I., dass Oubril eine Entschädigung für die Könige von Neapel und Piemont erwirke, denen Russland seine Hilfe versprochen hatte. Oubril sollte mit den englischen Friedensunterhändlern sich verständigen, aber keine gemeinsame Friedensunterhandlung fordern. Oubril kam bei der letzten Audienz zur Überzeugung, dass Alexander den Frieden sehr wünsche, und beruhigte demgemäß in Wien, erhielt die Pässe nach Paris und ward dort gut aufgenommen. Vollmacht.

Dass alle Welt in Paris den Frieden suchte, erhöhte das Selbstgefühl Napoleons und der Franzosen: er war zum Frieden geneigt, weil er den Ausbau seines Reiches vollenden wollte, was er unter den Folgen des Vertrages von Preßburg verstand, nämlich ein Kaiserthum des Westens mit Königreichen für seine Brüder und Schwestern und mit Vasallenstaaten. An die Stelle der Bourbonen sollte allenthalben die Familie Bonaparte treten.

Die Unterhandlung mit England schritt nur langsam vorwärts. Fox verlangte gemeinsame Verhandlung mit Russland, Talleyrand bestand auf separierter Verhandlung: „Nur dadurch, dass unser Staatsinteresse untheilbar ist, wird es versöhnlich und sind wir zum Frieden geneigt. Sie sind die uneingeschränkten Beherrscher der Meere; Ihre Kräfte zur See übersteigen diejenigen von allen Monarchen in der Welt zusammengenommen. Wir hingegen sind eine große Macht auf dem festen Lande; doch gibt es noch andere Mächte, welche ebensoviele Streitkräfte aufbieten können, als wir. Wenn Sie durch Ihre eigenen Kräfte ohnehin schon die Gebieter des Weltmeeres, auch noch die Beherrscher des festen Landes sein wollen, dann ist der Friede nicht möglich.“ — Fox jedoch bestand auf dem gemeinsamen Friedensschluss mit Russland. Man einigte sich also nicht über die erste Frage, verhandelte aber vorläufig weiter. Dagegen einigte man sich in zwei anderen Vorfragen, der Friede solle ehrenvoll sein für beide Parteien, nebst ihren gegenseitigen Bundesgenossen, und dass sowohl der einen wie der anderen Macht das Recht zu intervenieren zugestanden wurde, diesen auch die Gewährleistung, sowohl für alle Angelegenheiten des festen Landes, wie zur See, vorbehalten sein solle. Yarmouth stellte dann einige Fragen, „damit er im Parlament für den Frieden stimmen könne.“ Auf die erste Frage über die deutschen Staatsgüter Georgs III., entgegnete Talleyrand, Hannover werde niemals ein Hindernis sein. Auf die zweite Frage: ob Frankreich Sicilien in Anspruch nehme, entgegnete Talleyrand: „Ihr besitzt dasselbe, wir verlangen es also nicht von euch.“ Yarmouth hielt diese Antwort für eine Bestätigung des Grundsatzes: „Uti possidetis.“ Auf die dritte Frage: ob Frankreich die Unabhängigkeit der Ottomanischen Pforte anerkenne? antwortete Talleyrand: „Ja, allein dies muss in kurzer Zeit geschehen. Vieles wird vorbereitet, allein nichts wird ausgeführt.“ — Man hielt Yarmouth vor, auf wie vieles Frankreich verzichte: auf Hannover, zu Ehren der britischen Krone; auf Malta, zu Ehren der britischen Seemacht; auf das Cap der guten Hoffnung, zu Ehren des großbritannischen Handels. Nun forderte Napoleon Vorzeigung der Vollmacht, denn in der Politik könne man nicht eine Sprache führen, zu der man nicht bevollmächtigt sei. Da stellte sich nun heraus, dass die Aufrechthaltung König Ferdinands von Sicilien der Punkt sei, auf welchem Fox am meisten bestand. Wenn Sicilien für Ferdinand in dem gegen- Gemeinsam oder separiert? Vorfragen. Hannover.

wärtigen Kriege verloren gehe, müsse ihm eine angemessene Entschädigung dafür zutheil werden. Das Angebot der Hansestädte erschien Fox ungenügend. Frankreich bot nun Dalmatien, Albanien und Ragusa an, die britische Regierung wünschte, Istrien möge noch hinzukommen, dann wäre der Vorschlag für König Ferdinand nicht unannehmbar: auch von Venedig sprach Yarmouth.

Bignons Urtheil.

Napoleon zögerte und Bignon wirft ihm vor, dass er den Glanz vom Throne Josephs dem Wohle Frankreichs vorgezogen habe. Sicilien war der eigentliche Stein des Anstoßes. Dazu kam, dass Napoleon auf einmal mit der Stiftung des Rheinbundes als vollendeter Thatsache und bloßer Folge des Vertrages von Oubril. Preßburg auftreten wollte. Mit Oubril wurde er bald fertig. Clarke verhandelte jeden Tag mit ihm; Oubril wollte Frieden machen, und gestand dem Lord Yarmouth treuherzig, dass er, in Betracht der über Österreich schwebenden Gefahr, es für seine Pflicht halte, einen Separatfrieden zu schließen, wenn er diesen Staat dadurch retten könne. Yarmouth rieth ihm zu zögern; Oubril aber erklärte dem Engländer, bei einem Charakter wie Napoleon erreiche man mit Zögerungen nichts, man komme vielmehr nur in Nachtheil, denn jeden Tag begehe er eine neue Handlung, die man dann als vollendete Thatsache hinnehmen müsse, wenn man nicht brechen wolle; hätte man vor dem Monat April unterhandelt, so wäre Ludwig nicht König von Holland geworden; hätte man endlich vor dem Juli abgeschlossen, so wäre das deutsche Reich nicht untergegangen. — Oubrils Bemerkung ist richtig und fein.

Friede mit Russland.

Talleyrand drängte nun Oubril, er müsse den Frieden unterzeichnen oder Paris verlassen, und so schloss denn der Russe, 20. Juli, dahin ab: Die russischen Truppen sollen den Franzosen die Festungswerke von Cattaro übergeben. Die Franzosen erklären Ragusa für eine unabhängige Republik. Beide Mächte anerkennen die Republik der Jonischen Inseln. Russland verspricht, nicht mehr als 4000 Mann dort zurückzulassen. Beide anerkennen die Unabhängigkeit der Ottomanischen Pforte und verpflichten sich, den Grenzbestand ihres Gebietes aufrecht zu erhalten. Die französischen Truppen sollen Deutschland räumen; Napoleon verspricht, dass spätestens binnen drei Monaten, von dem Tag der Unterschrift des gegnerischen Friedens an gerechnet, alle seine Truppen sich nach Frankreich zurückgezogen haben werden. Man verpflichtete sich beiderseits, durch alle Mittel der Freundschaft den Streit zwischen Preußen und Schweden beendigen zu wollen. Der Kaiser der Franzosen nimmt mit Vergnügen Russlands Hilfe zur Wiederherstellung des Seefriedens an.

Geheime Artikel.

Diese Artikel waren für die Öffentlichkeit bestimmt; daneben gab es aber drei geheime, von denen der erste besonders wichtig ist: „Wenn der König Ferdinand der Gewalt der Umstände weichen und über Sicilien zu regieren aufhören müsste, so wollten Napoleon und Alexander gemeinschaftlich die nöthigen Maßregeln ergreifen, um den Madrider Hof zur Abtretung der Balearischen Inseln an den Kronprinzen von Sicilien, den Sohn des Königs Ferdinand IV., zu vermögen, damit er und seine Nachkommen mit dem Titel eines Königs darüber herrschen können. So lange der Krieg dauert, müssen diese Inseln jedoch allen gegen Frankreich und Spanien feindlich gesinnten Mächten geschlossen sein, dagegen sollen die Handelsverhältnisse zwischen dem Königreich Neapel und Russland wieder

Die Balearen.

eröffnet werden. Im zweiten Artikel werden König Ferdinand und seine Gemahlin vom Besitze der Balearischen Inseln förmlich ausgeschlossen. Im dritten Artikel versprachen sich beide Mächte, mit vereinigten Kräften an der Wiederherstellung des Friedens zwischen dem König von Preußen und Gustav IV. zu arbeiten, ohne dass letzterem Schwedisch-Pommern entrissen werden sollte.

Oubril unterschreibt.

Oubril unterzeichnete am 20. Juli diesen Vertrag und machte sich in der Überzeugung, dass Alexander I. den Frieden wolle, verbindlich, die Bestätigung in Petersburg zu erwirken: er war sichtlich gut für Österreich gesinnt und wollte, dass demselben der Friede bleibe und die Frist, seine Kräfte wieder zu sammeln und sich zu erholen. Aber er war von Talleyrands Arglist überwältigt und sah nicht ein, dass, wenn der Czar diesen Vertrag unterschrieb, England genöthigt werde, hinsichtlich Siciliens nachzugeben, und dass es dies entschieden nicht wolle; dass Fox, der sich so treu für eine gemeinschaftliche Unterhandlung mit Russland verwendet hatte, sich über den Abfall desselben bei Alexander I. beklagen werde. Er bemerkte auch die Unzukömmlichkeit nicht, die in dem Vertrage lag, dass man einer Familie, die man ihres Eigenthums beraubt hatte, das Eigenthum einer dritten Macht anwies, ohne diese je um ihre Einwilligung gefragt zu haben; dass man dieser verjagten Familie nicht gestattete, in dem ihr zur Entschädigung angewiesenen Besitz sich aufzuhalten, sondern dem Erbrecht vorgriff und den Besitz nicht den Eltern, sondern dem Sohne anwies, und die aus ihrem Besitz Verjagten auf eine allenfallsig einlaufende spätere Entschädigung in Geld vertröstete. Wie wollte man denn Spanien entschädigen, dem man die Balearen nahm? — Durch Portugal? — Das würde England nie zugeben. Also man drängte Oubril zur Unterschrift, um rasch England sagen zu können, Russland habe einen Separatfrieden abgeschlossen. Dieser musste aber England verletzen, denn es mochte sein Wort Ferdinand IV. nicht brechen, noch auf seinen Einfluss auf die portugiesische Regierung verzichten. Talleyrand und Napoleon arbeiteten also mit ihrer Arglist sich selber entgegen. Darum findet auch Bignon in diesem Friedensschluss nur viele Keime von Missverständnissen, Verwirrung und Zwistigkeiten. „Was ist natürlicher, als dass die beraubte Herrscherfamilie aufs höchste betrübt ist; dass England, welches Sicilien seinem alten Besitzer erhalten will, stets unzufrieden wird; dass Spanien, von dem man wahrscheinlich eine Abtretung verlangt, seinen Unwillen laut äußert; dass endlich Preußen, ungeachtet seines Rückhaltes in Bezug auf Schwedisch-Pommern, nicht verbergen kann, wenn Napoleon nun Schonung eines Landes verlangt, welches zu erobern er kurz zuvor die nöthige Anweisung gegeben hat."

durch Talleyrand überlistet.

Der Vertrag verworfen.

Fox beschwerte sich in der That in Petersburg über den Abfall Russlands. Seine Klage machte Eindruck und verhalf der englischen Partei am Hofe zum Sieg gegen diejenige, welche einen Separatfrieden mit Frankreich gewünscht hatte. Fürst Adam Czartorysky legte seine Stelle nieder und Freiherr von Budberg übernahm die Leitung der Geschäfte. Bald wurden nicht bloß alle Botschafter an den Höfen in Kenntnis gesetzt, dass der Czar den Vertrag vom 20. Juli nicht genehmigt habe, sondern es war auch im „Journal de Francfort" zu lesen, dass Oubril nicht bloß vom Weg seiner Anweisung sich entfernt, sondern auch dem wörtlichen Sinn derselben entgegengearbeitet habe, jedoch sei der Czar nicht abgeneigt, sich auf neue Unterhandlungen einzulassen, „aber nur auf solche, die mit seiner Würde vereinbar wären." —

Abschluss des Rheinbunds.

Auf einmal trat, nachdem lange darüber insgeheim verhandelt worden war, ein neuer Bund mehrerer deutscher Fürsten zu Frankreichs Nutzen an das Tageslicht, der sich unter Napoleons Schutz begab und sich damit förmlich losriss von Kaiser und Reich. Neben diesem konnte das alte Kaiserthum nicht länger bestehen und es sank darum, nach tausendjährigem Bestande, zusammen.

Der erste Gedanke von einem solchen Bunde stammt aus dem Jahre 1804,
Waitz. der erste Vorschlag dazu rührt von dem Freiherrn von Waitz, dem Minister des Kurfürsten von Hessen, welcher die Absicht hatte, seinen Fürsten von Preußen unabhängig zu machen. Der französische Gesandte schickte seinen Entwurf nach Paris, wo er sehr gefiel, aber wieder beiseite gelegt wurde, weil man die Hoffnung hegte, mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis abzuschließen — es also in seiner Machtsphäre nicht verletzen durfte, und gegenüber Russland und Österreich damals möglichst stark machen wollte.[1])

Jetzt, wo an einen innigen Bund mit Preußen nicht mehr zu denken
Dalberg war, rührte kein Geringerer, als der Kurfürst-Erzkanzler des Reiches, diesen Plan wieder auf; während er am eifrigsten sein sollte, das Reich Karls des Großen zu erhalten und zu festigen, stachelte er Napoleon beharrlich, es zu zertrümmern und sich selber oder ein neues Gebilde an dessen Stelle zu setzen. Dieser Priester hatte wenig Glauben, aber einen glühenden Ehrgeiz, der ihn unermüdlich vorantrieb, um eine große politische Rolle zu spielen. Am 8. November 1805, nach dem Unglück des kaiserlichen Heeres bei Ulm, gab er als Kur-Erzkanzler
spielt den Patrioten. auf dem Reichstag die Erklärung ab: er halte sich für verpflichtet, im allgemeinen auf die Verhältnisse aufmerksam zu machen, in denen sich das Vaterland befinde. Jeder redlich gesinnte Deutsche wünsche und hoffe, dass auch in diesem Sturme die deutsche Reichsverfassung fortbestehen möge; man könne sich jedoch nicht verbergen, dass in vielen Gemüthern die besorglichsten Fragen entstehen: „Was wird aus unserm deutschen Vaterlande in solcher Erschütterung werden? Sollte das seit mehr als tausend Jahren stehende Gebäude der Verfassung einstürzen? Sollten Landfrieden, Reichstag und Reichsgerichtsordnungen, Reichsverfassung, Goldene Bulle, Westfälischer Friede, Wahlcapitulation, nebst so vielen Reichstagschlüssen zernichtet werden, die seit Jahrhunderten Werke der Weisheit unserer Väter waren? Sollte der Name Deutschland, deutsche Nation, der Name eines Volksstammes erlöschen, welcher ehemals den römischen Kolos besiegte? Schmerzlich ist dieser Gedanke für besorgte Gemüther. Der Kurfürst-Erzkanzler wünscht und hofft, mit reiner Vaterlandsliebe, dass ein solches Unglück vermieden werde: 1. durch allgemeines Bestreben, die Einheit der deutschen Reichsverfassung zu erhalten; 2. durch Vereinigung der Gemüther in Befolgung der deutschen Reichsgesetze; 3. durch einstimmige Verwendung alles und jedes Deutschen, um einen guten, ehrenvollen, dauerhaften Frieden zu erwirken.“[2])

Napoleon I. Diese deutsch-patriotische Mahnung nahm ihm Napoleon übel und fuhr Dalberg scharf an, als er nach München kam, um die Ehe Eugène

[1]) Bignon, l. c. chap. 60.

[2]) „Politisches Journal“, 1805. S. 1107. — K. A. Menzel, Deutsche Geschichte, VI, S. 466.

Beauharnais mit der Prinzessin Augusta einzusegnen. Dalberg soll den Wetterstrahl mit dem Witze abgeleitet haben: „Sire, ich habe nichts zu verlieren, Sie haben mich auf Diät und Wasser gesetzt!“ [1]) — eine Anspielung auf das geringe Einkommen, das ihm geblieben sei und das aus dem Zoll von der Rheinschiffahrt bestand. Aber in Angst um seine Stellung und seine Zukunft schmeichelte Dalberg jetzt dem Gewaltigen um so derber und legte ihm, wie wenn der Gedanke ihm von seinem Patriotismus eingegeben wäre, den Plan vor, er solle, als ein zweiter Karl der Große, die Verfassung Deutschlands neuordnen, um der inneren Verwirrung und Rathlosigkeit ein Ende zu machen, „um dieses loyale, fleißige und kräftige Volk zu retten“.[2]) Wie Rudolf von Habsburg nach dem Zwischenreich, so müsse er Deutschland herstellen. „Sie sind Karl der Große, so seien Sie auch der Herr, der Ordner, der Retter Deutschlands!“ — Der neue Herzog von Berg, Murat, zeigte Zuneigung zu den Rheinzöllen, zugleich war es Dalberg um seine Stellung als Erzbischof und Reichskanzler bang; er suchte darum Murat und Fesch in sein Interesse zu ziehen und dadurch wieder Napoleon für sich selber zu gewinnen, und ließ deshalb durch den Staatsminister Albini, 27. Mai 1806, dem Reichstag ein Schreiben vorlegen, worin er zunächst seine Sorge für die bestehenden Reichsstände, ihre Gerechtsame und Besitzungen aussprach und andeutete, dass er sich selbst in diesem Falle befinde, indem er als Primas und Erzbischof von Deutschland, ungeachtet aller angewandten Mühe, die Einrichtung der deutschen katholischen Kirche nach dem Sinne des deutschen Reichsdeputations-Hauptschlusses noch nicht erwirken, nicht einmal sein eigenes Metropolitancapitel habe constituieren können, und sehe nun die ihm zur Dotation zugewiesenen Länder und Einkünfte schon bei seinen Lebzeiten, noch mehr aber nach seinem Tode bedroht. „Er habe daher nicht anstehen dürfen, sich einen Regierungsgehilfen, Coadjutor und Nachfolger, auszuersehen, dem es an Geistes- und Körperkräften, persönlichem Ansehen und mächtiger Unterstützung nicht fehle, um ihm sowohl die Behauptung seiner Gerechtsame, als auch die Erhaltung des Kurstaates zu erleichtern und demselben zum Besten des Reichs und seiner Verfassung eine fortwährende Dauer zu verschaffen. Zu diesem Behufe habe er den Cardinal Fesch erkoren, der alle hiezu erforderlichen Eigenschaften besitze, dessen Geschlechtsvorfahren auch schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in öffentlichen Diensten deutscher Länder (in Basel) sich auszeichneten, und habe diesen Herrn von päpstlicher Heiligkeit zum Coadjutor auserbeten, auch dem allerhöchsten Reichsoberhaupte davon die schuldige Anzeige gemacht in der Zuversicht, dass dasselbe nach seiner Weisheit dieser durch die Zeitumstände gerechtfertigten Entschließung gewiss den allerhöchsten Beifall ertheilen werde.“[3])

Fesch soll Coadjutor werden.

Die Anwesenden waren erstaunt über diesen Antrag. Dalberg hatte ihn früher allerdings dem Kaiser mitgetheilt, aber seine Zustimmung nicht erhalten. Da der Preßburger Friede die Reichsverfassung nicht als aufgehoben erklärte, so äußerte Franz II. am 18. Juli dem Reichskanzler sein Befremden: „Der Reichserzkanzler sollte doch wissen, was wegen Handhabung der deutschen Erz- und Hochstifter der Westfälische Frieden festgesetzt; was wegen Aufrechthaltung der ehemaligen Mainzischen Metropolitankirche das neue Reichsgrundgesetz bestätigt; was der Papst, 1. Februar 1805, in der Confistorialacte zugesichert, und endlich,

Franz II.

[1]) „Sire, je n'ai rien à perdre; vous m'avez mis à la diète et à l'eau.“
[2]) Stellen aus Briefen Dalbergs bei Thiers, l. c. VI, p. 368—369.
[3]) K. A. Menzel, Deutsche Geschichte, VI, S. 466.

was die Wahlcapitulation dem Reichsoberhaupt zur Pflicht gemacht habe; er werde daher die wichtigeren höheren Rücksichten nicht verkennen, die in dieser Angelegenheit eine ernste Erwägung verdienen."

Fesch

Der vorgeschlagene Joseph Fesch war nun wohl bekannt als der Sohn eines Schweizer-Officiers in genuesischen Diensten, der, in Corsica verwendet, dort sich mit der Witwe Pietra Ramolini, der Mutter der Lätitia Bonaparte, verheiratet hatte, und auf der Insel geblieben, auch nachdem sie zu Frankreich gekommen war. Geboren 1763, talentvoll, machte Fesch seine Studien in Aix, trat dann in den geistlichen Stand, ward Archidiacon und Vorstand des Capitels zu Ajaccio, als die Revolution ausbrach, in welcher Eigenschaft er mit seinen Collegen wider die Civilconstitution des Clerus Verwahrung einlegte. Die Revolution hob das Capitel auf und Fesch kehrte zu seiner Familie zurück und wurde mit ihr, weil sie gegen die englische Partei hielt, zur Flucht nach Toulon genöthigt. Nahrungssorgen zwangen ihn, das geistliche Gewand abzulegen und Dienste bei der Armee zu nehmen; er wurde Magazinsaufseher bei der Alpenarmee, dann 1795 Kriegscommissär beim italienischen Heer, zu welchem sein Neffe 1796 als Oberbefehlshaber kam. Die Siege desselben hoben auch ihn empor: als Napoleon erster Consul wurde, that Fesch einige Zeit Buße in einem Seminar und zog das geistliche Kleid wieder an, war sehr thätig für das Concordat und wurde 1802 Erzbischof von Lyon, sechs Monate später

wird Cardinal,

Cardinal, 1804 Botschafter in Rom, wo wir ihn sehr eifrig gelegentlich der Krönung seines Neffen sahen. Zum Lohn für seine Dienste wurde er Großalmosenier, erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion, wurde Mitglied des Senates, und sollte, jetzt Coadjutor, als solcher ein Einkommen von 150.000 Gulden beziehen. Sein Neffe verlieh ihm den Titel „Durchlaucht",[1]) — obschon er manches gegen ihn auf dem Herzen hatte, denn Fesch achtete in Pius VII., mit welchem Napoleon in Zwist wegen Anconas zu gerathen begann, immer das Oberhaupt der katholischen Kirche und wollte, dass keines seiner Rechte gekränkt werde. Für die Bildung des Clerus in seiner Diöcese

fördert die Studien.

war Fesch sehr thätig und stiftete eine Schule für höhere Studien.[2]) So war Fesch. Den Ruhm seiner Vorfahren[3]) hatte Dalberg übertrieben: sie waren Rechtsgelehrte in Basel. Fesch verstand kein Wort deutsch, und vertraulich

Stimmung im Reichstag.

äußerten die Reichstags-Deputierten ihre Entrüstung darüber, dass Dalberg einen solchen Mann zum Decan des Kurfürsten-Rathes zum Leiter der Kaiserwahlen machen wolle, der das Siegel des Reiches in Händen, die Archive unter sich haben, die Reichsgesetze bewahren solle. — Was hätten sie erst gesagt, hätten sie gewusst, dass Dalberg Napoleon brieflich gebeten hatte, Murat solle Kurfürst werden und das Rheinoctroy an sich nehmen, ihm (Dalberg) jedoch solle eine andere Versorgung angewiesen werden. Dalberg versicherte, Napoleon habe, 22. Mai, diesem Plan beigestimmt und gerathen, ihn schleunigst zu verwirklichen, und habe ihm, in einer mit dem großen Siegel Frankreichs versehenen Urkunde, alles Einkommen garantiert.

Napoleons Pläne.

So gab denn der Kur-Erzkanzler des Reiches Napoleon die Handhabe zur Verwirklichung seines Hauptplanes, nicht Deutschland zu ordnen, sondern die Spaltung in demselben dauernd zu machen, um dadurch die Deutschen

[1]) Altesse éminentissime.
[2]) Maison de hautes études écclesiastiques.
[3]) Die sich Farsch schrieben.

zu zwingen, in all ihren Zwisten den Richterspruch Frankreichs anzurufen, und seine Oberhoheit über die Mächte Europas zu begründen. Thiers bezeichnet Napoleons Plan im Jahre 1806 dahin: „Er wollte das deutsche Reich dislocieren und schwächen, so dass das französische im Westen allein glänze; dann wollte er die Fürsten des südlichen Deutschland unter seinem Protectorat zu einem Bunde vereinigen. Dieser sollte seine Verbindung mit dem deutschen Reiche für aufgelöst erklären. Was die übrigen deutschen Fürsten betraf, so blieben sie entweder unter Österreichs Leitung in dem alten Bunde oder sie traten aus, was wahrscheinlicher war, und scharten sich nach ihrer eigenen Wahl um Preußen oder Österreich. Dann umfasste das französische Reich Italien, Neapel und Holland, später vielleicht die Halbinsel der Pyrenäen, hatte das Protectorat über das südliche Deutschland, enthielt fast alle Staaten Karls des Großen und war das Kaiserreich des Westens. Bloß der Titel fehlte noch, und den Namen wirklich anzunehmen, war wegen der Eifersucht Europas schwierig, ließ sich aber nach einem Siege oder mittelst einer glücklichen Unterhandlung ausführen."

Die deutschen Fürsten.

Um diesen Plan auszuführen, hatte man wenig zu thun, denn Bayern, Wirtemberg und Baden unterhandelten eben in Paris, um eine Regulierung ihrer unsicheren Stellung zu erlangen. Alle anderen Fürsten wollten in den neuen Bund, den man als unvermeidlich erkannte, aufgenommen werden, gleichviel unter welchem Titel und welchen Bedingungen. Die Aufnahme in den Bund sicherte ihre Existenz, der Ausschluss vernichtete sie. Man brauchte daher bloß mit Bayern, Wirtemberg und Baden zu unterhandeln, und auch mit diesen nur in beschränktem Maßstabe. Man wollte den Bundesvertrag denjenigen Fürsten, deren Aufnahme beschlossen war, ganz fertig vorlegen und sie einfach zur Unterzeichnung auffordern. Der neue Bund sollte „der Rheinbund" heißen, Napoleon den Titel eines Protectors erhalten.

Talleyrand.

Talleyrand erhielt den Auftrag, den Plan zu entwerfen und ihn Napoleon vorzulegen; in den Tagen vom 6. bis 12. Juli 1806 wurde alles gemacht. Dass etwas im Werke sei, verlautete durch Dalberg und Albini. Die davon wussten und rechtzeitig um Begünstigung buhlten und gleichzeitig gut bezahlten, erhielten Zusicherung ihrer Fortdauer, die anderen wurden mediatisiert, das heißt, sie verloren ihre Hoheitsrechte. Im Aufstreich wurden Fürstenthümer versteigert; die französischen Beamten, welche die Sache in den Händen hatten, gewannen Hunderttausende dabei. Es war ein für die Deutschen schmachvolles Börsenspiel. Hamburg zahlte zum Beispiel eine Million Mark für eine zweifelhafte Unabhängigkeit. Nur mit Bayern, Wirtemberg und Baden wurde verhandelt, nur über einzelne Punkte wurden sie befragt; für einige kleinere vermittelte Dalberg. — Bignon erzählt:[1]) „Talleyrand unterhandelte einzeln mit jedem Staate, welcher zum Beitritt in den Bund bestimmt war; er zeigte einem jeden als Lockspeise die Aussicht auf einen Antheil des Gewinstes, und bot ihnen schon jetzt bestimmte Vortheile an, ohne dass einer von den Vortheilen wusste, welche der andere schon erhalten hatte. Dann wurden alle auf den 12. Juli zum französischen Minister eingeladen zur Unterzeichnung,

Mediatisierung.

Dalberg.

12. Juli 1806.

[1]) Bignon, l. c. chap. 62.

aber nicht zu einer gemeinsamen." Jeder beeilte sich zu unterschreiben, denn es galt Sein oder Nichtsein: Souverän oder mediatisiert. Das Ganze blieb dann als Geheimnis in Talleyrands Hand, am 25. Juli wurden die Ratificationen bei Berthier in München ausgewechselt.

1. August 1806. Im Auftrag des Kaisers der Franzosen, erklärte 1. August Bacher dem Reichstag, dass die Könige von Bayern und Wirtemberg und die souveränen Fürsten von Regensburg, Baden, Berg, Hessen-Darmstadt, Nassau und andere größere Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands den Entschluss gefasst hätten, untereinander einen Bund zu bilden, der sie gegen die Ungewissheiten der Zukunft sicherstelle; sie hätten demnach aufgehört, Reichsstaaten zu sein. Der Friede von Pressburg habe die mit Frankreich verbündeten Höfe in eine Lage versetzt, die unverträglich mit der Stellung eines Reichsstandes und eine beständige Quelle von Unruhe und Gefahr sei, und darum verschwinden müsse. In der Überzeugung, dass in dem Augenblick, da er seine Armeen über den Rhein zurückziehe, die innere Zwietracht zum Ausbruch komme, habe Napoleon sich verpflichtet gefühlt, für die Wohlfahrt seiner Verbündeten mitzuwirken, und sie alle Vortheile des Pressburger Vertrags genießen zu lassen; der Bund sei eigentlich nur eine natürliche Folge und wesentliche Ergänzung dieses Vertrages. Die Zeit habe die ursprünglichen Verhältnisse der Größe und Stärke zwischen den einzelnen Gliedern der Gesammtheit verändert; der Reichstag habe aufgehört, einen eigenen Willen zu haben, die Sprüche der höchsten Gerichtshöfe hätten nicht mehr vollzogen werden können. Das Band der Einigung gewähre niemand mehr Sicherheit und den Mächtigen nur einen Anlass zur Zwietracht. Darum erkläre Napoleon, dass er das Dasein der deutschen Verfassung nicht mehr anerkenne, wohl aber die volle und unbedingte Souveränität jedes der Fürsten, aus deren Staaten jetzt Deutschland bestehe, und habe lediglich in der friedlichen Absicht den Titel eines „Protectors des Rheinbundes" übernommen, um durch beständige Vermittlung zwischen den Schwächeren und Stärkeren jeder Art von Uneinigkeit und Unruhe vorzubeugen. — Also rein in friedlicher Absicht hat Napoleon den Rheinbund gestiftet!

Napoleon an den Reichstag.

Erklärung der Fürsten. Die Gründe, warum vier Kurfürsten und zwölf Fürsten sich vom Reiche lossagten, wurden in einer Erklärung in derselben Sitzung des Reichstages auseinandergesetzt: „Die Ereignisse der drei letzten Jahrhunderte, welche beinahe in einemfort die Ruhe Deutschlands störten, und die daraus sich ergebenden politischen Veränderungen, haben die traurige Wahrheit an den Tag gebracht, dass das Band, welches die verschiedenen Glieder des Reiches bisher vereinte, nicht mehr stark genug, ja, eigentlich zerrissen sei. Seit lange schon lebt diese Überzeugung in den Herzen aller Deutschen, und die Ereignisse der letzten Zeit haben die Ansicht von der Hinfälligkeit der Verfassung nur bestätigt, die zwar ehrwürdig in ihrem Ursprung, aber im Laufe der Zeit schadhaft geworden ist, wie alle menschlichen Dinge. Der Friede zu Basel hat Norddeutschland von Süddeutschland geschieden; von diesem Augenblick an sind alle Begriffe von einem

einigen Vaterland, von gemeinsamen Interessen verschwunden; Reichstag und Reichskrieg sind Worte ohne Sinn geworden, vergebens hat man Deutschland im deutschen Reichskörper gesucht. Die Frankreich benachbarten Fürsten waren jedes Schutzes beraubt und allen Leiden eines Krieges ausgesetzt, dessen Ende sie durch keine verfassungsmäßigen Mittel beschleunigen konnten, und sahen sich deshalb gezwungen, sich gemeinsam vom Reichsverband durch einen Separatfrieden loszumachen: — sie befolgen dabei das durch frühere Vorgänge und selbst durch Erklärungen der mächtigeren Reichsstände befolgte System. Sie hätten in Wahrheit den leeren Schein einer erloschenen Verfassung beibehalten können, sie hielten es jedoch ihrer Würde mehr entsprechend, wie der Reinheit ihrer Absichten, freimüthig und offen ihren Entschluss und die Beweggründe zu demselben zu erklären, und lösen sich mit dieser Erklärung vom Reiche los." — Unterzeichnet waren die Könige von Bayern und Wirtemberg, der Fürstprimas, der Großherzog von Baden, der Herzog von Berg und Cleve, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kirburg, der Fürst von Isenburg-Birstein, der Herzog von Arenberg, der Fürst von Liechtenstein und der Graf von Leyen, der trotz seines kleinen Besitzthums durch seinen Verwandten Dalberg gerettet wurde.

Die wichtigsten Artikel des neuen Bundes[1]) waren: „Alle Reichsgesetze, welche bisher für die verbündeten Staaten gegolten haben, sind null und nichtig, mit Ausnahme der durch den Reichsdeputations-Hauptschluss bestimmten Schuldverpflichtungen und der auf das Rheinschiffahrts-Octroy bezüglichen Rechte. Im zweiten Artikel verzichten die Mitglieder auf die alten Titel und zeigen die neuen an: die Kurfürsten von Bayern und Wirtemberg heißen jetzt Könige, der Reichserzkanzler heißt jetzt Fürstprimas und „erlauchteste Eminenz";[2]) der Kurfürst von Baden, der Herzog von Berg (Murat) und der Landgraf von Hessen-Darmstadt werden jetzt Großherzoge genannt; das Haupt des Hauses Nassau heißt jetzt Herzog, der Graf von Leyen heißt Fürst. Streitigkeiten der Mitglieder untereinander entscheidet eine Bundesversammlung zu Frankfurt, in welcher der Primas den Vorsitz führt. Der Primas erhält die Reichsstadt Frankfurt zu seinem Eigenthum, bei seinem Ableben ernennt der Kaiser Napoleon einen Nachfolger. Der Reichstag zu Frankfurt besteht aus zwei Collegien, dem der Könige und dem der Fürsten. Die Fürsten sind unabhängig von jeder Macht, die dem Bunde fremd ist, können also Dienste nur in verbündeten Staaten nehmen; diejenigen, welche es doch thun, lassen damit ihre Rechte auf ihren Nachfolger übergehen. Wer eine Souveränität verkaufen will, kann sie nur einem Mitglied des Bundes übertragen. Für den Reichstag in Frankfurt wird binnen einem Monat der Primas ein Statut entwerfen. Der Kaiser Napoleon wird als Protector des Rheinbundes ausgerufen. Den Mitgliedern des Rheinbundes wird die Oberhoheit über eine Anzahl anderer Fürsten ertheilt, deren Gebiete zwischen den ihrigen liegen, und über die von ihren Ländern umschlossenen ritterschaftlichen

[1]) Traité de confédération des états du Rhin.
[2]) Prince Primas et Altesse Eminentissime.

Souveränität. Besitzungen die Souveränität[1]) zugestanden, und diese dahin bestimmt, dass sie die Gesetzgebung, oberste Gerichtsbarkeit, Oberpolizei, Militärconscription und Besteuerung in sich begreift. Mehrere Paragraphe bestimmen die Abrundung der Bundesländer, die Vertauschungen und Abänderungen. Die bisher regierenden Fürsten und Grafen, welche mediatisiert werden, verlieren jedoch nicht ihr patrimoniales und ihr Privatvermögen, ihre Domänen und Feudalrechte, die nicht wesentlich zur Souveränität gehören, behalten die mittlere und niedere Polizei, Forstpolizei, Jagd, Fischfang, Berg- und Hüttenwesen, Lehensgefälle und Patronate, doch sollten sie keines dieser Rechte an einen dem Lande fremden Fürsten (das ist Österreich und Preußen) übergehen lassen, nie etwas veräußern, ohne es vorher dem souveränen Landesherrn angeboten zu haben. Allianz mit Frankreich. Zwischen Frankreich und dem Rheinbund im ganzen und den einzelnen Staaten besteht eine Allianz derart, dass jeder Krieg zu Land, den einer dieser Staaten zu führen hat, ein gemeinsamer wird. Frankreich stellt zu einem solchen Krieg 200.000 Mann, Bayern 30.000, Wirtemberg 12.000, Baden 8000, Darmstadt 4000, die kleinere Staaten zusammen 4000 Mann. Der König von Bayern verpflichtet sich, die Städte Augsburg und Lindau — als Angriffspunkte gegen Oesterreich — zu befestigen und mit der nöthigen Artillerie und Vorräthen von Flinten zu versehen, auch in Augsburg eine Stückgießerei einzurichten. Die Mobilisierung in einer Kriegsgefahr ordnet der Kaiser an. Die Allianzmächte behalten sich vor, auch andere Staaten, welche dem Rheinbund beitreten wollen, zuzulassen.

So die Verfassung des Rheinbundes, welche Gentz eine Spottconstitution nannte, „gebildet aus drei köstlichen Bestandtheilen, einem Sclavenvolk unter einem doppelten Herrn, Despoten in erster Potenz, selbst Sclaven eines höheren Gebieters, und einem selbstgeschaffenen, alles verschlingenden Oberdespoten.“ Napoleon handelte als Eroberer, und maß sein Recht nach der Länge seines Schwertes; einige Fürsten vergaßen aus Gewinnsucht ihre Pflichten gegen Kaiser und Reich, und gaben sich ihm zu Werkzeugen hin. Das arme Volk konnte nur Steuern und die härteste von allen, die Blutsteuer, entrichten. Die Reichsstädte hatten keine Macht des Widerstandes mehr, Nürnberg verlor seine Selbständigkeit an Bayern, Frankfurt an den Fürstprimas. Eine Menge fürstlicher Familien verloren durch revolutionäres Recht, das heißt durch Raub und Gewalt, ihre althergebrachten Rechte; man schlug die eingeschmolzenen Gebiete auf 550 Quadratmeilen und 1,200.000 Seelen an. Das alles geschah, damit der Eroberer für seinen Ehrgeiz über 60.000 Soldaten mehr verfügen konnte, und damit sein Kaiserthum allein glänze.

Thiers im Irrthum. Thiers ist im Irrthum, wenn er sagt: „Die wesentlichen Ursachen dieses Einschreitens in Deutschland waren keine anderen als die Gewaltthätigkeiten der Großen, die Bitten der Kleinen, und der doppelte Wunsch, die unter Frankreichs

[1]) Les droits de souveraineté sont ceux de législation, de jurisdiction suprême, de haute police, de conscription militaire et d'impôt.

Schutz begangenen Ungerechtigkeiten abzustellen und Deutschland, da er sich einmal mit ihm befassen musste, in zeitgemäßem Sinn zu reformieren.“ [1])

Irrthum Napoleons.

Richtig ist jedoch eine andere Behauptung von Thiers, nämlich, dass Napoleon mit der Stiftung des Rheinbundes einen großen Fehler machte: „Dass er auf den Süden von Europa, auf Italien und selbst auf Spanien einen überwiegenden Einfluss ausüben wollte, lag ganz im Sinn der französischen Politik aller Zeiten, und wenn dieser Ehrgeiz groß war, so wurde er durch glänzende Siege gerechtfertigt. Indem er aber seine Macht auf Deutschland auszudehnen strebte, trieb er die Verzweiflung Österreichs auf die Spitze und gab Preußen zu einer Eifersucht Veranlassung, welche Frankreich diesem Reiche noch nicht eingeflößt hatte. Es machte sich dadurch für den Streit verantwortlich, der unter den kleinen Fürsten bestand, galt als Mitschuldiger der Unterdrücker, brachte alle Nichtbegünstigten gegen sich auf und gewann nicht einmal die Begünstigten, sondern diese führten bereits eine Sprache, welche voraussehen ließ, dass sie nach so vielen von Frankreich empfangenen Wohlthaten abfallen würden, um die Gewährleistung ihres Besitzstandes zu erkaufen. Dass man auf ihre Truppen zählte, war eine gefährliche Täuschung, denn diese Soldaten waren stets bereit, gegen uns zu kämpfen. Ein noch größerer Fehler war, dass man die alten deutschen Verhältnisse veränderte, denn danach war Preußen ein steter Nebenbuhler von Österreich, mithin ein Verbündeter Frankreichs, und alle anderen Fürsten waren auf einander neidisch und folglich Schützlinge unserer Politik, bei welcher sie Unterstützung suchten. Wenn Frankreich den Einfluß Preußens etwas hob und jenen Österreichs etwas schwächte, so that es genug und alles, was man in Deutschland thun konnte. Darüber hinaus gab es bloß eine Umwälzung der europäischen Politik, die mehr verhängnisvoll als nützlich war. Wenn man Preußen allmächtig machte, so wechselte man bloß den Ort der Gefahr und versetzte nach Berlin einen Feind, den wir bis dahin immer in Wien gehabt hatten; vernichtete man Preußen und Österreich, so rief man ganz Deutschland zum Aufstand. Bayern, Baden, Wirtemberg, die gewöhnlich mit Frankreich verbündet waren, musste man schützen und als Lohn für ihre Dienste angemessen vergrößern; gieng man darüber hinaus, so mischte man sich in die Angelegenheiten anderer, übernahm fremde Lasten und verletzte den Nationalstolz. Es gab bloß noch einen größeren Fehler, nämlich die Gründung französischer Königreiche in Deutschland.“

Antwort Kaiser Franz II.

Würdig und verdient war die Antwort, welche Kaiser Franz II. 6. August 1806 auf diese Erklärung gab: „Nach dem Abschlusse des Preßburger Friedens war Unsere ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt dahin gerichtet, mit gewohnter Treue und Gewissenhaftigkeit das vollkommenste Genüge zu leisten und die Segnungen des Friedens Unseren Völkern zu erhalten, die glücklich wieder hergestellten friedlichen Verhältnisse allenthalben zu befestigen und zu erwarten, ob die durch diesen Frieden herbeigeführten wesentlichen Veränderungen im deutschen Reiche es Uns ferner möglich machen würden, den nach der kaiserlichen Wahlcapitulation Uns als Reichsoberhaupt obliegenden schweren Pflichten genugzuthun. Die Folgerungen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Friedens gleich nach dessen Bekanntmachung und bis jetzt gegeben worden, und die allbekannten Ereignisse, welche darauf im deutschen Reiche statt hatten, haben Uns aber die Überzeugung gewährt, dass es unter den eingetretenen Umständen unmöglich sein werde, die

[1]) Thiers, l. c. VI, p. 365—374, 385—396.

durch den Wahlvertrag eingegangenen Verpflichtungen ferner zu erfüllen: und wenn noch der Fall übrig blieb, daſs sich nach förderſamer Beſeitigung eingetretener politiſcher Verwickelungen ein veränderter Stand ergeben dürfte, ſo hat gleichwohl die am 12. Juli 1806 zu Paris unterzeichnete und ſeitdem von den betreffenden Theilen genehmigte Übereinkunft mehrerer vorzüglichen Stände zu ihrer gänzlichen Trennung von dem Reiche und ihrer Vereinigung zu einer beſonderen Conföderation die gehegte Erwartung vollends vernichtet. Bei der hiedurch eingetretenen vollendeten Überzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten Unſeres kaiſerlichen Amtes länger zu erfüllen, ſind Wir es Unſeren Grundſätzen und Unſerer Würde ſchuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur ſo lange Wert in Unſeren Augen haben konnte, als wir dem von Kurfürſten, Fürſten, Ständen und übrigen Angehörigen des deutſchen Reiches Uns bezeigten Zutrauen zu entſprechen und den übernommenen Obliegenheiten genüge zu leiſten im Stande waren. . . . Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daſs wir das Band, welches Uns bis jetzt zu dem Staatskörper des deutſchen Reiches gebunden hat, als gelöst anſehen, daſs Wir das reichsoberhauptliche Amt und Würde durch die Vereinigung der conföderierten rheiniſchen Kurfürſten und Fürſten als erloſchen und uns dadurch von allen übernommenen Pflichten gegen das deutſche Reich losgezählt betrachten und die von wegen desſelben bis jetzt getragene Kaiſerkrone und geführte kaiſerliche Regierung, wie hiemit geſchieht, niederlegen. Wir entbinden zugleich Kurfürſten, Fürſten und Stände, und alle Reichsangehörigen, inſonderheit auch die Mitglieder der höchſten Reichsgerichte und die übrige Reichsdienerſchaft, von ihren Pflichten, womit ſie an Uns, als das geſetzliche Oberhaupt des Reiches, durch die Conſtitution gebunden waren. Unſere ſämmtlichen deutſchen Provinzen und Reichsländer zählen Wir dagegen wechſelſeitig von allen Verpflichtungen los, die ſie bis jetzt unter was immer für einem Titel gegen das deutſche Reich getragen haben, und Wir werden ſelbige in ihrer Vereinigung mit dem ganzen öſterreichiſchen Staatskörper, als Kaiſer von Öſterreich, unter den wiederhergeſtellten friedlichen Verhältniſſen mit allen Mächten und benachbarten Staaten zu jener Stufe des Glücks und Wohlſtandes zu bringen befliſſen ſein, welche das Ziel aller Unſerer Wünſche und der Zweck Unſerer angelegentſten Sorgfalt ſein werden."

Ende des römiſch-deutſchen Kaiſerthums.

So endete das Reich Karls des Großen — 1006 Jahre nach ſeiner Gründung!

Dieſe Antwort kam ſo ſchnell, weil man in Wien vom Plane des Rheinbundes nicht überraſcht war, ſo ſehr derſelbe auch in der Stille betrieben wurde. Das Ende des römiſch-deutſchen Kaiſerthums war eigentlich ſchon durch den Frieden von Preſsburg bedingt, die Säculariſation hatte es angebahnt, die Mediatiſierung nahm ihm die letzten Stützen ſeiner Kraft hinweg. Seit der Gründung des Rheinbundes beſtanden im ehemaligen Reich drei Staatengruppen: Öſterreich, Preußen, der Rheinbund. Von Paris aus ergieng an Preußen der Rath, den Kaiſertitel anzunehmen und aus den norddeutſchen Staaten eine ähnliche Gruppe zu bilden, wie der Rheinbund war. Napoleon war es aber damit nicht Ernſt, er wollte mit der Kaiſerkrone und mit dem Protectorat über den Norddeutſchen Bund Preußen nur etwas vorgaukeln, denn als der Kurfürſt von Heſſen ſich für das Zuſtandekommen dieſes Norddeutſchen Bundes bemühen wollte, wurde ihm drohend davon abgerathen, und derſelbe Kurfürſt hatte in Erwerbſucht ſeinen Beitritt zum Rheinbund angeboten, unter der Bedingung, daſs man ihm einen großen Theil des Gebietes von Heſſen-Darmſtadt gebe, aber

Rath an Preußen.

Der Kurfürſt von Heſſen.

man achtete nicht darauf, weil dieser Mann für unzuverlässig galt. Dennoch meldete er dem König von Preußen, es bilde sich ein Bund, der Preußens und Österreichs Einfluss gleichmäßig vernichten werde, und dass man bei ihm alles Mögliche thue, um ihn zum Beitritt zu bewegen.

Thiers ist im Irrthum, wenn er behauptet, in Wien habe man indolent der Bildung des Rheinbundes zugesehen. Man begriff die Tragweite der neuen Schöpfung vollständig. Neben dem Rheinbunde, der die Mehrzahl der deutschen Staaten aufnehmen sollte, konnte kein deutsches Kaiserthum fortbestehen. Erzherzog Karl rieth schon im Juni 1804 dringend zur Ablegung der Kaiserkrone. Der gleichen Ansicht war Stadion. Aber Franz II. trennte sich schwer von der höchsten Würde eines Laien, sie war der größte Ruhm seines Hauses, er hatte so viele Opfer dafür gebracht. Wenn Thiers sagt: „Napoleon wollte das kaiserliche Scepter nicht direct dem Hause Habsburg entreißen", so irrt er. Der Corse ließ drohen, bis 10. August solle das römische Kaiserthum aufhören,[1]) am 6. August legte es Franz II. nieder; er hieß fortan, als Kaiser von Österreich Franz I. Wien blieb also Kaiserstadt, aber der deutsche Adel kam wenig mehr — und die Tiroler fehlten.

Napoleon an den Primas

Die bittere Stimmung über den Rheinbund, über das Vasallenthum der deutschen Fürsten zu beschwichtigen, schrieb Napoleon den folgenden Brief an den Primas Dalberg:[2])

„Mein Bruder! Da die Formen des Verkehrs mit den in Frankfurt zum Congress vereinigten Fürsten noch nicht festgestellt sind, so glauben Wir, es sei keine passender, als diejenige, welche Wir jetzt an Eure Durchlaucht richten zur Mittheilung an Ihre Herren Collegen. In der That, wen könnten Wir besser zum Sprecher wählen, als den Fürsten, dessen Weisheit die Ausarbeitung der Grundartikel der Verfassung übertragen ist. Wir hatten erwartet, dass diese Verfassung vom Congress zusammengestellt und Uns mitgetheilt werde, wegen der Anordnungen, die Uns selber betreffen. Das allein hat Uns angetrieben, die Initiative zu ergreifen, um Unsere Ansichten und Gedanken der Weisheit der vereinigten Fürsten vorzulegen. Als Wir den Titel eines Beschützers des Rheinbundes annahmen, wollten Wir bloß in Form des Rechtes aufstellen, was thatsächlich seit mehreren Jahrhunderten bestand. Indem Wir den Titel annahmen, nahmen Wir die zweifache Verpflichtung auf Uns, das Gebiet des Bundes gegen die fremden Truppen und das Gebiet jedes einzelnen gegenüber den anderen Mitgliedern zu sichern. Diese Verpflichtungen, die ganz conservativer Natur sind, gefallen Unserem Herzen, sie entsprechen den wohlwollenden und freundschaftlichen Gefühlen, von denen Wir stets und unter allen Umständen den Mitgliedern des Bundes Beweise gegeben haben. Aber hier ist auch die Grenze Unserer Pflichten gegen den Bund. Wir haben gar nicht die Absicht, Uns einen Theil der Souveränität anzumaßen, welche der deutsche Kaiser als Oberhaupt ausübte. Die Regierung der Völker, welche die Vorsehung Uns anvertraut hat, nimmt Unsere ganze Zeit in Anspruch, und Wir möchten Unsere Obliegenheiten nicht ohne Beunruhigung noch vermehrt sehen: da Wir nicht wollen, dass man Uns das Gute zuschreibe, welches die Fürsten in ihren Staaten vollbringen; ebensowenig wollen

über seine Stellung zum Rheinbund.

[1]) Nach langer Debatte entriss der französische Gesandte dem Grafen Stadion die Zustimmung zur Abdication. Wertheimer, l. c. III, S. 132.

[2]) Correspondance, XIII, p. 205—206.

Wir, daſs man Uns die Übel anrechne, welche der Wechsel der menſchlichen Dinge auf ſie werfen kann. Die inneren Angelegenheiten eines jeden dieſer Staaten gehen Uns nichts an. Die Fürſten des Rheinbundes ſind Souveräne, welche keinen Oberherrn haben. Die Zwiſte, die ſie mit ihren Unterthanen haben, können vor kein auswärtiges Gericht gebracht werden. Der Landtag zu Frankfurt iſt das politiſche Gericht, welches den Frieden zwiſchen den einzelnen Mitgliedern des Rheinbundes erhält. Nachdem Wir auch die anderen Fürſten, welche den Reichstag bildeten, als Souveräne anerkannt haben, können Wir niemand mehr als ihren Oberherrn anerkennen. Nicht oberherrliche Beziehungen binden Uns an den Rheinbund, ſondern das einfache Schutzverhältnis: da Wir mächtiger ſind als die verbündeten Fürſten, wollen Wir Unſere Übermacht gebrauchen, nicht um ihre ſouveränen Rechte zu beſchneiden, ſondern ſie in ihrer Geſammtheit zu erhalten." —

Vertheilung von Ländern an Vertraute und Freunde.

Neben dieſer Neugeſtaltung Deutſchlands geht die Vertheilung von Königreichen und Herzogthümern an ſeine Verwandten, ſeine Kriegskameraden und Freunde; auch ſie ſollten mit ihm emporſteigen, die mit ihm gekämpft, die für ihn gearbeitet hatten.

Napoleons Brüder und Schweſtern.

Zuerſt kamen ſeine Verwandten an die Reihe, gegen die er oft eine große Schwäche zeigte. „Niemand iſt begehrlicher als eine emporgekommene Familie" — bemerkt mit Recht der Geſchichtſchreiber des Kaiſerreichs. Alle geſtanden zu, daſs Napoleon ſeine Familie emporgehoben habe, aber keinem konnte er genug geben, jedes Mitglied wollte einen Hauptantheil an ſeiner Größe haben. Die Mutter, die noch die beſcheidenſte war in ihren Anſprüchen, betonte immer, daſs ſie ihm das Leben gegeben habe. Lucian vergaß nie, daſs er ihm beim Staatsſtreich aus der Verlegenheit geholfen und das Leben gerettet habe; Joſeph und Ludwig hoben ihre Thätigkeit im Senat und bei Unterhandlungen hervor. Unter ſeinen Schweſtern war Karolina am meiſten unzufrieden, unter ſeinen Brüdern Hieronymus der leichtſinnigſte. Napoleon hatte oft Mühe, jedes ſeiner Geſchwiſter in die geziemenden Schranken zu weiſen; er rechnete auf Dankbarkeit — und fand ſie nicht immer. Lucian brach mit dem Kaiſer, weil dieſer von ihm die Scheidung der Ehe verlangte, und weil er der Dauer des neuen Staatenbaues aus republikaniſcher Anſicht miſstraute. Joſeph zögerte, die Krone von Neapel anzunehmen, weil er bei Napoleons Kinderloſigkeit ſelbſt Kaiſer zu werden gedachte. Ludwig beklagte ſich, daſs Napoleon ihn hinter ſeinem Rücken, ohne ihn vorher nur zu fragen, zum König von Holland ernannt habe. Karolina fand, das Herzogthum Berg ſei zu gering für ihren Joachim Murat. Eliſa fühlte die Fähigkeit in ſich, ein größeres Gebiet als ihr Lucca zu beherrſchen. Pauline war ihrem Bruder zärtlich zugethan, aber leichtſinnig und verſchwenderiſch. Alle ſeine Geſchwiſter beneideten Eugène Beauharnais um ſein Vicekönigthum Italien und miſsgönnten Joſephinen die Ehren der Kaiſerin.

Für ſeine Waffengefährten und Freunde gedachte Napoleon Herzogthümer zu ſchaffen, nicht mit politiſcher Macht, wohl aber mit glänzenden Einkommen und Ehren. Hierin zog er Cambacérès zurathe, der

anfangs in Sorge war, dass sein Amt als Erzkanzler auch einem der neuen Könige übertragen werde, und zum Kaiser sagte: „Wenn Sie die Erzkanzlerwürde für einen König bestimmen, so benachrichtigen Sie mich, und ich nehme meine Entlassung"; — worauf Napoleon antwortete: „Seien Sie ruhig, ich brauche für diese Stelle einen Gesetzeskundigen — und Sie bleiben Erzkanzler des Kaiserreichs."

Berthier.

Zuerst kam Berthier an die Reihe, der geschickteste und gebildetste Officier, der Chef des Generalstabs; er bekam das Herzogthum Neuenburg und wurde dadurch souveräner Fürst. Talleyrand, dem Napoleon nie vollkommen traute, der ihm aber mit seinen diplomatischen Kenntnissen und mit seiner Kunst, Auswege zu finden, Verhandlungen zu leiten und hinzuhalten, unentbehrlich schien, wurde Herzog von Benevent, einer Enclave im Königreich Neapel, die aber eigentlich dem Papste gehörte. Bernadotte, den Napoleon nie mochte, wurde aus Verwandtschaftsrücksichten, er war ja der Schwager Josephs, Fürst von Pontecorvo, einer ähnlichen Enclave im Königreich Neapel, die gleichfalls dem Papste gehörte; seit er aber das Concordat und die Krönung erlangt hatte, verfuhr Napoleon wie ein Herr mit dem Kirchenstaat. — Bei der Gründung der Königreiche bedingte sich Napoleon immer eine Anzahl von Herzogthümern aus mit Domänen; so vom Königreich Italien zwölf, nämlich: Dalmatien, Istrien, Friaul, Cadore, Belluno, Conegliano, Treviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua, Rovigo. Diese Herzogthümer warfen den fünfzehnten Theil ihres Ertrages ihrem Herzog ab, verliehen ihm aber keine politische Gewalt. So bekam Joseph Neapel unter der Bedingung, dass er sechs solcher Herzogthümer gründe; diese waren: Benevent, Pontecorvo, Gaëta, Otranto, Tarent, Reggio. Massa und Lucca zusammen warfen ein Herzogthum Massa ab. Lebrun wurde Herzog von Piacenza; Cambacérès, Herzog von Parma; Moncey, Herzog von Conegliano; Massena, Herzog von Rivoli; Soult, Herzog von Dalmatien; Augereau, Herzog von Castiglione; Mortier, Herzog von Treviso; Bessières, Herzog von Istrien; Victor, Herzog von Belluno; Marmont, Herzog von Ragusa; Duroc, Herzog von Friaul; Oudinot, Herzog von Reggio; Macdonald, Herzog von Tarent; Savary, Herzog von Rovigo; Caulaincourt, Herzog von Vicenza; Arrighi, Herzog von Padua; Clarke, Herzog von Feltre; Champagny, Herzog von Cadore; Maret, Herzog von Bassano; Regnier, Herzog von Massa; Gaudin, Herzog von Gaëta. Selbst Monge musste, so sehr er sich auch dagegen sträubte, einen Titel annehmen, er wurde Graf von Peluſium. —

Herzogthümer.

Holland

König Ludwig von Holland.

erhielt Napoleons Bruder, Louis Bonaparte, 5. Juni 1806, mit dem Titel eines Königs.

Dieser Bruder Napoleons, geboren 2. September 1778, war mit der Mutter 1793 in Marseille, zur Artillerie bestimmt, 6. April 1794 bei der Einnahme von Oneglia, 1795 in der Artillerieschule zu Chalons-sur-Marne, um Mathematik, Waffenlehre und Befestungsweſen zu studieren, im November 1795 Capitän

und Flügeladjutant Napoleons, der ihn als „thätig, geschickt, fleißig, als guten Kerl“ schilderte, welcher „Wärme, Geist, Gesundheit, Talent, Güte in sich vereinige“. In Italien bewährte Ludwig 1796 unter den Augen seines Bruders Todesverachtung, aber keinen Ehrgeiz, sich hervorzuthun, keinerlei Vorliebe für den Krieg, that aber, was der geniale Napoleon von ihm verlangte. Mit eroberten Fahnen nach Paris entsendet, wurde er vom Directorium zum Hauptmann ernannt. Als Adjutant Napoleons machte er den Feldzug in Ägypten mit, wurde aber im October 1798, „wegen schwacher Gesundheit“, nach Paris entsendet, um frische Truppen und Geld vom Directorium zu verlangen, wurde Escadronschef im fünften Dragoner-Regiment und, nachdem er beim Staatsstreich im Brumaire seinem Bruder zur Seite gestanden, Oberst des fünften Dragoner-Regiments. Seine Gesundheit war aber sehr zart, seine Stimmung zur Schwermuth geneigt, er hatte mehr bürgerlichen als kriegerischen Sinn. Josephine wollte ihn mit
Hortense. Hortense vermählen, weil sie seine Gutmüthigkeit wohl kannte, und wenigstens eine Stütze unter den Bonapartes für sich zu gewinnen suchte. Ludwig wich aus, gieng 1800 zu den Manövern nach Potsdam, nahm 1801 am portugiesischen Feldzug theil — aber vergebens; er mochte Hortense nicht, und sie hatte Neigung für Duroc; doch der Wille der Mutter brachte die Heirat zustande, am 4. Januar 1802 fand die Trauung statt. Die Ehe wurde mit drei Kindern gesegnet. 1804 bei Errichtung des Kaiserthums wurde Ludwig Prinz, mit dem eventuellen Anrecht auf die Thronfolge, und Connetable von Frankreich, ferner Generaloberst der Carabiniers, 1805 Generalgouverneur des Departements jenseits der Alpen, dann Commandant von Paris, mit dem Befehl über die Kaisergarde, die Nationalgarde von Paris und der Departements. Napoleon war sehr zufrieden mit seiner Rührigkeit und doch hatte Ludwig keine Neigung zum Krieg, sondern eher zur Literatur. Nun wollte Napoleon ihn auf einmal zum König von Holland machen, ohne ihn lange zu fragen, ob ihm genehm sei, die Rolle eines Vasallen-
Schimmelpenninck königs zu spielen. Talleyrand sollte den Großpensionär Schimmelpenninck
dafür gewinnen, der aber den Geist seiner Nation besser kannte und nichts davon wissen wollte. Napoleon wies jedoch die Einwände schroff zurück und drohte mit Gewaltmaßregeln, wenn man einen neuen Vertrag und Verfassungsentwurf nicht annehmen wolle. Der tapfere Admiral Verhuel vermittelte. An Talleyrand schrieb der Kaiser: „Holland bedarf einer Executivgewalt, ich werde ihm den Prinzen Ludwig zum König geben; man wird einen Vertrag schließen, durch
Napoleons den die Religion des Landes geschützt ist. Der Prinz wird die seine behalten,
Plan. wie jeder Theil der Nation die seine hat. Die gegenwärtige Verfassung wird beibehalten, nur gibt es statt des Großpensionärs jetzt einen König. Es kostet mich keine Schwierigkeit, ihm den Titel Statthalter zu geben. Schimmelpenninck wird Rath der Hochmögenden. In allen auswärtigen Beziehungen, in der Regierung der Colonien, werden die Erlässe im Namen des Statthalters sein. Diese Sache sollte bald erledigt werden. Befestigen Sie Verhuel in seinen Ansichten, er soll übermorgen abreisen. Machen Sie den Entwurf und schicken Sie einen geeigneten Mann damit nach dem Haag. Das Schloss Loo und seine Domänen muss man dem Prinzen geben, nebst den Mitteln, um den Glanz seines Ranges aufrecht zu erhalten. Dazu bin ich entschlossen, oder ich vereinige Holland mit Frankreich. — Will man nicht, so werde ich im Frieden Holland keine Colonien zurückgeben, während ich ihm sonst nicht nur alle Colonien zurückstelle, sondern auch Aussicht mache auf die Erwerbung Frieslands. Doch will ich keinen Augenblick mehr verlieren: vor Ablauf von zwanzig Tagen muss Prinz

Ludwig in Amsterdam einziehen." — Ludwig wurde bis jetzt von all dem keine Mittheilung gemacht.

Was die Holländer wollen.

Konnten die Holländer Widerstand leisten? — sie ergaben sich in das Königthum, während ihre Republik bisher ihr Stolz gewesen war. Am 24. Mai 1806 schlossen sie mit Frankreich ab, ließen sich den Prinzen Ludwig als König gefallen, nur sollten beide Kronen nie auf einem Haupte vereint sein. Eine Deputation bot am 5. Juni im Namen des holländischen Volkes Ludwig die Krone an und bat um Napoleons Zustimmung. Dieser ließ sich nicht lange bitten, sondern ernannte Ludwig zum König und wandte sich dann an denselben: „Sie, Prinz, regieren über diese Völker; möge Holland Ihnen Könige verdanken, welche seine Freiheiten, seine Gesetze, seine Religion beschützen; hören Sie jedoch nie auf, Franzose zu sein." — Ludwig hielt dann eine entsprechende Anrede an die Holländer, wie er immer die Interessen Hollands vertreten wolle. Das war jedoch nicht Napoleons Wunsch, sein Bruder sollte vor allem Franzose und Holland die Milchkuh Frankreichs sein. So war aber nicht die Absicht des gutmüthigen Ludwig. Nach einer vertraulichen Besprechung mit der Deputation, von der er erfuhr, wie die Staatscasse ganz leer sei, und manches andere hörte, schied er von Napoleon mit den Worten: „Ich will nach meinem Willen handeln. Lassen Sie mich handeln oder hierbleiben. Ich will kein Land regieren, welches mich nur durch das Unglück kennen lernen würde."

Theaterscene.

Ludwigs Meinung.

Einzug im Haag.

Am 15. Juni verließ Ludwig seinen Landsitz Saint-Leu, am 23. Juni 1806 hielt er seinen feierlichen Einzug mit Hortense und den Söhnen im Haag. 700.000 Francs brachte er mit aus Frankreich. Die Holländer nahmen ihn kühl auf, aber bald fühlten sie doch heraus, dass er es gut mit ihnen meine. Seine Worte an die Hochmögenden: „Seien Sie überzeugt, dass ich vom Augenblick an, in welchem ich den Fuß auf den Boden des Königreiches setzte, Holländer geworden bin!" gefielen. In seinem „Manifest an die Holländer!" heißt es: „Ich beabsichtige, Euch immer neue Proben meiner Liebe und meiner Sorgfalt für Euer Wohl zu geben. Ich werde Eure Freiheit und Eure Rechte aufrecht erhalten. Die Unabhängigkeit des Königreichs ist durch den Kaiser, meinen Bruder, gewährleistet, die Verfassung sichert jedem Freiheit seiner Person, seiner Meinung, seines Glaubens zu." Es gefiel den Holländern, dass er die Begleitung eines französischen Corps ausgeschlagen hatte, dass er nur Holländer zu Ministern, zu hohen Stellen ernannte. Er suchte zu helfen, wo er konnte. Die Finanzen waren in einem kläglichen Zustand, denn alle Colonien außer Batavia und Curaçao waren verloren, die Auslagen stiegen auf 78 Millionen, die Einnahmen jedoch nur auf 35 Millionen Gulden, die unbezahlten Interessen der Staatsschuld beliefen sich auf 35 Millionen, die unbezahlten Renten auf 9 Millionen. Handel und Fischerei lagen danieder; den Beamten konnten die Gehalte nicht ausbezahlt werden, die Arsenale verödeten, die öffentlichen Arbeiten mussten eingestellt werden; die Auswanderung nahm reißend überhand. Neue Steuern aufzulegen war nicht möglich. So konnte es nicht fortgehen. Ludwig schilderte seinem Bruder die Nothlage und bat um Hilfe und drohte augenblicklich abzutreten, wenn er ihm nicht

gefällt.

Geldmangel.

die Hand reiche; das kaiserliche Heer solle aus dem kaiserlichen Schatz bezahlt und Holland die vier Millionen Francs zurückgegeben werden, welche die Regierung dem französischen Contre-Admiral vor einigen Jahren geliehen hatte; er bat um die Erlaubnis, von den sechs im Lande stehenden Regimentern je hundert Mann auswählen und daraus eine Leibwache bilden zu dürfen, der er holländische Soldaten beimischen und zwei holländische Obersten und einige holländische Officiere beigeben wolle.

Napoleon gab derbe Antwort, 30. Juni 1806, aus Saint-Cloud:[1])

„Ich sehe mit Vergnügen, dass Sie mit den Holländern zufrieden sind. Die Ansprüche Ihres Finanzministers an meinen Schatz sind veraltet. Ich habe selber viel Geld auszugeben und bin nicht in der Lage, Ihnen auszuhelfen, wie ich möchte. So lange der Krieg dauert, muss ich meine Truppen beisammen behalten; vielleicht wäre es möglich, die Mannschaft zu vermindern. Es ist möglich, einen Handelsvertrag zu schließen, aber nur wenn der Vortheil der Völker einstimmt. Ich glaube, auf Ihre Renten kann man eine Steuer legen, England macht es ja gerade so; es wäre eine kleine Einnahme, aber es wäre doch etwas." —

Über die Finanzen.

Am 11. Juli schrieb er ihm: „Sie dürfen Ihre Steuern nicht vermindern, Ihre Schiffe nicht entwaffnen, Ihre Regimenter nicht verabschieden. Die Zeiten sind nicht ruhig. Wenn Ihr Ministerrath Ihnen solche Dinge vorschlüge, so sagen Sie ihm nur, ich werde nie zustimmen, Ihre Colonien Ihnen zu sichern. — Seien Sie ja nicht zu gutmüthig und lassen Sie sich nicht rühren! Seien Sie ja fest! Nicht von Ihnen darf es abhängen, die Hilfsmittel des Landes zu erhöhen, Sie kennen ja dieselben noch nicht hinlänglich. Ich selber konnte erst nach Verlauf einiger Jahre die Lage Frankreichs verbessern. Es ist Sache Ihres Ministerrathes, dieses Geschäft in Ordnung zu bringen. Lassen Sie Ihre Minister wissen, dass sie noch einige Zeit diese Lage ertragen müssen, vielleicht sind wir nicht mehr fern vom Hafen."[2]) Er war aber nicht so nahe und bald kamen die beiden Brüder weit auseinander.

Bald finden wir im Briefwechsel des Kaisers mit dem König von Holland denselben Ton wie im Briefwechsel mit dem König von Neapel — scharfe Verweise gegen Klagen, dass man nicht das Unmögliche leisten, dass man die Unterthanen nicht ausplündern könne. Am 21. Juli 1806 ergehen zwei Briefe Napoleons an Ludwig:[3])

Vorwürfe.

„Sie schreiben mir immer nur, um mir vorzujammern. Ich bin nicht verpflichtet, die Schulden von Holland zu bezahlen, ich habe nicht die Mittel dazu. Versammeln Sie Ihren Rath und ordnen Sie mit ihm Ihre Angelegenheiten. Wenn Holland auf seine Colonien verzichtet, so mag es sein Geschwader im Texel auflösen, alle Schiffe entwaffnen — aber all das ist sinnlos. Holland ist ohne Zweifel verschuldet, aber es hat Hilfsmittel. Einige Friedensjahre werden Euch schon wieder auf die Beine helfen, aber bis dahin muss man das aufrecht erhalten, was besteht. Ich werde mich wohl hüten, das Bataillon nach Curaçao zu entsenden, das in Boulogne ist, und indessen ihre Flotille auflösen zu lassen." — Man ersieht aus der Antwort, was Louis in seiner Geldnoth verlangte. — „Wenn Sie das dennoch thun, so werde ich meinen Frieden mit England machen, ohne Ihnen eine Colonie zurückzugeben! — Man sagt mir auch, Sie wollen General Dumonceau zum Gesandten machen, um bei mir zu hausen, ohne

[1]) Correspondance, XII, p. 616.
[2]) Ibid. XII, p. 655—656.
[3]) Ibid. XII, p. 698—699.

mich vorher darüber befragt zu haben, ob er mir genehm ist." — Louis jammert über den Verlust vom Wohlwollen des Kaisers; er würde dann zu nichts mehr gut sein und sich lieber ins Meer stürzen, als ein Tageslicht zu ertragen, das ihm zuwider wäre; er habe beim Überschreiten der Grenze seine Gesinnungen nicht geändert, sie seien, wie seine Wünsche, unter allen Umständen immer dieselben geblieben; niemandens Geist sei gemäßigter als der seine; es gebe keinen Thron, keine ruhmvolle Macht in der Welt, die er nicht mit Freuden dem einfachen und unbedeutenden Leben eines seiner Unterthanen opfere. — Ludwig kam bei der Milde seines Herzens auf den Gedanken, die Todesurtheile abzuschaffen, und alle Festungen zu schleifen. Am 29. Juli kommen zwei Briefe vom Kaiser deshalb:[1]) „Ich hoffe, dass Sie Ihre Festungen stehen lassen und nichts thun, ohne mich vorher darüber um Rath zu fragen. Sie haben bereits all meine Feldzugspläne verwirrt. Sie gehen einher wie ein Unsinniger, ohne an die Folgen Ihres Thuns zu denken. — Ich lese in den Zeitungen, dass Sie die Vollziehung der Todesurtheile in Ihrem Königreich aufgehoben haben. Wenn dem so ist, so haben Sie einen großen Fehler begangen. Vom Recht zu begnadigen ergibt sich nicht die Nothwendigkeit, alle Prozesse noch einmal durchzuprüfen. Das ist eine übelangebrachte Manie der Humanität. Gerechtigkeit ist die erste Pflicht der Könige."

Ludwigs Jammer.

Keine Todesstrafe mehr.

Am 1. August 1806 verlangte Napoleon von seinem Bruder,[2]) dass er ihm ein Heer von 30.000 Mann in Bereitschaft halte, denn ein Krieg mit Preußen und Österreich stehe bevor, feste Plätze könnten jetzt sehr nützlich werden. Vielleicht könne er auch Regimenter aus Baden, Wirtemberg und Darmstadt bekommen. Vorzügliche Soldaten seien die Schweizer, treu und tapfer, aber sie giengen nicht gern in die Colonien. Am 13. August[3]) warf er ihm vor: „Das Gemälde, das Sie mir von der Lage Hollands entwerfen, ist übertrieben, wenn es kein Heer zu seiner Vertheidigung unterhalten kann, so wird es erobert werden. Bedenken Sie, dass ich inmitten meiner Siege meinen Völkern Steuern auferlegt habe. Eine neue Steuer auf Ihr Land ist unerlässlich und unfehlbar, um Holland zu retten, und die Holländer sind zu eifersüchtig darauf, eine Nation zu sein, und hängen zu sehr an ihrer Unabhängigkeit, um nicht die Nothwendigkeit eines Landheeres und einer Flotte zu fühlen." — Ein dritter Brief vom gleichen Tag sagte ihm:[4]) „Sie sind in Holland beliebt, aber das ist nicht alles; die Nation muss eine Rolle spielen, mindestens ebensogut als Bayern, und muss endlich zu etwas verhelfen können, entweder zur Erkämpfung des Friedens zur See oder zum Gedeihen des Kaiserreiches." — Am 21. August tadelt Napoleon seinen Bruder[5]) wegen der Beschränktheit seiner Ansichten: „Sie meinen, weiß was gethan zu haben, wenn Sie 100.000 Francs erspart haben. Ihr Land wird sich von Vertheidigungsmitteln entblößt finden. Sie handeln immer ohne Überlegung."

30 000 Mann

Ludwig wurde auf Kosten seines Bruders populär bei den Holländern. Gar zu gerne hätte er den selbständigen König gespielt: er briefwechselte viel mit europäischen Souveränen, er wollte sich bald krönen lassen, er gedachte einen „Orden der Union" zu stiften und an verdiente Holländer zu vertheilen. Diesen

Hortense.

[1]) Correspondance, XIII, p. 17.
[2]) Ibid. XIII, p. 50—51.
[3]) Ibid. XIII, p. 64.
[4]) Ibid. XIII, p. 86.
[5]) Ibid. XIII, p. 118—119.

Plänen trat aber der Kaiser gegenüber: von all diesen Dingen könne erst die Rede sein nach dem Seefrieden. Auf diesen mochte aber Ludwig seine Hoffnungen nicht setzen! Er wurde also verdrossen und fühlte sich unglücklich.

Ludwig war unglücklich durch Napoleon, Königin Hortense aber noch unglücklicher durch Ludwig. Seine Eifersucht, sein Misstrauen quälte sie beständig. Sie wollte schon gar nicht als Königin nach Holland abreisen und enthüllte dem Kaiser den ganzen Jammer ihrer Ehe. Sie verlangte Schutz für die Zukunft, und dass Napoleon nie über sie richte, ohne sie vorher gehört zu haben, sonst gehe sie lieber in ein Kloster, als dass sie eine Krone mit so viel Dornen trage. Napoleon beschwichtigte ihren Gram, versprach ihr seinen Schutz. Sie bestig den Thron mit dem Gefühle eines Opfers. Anfangs gieng es jedoch gut, die Holländer hatten ihre Freude an der geistreichen, freundlichen Königin. Darüber erwachte jedoch Eifersucht im Herzen Ludwigs, ihm allein sollte man huldigen; er schied sie ab vom Volk, er umgab sie mit Spionen, ihre Briefe wurden unterschlagen, ihren Schreibtisch fand sie mehrmals geöffnet. Selbst um die Zuneigung ihres ältesten Knaben, der Napoleon hieß, beneidete sie der Gatte. Sie wurde melancholisch und durch die erzwungene Einsamkeit krank. Die Ärzte verordneten ihr Bäder in Aachen — wie war sie froh, aus Holland wegzukommen! Da erklärte aber ihr Gatte, er werde sie begleiten, und so blieb ihr zur Seite der Verhasste. —

Napoleon als Rheinbunddirector. Mord Palms. Missbrauch des Katechismus.

Also kein Glück im Königsschloss zu Neapel, kein Glück im Haag und im Schlosse zu Loo. Ähnlich ergeht es den Rheinbundfürsten. Sie sind Vasallen, ihr Dienst ist ohne Ehre, der Kaiser greift in ihre Rechte ein, wenn es ihm gefällt: er behandelt den Vorstand des Rheinbunds wie einen Bedienten.

Die Rheinbündler.

Metternich erzählt vom Sommer 1806 in Paris: „Damals kamen die Rheinbundfürsten, um ihrem Schutzpatron zu huldigen, an ihrer Spitze befand sich der Fürst-Primas, Freiherr von Dalberg. Ich hatte Audienz in Saint-Cloud. Im Vorsaal traf ich den Fürsten-Primas, der gekommen war, sich vom Kaiser zu verabschieden. Er sprach mit mir eben von dem ruhmvollen Ansehen des Bundes, von der Dankbarkeit seiner Glieder gegen den Kaiser Napoleon und von der hohen Bestimmung, zu welcher das deutsche Vaterland berufen sei, als er die Einladung erhielt, in das Cabinet des Kaisers einzutreten. Er blieb ungefähr acht bis zehn Minuten beim Kaiser, dann traf mich die Reihe. Napoleon entschuldigte sich, dass er mich so lange habe warten lassen. Ich bemerkte, dass wenigstens mir die Zeit schnell vergangen sei, da die Audienz des Fürsten-Primas mir nicht lange geschienen habe, zumal für eine Abschieds-Audienz. — „Nun, was wollen Sie," sagte mir Napoleon lachend, „dieser Mann ist voll von leeren Träumereien. Er quält mich fortwährend, ich solle die Verfassung von dem, was er das deutsche Vaterland nennt, herstellen. Er will sein Regensburg haben, seinen Reichskammer-Gerichtshof sammt allen Traditionen des alten deutschen Reiches. Er hat wieder von diesen Albernheiten zu sprechen versucht, aber ich habe kurz abgeschnitten: ‚Herr Abbé, sagte ich

zu ihm, ich will ihnen jetzt mein Geheimnis anvertrauen. Die Kleinen in Deutschland möchten gerne Schutz gegen die Großen, die Großen aber wollen nach ihrer Einbildung regieren. Da ich nun vom Bunde nichts will, als Soldaten und Geld, und da die Großen und nicht die Kleinen es sind, die sie mir liefern, so lasse ich die ersteren in Ruhe, und die letzteren sollen sich mit ihnen vertragen, so gut als sie können.'" [1])

So waren die Rheinbundfürsten nur Vasallen Napoleons und durften nicht wagen, gegen seine Gewaltthätigkeiten und die seiner Soldaten ihre Unterthanen zu schützen; dies zeigte die Behandlung des Buchhändlers Palm, welcher eine Schrift gegen Napoleons Pläne und das Treiben seiner Armee in Süddeutschland versendet hatte.

Buchhändler Palm.

Johann Philipp Palm, geboren 1766 zu Schorndorf in Wirtemberg, hatte in Erlangen den Buchhandel erlernt, war dann in Nürnberg in die Buchhandlung Stein eingetreten und nach der Heirat mit der Tochter des Hauses Besitzer derselben geworden. 1806 versandte er eine 144 Seiten starke Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", welche die traurige Lage des Vaterlandes darstellte; ohne dass sie durch besondere Tiefe der Gedanken oder Schönheit der Darstellung glänzte, schilderte sie einfach und kräftig die Ausschweifungen und Gewaltthaten des französischen Heeres in Süddeutschland und die Herrschaft ihres Kaisers. Die Schrift, auf welcher weder Verfasser noch Druckort genannt war, fiel in Augsburg französischen Officieren in die Hände, welche der deutschen Sprache mächtig waren und sogleich die Anzeige bei ihrer Regierung machten. Von Paris kam Befehl,[2]) die Urheber und Verbreiter dieser Schrift zu ermitteln und die Schuldigen binnen vierundzwanzig Stunden hinzurichten. Nach einem Befehl Berthiers vom 12. August 1806 wurde ein Militärgericht in Braunau ernannt aus sieben Obersten und einem commandierenden Adjutanten, welche von den Marschällen Bernadotte, Massena, Soult, Mortier und Davoust gewählt waren. Nun ward nach dem Verfasser, Verleger und Drucker geforscht — aber nichts herausgebracht. Der Drucker war Hassel in Altdorf, der aber auf die Warnung, dass man auf die Schrift fahnde, einen ganzen Ballen derselben in seinen Brunnen ver-

Deutschlands tiefste Erniedrigung.

[1]) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, Bd. I, S. 61.

[2]) Der Befehl Napoleons lautet: „Au Maréchal Berthier. Saint-Cloud, 5 Août 1806. Mon Cousin! J'imagine que vous avez fait arrêter les libraires d'Augsbourg et de Nuremberg. Mon intention est, qu'ils soient traduits devant une commission militaire et fusillés dans le vingt-quatre heures. Ce n'est pas un crime ordinaire que de répandre des libelles dans les lieux où se trouvent les armées françaises pour exciter les habitants contre elles, c'est un crime de haute-trahison. La sentence portera que, où il-y-a une armée, le devoir du chef veille à sa sûreté, les individus tels ou tels, convaincus d'avoir tenté de soulever les habitants de la Suabe contre l'armée française sont condamnés à mort. C'est dans ce sens que sera rédigée la sentence. Vous mettrez les coupables au milieu d'une division et vous nommerez sept colonels pour les juger. Vous ferez constater dans la sentence que le libelles ont été envoyés par les libraires Kupfer de Vienne et Eurich de Linz, et qu'ils sont condamnés à mort comme contumax, lequel jugement sera executé, s'ils sont saisis partout où se trouveront les troupes françaises. Vous ferez répandre la sentence dans toute l'Allemagne. Napoléon." Correspondance, XIII. p. 46—47. — Auch Joseph Schöderer von Donauwörth wurde zum Tode verurtheilt, aber das Urtheil wurde nicht vollzogen, wahrscheinlich, weil der Mord Palms so gewaltiges Aufsehen machte.

senkte; der Verfasser, Kammer-Assessor Konrad von Yelin, wurde nicht bekannt. Der Verbreiter war allerdings Palm, aber in seiner Handlung wurde kein Exemplar mehr gefunden. Doch eines war sicher, die Buchhandlung Skage in Augsburg hatte das Exemplar, welches Anlass zur Anzeige gab, von Palm aus Nürnberg bekommen: er hatte dies selber angegeben, als er hörte, Jenisch, der Geschäftsführer Skages, sei wegen ihr verhaftet worden. Gewarnt, dass ihm selber Gefahr drohe, hielt sich Palm einige Tage in Erlangen auf, welches damals noch unter preußischem Schutz stand, kehrte aber im Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit deutscher Gerichte und auf den Schutz der bayrischen Regierung, an welche Nürnberg gekommen war, nach Nürnberg zurück. Hier ward er verhaftet, zuerst mit seinem Advocaten zum Marschall Bernadotte nach Ansbach gebracht, wo man ihm aber erklärte, seine Verhaftung sei auf unmittelbaren Befehl von Paris aus erfolgt; er wurde sofort nach Braunau abgeführt. Auf eine Eingabe an Berthier in München erhielt sein Advocat nur den Bescheid, es sei alles vergebens, und könne nichts rückgängig gemacht werden. In Braunau wurde Palm nur zweimal verhört, ohne dass ein Vertheidiger zugelassen wurde. Er glaubte am 26. August, als die Thüre seines Gefängnisses sich öffnete, alsbald nach Nürnberg zurückkehren zu dürfen, als ihm das Todesurtheil vorgelesen wurde. Die Gründe waren: „In Anbetracht, dass bei einer jeden Armee die erste und dringendste Pflicht eines jeden Oberbefehlshabers die ist, für seine und der Mannschaft Sicherheit zu sorgen; dass aber die Verbreitung von Flugschriften, die zum Aufruhr und zum Meuchelmord aufrufen, nicht nur die Sicherheit der Armee, sondern selbst die Sicherheit ganzer Nationen gefährdet, dass also nichts dringender ist, als die Fortschritte einer solchen dem Völkerrecht und der Achtung vor gekrönten Häuptern zuwiderlaufenden Lehre, die in jener Nichtachtung der Monarchen auch die Unterthanen beschimpft, ja jeder Zucht und guten Ordnung zuwiderläuft, zu hemmen, hat die Commission einstimmig beschlossen und erklärt hiemit, dass alle Schriftsteller, Buchdrucker, Träger und Vertheiler von Schriften, welche den erwähnten Charakter an sich tragen, als des Hochverrathes schuldig erachtet werden sollen." — Demnach sollte Palm noch denselben Tag erschossen werden. Hatte aber der Ausschuss ein Recht dazu, dieses Urtheil vollziehen zu lassen, in einem Lande, das nicht zu Frankreich gehörte, oder nicht vielmehr die Verpflichtung, den Angeschuldigten seinem Fürsten zu überliefern, wenn er nicht in dessen Rechte eingreifen wollte?

Palm

in Braunau.

Urtheil.

Danach wurde nicht gefragt. Palm hätte sich wahrscheinlich retten können, wenn er den Verfasser genannt hätte. Er war aber ein ganzer Mann und ergab sich mit hohem Muth in sein bitteres Schicksal. Er bat um einen Geistlichen und schrieb an die Seinigen einen edlen Abschiedsbrief. Vergebens waren die Bitten der Frauen und Kinder von Braunau bei Saint-Hilaire, Palm wurde am 26. August 1806 um zwei Uhr unter starker Bedeckung vor das Salzburger Thor geführt, wo die ganze Besatzung seiner harrte. Seine Bitte, ohne verbundene Augen zu sterben, wurde nicht gewährt. Die Soldaten schossen mit zitternden Händen und schlecht. Palm sank jammernd nieder. Auch andere Soldaten gaben eine zweite Salve schlecht ab, der Arme litt unsäglich. Da traten zwei Soldaten hervor, setzten ihr Gewehr an die Stirne Palms, zerschmetterten ihm den Kopf und machten seinem Leiden ein Ende.

Hinrichtung.

Ein Schrei des Entsetzens hallte durch Deutschland. Das also war die Gerechtigkeit im Machtgebiet des Mannes, von dem viele das Heil der Welt erwarteten! Ein Todesurtheil ohne Geständnis, ohne eine rechte Anklage, ohne

Aufregung.

Vertheidigung — raſches Gericht und alsbaldige Hinrichtung! — Wer war da noch vor einer falſchen Anklage und raſchen Hinrichtung ſicher? Das war ja die Juſtiz der Schreckenszeit! — Und dieſer Mann hatte ſich im Sommer 1806 im Katechismus der Jugend des Reiches als den Liebling und das Ebenbild Gottes angekündet!

Zu ſolchen Henkersdienſten, wie der an Palm verübte, gaben ſich ſeine Großen her, ſeine gefeierten Heerführer! An ſolches Verfahren war man doch in Deutſchland nicht gewöhnt. Die Bewunderung verwandelte ſich in Haſs; er wollte ſchrecken, hatte aber nur Erbitterung erregt.[1]) Selbſt Bignon, der Bewunderer Napoleons, ſagt: „Man ſieht nur mit Wehmuth dieſen Zug übertriebener Strenge in den Tafeln der Geſchichte. Die Hinrichtung Palms erregte großes Aufſehen. England, Rusſland und Preußen gründeten darauf neue Anklagen gegen den Kaiſer der Franzoſen und zahlloſe Unterſchriften wurden zu Gunſten der Familie dieſes Unglücklichen geſammelt, welcher in jenen Ländern als Märtyrer der deutſchen Unabhängigkeit verehrt wurde. Die Wichtigkeit, welche die Politik dieſem denkwürdigen Proceſſe beilegte, bewies zur Genüge, daſs ein neuer Krieg auf Leben und Tod zwiſchen Napoleon und ſeinen Feinden im Anzug ſei.“[1]) Der Kaiſer Alexander I. von Rusſland und ſeine Mutter, Engländer, Städte wie Leipzig, Hamburg, Dresden, Berlin ſteuerten bei für Palms unglückliche Familie. Folgen des Mordes.

Im Auguſt 1806 wurde ein neuer Katechismus eingeführt, der ſogenannte Katechismus Boſſuets. Darin ſtehen folgende Sätze über die Pflichten der Franzoſen gegen den Kaiſer. Seite 35: „Welche Pflichten haben die Chriſten gegenüber den Fürſten, welche ſie regieren? und welche Pflichten haben wir insbeſondere gegen den Kaiſer Napoleon I.? — „Die Chriſten ſind den Fürſten, und wir insbeſondere unſerem Kaiſer Napoleon ſchuldig Liebe, Achtung, Gehorſam, Treue, Kriegsdienſt, die angeordneten Steuern zur Erhaltung und Vertheidigung des Reiches und Thrones. Seinen Kaiſer ehren und ihm treu dienen, heißt alſo ſo viel, als ſelbſt Gott ehren und ihm treu dienen.“ — „Warum ſind wir mit all dieſen Pflichten gegen unſeren Kaiſer gebunden?“ — „Erſtens, weil Gott, der alle Reiche ſchafft und ſie nach ſeinem Willen vertheilt, unſeren Kaiſer mit ſeinen Gnaden reichlich begabt hat, ſei es für den Frieden, ſei es für den Krieg, ihn zu unſerem Herrn eingeſetzt, ihn zum Diener ſeiner Macht gebildet und zu ſeinem Ebenbilde auf Erden beſtellt hat. Unſern Kaiſer ehren und ihm dienen, heißt alſo Gott ſelber ehren und ihm dienen. Zweitens, weil unſer Herr Jeſus Chriſtus, ſowohl durch ſeine Lehre, als durch ſein Beiſpiel uns gezeigt hat, was wir unſerem Kaiſer ſchuldig ſind. Als Kind war er ſchon gehorſam dem Kaiſer, er bezahlte die angeordnete Steuer; er befahl, Gott zu geben, was Gottes, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt.“ — „Gibt es nicht noch beſondere Gründe, aus denen wir noch inniger an unſeren Kaiſer Napoleon I. uns anſchließen ſollen?“ — „Allerdings! Denn er iſt derjenige, welchen Gott in ſchweren Zeiten erweckt hat, um den öffentlichen Gottesdienſt der heiligen Katechismus Boſſuets

[1]) Johann Philipp Palm, Buchhändler zu Nürnberg, auf Napoleons Befehl hingerichtet zu Braunau. Ein Beitrag zur Geſchichte des letzten Jahrzehnts. Nürnberg 1814. — Biographie des Joh. Ph. Palm, Buchhändlers zu Nürnberg. München 1842. — Schultheis, Glaubwürdige aus bis jetzt unbekannten Quellen nachgewieſene Mittheilungen über den Verleger und Verfaſſer der Schrift: „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung.“ Würzburg 1877. — J. Braun, Palm, in der „Allgemeinen deutſchen Biographie“.

[2]) Bignon, l. c. chap. 60 am Schluſs.

Religion unserer Väter wieder herzustellen, auf dass er ihr Beschützer sei. Er hat durch seine tiefe und thatkräftige Weisheit Ordnung und Ruhe zurückgeführt und erhalten; er vertheidigt den Staat durch seinen mächtigen Arm; er ist der Gesalbte des Herrn durch die Weihe, welche er vom Papst, dem Oberhaupt der allgemeinen Kirche, erhalten hat." — „Was muss man von jenen denken, welche die Pflichten gegen unseren Kaiser nicht erfüllen?" — „Nach dem heiligen Apostel Paulus leisten sie der Anordnung Gottes selber Widerstand und machen sich der ewigen Verdammnis schuldig." — „Binden uns die Pflichten, welche wir gegen den Kaiser haben, auch gegen seine rechtmäßigen Nachfolger nach den Anordnungen der Verfassung des Reiches?" — „Ja, ganz gewiss, denn wir lesen in der Heiligen Schrift, dass Gott, der Herr des Himmels und der Erde, nach der Bestimmung seines höchsten Willens und seiner Vorsehung, die Herrschaft über ein Reich nicht bloß einem einzelnen Mann, sondern auch seiner Familie verliehen hat."

Vom Plane zu einem neuen Krieg schwieg die Regierung, die Bevölkerung selber ahnte ihn und sah demselben mit Bangen entgegen. Friede war der allgemeine Wunsch, und nun wurde alles, was bisher errungen war, wieder in Frage gestellt. Die Mütter bangten für ihre Söhne, die Frauen für ihre Männer. Napoleon musste wahre Wunder wirken, wenn die Stimmung besser werden sollte. Man glaubte den Zeitungen nicht, dass die Jugend in allen Departements begeistert zu den Waffen eile. Man sah in Paris viele düstere Gesichter.

Napoleon fragte die Rémusat, warum sie so traurig aussehe. „Ich verstehe nichts von den Genüssen des Heldenthums, ich strebe nur nach dem Ruhme glücklich zu sein." — „Ja," sagte Napoleon lächelnd, „das Glück ist etwas Seltenes in dieser Zeit." — Wie Josephine oft nachher erzählte, gieng Napoleon nicht mit der gewohnten Freudigkeit in diesen Krieg, die Genüsse der Ruhe waren ihm lieb geworden und seine Phantasie malte sich die Schrecken eines Winterfeldzuges aus. Am 25. September verließ er plötzlich Paris; durch vieles Bitten unter Thränen hatte es Josephine noch in der letzten Stunde erlangt, dass sie ihn bis Mainz begleiten dürfte. Er nahm sie in seinen Wagen, ihre Dienerschaft sollte nachkommen. Auch Talleyrand durfte die Fahrt mitmachen, in Mainz sollte er bis auf weiteren Befehl warten. In Mainz war der Aufenthalt nur kurz, die Nachricht vom Einmarsch der Preußen in Sachsen trieb zu rascher Abreise. Es war Abend; Talleyrand erhielt die letzten Weisungen. Rémusat, der die Aufsicht über das Haus der Kaiserin führen sollte, gab Befehl, diese zu holen: sie kam schluchzend. Napoleon wurde selber weich, unter Thränen schlang er einen Arm um Josephine, den andern um Talleyrand und rief: „Es ist sehr schmerzlich, Zwei zu verlassen, die man so gern hat!" Er begann convulsivisch zu schluchzen und musste sich setzen. Bald jedoch wurde er wieder Herr über sich und rief, als Rémusat meldete, die Pferde seien schon da: „Wohlan, gehen wir!" — und sprang in den Wagen. Es war am 2. October 1806, neun Uhr abends. Als Madame de Rémusat durch ihren Gatten von dieser Scene hörte, hatte sie eine Freude über dieses menschliche Gefühl bei diesem eisernen Mann: es kam ihr vor wie ein Sieg, an dem alle betheiligt wären, denn er kam ihr vor wie einer, der über die Schicksale der Welt entscheidet. —

Abreise Napoleons.

Abschied.

Bruch mit Preußen.

Warum kam es so rasch zum Bruch mit Preußen und in Berlin nach langem Schwanken endlich zu einem würdigen Entschluss?

Der König war von Misstrauen erfüllt und bereute, dass er den geänderten Vertrag unterzeichnet habe, und Napoleon ward durch alles, was er über das Schwanken der preußischen Politik hörte, in Zorn versetzt und behandelte den König mit Geringschätzung; auf dessen Briefe gab er keine Antwort, ein Geschenk der Königin an Josephine blieb ohne Erwiderung. Lucchesini meldete, Napoleon könne den Vertrag vom 3. November nicht vergessen und die Gefahren, denen er nur durch den unberechenbaren Sieg bei Austerlitz entgangen sei. Er forderte die Entlassung Hardenbergs, welcher denn auch 1. April Urlaub auf unbestimmte Zeit erhielt. Damit nicht zufrieden, veröffentlichte der Kaiser im „Moniteur" einen Brief Hardenbergs an Lord Harrowby vom 22. December 1805, worin vom Zusammenwirken preußischer und englischer Truppen gegen Hannover die Rede war, und nannte am Schlusse des Berichtes Hardenberg einen Meineidigen, einen Verräther und den ehrlosesten Menschen in Europa. Hardenberg antwortete, jener Brief sei nicht ohne Vorwissen des Königs geschrieben, und erwies diesem also einen schlimmen Dienst. Die Folge war die amtliche Meldung, dass Haugwitz allein das Portefeuille der auswärtigen Geschäfte übertragen sei. So wurde Hardenberg, früher ein Bewunderer, jetzt der Todfeind Napoleons. Aber Haugwitz durfte, obschon er über Hardenberg gesiegt hatte, sich nicht öffentlich sehen lassen, am Hof hielt sich alles fern von ihm; das Publicum aber zeigte ihm nicht bloß Verachtung, sondern auch Hass: er war in Gefahr, gesteinigt zu werden. Unter den höchsten Beamten und den ersten Generalen bildete sich ein Bund zum Sturze des Ministeriums: an die Stelle des Territorialsystems solle ein Realsystem treten — das heißt ein Ministerium für die gesammte Monarchie, wo jeder Minister für sein Fach verantwortlich wäre: der König solle nur die allgemeinen Anordnungen seiner Prüfung unterwerfen, dagegen das Einzelne den Behörden überlassen, bisher war das Einzelne dem Cabinet, nämlich Lombard, Beyme und Köckeritz überlassen. Freiherr von Stein, der zweiundzwanzigjährig 1786 in preußische Dienste getreten, einige Zeit Oberpräsident sämmtlicher westfälischer Kammern, jetzt Handelsminister und durch seltene Festigkeit des Charakters, als denkender Kopf und Geschäftsmann bewährt war, verfasste im Sinne dieser Männer eine Denkschrift, die dem König überreicht werden sollte, eine „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Cabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Conferenz"; der König regiere jetzt unter dem Einflusse des Cabinets und der mit diesem verbündeten Grafen Haugwitz und seines Freundes, des Generals Köckeritz; mit diesen behandle, berathschlage und beschließe er, statt mit einem verantwortlichen Ministerium. Alle Einheit unter den Ministern sei aufgelöst, denn die Giltigkeit ihrer Beschlüsse hänge vom Cabinet ab, ihr Ehrgefühl werde dadurch gekränkt, der Geist des Dienstgehorsams verliere sich bei den Untergebenen, denen die Ohnmacht der Minister bekannt sei. Der König selber lebe in einer gänzlichen Abgeschiedenheit von seinen Ministern und erhalte nur einseitige Eindrücke. — Dann gieng Stein an die Schilderung der einzelnen Mitglieder dieses Cabinets: Beyme habe seine frühere Biederkeit und Arbeitsamkeit durch seine aufgeblasene Frau und Lombard verloren; der letztere sei physisch und moralisch gelähmt

Hardenberg.

Haugwitz.

Steins

Denkschrift

gegen Bombard

und abgestumpft, ein frivoler Mensch, ein französischer Schöngeist, weiter nichts. Theilnahme an den Orgien der Rietz hätten sein moralisches Gefühl erstickt; für die ernste Wissenschaft ohne Sinn, vergeude er seine Zeit mit Spiel und Polissonnerien; — Haugwitz sei als Student leichtfertig und oberflächlich, süßlich und geschmeidig gewesen; hierauf habe er das Treiben der Genieperiode mitgemacht, habe dann nach dem Nimbus der Heiligkeit getrachtet, welche Lavater umgab, sei Theosoph und Geisterseher geworden und habe dann an den Gelagen und Ränken der Lichtenau theilgenommen und seine Zeit am Spieltisch und seine Kräfte in thierisch-sinnlichen Genüssen vergeudet; er habe endlich seine tägliche Gesellschafterin verrathen, sei ein schamloser Lügner und abgelebter Wüstling. Köckeritz sei ein beschränkter, ungebildeter Kopf, ein gemeiner Charakter und geschwätziger Mensch. An die Stelle dieses heillosen Cabinets müsse die Verbindung der obersten Staatsbeamten mit dem König treten. Minister sollen sein für den Krieg, für das Innere, für die Finanzen, für das Auswärtige, für das Recht; sämmtliche Minister sollen sich regelmäßig versammeln und die Geschäfte nach übereinstimmenden Grundsätzen betreiben, alle wichtigen Angelegenheiten dem König selber vortragen, endlich jede Cabinetsordre von dem betreffenden Minister unterzeichnet sein. Stein meinte, alle höheren Beamten sollten gemeinsam dem König die Nothwendigkeit einer Veränderung darlegen und zugleich erklären, sie würden ihre Stelle bei Zurückweisung ihres Vorschlages niederlegen. — Das mochte aber vielen wie ein Zwang erscheinen, den man gegen den auf seine Autorität eifersüchtigen König ausüben wolle. Hardenberg rieth, die Denkschrift der Königin zu übergeben.

und Haugwitz,

für die Minister

Haugwitz.

Haugwitz suchte sich um so eifriger im Vertrauen des Königs zu befestigen: ein Zusammengehen mit Napoleon sei nicht nur nothwendig, sondern auch vortheilhaft. Festigkeit in großen Angelegenheiten sei gut, wenn man sich in seinem Recht befinde, Gefälligkeit in kleinen sei die beste Art, mit dem gewaltigen Manne fertig zu werden.[1]) Doch bald kamen Ereignisse, welche seine Angaben als unstichhältig erwiesen. Kaum war Preußen in Hannover eingerückt und hatte die Häfen geschlossen, so erklärten die Engländer den Krieg und nahmen in kurzer Zeit mehr als 300 preußische Handelsschiffe weg. Gustav IV. hielt Lauenburg besetzt und empfieng die Preußen mit schwedischen Kugeln. Weil die Preußen in Hannover einrückten, ehe die Übereinkunft mit Frankreich rechtskräftig war, ließ Napoleon 15. Febuar 1806 Ansbach besetzen. Joachim Murat, jetzt Herzog von Berg, besetzte Werden, Essen, Elcken. Zwischen Blücher und ihm schien es bald zum Kampf zu kommen. Der Ton der französischen Noten war trotzig und herausfordernd. Die Verhandlungen über den Rheinbund wurden abgeschlossen, ohne dass Preußen vorher vertrauliche Mittheilung erhielt; die französischen Truppen blieben, trotz des Friedens zu Pressburg, in Süddeutschland, in einer für Preußen gefährlichen Aufstellung stehen. Preußen anerkannte sogleich den Rheinbund, obschon Laforest erst 23. Juli Anzeige davon machte, was Napoleon wieder günstig zu stimmen schien, so dass er Preußen zur Bildung eines ähnlichen Bundes, ja zur Gründung eines Kaiserthums aufforderte. Diese Aufforderung — wenn sie überhaupt im Ernst gemeint war — gab Haugwitz wieder Wind in seine Segel. Da wurden aber wieder Gegenströmungen fühlbar: Blücher meldete, dass 8000 Mann in Wesel stünden, 40.000 Mann an der Lippe und ein drittes Corps bei Düsseldorf zusammengezogen würde. Gegen

Krieg mit England.

[1]) Hüffer, Die Cabinetsregierung in Preußen, S. 233—234.

wen anders, als gegen Preußen? General Augereau toastierte in Frankfurt auf dem Sieg im Kampf wider Preußen. Bitter war die Nachricht, dass Napoleon Kassel und Dresden in den Rheinbund aufnehmen wolle; noch bitterer meldete Lucchesini, Lord Yarmouth habe in einem Augenblick, wo der Wein ihm die Zunge löste, ihm mitgetheilt, dass Napoleon England die Rückgabe von Hannover anbiete. Also der Preis, um den man so viele Demüthigungen geduldig ertragen, war nur eine Lockspeise. Also Napoleon unterhandelte mit Preußen nur, um es höhnisch zu täuschen, bot ihm Mediatisierungen an mit Anhalt-Lippe, Waldeck, Dortmund, Corvey, Fulda mit 400.000 Einwohnern, um es wahrscheinlich nachher zu neuen, unliebsamen Abtretungen zu zwingen! Hannover.

Haugwitz verlor jetzt die Besonnenheit und rieth, die ganze Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Am 9. August wurde dieser Beschluss gefasst, am 10. August ritten vierzig Couriere nach allen Richtungen ab, um die Befehle an die Garnisonen zu bringen. Gegen wen anders sollte Krieg geführt werden, als gegen Napoleon? So verstand es das Volk. Laforest eilte 10. August zu Haugwitz, um zu fragen, wem diese Rüstung gelte? Der Minister antwortete, die Anhäufung französischer Truppen in Süddeutschland und im Westen nöthige Preußen zu dieser Vorsichtsmaßregel, abgesehen von den üblen Gerüchten. Am 12. August fügte Haugwitz, als er Laforest den Gegenbesuch machte, noch hinzu, der französische Gesandte in Kassel habe den Kurfürsten zum Eintritt in den Rheinbund durch das Versprechen Fuldas nöthigen wollen, außerdem habe Napoleon für Bayern Bayreuth in Aussicht gestellt. Am 12. August speisten beide beim bayrischen Gesandten von Bray, der Laforest begütigen sollte. Nachdem der Minister weggegangen, brach der Unmuth Laforests aus: er werde um seine Abberufung bitten, denn entweder täusche man ihn in Berlin oder in Paris! „Zwanzigmal habe ich die Preußen zu entschuldigen gesucht, aber jetzt bin ich es müde. In dem Augenblick, da man mir die freundlichsten Versicherungen gab, rüstete man. Man wird den Kaiser erbittern und ihn vielleicht dahin bringen, das zu thun, wessen man ihn so grundlos beschuldigt." Mobilmachung. Laforest.

Bignon, damals französischer Gesandter in Kassel und später der Geschichtschreiber Napoleons, behauptet, der König von Preußen sei durch drohende Nachrichten getäuscht worden, selbst aus Madrid sei die Warnung gekommen, spanische Soldaten müssten nach dem Norden marschieren. Wer hinter diesem Betrug steckte, der zum Bruch führen konnte, lässt er unentschieden. Nur das behauptet er fest, eine dieser Fälschungen komme vom Kurfürsten von Hessen selber. Als man diesem von Berlin aus den Antrag machte, dem Norddeutschen Bunde beizutreten, glaubte er gute Bedingungen herausschlagen zu müssen, indem er selber nach Berlin schrieb, Frankreich wünsche Kurhessen ganz zum Rheinbund zu ziehen, und seinem Hause sei Fulda als souveräne Herrschaft und die noch übrigen Güter des Prinzen von Oranien versprochen worden, sogar Würzburg sei ihm in Aussicht gestellt, wenn ein neuer Krieg gegen Österreich entstehe. Nie, sagt Bignon,[1]) habe er von seiner Regierung einen ähnlichen Auftrag erhalten, nie dem Kurfürsten ein solches Anerbieten gemacht. Auch der kurhessische Minister Waitz wusste nichts von einem solchen Versprechen. Und als man später vom Kurfürsten selber Erklärung im Ernst verlangte, antwortete er ausweichend: „Was geht mich an, was man in ein Manifest setzt; mir ist weder etwas gesagt noch angetragen Bignon. Der Kurhesse.

[1]) Bignon, l. c. chap. 62.

worden." — Diese Sache stand nämlich im preußischen Kriegsmanifest, als einer der Beweise von Napoleons Falschheit und als einer der Gründe zum Krieg.

Lucchesini

Unter den Schreckensnachrichten, die damals in Berlin einliefen, war eine von Lucchesini bedeutsam; er berichtete am 6. August, er wisse aus sehr guter Quelle von einem Übereinkommen zwischen Frankreich und Rußland, daß man aus den polnischen Provinzen, die an Preußen und Österreich gekommen seien, ein Königreich Polen bilden und dem Großfürsten Constantin übergeben wolle. Der König möge deshalb so schnell und mit so wenig Gefolge und so vielem Geld als möglich nach Petersburg reisen, um diese Gefahr abzuwenden — der Bericht schloß mit der Bemerkung: Wenn es bekannt würde, daß er, Lucchesini, diesen Rath gegeben hätte, so wäre seine Stellung in Paris unhaltbar, und müsse man ihm einen Nachfolger geben. Nun war Lucchesini noch so unbesonnen, dieses Schreiben dem hessischen Gesandten zur Absendung durch die gewöhnliche Post zu übergeben, während doch Briefe nicht sicher waren. Dieser Brief kam auch noch denselben Tag Napoleon zu Gesicht, der über dieses Hirngespinst spottete und zugleich erbittert war, und übergab ihn Talleyrand, indem er ihm die Worte schrieb: „Jetzt haben wir diesen Dummkopf Lucchesini auf der That ertappt: meine Ansicht über diesen elenden Gesellen steht schon lange fest. Man muß diesen Brief an Laforest senden, daß er Haugwitz bedeute, wie Lucchesini in schlechter Gesellschaft stecke und die lächerlichsten Lügen über alles hinnehme, was vorgehe. Man kann keinen größeren Beweis von der Dummheit dieses Pantalons geben; er ist zugleich falsch und es gibt keine Niederträchtigkeit, noch Falschheit, deren er mich nicht für fähig hält; meint er doch, ich verbinde mich mit Rußland, um das preußische Pommern den Schweden zu geben. Einen solchen Gesandten sollte man in das Narrenhaus thun." [1])

unbesonnen.

Lucchesini wurde abberufen. General Knobelsdorf, der zur Krönung Napoleon die Glückwünsche des Königs überbracht hatte und in Paris gern gesehen war, kam an seine Stelle. Möllendorf brachte zur Feier von Napoleons Geburtstag in Berlin zuerst den Toast auf den Kaiser aus. Man wollte also in Berlin beschwichtigen. Napoleon hingegen ließ am 22. August 1806 an Laforest schreiben,[2]) er solle ruhig bleiben, aber alles beobachten und namentlich über den Fortgang der Rüstungen genau und umgehend berichten; rede man zu ihm vom Nordbund, so solle er sich mit Mangel an Weisungen entschuldigen; in Betreff der Hansestädte wolle der Kaiser jedoch gar keine Änderung, denn der Handel Frankreichs sei zu sehr dabei betheiligt. — An Talleyrand schrieb er, man müsse Mitleid haben mit den Preußen, die aus lauter Angst närrisch geworden seien.[3])

Man trieb aber doch dem Krieg zu. Napoleon konnte den Potsdamer Vertrag und die vierzig Couriere nicht vergessen, und die Preußen die Überzeugung, daß sie betrogen seien, und daß Sein und Nichtsein des Staates in Frage stehe. Wieder dachten hervorragende Männer an eine Eingabe unmittelbar beim König, der unentschlossen und in trüber Stimmung war und sogar an Abdankung gedacht haben soll.[4])

---

[1]) Correspondance, XIII, p. 70.
[2]) Ibid. XIII, p. 120.
[3]) Ibid. XIII, p. 119.
[4]) Hüffer, l. c. S. 246.

General Rüchel las ihm am 15. August eine gedrängte Denkschrift vor über die Lage des Staates, dessen Bestand auf dem Spiele stehe; es wäre Hochverrath, dem König die Wahrheit nicht zu sagen: die höchsten Staatsdiener hätten nicht mehr das Vertrauen der Nation, seien von ihr, seien von Europa verachtet: der König möge an die Stelle von Haugwitz, Lombard und Beyme die Männer Hardenberg, Keller und Stein berufen. Friedrich Wilhelm III. hörte die Vorlesung ruhig an, und entließ Rüchel, ohne ihm ein freundliches Wort oder einen ermunternden Blick zu schenken. Rüchel.

Nun schrieben der Prinzen von Oranien und der junge Herzog von Braunschweig in gleichem Sinne an den König: sie wurden fortan gemieden, ihr Schreiben aber Lombard mitgetheilt, welcher Haugwitz und sich selber in einer Denkschrift sehr gewandt vertheidigte.[1]) Die Lage war aber so ernst, dass von der eigenen Familie dem König im gleichen Sinne die Gefahr des Staates geschildert wurde. Prinz Ludwig Ferdinand, meist nur Prinz Louis genannt, der Sohn des Prinzen Ferdinand, eines Bruders von Friedrich II., stand an der Spitze, ein geistreicher, tapferer junger Mann, der, klaren Blickes, immer die Überzeugung aussprach, dass nur die Verbindung mit Österreich zum Heile Preußens und Deutschlands sei. Er war Mann der That wie des Wortes. Bei der Belagerung von Mainz trug er auf seinen Armen einen verwundeten österreichischen Officier aus dem Gefecht; 1804 sah er sich Österreich selber an, 1805 sprach er eifrig dafür, dass Preußen der Coalition beitrete. Als Haugwitz zur Reise nach Wien von ihm Abschied nahm, sagte er ihm offen: „Herr Graf! hätte ich Befehle zu geben, Sie würden sie nicht überbringen!“ — Der Prinz war empört über den Vertrag von Schönbrunn, nannte Haugwitz, Lombard und Beyme nur „Spitzbuben, deren Feigheit und Käuflichkeit Preußen sicher ins Verderben stürze“. Johannes von Müller hatte die Denkschrift verfasst, welche Prinz Louis, dann die Prinzen Heinrich und Wilhelm von Preußen, der Prinz von Oranien, General Rüchel, Staatsminister Stein und Generalmajor Phull unterschrieben. Hauptmann von Kleist überbrachte sie dem König, der dieses Auftreten als einen Eingriff in seine freie Willensmeinung betrachtete. Den Prinzen bezeigte er sein Missfallen über diese Meuterei, und hieß sie sofort auf ihren Posten zu gehen, die anderen erhielten einen Verweis. Die Prinzen. Johannes von Müller.

Es ist ein Franzose, — der Vertheidiger Bonapartes — der folgendes Bild vom Prinzen Louis entwirft: „Ein junger Fürst, der Ruhm des preußischen Heeres, schon durch glänzende Waffenthaten in dem Feldzug vom Jahre 1793 ausgezeichnet, wo er unter den Tapfern der Tapferste, eine ehrenvolle Wunde erhielt, des Friedens überdrüssig und neidisch auf die Lorbeern der französischen Heerhaufen, verband Prinz Ludwig Ferdinand, Vetter des Königs, seinen Einfluss mit dem der Königin und hauchte selbst den untersten Reihen der Truppen, welche ihn verehrten, den Durst nach Ruhm ein, von dem er verzehrt war. In der Blüte seines Alters, in jener Lebensepoche, wo sich die Kraft des Mannes mit dem feurigen Muthe der Jugend vereint, mit Körperschönheit und allen Gaben einer edlen Seele ausgestattet, zwar nicht frei von Fehlern, aber von Fehlern, welche nur die Abweichung der Tugend sind, geschickt in allen Übungen eines Helden, ein tüchtiger Reiter, trefflicher Schwimmer und geschickter Fechter, der mit gleicher Gewandtheit Pistole, Säbel und Degen zu führen verstand, Bignon.

[1]) Hüffer, l. c. S. 249—252.

wissbegierig, ein Freund der Künste, mit einem Worte, von der Natur mit allem, was schön und groß ist, geboren, brannte Prinz Louis vor Sehnsucht, den Franzosen zu beweisen, dass er würdig sei, sie zu bekämpfen."[1] — Metternich. Metternich, der den Prinzen Louis genau kannte, sagt, dass große Eigenschaften ihn schmückten, die noch gehoben wurden durch die Vorzüge der äußeren Erscheinung, durch edle Haltung und feines Benehmen. Mit schneller Auffassung und klarem Geiste habe er alles in sich vereinigt, was zu einem ausgezeichneten Mann gehöre.

Es waren also zwei starke Parteien in Berlin, die sich heftig bekämpften und bis in die höchsten Kreise reichten. Die Fürsprecherin der Kriegspartei war die schöne und edle Königin Louise.

Die Königin. Heimat. Die Königin, geboren 16. März 1772 zu Hannover, war die Tochter des Prinzen Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz, Feldmarschalls der hannoverischen Haustruppen, erzogen in Darmstadt, verband eine glänzende Schönheit und unbeschreibliche Anmuth mit reinem und hohem Sinn und umfassender Bildung.[2] König Friedrich Wilhelm II. von Preußen erblickte, 21. März 1793, sie und ihre gleich schöne jüngere Schwester in Frankfurt am Main im Theater, und war so entzückt von der Schönheit „der beiden Engel" — wie er sie in einem Briefe nannte — dass er wünschte, „seine beiden Söhne möchten sie sehen und sich in sie verlieben". Er that daher sein Mögliches, dass sie sich öfter sahen und sich recht kennen lernten — und die Liebe war bald da, auch der Entschluss zur Heirat rasch gefasst: der älteste, Friedrich Wilhelm, wurde mit der ältesten, der jüngste, Prinz Ludwig, mit der jüngsten Prinzessin am 24. April 1793 verlobt. Der Kronprinz, den zuerst die Schönheit fesselte, war überglücklich, als er die Tiefe ihres Gemüthes und ihre echte Religiosität erkannte. Einigemal kamen die Schwestern in das Lager vor Landau, wo die Prinzen standen; Goethe spricht von „himmlischen Erscheinungen inmitten des Vermählung. Kriegsgetümmels". Am 22. December 1793 zog die Prinzessin feierlich in Berlin ein, am Weihnachtsabend fand die Vermählung statt. „Die engelschöne Fürstin", schreibt Fouqué, „verbreitete über jene Tage einen erhabenen Lichtglanz. Alle Herzen flogen ihr entgegen." Ihr Schwiegervater, der sie innig verehrte, schenkte ihr 1794 das Schloss Oranienburg; hier und in Potsdam verlebte Prinzessin Louise die ersten Jahre der Ehe. 1795 gebar sie hier den späteren König Friedrich Wilhelm IV. und 1797 den späteren Kaiser Wilhelm I. 16. November 1797 bestieg das junge Paar den Thron. Der jungen Königin kamen Liebe und Bewunderung überall entgegen. Der Franzose Ségur schrieb 1803 über sie: „In dem Ton ihrer Stimme lag eine Zauber. so harmonische Sanftheit, in ihrer Haltung so viel Reiz und Majestät, dass ich, einige Augenblicke völlig betroffen, mich einer jener Erscheinungen gegenüber glaubte, deren berückende und bezaubernde Bilder uns die fabelhaften Erzählungen der alten Zeiten geschildert haben." Preußen war seit 1795 vom Kriege nicht berührt, „wie eine Oase unter den blutigsten Kriegen und grauenhaftesten Verwüstungen; Berlin war ein Asyl, in welches sich der Friede mit seinen Freuden geflüchtet hatte."[3] Das Leben am Hof war glänzend, die Königin

[1] Bignon, l. c. chap. 62. — Metternich, l. c. I. S. 42.

[2] „Allgemeine deutsche Biographie", XIX, S. 815—825. — F. v. Berg, Louise, Königin von Preußen. — Horn, Das Buch von der Königin Louise, 1883.

[3] Bignon, l. c. chap. 62.

mit dem Zauber, welcher die Schönheit und Herzensgüte umkleidet, gab in dem heiteren, geistreichen Leben den Ton an. „Die Königin Louise“, erzählt Metternich,[1]) „war mit sehr seltenen Eigenschaften geschmückt, mit einem feinen Takt und zugleich mit hoher Entschlossenheit der Seele; es wäre schwer, von der Majestät und Grazie ihrer Haltung, sowie von dem Ausdruck der Güte und Sanftmuth, die in ihrem Wesen lagen, eine Vorstellung zu geben.“ In der Politik war man bald der Bewunderung Bonapartes satt; über den Mord des Herzogs von Enghien wollte die Königin Trauer tragen. In ihrem reinen und hohen Sinn war sie empört über die Rolle, welche Haugwitz Preußen spielen ließ, und wurde so unwillkürlich die Seele der Kriegspartei. Sie war für Alexanders Plan des allgemeinen Kampfes gegen die Revolution; der Vertrag von Schönbrunn nagte an ihrem Herzen und an ihrer Gesundheit.

Die Königin hatte diesmal einen schweren Stand: sie hatte vor kurzem in einem Kreise von Frauen zu Pyrmont den Krieg angekündigt, ohne auf das langsame, ängstliche Abwägen der Cabinette Rücksicht zu nehmen. Bei ihr befand sich damals die Erbgroßherzogin von Weimar, die Schwester des Kaisers Alexander, die Prinzessin von Koburg, die Gattin des Großfürsten Constantin, und die Kronprinzessin von Hessen. „In diesem Kreise sprach man von nichts, als wie man den Hochmuth Napoleons demüthigen und diesen Emporkömmling, welcher sich anmaßte, sowohl den alten als den gegenwärtigen Ruhm einer Nation zu verdunkeln, in sein Nichts zurückschleudern könne; man glaubte, ein einziger Feldzug werde dieses Werk vollbringen.“[2]) So der Franzose Bignon. Die Äußerungen der Königin in Pyrmont flogen durch Deutschland und wurden als „Äußerungen des Frauen-Congresses“ in Paris bekannt. — Der König machte auf das Missliche solcher Reden aufmerksam und die Königin versprach, nie wieder Einflüsterungen gegen das System seiner Regierung Gehör zu geben. — Als Königin Louise nach Berlin zurückkehrte, fand sie den Hof, die Stadt, das Heer von ihren Ansichten erfüllt. In den Zeitungen, im Schauspielhaus, in Gesellschaften sprach sich ein glühender Hass gegen Frankreich aus; vergebens war den Officieren verboten worden, sich über hohe Personen des Auslandes ungebürlich zu äußern — ein tödlicher Hass gegen Napoleon beseelte das Heer. Man redete nur von einem neuen Rossbach für die Franzosen; auch der alte Braunschweig hoffte noch, die Schmach von 1792 durch einen Sieg zu tilgen. Die Stimmung der ganzen Nation riss den bedächtigen König zuletzt zum Krieg fort. Man nahm es mit dem Kriege zu leicht, die Franzosen von 1806 waren nicht die Franzosen von 1757. Die Armee war aber nicht mehr zu halten, die Garde zog Siegeslieder singend und von einer jubelnden Volksmenge begleitet, von Berlin aus, als gienge es zu einem Feste und nicht zu einer entsetzlichen Schlacht. — Erfurt wurde Sitz des Hauptquartiers. Im Zorn gegen Napoleon gieng die Besonnenheit verloren, in der Erinnerung an die früheren Siege vergaß man, dass man es jetzt mit dem größten Kriegsmeister und mit seinem kampfgestählten Heere zu thun bekomme, und vergaß für den Fall eines Unglücks auch die Festungen zu armieren und an einen möglichen Rückzug zu denken und die Orte zu bestimmen, wo das geschlagene Heer sich sammeln sollte. Bisher habe Napoleon über die Schwäche Österreichs und über die Unwissenheit der Russen triumphiert, aber jetzt bekomme er es mit dem Heere Friedrichs II. zu thun — und werde erliegen!

Stimmung in Berlin.

Braunschweig.

[1]) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, I, S. 40.
[2]) Bignon, l. c. chap. 62 gegen Ende.

Bund mit Rußland.

Der Krieg wurde unvermeidlich, seit Alexander I. 15. August 1806 den Oubril'schen Friedensvertrag verworfen hatte. Rußland war also wieder auf dem Kriegsfuß mit Frankreich. Früher hatte sich Preußen verpflichtet, Frankreich in einem Krieg gegen Rußland keine Hilfe zu leisten, und der Czar hatte dafür versprochen, mit dem größeren Theil seines Heeres für die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit Preußens einzutreten. Zwischen Frankreich und Preußen bestand aber ein Schutz- und Trutzbündnis. Der König mußte also jetzt zwischen Frankreich und Rußland entscheiden, und wurde so der Feind Frankreichs, da er für Rußland entschied. Hätte Alexander den Oubril'schen Vertrag genehmigt, so hätte Napoleon seine ganze Kraft gegen England gewendet und sich mit dem Rückzug der preußischen Truppen begnügt, die er nicht fürchtete.

Fox stirbt am 13. September 1806.

Die Verhandlungen mit England wollten schon lange nicht mehr recht vorangehen. Fox wünschte zwar den Frieden, mochte aber seiner Zuneigung für Bonaparte keineswegs den Vortheil Englands opfern, er forderte Verhandlung mit Rußland. Brougham wirft ihm vor, er habe für den Frieden zu wenig Energie bewiesen. Krankheit war ohne Zweifel mit schuld an seinem Schwanken. Sein Leiden, die Wassersucht, nahm auf einmal eine gefährliche Wendung, am 13. September 1806 raffte der Tod einen der größten Redner Englands, aber auch alle Friedenshoffnungen hinweg. Lauderdale bekam seine Päße und fuhr hinüber nach England.

Fox als Redner.

Brougham bemerkt,[1]) Fox habe von den äußeren Eigenschaften, welche zu einem guten Redner gehören, beinahe keine besessen; er sei von Person schwerfällig, seine Geberden ohne Anmuth, seine Stimme ohne großen Umfang, in der Heftigkeit oft gellend gewesen; man habe dies aber im Augenblick vergessen, wo der Strom seiner Gedanken und Gefühle hervorbrach; auf der Höhe seiner Begeisterung lag eine Gewalt, welche die Hörer erschütterte. Seine Aussprache des Englischen sei ausnehmend schön gewesen, Fremdwörter habe er selten gebraucht, in der Anwendung von Bildern sei er sehr sparsam, sein Geschmack überhaupt sehr rein gewesen, wie auch sein Herz immer frei von Selbstsucht und Falschheit gewesen sei. Den höchsten Glanz des Ruhmes erwarb er sich durch seine Reden für Abschaffung des Sclavenhandels und in der Unterstützung Lord Erskines in seinem Amendement zu dem Gesetz über Schmähschriften.

Preußen will Bund mit England.

Preußen sprach alsbald dem englischen Ministerresidenten Thornton in Hamburg den Wunsch aus, mit England wieder freundschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen.

Die Lage war eine eigene: Preußen war in Krieg mit England gerathen, weil es sich Hannover von Napoleon hatte schenken lassen und es besetzt hatte: es wollte gerade gegen Napoleon zu Feld ziehen, weil er England durch Zurückgabe Hannovers hatte zufriedenstellen wollen. Verstand es sich zu dieser Zurückgabe, so hörte der Krieg mit England auf; dann hatte aber der Krieg gegen

[1]) Brougham, Die Staatsmänner während der Regierung Georgs III., S. 176

Frankreich keinen eigentlichen Zweck; verstand es sich nicht zur Zurückgabe Hannovers, so war an einen Frieden mit England nicht zu denken — und doch erstrebte es jetzt Frieden mit England. Das Bedürfnis war mächtiger als all diese Bedenken: England benöthigte einen Bundesgenossen auf dem Festland zum Krieg gegen Napoleon, und Preußen brauchte englisches Geld und Frieden mit England zu nachhaltiger Kriegführung. Lord Morpeth kam alsbald mit Vollmachten zum Abschluss eines Bundesvertrags nach Berlin, und als er hier den König nicht mehr traf, in das Hauptquartier. Haugwitz zögerte jedoch, ihn zu empfangen, weil er nach dem Sieg, auf den er rechnete, bessere Bedingungen zu erhalten hoffte.

Russland.

Preußen erbat Hilfe von Russland, 18. September 1806 reiste General Krusemark deshalb nach Petersburg. Großmüthig erklärte der Czar Alexander I., dass er seinem Freunde, dem König, persönlich zuhilfe ziehen werde, und ihm sogleich 70.000 Mann zur Verfügung stelle. Konnten aber diese vor Ende November auf dem Kriegsschauplatz erscheinen?

Österreich.

Schneller konnten österreichische Truppen zur Hilfe herbeieilen, das wünschte Friedrich Wilhelm III., das besorgte Napoleon I., obschon er in einer für Talleyrand bestimmten Note[1]) behauptet hatte: „Österreich ist unvermögend etwas zu unternehmen, die Wunden von Austerlitz bluten noch immer. Die Idee, dass Preußen allein es gegen mich aufnehmen könnte, ist lächerlich." — Preußen hatte jedoch Österreich 1805 Hilfe versprochen, aber es im Kampfe im Stich gelassen; die Verträge von Schönbrunn und Paris bildeten eine Schranke, die nicht zu überschreiten schien. Finkenstein, der preußische Gesandte in Wien, war Feuer und Flamme für ein Bündnis. Die Erzherzoge Karl und Johann erklärten ihm auch entschieden, sie betrachteten eine aufrichtige Vereinigung Preußens und Österreichs als das einzige Mittel, Europa zu retten; der Erzherzog Johann habe noch hinzugefügt, man werde früher oder später darauf kommen, als auf die einzige Möglichkeit, für beide Mächte, aus denen die deutsche Nation noch bestehe, und die jetzt zwischen Frankreich und Russland in der Mitte wären.

Die Erzherzoge Karl und Johann.

Das war eine richtige Ansicht, beide konnten sagen: „Arm in Arm mit dir — so fordere ich das Jahrhundert in die Schranken!"[2]) Aber der schlimme Lombard warnte: „Wer bürgt uns für die Loyalität Österreichs?" So unterblieb denn die vertrauliche Erklärung von Seite Preußens, und als die Noth drängte, so meinte man in Wien, so lange Haugwitz etwas zu sagen habe, müsse man zweifeln an Preußens Loyalität, es wolle Österreich nur als Vormauer gebrauchen gegen Frankreich; wer bürgt dafür, dass Haugwitz nicht wieder neuen Verlockungen Napoleons folge? Österreich müsse erst seine Kräfte zu einem sicheren Schlag vorbereiten und sammeln. Es wurde also diesem Kampf gegenüber bewaffnete Neutralität und zu wohlüberlegter Selbstvertheidigung eine Truppen-Concentration an der böhmischen Grenze beschlossen. — Nun bot aber auch Napoleon, um Österreich zu fesseln,

Misstrauen.

[1]) Mitgetheilt von Wertheimer, l. c. II, S. 138.
[2]) Ibid. II, p. 139—141.

Napoleon und Stadion.

Freundschaft und Bund an. Stadion durchschaute die Absicht, er mochte nicht auch noch Russland zum Feinde Österreichs machen, und lehnte höflich, aber entschieden ab, und meldete an alle österreichischen Gesandtschaften den Entschluss seines Kaisers, der unter den gegenwärtigen Zuständen die strengste Neutralität gegen alle kriegführenden Mächte beobachten und zur Aufrechthaltung derselben ein Armeecorps in Böhmen aufstellen werde. — Es war der Thorheit Blüte, wenn Haugwitz meinte, man müsse Österreich zwingen, zu helfen.

Sorge in Frankreich.

So trieb denn unwiderstehlich alles dem Kriege zu, und doch wollte in Frankreich die Mehrzahl entschieden den Frieden. Madame Rémusat bemerkt:[1] „Paris verfiel in eine düstere Trauer. Wir fiengen an, das Benehmen Bonapartes seltsam zu finden; wir bemerkten, dass er nicht bloß für uns handle, und dass der Schimmer eines mehr glänzenden, als dauerhaften Gedeihens eigentlich das war, was er für uns wollte, damit es ihn mit neuem Glanz umgebe. Die Lage der Dinge, die Stimmung der Geister war eine andere; die Wunder im Kriege dieses Jahres brachten nicht halb so viel Wirkung hervor, als die vom vorigen Jahre. Ich finde hier den Enthusiasmus nicht mehr, welchen die Schlacht von Austerlitz erregte.“ Napoleon selber sagte nach der Rückkehr vom Feldzug: „Der Kriegsruhm nützt sich schnell ab bei den Völkern der Neuzeit, fünfzig Schlachten haben jetzt nicht mehr Wirkung, als früher fünf oder sechs. Ich werde bei den Franzosen immer am meisten als der Sieger von Marengo gelten.“[2]

Metternich.

Zu den Geistern, die mit scharfem Blick in Paris damals Volk und Regierung beobachteten, gehörte der österreichische Botschafter; er bemerkt über die Stimmung in Paris: „Es herrschte ein Stumpfsinn, erzeugt durch das Gefühl der Wucht, mit welcher der Kaiser auf allen Classen der Gesellschaft lastete. Die Empfindung über eine gewonnene Schlacht war keineswegs die der Freude, es war bloß die der Genugthuung, Frankreich den Folgen entronnen zu sehen, dass seine innere Ruhe nicht Gefahr laufe, infolge eines derartigen Ereignisses gestört zu werden. Der Kaiser konnte mit gutem Fug sagen: ‚Frankreich — das bin ich!‘ Die revolutionären Elemente waren nur gedämpft. In Europa zählte das Land nicht einen Freund; so war es denn immer ein Gefühl der Beunruhigung, welches die Befriedigung über einen Sieg beherrschte, denn jeder wusste, dass diese Siege stets neue nöthig machten, um das Werk zu vollenden, dessen Ausdehnung niemand ermessen konnte. Mit geringen Ausnahmen hätte die Nation gern den Sieg für die Sicherheit hingegeben.“[3] — Der Mann, welcher diese Zeilen schrieb, hat von 1806 an tief eingegriffen in die Geschichte Europas; es ist der Fürst Lothar Metternich.

Napoleons Arglist.

Napoleon war entschlossen zum Krieg gegen Preußen, suchte aber durch friedliche Versicherungen den Ausbruch hintanzuhalten, bis er zu einem fürchterlichen, entscheidenden Schlag die Kraft gesammelt hatte. Er ist der große Meister in der Schlacht, aber auch in der Vorbereitung zum Krieg, ruhig in der höchsten Gefahr, weil er alle Gefahren vorher erwogen und Fürsorge getroffen hatte. Preußen begann zwar jetzt allein den Krieg; er gedachte, es in einem Monat niederzuschmettern, dann die Russen zurückzuwerfen und so England auf

[1] Mémoires de Madame de Rémusat, III, p. 64.
[2] Ibid. III, p. 64—65.
[3] Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, I, S. 80.

dem Festland zu schlagen. Aus dem Krieg konnte eine Coalition gegen Frankreich entstehen: auch für diesen Fall traf er Vorsorge. In Italien waren 120.000 Mann staffelförmig aufgestellt gegen einen etwaigen Angriff Österreichs. Massena Vorsicht. sollte den Oberbefehl führen, jeder Befehlshaber eines Corps hatte schon seine nöthigen Weisungen; so ergieng an Marmont in Dalmatien der Befehl, seine 20.000 Mann in Zara zusammenzuziehen, dort Waffen und Lebensmittel aufzuhäufen und diese Festung zum Stützpunkt seiner Operationen zu machen. So hatte Eugen, Vicekönig in Italien, für die Festungen daselbst zu sorgen, Palmanuova, Legnago, Mantua, Alessandria ausreichend mit Lebensmitteln und Geschützen zu versehen. Für Ergänzung der Regimenter, Unterricht und Einübung der Recruten war glänzend gesorgt. Gegen einen Angriff auf Bayern von Österreich war Braunau zu einem Waffenplatz ersten Rangs erhoben, mit Lebensmitteln, Munition und Geld auf acht Monate versehen, 15.000 Bayern aller Waffengattungen waren am Inn unter dem Schutze der Festung aufgestellt. Ludwig von Holland musste in Utrecht 15.000 Holländer und 5000 Franzosen in einem Lager versammeln; es war ihm aufgegeben, nach Wesel zu ziehen, das Gerücht zu verbreiten, dass er über 80.000 Mann verfüge, um die Preußen glauben zu machen, dass ein Angriff von Westfalen aus ihnen bevorstehe. Marschall Brune hatte mit der Flotille und 18.000 Mann von Boulogne aus die Küste zu beschützen, Mortier mit 20.000 Mann zu Mainz Hessen zu beobachten und die Rheinbundfürsten zu schützen. Marschall Kellermann befehligte die Depots entlang des Rheins. Vom Rhein bis zum Ocean war die staffelförmige Aufstellung derart angeordnet, dass ein angegriffener Ort schnell Hilfe erhalten konnte. 150.000 Mann Kerntruppen standen seit 1803 in Mitteldeutschland; jetzt wurde auf einmal klar, warum Napoleon sie nicht zurückgerufen hatte, warum sie nicht zu dem versprochenen großen Nationalfeste hatten heimkehren können, warum so gut für ihre Verpflegung gesorgt war; „diese heroische Armee, die von jetzt an zu einem ewigen Kriege bestimmt war, sollte keine anderen Feste mehr kennen lernen, als Schlachten, Einzüge in die feindlichen Hauptstädte und die Bewunderung der Besiegten". Es waren Kerntruppen, kriegsgeübt und ihrem Heerführer schrankenlos ergeben. Durch Sold, Geschenke von Kleidern, namentlich Schuhen, ward sie in bester Stimmung erhalten. 13.000 Mann Garden wurde mit Postpferden von Paris nach Mainz befördert.

Die Nationalgarde wurde nicht aufgerufen, um im Lande keine Besorgnis zu erregen und im Ausland kein Aufsehen zu machen. Auch die Kammern wurden nicht, wie es sein sollte, zusammenberufen und vom bevorstehenden Kriege unterrichtet. Ein Bericht an den Senat wurde in der Stille vorbereitet, sollte aber erst mitgetheilt werden, wenn die Kriegserklärung schon erfolgt wäre. Um die Abreise in der Stille aus Paris zu rechtfertigen, wurde bloß angegeben, die Höfe des Nordens hätten eine drohende Haltung angenommen, und darum habe der Kaiser es für gerathen gehalten, sich an die Spitze seiner Armee zu stellen. — Knobelsdorf wurde mit friedlichen Versicherungen hingehalten und mit dem Geschenk eines Wagens geschmeichelt. Lucchesini half mit zur Bethörung des preußischen Hauptquartiers durch seine öftere Versicherung, Napoleon wünsche im Grunde den Krieg nicht, er habe Preußen wohl etwas obenhin behandelt, denke aber an keinen Angriff und wahrscheinlich nehme er deshalb Stellung in Würzburg, um das letzte Wort Friedrich Wilhelms III. hinter guten Verschanzungen abzuwarten. Stille vor dem Sturm.

Letzte Verhandlung.

Offen sagte Napoleon zu Lucchesini, als dieser 7. September sich verabschiedete: Um den Frieden mit England zu erreichen, habe er ihm allerdings Hannover angeboten, aber er hätte es ihm nicht zurückgestellt ohne anderweitige Entschädigung für Preußen. Der Bruch mit Rußland vereitle nun jede Hoffnung, den Frieden auf dem Festland zu erhalten, und mache den Seekrieg umso hartnäckiger. Gern würde er die Vergangenheit zur Gegenwart machen; wenn er aber gezwungen werde, mit dem preußischen Heere handgemein zu werden, so sei er aus Hochachtung entschlossen, es mit stärkern Streitkräften anzugreifen; er werde überhaupt alles aufbieten, um des Sieges gewiss zu sein, bevor die Ankunft der Heeresmacht Alexanders und der Hilfstruppen den Sieg unsicherer und den Kampf blutiger machen. Hätte man sich über die Rückgabe Hannovers vereinbaren können, so würde er mit dem König sich in vierzehn Tagen verständigt haben. Übrigens biete er an, seine Truppen aus Westfalen und von der holländischen Grenze wegzuführen, wenn der König die seinigen in die Winterquartiere einrücken lasse.

Was Talleyrand sagt.

Mit dieser Erklärung Napoleons stehen einige Sätze in den Denkwürdigkeiten Talleyrands, des damaligen Ministers des Äußeren, in schneidendem Widerspruch: „Die Verhandlungen mit Lord Yarmouth hatten eigentlich keine weiteren Folgen, als England an Preußen zu rächen und schlimmer, als England selbst es wünschen mochte. Ohne die Zurückgabe Hannovers an England war nämlich an einen Frieden nicht zu denken, und Napoleon hatte nun einmal über Hannover zu Gunsten Preußens verfügt, und über die von Preußen abgetretenen Gebietstheile gleichfalls, so dass er über dieses Hin- und Herverfügen in nicht geringe Verlegenheiten gerieth. Was galten ihm aber Schwierigkeiten, die er durch Gewalt lösen konnte! Er sagte einfach: ‚Preußen hat eigentlich doch nur aus Furcht Hannover angenommen und wird es auch aus Furcht wieder zurückgeben. Im übrigen halte ich das Berliner Cabinet durch Versprechungen hin und man wird schon damit zufrieden sein.' Preußen fand sich durch diese Perfidie schwer verletzt und das umsomehr, weil noch eine zweite dazukam. Napoleon hatte in seinen Unterredungen mit Haugwitz schon früher von dem Plane gesprochen, an die Stelle des deutschen Reiches zwei große Conföderationen zu schaffen, eine im Süden und eine im Norden. Die südliche wollte er dann unter sein Protectorat nehmen und die nördliche Preußen überlassen. Haugwitz, was er nie hätte thun sollen, stellte dies dem Berliner Cabinet vor, das sich auch auf weitere Verhandlungen einließ. Als aber die Grenzlinien gezogen wurden, nahm Napoleon fast alles für sich in Anspruch, so dass Preußen fast nichts bekommen sollte, nicht einmal Sachsen und die Hansastädte. Es war also auch hier wieder hinters Licht geführt worden; aber nun erwachte auch im ganzen preußischen Lande die gerechte Entrüstung — und man griff zu den Waffen. Die Kriegserklärung machte auf Napoleon einen gewaltigen Eindruck. Der Kriegsruhm des preußischen Heeres hatte seit Friedrich II. die halbe Welt erfüllt."

Haugwitz.

Streng urtheilt Talleyrand über Haugwitz und seinen Vertragsabschluss zu Schönbrunn:[1] „Haugwitz hätte wirklich verdient vor ein Kriegesgericht gestellt zu werden, weil er durch den Vertrag so gegen die Absichten und Wünsche seines königlichen Herrn, die er recht gut kannte, gehandelt; aber man konnte ihm nichts anhaben, ohne sich nicht auch zugleich an Napoleon zu vergreifen. Der König von Preußen wollte den Grafen nicht fallen lassen, trotz der energischen Gegen-

[1] Memoiren des Fürsten Talleyrand. Herausgegeben vom Herzog von Broglie, deutsch von Adolf Ebeling. Köln 1891. S. 238—239.

vorstellungen seiner edlen Gemahlin; er begnügte sich daher einfach, den Vertrag nur bedingungsweise zu unterzeichnen. Aber Napoleon ließ sich nicht darauf ein — und so sah sich der König zur definitiven Annahme gezwungen, wodurch er sofort in den Krieg mit England verwickelt wurde.“ [1])

Lucchesini reiste heim. Indes kamen Nachrichten in Paris an vom Ausmarsche der Preußen. Talleyrand bedauerte „den bösartigen Einfluss, der Preußen von Frankreich trenne“. Knobelsdorf entschuldigte die Rüstungen mit den Cabalen von Frankreichs Feinden: er hoffte wirklich noch, dass der Krieg vermieden werden könne, musste aber 1. October folgendes Ultimatum der französischen Regierung überreichen: 1. Sein König verlange, dass die französischen Truppen, welche kein gegründeter Anspruch nach Deutschland rufe, unverzüglich und ohne Ausnahme über den Rhein zurückgehen, und zwar ihren Marsch schon an dem Tage antreten, an welchem sich der König die Antwort des Kaisers verspreche; 2. dass von Seite Frankreichs der Bildung des norddeutschen Bundes, welcher ohne Ausnahme alle in der Rheinbunds-Acte nicht genannten Staaten umfassen werde, nicht das geringste Hindernis, welchen Namen es auch haben möge, entgegengesetzt werde; 3. dass man ohne Verzug zu einer Unterhandlung schreite, um alle noch in Zweifel schwebenden Interessen auf eine dauerhafte Weise auseinanderzusetzen, und dass in Hinsicht Preußens die Trennung Wesels vom französischen Reich und die Wiederbesetzung der drei Abteien, Essen, Elten und Werden, durch preußische Truppen als einleitende Schritte betrachtet werden sollen.[2]) — Antwort erwarte man bis zum 8. October 1806 im preußischen Hauptquartier.

Knobelsdorf. Ultimatum.

Mit dem Ultimatum erhielt Napoleon ein eigenhändiges Schreiben Friedrich Wilhelms III., es ist eine Absage, die zuerst alles aufzählt, was der König für Napoleon gethan, und dann schildert, wie Napoleon ihm dafür gelohnt habe — mit seiner falschen und rücksichtslosen Politik: sie enthält, wie Hüffer sie kurz charakterisiert, „bittere Vorwürfe mit Ausdrücken der Bewunderung, ja der Zärtlichkeit; ein verrathener Freund, eine verlassene Geliebte könnten in solchen Tönen dem Ungetreuen schreiben. Beinahe alles ist wahr, manches schön und treffend im Ausdruck, aber es klingt sonderbar im Munde eines Fürsten, und passte am wenigsten für den, an welchen es gerichtet war“. — Es schließt mit dem Ausdruck „der Bewunderung der großen Thaten, die Napoleon für das wahre Glück seines Reiches vollbracht habe“, aber auch mit dem Wunsch: „Gebe Gott, dass wir uns auf einer Grundlage einigen können, die Ihnen all Ihren Ruhm, aber auch den andern Völkern ihre Ehre lässt, und die Europa endlich aus dieser fieberhaften Angst und Erwartung erlöst, in welcher niemand auf die Zukunft zählen und berechnen kann, was er thun soll.“ So war in der That die Stimmung, und Angst herrschte an allen Höfen. Übrigens ist dieses Schreiben auch ein Eingeständnis und eine Verurtheilung der bisherigen undeutschen und eigensüchtigen Politik Preußens! — Lombard hat es verfasst, wie auch die Kriegserklärung, an der aber Gentz, der nach dem Frieden von Preßburg Österreich verlassen hatte und jetzt von Haugwitz in das Hauptquartier eingeladen war, einige Sätze gestrichen, andere eingefügt und andere saftiger verbessert hat. Man erkennt in dem Aufruf die ganze Kraft des deutschen Schriftstellers, Lombard schrieb zu süßlich-sentimental. „All Euer und Enrer

Absage. Lombard und Gentz. Kriegserklärung.

[1]) Memoiren des Fürsten Talleyrand, S. 236.
[2]) Hüffer, l. c. S. 268—269.

Aufruf an das Heer.

nächsten Verbündeten Bemühen um den Frieden war umsonst gewesen. Der Krieg ist daher, wenn wir uns nicht anders der Tyrannei eines unversöhnlichen Feindes hingeben und den Norden von ganz Deutschland den Einfällen seiner verwüstenden Heere bloßstellen wollen, in diesem Augenblicke unvermeidlich. Der König hat ihn beschlossen, denn die Ehre unseres Volkes und die Sicherheit des Staates sind in Gefahr. Es ist dem Blicke des Königs nicht entgangen, daß die Armee seit langer Zeit den Krieg gewünscht hat; er ist überzeugt, daß jeder seiner Krieger sich beeifern wird, die unbefleckte Ehre seiner Nation wie ein Heiligthum zu bewahren. Doch noch ein höherer Zweck leuchtet uns zum Kampfe voran. Wir haben es mit einem Feind zu thun, welcher rings um uns die zahlreichsten Heere geschlagen, die mächtigsten Staaten gedemüthigt, die ehrwürdigsten Verfassungen vernichtet und mehreren Nationen ihre Unabhängigkeit entrissen, ja sogar ihren Namen aus der Geschichte getilgt hat. Ein gleiches Schicksal stand auch der preußischen Armee bevor. Zahlreiche Heerscharen, die von Tag zu Tag zu größerer Zahl anwuchsen, bedrohten unsere Grenze. An Euch war die Reihe gekommen, Euch vor dem fremden Herrscher zu beugen, und schon träumte sein Stolz und seine Habsucht von nichts, als von Beute und von der Theilung des Nordens von Deutschland. Wer von uns kann den Gedanken ertragen, die Beute des Fremdlings zu werden? Währenddem wir aber die Waffen ergreifen, um für unser eigenes Wohl, für unseren Herd und unser Vaterland zu kämpfen, uns von dem schimpflichsten Joche, das eine Nation bedrohen kann, zu bewahren, sind wir zugleich die Retter aller unserer deutschen Brüder und die Befreier aller Mitbürger deutscher Zunge. Die Blicke aller Völker sind auf uns, als die letzte Stütze der Freiheit, der Ruhe und der gesetzlichen Ordnung in Europa, gerichtet." [1])

Wie Lombard sich entschuldigt.

Merkwürdig ist, wie Lombard bei diesen Verhandlungen über das Kriegsmanifest sich und sein Verfahren vor Gentz entschuldigte: „Durch ganz Europa hat man mich als einen von Napoleon besoldeten Verräther ausgeschrien. Von allen Seiten hat man conspiriert, um meine Entlassung und Bestrafung zu erlangen; alle Prinzen des königlichen Hauses, die Königin an der Spitze, waren gegen mich im Bunde. Wenig fehlte, so wäre ich der Vorwand für eine wahre Meuterei geworden, die den König moralisch entthront haben würde, wenn er etwas weniger Festigkeit gezeigt haben würde. — Immer war ich aber so arm wie eine Kirchenmaus. Meine Frau hatte kaum ein Zimmer, um einige Freunde zu empfangen; für mich selbst waren ein schlechter Lehnstuhl und eine Pfeife das höchste, was ich bedurfte. Es ist wahrlich der Mühe wert, ein Schuft zu sein, um wie ein armer Teufel zu leben. Geradeso verhält es sich mit Haugwitz, er besitzt kaum die Mittel, eine bescheidene Haushaltung zu bestreiten, und ist dabei mit Schulden überhäuft. Aber Thatsache ist, daß man seit zwei Jahren den Krieg wollte. Von Monat zu Monat berechnete ich die wachsende Wahrscheinlichkeit; seit Ende des letzten Jahres entgiengen wir ihm nur durch Kunstgriffe und verzweifelte Auskunftsmittel, wie alle diese verfluchten Verträge; endlich erkannte ich, die verhängnisvolle Stunde würde schlagen, und seien Sie gewiß, sie hätte geschlagen, auch ohne die Ränke des Herrn von Stein und die Declamationen des Prinzen Louis."

Auf den Einwand von Gentz, „warum man denn nicht früher bei so günstigen Gelegenheiten losgeschlagen habe, wenn es doch unmöglich war, den

[1]) Gentz, Schriften von Schlesier, II, S. 185.

Krieg zu vermeiden?“ — antwortete Lombard: „Fragen Sie Haugwitz, fragen Sie Lucchesini und alle ehrlichen Gegner, sie alle müssen sagen, was seit langer Zeit meine persönliche Meinung gewesen ist. Es ist wahr — und ich mache Ihnen das traurige Geständnis — einen Augenblick ließ ich mich täuschen von dem ‚Ungeheuer, das die Erde verwüstet'. Als ich ihn im Jahre 1803 in Brüssel sah, hat er mich gewonnen, viel weniger durch seine Schmeicheleien, als durch die Bewunderung, welche er mir für die Größe und den Adel seines Charakters einzuflößen wusste, durch seine menschenfreundliche, friedliche Sprache, durch die Heuchelei, mit der er von Preußen und von seiner Zuneigung zu diesem Lande redete. Aber die Täuschung hat nicht lange gedauert; das Jahr 1803 war noch nicht zu Ende,[1]) als mein Traum entschwunden war, und seitdem hat sich meine Ansicht nicht wieder geändert. Ich sah ein, dass dieser ‚eingefleischte Teufel' seine entsetzliche Laufbahn bis zur Vernichtung alles Bestehenden verfolgen werde, und so oft sein frecher Charlatanismus auf einige gute Seelen noch Eindruck machte, gerieth ich in Verzweiflung. Aber ich konnte nichts thun, ich weiß es, und andere nicht mehr als ich. — Warum habe ich aber bei so vielen, dringenden Beweggründen nicht auf einem Wechsel des Systems bestanden? — Kennen Sie den König? Meine Rechtfertigung liegt ganz und gar in dieser Frage. Ich hätte Sie wohl an meinem Platz sehen mögen: was hätten Sie gethan, einen Herrscher zum Krieg zu bewegen, der schon den Gedanken daran verabscheut und der, was das Schlimmste ist, sich außerstande glaubt, denselben führen zu können? Das ist das große Geheimnis unserer Unentschlossenheit und aller unserer Verlegenheiten. Die preußische Monarchie ist nicht organisiert wie andere Staaten. Bei uns müssen zur Kriegszeit alle Regierungszweige in der Armee ihren Mittelpunkt finden. Der König kann demnach den Oberbefehl keinem anderen anvertrauen; er wäre nichts mehr, wenn er nicht selbst an der Spitze seiner Truppen erschiene. Nun wohl, dieser König, den niemand so sehr schätzt und anbetet, wie ich, hat das Unglück, kein geborener General zu sein. So gut wie andere, sah auch er seit langer Zeit, dass der gegenwärtige Stand der Dinge nicht lange dauern könne, dass er gern oder ungern den Degen ziehen müsse. Aber er hat immer mit sich selbst capituliert; immer hat er sich geschmeichelt, dass irgend eine Katastrophe, unabhängig von seinen Entschlüssen, das Problem lösen würde. Endlich, als die Verlegenheiten sich mehrten, als das ganze Land mit lauter Stimme ein verändertes System forderte, als er den Augenblick kommen sah, wo er mit seiner Meinung allein stehen würde, da gab er nach, doch ganz gegen seinen Willen; dafür stehe ich ein. Es wäre ein sehr großes Unglück, wenn er noch jetzt widerrufen wollte; er kann es nicht einmal mehr; aber glauben Sie, ich wäre ohne Besorgnis für den Ausgang? Ach — ich wünsche mir Glück wegen meiner Gebrechen, weil sie mir eine ehrenvolle Veranlassung geben, mich zu entfernen. Die düstersten Ahnungen quälen mich: könnte ich in Ihrer Seele lesen, ich würde sie vielleicht wieder darin finden; aber, ich will nicht einmal wissen, was Sie darüber denken. Das Heer ist schön und tapfer; doch wo ist der mächtige Geist, seine Bewegungen zu leiten? Auch Sie hegen vermuthlich nicht länger Vertrauen zum Herzog von Braunschweig! Und welche Vorstellung können Sie sich von seinen Plänen machen? Möglich, dass meine körperliche Schwäche auch Muth und Hoffnung in mir vernichtet hat; aber, wie es auch

Napoleon.

Der König.

Grund des Zauderns.

Braunschweig.

[1]) Hiezu bemerkt Hüffer, der, l. c. S. 277—279, diese Stelle mittheilt, das Jahr 1803 werde nicht buchstäblich zu nehmen sein, sonst wäre der preußische Cabinetsrath nicht zu entschuldigen; erst 1806 seien ihm die Augen eigentlich aufgegangen.

sei, ich will nicht bei der Explosion zugegen sein; das erste Unglück wäre hinreichend, mich zu tödten. Mich in Berlin begraben zu lassen, das ist alles, was ich wünsche."

Napoleon an seine Armee.

Napoleons Antwort auf das Ultimatum ist voll Siegesgewissheit und packend für seine Franzosen. In seinem „Bulletin an die große Armee!"[1] wirft er auf Preußen Spott und Hohn, er zählt auf, wie oft sich dieses gegen Frankreich treulos bewiesen habe, und kommt dann auf dessen früheres Verhalten gegen Österreich:[2] „Alle Zeiten kennen sein Unrecht. Es stand immer im Widerspruch mit dem Reichstage. War dieser im Kriege, so war jenes im Frieden mit dessen Feinden. Nie wurden die Verträge mit Österreich eingehalten; sein stetes Streben war, die Mächte zum Krieg gegen Österreich aufzureizen, damit es, wenn der Friede kam, die Frucht seiner Pfiffigkeit einsammeln könnte. Wollte man glauben, dass so viele Falschheit mit einem moralischen Fehler des Fürsten zusammenhängt, so wäre man sehr im Irrthum: seit fünfzehn Jahren ist der Hof zu Berlin ein Streitplatz der Parteien, die sich wechselseitig bekämpfen und triumphieren: die eine will den Frieden, die andere will den Krieg. Das geringste Ereignis, der unbedeutendste Vorfall gibt der einen oder der anderen Bewegung, und der König, mitten in diesen gegnerischen Leidenschaften, mitten in diesem Wirrsal von Ränken, schwankt unsicher hin und her, ohne dass er einen Augenblick aufhört, ein Ehrenmann zu sein." — Der Kaiser begriff die Gewalt der Umstände, er musste die Waffen gegen seinen Verbündeten ergreifen. In Berlin gieng der Wirrwarr rasch voran, die Preußen drangen in Sachsen ein, betraten das Gebiet des Rheinbunds und beschimpften die Vorposten. Die Kaisergarde brach am 24. September von Paris auf und traf 6. October in Bamberg ein; am 25. September verließ der Kaiser Paris, am 6. October war er in Bamberg. Am gleichen Tag feuerten zwei preußische Husaren auf einen französischen Generalstabs-Officier. „Am 7. October empfieng der Kaiser einen zwanzig Seiten langen Brief vom König von Preußen, der nur ein schlechtes Pamphlet war von jener Art, für welche die englische Regierung ihre Scribler mit 500 Pfund Gehalt jährlich bezahlt; der Kaiser mochte es nicht zu Ende zu lesen, und sagte zu seiner Umgebung: „Ich beklage meinen Bruder, den König von Preußen, er versteht nicht französisch, er hat sicher diese Leirerei nicht gelesen." Beigefügt war das Ultimatum von Knobelsdorf. „Berthier," sagte der Kaiser, „man gibt uns ein Stelldichein auf den 8. October. Ein Franzose fehlt nie!"

Napoleons Proclamationen.

Für sein Heer sind die Proclamationen Bonapartes meisterhaft berechnet. Bourrienne erzählt:[3] „Wenn Napoleon seine Proclamationen dictierte, so zeigte er sich begeistert, wie die Improvisatoren Italiens thun. Er verkündigte gleichsam vom Dreifuß Orakel, und man musste höchst rasch seine Gedanken niederschreiben, denn er improvisierte dann höhere Eingebungen. Hernach war er ernsthaft und ließ sich das Dictierte vorlesen. Mehr als einmal erlebte ich dann, dass er sich zur Wirkung lächelnd Glück wünschte, welche — wie er hoffte — eine vorzüglich gelungene Phrase hervorbringen müsste. In der Regel hatten seine Proclamationen einen dreifachen Hauptinhalt. Erst pries er die Thaten seiner Krieger, dann zeigte er ihnen, was sie künftig noch vollbringen müssten, und endlich stellte er seine Feinde in ein nachtheiliges Licht. Die

[1] Correspondance, XIII, p. 40.
[2] Ibid. XIII, p. 299.
[3] Bourrienne, Mémoires, VII, ch. 16.

Wirkung auf die Soldaten war außerordentlich: die in der Nachhut Befindlichen brannten vor Begierde, in Eilmärschen den Raum zurückzulegen, welcher sie noch vom Hauptquartier trennte. Wenn sie auch gewisse Ausdrücke nicht verstanden, sprachen sie bloß: „Der Kaiser hat es gesagt!“ Sie erinnerten einander an die gemeinschaftlich überstandenen Schlachten, marschierten guten Muthes ohne Schuhe vorwärts, und klagten nicht, wenn lange die Lebensmittel fehlten. So erstaunlich wirkte der Enthusiasmus, oder vielmehr der Fanatismus, welchen Napoleon seinen Soldaten einzuflößen verstand, sobald er die Nothwendigkeit fühlte, ihn wieder zu erwecken.“

Napoleons Antwort an Friedrich Wilhelm III.

Napoleon gab dem König noch besondere Antwort am 12. October aus Gera auf die Absage:

„Mein Herr Bruder! Ich erhielt am 7. October den Brief Eurer Majestät vom 25. September und bin empört darüber, dass man Sie dieses Pamphlet hat unterzeichnen lassen. Ich kann nur betheuern, dass ich Ihnen nie den Inhalt zuschreibe, er ist ganz entgegen Ihrem Charakter und der Ehre von uns beiden. Gleich darauf bekam ich die Note Ihres Ministers; er forderte mich für den 8. October zum Stelldichein auf; als guter Ritter habe ich Wort gehalten, ich bin jetzt mitten in Sachsen. Glauben Sie mir, meine Macht ist von solcher Stärke, dass Ihre Truppen mir den Sieg nicht lange streitig machen können. Aber wozu sollen wir so viel Blut vergießen? Zu welchem Zweck? Ich rede mit Ihnen gerade so, wie mit Kaiser Alexander I. zwei Tage vor der Schlacht von Austerlitz. Gebe der Himmel, dass dem Fanatismus ergebene Männer, die Ihnen und Ihrer Regierung feindlicher sind, als mir und meiner Nation, Ihnen nicht dieselben Rathschläge geben und über Sie dasselbe Unglück bringen. — Sire! ich war seit sechs Jahren Ihr Freund. Ich will den Augenblick des Schwindels, der jetzt Ihre Rathschläge leitet, und der Sie so viele politische Fehler begehen lässt, über welche Europa verblüfft ist, und so viele militärische Fehler, die das Gerede von ganz Europa sein werden, nicht ausnützen. Hätten Sie in Ihrem Ultimatum mögliche Dinge von mir verlangt, ich hätte sie Ihnen bewilligt; Sie haben aber meine Entehrung gefordert, und darauf müssen Sie eine Antwort haben. Der Krieg ist also ausgebrochen zwischen uns und der Bund ist für immer zerrissen! Warum sollen wir aber unsere Unterthanen sich erwürgen lassen? Ich geize nicht nach einem Sieg, der um das Leben einer großen Anzahl meiner Kinder erkauft werden muss. Wäre ich am Anfang meiner kriegerischen Laufbahn und hätte ich die Zufälle einer Schlacht zu fürchten, so wäre diese Rede nicht am Platz. Sire, Ihre Majestät wird besiegt werden, Sie wird die Ruhe Ihres Lebens, das Leben vieler Unterthanen verlieren, ohne einen Schatten von Grund. Heute ist noch nichts verloren und Sie können mit Ehre und Ihres Ranges würdig mit mir unterhandeln. Ehe ein Monat vergeht, werden Sie in ganz anderer Lage mit mir unterhandeln müssen. Sie haben sich von listigen und berechnenden Leuten aufreizen lassen. Sie haben mir vorgehalten, welche Dienste Sie mir erwiesen. Ich will Ihnen nun sagen, Sie können Ihren Unterthanen die Verwüstungen und alle Leiden des Krieges ersparen, dem Streit, der eben begonnen hat, ein Ende machen und sich den Dank von ganz Europa gewinnen. Hören Sie aber die Rasenden an, welche vor vierzehn Jahren Paris einnehmen wollten und die Sie jetzt in diesen Krieg und gleich unbegreifliche Offensivpläne verwickelten, so werden Sie Ihrem Volk ein Leid zufügen, das Sie in Ihrem ganzen Leben nie mehr heilen können. — Sire! ich will keinen Gewinn in einem Krieg gegen Sie, ich will

nichts von Ihnen und habe nichts gewollt, der gegenwärtige Krieg ist unpolitisch. Ich rede wie ich denke. Ganz Europa weiß an und für sich schon, dass Frankreich dreimal mehr Einwohner hat, und ebenso tapfere und kriegsgewohnte, als die Staaten Eurer Majestät. Ich habe Ihnen eigentlich keinen Grund zu einem Kriege gegeben. Befehlen Sie diesem Haufen von Boshaften und Unbesonnenen zu schweigen vor Ihrem Thron mit der Ihnen schuldigen Achtung und Ihnen und Ihren Staaten die Ruhe zu geben. Wenn Sie in mir auch nicht mehr einen Verbündeten finden, so werden Sie doch an mir immer einen Mann wieder finden, der nur unumgänglich nöthige Kriege führen will und der kein Blut vergießen mag in einem Streit mit Fürsten, welche weder in Hinsicht auf Gewerbfleiß, noch auf den Handel und die Politik mit ihm im geringsten Widerspruch stehen. Ich bitte Ihre Majestät, in diesem Brief nur das Verlangen zu sehen, das ich hege, Menschenblut zu schonen und einer Nation, welche schon wegen ihrer geographischen Lage nie eine Feindin meines Volkes sein sollte, die bittere Reue zu ersparen, allzusehr auf Tagesmeinungen gehört zu haben, die schnell unter Völkern entstehen und wieder vergehen können. Schließlich bitte ich Gott, er möge Sie in seine heilige und verdiente Obhut nehmen. Eurer Majestät guter Bruder Napoleon."

Napoleon und die deutschen Fürsten.

Napoleon war in der That von Mainz nach Würzburg geeilt, wo der ehemalige Großherzog Ferdinand von Toscana waltete, und auch schon dem Rheinbund beigetreten war. Dort beriethen die Mitglieder des Rheinbundes mit dem Kaiser über diesen Krieg, zu welchem sie, außer den 15.000 Bayern bei Braunau, noch 40.000 Mann stellten. Der König von Wirtemberg schilderte die preußische Reiterei als furchtbar. Braunschweig hatte ihm gedroht, dass er die preußischen Adler in Stuttgart aufpflanzen werde, wenn er nicht vom Rheinbund abfalle. In Würzburg wurde auch bestimmt, den Krieg als erklärt zu betrachten, wenn die Preußen in Sachsen einrückten. Dies war schon geschehen. Auch wurde dort, auf die Bitte der deutschen Truppen, nicht mehr unter dem Marschall Bernadotte dienen zu müssen, Napoleons jüngster Bruder, Jérôme, ihnen zum Anführer bestellt, er war im Sinne Napoleons schon zum König von Westfalen bestimmt.

Napoleon zog seine Truppen 4. bis 5. October 1806 rasch zusammen zwischen Bamberg und Bayreuth, verstärkte 6. October den rechten Flügel, hielt 7. October einen Rasttag und brach am 8. October nach Nordosten auf, während die Preußen ihn von Westen her erwarteten. Auf einmal stand er mit Übermacht — 200.000 gegen 150.000 Mann — ihnen im Rücken, sie waren umgangen und von Berlin und ihren Hilfsmitteln abgeschnitten, wie im Jahr 1805 Mack bei Ulm, über dessen Unglück so viel nutzloser Witz und bösartiger Hohn ausgegossen ward. Die beiden Wetterwolken waren sich plötzlich nahe gekommen — und entluden sich bei Jena und Auerstädt in einem entsetzlichen Gewitter.

Register.

A.

Aachen 285, 388, 469, 481.
Aalen 554, 555.
Aarburg 335.
Aargau 319, 329, 340, 341.
Abbatucci, General 389.
Abbéville 314.
„Abendstunden eines Einsiedlers" 343.
Abercromby, Ralph 215, 216.
Abruzzen 155, 189, 646.
Absolutismus 142.
Abukir 24, 215, 216, 571.
— Seeschlacht von 177, 197, 571.
Achmed 166, 170, 171.
Acqui 59.
Acton, Minister 151, 162, 166, 174, 177, 190—192.
Adda 93.
Addington 107, 362, 369, 370, 463.
Adel in Neapel 179.
— neuer, unter Napoleon 210, 437, 450, 669.
— polnischer 398.
— in Rußland 122, 145.
— schwedischer 142.
Adler statt der Fahnen 495.
Adressensturm 431, 433, 437.
Äbte, gefürstete 128.
Äbtissinnen, gefürstete 128.
Ägypten 21, 39, 48, 58, 74, 83, 84, 119, 194, 197, 214 ff., 228, 230, 359, 360, 362—365, 395, 516, 518.
Ägyptisches Institut 26.
d'Affry, Ludwig 341.
Afrika 574.
„Agamemnon" Alfieris 161.
Agentschaften, royalistische 395.
Agrain, Marquis 404.
Aibling 395.
Avignon 502.
Aix 285.
Ajaccio 285.
Akademie in Lucca 511.
— in Paris 513.
— in Frankreich 286.
Albanesen 151.
Albanien 684.
Albeck 555.
Albini 182, 687, 689.
Alciati, Graf 71.
Alfieri 161.
Aldenhoven 548.
Aldini 296.
d'Alembert 273.
Alessandria 37, 41, 52, 53, 55—57, 59, 62, 66, 186, 235, 358, 507, 717.
Alexander der Große 17, 39, 48, 421.
Alexander I. in der Verschwörung gegen seinen Vater 113—120.
— I., sein inneres Walten 120—123, 141—148.
— I. in der Entschädigungsfrage 125, 127 f., 133, 140, 316, 371.
— I. u. Friedr. Wilhelm III. 128 f., 677 f.
— I. und Napoleon 133, 316, 368, 371, 465, 501, 542, 629, 682—685.
— I. u. die Bourbonen 396, 398, 465.
— I. in der dritten Coalition 501, 514—520, 535, 542 ff., 578 ff., 603, 606, 610, 613, 615 f., 622, 626, 629, 631 f., 636, 647, 713.
— I. in der vierten Coalition 713—715.
— bei Austerlitz 613—629, 631, 723.
— I., Verschiedenes von, 131, 355, 550, 705.
— Großfürst 392.
Alexanders II. Mord 210.
Alexandrien 24, 57, 83, 84, 158, 215—217, 363, 365, 479.
Alkmaar 91.
Allerheiligen, Abtei 127.
Alopeus 543, 544.
Alquier 188, 575, 576, 645, 648.
Altamura 160, 164.
Altdorf bei Ettenheim 397.
— in Niederbayern 703.
— in Wirtemberg 634.
Altenheim 389
Altenmarkt 590, 598, 600.
Altesse impériale 449.
Altrussen 145.
Amalia, Prinzessin von Neapel 155, 649.
Amantea, Fort 656.
Amark 109.
Amberg 88, 548.
Ambleteuse 199, 584.
Ambrosius 507, 508.
Amerika 144.
Amiens 200, 299, 315, 361, 514, 522, 666.
Ammon, Oase des 48.
Amnestie 302, 341.
Amortisationscasse 2.
Ampfing 89.
Amsterdam 540, 590, 699.
Ancona 31, 66, 95, 186, 264, 279, 645, 646.
Andlau, Frau von 459.
Andlaw, Freiherr von 131.
d'André 313.
Andréossy, General 362.
Andria 157.
Andrieux 298.
Angoulême, Herzog von 392, 395 f., 399, 462.
— Herzogin von 396, 464.
Anhalt 123.
— -Lippe 709.
Annaberg 599.
Ansbach 128, 548, 551, 559, 639, 673—676, 678, 679, 708.
Antibes 58.
„Anticolonisten" 22.
Antillen 194, 222, 480.

Antoinette, Marie 182.
Anton, Erzherzog 124, 544.
Antonelli, Cardinal 502.
Antwerpen 369.
Aosta 49, 50.
Appellationshöfe 311.
Appenzell 319.
Apriga 94.
Apulien 155.
— Herzog von 166.
Aquila 158.
Arabas 289.
Arago 478.
Aragona, Fürst von 184.
Araktschejew 114.
Archive der Klöster 186.
Archontat in Neapel 161.
Arcole 582.
Arena 100, 101, 202, 206, 207, 208.
Arenberg 128, 691.
Arezzo 87.
Argamakow 116.
Argen 634, 642.
Argonnerwald 586.
Ariona 66.
Arlberg 593.
Armada Christiana 153.
Armee, bayerische 537.
— französische 523.
— preußische 674.
Armfeld 646.
Arras 200, 360, 481, 534.
Arrighi 697.
Artaud 484, 504.
Arthaux 222.
Artlenburg 371.
Artois, Graf 12, 209, 360, 372, 373, 376, 383, 384, 388, 392, 395, 396, 399, 400, 456, 463.
— Gräfin 402.
d'Assas 221.
Assignaten 286.
Asperg 43.
Astarabad 119.
Asti 55.
Astrachan 119.
„Atala" 272, 273.
Athalia, neue 575.
Atheismus 274.
Attentat auf Napoleon 208.
Attentate, 404 das Jahr der 372.
l'Aube, Fabre de 489.
Auersperg 123, 599.
Auerstädt 724.
Auffenberg 92, 93, 546, 592.
Augereau 88, 90. 270. 449. 542, 560, 587, 594, 595, 597, 673, 697, 709.
Augsburg 123, 127, 128, 545, 546, 586, 589, 617, 692, 704.
August von Sachsen 375.
Auguste von Bayern 634, 671, 687.
Aujezd 620, 621, 623, 625, 626.
Aumale, Herzog von 471.
Ausgrabungen Pius VII. 490.
Ausschuss der Drei in Neapel 161.
— Regierungs-, in Mailand 53.
— Vollziehungs-, in d. Schweiz 322.
Austerlitz, Schlacht bei 599, 613, 625—628, 632, 636, 638, 647, 657 f., 670, 677, 707, 723.
„Austerlitz-Blick" 658.
Auswanderer 3.
Auswanderung 383.
Autichamp 18.
Autodafé in Neapel 156.
Avellino 170.
Avignon 262, 285, 474, 475, 502.
Azara 366.
Azoren 194, 525.
Azzeretto 45.

B.

Babenhausen 44.
Bacher, Gebrüder 166, 167, 182, 690.
Bacchiglione 585.
Bacciochi, Elisa 275, 420, 425, 451, 452, 508, 510.
Bachmann 331.
Baden 122, 123, 126, 127, 129, 132, 144, 147, 329, 398, 481, 507, 515, 518, 523, 535, 541, 617, 633 bis 636, 638, 642, 689 bis 691, 693, 701.
— -Durlach 131.
Bagnara 150
Bagration 35, 580, 589, 590, 609, 610, 618, 620, 625, 628.
Baillet de Merlemont 555.
Bailleul 298.
Baillie 170, 171.
Bainale 44.
Baird, David 215, 216.
Bajä 649.
Balearische Inseln 684, 685.
Ball, Capitän 172.
Bamberg 123, 127, 722, 724.
Baraguay d'Hilliers 449.
Baranello, Herzog von 151.
Barbados 525.
Barbaresken 516.
Barbon 579.
Barcelona 79.
Bard 49, 51.
Bari 164.
Barletta 164, 586.
Barmherzige Brüder u. Schwestern 136.
Baronie, englische 570.
Barras 91.
Barrois, Oberst 413.
Barthélemy 308, 386.
Basel 33, 42. 123, 127, 319, 321, 326, 329, 340, 388.
Basilicata 155.
Bassano 596, 697.
Bastille, Einnahme der 86, 252.
Batavia 699.
Batavische Republik 97, 127, 189, 522.
Bath 658.
Bauern der Krondomänen 146.
Bauernkrieg 131.
Bayanne 493.
Bayern 40, 41, 77, 122—124, 127—129, 131, 134, 140, 334, 393, 481, 507, 515, 520, 523, 535, 538, 539, 545, 633—636, 638, 639, 642, 673, 681 689—693, 701, 709, 717, 724.
— Kurfürst von 562.
— Königreich 616, 642, 671.
— in Tirol 595, 597.
Bayreuth 123, 676, 709, 724.
Bazancourt 413.
Beatty 567.
Beauharnais, Familie 225, 429.
— Eugène 418, 420, 449, 452, 499, 501, 508.
— Stephanie 684.
Beaumont-sur-Eure 73.
Begnadigungsrecht 311.
Belair 233, 2 6
Belbeis 26.
Belgien 30. 97, 362, 386, 388, 390, 481, 515, 517, 521, 599, 617, 631.
Belgiojoso 56.
Belheim 387.
Bellecour-Platz 72, 297.
Bellegarde 88, 92—95, 582
Belliard 216.
Bellinzona 329.
Bellisomi 68.
Belloni, Giuseppe 156.

Bellowitz 619.
Belloy 266, 269, 315, 476, 513.
Belluno 697.
Bendinara 582.
Benedictbeuren 136, 137.
Benevent 157, 178, 279, 503, 697.
— Herzog von 697.
Benezech 17.
Bennfeld 400.
Bennigsen 115—118, 121, 141, 530.
Berbice 194, 195, 197.
Berchtesgaden 518, 642.
Berchtoldsgaden 123.
Berg 690, 691.
— Herzogthum 696, 708.
Bergamo 510.
Bergen 91.
Berkheim 404.
Berlier 211.
Berlin 39, 115, 119, 125, 349, 367, 384, 433, 464, 531, 543, 578, 617, 638, 640, 673, 675–677, 681, 705, 707, 709, 712, 713, 722.
Bern 91, 319, 324, 326, 329, 331, 333, 339—341, 354.
Bernadotte 449, 584, 543, 546, 587, 588, 598, 604. 616, 620, 625, 628, 632, 673, 697, 703, 704, 724.
Bernhard, der große Sanct- 49.
— der kleine Sanct- 49, 55.
Bernhardi, Theodor von 531.
Bernheim 387.
Bernier, Abbé 18, 247—250, 252, 253, 258, 260, 264 bis 267, 277, 488, 490.
Bernkopf 50.
Bernstorff 79, 190.
Berruyer 292.
Berry 373, 594, 599.
— Herzog von 392, 393, 424.
Berstheim 387.
Berthier 2, 15, 41, 52, 56, 72, 81, 203, 269. 412, 449. 471, 539, 560, 605, 690, 697, 703, 704.
Berthier, Esther 286
Berthollet 10.
Bertrand 588
Berwick 385.
Besançon 237, 285, 376.
Besborodko 392.
Bessarabien 641.
Besse Martial 287.
Bessières 449, 620, 697.
Beurnonville 76, 77, 372.
Beyme 673, 707, 711.
Bianchi, Oberst 554, 580.
Biasson 220, 221.
Biberach 44, 127, 595.
Biberstein von 131.
Bibliotheken der Klöster 136.
Biel, Ländchen 319.
Bielofelsky 115.
Bignon 1, 126, 129, 480, 651, 684, 685, 689, 705, 709, 711, 713.
Bigot de Préameneu 247, 292.
Bill of Rights 106.
Billon 229.
Bingen 386.
Bischöfe in Deutschland 138.
— in Frankreich 251.
Bisson 589.
Biville 373, 374.
Blankenburg 391.
Blackwood, Capitän 563.
Blasowitz 620, 624 f.
Blittersdorf, Wachtmeister 406.
Blondel 604.
Blücher 708.
Bobbio 56, 59.
Boccardi 53.
Bocchetta, Paß von 45.
Bodenbüchel 597.
Bodensee 40.
Bodenthal 387.
Bodmer 345.
Böcklin, Baronin 400.
Böhmen 40, 123, 124, 547, 603, 605, 609, 640, 716.
Böhmische Legion 88.
Bohlen 217.
Bohu 209.
Bojarenrath 145.
Bojer 538, 671.
Bollogne, Lieutenant 404.
Bologna 510, 575, 692, 645.
Bombay 215.
Bonaparte, Erzdieb 171.
— Elisa 275, 420, 451 f., 508, 510, 696.
— Eugen 486.
— Familie 318, 647.
— Familienzwiste im Hause 429, 487.
— Hieronymus 440, 513, 634, 651, 696.
— Joseph 10, 82, 96, 129, 252, 253, 299, 412. 420, 428, 440, 444, 449, 451, 486, 494, 499, 541, 590, 635, 637, 645, 646, 648 bis 651 f., 654, 684, 696 f.
— Joseph, König von Neapel 643.
— Karolina 429, 451 f., 495, 696.
Bonaparte, Lätitia 688, 696.
— Lucian 10, 102 f., 195, 196, 275, 298, 306, 420, 428, 440, 499, 511, 651, 696.
— Ludwig 263, 419 f., 428 f., 440, 444, 449, 451, 494, 499, 541, 651, 684, 696.
— Pauline 229, 289, 696.
Bonapartes Plan gegen England 201.
„Bonaparte der Schwarzen" 218.
Bonifacius, heiliger 139.
Bonndorf 132.
Bonnet 286.
Bonstetten, Karl von 349.
Bopfingen 555.
Bordeaux 91, 98, 236, 285, 587.
Borgo di Valsugana 596.
Borgoforte 66.
Bormida 45, 62.
Boisgelin 269.
Bossuet 16, 272, 461.
— seine Artikel 243.
— sein Katechismus 705.
Botta 54, 507.
Boudet 58, 60, 231.
Bouillon, Familie 72 f., 86.
Boulogne 194, 196, 199, 200, 369, 375, 431, 476, 480, 481, 520. 524, 534, 538, 541, 552, 562, 700, 717.
Bourbon, Louis Henri Joseph, Herzog von 381, 386 f., 388, 463, 470 f.
— Ludwig Anton Heinrich v. 381.
Bourbonen 3, 102, 248, 290, 302, 307, 313, 373, 375, 376, 381, 388, 394, 396, 398, 408, 413, 422, 430 bis 432, 434, 437, 438, 450, 453, 457, 459, 462, 469, 470, 513, 516, 519, 529, 546, 683.
Bourbon, Insel 225.
Bourges 285.
Bourgoing 77.
Bourmont 18. 19.
Bourrienne 10, 12—14, 17, 19, 23. 41, 48, 52, 54, 101, 102, 203, 204, 207, 212, 230, 288, 311—314, 378, 380, 423, 425, 452, 454, 455, 457, 458, 460, 466, 469, 476, 480, 493, 496, 497, 532, 722.
Bouvet de Lozier 454, 458.
Bozen 596, 597.

Brabano 189.
Bradi 680.
Brandenburg 123, 124, 129.
Braschi 151, 493.
Brasilien 81, 194.
Braunau 90, 538, 587, 588, 643, 672, 681, 708, 704, 717, 724.
Braunschweig, Herzog von 386, 583, 673, 677, 711, 713, 721.
— -Lüneburg 123.
— -Wolfenbüttel 123.
Bravi 156.
Bray 709.
Brèche 374.
Breda 218.
Bregenz 33, 37, 595.
Breisach 42.
— Alt- 97.
Breisgau 97, 129, 386, 518, 617, 634.
Breitinger 345.
Bremen 104, 128.
Brenner 591, 593, 594.
Brenta 598
Brentathal 94.
Brentingen 634.
Brescia 66.
Brescht-Litewski 580.
Breslau 375.
Brest 74, 84, 98, 150, 196, 201, 425, 479, 524—526, 568, 570.
Bretagne 17—19, 41, 200, 358, 388, 456.
Bretten 127.
Brigido 58.
Brindisi 164.
Brixen 128, 129, 593, 595, 634, 642.
Brody 632.
Bronte, Herzog von 177.
Brougham 662, 714.
Broussier 157.
Bruck an der Mur 395, 599.
Bruckmann 220.
Brünn 392, 606, 607, 611, 615, 620, 624, 632, 635, 637, 641, 678.
Brüssel 371, 388, 411, 721.
Bruix 449, 478, 480.
Brune 41, 84, 88, 90—92, 95, 186, 449, 541, 717.
Brunecl 592.
Brunet 283, 285.
Brutus 17.
„Bucentaure" 568.
Bucintoro 507.
Budberg, Freiherr von 685.
Budweiser Kreis 632.
Bühler, Staatsrath von 126, 128.
„Bürger", Titel 449.
Bürgerkrieg 21, 248.
Bürgerliches Gesetzbuch 291, 292, 299.
Bürgerverzeichnis 4.
Bürgerwehr in Neapel 649.
Bulag 26.
Bulgarien 641.
Buol, Baron 560.
Burban 377, 458.
Bureau d'esprit 511.
Burgau 634, 642.
Burgdorf 358, 354.
Burgerschaften in der Schweiz 328.
Burgund 48.
Burke 662.
Burkersdorf 604, 605.
Burkhardt 184.
Buffolengo 92.
Buxhöwden 580, 611, 621, 627.
Byzantinismus 449.
Bzizkerbach 619.

C.

Cabanis 7, 290.
Cacault 245—247, 252, 261, 280.
Cadibona 45.
Cadix 74, 177, 471, 479, 497, 524, 527, 529, 563, 569.
Cadore, Herzog von 139, 697.
Cadoudal, Georges 18, 19, 21, 203, 208, 209, 360, 372, 374, 375, 377, 380, 395, 400, 414, 450, 455, 457, 458, 469.
— Jean 458.
Cadoudals Tod 461.
Cäsar 17, 48, 102, 219, 308, 421, 430, 436, 510.
Caffarelli 238, 484, 485, 624.
Cagliari 88.
Cagliostro 242, 393.
Calabresen 162, 175, 178.
Calabrien 151, 152, 159, 192, 518, 648, 654, 656.
Calais 8.
Calder, Robert 526, 527.
Calderino 582.
Caldiero 577, 578, 581, 583, 584, 592, 598, 645.
Caldonazzo 94
Calmar 462.
Calonne 289, 384, 385.
Calpurnia 12.
Calvaria in Galizien 392.
Cambacérès 6, 10, 82, 198, 206, 278, 290, 291, 293, 294, 298, 302, 303, 305, 309, 311, 401, 412, 427, 432, 441, 445, 446, 448, 449, 467, 477, 490, 495, 499, 520, 521, 541, 672, 696, 697.
— Cardinal 485.
Cambioso, Sindaco 510.
Cambray 534.
Camillus 436.
Campbell, Commodore 150.
Campo Formio, Friede von 65, 66, 97, 255.
Campo Tenese 649.
Campredon 655.
Canäle 98.
Canning 663
Canone 403, 406.
Canton 144.
Cap der guten Hoffnung 194, 197, 962, 679, 683.
Cap Horn 144.
Capitulation von Trochtelfingen 555, 560.
Caprara, Cardinal 259, 260, 263—266, 276—278, 472, 474, 484, 491, 501, 502, 507.
— Commandeur 148.
Capri 652.
Capua 165, 169, 177, 576, 649.
Caracciolo 150, 153, 158, 165, 167, 172.
Carbon 202, 203, 206, 210.
Cardinals-Collegium 279.
Cardito, Fürst 519, 575.
Carnot 4, 41, 42, 44, 72, 73 f., 86, 101, 298, 306, 435, 437, 488.
Caron 458.
Carpentras 262, 474, 502.
Carlsfort 104.
Caselli, Pater 244, 247, 252, 255, 498.
Caserta 151, 160.
Cassano 86.
Cassationshof 6, 311, 444.
Casteggio 57.
Castel 76, 97.
Castelcicala 177.
Castelfranco 596.
Castel Nuovo 57, 167.
Castellamare 160, 168, 649.
Castello del Carmine 167.
Castelluccia 157.
Castiglione 510, 697.
Castricum 91.
Catanzaro 153, 154, 656.

Cataſter 2.
Cateau 550.
Catinat 421.
Cato 17.
Cattaro 97, 642, 684.
Cattaro-Frage 680 ff.
Caulaincourt 11, 401, 402, 404, 407, 408, 419, 420, 697.
Cayenne 8, 204, 289, 450.
Cenſoren in Neapel 161.
Cenſur Napoleons 281.
Centraliſation 642.
Centralklöſter 135
Centralſchulen 287.
Ceracchi 100, 202, 203, 207, 208.
Cerigo 151.
Ceriolo 60—62.
Ceſtari, Giuſeppe 161.
Ceva 45, 55, 66.
Ceylon 120, 194, 197, 521.
Chabot, General 19, 308.
Chaiſe de la 481.
Chamberlac 19, 60, 61.
Chambery 285, 384.
Chambré 404.
Champagny 130, 190, 312, 370, 466, 697.
Championnet 3, 144, 155, 156, 167.
Chantilly 381, 383, 387, 391, 470.
Chaptal 296.
Charette 31, 393.
Charkow 144.
Charlot, Oberſt 402 f., 406.
Charlotte, Prinzeſſin 406, 410.
Carthagena 74.
Chaſſeloup 92.
Chaſteler, Marquis 552, 602.
Chatham 201, 660, 663.
Châtillon 18, 50.
Chateaubriand 270—275, 424, 425, 511.
Chaveau-Lagarde 9, 207.
Chazal 298.
Chénier 7, 292, 293, 298.
Cherasco 55.
Chevalier 202, 207.
Chiaramonti 68—70.
Chiavenna 94.
Chiavico del Chriſto 583, 584.
Chieſa 66.
Chiuſa, Fort 616.
Choiſeul 316.
Chouans 19, 98, 202, 205, 206, 209, 368, 373, 374, 376.
Chriſtenthum nach Peſtalozzi 351.
Chriſtenthum und Revolution 241.
Chriſtina, Prinzeſſin v. Neapel 155, 649.
Chriſtophe 224, 231, 284 bis 286.
„Chriſtoph und Elſe" 351.
Chur 34, 37, 93, 123.
Chwoſtow 36.
Ciccone, Abbate 156.
Cicero 17.
Cilento 155.
Cincinnatus 486.
Cirillo 180.
Ciruſlo 463.
Ciſalpiniſche Republik 67, 76, 88, 96, 97, 189, 296, 315.
Citoyen 284, 449.
Civilconſtitution des Clerus 251, 257, 258, 261, 688.
Civilliſte 440.
Civitavecchia 169, 177, 184.
Civitella del Tronto 177, 649, 655.
Claparède 620.
Clarke 87, 607, 684, 697.
Claudia, Erzherzogin 594.
Clauſen 596.
Clavière 458.
Clemens XIV., Papſt 69.
Clement 44.
Clementine, Erzherzogin 155, 182.
Clermont-Gallerande 313.
Clerus in Rußland 122, 145.
Clervaux 231.
Cleve 639, 674—676, 678, 679, 691.
Closrivière 210.
Clubs in Neapel 161.
Clugny 131.
Coalition, die erſte 140, 385.
— die zweite 21, 39 392.
— die dritte 514 ff, 519, 520, 541, 576.
Cobenzl 85 f., 95 f., 129, 140, 246, 250, 252 254, 255, 258, 259, 370, 424, 433, 451, 466, 481, 522, 580, 548, 559, 606, 630.
Cocarde, dreifarbige 19.
Code civil 292, 293, 295, 431, 435.
— Napoléon 511.
Codroipo 585.
Coisnon 231, 282.
Col di San Zeno 94.
— di Scofera 46.
Colbert, Miniſter 2.
— Obriſt 368.
Collegio felice 511.
Colletta 173, 174, 181, 649.
Collingwood 526, 565—567, 569, 652.
Colloredo 545, 584, 601, 630.
Colognola 581—588.
Colonien 515.
„Coloniſten" 22.
Colonna 151.
Columbus, Chriſtoph 318.
Commission sénatoriale de la liberté individuelle 443.
— sénatoriale de la liberté de la presse 443.
Commune zu Paris 210.
Conchiery 458.
Conclave in Venedig 67.
Concordat Napoleons 240, 290, 292, 299 – 301, 450, 473, 489.
— für Italien 279. 474.
Condé, der große 16 f., 383, 421.
— Ludwig Joſeph, „der alte", Haupt der Emigranten 88, 383 f., 336, 388 f., 391 bis 396, 405, 412, 426, 463.
— Ludwig Heinrich Joſeph, Herzog von Bourbon 381, 386—388, 463, 470 f.
— Prinzeſſin Louiſe von 393, 470.
— Familie 407, 470.
Condillacs 80.
Condorcet 278.
Conegliano 697.
Conforti, Franz 180.
Congreſs in Amiens 197.
— in Raſtatt 182.
Coni 45. 59, 66.
Connetable 441, 442.
Conſalvi 67 ff., 70. 71, 245 bis 249, 251, 252, 254 bis 259, 263, 265, 266, 276, 279, 281, 283, 473—475, 484, 485, 502, 505, 506, 513.
Conſilio in Neapel 161.
Conſiſtorial-Kirche 285.
Conſiſtorium 285.
Conſtant, Benjamin 7, 8, 292, 298.
Conſtantin, Großfürſt 114, 146, 611, 624, 625, 710, 718.
Conſtantinopel 517, 681.
Conſtanz 123, 127, 390, 634, 685.
Conſtitution, Nutzen einer 119.
Conſtitutionelle Biſchöfe 257 ff., 264 ff., 266, 276, 473.

Constitutionelle Monarchie 499.
Constitutionelle Pfarrer 276 ff.
Consul, erster 6.
Consulargarde 60.
Consulta, italienische 499.
— in Mailand 53.
— in Paris 336.
Continentalsperre 364, 367, 370, 676.
Convent 241, 286, 293, 434.
Convention von Alkmaar 91.
— von Artlenburg 371.
— von Genua 53.
— von Suhlingen 370.
Cordeliers 91.
Corfu 151, 154, 164, 516, 530, 647.
Corigliano 159.
Cornwallis 199, 299, 300, 479, 528.
Corporations-Acte 106.
Corps législatif 443.
Corsica 479, 688.
Corunna 527.
Corvey 123, 127, 709.
Corvetto, Luigi 510.
Coscia 165.
Cosenza 154.
Cosmao 569.
Cosoleni 581.
Costaire 378.
Costaz 292.
Coster-Saint, Victor 458.
Cotrone 154, 159.
Coupe-à-Pintade 235.
Courtois 293.
Craig 645, 647.
Cremona 56.
Crête-au-Pierrot, Fort 233.
Cretet 247, 252, 253.
Cromwell 13, 102, 372.
Crosne 6, 290.
Crusca 511.
Culanius 589.
Cultfreiheit 4.
Cuneo 44.
— Abt 53.
Curaçao 699, 700.
Curée 434, 435, 436.
Custine 386, 387.
Czartoryski, Adam Georg 141, 142, 143, 145, 514, 544, 615, 629, 677, 635.
Czeitsch 627.
Czernitschew 626.

D.

Dachau 546.
Dänemark 77—79, 96, 103 bis 105, 108, 122, 123, 147, 190, 367.
Dänen 104.
Dahomey 239.
Dalberg 123, 137, 468, 481, 495, 686—689, 691, 695, 702.
Dalmatien 97, 151, 633, 642, 680, 681, 684, 697, 717.
Damas, General 186, 645, 649.
Damiani, Felix 178.
Damiette 23, 26, 216.
Dampfmaschine 200, 369.
Dampierre 17.
Danebrog 110.
Danilewsky 631, 632.
Danton 91, 428.
Datry 458.
Darmstadt 123, 127, 701, 712.
Daru 529, 534.
Daubenton 288.
Daunou 7, 292, 294, 298.
Dauphin, Fort 231.
Dautencourt 411, 413, 415.
David, Abbé 458.
— Maler 50.
Davoust 21, 25, 92, 200, 449, 534, 545, 546, 587, 590, 598, 605, 616, 619 bis 622, 625, 628, 632, 673, 708.
Debar 209.
Decadi 99.
Decaen 89, 358, 525.
Decker 349.
Decrès, Admiral 370, 449, 478, 479, 528, 563, 573.
Deisten 242.
Dejean 534.
Delmas 43, 270.
Delta 26.
Demarcationslinie 543.
Demerary 194, 195, 197.
Demerville 101, 207.
Demosthenes 17.
Denand 458.
Denkwürdigkeiten Consalvis 474.
— Marmonts 51, 91, 609.
„— des Generals Toll“ 626.
Denon 126.
Deroy, General 538, 597.
Dershaven 142.
Desaix 21, 23—25, 57, 58, 60, 61—63, 86.
Desmarest 378.
Desmeuniers 386.
Desmoulins, Camille 8.
Despotismus 142.
— gemildert durch den Meuchelmord 121.
Desolles 42.
Dessalines 224, 227, 231, 233, 235, 236, 369.
Dettweiler 387.
Deutsche Ansiedler in Rußland 144.
Deutscher Fürsten Abfall 535.
Deutschland 29, 95, 96, 128, 133, 361, 362, 500, 515, 517, 686, 718.
„Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ 703.
Deutschmeister 601.
Deutschorden 123, 642.
Déville 458.
D'Hozier 375.
Diamant, Fort 46.
Dictatur 299, 314, 436, 453.
Diderot 145, 278.
Diebitsch 115.
Diefsbach 329.
Dietrichstein, Familie 123.
— Moriz 532.
Dijon 39, 48, 88, 91, 237, 285.
Diöcesen in Frankreich 244, 261, 283, 285.
Directorium 2, 4, 82, 224, 241, 507, 379, 434, 454.
— der Schweiz 319, 321 f.
Doctorow 580, 626.
Dolder 322, 325, 330.
Dolgoruki 544.
Dolgorukow, Fürst 614, 615, 631, 638.
Dolomieu 188.
Dom Gerle 387.
Domingo 81, 218 ff., 225, 226, 228—230, 234, 240, 300, 366, 369, 515, 526, 540.
Dommage, General 236.
Donaueschingen 33, 40.
Donauflottille Napoleons 603, 604.
Donauwörth 544—546, 552.
Don Garcia 225.
Doria, Andrea 510.
— Joseph, Cardinal 259, 502.
— Palazzo 510.
Dornbirn 595.
Dorpat 144, 145.
Dorset, Herzog von 366.
Dortmund 127, 709.
Douay 534.
Drake 376, 422, 432, 466, 646.

Dreier-Ausschuss 161.
Dreikammersystem 4.
Dresden 466, 705, 709.
Dubno 392.
Dubois 305.
Dubuisson 458.
Duclos 278.
Ducorps, Louis 458.
— Noël 458.
Ducos, Roger 6.
Dugommier 17.
Duhesmes 155, 156, 581, 582.
Duhr, S. J. 491.
Dumanoir 568, 570.
Dumas, Mathieu 93, 211, 650.
Dumonceau 700.
Dumouriez 386, 400—402, 404, 411, 468.
Dünkirchen 362, 383.
Dürrenstein 604, 613.
Düsseldorf 97, 708.
Dukla 632.
Dundas 106.
Duphot 230.
Dupont 87, 92, 550, 555, 586 f., 608.
Dupuis 273, 291.
Duquai-Trouin 17.
Durand, Banquier 126.
Durazzo, Girolamo 509.
Duroc 11, 39, 48, 76, 82, 314, 367, 451, 523, 543, 620, 639, 697, 698.
Duveyrier 7, 8.
Dwarozina 620.

E.

Ebersberger Forst 89.
Edelsheim 401, 402, 404, 468, 469.
Edgeworth 464.
Eger 557.
Ehingen 43, 552, 554, 595, 634.
Ehrenbreitstein 76, 97.
Ehrenfried, Bischof 131.
Ehrenlegion 210, 213, 291, 299, 310, 379, 441, 469, 470, 476, 477, 546, 601, 638, 688.
Eichsfeld 127.
Eichstädt 128, 127, 129, 131, 617.
Eichstätt, Fürstenthum 684.
Eid des Hasses 3.
— des Kaisers 442.
— des Nachfolgers 310.
— des Regenten 443.
Eidleister 241, 264, 301.
Eidweigerer 3, 99, 241, 262.
Einkammersystem 4.
Einsiedeln 390.
Eisenerz 601.
El-Arisch, Vertrag in 24 ff., 57, 105, 214.
El-Azahr 26.
Elba 97, 188, 197, 311, 470, 519.
Elchingen, Herzog von 553, 555, 560, 562, 708.
Elden 127.
Elgin Lord 214.
El-Hanka 216.
Elimination der Gegner 298.
Elisa 420.
Elisabeth, Kaiserin von Russland 114, 146.
Elisabeth, Madame 405.
Elliot, Commodore 647.
Ellwangen 123, 127.
Elsass 144, 387—389, 400, 535.
Elsnitz, General 54, 55, 58.
Elten 719.
Emeram 123.
Emigranten 14, 40, 73, 76, 88, 99, 100, 300 ff., 311, 316, 376, 384—386, 388 bis 390, 395, 408, 411, 412, 426, 432, 466, 468, 516.
Emigranten, Güter der 301
Emigrantenlisten 18, 450.
Emigrantenliste, neue 100.
„Emil" 345, 350.
Encyklopädisten 278.
Engadin 94.
Engen 43.
Enghien, Herzog v. 381, 384 bis 396, 398—402, 404, 406, 407, 410, 413, 417, 418, 424, 425, 427, 431, 448, 450, 455, 459, 462, 463, 465, 467, 468, 470, 473, 508, 713.
England 17, 24, 30, 39, 40, 44, 54, 70, 78, 82—84, 95, 96, 103, 104, 108, 115, 121, 122, 128, 141, 147, 166 ff., 170, 188, 194, 199, 202, 214, 223, 289, 291, 333, 358, 359, 365, 389, 392, 395, 396, 432, 463, 476, 496, 509, 514—516, 519—521, 530, 539, 542, 562, 574 bis 576, 579, 633, 635, 640, 673, 677, 678, 681, 682, 685, 705, 714, 718.
Englische Fräulein 136.
Ems 90, 588.
Ennery, Landgut 233, 235, 236.
Entraigues 646.
Entschädigungsfrage 124 f.
Eperies 682.
Ephorat in Neapel 161.
Erbherren 146.
Erdbeben von 1783 192.
— von 1805 576.
Erfurt 127, 713.
Erlach 331.
Erlangen 703, 704.
Erskine 660, 714.
„Erster Grenadier Frankreichs" 72.
Erzkanzler 128, 441, 442, 444, 449.
Erzschatzmeister 441, 442.
Erzstaatskanzler 441, 442, 452.
Eschenau 557.
Esvagne 581.
Essen, Generallieutenant 612, 624.
— 127, 530, 708, 719.
Essequibo 194, 195, 197.
Esslingen 127.
Esthland 146.
Esterhazy, Fürstin 548.
Etaples 199, 200.
Etrurien 81, 96, 127, 295, 300, 317, 364, 371, 428, 506, 507, 511, 515.
Etsch 88, 92—96.
Ettal, Kloster 136.
Ettenbach 397.
Ettenheim 385, 387, 389, 396, 397, 398, 400—404, 406, 411, 464, 467, 470.
Ettenheimmünster 127, 397.
Ettlingen 511.
Etto, Bischof 397.
Eugen, Prinz 17, 421.
— von Wirtemberg, Prinz 114, 115.
Eugène Beauharnais 452, 634, 647, 671, 686, 696, 717.
Eupatoria 143.
Evan 458.
Exarchat 503.
Excellmanns 546.
Eymar Abbé 404.

F.

Fabius 436.
Fabre d'Aude 434.
Falkenstein 97.
Favorita 167.
Favras, Marquis de 10.
Faypoult 157.

Feder, Mäkler 126.
Federici 165, 180.
Feldkirch 93, 597.
Feltre 697.
Fénélon 382.
Ferah 119.
Ferdinand, der Katholische 179.
— Erzherzog 544, 546, 547, 553, 554, 556, 559, 560, 580, 586, 587, 595, 596, 608, 613, 685.
— III., Großherzog von Toscana (von Salzburg) 66, 124, 642, 682, 724.
— von Österreich-Este, Erzherzog 531.
— IV. von Sicilien 683, 684.
— IV. von Neapel 150, 151, 166, 168, 175, 179, 182, 184, 185, 190, 193, 644, 648, 649, 652.
— VII. von Spanien 80.
Feretti, Comthur de 481.
Ferraut, General 369.
Ferrara 66, 95, 96, 510.
Ferri 167, 182.
Ferrol 74, 201, 479, 480, 524—527.
Ferſen 646.
Feſch, Cardinal 424, 473 bis 475, 483—485, 491, 502, 517, 645, 648, 687.
Feſt des 21. Januar abgeſchafft 3.
Feudalherrſchaft 294.
Feudalität unter Napoleon 669.
Feudallaſten in der Schweiz 331.
Feudalordnung 211.
Feudalrechte 692.
Fichte 349, 355.
Filo, Graf 160.
Finanzweſen unter Napoleon 2, 98, 672.
Finiſterre, Cap 526—527.
Finkenſtein 687, 715.
Fiorentino Nicola 180.
Fiſcher 384, 342.
Flachslanden, Prior 148, 384.
Fléchier 16.
Fleurus, Schlacht bei 33, 230
Florenz 58, 84, 186—188, 217, 480, 485, 506, 649.
Florida 218.
Flotte, engliſche 169, 362, 519, 524, 652.
— franzöſiſche 74, 150, 218, 475, 526, 563, 645.
— franzöſiſch-ſpaniſche 150, 164, 177, 563.
Flotte, holländiſche 91.
— von Neapel 150, 192.
— ruſſiſche 151.
Föderaliſten in der Schweiz 322, 328, 330, 336.
Foligno 188.
Fonſeca Eleonora 161, 164.
Fontaine 282.
Fontainebleau 485, 506, 520.
Fontanes 15, 86, 102, 273, 275, 318, 368, 420, 422, 425, 431, 488, 511.
Fontanet, Schlacht von 619.
Fontanone 60.
Fontanonebach 62.
Foote, Capitän 164—166, 168—171, 178.
Forfait 2.
Fort Louis 387.
Forum zu Rom 490.
Foſſa Maëſtra 66, 76.
Fouché 2, 101, 102, 121, 204, 206, 207, 209, 228, 242, 303, 307, 312, 313, 336. 401, 426, 431, 441, 450, 455, 462, 466, 469, 470.
Fourcroy 287.
Fouqué 712.
Fournier 27.
Fox 105, 362. 370, 659 bis 661, 663, 664—666, 676, 679, 680, 683—685, 714.
Franceschi 47.
Franche-Comté 530.
Franciscaner 134, 135.
François von Neufchateau 438, 491.
Fra Diavolo 155, 165, 648, 652, 657.
Franiſpitz 611.
Franken 123.
Frankenmarkt 90.
Frankfurt 128, 534, 673, 691, 692, 709.
Franklin 15.
Frankreich 78, 97. 103, 105, 129, 137, 141, 194, 319, 365 Sieh Napoleon.
Franz II. deutſcher Kaiſer 97.
— I., Kaiſer von Öſterreich 132, 465 f., 695.
— II. und Napoleon 17, 27, 30. 64 f., 606 f., 627 ff., 631.
— II. und die Emigranten 386, 392.
— II. und Säculariſation 125 f., 139.
— II. im zweiten Coalitionskrieg 27 ff., 32, 34 f., 38, 64 f., 75, 78, 83—85, 96.
Franz II. i. dritten Coalitionskrieg 370, 501, 514 ff., 535, 544, 580, 588, 591, 606, 612 ff., 635 f., 641.
— II. (I.) und der Rheinbund 687, 693 ff.,
— entſagt der deutſchen Kaiſerwürde 695.
— II. baut die Splügenſtraße 93.
— II. (I.) bei Auſterlitz 612 ff., 622.
— II. im Falle Enghien 465 f.
— II., Verſchiedenes von 544, 548, 607.
Franz, Herzog von Calabrien, Kronprinz von Neapel 150, 182, 648, 649, 651.
Frauen in der Revolution 241.
Frauenalb 127.
Frauenberg 557.
Frauenfeld 390.
Frauenthor 558.
Frégeville, General 655.
Freiburg 42, 43, 130, 319, 329, 339, 340, 341, 383, 400, 466, 545.
„Freiheit von Savanna" 219.
Freiſing, Dom zu 137.
Freiſingen 123, 127.
Fréron 229.
Freudenſtadt 545.
Friant 620, 621, 625.
Friaul 55, 215, 540, 642, 697.
Frickthal 97.
Friede zu Amiens 194 ff, 218, 240, 264, 300. 302, 308, 360, 363, 364, 436, 467, 522.
— zu Baſel 228. 388, 690.
— von Campo Formio 75, 314, 451.
— zu Florenz 183, 189.
— von Lunéville 95. 103, 123, 124, 186, 318, 328, 331.
— zu Montfaucon 18, 195.
— zu Preßburg 641, 682, 658, 667, 679, 690, 694, 708.
— zwiſchen Paul I. und Napoleon 77.
Friedensfeſt in Paris 199, 260.
Friedensfürſt 371.
Friedensvertrag von Tolentino 68.
Friedrich II. 17, 87, 140, 421, 538, 542, 579, 689, 711, 718.
— II. Heer 713.

Friedrich II. von Wirtemberg 542, 671.
— von Dänemark 108, 111.
— Wilhelm I. 579.
— — II. 712.
— — III. und die dritte Coalition 517 ff., 520, 521, 543, 579, 637—640.
— — in der vierten Coalition 707 ff., 711 f., 715, 717.
— — und Gustav IV. 685, 708.
— — und die Katholiken 138 f.
— — und Napoleon 140, 433, 579.
— — und Hannover 104, 115, 122 f., 867 f., 870, 520, 523, 543 f., 579, 639, 673 ff 688.
— — IV. 712.
Frierenberger, Major 625.
Friesland 698.
Frimont, General 61, 581, 584, 585.
Fririon 402, 404, 405.
Frisching 326.
Fröhlich, General 184.
Frotté 18, 19, 395.
Fuchs, Staatsrath 36.
Fulda 123, 127, 709.
Fulton 200, 369.
Fürsten, deutsche 124, 125, 127 ff., 139, 465.
Fürstencollegien 139.
Fürstenberg 123, 389.
Fürstenfeld, Kloster 136.
— in Steiermark 599, 601, 602.
Fürstprimas 691, 702.
Füssli 348.

G.

Gaëta 165, 169, 177, 576, 644, 649, 655, 697.
Gagarin 114.
Gaillard Raoul 377, 458, 460.
Galilei 507.
Galizien 632.
Gallais 458.
Gallicanismus 243, 261, 301.
Gallicanische Kirche 241, 251, 266, 282, 284.
Gallispana 150, 163, 177.
Gallo Marchese del 189, 424, 469, 575, 645, 650.
Gaming 598.
Gantheaume, Admiral 74, 217, 478—480, 525, 527, 528, 558, 573.
Gaon-Guinou 218.
Garat 290.
Garcia, Don 222.
Gardanne 19, 60, 581, 582, 655.
Garfagnana 511.
Garigliano 165, 645.
Garnier 184.
Gaudin 2, 697.
Gavi 45, 59.
Gaya 628.
Gazan 603, 604.
Gefängnisse in Frankreich 283.
Geiselngesetz 2, 3.
Geislingen 554.
„Geist des Christenthums" 271, 272, 274.
Geistliche Fürsten 123, 129.
Geistlichen, Kleidung der 284.
Geistliche, russische 145.
Gemeinen, Haus der 201.
Genf 48, 285, 319.
Gengenbach 127.
„Génie du christianisme" 271, 275.
Genlis, Frau von 313.
Genola 44.
Genovefenkirche 74.
Genua 37, 40, 41, 44—47, 50, 52—54, 56—59, 66, 88, 186, 317, 384, 479, 508—510, 514, 520, 533, 540, 616, 617.
Gentz 692, 719, 720.
Georg III. 27, 28, 35, 105, 107, 118, 122, 199, 360, 365, 367, 371, 396, 400, 463, 496—498, 579, 660, 664, 674, 688.
Gera 723.
Gerbert, Baumeister 132.
Gerdil, Cardinal 68.
Gerichtshof, höchster 444.
Gerichtsverfahren in Neapel 179.
Gesandtenmord 322.
Gesetzgebender Körper 4, 6 bis 8, 204, 206, 210, 257, 275, 290, 291, 295, 298, 300, 303, 365, 368, 443, 446, 449, 488, 495, 539.
Gessners Grabmal 390.
Ghislieri Marchese 680.
Gibraltar 177, 516, 526, 569.
Ginguené 7, 293, 298.
Girardin 7.
Girardon 165.
Girondisten 8.
Girzikowitz 619, 620, 624.
Giso 397.
Giulay 554, 561, 603, 607, 635—637.
Glarus 319.
Glockengeläute 284.
Glurns 94, 596.
Gmünd 555.
Göding 627, 628.
Göllerbach 610.
Görz 586.
Goethe 712.
Göttingen 370, 534 681.
Godoy 80, 195, 196, 372 648.
Goldbach 619.
Golowkin 589.
Goltz 678.
Gombione 582.
Gonaïves, Festung 222, 233.
Gorani 192.
Goslar 127.
Gottesheim, General 56, 57.
Gotthardt 34.
Gouvion Saint-Cyr 449, 575.
Gower 519.
Grafenhausen 404.
Graffen, Oberst 589.
Gragnon-Lacoste 228.
Grandchamp 19.
Grand électeur 5, 441.
Grand juge 311.
Granikus 48.
Graubündten 84 93, 319, 325, 329, 340, 341, 515, 681.
Graubündtner-Armee 91.
Gravina 74, 497, 525, 527, 564, 568.
Graz 396, 411 598, 599, 601, 602, 632.
Grégorie, Abbé 292, 241.
Gregor VII. 482.
Grenier 89, 549.
Grenville 28, 30, 106, 107, 362, 658, 660.
Grey 105, 660.
Griechen 214.
Grodno 530.
Großadmiral 441, 442.
Großbritannien 523.
Großer St. Bernhard 47.
Großfeldherr 449.
Großherzoge 691.
Großofficiere des Reiches 442, 444, 446.
Großrichter 311.
Großwahlherr 294, 441, 449.
Großwürdenträger 444, 446, 490, 494, 500.
Grouchy 602.
Grund, Weiler 610.
Grünne 90.
Grünstein, Baron 400—405.
Guadeloupe 197, 228.
Gualtieri 159.

Guernsey 516.
Guidal 19.
Guidobaldi Josef 178, 180.
Guildhall 572.
Guilhermy 374.
Guinguené 274.
Guise, Herzogin von 12.
Guiton 413.
Gulliver 422.
Gundersdorf 611.
Gunzenhausen 556.
Günzburg 546, 550, 554.
Gustav Adolf 366.
— IV. von Schweden 79, 109, 119, 130, 131, 366, 396, 399, 402, 406, 417, 463, 520, 685, 708.
Guyana 480.
Gymnasien 145.

H.

Haag 702.
Haas, Franz 602.
Habsburg, Haus 131, 322.
Haddick 55, 58, 60, 62.
Hagenau 387, 542.
Haiti 232.
Hall 127.
Hallein 598.
Haller, Banquier 329.
Halsbandgeschichte 398.
Hamburg 77, 104, 123, 128, 540, 689, 705, 714.
Hameln 534, 579, 640.
Hamilton Emma 173, 174, 177, 192, 563, 567, 571.
— Sir William 158, 171, 174, 176, 180.
Handel, russischer 143.
Hannibal 17, 384.
Hannover, Kurfürstenthum 104, 115, 122, 123, 200, 361, 362, 367, 370, 519, 520, 523, 530, 534, 543, 544, 579, 617, 639, 673, 675—679, 683, 707, 708, 712, 714, 718.
— Stadt 534.
Hansastädte 674, 684, 710, 718.
Hardenberg 544, 567, 572, 579, 636, 637, 673, 678, 679, 707, 708, 711.
Harrel 101, 208, 407, 410, 413, 416, 417, 423.
Harrowby 579, 658, 678, 707.
Haslach 550, 599.
Hassel 703.
Hastenbeck 383.
Hastings 374.
Hatzfeld 123.
Haugwitz 76, 77, 104, 438, 464, 507, 517, 544, 579, 617, 618, 635—641, 673 bis 677, 707—709, 711, 715, 716, 718, 719, 721.
Haus Jakob 192.
Hawkesburg 107, 194, 195, 197, 198, 362, 463, 466, 660.
Haydn 202.
Hédouville 17, 18, 223, 465, 511.
Heer 131.
— das österreichische 530.
Heidelberg 127.
Heidenheim 552, 553, 555.
Heilbronn 127.
Heinrich IV. 382, 420—422.
— VIII. 243, 254.
— Prinz 711
Heitersheim 123
Helcelet, Dr. Ctibor 619.
Helena, Schwester Alexander I. 125.
— St., Insel 467, 529.
Helfert, Freiherr von, Geheimrath 149, 173, 178, 183, 193, 572, 645.
Heliopolis, Sieg bei 21, 25, 214, 216.
Helsingborg 109, 521.
Helvetische Republik 97, 319, 320, 352, 522.
Helvetius 273.
Hémart 457, 458.
Hennebon 19.
Herat 119.
Herbrechtingen 552, 555.
Herfort, Marquis von 679.
Herkules von Modena 129.
Hermely 374.
Herostratus 664.
Herrgott 131.
Herspitz 620.
Hervé 458.
Hessen 523, 584, 709, 713, 717.
Hessen-Darmstadt 126, 481, 542, 690, 691, 694.
Hessen-Homburg 481.
Hessen-Kassel 123, 124, 126, 129.
Hessen, Kurfürst von 686.
Hessen-Philippsthal, Prinz 655.
Hessen, Prinz von 656.
Hester, Lady 659, 661.
Heubach 127.
Heudelet 621.
Heudorf 43.
Hildesheim 123, 127.
Hiller 88, 584, 592—595.
Hillinger 584.
Hisay 458.
Hoch- und Deutschmeister 124.
Hochberg, Gräfin 634.
Hochfeld, Gräfin 548.
Hochstädt 72.
Hodiegitz 620, 626, 627.
Hofer Andreas 592.
Hofkriegsrath, Wiener 36, 588, 591.
Hohenberg 634.
Hohenembs 88 595, 634, 642.
Hohenlinden, Schlacht bei 85, 88 f., 95, 103, 186, 290, 291, 395, 452, 471, 549, 550, 593, 616.
Hohenlohe 123, 557, 616.
Hohentwiel 43.
Hohenwart, Graf 349.
Hohenzollern 45 52, 54, 59, 123, 555—557.
Hohenzollern-Hechingen 691.
Holischau 632.
Holitsch 627, 628, 641, 647.
Hollabrunn 609, 613, 618, 638.
Holland 29 91, 105, 124, 126, 127, 140, 194, 200, 328, 361, 362 367, 371, 388 480, 500, 515, 519, 521, 522, 530, 544, 579, 617, 640, 679, 684, 689, 696—698, 700.
— Lord 105, 308.
Holländertief 109.
Höllenmaschine 202, 299.
Höllenthal 42, 43, 545.
Hollubetz 625.
Holstein 111, 123.
Hompesch 300.
Horatia Nelson 567, 571, 572.
Hormayr 531.
Hortense Bonaparte 10, 12, 263, 366, 419, 423, 429, 460, 487, 698, 699, 702.
Hosenbandorden 664.
Hotze, General 344.
Howitt 660.
Hoym 465.
d'Hozier Charles 458, 460, 461.
Hüffer 719.
Hulin 409, 410, 413—415.
Hulot 379.
Humanität 143, 145.
Humboldt, Wilhelm v. 139.
Hunders Mistreß 572.
Hüningen 587, 594.
Hutchinson 216, 217.
Hütteldorf 561.
Huy 386.

J.

Jakob II. 102.
Jakobiner 161, 204, 206, 294, 372, 375, 408, 419, 422, 430, 450, 451, 478, 506, 664.
— in Neapel 167, 169.
Jacobinismus 53.
Jamaika 240, 369, 525, 529.
Janseniſten 266, 285.
Japan 144.
Jaques, Secretär 402, 403, 405.
Jaſchwil, Fürſt 117.
Ideologen 290.
Jean-François Marone 220, 221.
Jeannot 220, 221.
Jellacic 550, 552, 590, 592 bis 595.
Jemappes 548.
Jena 724.
Jeremie 223.
Jérôme 724.
Jeriey 516.
Jeſuiten 219, 219.
Jetzelsdorf 609, 610.
Jezabel 575.
Iglau 616, 632, 636.
Iller 44.
Illerdiſſen 389
Illuminaten 134, 135, 851, 535.
Imola 68.
Imperial-Parlament 105.
Inder 217.
Indien 104, 119, 120, 194, 197, 215, 218, 500, 574.
Indus 119.
Ingolſtadt 83, 85, 135, 533, 544, 545, 546, 609.
Inn 538, 588.
Innsbruck 396, 592—595, 597.
Invalidenkirche 15, 86, 476.
Jockrim 387.
Johann, Erzherzog 84, 85, 88, 530, 549, 580, 582, 591 bis 594, 601, 714.
Johanniter-Orden 123, 195, 197, 371.
Joniſche Inſeln 24, 122, 515, 516, 680, 684.
Jordan, Camille 306.
Joſeph II. Kaiſer 84, 191, 259, 349, 547.
— Palatin 88, 628, 641, 647.
— König 656.
Joſefine, Kaiſerin 10, 12, 17, 225, 228, 236, 263, 303, 306, 366, 379. 407—409, 412, 418, 420. 423, 428, 429, 431, 448. 450, 459, 460, 474, 481, 486, 487, 491, 494. 508, 541. 671, 696, 7 6.
Joubert 17.
Jouberthon 420, 428 440.
Jourdan 3, 67. 292, 390, 449.
„Journal des Débats“ 15.
„Journal de Francfort“ 685.
Jour Feſtung 237, 239.
Joyaut 374, 377, 458.
Iriſche Katholiken 106.
Irland 108 201, 479, 525, 526 529.
Iſchia 158.
Iſchl 598.
Iſelin 349.
Iſenburg 481.
Iſenburg-Birſtein 691.
Iſernia 576.
Iſeo-See 94.
Iſle de France 525, 529.
Iſny 560.
Iſonzo 586.
Iſſus 48.
Iſtrien 97, 632, 633, 642, 684, 697.
Italien 29, 30. 66 76, 81, 88. 95, 103, 295, 298, 315, 362 383, 500 515, 517—519 521 574, 633, 674, 689, 696, 717.
Italien, Königreich 499, 506, 616, 636, 642.
— unabhängiges 515.
Italieniſcher Bund 515.
Italieniſche Republik 127, 262, 279, 295, 300, 315, 358, 361, 522.
Italieniſches Wappen 505.
Juden 136.
Judenburg 601.
Jülich 481.
Jungingen 550.
Junot 229, 449.
Jus de non appellando 182.
Jütland 111.
Ivrea 49, 51.

K.

Kärnten 540, 632.
Kairo 26, 63, 71, 216.
Kaiſerkrönung 472.
Kaiſerſtuhl 389.
Kaiſerthum, deutſches 124, 438, 543, 694.
Kaiſerthums, Ende des römiſch-deutſchen 694.
— engliſches 433.
— in Frankreich 428 ff., 481.
— öſterreichiſches 433, 481.
— des Weſtens 683, 689.
Kalender, alter 99.
— republikaniſcher 227.
Kamenzky II., Graf 623.
Kamlach 389.
Kamtſchatka 144.
Kandarah 119.
Kandern 42.
Kappel 401, 408, 404.
Kapuziner 134, 135.
Karl Borromäus 507.
— Emanuel IV. 32. 33 76
— Erzherzog, im Kriege 1799 bis 1800 35, 38, 40, 88, 95, 393—395.
— — im Kriege 1805 530 f. 533, 538, 558, 574, 577, 580, 582, 586, 590, 593 bis 596, 601, 605, 609, 612 f., 615, 633, 641, 645.
— — Verſchiedenes von 40, 85. 389. 518 f, 605, 641, 681, 695, 715.
— Friedrich, Markgraf, reſp. Kurfürſt von Baden 131, 384, 397, 541.
— der Große 132, 268, 269, 285, 362, 420, 430, 481, 488, 496, 508, 669, 687, 689.
— Großherzog v. Baden 131.
— von Heſſen 206.
— Ludwig, Erbprinz von Baden 131.
— — Infant von Spanien 317.
— Martell 397.
— Theodor 134
— I. von Neapel 179.
— II. von England 102.
— III. von Spanien 81, 84, 178, 179, 191.
— IV. von Spanien 80 bis 82, 96, 195, 218, 222, 249, 372, 428, 473.
— V., Kaiſer 179.
— IX, 382.
Karlskrona 109.
Karlsruhe 130—132, 384, 388, 389, 391, 400—402, 404 bis 406, 426, 468, 537, 542, 654, 671.
Karmeliter 135.
Karolina Maria von Neapel 96, 149 f, 152, 154 f., 162 f., 173 f., 182, 186 f.,

190, 192 5–5, 644 f., 648, 652 f., 685.
Karoline Bonaparte 263.
Karpathen 632.
Karthagena 563.
Kaſan 144.
Kaſchau 632.
Kaſſel 534, 537, 709.
Kaſten 319.
Katechismus von Fleury 382.
— über Napoleon 705.
Katharina II. 31, 33, 78, 87, 113, 114, 122, 143, 145, 146, 386, 631.
— Großfürſtin 118.
— von Wirtemberg 634.
Katholicismus in Frankreich 99, 242 f., 259.
Katholiſche Kirche in Deutſchland 130 ff.
Katholiken in England 106.
Kaukaſus 521.
Kaunitz 259, 628, 631, 635, 681.
Kehl 42, 76, 97, 389, 401, 402, 404, 545.
Keim 55, 58, 60, 62.
Keith, Admiral 25, 57, 170, 176, 177.
Kellec 711.
Kellermann 60, 62, 63, 449, 541, 624, 717.
Kelten 72 f.
Kemmelbach 590.
Kempten 123, 127, 587.
Kephalonia 151.
Kéravenau 461.
Kérigeant 209.
Kerverſau 230, 231.
Kienmayer 545, 546, 552, 580, 587, 621, 626–628.
Kiew 145.
Kinsky, Oberſt 595.
Kinter, Dr. 619.
Kirch 374.
Kirche in Deutſchland 137.
— in Frankreich 240.
Kirchengüter in Frankreich 244, 251, 262, 288.
Kirchenräthe, oberſte 138.
Kirchenſtaat 66, 67, 70, 71, 96, 100, 184, 186, 187, 245, 489, 503, 515.
Kirchenväter 274.
Klagenfurt 396, 597, 632.
Klebeck 56.
Kleber 21–27, 62, 63, 86.
Klebers Tod 214.
Klein, General 555–557.
Kleinſchmidt 141.
Kleiſt, Hauptmann von 711.
Klenau 88, 561.
Klinglin, Madame 404, 458.
Klöſter in Neapel 179.
— in der Schweiz 341.
Kloſterthum in Bayern 134 ff.
Klüber 133.
Kniepaſs 597.
Knobelsdorf, General 710, 717, 719, 722.
Kobelnitz 620, 621, 625.
Koblenz 384, 481.
Koburg 713.
Köckeritz 707, 708.
Köln 123, 124, 128, 137, 386, 481, 515.
Königsegg-Rothenfels 634, 642.
Königstief 109.
Körmend 633.
Kollowrat 628.
Komogor 114.
Konſtanz 131, 335, 394.
Kopenhagen 79, 109, 122.
— Seeſchlacht bei 108 ff.
Kopten 214.
Korfu 644.
Korinth 244.
Korſakow 33, 394.
Kosciuszko 142.
Koſeir 216.
Kotſchubey, Graf 141, 143.
Krain 632.
Krakau 35.
Kraus, Major 594.
Kray 40–44, 72, 82, 84, 395.
Kreiſe, zehn 124.
Krems 588, 590, 598, 604, 605, 620.
Kremſier 612.
Kremsmünſter 599.
Kreuzlingen 394.
Krieg 1800 39 ff.
„Kriegsbaron" 85.
Krim 143 521.
Krizanowitz 618.
Kronbauern 146.
Krondomänen 146.
Kronenburg 109.
Kruch 624.
Krüdener 77, 115.
Krumbach 43.
Kruſemark, General 715.
Kruſenſtern 144.
Krusko 625.
Krzenowitz 624, 625.
Kufſtein 90, 592, 595.
Kügelgen, Gerhard von 355.
Kulm 114.
Kurakin 114.
Kur-Erzkanzler 688.
Kurfürſten 123, 124, 129, 139, 642.
Kurfürſt-Erzkanzler 686.
Kurmainz 40.
Küſsnacht 390.
Kutuſoff 530, 551, 580, 587, 589, 590, 593, 597, 604, 609–611, 615, 618, 622, 623, 627, 628, 632.

L.

La Catona 152.
Lacépède 446, 476.
Lacy 531, 547, 575, 644, 645.
Ladenburg 127.
Laeken 481.
Lafayette 4, 72, 307, 313, 314.
Lafontaine 382.
Laforeſt 126, 128, 433, 464, 674–676, 708–710.
Lagrange 314.
Lagunen 97.
Laharpe 121, 142, 145, 319 bis 322.
Lahr 387.
La Haye-Saint-Hilaire 374.
Laibach 632.
Lajolais 373, 376, 454, 458, 460.
Lamartillière 292.
Lamartine 417.
Lambach 588, 589.
Lambert 316.
Lamothe 400.
Lampeduſa-Inſel 371.
Lanaan, Graf 389.
Landeck 596.
Landrecy 548.
Landsberg 560.
Lang, Heinrich von 126.
Langenau 555.
Langeron 145, 316, 616, 618, 622, 628, 632.
Lanjuinais 290, 306.
Lannes 15, 50, 53, 57, 62, 101, 203, 290, 307, 449, 469, 507, 534, 545, 546, 557, 587, 588, 598, 608, 609–611, 620, 624, 625, 632.
Lanuſſe 21, 215.
Laplace 2.
Laplume 224, 231.
La Poſta 581.
La Prevalaye 19.
Lapuſchin 114.
Lareveillère-Lépeaux 243, 271.
Larochefoucauld 681, 682.
La Rochelle 285.
Las Caſes 210, 213, 426, 574.
Laſcy 599.
Laſſen 110.

Latein, Dorf 620.
Latour d'Auvergne, erster Grenadier Frankreichs 72, 73 f.
— Graf 532, 547, 550.
— -Maubourg 4, 307.
Latouche-Tréville 196, 230, 231, 479, 574.
Lattermann 60—62.
Laud 247.
Laudari 154.
Lauderdale 714.
Laudon 92—94, 531, 547, 553, 599.
Lauenburg 708.
Lauer 85.
De Launay 583.
Lauria, Stadt 657.
Lauriston 11, 129, 198, 203, 380, 526—523, 588.
Lausanne 322, 324, 331.
Laval, Baroneſſe 469.
La Vallière, Feſtung 221.
Lavater 348, 349, 390, 708.
Lavaux, General 222, 223.
Lawatſchew 187.
Lazzaroni 161, 166, 169, 174, 178, 192, 650.
Le Brigant 73.
Lebrun 6, 10, 63, 82, 303, 311, 313, 432, 441, 509, 697.
Lebzeltern, Heinrich von 532.
Lecce 155.
Lecchi 94.
Leclerc 43, 228—230, 232 bis 236, 238, 239, 369.
Lecourbe 41—44 72, 89, 453.
Lecun, apoſtoliſch. Präfect 226.
Ledoux-Melleville 404.
Leſèvre (Leſebvre) 2, 304, 449, 541, 575.
Legationen 66, 70, 76, 88, 95, 96, 262, 264, 295, 474, 475, 483, 502, 505, 515.
Legnago 95, 295, 578, 616, 717.
Legrand, General 611, 620 bis 622.
Legrand Lukas 352.
— Madame 126, 263, 278.
Lehrbach 85.
Leibeigenſchaft 143—147.
Leiningen 481.
Leipzig 375, 705.
Leitner, Ritter v. 592.
Lelan 458.
Leman, Departement 319, 329, 340.
Lemberg 632.
Lemercier 458.
Le Noble 458.
Lenoir 86.
Lenormand 18, 242.
Lens 383.
Lenthe, Miniſter 371.
Leo, Geſchichtſchreiber 138.
Leoben 548, 590, 598, 601.
Leogane 231.
Leontjewitſch 143.
Leopold II. 84, 97, 349.
— Prinz von Neapel 178, 648, 649.
— von Toscana 349.
Léridant 458.
Leſueur 86.
Le Turc Fort 217.
Leutſchach 592, 594.
Leval 402, 405, 406.
Levico 94.
Leyen, Graf von 691.
Lichtenau 708.
Lichtenthal 127.
Liechtenſtein Johann 44, 611, 616, 624, 628, 630, 641, 691.
— Familie 123, 691.
— Fürſt Moriz 549, 559 bis 561.
Liechtenſteins Reiterei 620.
„Lienhard und Gertrud" 348, 354.
Lienz 595.
Lieven, Gräfin 117.
Lievland 122.
Ligurer 508.
Ligurien 45, 66, 88, 509.
Liguriſche Republik 97, 189, 507.
Lilienfeld 598.
Lille 98, 534.
Limoëlan 202, 203, 206, 210.
Limours 398.
Lindau 37, 560, 634, 642, 692.
Linth 329.
Linz 391, 589, 590, 598, 636.
Liptingen 43
Liſſabon 81, 194, 526.
Listes de confidence 4.
Liverpool 107.
Livland 146.
Livorno 87, 186, 187, 317, 540, 645.
Lloyd 533.
Lobkowitz 123.
Lobkowitziſche Dragoner 60.
Lochwitz 610.
Locré 293.
Löwenſtein 123.
Logoteta Giuſeppe 161, 180.
Loiſeeller 660.
Loiſon, Diviſion 594, 596.
Lombard 371, 673, 675, 676, 707, 711, 715, 719 bis 721.
Lombardei 32, 55, 66, 88, 95, 295, 515, 580.
London 20, 34, 70, 122, 148, 198, 201, 365, 373, 374, 463, 466, 493, 531, 563, 658.
Longwy 386.
Loo, Schloſs 698, 702.
L'Orient 74.
Loſtanges 608.
Lothringen 123.
Louiſe, Königin 128, 674, 712, 713.
Louis, Prinz 674, 711, 712, 720.
Louiſe, Prinzeſſin von Neapel 155.
Louiſiana 81, 218, 300, 361, 366, 368, 371.
Louverture, Frau 236.
— Iſaak 229, 232, 235, 236.
— Paul 236.
— Placidus 236.
Louvois 2
Lowarow, Oberſt 31.
Lozier, Bouvier de 376.
Lübeck 123, 128.
Lucas, Capitän 568, 573.
Lucca 507.
— Republik 511, 515.
Luccheſini 127, 323, 433, 469, 507, 675—677, 679, 707, 709, 710, 717—719, 721.
Ludovici 165.
Ludwig von Etrurien 317.
— der Fromme 503.
— Herzog von Brabant 186.
— König von Holland 697, 699 ff., 717.
— Kronprinz von Bayern 137, 536.
— Landgraf 542.
— XIV. 86, 311, 313, 382, 418, 421, 495, 651.
Ludwigs XIV. Teſtament 305.
Ludwig XV. 81.
— XVI. 15, 16, 193, 237, 288, 293, 378, 382, 384 bis 386, 392, 405, 423, 427, 463, 468, 495.
— XVII. 386, 388.
— XVIII. 12, 13, 14, 21, 74, 292, 307, 313, 372, 374, 375, 377, 388 bis 392, 396, 398, 399, 405, 412, 461—464, 466, 473, 512.
Ludwigsburg 542, 545.
Lueg 592, 598.

Lugano 329.
Lundenburg 599.
Luneville, Friede von 83, 85, 87, 95, 124, 129, 186, 315 514, 522.
Lanz 599
Lüttich 123, 388, 386.
Lutzko 392.
Luxembourg 7, 311, 379, 482, 515.
Luzern 259, 319, 329, 389, 340, 390.
Lyceen 287.
Lyon 37, 54, 71, 204, 268, 285, 296, 298, 315, 326, 485, 688.

M.

Macaulay 659, 662, 663.
Macchiavellismus 327.
Macdonald 37, 84, 88, 90, 91, 93, 94, 149, 150, 156, 160, 697.
Machault 384.
Machun 404.
Mack 181, 518, 530–538, 544—546, 550, 552 bis 554, 558, 561, 571, 589, 616, 655, 657, 724.
Madrid 81, 243, 355, 478, 516
Mähren 603—605, 607, 609, 632.
Mageron 621.
Magon 525, 565, 568.
Mahon 40, 72.
Mahrattenstaaten 521, 525.
Mailand 36, 37, 49, 51, 53, 56, 66, 67, 71, 88, 263, 278, 384, 507, 575.
Mainau 635.
Mainz 64, 97, 123, 124, 128, 129, 137, 285, 383, 481, 482, 515, 534, 541, 681, 706, 711, 717, 724.
Maire 9.
de Maistre 375.
Maitland 223, 239.
Malaspina, Adjutant 152.
Malesherbes 272.
Malinn, Mühle 628.
Mallet-du-Pan 390.
Malleville 298.
Malmaison 198, 261, 305, 372, 379, 407, 412, 417, 418, 423, 487, 538.
Malmesbury, Lord 657.
Malta 24, 31, 75, 77, 88, 84, 150, 185, 194, 195, 197, 215, 263, 299, 360, 362 bis 365, 367, 371, 515, 517, 519, 520, 529, 576, 679, 683.
Malter, Division 594.
Malteserorden 114, 132, 147, 186, 481, 507, 515.
Maltesische Frage 148.
Mameluken 214, 359, 363.
Mammone 155, 165.
Mandora, Festung 215.
Manfredonia 164.
Mannheim 127, 180, 389, 549, 552.
Manthone 161, 162, 169, 180.
Mantua 37, 55, 56, 59, 66, 67, 76, 88, 92, 95, 96, 295, 395, 510, 530, 577, 717.
Marbois 377, 672.
Marburg 602.
Marengo, Schlacht von 37, 49, 53, 55, 58—60, 63, 66, 67, 75, 92, 98, 105, 125, 186, 314, 507, 544, 553, 716.
Marescalchi 296, 339, 499, 501.
Marescot 49, 50, 449.
Maret 2, 312, 339, 449, 541, 697.
Maria von Brabant, Herzogin 136.
— della Rotonda 132.
— Feodorowna, Kaiserin 114, 117, 118.
— Großfürstin 118.
— Josepha de Bourbon 464.
— Kaiserin von Rußland 392.
— Karolina 571.
— Louise v. Etrurien 317, 428.
— Ludovica 84.
— Luisa, Infantin 81.
— Theresia, Kaiserin 131, 190.
— — Tochter Ludwigs XVI. 392.
Maria Theresien-Kreuz 548, 599.
Maria-Trost bei Graz 396.
Mariazell 598, 599, 601.
Mariassy 598.
Marie Antoinette 193, 384, 387, 405, 463.
Marigliani 165.
Maritimo 166, 170.
Markow 128, 366, 371, 398.
Marlborough 17.
Marmont 49, 51, 62, 84, 91, 92, 131, 199, 290, 292, 449, 534, 543, 587, 597 bis 599, 601—603, 606, 632, 697, 717.
Marmont, „Denkwürdigkeiten“ 200.
Marschälle 442, 494, 496, 500.
Marseille 98, 387.
Mars-Plaisir 237, 238.
Marstempel 15.
Martigny, Kloster 393.
Martin Gerbert 131.
Martinac 49.
Martiniana, Cardinal 244, 245.
Martiniani 71.
Martinique 194, 195, 197, 223, 225, 524, 525.
Martinsbruck 94.
Marulli, Conte 155.
Massa-Carrara 511.
Massa, General 180.
— Herzogthum 697.
— Oronzio 168, 172.
Massena 2, 34, 40–42, 45, 47, 53—55, 61, 71, 84, 91, 101, 119. 185, 307, 321, 449, 533, 558, 574, 577, 578, 581, 584—586, 598, 603, 632, 647—649, 652, 655—657, 697, 703, 717.
Massenbach 533.
Massias 400, 426, 468, 469.
Matera 652.
Materialisten 242, 274.
Mattei, Cardinal 68.
de Matteis 185.
Matthieu 125, 126.
Maurepas 224, 231, 236.
Maury, Cardinal 68, 485, 512, 513.
Maximilian I. von Bayern 131, 136, 535, 586 ff., 688, 671.
— Erzherzog 582.
— Joseph, Kurfürst 134, 587, 589.
Mayon, Capitän 231.
Mazza, Adjutant 154.
Mazzaredo 74.
Mazeppa 143.
Mecheln 285.
Mecklenburg 123, 128.
— -Schwerin 125.
— -Strelitz 712.
Mecsery 555, 557.
Mediatisation 129, 642, 689, 694, 709.
Mediationsacte 500.
Mediations-Verfassungs-Urkunde 389.
Meerveldt 90, 543, 580, 587, 589, 590, 596, 597, 601, 613, 628.

Meerveldts Zug in die Steiermark 597 ff.
Méhée de la Touche 466.
Méhul 86.
Meissau 609.
Méjean 165, 169, 170, 175, 176.
Melas 39—41, 44, 45, 50, 52—58, 60—62, 66, 186.
Melay 19.
Melfi 164.
Melogno 45.
Melzi, Präsident 279, 296, 474, 475, 499, 501.
Memel 128, 396, 516.
Memmingen 44, 127, 538, 544, 545, 552, 560, 586.
Memoiren des Cardinals Herkules Consalvi 69.
— des Cardinals Pacca 69.
— von Ney 524.
— des Toussaint-Louverture 238.
Mendicantenklöster 184.
Meneval 401.
Mengen 634.
Menitz 619, 621.
Mennoniten 144.
Menou Abdallah 21, 214, 216 f., 316 f., 506.
Menschenhandel 146.
Menschenrechte 220, 350.
— neapolitanische 161.
Meran 596.
Mercier la Vendée 461.
Mercy 384.
Merille 458.
Mermet 581.
Messina 150, 152, 192.
Metersystem 99.
Metternich 543, 702, 712, 713, 716.
Metz 285, 534.
Mexiko 73, 368.
Meyer, Präsident 398.
Mezières 534.
Mezza Campagna 581.
Mezzona-Corte 507.
Michel, General 224, 283.
Michelsberg 557.
Micheroux, Marschall 170, 187, 188.
Middelgrund 109.
Mietau 21, 313, 396, 461.
Mileto 152.
Militärcolonien 358.
Milleschowitz 627.
Millot, Abbé 382.
Miloradowitsch 580, 604, 628.
Mincio 66, 76, 88, 93, 295.
Minden 388.
Minister unter Napoleon 2, 442, 444.
Minorca 45, 177, 197.
Minsk 115.
Minto, Lord 88, 186.
Miollis 45, 186, 187.
Miot 650.
Mirabeau 131, 141, 237, 384, 385.
Missiessy 480, 525, 573.
Missionen 502.
Mithradates 382.
Mittenwald 594.
Modena 88, 96, 97, 295, 485, 510, 518, 632.
Mödling 605.
Molay Jakob 239.
Molbach 634.
Moldau 515, 633, 641.
Moliterno, Fürst 162.
Molitor 581, 582, 681.
Mölk 590.
Mollien 672.
Möllendorf 710.
Monarchie in Frankreich 210 ff.
— Vorzug der 492.
Moncey 94, 404, 449, 697.
Mondet 599.
Mondovi 44.
Monge 10, 478, 697.
„Moniteur" 8, 15, 89, 121, 195, 227, 252, 266, 271, 282, 316, 334, 343, 360, 363, 400, 449, 460, 462, 496, 513, 521, 539, 644, 649, 679, 707.
„Monitore Neapolitano" 164, 167.
Monk 3, 12, 102, 248, 401, 467.
— zweiter 432.
Monnier 57, 58, 60, 458.
— Sophie 237.
Monreale 149.
Monroe 368.
Mons 411.
Monseigneur 449.
Monsieur, Titel 284, 449, 451.
Montague 663.
Montalban, Fort 55.
Mont Cenis 45, 49, 55, 230, 506.
Montebello 55, 57.
— Herzog von 57.
Montecuculi 259.
Montegibellische Republik 155.
Monteleone 153.
Montenegriner 680.
Montesquiou, Abbé 12, 72, 313.
Monte Zovo 588.
Montfaucon 18.
Montgelas 134, 136, 334, 535 bis 537.
— Madame 589.
Mont-Genèvre 358.
Montholon 425.
Monte Legino 45.
Montmorency 279, 413.
Montreuil 534.
Montrichard 48, 395.
Mont-Terrible-Departement 319.
Monzambano 92.
Moore 497.
Morand 623.
Morando 58.
Morbihan 209, 374, 456.
Mordwinow, Admiral 142.
Morfontaine, Landgut 252.
Moreau 2, 20, 32, 40—44, 63, 84, 85, 88, 90, 291, 373, 375—378, 380, 381, 389, 390, 395, 406, 414, 452—455, 456, 459, 469, 471, 549, 599.
Morpeth, Lord 466, 715.
Morfontaine, Vertrag von 82.
Morrisville 471.
Mortier 370, 449, 603, 604, 605, 697, 708, 717.
Morus, Mönch 646.
Moskau 144, 145.
Möskirch 43.
Moulins 485.
Mounier 307, 420.
Mousson 322.
Moyses 222, 224, 225, 227, 233.
Mühldorf 89, 546, 587.
Mühlhausen 127.
Mühlheim 388.
Mulgrave, Lord 498.
Müllinen 333, 341.
Müller, Divisionsgeneral 322.
— Johannes von 85, 711.
München 88, 134, 135, 138, 376, 389, 466, 536, 537, 539, 545, 546, 549, 550, 587, 589, 634, 671, 673, 686, 690, 704.
Munderkingen 634.
Municipalitäten in Rußland 122.
Münster 123, 124, 127, 545.
Murad-Bey 26, 212, 215.
Murat 56, 187, 189, 246, 247, 317, 408, 410, 413, 420, 429, 449, 451, 452, 458, 495, 538, 545, 546, 555 bis 557, 589, 590, 604, 607—611, 616, 620, 624,

628, 632, 687, 688, 691, 696, 708.
Murawiew 77, 143.
Murbach 123.
Mureck 602.
Mysore 521.

N.

Nadel der Kleopatra 215.
Namur 534.
Nancy 285, 534.
Nantes 285.
Napoleon und Alexander I., 465, 613.
— Attentat auf 202 ff., 372 ff., 452 ff.
— bei Austerlitz 613—640.
— und die Bourbonen 12 ff., 313, 398 ff.
— und das Cardinals-Collegium 279.
— in der Cattarofrage 680 ff.
— und Chateaubriand 274 ff.
— im dritten Coalitionskrieg 516 ff., 522 ff., 529, 533 ff., 545 f., 551—555, 558 bis 560, 562—574, 578 f., 588, 588, 590, 593 f., 597 f., 602 f., 606 f., 609, 613 bis 618.
— in der Concordatsfrage 276, 240 ff., 244 ff., 257 ff., 268 ff., 281.
— als Consul 1, 7.
— erster Consul auf Lebenszeit 289 ff., 302.
— und Domingo 224 ff., 232 f., 236 f., 240.
— und Enghien 399 ff., 401 ff., 407 ff., 420 ff., 463.
— und die Entschädigungsfrage 125 ff.
— über Feldherren und Historiker 420 f.
— als Friedensstifter 27 ff., 64 ff., 75, 82, 87, 194 ff., 198, 333.
— der Große 666.
— an sein Heer 562.
— und Indien 119.
— und Katholicismus 180.
— und die Kirche 281, 501 ff.
— und der Kirchenstaat 187.
— als König von Italien 499 ff. 506.
— und die Malteser 147 ff.
— und Moreau 452 ff.
— in München 587.
— und Neapel 574—577, 641, 643 ff.
Napoleon nimmt Genua 508 ff.
— und die Pariser 85 ff.
— der neue Pipin 132.
— und Pitt 664.
— Präsident der italienischen Republik 295.
— und die Preßfreiheit 281.
— als Regent 98 ff.
— und Preußen 371, 640 f., 678 ff., 707 ff., 716 ff., 722 ff.
— I. und Paul I. 76 ff.
— für Religion 241 ff.
— und der Rheinbund 686 ff., 692 ff., 702 f.
— und Rußland 104 ff.
— in der Säcularisationsfrage 139 ff.
— ordnet d. Schulwesen 286 ff.
— und die Schweiz 318, 321 ff., 324, 327 ff., 332 ff., 338 ff., 342.
— und Spanien 80 ff.
— in Ulm 561.
— und die Vendée 17 ff.
Napoleons Charakter 22, 51, 63, 71, 106, 200, 253, 262, 266, 366, 505, 538, 669 ff.
— Ehescheidung 428, 448, 486, 491.
— Plan gegen England 199, 359 ff., 369, 476 ff., 503 bis 529, 678 ff. vgl. Ägypten, Boulogne u. Trafalgar
— Feldzug im Jahre 1800 39 ff., 47 ff., 93, 95 f., 185.
— Flotte vernichtet 562—574.
— Haltung in der Kaiserfrage 428 ff.
— Höflichkeit 575.
— Katechismus 705 ff.
— Krönung 472, 482.
— Lebensweise 10 ff.
— Lieblingslectüre 655.
— ägyptischer Plan 217 f.
— inneres Walten 357 ff.
— Proclamationen 722.
— Verwandtschaft 651, 696 ff.
— Ziel 669. Vgl. Kaiserthum des Westens.
Narbonne Louis von 481.
Naselli Diego 184.
Nasidliewitz 628.
Nassau 123, 690.
— -Dillenburg 127.
— -Oranien 127.
— -Usingen 127, 481, 691.
— -Weilburg 126, 127, 481, 691.
Nationalcocarde, französische 7.
— bayrische 671.
Nationalconcil in Paris 241.
Nationalgarde 539, 541, 717.
Nationalgüter 6, 301, 516.
Nationalheer in Neapel 157.
Natternschlucht 283.
Nauders 596.
Neapel 66, 67, 77, 78, 96, 105, 147, 149 f., 150, 152, 154, 155, 158, 160, 163, 165, 166, 170, 171, 175, 187, 190, 193, 197, 316, 355, 362, 363, 367, 371, 392, 397, 433, 463, 518, 519, 522, 529, 530, 544, 571, 576, 577, 641, 643 f., 649, 652, 676, 679, 683, 684, 689, 697, 700, 702.
Necker 7, 49, 383.
Neerwinden 548, 599.
Neipperg 66.
Nellenburg 634.
Nelson 108, 109, 122, 150, 155, 158, 162, 166, 170 f., 173—177, 180, 196, 197, 479, 525, 527, 563 ff., 571, 572, 645.
Nenzgart 131.
Nepi 506.
Nerenstetten 555.
Neresheim 555.
Nero 421.
Nesles, Vicomtesse de 382.
Neubreisach 401.
Neuburg 72, 389, 545, 546.
Neue Kurfürsten 127.
Neuenburg 639, 674—676, 678, 680, 697.
Neufchâtel 319.
Neuhaus 599.
Neuhof 346, 347.
Neu-Schallersdorf 611.
Neustadt 389.
Neutralen zur See 78, 82, 96, 105, 108, 111, 121, 123, 141, 147, 188, 516.
Neutralität Bayerns 536 ff.
— Norddeutschlands 518, 520.
— Preußens 140, 543, 559, 676 f.
Neuville, Hugo de 20.
Neuzingen 43.
Nevers 485.
New-Jersey 471.
Newton 272.
Ney 41, 89, 90, 200, 335, 343, 449, 534, 542, 546, 553, 557, 558, 561, 587, 592, 594—598, 632, 673.
Nieberer 346.
Niederlande 29.
Niemtschau 620.

Nichols 106.
Nikolaus I., Kaiser 114
Nikolsburg 616, 637.
Nilsheim 387.
Nimptsch 61, 62.
Nischkowitz 627.
Niza, General 150.
Nizza 45, 77.
Nocera 156.
Nos, Kaufmann 218.
Noirot, Lieutenant 416.
Nola 166, 167.
Nonnenweier 389.
Nordamerika 4, 79, 82, 104.
Nordhausen 127.
Nördlingen 383, 544, 547, 550 bis 553, 555.
Nordmann 582, 583.
Normandie 18, 358.
Nostiz 590, 610.
Notabeln in Bern 330 ff.
Notabilitätslisten 4, 5, 298, 309.
Notre-Dame 264, 266, 269, 314, 667.
Novi 37, 58.
— Schlacht bei 602.
Nowosiltzoff 141, 143, 516, 517, 519, 520, 617.
Nuovo, Castell 160, 168, 169, 172, 176.
Nürnberg 128, 555, 557, 692, 703, 704.
Nymphenburg 536, 537.
Nymwegen 534.

O.

Oberelchingen, Abtei von 553.
Oberkamlach 394.
Oberkirch 385.
Oberpfalz 545.
Ochs, Bürgermeister zu Basel 319, 321.
Odessa 143—145.
Offenburg 42, 43, 127, 400 bis 402, 404, 468, 599.
Ogé 220.
Oglio 66, 93, 95.
Oglu Pascha 215.
Oldenburg 104, 128.
Olivenza 195.
Olivieri 160.
Olmütz 314, 609, 611, 612, 615, 620, 624, 626, 628.
Olschan 611, 612, 616.
O'Meara 120, 200, 201, 207, 240.
Onakten 600.
Oporto 194.
Oranien, Haus 300, 515.
Oranien, Prinz von 127, 361, 711.
Oranienburg, Schloss 712.
Orcha 393.
Orden, die, für die Schule 286.
— des heil. Ferdinand 185.
Ordener 401—404.
Oreilly, Graf 55, 56, 59, 60.
Organische Artikel 265, 281 bis 283, 473, 475.
Orinoco 525.
Orleans, Haus 294, 386.
— Herzog von 424.
— Louise Maria Theresia Mathilde von 381.
— Partei 9.
— Stadt 247, 266.
Ortegal, Cap 529.
Ortenau 129, 518, 617, 634.
Osnabrück 123, 128.
Ostende 200, 476, 534.
Österreich 30—32, 39, 44, 54, 70, 76, 78, 84, 103, 123, 125, 128, 129, 140, 316, 319, 322, 333, 334, 338, 364, 389, 390, 392, 396, 499, 500, 506, 514—516, 519, 522, 530, 539, 542, 575, 633, 637, 640, 641, 673, 677, 681, 689, 692 bis 694, 701, 709, 711, 722.
— Erzherzogthum 632.
Ostia 490.
Ostindien 358, 363, 525, 529, 658.
Ostpreußen 115.
Ostrach 549.
Ostseeprovinzen 144.
Ostuni 155.
Otranto 155, 164, 189, 697.
Ott 45, 50, 53, 56, 57, 60, 62.
Öttingen 555, 556, 580.
Öttl, Bischof von Eichstädt 136.
Ottmarau 622.
Otto, französisch. Unterhändler 194, 196, 535, 537, 548.
Otto I., Kaiser 131.
Oubril 465, 682—684, 685, 714.
Oudinot 92, 611, 621, 625, 628, 697.
Ourcq-Canal 358.

P.

Pacca, Cardinal 69.
Paderborn 123, 127.
Padua 697.
Pagano 156, 161, 180.
Paget 630.
Pahlen 112—118, 121, 122, 141.
Pairs, Kammer der 201.
Palais, Bourbon 7.
— Royal 7.
Palästina 359.
Palermo 149, 150, 154, 159, 162, 163, 166, 174, 175, 177, 186, 190, 193, 649, 652.
Palm, Buchhändler 703—705.
Palmanuova 586, 717.
Palmi 150, 152, 153.
Palumbo Raffaele 572.
Pancemont 266, 267, 277.
Pane di Grano 656.
Panin 112, 115.
Pantheon, neapolitanisches 161.
— in Paris 74.
Papierverbrenner 331.
Paposodaro 656.
Papst 197.
Papstthum 70, 107, 138, 245.
— Wert des 243.
Paris 37, 48, 71, 72, 75, 78, 81, 82, 98, 124, 126, 148, 162, 227, 237, 243, 289, 298, 315, 323, 326, 372, 373, 390, 400, 406, 456, 458, 482, 495, 545, 552, 645, 667, 675, 677, 682 bis 684, 694, 706, 709, 713, 716, 722.
Parker Sir Hyde 108—110, 122.
Parlament in England 105, 129, 370.
— Pariser 311.
Parlamente in Frankreich 142, 383.
Parma 55, 69, 76, 81, 88, 96, 97, 218, 295, 361, 382, 397, 616, 697.
Parmenio 39.
Parthenopeische Republik 571.
Partouneaux 581.
Pascal 272.
Passau 123, 127, 129, 518, 587, 634.
„Patrioten" in Neapel 154.
Patterson 440.
Paul I. 31, 34, 35, 39, 76, 78, 79, 87, 96, 103, 104, 111 ff., 119, 120, 141, 143, 147, 150, 164, 187, 249, 292, 322, 390, 393, 394, 396, 411, 465, 550, 629, 631.
Pauline 58.
Pavia 52, 53, 56, 60, 295, 507.

Peel 663.
Pelet 416.
Peltier 860.
Pentapolis 503.
Pepe Guglielmo 168, 656.
Périer 153.
Pérignon 449.
Perikles 128.
Persacco 581, 582.
Persien 120, 521.
Peru 78.
Pesaro 70, 263, 279.
Pescara 177, 649.
Peschiera 66, 92, 95, 96, 295, 530, 577.
Pestalozzi Johann Heinrich 343 ff., 348.
Peter der Große 143.
Peterlingen 822.
Petermann, Lieutenant 406.
Petersburg 35, 77, 96, 113, 115, 125, 126, 141, 145, 210, 355, 375, 392, 465, 530, 550, 631, 644, 677, 681, 682, 685, 715.
Petershausen 127.
Petiet Claude 53.
Petty Henry 658.
Pezza Michele „Fra Diavolo" 155, 657.
Pfalz 128.
— -Zweibrücken 134.
Pfersdorff, Unteroffizier 402.
Pforte 291, 516, 683, 684.
Pforzheim 542.
Pfuhl 583.
Pfullendorf 127.
Philadelphi, Gesellschaft der 207.
Philippsburg 83, 85, 97.
Phull, Oberst 640, 711.
Physiognomik 390.
Piacenza 55—57, 59, 66, 67, 510, 616, 697.
Piatoli, Abbé 514, 519, 520, 614.
Piave 585.
Pichegru 301, 373, 374, 376, 377, 380, 381, 387, 388, 401, 411, 426, 453, 454, 469.
Pichon 822.
Picot Louis 374, 458.
Piedimonte 157.
Piemont 32, 45, 66, 67, 76, 88, 96, 105, 122, 127, 147, 295, 300, 316, 317, 358, 361, 362, 364, 506, 511, 515, 517—519, 683.
Pierre Baptiste 236.
Pietro d' Arena 47.
Piladi 60.
Pimentel Eleonore 167, 180.
Pinto 195.
Piombino, Fürstenthum 188, 317, 508, 510.
Pipin 269, 472, 503.
Pistoja 485.
Pitt 30, 105, 106, 119, 190, 195, 201, 362, 369, 370, 374, 388, 493, 501, 516, 517, 531, 563, 570—572, 616, 657, 660, 667.
Pius VI. 3, 68, 151, 185, 245, 263, 483.
— VII. 67, 69—71, 130, 139, 185, 187, 244—247, 251, 252, 259, 261, 263, 279, 280, 282, 283, 395, 472 bis 474, 483—485, 488, 688.
— VII. in der Krönungsfrage 472 ff., 482 ff., 488, 494, 501.
Pizzighetone 66.
Plessis 416.
Plobsheim 404.
Plombières, Bäder von 481.
Po 66, 76.
Polen 31, 142, 145, 316, 322, 392, 514, 515, 521.
— Königreich 710.
Polens Theilung 141, 316, 500.
Polignac Armand 456, 458.
— Familie 373, 422.
— Herzogin von 459.
— Jules de 456—458.
Polizei u. Religionsübung 256.
Polverel 222.
Pommern 710.
Pompeji 191.
Pompejus, Denksäule des 215.
Pontecorvo 279, 697.
Ponte della Maddalena 167, 178.
Pontinische Sümpfe 151, 490.
Popp 404.
Portalis 204, 247, 260, 261, 264—266, 276, 277, 293, 445, 502.
Port-au-Prince 222, 223, 281.
Portici 167.
Porto-Ferrajo 197.
— Longone 188.
Portsmouth 526, 563.
Portugal 79—81, 83, 103, 194, 195, 197, 230, 291, 300, 392, 481, 516, 685.
Posoritz 624, 625, 628.
Potsdam 544, 579, 673, 712.
Potsdamer Vertrag 638, 640, 710.
Poussielque 24.
Pozzuolo 91.
Präfect 9.
Präliminarien von Leoben 4.
Prag 85, 88, 394.
Prätorianerwirtschaft 431.
Pratze, Dorf 620, 623.
Pratzen der 620, 621, 622, 624, 625.
Prämald 586.
Preßburg 599, 609, 615, 682, 642, 658, 684.
Preßburger Friede 542, 687, 693.
Presse in England 360, 368.
Preßfreiheit unter Napoleon 6, 15, 281, 306, 437, 439, 443.
Preußen 76, 78, 79, 96, 103, 104, 106, 108, 115, 122 bis 129, 138, 140, 144, 319, 323, 338, 367, 370, 371, 388, 396, 398, 433, 468, 514—516, 519, 589, 551, 552, 579, 609, 613, 615 f., 632 f., 637, 640, 658, 673, 678, 685, 686, 689, 692—694, 701, 705, 707, 712, 714, 716, 717, 718.
— und Hannover 371, 528.
— und Österreich 139, 315, 517, 722.
Preußens Ehre 674.
Preußischer Adel 674.
Priester-Ehen 259, 283.
Primaireschulen 286.
Primas von Deutschland 137.
Primolano 596.
Princes français 440.
Prince impérial 440.
Prinzen, französische 360, 363.
Procida 158, 178.
Prodlitzbach 616.
Protesch-Osten 547, 556.
Pronio 155.
Protestanten 285.
Protestantismus 243, 268, 276, 277, 280.
Provence, Graf von 384, 388.
Prüm 128.
Pruntrut, Fürstenthum 319.
Przybyszewsky 616, 622, 632.
Puntowitz 619, 621.
Pusterthal 591, 594.
Pyrmont 718.

Q.

Quedlinburg 127.
Querelle 374.

Quiberon 388.
Quimper 72.
Quirinal 70.

R.

Raab 599.
Rabbe, Richter über Enghien 413.
Racine 272.
Radicofani 485.
Radkersburg 602.
Radzywilow 682.
Raffael 507.
Ragusa, Republik 515, 684, 697.
Rain 545.
Raigern 619, 621.
Ramanieh 216.
Rambouillet 398.
Ramolini, Pietro 688.
Rampon 215.
Rapinat 319.
Rapp 19, 314, 331, 335, 380, 625.
Rapperschwyl 319.
Rastatt 322, 387, 388, 545.
— Congreſs zu 97.
Rasumowsky 33, 36, 190, 630.
Rath der Alten 1, 222.
— der Fünfhundert 1.
— geheimer, in Frankreich 310.
Raudnitz 628.
Raumer 350, 356.
Ravenna 259.
Ravier, Richter über Enghien 413.
Raymond Julien 224.
Raynal 219.
Rayneval 465.
Réal 380, 381, 401, 407, 413, 455.
Récamier 453, 455.
Rechtspflege im Conſulat 6.
Rechtsweſen in Frankreich 311.
Recrutenquittungen 146.
„Reden an die deutſche Nation" 349.
Reding, Alois 326—329, 331, 335.
Reformation 138.
Régeant 202.
Regensburg 42, 88, 123, 128, 137, 391, 690, 702.
— Kurfürſtenthum 648.
Regentſchaft 440 f.
Reggio 150, 650, 697.
Reggione 187.
Regierungs-Ausſchuſs in Mailand 53.
Regnault de Saint-Jean d'Angely 496, 513.
Regnier 312, 400, 401, 469, 697.
Reich, Baronin 400—402, 469.
Reiche, deutſche 128.
Reichenau 127.
Reichsdeputation 124, 129.
— -Deputations-Hauptſchluſs 129, 132, 137, 535, 687, 691.
— -Erzkanzler 137, 445.
— -Erzſchatzmeiſter 509.
— -Gerichte 124.
— -Grafen 123.
— -Kammer-Gerichtshof 702.
— -Kanzler, deutſcher 507.
— -Städte, freie 128 f., 692.
— -Tags-Concluſum 124.
— -Tag, deutſcher 124, 128, 129.
— -Tag zu Frankfurt 691.
— -Verfaſſung, deutſche 124, 139, 686, 687.
Reiblingen 634.
Reifling 600.
Reinhard 323.
Reliquien 136.
Religionskrieg 243.
Rémuſat 366, 407, 422, 423, 428, 449, 451, 458, 487, 493, 495, 496, 538, 540, 607, 608, 667, 668, 706, 716.
„René" 272.
Rengger 328.
Repnin, Fürſt 625.
Repräſentativ - Regierungen 139.
Republik, italieniſche 499.
— parthenopeiſche 164.
Reſerve-Armee 39, 41, 55 bis 57, 91, 93.
Receſs 481, 582, 584.
Reutlingen 127.
Reval 630.
Revigliano 168.
Revolutions-Tribunal 207.
Revue 297.
Reynier 216, 596, 650, 656.
Rheims 584.
Rhein 88.
Rheinau 401, 402.
Rheinbayern 515.
Rheinbund 130, 482, 684, 686, 689, 690, 692, 694, 695, 708, 709, 722, 724.
Rheinbundfürſten 702, 708, 717.
Rheingrenze 96, 362, 390.
Rheinlinie 76.
Rheinpreußen 517.
Rheinprovinzen 514.
Rheinſchiffahrts-Octroy 691.
Rhein-Ufer 97, 124, 137, 431, 521.
Ribas 113, 115, 143.
Ricci-Scipio 506.
Richard-Löwenherz 604.
Richelieu, Herzog von 144, 145, 316.
Richepanſe 41, 43, 89, 90, 369.
Ried 589.
Riedlingen 552.
Riegel 389.
Rieſch 552, 553.
Rigaud 223, 237.
Rigi 390.
Ringsheim 402.
Riou 109.
Riouffe 8.
Rivalta 58.
Rivaud 60, 624.
Riviera 40, 44, 45.
Rivière 233, 373, 456, 458, 460, 461.
Rivoli 295, 548, 616, 697.
Robespierre 243.
Robin de la Grimaudière 458.
Robinſon Cruſoë 126.
Rocca-Barbenna 45.
Roccaromana 162, 165.
Rochambeau 231, 233, 369.
Rochefort 74, 398, 479, 480, 526, 570.
Rochelle 458, 460.
Rocher 458.
Rocroy 388.
Röderer 10, 213, 305—307, 336, 652.
Rodio 177, 184.
— Marcheſe 652, 654.
Rohan, Cardinal 385, 393, 398.
— Fürſt 279, 592—596.
-Rochefort, Charlotte 391, 393, 396, 404, 417, 464, 470.
Roland 454, 458.
Roll, Baron 384.
Rom 67, 69, 70, 87, 169, 183, 184, 243, 246, 254, 255, 291, 363, 480, 473, 647, 688.
Romagna 37, 186.
Romain, Graf von 385.
Rosay 466.
Roſchovsky 598.
Roſenberg 584, 649.
Roſenheim 89, 90, 135, 395, 587.

Rosette 24.
Rosily, Admiral 564.
Rossano 154.
Rossignol 206.
Rostopischin 32, 113, 114, 145, 146.
Rothes Meer 215.
Rottenmann 395.
Rottweil 127.
Rouen 266, 285, 314.
Rougemont 327.
Rousseau 142, 343, 345, 350.
Roussillon 458, 460.
Rovigo 697.
Royalisten 3, 13, 18, 289, 291, 292, 313, 372, 381, 387—389, 394, 401, 404, 408, 423, 432, 450—452, 468.
Royer-Collard 313.
Rudolf von Habsburg 687.
Rudolfstadt 123.
Rüchel, General 711.
Rüstow 546, 551, 577, 581, 583, 593, 594, 596.
Ruffo, Fabrizio, Cardinal 151, 157, 158, 160, 162, 164 f., 167, 171 f., 174—178, 185, 576, 648.
— Litterio 151.
— Tommaso 151.
Ruggieri 180.
Rumanzow 142, 146.
Rumbold 467.
Ruspoli, Commandeur 148.
Russische Hegemonie 31.
Russland 31, 39, 103, 104, 108, 125, 126, 140, 147, 164, 197, 291, 333, 359, 362, 390, 433, 514, 519, 520, 522, 559, 575, 633, 644, 673, 674, 680, 683 bis 685, 705, 710, 714, 715, 718.

S.

Saargans 319.
Sabalkansky 115.
Sabbiathal 94.
Sachsen 123, 124, 523, 718, 722, 724.
— Marschall von 17.
Säcularisation 77, 124, 125, 129, 132, 133, 139, 147, 398, 483, 643, 694.
Säckingen 43.
Säntis 329.
Saint-Cloud 372, 428, 446, 449, 458, 472, 474.
— -Cyr 41—44, 62, 449, 511, 575—577, 586, 596, 682, 646 f., 652.
Saint-Denys 86.
— -Erem 485.
— -Hilaire 623, 704.
— -Jean d'Acre 288.
— -Julien 67, 75, 76, 85, 592, 595, 597.
— -Lucie 228.
— -Martinique 487.
— -Omer 200, 534.
— -Pol de Léon 360.
— -Priest 145, 399.
— -Quentin 358.
— -Régeant 203, 206, 208, 209.
Sainte-Suzannes 42, 43.
Salahieh 26.
Salamanca 195.
„Sala patriotica" 161.
„— popolare" 161.
Salé 58, 61.
Salerno 155, 165, 170.
Salicetti 317, 650, 652.
Salm 123, 481.
— -Kirburg 691.
— -Salm 691.
Salzach 90.
Salzburg 76, 123, 129, 518, 588, 592, 593, 616, 634, 642, 682.
Sambucca, Marchese della 191.
St. Bernhard 40.
— Blasien 43, 131.
San Bonifacio 585.
— Giuliano 41, 58, 60, 61.
St. Gotthard 49, 55.
San Elmo 160, 165, 168, 170, 175, 176.
Sant Eramo 169.
Santa Eufemia 656.
Sanfelice, Luisa 166, 182.
St. Gallen 319, 321, 340, 541.
— Georgen am Reith 599.
San Giovanni 167.
St. Helena 240, 374, 417, 425, 480, 650, 664.
— Landolin 397.
San Leonardo 581.
— Martino 581.
Santa Maura 151.
San Michele 581.
Sanct Paul in Kärnten 182.
St. Pölten 562, 590, 598.
San Severo 156.
Santa Sophia, Vallei 178.
San Teodoro, Herzog von 648.
Sansfouci, General 236.
Santhonax 222, 228.
Santon, Hügel 620, 625.
Sarcathal 94.
Sardinien 31, 32, 66, 67, 77, 122, 147, 300, 316, 361, 367, 371, 479, 506, 544, 614, 617, 631.
Sarzana 318.
Sasbach 385.
Satschaner Teich 626.
Saurau, Graf 128.
Saurin 301.
Savary, General 236, 322, 325, 377, 410, 411, 413 bis 415, 417, 418, 423, 427, 469, 538, 613, 614, 629, 697.
Saviglione 44.
Savona 45, 46, 54, 66.
Savoyen, das Haus 32, 72, 78, 184, 514, 515, 517.
Sawadowsky 142.
Schändung der Gräber 136.
Schärding 587.
Schaffhausen 40, 43, 319, 329, 394.
Scharnitz 90, 592—594.
Schatz der Armee 672.
Scheerenflotte 109.
Scher, Stadthauptmann in Straßburg 402.
Scheyern, Kloster 136.
Schiedsgericht, europäisches 514.
Schiemann 566.
Schilling, Baron 408.
Schimmelpenninck 698.
Schipani 155, 157, 165, 168.
Schismatiker, sieh Eidleister und Constitutionelle 504.
Schlanders 596.
Schlangencult 226.
Schlappanitz 619, 620, 624.
Schlegelberg 634.
Schlettstadt 83, 401, 402.
Schliengen 42.
Schlüsselburg 115.
Schmidt, Feldmarschall-Lieutenant 590, 604.
— Lieutenant 400—406.
Schönbrunn 186, 193, 607, 610, 638, 643, 646, 676, 718.
— Armeebefehl aus 647, 649.
— Vertrag von 686, 639, 640.
Schöngraben 611.
Schönhals 597, 601, 620.
„Schöpfung", die, von Haydn 202.
Schorndorf 708.
Schottland 529.
Schramberg 545.
Schrattenbach 609.

Schreckensmänner 289.
Schreckenszeit 204, 430.
Schröddersee 110.
Schulenburg 674.
Schulgesetz Napoleons 299.
Schulmeister, Doppelspion 532, 545, 552.
Schulthess, Anna 846.
Schulwesen in Frankreich 286.
Schussenried 889.
Schustek, General 589.
Schwaben 123, 466, 514, 562, 595, 636.
Schwabmünchen 599.
Schwanstadt 90.
Schwarzach 127.
Schwarzawa 619.
Schwarzburg-Rudolstadt 481.
— -Sondershausen 128.
Schwarzenberg, Fürst Karl zu 123, 520, 535, 547—550, 552, 555—557, 559, 562, 596, 612, 628.
Schwarzhofen 137.
Schwarzwald 40, 41, 515.
Schweden 78, 79, 96, 103 bis 105, 108, 122, 123, 147, 316, 396, 463, 514, 519, 520, 521, 710.
Schwedisch-Pommern 685.
Schweiz 29, 37, 66, 76, 88, 96, 105, 318, 319, 325, 358, 361, 362, 367, 371, 383, 390, 394, 500, 514, 515, 519, 522, 530, 544, 633, 679.
Schweizer 701.
Schwyz 319, 329, 331, 333, 340.
Sciarpa 155, 157.
Scipio 17.
Sclaverei 225, 232, 663, 714.
Scott 572.
Scylla 150.
Sebastiani 359, 363, 364.
Sebastopol 143.
Sebeto 167.
Secundärschulen 286.
Sedilen 179.
Seefeld 594.
Seeger, Division 542.
Seerecht der Neutralen 82, 104 f., 121, 147, 515 bis 517.
Ségur 405, 476, 558, 560, 712.
Seldenbrunn, Reginbert von 131.
Semenowisches Regiment 115.
Semiramis von Lucca 511.
Senat 7, 204, 206, 210, 290, 295, 298, 299, 302, 304, 305, 307—311, 316, 432, 433, 434, 438—440, 443, 446, 449, 452, 495, 539, 541, 652, 667, 717.
— Conservateur 5.
— in Neapel 161.
— in Rußland 142.
— toscanischer 58.
Septembermörder 203, 206.
Septimius Severus, Triumphbogen des 490.
Serbelloni 296.
Sérurier 449.
Servan 72.
Serviten 244.
Sette Pani 45.
Sheridan 105, 663, 665.
Sibirien 112, 146.
Sicard 513.
Sicilianische Republik 155.
Sicilien 149, 150, 159, 166, 170, 188, 192, 479, 515, 519, 571, 576, 644—646, 653, 655, 676, 688, 684.
Sidney Smith 214, 288.
Siebein, General 597.
Siegesfest in Neapel 161.
Siena 186, 187.
Siéyès 2, 4, 6, 101, 290, 294, 298, 304, 306, 309, 451.
Sigmaringen 691.
Silberflotte 497.
Silbermannische Orgel 132.
Simbschen 588.
Siméon 303, 304.
Simplon 319, 358.
Sina 144.
Singen 43.
Siniavin, Admiral 680, 682.
Sinzheim 549.
Sire 451.
Sitten 424.
Skage, Buchhandlung 704.
Skärätin 117.
Skythen 73.
Smith, Lieutenant 400 f.
— Sidney 23—25, 652, 656.
— Spencer 376, 432, 466, 646.
Sobieski, Jakob 375.
— Johann 375.
Sokolnitz 610—623, 625.
Solothurn 319, 329, 339, 340.
Soltykow 147.
Sommariva 58, 87.
Songis 449.
„Sonne von Austerlitz" 622.
Sonntag oder Dekadi 99.
Sora 155.
Sorokin, Capitän 164.
Sorrent 160, 161.
Soult 45—47, 189, 200, 431, 433, 449, 545, 560, 587, 598, 609, 620, 623, 625, 632, 681, 697, 708.
Southey 567.
Souveränität im Rheinbund 692.
Souza, Herr von 481.
Spangen, General 560.
Spanien 78—81, 83, 103, 195, 196, 218, 221, 223, 225, 300, 371, 396, 433, 463, 468, 480, 497, 498, 507, 515—517, 521, 575, 684, 685.
Speciale 176, 178, 180, 181.
Specialschulen 287.
Spencer 660.
Spenser 106.
Speyer 123, 127, 534.
Spiegel, Baron 585.
Spin 458.
Spina, Monsignore 244, 245, 247, 252, 255, 510.
Spitzen 93, 94.
Spoleto 508.
Sprengpforten 77, 78.
Staatsgewalt 134.
Staatsinquisition in Rußland, geheime 121.
Staatsrath 5, 10, 17, 83, 204, 210, 211, 290, 293, 305, 309, 311, 379, 401, 439, 440, 444, 482, 488, 541.
Staatsstreich vom 18. Brumaire 1799 S. 1, 67, 434, 436, 698.
— des 18. Fructidor 1797 390.
— vom 17. April 1802 330.
— vom 7. August 1800 323.
— vom 27. October 1801 325.
Stablo 123.
Stadion 606, 628, 630, 631, 635—638, 641, 681 f., 695, 716.
Städte, freie 124 f.
Staël, Frau von 7, 49, 272, 273, 413, 661.
Standesregister der Pfarrer 285.
Stanz 352.
Stapfer 323, 337, 352.
Starhemberg 666.
Stari-Winobradi 623.
Starray 72.
Stato dei Presidii 188.
Steiermark 540, 598, 632.

Stein, Freiherr von 707, 708, 711, 720.
— Buchhandlung 708.
Steinestadt 389.
Steinpaſs 597.
Stella 45.
Stephan IV. 503.
Sterzing 593, 594.
Steuern unter Napoleon 2.
Steußlingen 43.
Steyr 90, 95, 590, 598.
— Waffenſtillſtand zu 186.
Stipſic 554.
Stirling 526.
Stockach 43, 544, 549.
Stockerau 609.
Stockholm 399, 681.
Stohl, Poliziſt 402.
Stolberg 353.
Stolgebüren 284.
Stolhofen 388.
Storo 94.
Strachan, Richard 570.
Stradella 56.
Stralſund 520, 521, 530.
Straßburg 41—43, 87, 98, 123, 127, 285, 376, 384, 385, 397, 400—402, 404, 406, 534, 535, 541, 552.
Strelitz 125.
Stroganoff 516.
Stroganow 141, 143.
Strubpaſs 597.
Stuart, Infanterie-Regiment 60.
— John 644, 656.
— der letzte 70.
Stumpf 402.
Stupinigi, Villa 506.
Stuttgart 383, 384, 466, 537, 542, 544, 552, 671, 724.
Suchet 46, 54, 55, 59, 61, 611, 624, 625.
Südamerika 194.
Sugana 94.
Suhlingen 370.
Suleiman von Aleppo 26.
Sulgau 634.
Sulla 664.
Sully 2.
Sulzbach 123
Sundzoll 109.
Surinam 194, 197, 480, 529.
Suworow 31—33, 35, 36, 320, 392, 394, 616.
Swinburne 594.
Synodalverband, deutſcher 189.
Syrakus 644.
Syrien 28, 215.
Szenaſſy 593.

T.

Tabago 195, 222.
Taborbrücke 607, 608, 610.
Tabor, Kreis 632
Tacitus 421.
Taganrog 119, 144.
Tagliamento 585.
Talifin, General 115.
Talleyrand 2, 10, 30, 75, 83, 125, 140, 196, 242, 245, 247, 249, 250, 263, 277, 278, 280, 296, 297, 302, 307, 312, 321, 324, 326, 328, 329, 333, 334, 336, 367, 398, 400—402, 404, 407, 412, 425, 433, 439, 441, 451, 460, 464, 466 bis 470, 474, 483, 498, 500, 503, 511, 513, 522, 529, 538, 541, 545, 608, 616, 618, 633, 635, 636, 638, 641, 646, 675, 679, 683—685, 689, 697, 698, 706, 710, 718, 719.
— Frau von 126.
Tallien 22.
Talma 538, 649.
Tanucci 191.
Tarbé 10.
Tarent 197, 363, 367, 536, 576, 644, 646, 647.
Target 513.
Taſſo Torquato 161.
Tatiſchef 575, 576, 647.
„Taubſtummen“ 312.
Taylor 376, 432, 466, 646.
Tedeum in Mailand 71.
„Telemach“ 382.
Tellnitz 619—626.
Tenda, Paſs von 45.
Terni 188.
Terra di Lavoro 155, 165.
Terroriſten 206.
Teſſin, Canton 319, 340.
Teſtacte 106.
Teſtament des erſten Conſuls 310.
Teſtot-Ferry 600.
Tettnang 634, 642.
Texel 91.
Thalfingen 550.
Thaya 611.
Theben 217.
Theophilanthropen 86, 99, 241, 266, 270.
Théot Katharina 387.
Thereſa Donna 80.
Thiard, General 684.
Thibaud 291.
Thibaudeau 237, 488.
Thiebauld 623.
Thierney 105.
Thiers 16, 20, 51, 59, 86, 99, 112, 118, 139, 140, 197, 198, 208, 213, 217, 226, 232, 235, 239, 249, 293, 294, 299, 301, 306, 360, 367, 375, 423, 430, 431, 442, 444—455, 477, 481, 494, 517, 527, 537, 541, 545, 556, 588, 607, 640, 642, 664, 673, 675, 689, 692, 693, 695.
Thornton 714.
Thugut 30, 31, 33, 38, 56, 68, 83, 85, 190, 388, 680, 681.
Thumery 389, 400, 402, 405, 468.
Thura 110.
Thurgau 329, 340.
Thuriot 377, 378, 456.
Thurn 178.
Thurn und Taxis 123.
Thuſis 93.
Tettenborn 554.
Tilſit 613.
„Timoleon“ Alfieris 161.
Tippo Sahib 521.
Tirol 55, 93, 530, 540, 546, 554, 560, 574, 584, 586 bis 589, 591 f., 632 bis 634, 636, 641, 681.
Titelweſen 449.
Tobolsk 145.
Todesſtrafe 701.
Todtnau 43.
Toggenburg 319.
Toleranz 143, 145, 255.
Toll, Major von 618, 626, 627.
Tommaſi, Commandeur 143.
Tonal, Monte 93, 94.
Topino-Lebrun 101, 208, 207.
Tories 660.
Torre del Greco 165—167.
Torruſio 165.
Tortona 37, 44, 55, 58, 59, 66.
Tortugas, Inſel 235, 239.
Toscana 37, 55, 66, 67, 76, 81, 87, 88, 96, 97, 124, 129, 140, 186, 188, 191, 295, 349, 361, 518, 642.
Toulon 40, 55, 57, 74, 84, 164, 170, 176, 280, 479, 480, 524, 573, 688.
Toulouſe 285.
— -Lautrec, Grafen 404.
Tournay 599.
Tours 269, 285.

Touſſaint - Louverture 218, 219 ff., 225–228, 231, 233–236, 238, 240.
Tracy 7, 290
Trafalgar 562, 645, 658.
Trani 158.
Traun 90.
Trécesſon 209.
Trekorner 109.
Treviſo 697.
— Waffenſtillſtand von 186.
Tribunat 5—8, 48, 204, 210, 289, 291–293, 295, 298 bis 300, 303, 311, 377, 434, 488, 443, 446, 449, 488, 667, 670.
Tricolore 158.
Trient 93, 94, 128, 129, 596, 634, 642.
Trier 128, 128, 137, 285.
Trieſt 186, 190.
Trinidad 194–197, 521, 525.
Tripolis 359.
Triumvirat in Rußland 141.
Troche 374, 458.
Trochtelfingen 555, 556.
Trompia, Thal 94.
Tronchet 293, 298.
Troſchtſchinsky, ruſſ. Senator 115.
Trowbridge 158, 162, 172, 175, 176, 178.
Troyſi Abbate 156.
Truguet 205.
Tſchiffeli 346.
Tuilerien 5, 6, 15, 17, 126, 311, 314, 366, 493, 495.
Tunis 359.
Turas 620.
Turrenne 2, 16, 17, 72, 86, 385, 421.
Turin 33, 37, 49, 55, 59, 66, 67, 244, 384, 411, 485, 506, 519.
Türkei 151, 164, 188, 197, 300, 316, 359, 392, 500, 517, 521, 638, 641, 681.
Turreau 45, 329.
Tutſchukbey 143.
Tuttlingen 43.
Tyrus 48.

U.

Überlingen 127, 390.
Uhrſchitz 627.
Uihazy, Major 595
Ulm 40, 42, 44, 72, 83, 85, 119, 127, 533, 538, 545, 546, 550, 551, 554, 557, 558, 560 f., 574, 580, 586, 593, 594, 597, 645, 657, 686.
Unditz 597.
Ungarn 95, 632.
Union, engliſche 105.
Unioniſten in der Schweiz 322, 328, 328, 330, 336.
Univerſität in Charkow 144.
— in Dorpat 144, 145.
— in Genua 510.
— in Kaſan 144.
— in Moskau 144.
— napoleoniſche 287.
— Pavia 53, 507.
Univerſitäten in Rußland 144.
Univerſität in Wilna 144.
Unterkochen 555.
Unterloiben 604.
Unterpräfect 9.
Unterwalden 319, 329.
Unzmarkt 601.
Uovo 160, 168 f., 172, 176.
Urbino 66.
Uri 319, 329.
Urquijo 81.
Uſſermann 131.
Utrecht 717.
Uznach 319.

V.

Valence 3, 244.
Valenciennes 362.
Valhoubert 624.
Valois 420.
Valongue 655.
Valtellin 515.
Vandalismus der Aufklärer 134 ff.
Vandamme 43, 94, 545, 628, 625.
Vannes 456.
Vanſittard 108.
Vaprio 36, 37.
Vaubois 75.
Vauborel, Marquis 401, 404.
Vaudoux 226.
Vaudreuil 384.
Velasco 181.
Veltlin 88.
Vendée 3, 17, 41, 104, 221, 247, 285, 358, 372, 388, 395, 456.
Venedig 31, 67, 70, 97, 105, 185, 316, 395, 500, 540, 577, 585, 632, 636, 642, 681, 684.
Venetien 515, 616, 638.
Venloo 481.
Ventimille 55.
Vercelli 71.
Verden 127.
Verdet 458.
Verdier 28, 578, 581—584.
Verdun 386, 534.
Vereinigte Staaten 82, 368, 436, 529.
Verfaſſung des Conſulats 295, 302.
— deutſche 361.
— in Domingo 226 ff.
— die fünfte 309.
— von Genua 317.
— der italieniſchen Republik 295 ff.
— des Kaiſerreichs 439 ff., 589.
— von Malmaiſon 325, 326, 328, 330.
— neapolitaniſche 161.
— der Schweiz 319, 321, 329, 336, 339, 341.
— die vierte 4 ff., 6.
Verhuel 478, 698.
Verninac 325, 326, 330, 331, 335.
Vernunft, Gottheit der 245.
Verona 37, 95, 510, 577, 578, 616.
Veronetta 577, 581, 584.
Verſailles 5.
Verſailler Waffenfabrik 80.
Verſchwörung Arenas 101.
Verſchwörungen im Jahre 1804 372, 452.
Verſchwörung in Offenburg 400.
Vertrag von Aleſſandria 67.
— von Amiens 679.
— von San Ildefonſo 371.
— zu Potsdam 673
— von Preßburg 680.
— von Schönbrunn 673, 675, 679, 711, 713.
Vertrauensliſten 5, 9.
Veryer 207.
Veſuviſche Republik 155.
Veto 439.
Via mala 93.
Vicenza 91, 93, 581, 582, 584, 585, 697.
Victor Emanuel 316.
„Victory“ 563, 565.
Vierwaldſtätterſee 390.
Vigliena, Fort 167.
Vigo 527.
Villaret - Joyeuſe, Admiral 230 f.
Villeneuve 13, 49, 479, 480, 525—529, 563, 565, 566, 668, 572, 679.
Villingen 386, 552.

Vincennes 407, 408, 412, 413, 416, 455, 464, 473, 582.
Vincent 224, 227, 585, 682.
Vinci 160.
Vintschgau 595.
Virgil 507.
„Virginia" Alfieris 161.
Virieu 382.
Visitatoren 179.
Viterbo 188.
Vöcklabruck 90.
Vogelsang 585.
Voghera 57, 58.
Voidel 10.
Völkerrecht 103, 372, 402, 424, 466, 514, 516, 517, 704.
Volksschulen in Frankreich 286.
Volksschulen in Rußland 144.
Volks-Souveränität 665.
Vollziehungs-Ausschuß in der Schweiz 322.
Voltaire 145, 278.
Vorarlberg 530, 587, 598, 638, 642.

W.

Waadt 319, 326, 331, 341.
Wahlherr 5.
Wählercollegien 309.
Waidhofen 590, 598.
Waitz, Freiherr von 686, 709.
Walachei 515, 638, 641.
Waldeck 123, 709.
Walkmühle 625.
Wallerstein 556.
Wallis 319, 323, 325, 329, 424, 507.
Walmoden 370.
Walpole 663.
Wangen 560, 595.
Wanzenau 387.
Warschau 120, 375, 396, 398.
Wartensleben 595.
Washington 15, 17, 82, 272, 289, 303.
Wasserburg 89, 587, 588.
Wassiliew 142.
Wattenwyl 341.
Wegscheid 599.
Weimar 579, 713.
Weissenburg 401, 584.
Weissenburger Linien 387.
Weissenhorn 553.
Wellesley, Marquis 658, 661.
Wellington, Lord 658.
Welmoes 110, 111.
Wels 530, 588, 588.
Weidenfeld 62.
Werden 708, 719.
Werdenberg 319
Werneck 552, 553, 555—557.
Wesel 639, 708, 717.
Wessobrunn, Abtei 137.
Westfalen 123, 125, 127, 544, 717, 721.
Westfälischer Friede 130, 137, 687.
Westindien 519.
Wetterau 123.
Wetzlar 124, 137, 599.
Weyer 598.
Weyrother 533, 615, 618, 622, 623.
Whigs 660.
Whitworth 121.
Wiäzmitinow 142.
Wickham 388, 390, 394, 401, 646.
„Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" 354.
Wiederhold 43.
Wien 90, 123, 186, 190, 243, 259, 329, 364, 384, 392, 433, 466, 518, 520, 522, 529, 534, 574, 580, 597, 604, 605, 607—609, 618, 632, 637, 641, 643, 671, 681, 682, 694, 695.
Wilberforce 658, 660, 661.
Wildon 601.
Wilhelm, Prinz von Preußen 711.
— I., Kaiser 712.
Willingen 634.
Willstädt 127.
Wilna 35, 144, 145.
Wilstett 401.
Wimpfen 127, 616.
Windham 195, 660, 661, 663.
Windisch-Feistritz 596.
Windischgarsten 598
Windsor, Gemäldegallerie zu 70.
Winzingerode 517, 518, 520, 531, 610.
Wirtemberg 40, 77, 122 bis 124, 126, 127, 129, 144, 147, 515, 535, 617, 633 bis 636, 638, 673, 689 bis 691, 693, 701, 724.
— Königthum 642.
— Kurfürst von 562.
Wirz, General 167.
Wischau 611, 615, 616, 625.
Wiseman 69.
Wisin, Denkwürdigkeiten 115.
Withworth, Lord 362, 363 365—367.
Wittelsbacher 136.
Wittgenstein 126
Wohlfahrts-Ausschuß 101, 438.
Wolhynien 392.
Wolf 43.
Wolfskehl, General 560.
Worms 123, 384, 411.
Woronzow 84, 142, 631.
Wrbna, Graf 606.
Wrede 587, 589, 634.
Wright, Capitän 373, 374, 456.
Wurmser 387—389, 548.
Wurzach 389.
Würzburg 90, 123, 127, 136, 534, 535, 587, 642, 682, 709, 717, 721.
Wyss 326—329.

Y.

Yarmouth 108, 653, 679, 683, 684, 709, 718.
Yelin, Konrad von 704.
York, Herzog von 70, 91, 548, 599.

Z.

Zabern 406, 584.
Zaccaleoni 185.
Zach, General 59, 61, 62, 66, 92.
Zacharias, Papst 472.
Zambutti Cajetan 178
Zante 151.
Zara 151, 717.
Zarizyn 119.
Zastrow 518.
Zehent in der Schweiz 323, 330, 340.
Zeitungen unter Napoleon 15.
Zell, Abtei 127.
Zentner, Geheimrath 136.
Zevio 582.
Zinzendorf, Graf 349.
Znaim 606, 609, 610, 632.
Zubow-Platon 115, 116, 118, 141.
Zürich 88, 319, 321, 322, 324, 329, 339—341, 345, 390, 394, 549.
Zug 319, 329, 340.
Zurlo 156, 158, 159, 163, 167.
Zweibrücken 123.

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C042612127